Schwäbische Litteraturgeschichte

in zwei Bänden.

Von

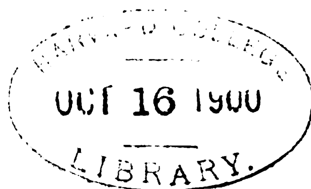
Rudolf Krauß.

Erster Band.

Von den Anfängen bis in das neunzehnte Jahrhundert.



Freiburg i. B.
Leipzig und Tübingen.
Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck).
1897.



Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

Vorwort.

Bei Beurteilung des vorliegenden Buches möge man nicht vergessen, daß es der erstmalige Versuch ist, die Litteratur und das litterarische Leben des schwäbischen Stammes in zusammenhängender Darstellung zu schildern. Die Schwierigkeiten, das Material zu sammeln und zu sichten, zu ordnen und zu gestalten, die bei dem Mangel an umfassenden Vorarbeiten groß genug waren, wurden durch die Schwierigkeit, den Stoff zu begrenzen, noch überboten. Nachdem von vornherein beschlossen war, daß sich das Werk nur auf Schwaben im engeren Sinne mit Ausschluß der alamannischen Badener, Elsässer und Schweizer erstrecken solle, erhob sich alsbald die Frage, ob der ethnographische oder der politische Gesichtspunkt zu gelten habe. Der schwäbische Stamm hat im württembergischen Herzogtume frühzeitig einen sich stätig ausdehnenden Mittelpunkt gefunden: seine Mehrheit ist allmählich in diesem Staat aufgegangen, dessen Bevölkerung umgekehrt ihrer überwiegenden Zahl nach, etwa zu sieben Achteln, aus Schwaben besteht. In Württemberg herrscht das schwäbische Element stark vor, in Württemberg ist es zu seiner eigentümlichsten Entwicklung gelangt. So gilt denn das Land heutzutage mit Recht als der hauptsächlichste Vertreter des Schwabentumes, ja die Begriffe württembergisch und schwäbisch werden gewöhnlich

unter Mißachtung des prinzipiellen und materiellen Unterschiedes miteinander völlig identifiziert. Gerade in dem Umstande, daß auf diesem Stücke deutscher Erde die ethnographischen und politischen Grenzen mehr, als anderswo, zusammenfallen, liegt ein eigenartiger Vorzug, und gerade darum ist es vielleicht eine leichtere Aufgabe, eine schwäbische als irgend eine andere deutsche Spezial-litteraturgeschichte zu schreiben. So habe ich denn Württemberg geflissentlich in den Mittelpunkt meines Werkes gestellt und habe auch die fränkischen Gebietsteile des Königreiches in den Kreis meiner Schilderungen hereingezogen, was mir um so unerläßlicher schien, als im nordöstlichen Württemberg die Grenzen zwischen schwäbischer und fränkischer Volksart höchst flüssig sind und die Franken sich bis zu einem gewissen Grad auch in der Kultur dem Stamme, welchem sie politisch angegliedert sind, assimiliert haben. Und zwar sind die jetzt württembergischen Bezirke von den ältesten Zeiten, nicht erst von dem Augenblick an, da sie diesem Staat einverleibt worden sind, zum Gegenstande der Darstellung gemacht worden. Indessen durfte bei einem kulturgeschichtlichen Werk — und die Litteraturgeschichte ist ja nichts anderes, als ein Teil der Kulturgeschichte — der ethnographische Gesichtspunkt über dem politischen nicht vernachlässigt und das nicht im württembergischen Staat aufgegangene Schwaben, also hauptsächsich die jetzt bayerische Provinz Schwaben, nicht ganz übergangen werden. Somit ist in diesem Werk einerseits das gesamte Königreich Württemberg, andererseits der gesamte schwäbische Stamm behandelt. Aber auch noch nach Festlegung dieser allgemeinen Grundlinien erhoben sich im einzelnen hinsichtlich der Abgrenzung mancherlei Fragen und Zweifel, die eben von Fall zu Fall nach reiflicher Ueberlegung und bestem Wissen gelöst werden mußten.

Es versteht sich von selbst, daß die Litteraturgeschichte eines einzelnen deutschen Stammes nur unter fortgesetztem Hinblick auf

die Entwicklung der allgemeinen Nationallitteratur geschrieben werden darf. Aber vielleicht werden gegen den Versuch, einen derartigen Ausschnitt aus der deutschen Litteraturgeschichte zu machen, überhaupt Bedenken erhoben werden. Solchen gegenüber möchte ich im voraus meinen Standpunkt mit wenigen Worten klarlegen. Ich hoffe, daß mein Buch meinen engeren Landsleuten, für die es in erster Linie bestimmt ist, willkommen sei, weil es ihnen Förderung und Vergnügen bereiten wird, zum erstenmal einen vollständigen Ueberblick über die litterarischen Darbietungen des Stammes zu gewinnen. Ich wünschte aber auch, daß die Berechtigung und Nützlichkeit meines Unternehmens im weiteren Vaterland anerkannt werde. Die geistige Stärke und der geistige Reichtum des deutschen Volkes haben von jeher darauf beruht, daß die einzelnen Stämme die Schätze ihrer eigenartigen und selbständigen Bildung zum großen Gemeingute der ganzen Nation zusammengehäuft haben. Ein so außerordentliches Glück für uns Deutsche die politische Einigung gewesen ist, zu einem ebenso gewaltigen Unglücke würde für uns die geistige Konzentration und Nivellierung werden. Sie bedeutete für die deutsche Kultur Verflachung und Versumpfung, Entkräftigung und Verarmung. Daß uns diese Gefahr in den drei letzten Jahrzehnten näher gerückt ist, darf nicht verkannt werden. Gerade darum ist es doppelt notwendig, daß man in Deutschland die Vielheit der individuellen Lebensformen mit Bewußtsein betone, daß sich jeder Stamm die Besonderheit seiner Geistesbildung mit Sorgfalt und Treue zu wahren suche. Wenn als ein taugliches Mittel zur Erreichung dieses Zieles das betrachtet werden darf, daß die einzelnen Stämme über ihre geistigen Leistungen Musterung abhalten und sich dadurch gewissermaßen auf sich selbst besinnen, so ist vielleicht auch mein Werk dazu angethan, einen bescheidenen Beitrag zu dem angedeuteten hohen Zwecke zu leisten.

Der vorliegende erste Teil meiner Schwäbischen Litteraturgeschichte bringt zunächst die älteren Epochen in kürzerer und dann die Zeiten unserer klassischen Dichtung von der Mitte des 18. bis zum Anfange des 19. Jahrhunderts in ausführlicherer Darstellung. Den zweiten und letzten Band, der die schwäbische Litteratur des 19. Jahrhunderts von den Tagen der Romantik bis auf die Gegenwart herabführen soll, hoffe ich in kurzer Frist nachliefern zu können.

Stuttgart im August 1897.

Rudolf Krauß.

Uebersicht des Inhaltes.

Drittes Kapitel.

Viertes Kapitel.

Fünftes Kapitel.

Sechſtes Kapitel.

Siebentes Kapitel.

Achtes Kapitel.

Neuntes Kapitel.

Zehntes Kapitel.

Erstes Kapitel.

Schwaben und Alamannen.

Die Bewohner der Neckargegenden und des oberen Donauthales zwischen Schwarzwald und Lech werden heutzutage Schwaben genannt, während man die südwestlich diesen sich anschließenden Völkerschaften, die zu beiden Seiten des Oberrheins zwischen Schwarzwald einerseits, Vogesen und Schweizer Jura andererseits sitzen, unter dem Namen Alamannen zusammenzufassen pflegt. Politisch betrachtet, nimmt dieser Stamm das Elsaß, die deutsche Schweiz, Baden, Teile des bayerischen Allgäus und das österreichische Vorarlberg, jener Württemberg, Hohenzollern und die bayerische Provinz Schwaben ein. Beide Gruppen bilden zusammen eine ethnographische Einheit, heben sich aber innerhalb dieser Einheit durch Besonderheiten voneinander ab; namentlich weisen ihre Mundarten bei naher Verwandtschaft unverkennbare Verschiedenheiten auf, wenn auch die Sprachgrenze zwischen ihnen nicht leicht zu ziehen ist. Beide Gruppen haben ohne Frage von dem mächtigen und altberühmten Germanenvolk der Sueben, das der einen von ihnen seinen Namen hinterlassen hat, ihren Ausgang genommen. Wie und wann aber die Abzweigung erfolgt ist, ob Schwaben und Alamannen nur verschiedene Namen für denselben Stamm sind, der erst in verhältnismäßig junger Zeit in zwei Teile auseinander gefallen ist, oder ob die Trennung in uralte Zeiten zurückreicht: das sind heiß umstrittene Fragen, die eine vollkommen sichere Beantwortung kaum jemals finden werden.

Wir Deutsche verdanken die ältesten Nachrichten über unsere Urväter Schriftstellern griechischer und lateinischer Zunge. Vor Julius Cäsar haben die Römer zwischen Kelten oder Galliern und

Germanen kaum unterschieden, vielmehr diese Nation jener, als der ihnen unmittelbar benachbarten und darum genauer bekannten, zugezählt. Die Kelten haben sich ehedem über den Rhein hinüber ausgedehnt und einen großen Teil von Süddeutschland innegehabt, wovon die hier zahlreichen keltischen Ortsnamen Zeugnis ablegen. Sie sind die ältesten Bewohner des heutigen Schwabenlandes in historischer Zeit; in die prähistorischen Epochen des Eises, der Höhlenbewohner und Renntierjäger, der Pfahlbauten wollen wir nicht hinabsteigen. Aber allmählich sind die Gallier aus diesen Gegenden von den Germanen verdrängt worden. Teile von ihnen mögen zurückgeblieben sein und sich mit den Eroberern vermischt haben, die jedenfalls seit dem Anfange des 1. vorchristlichen Jahrhunderts das Uebergewicht hatten. Als Cäsar im Jahre 58 v. Chr. nach Gallien kam, bildete der Rhein zwischen den beiden Nationen die Grenze.

Die älteste germanische Bevölkerung der auf der rechten Seite des Oberrheins liegenden Länderstriche waren Sueven oder Sueben. Ob der Name „die Schweifenden“ oder „die Glänzenden“ oder was sonst immer bedeutet, ist nicht mit Bestimmtheit festzustellen. Und ebenso unsicher ist der Umfang des Begriffs. Bald scheinen die Sueben mit den Herminonen, der einen von den drei großen Gruppen, in die Tacitus alle Germanen teilt, völlig identisch zu sein, bald wiederum nur einen Teil von diesen auszumachen. Gewiß aber waren sie zu Cäsars und Tacitus' Zeiten das größte und mächtigste unter allen Germanenvölkern: sie erstreckten sich von der Ostsee bis zum Oberrhein; allmählich freilich wurden sie von ihren Stammsitzen im Norden immer mehr nach Süden geschoben. Markomannen, Hermunduren, Semnonen, Langobarden, Angeln, Cherusker, Chatten und Quaden waren besonders wichtige Zweige der Sueben im weitesten Sinne.

Vor der Mitte des 1. vorchristlichen Jahrhunderts machten die Germanen den frühesten Versuch, sich jenseits des Rheines auszubreiten. Unter ihrem Heerkönig Ariovist überfluteten meist suebische Völkerschaften Gallien, wurden aber von Cäsar 58 v. Chr. im Oberelsaß besiegt und über den Rhein zurückgeworfen; die Frage, wer die dem Untergange geweihte keltische Nation beerben solle,

war damit zu Gunsten der Römer entschieden. Diese dehnten unter Kaiser Augustus ihre Herrschaft bis an die Donau aus und errichteten im Jahre 15 v. Chr. die Provinz Rätien, die später sogar über die ursprüngliche Donaugrenze etwas hinausgeschoben wurde. Zur Zeit, als diese Provinz geschaffen wurde, wohnten im Winkel zwischen Donau, Main und Rhein noch die suebischen Markomannen, die lange Zeit die Vormacht der Sueben im südwestlichen Deutschland gewesen waren, nun aber (um 10 v. Chr.), der bedenklichen Nachbarschaft der Römer ausweichend, unter ihrem Könige Marbod nach Böhmen zogen und dort ein viele Jahrzehnte blühendes Reich begründeten. In dem also verlassenen Land, in dem immerhin ein kleiner Bruchteil der Markomannen zurückgeblieben sein wird, ließen sich Kolonisten vom linken Rheinufer nieder: Gallier, versprengte Germanen, wohl auch vereinzelte Römer, und am Ende des 1. nachchristlichen Jahrhunderts wurde dieses Gebiet als sogenanntes Zehntland der Provinz Obergermanien einverleibt; den östlichen Teil des Markomannenlandes hatten die mit den Römern befreundeten Hermunduren angewiesen erhalten. Damals begannen die Römer zwei gewaltige Grenzwälle, einen oberrheinischen und einen rätischen, zum Schutz ihrer Provinzen Obergermanien und Rätien gegen die freien Germanen zu errichten. So genoß das heutige Schwabenland als ein Stück des Cäsarenreiches fast zwei Jahrhunderte lang nur durch kurze Schwankungen unterbrochenen Frieden, und zum erstenmal wurden die Anfänge einer höheren Kultur auf seinen Boden übertragen.

Da klopfte ein den Römern bislang unbekanntes Germanenvolk an die Pforten ihres Weltreiches. Gegen die vordringenden Alamannen rief vom Main her ein in den Quellen nicht näher bezeichneter Stamm, nach wahrscheinlicher Vermutung die Hermunduren, den Kaiser Caracalla zu Hilfe, und es kam im Jahre 213 zwischen jenen und den Römern zum ersten Kampfe. Wer sind diese Alamannen? woher sind sie gekommen? Ihre Zugehörigkeit zum Suebentume steht über jedem Zweifel. Ohne Frage sind sie in der Geschichte sofort als ein einheitliches Volk, nicht als ein Bund von kleinen Völkerschaften, wie man früher angenommen hat, aufgetreten, wobei dahingestellt bleiben mag, ob sie von vorn=

herein einen einzigen Stamm gebildet haben oder durch gemeinsame Schicksale aus mehreren Stämmen zu einer Einheit zusammengeschweißt worden sind. Als sicher darf ferner gelten, daß sie von Nordosten nach Südwesten vorgerückt sind, und es ist ein glücklicher Gedanke gewesen, sie mit den Semnonen, dem Kernstamme der Sueben, dem die Pflege des suebischen Nationalheiligtumes, des Götterhaines, anvertraut war, zu identifizieren. Demnach wären die Semnonen zu Ende des 2. oder zu Anfang des 3. Jahrhunderts aus ihren Sitzen zwischen Elbe und Spree nach dem oberen Main gewandert und dort mit den Hermunduren und deren Verbündeten, den Römern, zusammengestoßen. Unterwegs hätten sie ihren alten Namen Semnonen gegen den neuen Alamannen vertauscht. Wie dieser zu übersetzen ist, ob er „Allmenschen“ oder „ausgezeichnete Männer“ oder „Leute des Götterhaines“ bedeutet: wer möchte dies endgültig entscheiden? Ausgemacht ist dagegen, daß er aus dem Volke, das er bezeichnet, nicht hervorgegangen, diesem vielmehr von anderen Stämmen beigelegt worden ist. Die römischen und griechischen Schriftsteller griffen dann hauptsächlich den Namen auf, der stets ein mehr künstliches als natürliches Dasein gefristet hat, während die Alamannen selbst sich mit Vorliebe kurzweg Sueben oder Schwaben, welche letztere Form bald geläufig wurde, genannt haben mögen.

Im stätigen Kampfe mit dem Römertum, von diesem zeitweise zurückgedrängt, aber allmählich doch überhand nehmend, besetzten die Alamannen alles Land jenseits von Rhein und Donau, welche beiden Ströme seit dem Tode des Kaisers Probus (282) von den kriegführenden Parteien thatsächlich als Grenzen anerkannt wurden. Daß ein kleiner Teil der alten Bevölkerung in den von den Alamannen eingenommenen Gegenden zurückgeblieben ist und sich mit diesen vermischt hat, darf, wie fast immer in solchen Fällen, als wahrscheinlich betrachtet werden. Eine neue Periode alamannischer Ausdehnung begann mit dem Anfange des 5. Jahrhunderts. Von vorübergehenden Ueberschwemmungen entfernter Länder, Galliens, Italiens, Pannoniens, abgesehen, nahmen sie das römische Flachland südlich der Donau in Besitz und schoben sich in das nördliche Helvetien und in das Elsaß vor, so daß

alles Land zwischen Main und Alpen, Vogesen und Schweizer Jura und Lech in ihren Händen war. Zugleich zogen sie den Rhein hinauf über Köln bis nach Aachen und Maastricht. Dieser Ausbreitung setzten indessen bald die Franken ein Ziel. Ihrem Könige Chlodwig, dem kraftvollen Begründer der Merowingermacht, unterlagen die Alamannen 496 im blutigen Zusammenstoß am Oberrhein; sie wurden nun den Franken unterthan, die sich besser, als die Besiegten, auf die Kunst der Staatenbildung verstanden. Ein Teil der Alamannen floh nach Süden und erhielt vom großen Ostgotenkönige Theoderich in Rätien Sitze angewiesen; doch wurde 536 auch dieses Gebiet an die Franken abgetreten. Den nördlichen Teil des Alamannenlandes nahm Chlodwig den Besiegten ab und teilte ihn seinen Franken zu, die ihm nach und nach das Gepräge ihres Stammes aufdrückten.

Die gewaltige Ausdehnung der Alamannen in der ersten Hälfte des 5. Jahrhunderts scheint nicht im richtigen Verhältnis zu ihrer Volkszahl gestanden zu haben, und die Folge davon war, daß sich ihr älteres Gebiet, die Thäler des Neckars und der oberen Donau, stark entvölkerte. Wer hat nun diese mehr oder weniger herrenlosen Länderstriche in Besitz genommen? Sind es Nordalamannen gewesen, die nach ihrer Besiegung durch die Franken sich in die alten Sitze zurückflüchteten und diese von neuem besiedelten? Oder ist in der Zwischenzeit ein anderer Suebenstamm — vielleicht auch mehrere kleine, unter sich nahe verwandte Stämme — in die von den Alamannen verlassenen Gegenden eingerückt? Letzteres ist von vornherein wahrscheinlicher, da bei dem fortwährenden gegenseitigen Schieben und Drängen der Germanen in der Periode der Völkerwanderung ein Land, wie das heutige Württemberg, schwerlich längere Zeit verödet geblieben ist. Die Alamannen sind zwar der Kern der Sueben gewesen, aber nicht die einzigen Sueben, die im 5. Jahrhundert vorhanden waren. Es gab damals gewiß noch eine Anzahl weniger bedeutender Stämme, die erst später von fremden Völkern aufgesaugt worden sind. Warum sollten nicht solche Sueben, wie immer sie geheißen haben mögen, in dem von den Alamannen verlassenen Gebiet zwischen Schwarzwald und Lech sich niedergelassen haben? Ist diese An-

nahme richtig, so haben sich die neuen Ankömmlinge jedenfalls mit dem zurückgebliebenen Reste der ihnen stammverwandten Alamannen — denn alle waren diese schwerlich fortgegangen — rasch und ohne Schwierigkeiten verschmolzen. Und auch dieser Teil der Sueben dürfte seinen nicht mehr zu ermittelnden Sondernamen bald aufgegeben und sich ohne weiteres Schwaben genannt haben.

Die größere Wahrscheinlichkeit spricht also dafür, daß die beiden nahe verwandten Gruppen, die man heutzutage als Schwaben und Alamannen bezeichnet, von Hause aus zwei getrennte Teile des Suebenvolkes gewesen sind. Vom 6. Jahrhundert an ging aber das Bewußtsein der ursprünglichen Verschiedenheit mehr und mehr verloren. Das ist sehr natürlich, da die zwei Gruppen ethnographisch von jeher in engster Berührung gestanden haben, und da ein verschiedene Stadien durchlaufender Mischungsprozeß, der sich im einzelnen nicht mehr genau verfolgen läßt, zwischen ihnen stattgefunden hat. Ueberdies haben sie, seitdem sie beide gleichzeitig den Franken unterthan geworden waren, politisch fast das ganze Mittelalter hindurch dieselben Geschicke gehabt. Ihre Gesamtheit bildete zunächst einen Bestandteil des Frankenreichs unter den Merowingern und Karolingern und wurde dann, nachdem sich die Weltmonarchie Karls des Großen aufgelöst hatte, zum Deutschen Reiche geschlagen. Es ist natürlich, daß das ganze Suebentum, dessen einzelne Teile zur Zeit der Selbstherrschaft mehr die Besonderheiten betont haben mochten, sich nun unter der Herrschaft eines fremden Volkes mehr als Einheit fühlte und den Franken gegenüber sein gemeinsames Stammesbewußtsein stärker hervortreten ließ, so daß die Unterschiede sich verwischten. Die Schwaben genossen innerhalb des Frankenreichs eine gewisse Selbständigkeit: sie hatten eigenes Recht und Gesetzbuch, unterstanden eigenen, aus der Mitte ihres Volkes und im Laufe der Zeit aus einem bestimmten Geschlechte hervorgegangenen Herzogen. Diesem Herzogtum, dessen Unabhängigkeitsgelüste offenbar für das Reich zu bedrohlich geworden waren, bereitete freilich vor der Mitte des 8. Jahrhunderts der Hausmaier Karlmann ein gewaltsames Ende, und fortan wurde Alamannien reichsunmittelbar und nur durch Gaugrafen verwaltet. Aber die zunehmende Schwäche

des deutschen Königtums mußte wieder zu Versuchen führen, das schwäbische Herzogtum zu erneuern, und nach mehreren mißglückten Anläufen wurde es 917 durch Herzog Burkhard I. wiederhergestellt. Zunächst standen zwar die neuen Herzoge untereinander in keinem Geschlechtszusammenhange mehr, ja gehörten nicht einmal alle dem schwäbischen Stamme an, vielmehr wurde jetzt die Würde nach Belieben von den Königen, und zwar vielfach an ihnen nahe verwandte Männer, verliehen: aber die politische Einheit des Schwabentums war wenigstens gerettet. Und dann ging im letzten Viertel des 11. Jahrhunderts das Herzogtum wieder erblich auf ein eingesessenes Geschlecht über. Durch das erlauchte Haus der Staufer, dem bald darauf auch die deutsche Königskrone anheimfiel, wurde der schwäbische Stamm der herrschende im Reich und blieb es bis um die Mitte des 13. Jahrhunderts.

Die Einheit des Schwabentums kam auch äußerlich durch Gemeinschaft des Namens zum Ausdruck. Es ist schon darauf hingewiesen worden, daß die beiden Völkergruppen von jeher sich selber mit gutem Rechte kurzweg Schwaben genannt haben werden, was natürlich auch nicht zur Aufrechterhaltung der Trennung beigetragen hat. Im Mittelalter wurde denn für die Gesamtheit ohne Unterschied der Bedeutung nach Belieben bald der Namen Alamannen, bald der Namen Schwaben verwendet; dieser war mehr Volksnamen, jener hatte mehr einen offiziellen Anstrich. Doch räumte allmählich die Bezeichnung Alamannen das Feld, um zuletzt fast ganz den Romanen überlassen zu bleiben, von denen dann der Begriff auf Alldeutschland ausgedehnt worden ist.

Seit der Mitte des 13. Jahrhunderts fiel die Einheit des schwäbischen Stammes wieder auseinander. Konradin, der letzte vollbürtige Staufer, war zugleich auch der letzte schwäbische Herzog gewesen. Die Versuche König Rudolfs I., das Herzogtum wiederherzustellen, scheiterten an dem Widerstande der zahlreichen weltlichen und geistlichen schwäbischen Großen, die alle nichts so sehr als die Reichsunmittelbarkeit und die Landeshoheit innerhalb ihren Gebieten erstrebten. Das Elsaß hatte von jeher eine gewisse Sonderexistenz geführt und zeitweise sogar ein selbständiges Herzogtum gebildet; seitdem sich die Schweiz im 14. und 15. Jahrhundert

unabhängig gemacht und zu einem besonderen Staatswesen ausgebaut hatte, wollten die deutschen Schweizer von ihrer schwäbischen Herkunft nichts mehr wissen. Das Aufkommen des schwäbischen Bundes in dem letzten Viertel des 15. und hernach des schwäbischen Kreises im Anfang des 16. Jahrhunderts trug noch mehr zur Verengung des Begriffs Schwaben bei. Fortan fiel nur noch darunter, wer zu diesen politischen Institutionen gehörte.

Nachdem zu Anfang des 19. Jahrhunderts der schwäbische Kreis aufgelöst worden war, verlor der Schwabennamen seinen politischen Sinn, und man begann sich wieder seiner historischen Bedeutung zu erinnern. Doch wurde er nicht mehr auf den ganzen Stamm, sondern nur noch auf seinen nordöstlichen, zwischen Schwarzwald und Lech wohnenden Teil angewandt, der seine ethnographischen Sonderheiten und namentlich seinen eigenen Dialekt hatte. Eben mit Rücksicht auf die Mundart und unter dem Einfluß von Hebels alamannischen Gedichten faßte man dann die südwestlichen Schwaben, welche die Sprache des genannten Volksdichters reden, Elsässer, Schweizer, Badener, Westallgäuer und Vorarlberger, als Alamannen zusammen. Lebendige Kraft wird dieser antiquierte Namen schwerlich wieder gewinnen. Ueberdies ist die Zweiteilung schon insofern nicht streng wissenschaftlich, als die sogenannten Alamannen auf den Schwabennamen ein ebenso gutes Recht haben, als ihre Stammesbrüder. Aber immerhin ist die Unterscheidung für praktische Zwecke bequem, und so soll denn die Bezeichnung Schwaben auch auf den folgenden Blättern nur im engeren Sinne gelten und auf die Bewohner der Thäler des Neckars und der oberen Donau bis zum Lech bezogen werden.

Von den griechisch-römischen Schriftstellern, denen es Mühe genug kostete, die charakteristischen Eigenschaften der Germanen überhaupt zu erfassen, war von vornherein nicht zu erwarten, daß sie die einzelnen Stämme in ihren Besonderheiten deutlich erkannten. So erfahren wir durch sie wenig Belangreiches über unterscheidende Merkmale zwischen den alten Schwaben und den übrigen Germanen. Hohe Tapferkeit und ungestümer Kampfesmut werden bei jenen hervorgehoben: aber diese Tugenden haben sie mit anderen deutschen Stämmen geteilt. Von den Alamannen ist bekannt, daß

sie an ihrem Volkstume zäh festgehalten haben und lange gegen die Einflüsse der römischen Kultur unempfindlich geblieben sind. Doch auch von anderen erobernden Germanenvölkern läßt sich Aehnliches behaupten. Im Laufe der Zeit mehren sich die überlieferten Züge, durch die sich die Schwaben von den anderen Deutschen abheben. Frühzeitig wird namentlich ihre Wanderlust betont und durch manch Sprüchlein bezeugt. Im Mittelalter sind hohe geistliche Würdenträger aus Schwaben in aller Herren Ländern zu finden, schwäbische Präzeptoren über den ganzen Erdkreis zerstreut. Auch schwäbische Söldner waren geschätzt; der Stamm hat seine tüchtigen kriegerischen Eigenschaften bis in die Gegenwart behauptet. Daneben wird den in die Ferne Gezogenen Anhänglichkeit an die verlassene Heimat nachgerühmt. Die Treue und die Redlichkeit der Schwaben fanden Anerkennung, gelegentlich auch ihre Gastlichkeit und Freigebigkeit. Dagegen standen sie eher im Rufe der Grobheit, als in dem der Höflichkeit. Für Wohlleben waren sie nicht unempfänglich und galten für starke Esser, noch besser verstanden sie sich auf die Kunst des Trinkens; auch daß ihnen Unzucht vorgeworfen wird, soll nicht verschwiegen bleiben. Indessen genügen solche von Schriftstellern und Dichtern gelegentlich der Nachwelt übermittelten Nachrichten nicht, um sich ein zusammenhängendes Bild davon zu machen, wie die Schwaben ehedem gewesen sind. Wohl aber wird eine Betrachtung ihres jetzigen Wesens auch Rückschlüsse auf die Vergangenheit gestatten; denn wieviel eine lange historische Entwickelung an den ursprünglichen Anlagen eines Volkes ändern mag, können diese doch niemals ganz verwischt werden.

Die Schilderung eines Volkscharakters muß sich darauf beschränken, die der Mehrheit eigentümlichen Züge unter einheitlichen Gesichtspunkten zusammenzufassen, und man darf nicht von ihr verlangen, daß sie auf jeden einzelnen oder auch nur auf alle Teile des Volkes gleichmäßig passe. Es kann an Modifikationen und Schattierungen, die namentlich durch historische Verhältnisse bedingt sind, in den Grenzgegenden an Uebergängen und Mischungen nicht fehlen. An den bayerischen Schwaben beispielsweise ist die politische Zugehörigkeit zu einem Königreich, in dem andere Stämme

überwiegen, nicht spurlos vorübergegangen. Ebenso unterscheiden sich die südwürttembergischen Oberschwaben, die bis in den Anfang des 19. Jahrhunderts dem österreichischen Staatswesen angegliedert gewesen sind, in wesentlichen Punkten von den Altwürttembergern. Haben sich andererseits doch auch die dem Königreiche Württemberg zugeteilten Franken bis zu einem gewissen Grade dem dort herrschenden Schwabentum assimiliert. Ferner sind manche Eigenschaften, die einem einzelnen Stamme zugesprochen werden dürfen, Merkmale für die gesamte Nation, Merkmale, die bei jenem eben in besonders eigentümlicher Weise oder in verstärktem Maße hervortreten. Insbesondere lassen sich an den Schwaben manche für alle Süddeutschen, ja sogar für sämtliche Deutschen charakteristischen Tugenden wie Fehler in auffälliger Form und ausgeprägter Entwickelung nachweisen, so daß man diesen Stamm nicht mit Unrecht als potenzierte Deutsche bezeichnet hat. Dies mag damit zusammenhängen, daß sich in dem abgeschlossenen Schwabenlande die deutsche Rasse in verhältnismäßiger Reinheit erhalten und in größerer Unabhängigkeit von fremden Einflüssen, als anderswo, entwickelt hat. Auch dürfte die Vereinigung süddeutschen Naturells mit der dem Norden entsprungenen protestantischen Bildung dazu beigetragen haben, daß das Schwabentum ein Mittelpunkt deutschen Wesens geworden ist.

Als potenzierte Deutsche zeigen sich die Schwaben in ihrer Liebe zur Freiheit und Ungebundenheit, in ihrer Abneigung gegen Zwang und einförmige Regel. Es ist nicht Zufall, daß, der bunten und mannigfaltigen geographischen Gestaltung des Landes entsprechend, zu Zeiten des alten Deutschen Reiches gerade in Schwaben der tollste Wirrwarr von kleinen und kleinsten Reichsständen gewesen ist. Auch im Leben des einzelnen spielt hier die freie Entfaltung der Persönlichkeit eine große Rolle. Darum findet sich bei diesem Volke viel geistige Regsamkeit und auf engem Raume reiches individuelles Leben. Auf Festigkeit des Charakters legen die Schwaben hohen Wert, und was sie sind, lieben sie ganz zu sein. Nicht selten freilich, zumal bei den weniger Gebildeten, artet die Selbständigkeit der Gesinnung in Widerspruchsgeist und das Streben nach Eigenart in Eigensinn und Starrköpfigkeit aus,

und während die erwähnten Stammeseigenschaften dem höher Befähigten häufig den Stempel des Genies aufdrücken, geben sie die Leute von Durchschnittsbegabung den Gefahren der Beschränktheit und Engherzigkeit preis.

Als potenzierten Deutschen läßt den Schwaben ferner seine Neigung erscheinen, sich aus der Welt der Wirklichkeit in die des Gedankens und der Idee zurückzuziehen. In sich gekehrter Ernst, träumerisches Wesen sind ihm eigen; Phantasie und abstraktes Denken bildet er häufig auf Kosten praktischer Fähigkeiten einseitig aus; auf die sinnliche Erscheinung der Dinge richtet er nicht dieselbe Aufmerksamkeit, wie auf ihre geistige Bedeutung. Mit Vorliebe nimmt seine Reflexion eine Richtung auf das Metaphysische und Transzendentale, versenkt er sich in die Tiefen des Uebersinnlichen und Unendlichen. Liebe zur Philosophie und Verständnis für diese Wissenschaft sind im Lande fast ebenso sehr verbreitet, als religiöses Interesse, mag dieses nun in inbrünstiger Hingabe an das positive Christentum, manchmal sogar im Aber- und Wunderglauben oder in kühner Kritik des Ueberlieferten, in feurigem Eifer für die Landeskirche oder in Gründung von Sekten zum Ausdrucke kommen.

Die Gewohnheit, auf die geistigen Vorzüge den hauptsächlichen Nachdruck zu legen, ist die Ursache, daß der Schwabe den praktischen Anforderungen des Lebens sich nicht immer gewachsen zeigt, und die Gepflogenheit, die Dinge nach ihrem inneren Werte zu messen, läßt ihn Aeußerlichkeiten ungebührlich vernachlässigen. Der Gehalt steht ihm höher als die Form, das Wesen gilt ihm mehr als der Schein. Er ist ein Freund der Heimlichkeit. Seinen Reichtum versteckt er eher, als daß er ihn zur Schau stellt. Großthuer und Prahler haßt er; selbst Redefluß ist ihm verdächtig. Bei Franken und Rheinländern, noch mehr bei Norddeutschen vermißt er Gediegenheit und Gründlichkeit, während er wiederum diesen mit gutem Grund als schwerfällig und unbeholfen erscheint. Die Scheu, vor die Oeffentlichkeit zu treten, ist im Schwabenlande weit verbreitet. Gerade seine bedeutendsten Söhne besitzen oft am wenigsten die Kunst, sich als das, was sie sind, zu geben, und es kann geschehen, daß sie in Augenblicken, da es gilt, das Licht

leuchten zu lassen, stumm und verlegen dastehen und hinter geistesgegenwärtigeren und redegewandteren Talenten mittlerer Güte verschwinden. Redefertigkeit ist überhaupt nicht Sache der Schwaben, wenigstens heutzutage nicht mehr; von Schriftstellern des Mittelalters wird ihnen dieser Vorzug allerdings eingeräumt. Wenn die schwäbischen Redner der Gegenwart auch über ein kraftvolles Pathos und eine gewisse, unmittelbar dem Gemüt entströmende Wärme des Tones verfügen, so läßt doch die breite und pastorale, der Modulation wenig fähige Art ihres Vortrags mit der herkömmlichen Dehnung der Endsilben Leichtigkeit, Feinheit und Anmut vermissen.

Es ist nicht allein die einseitige Betonung innerer Vorzüge, was den Schwaben im äußeren Leben schwerfällig erscheinen läßt, es ist auch seine Richtung auf das Freiheitliche und Individuelle, die es ihm verbietet, sich der üblichen und geläufigen Umgangsformen zu bedienen. So legt er auf seine Lebensführung, auf sicheres Auftreten und gewandtes Benehmen wenig Gewicht: ein Mangel, der sich übrigens abzuschwächen begonnen hat, seitdem sich infolge der Erneuerung des Deutschen Reiches die Beziehungen zwischen Süddeutschen und Norddeutschen enger gestaltet haben.

Das Gefallen, das der Schwabe daran findet, sich gehen zu lassen, die Gleichgültigkeit gegen die Darstellung seines äußeren Menschen, ferner ein gewisses gemächliches und behäbiges Wesen mögen ihn in seinen weit verbreiteten Ruf der Gemütlichkeit gebracht haben. Nur in dem erwähnten Sinne hat dieser Berechtigung. Versteht man aber unter dem vieldeutigen Begriffe die Gabe, angenehme Eigenschaften des Gemütes zu leichtem und gefälligem Ausdruck zu bringen, dann paßt er auf die Schwaben ganz und gar nicht. Nicht als ob es ihnen an Gemüt fehlte, im Gegenteil; aber sie lieben es nicht, damit zu prunken, sie verbergen es eher sorgfältig vor sich und anderen. So begegnen sie Fremden mit Zurückhaltung, ja Mißtrauen und machen darum einen wenig zuvorkommenden und liebenswürdigen Eindruck. Oeffnen sie aber einmal die Thüre ihres Herzens, so pflegt ihre Herzlichkeit wahrhaft erquickend zu sein, und erschließen sie einmal Fremden ihre häuslichen und geselligen Kreise, fühlen sich diese bald wohl und heimisch darin.

Ein Geist der Kritik, wohl gleichermaßen durch den Hang zur Reflexion und durch den zur Ungebundenheit gezeitigt, ist allenthalben unter den Schwaben zuhause. Anerkennung fällt ihnen schwerer als Tadel. Dieser pflegt sich in das Gewand der Satire zu stecken, deren Formen durch den Unterschied des süddeutschen Humors vom norddeutschen Witze bedingt sind. Fast ebenso oft, als gegen andere, kehren die Schwaben ihre Spottlust gegen sich. Kein Volk versteht gleich gut die Kunst, über sich zu lachen. Diese gutmütige Unbefangenheit mag einiges dazu beigetragen haben, daß die Schwaben von jeher die Zielscheibe fremden Hohnes gewesen sind. Die Neckereien der deutschen Stämme untereinander sind alten Datums. Aber gegen keinen haben sie sich so beharrlich und so scharf gerichtet, wie gegen den schwäbischen. Die auffällige Erscheinung, daß gerade ein an geistigen Vorzügen so reiches Völkchen seiner dummen Streiche wegen sprichwörtlich werden mußte, erklärt sich zum größten Teil aus der schon geschilderten mangelhaften Gewandtheit im praktischen Leben und Schwerfälligkeit im Verkehre mit der Außenwelt.

Die kritische Natur des Schwaben offenbart sich überall: im realen Leben, in den Wissenschaften, in den Künsten; aber nirgends kommt sie so deutlich zum Ausdruck, als auf dem Gebiete der Politik. Hier beruht die Stärke der Schwaben nicht in schöpferischen Gedanken, in der Anregung oder Durchführung weittragender Neuerungen, vielmehr in scharfer Beurteilung und Verurteilung vorhandener Zustände oder in Aussicht stehender Veränderungen, in hartnäckiger Abwehr ihnen widerwärtiger Bestrebungen. In Wechselwirkung von angeborenem Unabhängigkeitssinn und historisch gewordenen Verhältnissen ist der Geist der bürgerlichen Freiheit und Gleichheit in Schwaben mehr erstarkt, als in den meisten anderen Landschaften: der wenig begüterte Adel hat keinen nennenswerten Einfluß, der Staatsdienst ist bis zu den höchsten Stufen jedem Kinde des Volkes gleichmäßig zugänglich. Aber mit den liberalen, ja radikal demokratischen Neigungen haben sich konservative Elemente zu einem wundersamen Gemische verbunden. Mit zäher Ausdauer verteidigt der Schwabe seine wirklichen oder vermeintlichen Rechte; das Alte ist ihm lieb, weil es alt, nicht weil

es gut ist. Mit tiefem Mißtrauen sieht er auf alles, was sich von außen an ihn herandrängt; er ist von der Trefflichkeit seiner Sondereinrichtungen durchdrungen, mögen diese noch so veraltet und verrostet sein. Fremde Erfahrungen macht er sich nicht gern nutzbar, er überzeugt sich erst von Vorteilen oder Nachteilen einer Sache, wenn er solche an seinem eigenen Leib erfahren hat. So ist ein Geist der Selbstzufriedenheit im Lande groß geworden, der zwar dem edlen Triebe der Heimatliebe entsprungen ist, aber doch das richtige Maß vielfach überschreitet.

Die wichtigsten öffentlichen Angelegenheiten werden von den Männern im Wirtshaus erörtert; auch hierin ist der Schwabe der echte Nachkomme des von Tacitus geschilderten Germanen. Man muß ihn am Biertisch und in der Weinschenke aufsuchen, wenn man ihn ganz kennen lernen will. Hier läßt er seiner Natur die Zügel schießen, hier wird der Schweigsamste beredt. Hier wird in kleiner Münze fast mehr Geist verausgabt, als in den zahllosen Büchern, welche die Schwaben jedes Jahr in die Welt senden. Hier wird von der Gedanken- und Redefreiheit ohne Scheu der ausgiebigste Gebrauch gemacht, hier fallen treffende Spottworte, hier fließt üppig der Quell eines derben, aber warmblütigen Humors, hier werden Anekdoten auf Anekdoten aufgetischt. So gehaltvoll aber auch diese Unterhaltungen am Wirtstische sein mögen, ist doch ohne Frage der allzuhäufige und ausgedehnte Verkehr in den Gasthäusern und Kneipen, der die seltsamsten Gewohnheiten und verblüffendsten konservativen Formen annehmen kann, und in Verbindung damit der übermäßige Genuß geistiger Getränke eine Nachtseite im schwäbischen Volksleben. Nicht nur Familienglück leidet unter diesem Uebelstande not, sondern er läßt auch edlere Geselligkeit nicht aufkommen, wozu der Schwabe freilich schon von Hause aus wenig veranlagt ist.

Der schwäbische Wandertrieb hat die Jahrhunderte überdauert und wirkt noch heute fort in unverminderter Kraft. Viele durchziehen lange Jahre ferne Länder, um endlich wieder in die Heimat zurückzukehren; größer noch ist die Zahl derer, welche sich dauernd in der Fremde niederlassen. Dort bringen sie es auf den verschiedensten Gebieten zu großem Ansehen und zu hohen Stellungen.

Aber der Wanderlust ist ein konservatives Gegengewicht angehängt. Bei denen, welche in die Weite ziehen, äußert es sich im Gefühle des Heimwehs, das selten ganz überwunden wird; die, welche zurückbleiben — und das ist selbstverständlich die überwiegende Mehrheit — kleben desto zäher an der Scholle und spinnen sich desto hartnäckiger in die Heimat ein. Die Gefahr liegt nahe, daß sie durch das Festsitzen versauern, ihr Gesichtskreis sich verenge. So geschieht es, daß in einem Land, aus dem so viele hochfliegende Geister und kühne Denker hervorgegangen sind, die begabte Mittelmäßigkeit den Ton angiebt. Während die herrschende Klasse das Land gegen fremde Einflüsse möglichst abzusperren sucht und stolz darüber wacht, daß der schwäbische Stamm anders sei, als die übrigen Stämme, duldet sie innerhalb ihres Machtbereiches kein Ueberspringen der von ihr gezogenen Schranken und drückt auf die, welche sich herausnehmen, anders sein zu wollen, als der Durchschnitt. Bei diesen nivellierendeu Tendenzen ist es begreiflich, daß manche starke Talente, sofern sie in der Heimat zurückbleiben, es dort nicht zu einer ihrem inneren Wert entsprechenden äußeren Bedeutung bringen können. Ein Teil der Besten aber wird durch die Enge und Kleinlichkeit der heimatlichen Verhältnisse ebenso sehr, als durch die angestammte Wanderlust, in die Fremde getrieben, und viele gegen ihren Willen. Manche, die in späteren Jahren sich einen gefeierten Namen errungen haben, sind einst in der Jugend unmutig und unglücklich dem Vaterland entwichen; viele große Männer, deren Wiege im Schwabenland gestanden hat, haben ihr Grab in fremder Erde gefunden.

Unter den zahlreichen Schwaben, die durch edlere Veranlagung und höhere Begabung über das Durchschnittsmaß hervorragen, ist die Klasse der Poeten besonders stark vertreten. Wie sollte dies auch anders sein? Hoher Flug der Phantasie und Tiefe des Empfindens, Ausdauer im Denken und Hang zum Träumen sind ja bei diesem Stamme heimisch, und das sind zugleich die Eigenschaften, welche hauptsächlich den Dichter ausmachen. Doch die schwäbische Ungebundenheit verleugnet sich auch auf diesem Felde nicht. Der schwäbische Poet läßt gerne seinem individuellen Temperamente die Zügel schießen und sträubt sich dagegen, sein

Talent auf Kosten der Eigenart in gegebene Formen einzuzwängen. Zu allen Zeiten haben Schwaben in der deutschen Litteratur eine wichtige Rolle gespielt, aber eine schwäbische Dichterschule hat es niemals gegeben; selbst auf den Kreis, der Uhland als sein Haupt verehrt hat, ist der Ausdruck Schule im eigentlichen Sinne nicht anwendbar. Justinus Kerner hat sich gegen eine solche Zusammenfassung eifrig gewehrt und mit Nachdruck betont, daß in Schwaben jeder singe, wie ihm der Schnabel gewachsen sei. Weniger, als anderswo, kümmern sich hier die Poeten um den Geschmack der Menge, und gering ist ihre Neigung, litterarische Modethorheiten mitzumachen. Indem die schwäbischen Dichter also in einer Sonderexistenz zu verharren pflegen, verzichten sie allerdings auf entschiedene Wirkungen in die Weite und in die Breite; zumal in der litterarischen Bewegung der Gegenwart halten sie sich behutsam zurück. Aber wer weiß, ob sie nicht mit ihrer frischen und unbefangenen Art in Zukunft einmal dazu berufen sind, die deutsche Litteratur aus den Banden starrer Konzentration und öden Berlinertums zu erlösen oder doch an diesem Befreiungswerke mitzuwirken.

Wie im Leben so stellt auch in der Poesie der Schwabe den Inhalt höher als die Form. Gerade bei Talenten von starker Ursprünglichkeit findet sich häufig in formaler Hinsicht ein bedenklicher Mangel. Der ordnende und regelnde Kunstverstand steht nicht im rechten Verhältnis zum geistigen Gehalt, und oft fehlt es an der Gabe, ein größeres Werk planvoll zu gestalten und ebenmäßig bis zum Schlusse durchzuführen.

So ist denn auch diejenige Kunstgattung, welche technisches Können verhältnismäßig am wenigsten erfordert, in Schwaben zur reichsten Entfaltung gelangt: die Lyrik. Kein anderer deutscher Stamm hat auch nur annähernd eine gleiche Fülle kleinerer und größerer lyrischer Talente hervorgebracht, weltlicher und geistlicher, tief reflektierender und naiv volksmäßiger, prunkvoll rhetorisierender und anspruchslos schlichter. Seit der hohenstaufischen Minnesängerzeit bis auf die Tage Uhlands und Mörikes, ja bis in die jüngste Gegenwart ist, genährt von den sanften Reizen der Landschaft, der schwäbische Liederquell geflossen, unerschöpflich, nie ver-

fiegend. Damit halten die Leistungen der Schwaben in den übrigen Gattungen der Dichtkunst entfernt nicht gleichen Schritt. Besonders sind sie einerseits vermöge der Enge und Abgeschlossenheit, in der sich ihr Leben abspielt, andererseits infolge ihrer Unbeholfenheit in der Komposition für Epos und Roman wenig befähigt. Es ist nicht Zufall, daß der größte schwäbische Epiker, Wieland, ganz auf der Peripherie schwäbischen Wesens steht, und daß der beliebteste Romanschriftsteller der neuesten Zeit, den der Stamm für sich beanspruchen kann, Berthold Auerbach, politisch zwar ein Württemberger, der Rasse nach aber ein Semite gewesen ist. Auch für das Drama ist bei den Schwaben die Neigung größer, als die Begabung. Ihre dramatische Beweglichkeit ist gering, wie man auch Talent für Mimik und Schauspielkunst selten bei ihnen vorfindet. Fast scheint es, als ob sich auf diesem Gebiete der Poesie die ganze schöpferische Kraft des Stammes in dem einen Schiller verdichtet und zugleich erschöpft habe. Friedrich Schiller, Schwabens größter Dichter, ist, wie sehr er immer über seine Heimat hinausgewachsen sein mag, in eigentümlichen Zügen seines geistigen Wesens ihr echter Sohn. Der philosophische Gehalt seiner Dichtungen, seine Methode, die Helden der Tragödie zu Trägern sittlicher Ideen zu verallgemeinern, seine Unachtsamkeit auf die sinnliche Erscheinung der Dinge sind schwäbischen Ursprunges. Daß der Schwabe in der Kunst die idealistische Richtung vor der realistischen, die romantische vor der modernen bevorzugt und, wo er vor der Wahl steht, fast immer die Idee über die Wirklichkeit, die Schönheit über die unbedingte Wahrheit stellt, liegt in seinem Volkscharakter tief begründet.

Die Bildung der Schwaben scheint bei ihrem Eintritt in die Geschichte äußerst dürftig gewesen zu sein. Von den Alamannen wenigstens weiß man, daß sie ihr Barbarentum rücksichtslos zur Geltung gebracht haben. Sie vernichteten die Denkmale der bereits ziemlich vorgeschrittenen Römerkultur in dem eroberten Süddeutschland mit Vorbedacht. Erst seitdem die Schwaben unter Frankenherrschaft gekommen waren, begannen sie mehr von römischem Wesen anzunehmen. In ihrem Heidentume verharrten sie länger, als die meisten anderen deutschen Stämme. Das Christentum,

das sich allenfalls aus der Römerzeit her im Alamannenland erhalten hatte, führte dort anfangs vermutlich ein beschränktes und gefährdetes Dasein. Von Besonderheiten alamannischer Gottesverehrung innerhalb dem allgemeinen germanischen Religionssysteme hören wir so gut wie nichts. Im Verlaufe des 7. Jahrhunderts wurde das ganze Schwabentum hauptsächlich durch irische Glaubensboten für die christliche Sache gewonnen, und rasch entwickelte sich auch hier, wie allenthalben in Deutschland, die Kirche zu einer Großmacht im öffentlichen Leben. Bald wuchsen zahlreiche Klöster empor, deren Reigen im Alamannenlande die 613 oder 614 gestiftete Einsiedelei des heiligen Gallus eröffnete, und diese Gründungen waren dazu berufen, eine Epoche höherer geistiger Bildung über Deutschland heraufzuführen.

Von Wissenschaften kann in der vorchristlichen Periode der Schwaben die Rede eigentlich noch nicht sein. Die einzigen Träger einer bescheidenen Bildung sind wohl von Anfang an die im Lande wirkenden christlichen Prediger gewesen. Ursprünglich haben die Schwaben an der Runenschrift der Germanen teilgenommen. Lateinische Sprache und Schrifttum fanden allmählich langsame Verbreitung. Die deutsche Sprache war noch unentwickelt und für schriftlichen Gebrauch wenig tauglich. So wurde das im Anfang des 7. Jahrhunderts niedergeschriebene alamannische Recht in lateinischer Sprache abgefaßt; doch gab man wenigstens einzelnen lateinischen Ausdrücken deutsche Uebersetzungen bei.

Eine rohe Poesie war bei den Schwaben von Anbeginn vorhanden. Das laut tönende Kriegsgeschrei der Alamannen wird von einem römischen Geschichtschreiber hervorgehoben, und es ist anzunehmen, daß die Freude am Gesang bei diesem Stamme schon in frühen Zeiten eine Rolle gespielt hat. Im übrigen muß man sich an das halten, was man von der ältesten Dichtkunst der Germanen überhaupt weiß. Sie war an Götterdienst und Kampf geknüpft und äußerte sich in Zauberformeln und Opfergesängen, in Schlachtenliedern und Totenklagen, in Göttermythen und Heldensagen. Gerne hörte man im Volke von den Schicksalen und Abenteuern der Götter und Halbgötter, und nicht minder gerne ließ man sich von den Thaten bedeutender Menschen erzählen. Was

die Germanen den von ihnen verehrten überirdischen Mächten angedichtet haben, ist nur durch unzusammenhängende mythologische Nachrichten zu unserer Kenntnis gelangt. Uralt mag die germanische Sitte gewesen sein, siegreiche Heerführer und Volkshelden durch Gesänge zu verherrlichen. Wir wissen, daß Armin lange Zeit im Munde der Dichter fortgelebt hat. Die großartigen Geschicke, zu denen die Germanen in den stürmischen Jahrhunderten der Völkerwanderung sich erkoren sahen, steigerten ihre Sangeslust gewaltig. Doch zur höchsten Entfaltung gedieh diese Poesie erst, nachdem stätere und ruhigere Verhältnisse eingetreten waren und das Germanentum sich im Merowingerreiche zu einem machtvollen Staatswesen gesammelt hatte. Rückblickend auf die unerhörten Ereignisse und die glänzenden Persönlichkeiten eben erst entschwundener Zeiten, hielt das Volk seine große Vergangenheit in Liedern fest. Die Geschichte wurde allmählich zur Sage, und die handelnden Personen wuchsen in ihrem Heldentum über das Maß der Wirklichkeit hinaus. Die Epen mußten ursprünglich im Gedächtnis bewahrt und mündlich fortgepflanzt werden. Wandernde Sänger, der guten Gesellschaft angehörig und, wo sie sich zeigten, hochgeehrt, trugen die Lieder von Land zu Land, von Hof zu Hof. Vom Volke wurden die Gesänge aufgegriffen und kamen so in aller Mund. Sie waren in der Form fortlaufender Langverse abgefaßt, denen die Allitteration ein charakteristisches Gepräge verlieh. Rezitativartig trugen sie die Sänger zu einem begleitenden Saiteninstrumente vor.

Gewiß hat auch der tapfere und kampfesmutige Stamm der Schwaben an diesen Heldenliedern Anteil gehabt. Wie reich dieser bemessen war, entzieht sich jedoch der Beurteilung. Denn von der ganzen Herrlichkeit hat sich nichts erhalten, als die spärlichen Reste des Hildebrandsliedes und die vom St. Gallener Dekan Ekkehard (I.) gefertigte lateinische Bearbeitung des Sanges von Walther und Hildegund. Zum Glück hat der Mönch aus dem Eigenen nicht viel dazu gethan: durch die erborgte Hülle schimmert noch die echte kraftvolle Gestalt der Dichtung deutlich hervor.

Mit der Blüte des ältesten germanischen Epos fällt etwa zeitlich ein für unsere Litteratur hochwichtiges Ereignis zusammen:

um das 6. Jahrhundert brach die deutsche Volkssprache in zwei Stücke, die niederdeutsche und die ober- oder hochdeutsche, auseinander. Die Kluft, die sich damit zwischen dem deutschen Norden und Süden aufgethan hat, ist trotz Luthers gelungener Bemühung, eine gemeinsame Schriftsprache zu schaffen, bis auf den heutigen Tag noch nicht völlig überbrückt. In der Litteratur erhielt das Hochdeutsche unter dem Einfluß Karls des Großen dauernd das Uebergewicht, und so pflegt man die früheste Periode deutschen Schrifttumes bis auf die Zeit der Kreuzzüge und der Staufer als althochdeutsche zu bezeichnen.

Die Fortschritte, die das Christentum im Frankenreiche seit dem Beginne des 7. Jahrhunderts gemacht hat, sind nicht zuletzt den Wissenschaften zu gut gekommen. Nicht als ob sich nun plötzlich höhere Bildung im ganzen Lande verbreitet hätte: sie blieb vielmehr auf die bedeutenderen geistlichen Sitze beschränkt; aber es waren doch feste Mittelpunkte vorhanden, wo geistige Güter geschätzt wurden und eine sichere Zufluchtsstätte hatten. Von den Städten, die vom 10. Jahrhundert an aufzukommen begannen, war ja noch nichts zu erwarten: die Zeiten, da das Bürgertum Träger der deutschen Kultur werden sollte, lagen noch in weiter Ferne. Die Bedeutung des königlichen Hofes für die Wissenschaften hing nicht bloß von der jeweiligen Persönlichkeit des Herrschers, sondern auch von den politischen Verhältnissen ab, und auf Kontinuität geistiger Bestrebungen war darum hier nicht zu rechnen. Karl der Große hat sich im Bunde mit der christlichen Kirche um die Hebung des Geisteslebens in seinem Reich außerordentliche Verdienste erworben; aber seine Versuche, auch eine Laienbildung zu schaffen, konnten keinen bleibenden Erfolg haben, da sie von seinen Nachfolgern nicht fortgesetzt wurden. In den Zeiten der Schwäche, die jetzt über Deutschland hereinbrachen, folgte überhaupt ein Rückschlag in der Ausbreitung der Kultur, und erst unter den starken Sachsenkaisern stieg die Renaissance des Mittelalters wieder zu der Höhe empor, die sie schon einmal unter Karl dem Großen erreicht hatte, um in den unseligen Zeiten der schroffen Gegnerschaft zwischen Kaisertum und Papstum von neuem rückwärts zu schreiten.

Immerhin konnten neben den Königen auch die übrigen Großen mancherlei für Wissenschaft und Bildung thun. Von Herzogen oder sonstigen Edlen im Schwabenlande, die sich die Pflege der Wissenschaften oder der Künste angelegen sein ließen, ist vor der Zeit der Staufer die Gattin Herzog Burkhards II., Hedwig, das einzige Beispiel. Die hohe Frau, in der ein männlicher Geist lebte, war klassisch gebildet und selbst mit dem Griechischen vertraut; auf ihrem Witwensitze Hohentwiel soll sie eine Zeit lang den St. Gallener Pförtner Ekkehard (II.) beherbergt haben, um sich mit dem jungen Gelehrten in die lateinischen Dichter zu vertiefen. Passive Verdienste um die Litteratur erwarben sich auch andere schwäbische Fürsten und Ritter, indem sie durch ihre Thaten und Schicksale der Volkspoesie Stoffe lieferten.

Die wichtigsten Kulturmittelpunkte für das alamannische Herzogtum und zugleich für ganz Süddeutschland waren damals die Klöster St. Gallen und Reichenau mit ihren trefflichen Schulen und reichhaltigen Bibliotheken. Mit diesen beiden Anstalten konnten sich weder der Konstanzer Bischofssitz noch die übrigen schwäbischen Klöster messen, wenn auch da und dort in verringertem Maßstabe wissenschaftliches Streben mit Erfolg hervortrat. Von Klöstern im Gebiete des jetzigen Königreichs Württemberg nahmen Ellwangen, wo sich ein Mönch oder Abt Ermenrich († 862), Verfasser von Lebensbeschreibungen Heiliger, durch Gelehrsamkeit hervorthat, und Hirsau unter seinem Abte Wilhelm (1069—1091) wenigstens einen zweiten Rang ein. Jedenfalls wurden auch manche Schwaben im engeren Sinne zu St. Gallen und in der Reichenau gebildet und machten später den Schulen, denen sie ihre Erziehung verdankten, Ehre. Nur ist nicht bei jedem Gelehrten die Herkunft überliefert oder immer ersichtlich, ob es sich um einen Schwaben im engeren oder im weiteren Sinne handelt. Auch außerhalb den Grenzen des Alamannenlandes brachten es in jenen Zeiten Schwaben, wie z. B. Erzbischof Anno von Köln aus dem Geschlechte der Steußlinger, zu hohen geistlichen Würden und ersten Aemtern in der kaiserlichen Kanzlei.

In glänzender Vielseitigkeit entfaltete sich damals das geistige Leben zu St. Gallen und Reichenau. Baukunst, Erzgießerei, Malerei,

in den Dienst würdiger Ausschmückung der Gotteshäuser gestellt, machten bedeutende Fortschritte; die Musik gelangte durch Komposition kirchlicher Lieder zu Ehren; der Heilkunde, der Physik, der Mathematik, der Astronomie schenkte man Aufmerksamkeit. Die wissenschaftliche Bildung beruhte durchaus auf antiker Grundlage. Im Sprechen und Schreiben des Lateinischen, das die Verkehrssprache der Gebildeten war, brachte man es zu großer Fertigkeit, ohne freilich ihm die klassische Reinheit zu wahren. Lateinisch verwandte man gleichermaßen für Prosa und Poesie; die lateinische Dichtung genoß in dieser mittelalterlichen Renaissanceperiode, gleichwie später zur Zeit des Humanismus, hohes Ansehen. Selbst deutsche Gedichte wurden in die klassische Sprache übertragen, wofür Ekkehards Waltharilied nicht das einzige Beispiel ist. Neben dem Lateinischen war auch die Kenntnis des Griechischen vorhanden, die durch Besuche aus dem Osten und Reisen dorthin gefördert wurde. Unter den einzelnen Zweigen des Wissens standen Grammatik und Theologie obenan. Die Wichtigkeit der Geschichtschreibung wurde nicht verkannt; man ließ sich allerdings vorderhand noch an Chroniken genügen; daneben wurden Geographie und Biographie gepflegt. Für die stäte Fortpflanzung der Gelehrsamkeit und eine bestimmte Tradition sorgten die Klosterschulen; ein Bildungsmittel ersten Ranges besaßen die geistlichen Anstalten an ihren Bibliotheken: klassische und moderne, poetische und wissenschaftliche, namentlich theologische Werke wurden von den Mönchen mit gleichem Eifer abgeschrieben, und man verwandte auch auf die äußere Ausstattung der Bücher höchste Sorgfalt und Kunst.

Die Blüte des Klosters St. Gallen und seiner Schule reicht von der zweiten Hälfte des 9. bis in die erste Hälfte des 11. Jahrhunderts. Unter den zahlreichen tüchtigen Männern, die sich zu Anfang dieser Periode im Kloster versammelten, that sich namentlich ein vornehmer Alamanne aus der Schweiz, Notker der Stammler († 912), hervor. Er hat die geistliche Liederform der Sequenzen eingeführt und als Dichterkomponist sich einen Jahrhunderte dauernden Ruhm begründet. Sein Schüler Salomo (III.), Bischof von Konstanz und zugleich Abt von St. Gallen (890—920), Dichter

und Veranstalter einer umfassenden Mustersammlung von Urkunden und Briefen sowie eines großen encyklopädischen Lexikons, mehrte noch Ruf und Ansehen seines Klosters. Eine Generation später gereichte diesem Dekan Ekkehard (I. † 973) zur Zierde, aus dessen Jugendjahren sich eine wertvolle Schularbeit, die schon wiederholt erwähnte lateinische Bearbeitung des Walthariliedes, erhalten hat, und wieder nach einem Menschenalter wirkte dort Notker der Deutsche oder der Großlippige, 1022 im Alter von siebenzig Jahren gestorben, der hervorragendste Lehrer der St. Gallener Klosterschule. Er hat sich ein eigentümliches litterarisches Verdienst dadurch erworben, daß er die deutsche Prosa gepflegt, lateinische Klassiker und Schriften des Aristoteles, die Psalmen und das Buch Hiob in die Muttersprache übertragen hat. Ja, er verschmähte es nicht, in seine Abhandlungen Beispiele aus deutschen Volksliedern einzuflechten. Indessen blieben Notkers außergewöhnliche Bemühungen um die deutsche Sprache ohne Nachfolge, und bald nach seinem Tode war es mit der Blüte der St. Gallener Schule überhaupt vorbei. Notkers Schüler Ekkehard (IV.), lateinischer Dichter und Klosterchronist, ein Alamanne, um 1060 betagt gestorben, war in der stattlichen Schar der dortigen Berühmtheiten die letzte.

Früher, als zu St. Gallen, begannen die wissenschaftlichen Bestrebungen in dem benachbarten Kloster Reichenau. Die Aebte Waldo (784—806) und Hatto (806—823), letzterer aus vornehmem schwäbischem Geschlechte, förderten die Studien und begründeten den Ruf der Klosterschule. Der Stolz der Anstalt im 9. Jahrhundert war Walafried Strabo, 839—849 Abt, biographischer und theologischer Schriftsteller und gefeierter lateinischer Dichter. Hernach trat ein Stillstand, wofern nicht ein Rückschritt ein, und erst unter Abt Witigow (985—997), zu dessen Ehren ein Mönch Burkhard als Dichter auftrat, nahm Reichenau einen neuen Aufschwung. Die letzte Glanzzeit des Klosters fällt unter die Regierung des Abtes Berno (1008—1048), eines großen Gelehrten und Theologen und eines vortrefflichen Lehrers, dessen Gestirn nur durch das leuchtendere seines Lieblingsschülers, Hermanns des Lahmen, verdunkelt wurde.

Hermann entstammte einem oberschwäbischen Grafengeschlechte,

das sich damals nach der Burg Altshausen (O.A.*) Saulgau), später nach der Burg Veringen (in Hohenzollern) nannte. Als zweiter Sohn des mit 15 Kindern gesegneten Grafen Wolfrad (II.) am 18. Juli 1013 geboren, wurde er mit sieben Jahren der Reichenauer Klosterschule übergeben. Obgleich von der Geburt an gichtbrüchig, am ganzen Leibe verkrümmt und nicht einmal der Sprache völlig mächtig, eignete er sich doch alle in damaliger Zeit erreichbaren Kenntnisse an. Im 30. Lebensjahre wurde er von seinem wackeren Lehrer, Abt Berno, als Benediktiner eingekleidet. Bald sammelte sich ein Kreis von Schülern aus den verschiedensten Ländern um ihn, die an dem liebenswürdigen, mit allen christlichen Tugenden geschmückten Manne mit inniger Liebe hingen. Als Hermanns Schüler werden namentlich sein Bruder Mangold, der nachmalige Bischof Benno von Osnabrück, der Geschichtschreiber Berthold, alle drei Schwaben, genannt. Der Ruhm des gelehrten Mönches verbreitete sich über die ganze christliche Welt, selbst Kaiser Heinrich III. und Papst Leo IX. kamen nach der Reichenau, um ihn zu sehen. Am 24. September 1054 verließ sein edler Geist die gebrechliche Hülle. Der Leichnam wurde in der Familiengruft zu Altshausen beigesetzt.

Mit Recht wird Hermann von seinen Zeitgenossen als das Wunder des Jahrhunderts bezeichnet. An Universalität des Wissens sucht er seinesgleichen. Er kannte mindestens die lateinische, griechische und hebräische Sprache, war in Philosophie und Rhetorik bewandert, verfaßte mathematische und astronomische Schriften, schrieb über Theorie der Tonkunst, fertigte musikalische Werkzeuge und trat als Komponist hervor. Von den historischen Werken Hermanns hat sich das wichtigste, seine Chronik, erhalten, die für Zeitgeschichte eine Quelle ersten Ranges ist. Sein Schüler Berthold setzte das Werk fort und that eine treffliche Biographie des geliebten Lehrers hinzu. Endlich zeichnete sich Hermann auch als Dichter aus, natürlich in lateinischer Sprache. Außer einer warm empfundenen Grabschrift auf seine fromme Mutter Hiltrud hat sich von ihm ein Lehrgedicht „De octo vitiis principalibus" erhalten. Er verbindet in

*) O.A. = württembergisches Oberamt.

diesem Nonnenspiegel sittlichen Ernst und anmutigen Scherz in feiner Weise und zeigt sich im lateinischen Ausdruck ebenso gewandt als in der Handhabung der mannigfaltigsten Versmaße.

Wieviel die Klöster vom 9. bis in das 11. Jahrhundert für die Gelehrsamkeit und die lateinische Poesie gethan haben: für die Entwicklung der nationalen Dichtung war ihre geistige Vorherrschaft kein Glück. Doch hatte nicht von jeher Feindschaft zwischen beiden Mächten bestanden. Unter Karl dem Großen und wohl schon vor ihm waren es gerade die Klöster gewesen, die für Niederschrift der mündlich überlieferten Heldengesänge Sorge trugen. Und jener erlauchte Fürst veranstaltete eine Sammlung derartiger Lieder, deren Untergang ewig beklagenswert bleibt. Aber unter Karls Nachfolger trat das Christentum in eine Periode der Unduldsamkeit. Die heidnischen Erinnerungen, die an jenen Epen hafteten, waren der Kirche unbequem, und sie arbeitete mit sicherem Erfolg an deren Untergang. Indessen vermochte sie doch nicht zu verhindern, daß der alte Heldensang sich wenigstens im Gedächtnis des Volkes lebendig erhielt, und so konnte er im 12. Jahrhundert nach langem Schlummer in neuer Form zu kraftvollem Dasein wieder erwachen.

Die Geistlichkeit sah indessen ein, daß das Volk, wenn es dauernd von den heidnischen Liedern abgelenkt werden solle, in der ihm allein verständlichen deutschen Sprache Ersatz haben müsse, und so trug sie für christliche Erbauungslitteratur in deutschem Gewande Sorge. Schon in die Zeit Karl des Großen, der auch den leider nicht zu stande gekommenen Versuch einer deutschen Grammatik unternommen hat, fällt der Beginn zusammenhängender Aufzeichnungen in deutscher Prosa: es waren Uebersetzungen von Bibelabschnitten, des Vaterunsers und dergleichen. Unter seinen Nachfolgern ging man weiter: umfangreiche christliche Gedichte in deutscher Sprache wurden geschaffen und dafür an Stelle der verpönten Allitteration der Endreim eingeführt, der alsbald in unserer Poesie für alle Zeiten zur Herrschaft gelangte. Von den zwei großen Messiaden des 9. Jahrhunderts, die sich erhalten haben, ist keine aus dem Schwabenlande hervorgegangen. Was von derartigen althochdeutschen Denkmalen aus schwäbischem Sprachgebiet

auf uns gekommen ist, beschränkt sich auf religiöse Formeln, das Vaterunser, Kirchenhymnen, Bruchstücke einer Psalmenübersetzung, Verdeutschung der Regel des heiligen Benedikt und Wörterverzeichnisse. Im 10. und 11. Jahrhundert wurde dann die althochdeutsche Schriftsprache in den Klöstern namentlich durch Uebertragungen aus den klassischen Sprachen weiter ausgebildet; von den Verdiensten St. Gallens und Notkers des Deutschen in dieser Sache ist bereits die Rede gewesen. Indessen behauptete das Lateinische in den geistlichen Anstalten wie in den königlichen Kanzleien nach wie vor seine Herrschaft. Erst in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts begannen vereinzelte Versuche, das Deutsche für Ausfertigung von Urkunden zu verwenden.

Man darf sich nun aber nicht vorstellen, daß die von der Geistlichkeit begünstigte christliche Erbauungslitteratur in deutscher Sprache die einzige poetische Nahrung für die Laien gewesen sei. Es gab vielmehr nach wie vor wandernde Dichter von Beruf, die den Bedürfnissen der weitesten Volkskreise gerecht zu werden suchten. Aber es waren nicht mehr die vornehmen Sänger von ehedem: ein niedrigeres Geschlecht von Spielleuten war herangewachsen, das mimische Künste und Possenreißereien nicht verschmähte, um die Menge zu belustigen und sich sein Brot zu verdienen. Mißratene Kleriker und allerhand sonstige Taugenichtse machten sich unter diesem leichtfertigen Völklein der Fahrenden breit. Und wie die Persönlichkeiten, welche die volkstümliche Poesie vermittelten, hatte sich auch diese selbst nach Stoffen und Formen gar sehr geändert. An Stelle der Alliteration und fortlaufenden Zeilen war der Reim und die Gliederung in Strophen getreten, an Stelle einer pathetischen Darstellung im großen Stile die novellistisch genrehafte Behandlung. Die Erinnerung an das Heldenzeitalter der Völkerwanderung war entschwunden, und dafür beherrschten die Ereignisse des Tages das allgemeine Interesse; nicht mehr das große Epos, sondern die kleinen Gattungen der Dichtkunst wurden gepflegt: Novellen und Schwänke, Legenden und Märchen, kürzere historische Zeitgedichte. Diese ganze nationale Poesie des 9. und 10. Jahrhunderts ist verloren, wenn auch ihr Inhalt vielfach in die Geschichtwerke jener Zeit übergegangen ist. Ebenso wenig hat

sich die Kunde von einzelnen Persönlichkeiten der Spielmannsklasse erhalten. Doch darf man vermuten, daß eine Anzahl von ihnen auch aus dem Schwabenlande gekommen ist. Zum mindesten wissen wir von mancherlei schwäbischen Stoffen, die damals beliebt waren. Der Schwank von dem kecken Ritter, der sich an Ottos I. kaiserlichem Barte vergriff, war gewiß nicht der einzige Schwabenstreich, an dem man sich ergötzte. Die sogenannten Kammerboten Erchanger und Berchtold, die ihr verwegenes Streben nach der schwäbischen Herzogsmacht, ihren Trotz gegen König Konrad I. und ihre Feindschaft mit dem Konstanzer Bischof und Reichenauer Abt Salomo (III.) 917 mit den Häuptern bezahlen mußten, lebten lange in Liedern und Sagen bei ihren Stammesgenossen fort. Besungen wurden auch die beiden unglücklichen Schwabenherzoge Liudolf und Ernst II., denen ihre Empörung gegen den kaiserlichen Vater oder Stiefvater so teuer zu stehen gekommen war. Die beiden Fürsten, in Wirklichkeit zwei Menschenalter auseinander liegend, wurden der Aehnlichkeit ihrer Schicksale halber allmählich zu einer Persönlichkeit verschmolzen, und nachdem die deutsche Phantasie durch die Bekanntschaft mit dem Orient befruchtet worden war, häufte man die wunderbarsten Fabeln und Märchen auf diesen Herzog Ernst genannten Sagenhelden. Doch gehört die geschilderte Umbildung des Stoffes erst der folgenden Periode an, während einfachere Lieder auf Liudolf und auf Ernst gewiß schon von Zeitgenossen angestimmt worden sind.

Zweites Kapitel.

Staufer und Württemberger.

Nach der Mitte des 11. Jahrhunderts erbaute sich Herr Friedrich von Büren, der einem ursprünglich zu Wäschenbeuren nordwestlich vom Hohenstaufen (O.A. Welzheim) seßhaften schwäbischen Adelsgeschlecht entstammte, eine Burg auf dem genannten Berge, der ihm und seinen Nachkommen fortan den Namen gab. Durch seine Verbindung mit Heinrich IV. und treue Anhänglich-

keit an diesen Kaiser kam das vorher wenig bedeutende Haus rasch empor: jener Friedrich erhielt zum Lohne für seine Dienste die schwäbische Herzogswürde und die Hand der Kaisertochter Agnes. Es gelang ihm, sich gegen seine Widersacher zu behaupten und den Besitz des neu erworbenen Herzogtumes seinen Erben zu sichern. Durch Heiraten, namentlich durch die salische Erbschaft nach dem Tode Kaiser Heinrichs V. vermehrten die Staufer gewaltig ihre Hausmacht, die zu Anfang des 11. Jahrhunderts dürftig genug gewesen war und sich auf die Gegenden ihres Stammschlosses beschränkt hatte. Noch zu Höherem war das Geschlecht berufen: Königskronen, eine Kaiserkrone legte ihm das Glück zu Füßen. Schwaben war bald für den Thatendrang der rastlos vorwärts strebenden Staufer zu eng geworden; kein Wunder: dünkten ihnen doch sogar die Grenzen des deutschen Reiches nicht weit genug gezogen! Dennoch bewahrten sie ihrem Stammland Anhänglichkeit und ließen ihm ihre fortgesetzte Sorge angedeihen. Gerne weilten sie, sofern sie überhaupt in Deutschland waren, auf schwäbischen Pfalzen, namentlich zu Ulm und Eßlingen. Die regierenden Staufer übergaben das schwäbische Herzogtum bald nahen Verwandten, bald behielten sie es — so Philipp und Konrad IV. — unter eigener Verwaltung. Und wie dieser Herzogshut die erste bedeutende Würde der Familie gewesen war, so blieb er noch als einzige ihrem letzten Sprossen übrig, nachdem sie die Laune des Schicksals aller ihrer Kronen beraubt hatte.

Ein Jahrhundert und länger haben die Staufer die Geschicke Deutschlands und Italiens entschieden, ja das Los der gesamten Christenheit mitbestimmt. Ueber ihre politischen Fähigkeiten urteilt man sehr verschieden. Es ist unleugbar, daß sie nicht immer verstanden haben, mit den realen Verhältnissen zu rechnen, daß sie nicht immer ihrem Streben erreichbare Ziele gesteckt haben. Die Gegnerschaft gegen das Papsttum hatten sie als Erbe von den fränkischen Königen überkommen; sie nahmen den Kampf ohne Bedenken auf und führten ihn mit allen ihnen zu Gebote stehenden Mitteln tapfer durch. Ihr Widerstand gegen die nicht zu sättigenden Herrschgelüste der Kirche ist für die Kultur nicht vergeblich gewesen, wenn sie selbst sich schließlich auch an dieser Aufgabe

verblutet haben. Das Trachten nach einer Universalmonarchie war seit Karl dem Großen für stolzer gesinnte deutsche Könige geradezu traditionell geworden und lag in der Idee des römischen Kaisertumes tief begründet. Phantasievoll geartet und unternehmungslustig, wie sie waren, brachten es die Staufer nicht über sich, mit dieser Tradition zu brechen. Gewiß wurde das verhängnisvoll für Deutschland wie für die Dynastie selbst. Aber für das geistige Leben ihrer Zeit und späterer Epochen wirkten diese Fürsten durch ihre über das Gewöhnliche weit emporgehobenen Persönlichkeiten jedenfalls ungemein anregend und befruchtend.

Mit der Herrschaft der Staufer über Deutschland fällt zeitlich die Blüte unserer mittelalterlichen Poesie zusammen. Zwar waren die Zeiten zu unruhig und friedlos, die Interessen, von denen jene in Anspruch genommen wurden, zu mannigfaltig, als daß sie alles, was in ihren Wünschen gelegen sein mochte, für die Kultur leisten konnten. Indessen thaten sie, was unter den obwaltenden Umständen möglich war. Unter ihrem Einfluß stieg in Deutschland, und nicht zuletzt in Schwaben, jenes glänzende Ritterwesen, das eines der bedeutsamsten Elemente der Dichtung des 12. und 13. Jahrhunderts ausmacht, zur höchsten Stufe seiner Ausbildung, und die Angehörigen des Regentenhauses selbst waren seine idealen Verkörperungen. Dieser gebieterische und vom Bewußtsein seines Herrscherberufes durchdrungene Kaiser Rotbart, dieser großherzige und thatkräftige Heinrich VI., dieser milde und liebenswürdige Philipp, dieser geistvolle, an schöpferischen Gedanken fast überreiche Friedrich II., dieser heldenmütig kämpfende und leidende Knabe Konradin, dieser schöne Dulder Enzio — das waren lauter Gestalten, so recht dazu angethan, die Gemüter der Mitwelt und der Nachwelt gefangen zu nehmen. Der Begeisterung im höchsten Maße fähig, mußten sie Begeisterung wiederum wecken. So setzten sie denn die Dichter des Mittelalters wie die der Neuzeit in Bewegung. Herzog Friedrich II., den Vater Kaiser Rotbarts, verherrlicht eine romanhafte Dichtung, die sich in einer Fassung des 15. Jahrhunderts erhalten hat. Barbarossa selbst wurde zu Lebzeiten oftmals besungen, so durch das 1187 wohl in Südwestdeutschland entstandene lateinische Epos Ligurinus. Von Kaiser

Friedrich II. hieß es im Volk, er werde dereinst als gottgesandtes Werkzeug wiederkehren, um die hierarchischen Gewalten zu vernichten — eine Sage, die später auf Friedrich I. übertragen und mehr verweltlicht worden ist. Ueber Konradins trauriges Schicksal wie über das Ende anderer Staufer sind die Dichter deutscher und romanischer Zunge in Klagen ausgebrochen. Die Sänger fanden am staufischen Hofe, vor dem allerdings mancher kleinere den Vorzug größerer Seßhaftigkeit voraus hatte, stets gute Aufnahme; von Barbarossa bis auf Konrad IV. waren alle Könige und Kaiser aus diesem Haus ihnen wohlgesinnt, namentlich Friedrichs II. unglücklicher Sohn, der lebensfrohe König Heinrich (VII.), in dessen Gesellschaft eine erlesene Poetenschar zu finden war. Selbst der ganz in italienischen Banden gefangene Friedrich II. verhalf dem beredten Vorkämpfer der kaiserlichen Partei in Deutschland, Walther von der Vogelweide, zu dem lang ersehnten Lehengute. Der Sinn für künstlerische und wissenschaftliche Bestrebungen, der den meisten Staufern eigen war, lebte am kräftigsten in eben diesem Friedrich, der nicht bloß zu den begabtesten, sondern auch zu den gebildetsten Männern des Mittelalters gehörte. Namentlich in den Naturwissenschaften wohl bewandert, ließ er Aristotelische Werke aus dem Arabischen in das Lateinische übertragen und bereicherte die Litteratur durch eine in ihrer Art klassische Schrift „De arte venandi cum avibus". Er dichtete ferner, wie sein Sohn Enzio, in romanischer Sprache. Andere Glieder des Hauses versuchten sich in deutscher Poesie: wir werden sowohl Kaiser Heinrich VI. als dem jungen Konradin unter den Minnesängern begegnen. Daneben ergötzte sich die heitere Sinnesart der Staufer auch an den Späßen von Gauklern und Fahrenden niederer Art.

Wieviel die Staufer zu der glänzenden Entwicklung unserer mittelalterlichen Litteratur beigetragen haben: die Verhältnisse, wodurch diese Blüte bedingt war, hatten sich schon vorbereitet, ehe jenes Herrschergeschlecht in seine maßgebende Stellung eingerückt war. Von den Kreuzzügen ging die entscheidende Einwirkung aus. Seit dem 11. Jahrhundert hatten sich die Pilgerfahrten nach Jerusalem bedeutend gemehrt. Bald bemächtigte sich die Kirche dieser Zeitströmung und verlieh ihr eine umfassende Organisation. Euro-

pens weltliche Fürsten, seit der Mitte des 12. Jahrhunderts die Staufer, stellten sich an die Spitze des Unternehmens, das an Großartigkeit in der Weltgeschichte unübertroffen dasteht. Das religiöse Gefühl nahm einen gewaltigen idealen Schwung, und, in den Dienst des Christentums tretend, veredelte sich die europäische Ritterwelt. Durch die Kenntnis des Orients und seiner Kultur erweiterte sich der geistige Gesichtskreis bedeutend und erhielt die Phantasie reiche Nahrung; daß dies unmittelbar wie mittelbar der Poesie zu gut gekommen ist, versteht sich von selbst. Nicht minder war der rege Verkehr der europäischen Völker untereinander und der Austausch ihrer Kulturschätze im Zeitalter der Kreuzzüge ein außerordentliches Bildungsmittel. Die Deutschen insbesondere zogen aus der Berührung mit den Franzosen, die ihnen in der geistigen Entwicklung vorausgeeilt waren, Gewinn. Nach französischem Muster bildete sich das deutsche Rittertum heran, das dazu berufen war, die eigentümlichste und schönste Kultur des deutschen Mittelalters zu tragen. Die deutsche Sprache bereicherte sich durch Lehnwörter aus dem Französischen, die deutschen Poeten empfingen Stoffe und Formen von ihren westlichen Nachbarn.

Echt deutscher Geist schmolz die fremden Bildungselemente zu einem einheitlichen und eigenartigen Ganzen zusammen. Die Lyrik der Troubadours wandelte sich zum Minnesang um. Man weiß, wie hoch die Germanen das weibliche Geschlecht von jeher gestellt haben: das verfeinerte Rittertum dieser Periode erhob vollends den Frauendienst zum förmlichen Kultus. Auch die aus der Fremde zugeströmten Romanstoffe wurden, wenigstens von den besseren Dichtern, durch deutschen Gedankengehalt vertieft. Und geweckt durch die heroische Epoche der Kreuzzüge, erwachte die Erinnerung an die Heldenzeit der Völkerwanderung wieder: das alte Volksepos, in dem Sang von den Nibelungen gipfelnd, feierte seine glanzvolle Auferstehung. Der Unterschied zwischen Volksepos und höfischem Epos bezieht sich im wesentlichen nur auf die Stoffe. Die Dichter waren in beiden Fällen meist ritterlichen Standes, das maßgebende Publikum in beiden Fällen die höfische Gesellschaft. Die Spielleute und Gaukler der vorhergehenden Periode wurden durch vornehme Sänger zwar nicht ganz beseitigt, aber doch in den

Hintergrund gedrängt, durch Sänger, die nicht ihre einzige Aufgabe darin sahen, vorübergehend zu erheitern und zu belustigen, die vielmehr nach ethischen Wirkungen strebten, ja selbst politischen Einfluß gewannen, durch Sänger, die die Zierde der größeren und kleineren Höfe bildeten, und denen sich beizugesellen selbst die ersten Fürsten der Christenheit nicht verschmähten.

Die nationale Kunst hatte an Stelle der antiken Gelehrsamkeit das Uebergewicht erlangt im Reiche deutscher Kultur, deren Mittelpunkte nicht mehr die Klöster, sondern die weltlichen Höfe waren. Die Hüterinnen der Wissenschaften blieben nach wie vor die geistlichen Anstalten, sie erfüllten aber ihre Aufgabe entfernt nicht mehr mit demselben Eifer und unter derselben Teilnahme der Gebildeten, wie früher. Schlug doch selbst in den Klöstern die Poesie ihren Thron auf und lockte die Mönche an, deren Unwissenheit in erschreckendem Maße zunahm. Es war vorbei mit der Blütezeit der klassischen Studien, wenn auch vereinzelt immer noch tüchtige Gelehrte auftraten. Diese alle überragt der als Albertus Magnus bekannt gewordene Albert von Bollstädt, ein bayerischer Schwabe aus Lauingen (1193—1280), Dominikaner, 1260—1262 Bischof von Regensburg, rastlos thätig im Dienste der Kirche, dabei ein Mann von universellem Wissen und auch in den Naturwissenschaften groß, weshalb ihm die spätere Sage magische Künste andichtete. Dürftige Geschichtswerke in lateinischer Sprache, die in diesen Kreisen nach wie vor herrschte, sind auch aus schwäbischen Klöstern, z. B. Weingarten und Zwiefalten, hervorgegangen. Aus Biberach stammte der Schussenrieder und später (1215—1230) Ursperger Propst Burchard, der Verfasser der sogenannten Ursperger Chronik, einer vom staufischen Parteistandpunkt aus geschriebenen Reichshistorie, die namentlich für die Zeitgeschichte von Wert ist. Die neu gegründeten Städte, die ihre besten Kräfte dem Handelsleben widmeten, thaten noch nicht viel für die Bildung; doch kamen wenigstens im Laufe des 13. Jahrhunderts städtische Schulen auf, worin der Jugend Elementarunterricht erteilt wurde; 1242 läßt sich zu Isny, 1249 zu Kirchheim ein Schulmeister urkundlich belegen.

Die deutsche Prosa blieb in der Entwicklung hinter der

deutschen Poesie weit zurück. Ihre besten Leistungen haben wir noch in der volkstümlichen Beredsamkeit der Bettelmönche, namentlich der Franziskaner, zu erblicken, deren Predigten unter freiem Himmel im 13. Jahrhundert allenthalben in Deutschland ungeheueren Zulauf hatten. Bruder David von Augsburg und Bruder Berthold von Regensburg, gewaltige rednerische Kräfte, ließen sich im Schwabenlande vernehmen, aus dem gewiß auch weniger bedeutende Prediger in größerer Anzahl hervorgegangen sind.

Mit der Zeit der Staufer beginnt die Periode der mittelhochdeutschen Dichtung, die bis auf die Tage Luthers reicht. Die Sprache des Stammes, welchem das Herrscherhaus angehörte, gelangte unter den deutschen Mundarten zum maßgebenden Einfluß. Das Schwäbische wurde seit den Staufern die Sprache des königlichen Hofes und überwog bald in der Dichtung, später auch in der Prosa. Freilich verzichteten die übrigen deutschen Stämme auf die Eigentümlichkeiten ihrer Sondersprachen nicht ganz, und eine gleichmäßige Schriftsprache, wie jetzt im Neuhochdeutschen, hatte Deutschland damals noch nicht.

Die Träger der mittelhochdeutschen Poesie waren vorzugsweise die Schwaben im weitesten Sinne, daneben Franken, Bayern, Oesterreicher, kurz die Süddeutschen überhaupt. Man kann sich denken, daß unter den geschilderten Umständen die Schwaben ein ganz besonders dankbares Publikum für die Poeten abgegeben haben. Dem Beispiele der Staufer folgend, gewährten viele schwäbische Große den wandernden Sängern auf ihren Rittersitzen gastliche Aufnahme und verdienten sich durch Milde deren Lob. So werden von Dichtern namentlich gerühmt: Pfalzgraf Hugo von Tübingen, der „biderbe Kalwäre“ (d. h. ein Graf von Calw), Schenk Konrad von Winterstetten, unter Kaiser Friedrich II. ein Mann von Einfluß und von diesem zum Berater König Heinrichs (VII.) gesetzt, der Rudolf von Hohenems zu seinem Wilhelm von Orlens und Ulrich von Thürheim zur Fortsetzung von Gottfrieds Tristan ermunterte, endlich Konradins Kämmerer Volkmar von Kemnat.

Von den Lebensumständen der einzelnen Dichter können wir uns aus der dürftigen Ueberlieferung meist nur unvollständige und

undeutliche Vorstellungen machen. Bei vielen sind wir sowohl hinsichtlich der Zeit ihres Wirkens als auch hinsichtlich ihrer Heimat auf bloße Vermutungen angewiesen. Die sprachlichen Verhältnisse der Dichtwerke lassen selten sichere Schlüsse auf ihre Herkunft zu. Insbesondere treten die Persönlichkeiten derer, welche die Stoffe des volkstümlichen Epos behandelt haben, hinter ihren Schöpfungen ganz zurück. Keine Namen haben sich da erhalten. Wir wissen nicht, welcher Provinz der oder die Dichter des Nibelungenliedes angehört haben. Für ganz gewiß aber darf es gelten, daß auch in Schwaben Gesänge von Siegfried und Kriemhild, von Dietrich und Hildebrand erklungen sind. Und es ist gar nicht ausgeschlossen, daß das eine oder andere unserer berühmten Volksepen die Gestalt, in welcher es auf uns gekommen ist, im Schwabenland erhalten hat.

Einer der drei großen höfischen Epiker, Hartmann von Aue, war ein Schwabe, und zwar aller Wahrscheinlichkeit nach ein Schwabe im engeren Sinn. Ueber seine Lebensumstände ist sehr wenig bekannt. Er war ritterlicher Dienstmann zu Aue, d. h. offenbar zu Obernau bei Rottenburg am Neckar; seine Herren gehörten wohl dem edelfreien Geschlechte derer von Ow an. Geboren ist er um 1170. Er erhielt in irgend einem Kloster gelehrte Bildung: er konnte lesen, verstand Lateinisch wie Französisch und war mit dem klassischen Altertume vertraut. Er nahm an einer Kreuzfahrt teil, vermutlich an der mißglückten vom Jahr 1197, vielleicht aber auch an Barbarossas Zug oder gar an beiden. Gestorben ist er zwischen 1207 und 1220.

Auch die Zeitfolge der Werke Hartmanns ist nicht ganz sicher. Von den vier Epen ist „Erec", um 1192 gedichtet, ohne Frage das früheste: es giebt sich durch übermäßige Breiten in der Erzählung und einzelne Unebenheiten in der Form als Jugendwerk zu erkennen. „Iwein" dürfte Hartmanns späteste Schöpfung und um das Jahr 1202 entstanden sein. Dazwischen fallen zuerst „Gregorius" und dann „Der arme Heinrich". Außerdem haben sich von Hartmann ein bis zwei artige Liebesbriefe, sogenannte Büchlein, und etwa achtzehn lyrische Stücke, fünfzehn Minnelieder und drei Kreuzlieder, erhalten; seine Leiche sind verloren gegangen.

Auch seine Lyrik zeugt von starker Begabung, aber seine volle poetische Eigenart hat er nur im Epos entfaltet.

„Erec" und „Iwein" sind poetische Ritterromane, beide dem Artussagenkreis entnommen, beide nach der französischen Vorlage des Chrestien von Troyes bearbeitet. Hartmann ist feiner und glätter, aber auch weniger charakteristisch, als seine Quelle. Beide Dichtungen haben den Konflikt zwischen Heldentum und Minne zum Inhalt. Erec lebt thatenlos an der Seite seines geliebten Weibes Enite dahin. Wie sie sich selbst mit seinem unritterlichen Leben unzufrieden zeigt, zieht er mit ihr allein auf Abenteuer aus und stellt ihre Liebe auf die härtesten Proben, bis er durch ihre niemals wankende Geduld und Treue endlich versöhnt wird. In Iwein umgekehrt verscherzt der Held die Gunst seiner Gattin Laudine dadurch, daß er den ihm bewilligten einjährigen Urlaub überschreitet. Es gelingt ihm erst nach schweren Prüfungen und mannigfaltigen Abenteuern, wobei ein von dem Ritter geretteter und diesem fortan treu ergebener Löwe eine wichtige Rolle spielt, die beleidigte Dame zu erweichen.

Ganz anderer Art sind die beiden weiteren epischen Dichtungen Hartmanns. Der ebenfalls dem Französischen entlehnten Legende vom heiligen Gregorius, dem guten Sünder, liegt die Idee zu Grunde, daß auch die ärgste Sünde durch aufrichtige Buße getilgt werden kann. Gregorius, der Sprosse einer blutschänderischen Verbindung, heiratet ohne Wissen die eigene Mutter. Nach der Entdeckung läßt er sich an einen einsamen Felsen in einem See festschmieden. Siebenzehn Jahre vergehen. Da wird der Entsühnte, der wunderbarerweise noch am Leben ist, von den Römern zum Papst erkürt und spricht als solcher seine Mutter, die mit ihm wieder vereinigt wird, von ihren Sünden los.

Die poetische Erzählung „Der arme Heinrich" ist Hartmanns selbständigste Arbeit. Auf die innere Entwicklung des Helden ist der Hauptnachdruck zu legen: erst die demütige Ergebung in den Willen Gottes entreißt ihn dem Elende. Herr Heinrich von Aue, ein Vorfahre der Dienstherren des Dichters, edel, reich und angesehen, jung und schön, wird plötzlich vom Aussatze befallen. Da ihn die Kunst der Ärzte nicht heilen kann, flieht er die Welt und

zieht sich auf einen Meierhof zurück. Des Meiers Töchterlein, das sich mit rührender Liebe an seinen armen Herrn hängt, entschließt sich, als es erfährt, daß ihn das freiwillig vergossene Herzblut einer Jungfrau zu retten vermöge, für ihn in den Tod zu gehen. Er nimmt das Opfer an, und sie pilgern zusammen nach Salerno. Schon liegt sie auf dem Operationstische: da wird Heinrich von Mitleid ergriffen und gebietet dem Arzt, inne zu halten. Dem Siege, den er also über sich selbst errungen hat, folgt die Reinigung des Körpers auf dem Fuß, und der Geheilte erhebt die vielgetreue Maid zu seinem Ehegemahl.

Hartmann von Aue war so recht der Mann nach dem Herzen der Menge, für die Wolframs Tiefe unverständlich und Gottfrieds sinnliche Leidenschaftlichkeit unheimlich war. Er stand bei zeitgenössischen wie späteren Dichtern in höchstem Ansehen. Ein Zeitalter, in dem ein Poet von so trefflichen Eigenschaften, wie Hartmann, der Liebling des großen Publikums ist, stellt sich damit ein ehrenvolles Zeugnis aus. Hartmann war offenbar ein liebenswürdiger Charakter, reinen Herzens und heiteren Sinnes, fromm und mild in der Denkart, von idealen Neigungen erfüllt. Er ist moralischer und moralisierender Dichter, wenn auch nicht in aufdringlicher Weise. Ein ethischer Zug geht durch seine ganze Poesie. Das Ringen niedrigerer und höherer Triebe im Inneren des Menschen ist das von ihm bevorzugte Thema. Seelenmalerei liebt er auch im einzelnen. Wenn daneben die Schilderung von Abenteuern in den beiden Ritterepen und selbst im Gregorius für unseren Geschmack einen zu breiten Raum einnimmt, so ist zu bedenken, daß Hartmanns Zeitgenossen gerade daran besonderes Gefallen gefunden haben. Ueberdies ist er in diesem Punkte maßvoller, als die Mehrzahl der mittelalterlichen Epiker, und macht seine Erzählung durch planvolle und klare Anordnung des Stoffes genießbar. An Vollkommenheit und Schönheit der Form thut er es überhaupt allen Dichtern seines Zeitalters zuvor. Die Darstellung ist von höchster Anmut, die Sprache leicht und flüssig, der Versbau von tadelloser Glätte und Kunstfertigkeit. Ist er doch schon von seinem großen Nachfolger Gottfried seiner kristallenen Wörtlein wegen gerühmt worden! Für die Gegenwart hat

zum mindesten eines von Hartmanns Werken mehr als kulturhistorische Bedeutung: „Der arme Heinrich", eine der lieblichsten und rührendsten Novellen, die unsere Litteratur aufzuweisen hat.

Unter Hartmanns zahlreichen Nachfolgern und Nachahmern, zu denen bis zu einem gewissen Grade selbst Meister Gottfried von Straßburg gerechnet werden muß, finden sich auch manche Schwaben. Von Ritter Ulrich von Thürheim, einem bayerischen Schwaben, der 1233—1246 in der Gegend von Augsburg urkundlich auftritt, haben wir eine Fortsetzung von Gottfrieds Tristan und eine solche von Wolframs von Eschenbach Willehalm, meist nach dem Haupthelden „Der starke Rennewart" genannt; letztere unmäßig lange Dichtung fand im Mittelalter viel Beifall. Ulrichs Epos „Clies", vermutlich nach einer Vorlage des Chrestien von Troyes, ist verloren gegangen. Etwa zu derselben Zeit dürfte die an den Heldensagenkreis Karls des Großen sich anlehnende poetische Novelle „Die gute Frau", deren unbekannter Verfasser ein Schwabe gewesen ist, entstanden sein. Gottfried von Hohenlohe († 1254 oder 1255), Stammherr des jetzt noch blühenden Fürstenhauses, einer der Getreuesten Friedrichs II. und Konrads IV. und eine Zeit lang in König Heinrichs (VII.) Umgebung, ist der Verfasser eines verloren gegangenen Heldengedichtes über König Artus und seine Tafelrunde. Als Epiker wird ferner Herr Albrecht von Kemnat aus bayerisch Schwaben genannt; doch ist es sehr unsicher, ob das nur in wenigen Bruchstücken erhaltene Gedicht „Goldemar" aus der Dietrichssage oder gar weitere Epen aus demselben Sagenkreis ihm zuerkannt werden dürfen. Um 1230 hat Konrad Fleck die anmutige Geschichte von „Flore und Blanscheflur", die aus Frankreich über den Rhein gekommen und schon durch eine ältere Bearbeitung in Deutschland bekannt gewesen ist, mit starker Betonung des Grundmotivs der Treue neu erzählt; doch kann der ritterliche Dichter ebenso gut ein Schweizer als ein Schwabe im engeren Sinne gewesen sein. In der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts lebte Konrad von Stöffeln, vielleicht aus dem Rittergeschlechte, dessen Stammburg bei Gönningen (O.A. Tübingen) stand. Ein abenteuerlich erfundener Roman aus dem Artussagenkreise, „Gauriel von Montabel, der Ritter mit dem Bock", hat sich von ihm er-

halten, worin Hartmanns Iwein, der Ritter mit dem Löwen, unabsichtlich travestiert erscheint.

Auch die geistlichen Stoffe kamen in der erzählenden Dichtung neben den weltlichen zu ihrem Rechte. Der enge Bund zwischen Rittertum und Christentum ist ja gerade bezeichnend für die Poesie jener Tage. Wie zu Beginn der Blütezeit meist Geistliche die Bearbeiter der Roman- und Märchenstoffe gewesen sind, um erst im letzten Drittel des 12. Jahrhunderts von ritterlichen Dichtern abgelöst zu werden, haben umgekehrt auch adelige Herren gelegentlich religiöse Gegenstände behandelt. Hartmann von Aue haben wir schon als Legendendichter kennen gelernt. In den letzten Jahrzehnten das 12. Jahrhunderts lebte Konrad von Heimesfurt (jetzt Hainsfarth bei Oettingen), wieder ein bayerischer Schwabe, von ritterlicher Herkunft, aber in den geistlichen Stand getreten. Von ihm ist eine Auferstehung Christi („Urstende") und eine Himmelfahrt Mariä („Von unserer Frauen Hinfahrt") auf uns gekommen, in ihrer Art verdienstliche Werke, die unverkennbar unter dem Einfluß weltlicher Dichtung stehen. Eine poetisch wertlose Arbeit ist das um 1200 durch einen gewissen Albert, vermutlich Augsburger Stiftsgeistlichen, nach der Biographie des Reichenauer Abts Berno in deutsche Reimverse gebrachte Leben des heiligen Ulrich, Bischofs von Augsburg. Hugo von Langenstein, ein Schwabe aus dem Hegau, der 1282 gleich seinem Vater und seinen Brüdern in den Deutschorden eintrat und diesem all sein Besitztum übergab, beschrieb die elf Marter der heiligen Martina in nicht weniger als 33000 Versen.

Zu fast noch glänzenderer und eigenartigerer Entfaltung, als die Epik, gelangte im Hohenstaufenzeitalter die deutsche Lyrik. Volkstümliche Lieder, zumal Liebeslieder, hat es gewiß schon seit alter Zeit gegeben, und an solche lehnen sich die Erzeugnisse der früheren Minnesänger offenbar an. Aber es haben sich keine deutlichen Spuren davon erhalten, so daß für uns die Lyrik eigentlich erst mit dem Minnesange beginnt. Es war ihr goldenes Zeitalter. Vom Süden allmählich nach dem Norden sich ausbreitend, wurde sie für die ganze ritterliche Gesellschaft zum süßen Herzensbedürfnis und zum heiteren Zeitvertreib. Die Minne, die dieser

ganzen Poesie den Namen geliehen hat, steht im Vordergrunde. Treu und hingebend, zart und verschwiegen, hat der Frauendienst der Stauferzeit etwas ungemein Rührendes und Herzbewegendes an sich. Schade, daß er allzu gleichförmig und geregelt, ja einer gewissen Etikette unterworfen war und also der Gefahr nicht entgehen konnte, in Konvenienz und Spielerei auszuarten. Neben Liebesgesängen ließen die ritterlichen Dichter Lieder himmlischer Minne, meist Kreuzlieder, Sprüche irdischer Weisheit, politische Zeit- und Streitgesänge, erklingen. Diese ganze Lyrik zeichnet sich durch außerordentlichen Reichtum und hohe Vollkommenheit der künstlerischen Formen aus. Der enge Bund, der zwischen Poesie und Musik damals bestand, verlieh dem Versmaß und Reim ganz andere Bedeutung, als ihnen heute zukommt. Nicht vorgetragen oder gar gelesen, gesungen wurden die Minnelieder, die Töne entstanden gleichzeitig mit den Worten, und die Erfinder dieser waren meist zugleich die Erfinder der Melodien. Besonders stark tritt das musikalische Element in der kunstvollen Liederform des Leiches hervor, der sich aus einer bunten Reihe vielgestaltiger Strophen zusammensetzt.

In den Grenzen des alamannischen Herzogtums, besonders im engeren Schwaben und im schweizerischen Thurgau, ist der Minnesang durch seine verschiedenen Stadien hindurch üppig gediehen. Die ältesten uns bekannten Minnelieder sind umittelbar noch nicht von romanischem Einfluß berührt, die Strophenformen sind einfach, die Assonanzreime nicht von tadelloser Reinheit; den Inhalt kennzeichnet frische Natürlichkeit und Schlichtheit. Schwäbischer Vertreter dieser ersten Periode ist Meinloh von Söflingen (bei Ulm), aus einem Rittergeschlechte, das bei den Grafen von Dillingen des Truchsessenamtes gewaltet hat. Er mag nach der Mitte des 12. Jahrhunderts gedichtet haben. Die zwei Lieder die er hinterlassen hat, beide in der erweiterten Nibelungenstrophe, sind einfach und edel gehalten und von wohlthuender Wärme der Empfindung getragen.

In der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts begann sich der Einfluß der provençalischen Troubadours geltend zu machen. Jetzt erst bildete sich der eigentliche höfische Frauendienst aus, begann

der richtige Minnesang. Jetzt erst vervollkommnete sich die Form, wurden die Töne mannigfaltig und die Reime rein; die gleichzeitig aufkommenden daktylischen Rhythmen sind eines der sichersten Zeichen französischer Einwirkung. Friedrich von Hausen war der erste, der diese Art von Poesie in Deutschland pflegte; vom Rheine drang sie nach dem Osten, auch nach Schwaben vor. Kaiser Heinrich VI., der wohl als Kronprinz vor 1190 gedichtet hat, huldigt in einem längeren Stücke der neuen Manier, während zwei kürzere schlichte und innige Lieder sich mehr an die alte Weise halten. Auch in den Dichtungen Heinrichs von Ruck lassen sich dieselben zwei Perioden unterscheiden. Die Stammburg seiner Familie, die den Pfalzgrafen von Tübingen diente, stand auf dem Ruckberge bei Blaubeuren. Zwischen 1175 und 1178 tritt er urkundlich auf, hat unter dem frischen Eindrucke von Barbarossas Tod, also im Spätjahr 1190, einen Leich gedichtet und selbst einen Kreuzzug mitgemacht. Er muß jedenfalls vor 1220 gestorben sein. Spätere Dichter rühmen ihn als einen der ersten Leichdichter. Seine klaren, aber etwas nüchternen Strophen schlagen mit Vorliebe einen lehrhaften Ton an. Neben Hartmann von Aue, von dessen Lyrik schon die Rede gewesen ist, gehört noch Hiltbold von Schwangau, aus dem zu Hohenschwangau am Lech hausenden Ministerialengeschlechte, zu dieser Gruppe. Seine Lieder ließ er um die Wende des 12. und 13. Jahrhunderts erschallen. Er nahm vielleicht an Kaiser Friedrichs I. Kreuzzug teil und lebte noch 1221.

In der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts brachte ein bayerischer Ritter, Herr Neidhart von Reuenthal, in Oesterreich, wo damals der Babenbergische Hof sich die Pflege der Poesie besonders angelegen sein ließ, eine neue Sangesrichtung auf. Er dichtete ländliche Tanzlieder in frischem, derb volkstümlichem Ton und würzte sie reichlich mit Humor. Ohne Zweifel fielen die Melodien, mit denen er sie versah, leicht in die Ohren und trugen zu ihrer raschen Verbreitung wesentlich bei. Doch waren nicht etwa Bauern, denen er im Gegenteil übel mitspielte, sondern die vornehme Gesellschaft sein Publikum. Herrn Walther von der Vogelweide, der kurz vorher den regelrechten Minnesang auf die höchste Stufe erhoben hatte, war diese realistische Dorfpoesie ein Dorn im Auge.

Dennoch gewann sie bald in ganz Deutschland Boden und fand häufige Nachahmung. Man war eben des weichlichen Schmachtens doch allmählich etwas überdrüssig geworden und sehnte sich nach einer kräftigeren und naturgemäßeren Auffassung. Namentlich in Schwaben machte Neidhart Schule. Nur wenige blieben dort noch dem alten Minnesange treu. Der am 29. Oktober 1268 zu Neapel enthauptete Konradin hat wohl noch in Deutschland, also vor Herbst 1267, als halber Knabe zwei duftig zarte Minnelieder gesungen. Der Schenk von Limpurg, aus dem bei schwäbisch Hall hausenden bedeutenden Geschlechte der Reichsschenken, vermutlich mit Konrad von Limpurg identisch, der seit 1255 in Urkunden erscheint und 1267/68 Konradins Begleiter in Italien war, dichtete gefühlvolle Liebeslieder im idealistischen Stil; in der Form ist er übrigens schon von Gottfried von Neuffen und Ulrich von Winterstetten beeinflußt.

In dem Dichterkreise, der sich etwa zwischen 1225 und 1235 um den jungen König Heinrich (VII.) scharte, herrschte Neidharts Manier vor. Außerdem ist für diese meist schwäbischen Sänger die außerordentliche Virtuosität der Form, die sich häufig auf Kosten des Inhaltes geltend macht, charakteristisch. Es mag in den schwäbischen Pfalzen, besonders zu Eßlingen, Ulm und Augsburg, wo der auf Lustbarkeiten aller Art erpichte Prinz Hof zu halten liebte, oft toll genug zugegangen sein. Die Lieder seiner Gefährten sind denn auch vielfach ein Widerhall des derb fröhlichen Treibens der übermütigen Gesellschaft. Ob Heinrich selbst gedichtet hat, wissen wir nicht. Uebrigens, als er sich gegen seinen kaiserlichen Vater zu verschwören begann, sind ihm seine Jugendfreunde wenigstens teilweise, wie die Hohenloher, auf diese gefährliche Bahn nicht gefolgt.

Da ist zunächst zu nennen Gottfried von Neuffen, dem mächtigen und reich begüterten edelfreien Geschlecht angehörig, das auf der berühmten Burg Hohenneuffen (O.A. Nürtingen) hauste. Er erscheint zwischen 1234 und 1255 in Urkunden. Als eifriger Anhänger König Heinrichs beteiligte er sich an den Kämpfen gegen die kaiserliche Partei und wurde in der Schlacht im Schwiggerthale bei Urach am 21. Juni 1235 gefangen genommen. Gottfried brachte in Reimspielen, die ihn als Meister der Form und des sprachlichen Ausdruckes zeigen,

aber vielfach gekünstelt und kalt sind, dem höheren Frauendienste die herkömmlichen Opfer. Daneben vergnügte er sich mit einer ländlichen Schönen, die in dem zur Burg Neuffen gehörigen (jetzt abgegangenen) Hofe Winden wohnte. Den günstigsten Begriff von seinem ursprünglichen Talente geben eine Reihe keck lustiger Stücke, von denen einige, wie das köstliche Wiegenlied, echte Töne des Volksliedes anschlagen. Gottfried war ein sehr beliebter Dichter. Man unterschob ihm deshalb allerhand volkstümliche Gesänge, deren Verfasser unbekannt waren, und teilte ihm auch die Rolle des Liebhabers in der Sage vom edlen Moringer zu.

Zu dem Freundeskreise König Heinrichs gehörte ferner Burkhard von Hohenfels, dessen Stammschloß am Bodensee in der Nähe von Ueberlingen stand. Er kommt von 1216—1242 in Urkunden vor. Auch von ihm haben sich unter anderem volksmäßige Refrainlieder erhalten. Des weiteren ist ein Herr von Brauneck zu nennen. Ein Zweig des Hohenlohischen Hauses hatte seit 1230 seinen Sitz auf Burg Brauneck (O.A. Mergentheim) und schrieb sich nach dieser. Vielleicht war unser Dichter, von dem sich übrigens nichts erhalten hat, ein Bruder jenes Gottfried von Hohenlohe, der uns als Epiker bereits entgegengetreten ist. Neben diesem württembergischen Franken fand sich auch ein Minnesänger aus bayerisch Franken, Graf Otto von Bodenlauben, in König Heinrichs Umgebung. Endlich darf wahrscheinlich der Taler, in dessen realistisch gehaltenen Liedern sich novellistische und genrehafte Züge finden, dieser Genossenschaft eingereiht werden. Doch ist seine Herkunft unsicher; er scheint eher ein Adeliger, als ein Bürgerlicher, gewesen zu sein und wird mit besserem Rechte von der Schweiz, als vom engeren Schwaben, in Anspruch genommen.

Etwas später dichtete der Ritter Schenk Ulrich von Winterstetten aus einem angesehenen oberschwäbischen Reichsministerialengeschlechte. Die Urkunden aus der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts reden von verschiedenen Herren dieses Namens. Am meisten spricht noch immer für die Annahme, daß wir den Ulrich, welcher zwischen 1241 und 1280 zu belegen ist und seit 1258 als Kanonikus zu Konstanz und Augsburg, später auch als Kirchherr zu Biberach erscheint, als den Minnesänger ansehen dürfen.

Er war ein Sprosse der jüngeren Linie Winterstetten-Schmalegg und hatte zum Großvater mütterlicherseits den bekannten Schenken Konrad von Winterstetten, den wir schon als Rat König Heinrichs und Beschützer der Poesie kennen gelernt haben. Seine durchaus weltlichen Lieder hätte Ulrich dann jedenfalls in der Jugendzeit gesungen, ehe er sich dem geistlichen Stande weihte. Auch bei diesem Dichter ist die Reimkunst auf's höchste entwickelt, namentlich in seinen zahlreichen Tanzleichen. Seine Vorliebe für den volkstümlichen Kehrreim, seine scharf ausgeprägte Rhythmik und seine ausgelassene Lustigkeit machten ihn so beliebt, daß er von seinen Liedern rühmen durfte, sie werden auf den Gassen gesungen.

Etwa zur selben Zeit lebte der trotzige Ritter Hugo von Werbenwag (jetzt Werenwag im badischen Bezirksamt Meßkirch), aus einem damals auch im heutigen Württemberg begüterten Dienstmannengeschlechte der Grafen von Hohenberg-Haigerloch. Er läßt sich zwischen 1258 und 1292 in Urkunden nachweisen und beschloß offenbar seine Tage im Kloster Salem. Sein bekanntestes Gedicht, worin er seiner spröden Dame scherzhaft droht, ihren Handel vor Kaiser und Papst zu bringen, fällt schon in das Jahr 1246. Ebenfalls in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts im Anschluß an Neidhart dichteten der von Buwenburg und der von Stammheim. Ersterer hat wahrscheinlich dem oberschwäbischen Geschlechte Baumburg (O.A. Riedlingen) angehört, letzterer, der nur ein einziges Lied hinterlassen hat, ist der im Oberamte Ludwigsburg ansässig gewesenen Familie zuzurechnen. Das Leben beider ist in völliges Dunkel gehüllt.

Während in der letzten Blüteperiode des Minnesanges die Adeligen mit Vorliebe Neidharts moderne realistische Kunst sich zum Vorbilde nahmen, fand die Spruchdichtung Walthers von der Vogelweide und Reinmars von Zweter überwiegend in bürgerlichen Kreisen Nachahmung. Von Schwaben ist hier in erster Linie der Marner zu nennen, der mitten im 13. Jahrhundert gewirkt hat und vermutlich in der Gegend von Ulm zuhause gewesen ist. Als Fahrender kam er weit in der Welt herum und war bald am Rheine, bald in Oesterreich zu treffen. Er verfügte über gelehrte Bildung und dichtete auch in lateinischer Sprache. Walther nennt

er ausdrücklich seinen Meister. Nicht seinen Minneliedern, sondern seinen Sprüchen ethischen, religiösen und politischen Inhaltes hat er seinen Ruhm verdankt. Der Reichtum seiner Technik ist größer, als der seiner Gedanken. Ein polemischer Zug macht sich bei ihm geltend: er greift zeitgenössische Sänger an und wird wiederum von solchen angegriffen — eine Erscheinung, die bereits auf den beginnenden Verfall der mittelalterlichen Poesie deutet. Ebenfalls einige Sprüche hat der sonst ganz unbekannte Rumeland aus Schwaben hinterlassen.

Mit den Minnesängern, welche neben der eigentlichen Lyrik auch die Spruchdichtung gepflegt haben, berührt sich ein unter dem Titel „Freidanks Bescheidenheit“ bekanntes Lehrgedicht, das auf schwäbischem Boden erwachsen ist. Der Verfasser hat in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts gelebt und den Kreuzzug Kaiser Friedrichs II. von 1228/29 mitgemacht; ja ein Stück des Werkes ist sogar in Syrien entstanden. Sonst ist die Person des Dichters in Dunkel gehüllt. Ist Freidank sein angenommener oder sein wirklicher Name? Dürfen wir ihn in einem Bernhard Freidank wieder erkennen, der in einem gegen Ende des 13. Jahrhunderts verfertigten Gedicht erwähnt wird? War er bürgerlicher oder ritterlicher Herkunft? Man nimmt meist das erstere an; aus seiner Denkungsart geht indessen hervor, daß er zum mindesten mit höfischen Kreisen Fühlung gehabt hat. Ist ferner die aus dem 15. Jahrhundert stammende Nachricht, daß er auf einer italienischen Reise in Treviso gestorben sei und dort begraben liege, glaubwürdig? Ja, nicht einmal darüber herrscht Gewißheit, ob Freidank der eigentliche Dichter oder nur der Sammler und Ordner der in der Bescheidenheit vereinigten Sprüche ist. Ohne Frage hat er die dem ganzen Volk als Gemeingut zugehörige Sprichwörterweisheit fleißig benützt und auch aus älteren Dichtern geschöpft, aber andererseits hat er wohl auch manches aus seinem Geiste dazu gethan; aus dem ganzen Werke spricht gleichmäßige Gesinnung, und die Form im weitesten Sinn ist zum mindesten Freidanks Eigentum.

In meist ganz kurzen gereimten Sprüchen trägt der Dichter der Bescheidenheit (d. h. Unterweisung, Belehrung) seine morali-

schen und religiösen, politischen und sozialen Gedanken vor. Seine von echter Humanität erfüllte Persönlichkeit macht den angenehmsten Eindruck. Freimütig und gesinnungstüchtig, scheut er sich nicht, auch den Hohen die Wahrheit zu sagen. Obschon ein frommgläubiger Christ, steht er doch gegen die Anmaßungen des Papsttums entschieden auf Seiten des hohenstaufischen Kaisertums. Seine geistige Verwandtschaft mit Walther von der Vogelweide ist so unverkennbar, daß man schon auf die unhaltbare Vermutung gekommen ist, beide seien eine einzige Person. In der Form sind Freidanks Sprüche von gedrungener und schlagfertiger Kürze. So begreift sich das außerordentliche Ansehen, das dieses Buch das ganze Mittelalter hindurch genossen hat.

Um die Mitte des 13. Jahrhunderts war die Macht der Staufer den ihr feindseligen kirchlichen Gewalten endgültig erlegen: mit dem Tode Konrads IV. 1254 ging das Geschlecht der deutschen Königskrone verlustig, und nachdem vierzehn Jahre später Konradin den kühnen Versuch, sein sizilisches Erbreich durch das Schwert zurückzuerobern, mit dem Leben bezahlt hatte, war auch das schwäbische Herzogtum erledigt. Aus Schutt und Trümmern pflegt sich neues Leben zu erheben, und der Fall der einen ist dem Emporkommen der anderen förderlich. Die schwäbischen Großen gewannen nun Raum, sich auszudehnen und ihre Machtbefugnisse zu erweitern. Ihre Sonderinteressen geboten ihnen, eine Neubesetzung des Herzogsstuhles zu verhindern, und sie waren stark genug, ihren Willen gegen die Nachfolger der Staufer durchzusetzen. Die Stellung des deutschen Königtums, eines Wahlkönigtums mit dem ganzen Elend eines solchen, hatte sich seit dem Interregnum völlig verändert. Bei Erfolgen im einzelnen gelang es ihm im ganzen doch nicht, die Selbständigkeitsgelüste der großen wie kleinen Reichsstände zu überwinden, und immer mehr bildete sich die Landeshoheit der Fürsten zu einem der wichtigsten Faktoren im Reich aus. In Schwaben zumal steigerte sich unter den neuen Verhältnissen der angeborene Unabhängigkeitstrieb in's Maßlose. Es entstand ein tolles Ringen der zahllosen Fürsten und Städte, die sich hier im Raume dicht aneinander drängten: im hartnäckigen Widerstande gegen die kaiserliche Autorität verteidigten alle die an-

gemaßten Rechte, in blutigen Fehden untereinander suchten die einen ihre Nachbarn zu unterdrücken, die anderen ihrer Haut sich zu wehren. Aus diesem Chaos tauchte das Haus der Württemberger empor, nicht, wie die Staufer, vom Glücke rasch gehoben, sondern langsam, durch zähe Ausdauer. Es gelang ihm am Ende des Mittelalters, sich ein neues Herzogtum in Schwaben zu gründen, das im Verhältnis zum alten zwar räumlich beschränkt blieb, sich aber doch zum kräftigsten politischen Gebilde im Land auswuchs.

Unweit von Stuttgart auf einem anmutigen, jetzt Rothenberg genannten Hügel im blühenden Neckarthale lag die Burg Württemberg. Am 7. Februar 1083 wird sie erstmals in einer Urkunde genannt; kurz vorher dürfte sie ein Edelfreier Konrad erbaut und sich und sein Geschlecht fortan danach genannt haben. Unsicher wie die Deutung des Namens Württemberg ist die Herkunft jenes Stammherren: wahrscheinlich gehörte nicht Konrad selbst, wie man früher meinte, dem Hause Beutelsbach an, sondern war nur mit einer Beutelsbachischen Erbtochter vermählt. Einem seiner Nachkommen, Ludwig, fiel durch Erbschaft eine Gaugrafschaft im mittleren Neckarthale mit der Gerichtsstätte bei Cannstatt, das Kernland des heutigen Königreiches, als Reichslehen zu. Treue Anhänger der Staufer, erweiterten die württembergischen Grafen allmählich ihren Besitz. Aber erst Ulrich I., mit dem Daumen oder der Stifter zubenannt (1241—1265), hat durch rücksichtslose Ausbeutung der politischen Lage die Macht seines Hauses so recht begründet. Unbedenklich gab er die Parteistellung seiner Vorfahren auf und gesellte sich den Feinden König Konrads IV. zu, um dann wiederum den jungen Konradin in seinen herzoglichen Rechten zu schützen.

Ulrichs Nachfolger wußten in endlosen Kämpfen das von diesem Gewonnene zu behaupten, zu befestigen, zu mehren, so vor allem die beiden Eberharde, Großvater und Enkel, Eberhard der Erlauchte (1265—1325), ein kühner Haudegen, der nacheinander einem halben Dutzend Kaiser zu trotzen wagte, und Eberhard der Greiner oder der Rauschebart (1344—1392), der, streitbar, thatkräftig und zielbewußt, die übermütigen Städte und andere eifer-

süchtige Nachbarn niederzwang. In der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts spalteten sich die Württemberger in die Uracher und Stuttgarter Linie, die das Land unter sich teilten. Doch glückte es Eberhard im Bart im Jahr 1482, das ganze Gebiet wieder in seiner Hand zu vereinigen und die künftige Unteilbarkeit zum Hausgesetze zu erheben. Dieser wahrhaft weise Fürst hat sein Württemberg zu einem wirklichen Staat umgebildet und seine glückliche Laufbahn damit gekrönt, daß er sich vom Kaiser den Herzogshut aufsetzen ließ. Er ist auch der erste seines Geschlechtes gewesen, der für höhere Bildung tiefer gehende Teilnahme gehabt und nach dieser Richtung segensreich gewirkt hat. Auf vertraute Beziehungen der älteren Grafen zur mittelalterlichen Poesie weisen keinerlei Spuren. Weder hat sich einer unter die Minnesänger begeben noch durch Begünstigung der Poesie hervorgethan. Das ist ganz natürlich. Die Dichter jener Zeit ermüdeten nicht, milde Gaben von den Fürsten zu heischen; die Württemberger aber waren kleine Herren, deren beschränkte Mittel und Kräfte in dem harten Ringen um Besitz und Ansehen so vollständig aufgingen, daß für die Pflege der Kunst kaum etwas übrig blieb.

Aber nicht bloß die deutschen Fürsten, auch die deutschen Städte waren allmählich groß geworden. Wie einst die Höfe und vordem die Klöster, so bildeten jetzt die Städte die wichtigsten Mittelpunkte der nationalen Kultur. Allen übrigen voran die Reichsstädte, deren es in Schwaben eine stattliche Anzahl größerer, kleinerer und winziger gab, Augsburg und Ulm an der Spitze; doch strebte auch die Residenz der Württemberger, Stuttgart, empor und machte nach einer Schilderung aus dem Jahre 1414 auf zureisende Fremde einen günstigen Eindruck. Die Reichsstädte bereiteten in ihren Mauern den bildenden Künsten, die vom 14. Jahrhundert an einen bedeutenden Aufschwung nahmen, eine Stätte, sie vorzugsweise zu religiösen Zwecken verwendend. Zu Ulm feierte die gotische Baukunst in dem 1377 begonnenen Münster einen ihrer schönsten Triumphe; schon geraume Zeit vorher war die Reutlinger Marienkirche vollendet worden, und im 15. Jahrhundert folgte die Eßlinger Liebfrauenkirche nach. Etwas später ließen in den württembergischen Landen die Grafen Ulrich der

Vielgeliebte und Eberhard im Bart ansehnliche Kirchenbauten entstehen. Malerei und Bildhauerei wetteiferten miteinander, die neuen Gotteshäuser würdig zu schmücken. Zu Ulm und Augsburg — womit allerdings schon in den Anfang der folgenden Periode übergegriffen wird — traten Maler- und Bildhauerschulen in's Dasein, die in der realistischen Kunstrichtung Großes leisteten. Meister in der Holzschnitzerei, wie die beiden Sürlin, einen Maler von Zeitbloms Rang durfte die Donaustadt damals ihre Söhne nennen. Auch der Geschmack an wissenschaftlicher Bildung erstarkte in den Städten. Die städtischen Schulen überflügelten die Klosterschulen vollständig; die städtischen Chroniken traten der Geschichtschreibung, wie sie von den geistlichen Anstalten noch immer gepflegt wurde, an die Seite. Freilich spielten in den Städten die Priester als Hüter der Gelehrsamkeit noch eine wichtige Rolle. Die Dominikaner waren es namentlich, die das Wissen jener Zeit verkörperten. Viel Regsamkeit herrschte auf den verschiedensten Gebieten. Am Anfang dieser Periode steht der um 1275 entstandene sogenannte Schwabenspiegel, ein deutsches Rechtsbuch, das auf seine schwäbische Heimat besonderen Bezug nimmt. Man kehrte auch sonst die praktische Seite der Wissenschaften in Jurisprudenz, Theologie und Naturkunde mehr hervor; das Zeitalter der Erfindungen und Entdeckungen war im Anzuge. Höherer Bildungstrieb, der übrigens mit Geldmitteln im Bunde stehen mußte, fand auf den Universitäten Befriedigung, zunächst auf den ausländischen; 1348 wurde Prag mit einer Hochschule versehen, bald auch andere zum Reiche gehörige Städte. Die Schwaben, die manchen brauchbaren Gelehrten auch in diesem Zeitraume gestellt haben, besuchten seit 1386 mit Vorliebe die neu gestiftete Heidelberger Universität. Die Epoche vom Ausgange des 13. bis zur Mitte des 15. Jahrhunderts hat wahrhaft große Leistungen in den Wissenschaften nicht aufzuweisen, aber allenthalben herrschte eine Vielgeschäftigkeit, die das Herannahen einer Blüte der gelehrten Studien verkündete. Und noch eines ist jener Periode gutzuschreiben: in ihr wurde die deutsche Sprache mehr und mehr in die ihr von Natur zustehenden Rechte eingesetzt. Wie sie in der Poesie längst zur Geltung gekommen war, erlangte sie nun auch in den Kanzleien das Ueber-

gewicht und begann sogar für wissenschaftliche Werke abwechslungsweise mit dem Lateinischen verwandt zu werden.

Vor einem höheren Richterstuhle können indessen diese Zeiten des ausgehenden Mittelalters nicht bestehen. In dem vielgestaltigen Kampf um die materiellen Interessen ging der richtige Maßstab für den Wert der idealen Güter verloren. Die adelige Gesellschaft, deren überfeine höfische Lebensart für die vorhergehende Periode charakteristisch gewesen war, verrohte; das Rittertum artete zum Raubrittertum aus. Auch in den Städten war es bei aller Regsamkeit und Strebsamkeit um die Sitten gar übel bestellt. Der Wohlstand, den Handelsverkehr und Gewerbefleiß schufen, steigerte die Ansprüche an den Lebensgenuß. Man freute sich des Daseins, aber es geschah in plebejischen Formen. Die Vergnügungssucht führte zur Ausschweifung; die Fröhlichkeit wurde zur wilden Ausgelassenheit. Die Schamhaftigkeit war verbannt, und ein grober, unflätiger Ton machte sich breit. Es ist kein Grund zu der Annahme vorhanden, daß die Moralität in Schwaben damals auf einer höheren Stufe gestanden habe, als in anderen deutschen Provinzen, vielmehr sind die Klagen über Ungunst der dortigen sittlichen Verhältnisse ziemlich häufig.

Auch mit den guten Tagen der Poesie war es vorbei. Seit der Mitte des 13. Jahrhunderts mehrten sich die Zeichen des ihr drohenden Zerfalles, und seit dem 14. sank sie tiefer und tiefer, um sich erst in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts wieder langsam zu erheben. Die zunehmende Verwilderung der Sitten mußte ihr verderblich werden; die Richtung auf das Praktische und die Betonung des materiellen Standpunktes ertötete den Sinn für ideale Auffassung. Das zürnende Eifern der wandernden Bußprediger aus den Bettelorden verleidete weiten Kreisen die Freude an der heiteren Dichtkunst der Stauferzeit, der selbst das Ueberhandnehmen des allgemeinen Bildungs- und Wissensdranges schädlich war. Doch litt die Produktion zunächst noch keineswegs an Armut und Dürftigkeit. Stoffe waren in Ueberfülle vorhanden, und die, welche sich erschöpft hatten, wurden durch frische ersetzt. Sogar poetische Gattungen von Wichtigkeit traten erstmals in den Vordergrund. Aber die Kunst hatte den Adel ihres Wesens und

die Vornehmheit ihrer Zwecke eingebüßt. Sie wollte nur noch unterhalten um jeden Preis, und kein Mittel war ihr dazu gering genug. Sie wurde auf der einen Seite gewöhnlich und nüchtern, auf der anderen gemein und lüstern. Auf die Schönheit der Darstellung wurde kein Wert mehr gelegt, und die künstlerische Form, Versmaß wie sprachlicher Ausdruck, geriet im 14. Jahrhundert bedenklich in's Wanken und wurde im 15. vollends ganz zerrüttet.

Sofort nach dem Sturze der Staufer gestalteten sich die Verhältnisse für die ritterlichen Dichter ungünstig. Die Hoffnungen, die man in diesen Kreisen auf den Regierungsantritt Rudolfs von Habsburg gesetzt hatte, wurden sehr enttäuscht, und statt der beabsichtigten Lobpreisungen ertönten bittere Klagen über die Kargheit des neuen Königs. Seinem Beispiele folgten bald die meisten übrigen Reichsfürsten nach. So kam es, daß die adeligen Sänger, denen ihre Kunst fürder weder Ansehen noch Gewinn eintrug, allmählich verstummten. In Schwaben war es gerade Rudolfs I. Schwager, der Graf Albert von Hohenberg-Haigerloch, Landvogt in Niederschwaben, einer der tüchtigsten Männer seiner Zeit, 1298 im besten Mannesalter auf dem Schlachtfelde geblieben, der den Neigungen der schönen Vergangenheit noch treu blieb. Selbst Minnesänger, gewährte er auf seinem Schloß Alt-Rottenburg bei der gleichnamigen Stadt am Neckar den Dichtern gerne Gastfreundschaft. Ihn preist Johann von Würzburg, der sein Epos Wilhelm von Oesterreich zu Eßlingen 1314 vollendet hat; den Stoff in lateinischer Sprache lieferte dazu der Eßlinger Bürger Dieprecht, der nach des Dichters Zeugnis auch sonst noch „manche gute Mär" aufgeschrieben hatte. Besonderer Gunst des Hohenberger Grafen erfreuten sich zwei Männer, die in seinen Diensten standen: sein Notar, der sogenannte Kappadozier, zugleich Kirchherr zu Thieringen (O.A. Balingen), der dem Herren mit lustigen Schwänken die Zeit vertrieb, und sein Küchenmeister, der kleine Heinrich (Heinzelin) von Konstanz; wir besitzen von dem letzteren, der seinem Ehrgeiz höhere Ziele steckte, eine Minnelehre und zwei Kampfgespräche „Von dem Ritter und dem Pfaffen" und „Von den zwei Johannsen".

Ein Zeitgenosse des Grafen Albert war Graf Konrad von

Kirchberg (aus Oberkirchberg O.A. Laupheim). In der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts lassen sich mehrere seines Namens nachweisen; wahrscheinlich dürfen wir in dem zwischen 1286 und 1315 urkundlich auftretenden Grafen Konrad dem jüngeren, Sohn Konrads des älteren, den Dichter erblicken. Er steht unter Neidharts Einfluß, und seine Liebeslieder atmen naive Sinnlichkeit.

Noch ein volles Jahrhundert nach diesen Männern hat Schwaben einen Nachzügler der alten Minnesänger hervorgebracht, den Grafen Hugo von Montfort-Bregenz (1357—1423) aus der erlauchten Familie, die von den Tübinger Pfalzgrafen ihren Ausgang genommen hat. Nach einer bewegten und an Abenteuern reichen Jugend leistete Hugo in der Verwaltung seiner Herrschaft und in wichtigen politischen wie militärischen Stellungen Tüchtiges und genoß den in seiner Zeit nicht allzu häufigen Ruf eines tadellosen Ehrenmannes. Die Poesie brachte ihm angenehme Abwechslung in sein von praktischer Thätigkeit erfülltes Leben. Er dichtete, wann er durch Wälder und Auen ritt, und sein Knappe, Burkhard Mangold, mußte zu den Worten die Melodien erfinden. Graf Hugo that sein Möglichstes, um seinen Schöpfungen das Gepräge des echten alten Minnesanges aufzudrücken, aber es läßt sich doch nicht verkennen, ein Sohn welcher Zeit er gewesen ist. Auf der einen Seite volkstümliche und mehr noch auf der anderen lehrhafte Elemente drängen sich in seinen Gedichten vor. Diese, die nur ein bescheidenes Können verraten, zerfallen in drei Gruppen: Minnelieder, Minnegrüße, d. h. briefliche Ergüsse des in der Ferne Weilenden, und Reden, worin neben ethischen und religiösen Gegenständen auch Zeitereignisse behandelt werden.

Schon lange vor dem geschilderten Spätlinge des Minnesanges hatte das überwiegende Bewußtsein, daß diese Periode der Lyrik abgeschlossen sei, in der Anfertigung von Liederhandschriften seinen Ausdruck erhalten. Die drei berühmten Sammlungen der Minnesänger, deren eine im 16. Jahrhundert an das Kloster Weingarten gekommen ist, sind zu Ende des 13. und zu Anfang des 14. Jahrhunderts in der Nähe von Bodensee und Oberrhein, teilweise wohl im schweizerischen Thurgau, entstanden, aus welchen Gegenden auch die ältesten erhaltenen Niederschriften des Nibelungenliedes stammen.

Die hauptsächlichen Vertreter der Lyrik waren in diesem Zeitraume die Bürgerlichen. Sie griffen die den Rittern entsunkene Leier auf und schufen den Minnesang zum Meistersang um. Dieser ist unmittelbar aus jenem hervorgegangen, so weit er sich schließlich von seinem Vorbild entfernt hat. Die bürgerlichen Lyriker aus der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts kann man ebenso gut für Meistersänger wie für Minnesänger ausgeben. Schon den Marner zählten die späteren Meistersänger unter die zwölf alten Meister ihrer Kunst und bedienten sich seiner Weisen. Auch noch ein paar andere Schwaben fallen in die Zeit des Ueberganges, so der Eßlinger Schulrektor Heinrich, der zwischen 1279 und 1281 wiederholt in Urkunden erscheint und 1289 bereits einen Amtsnachfolger gehabt hat, ein nicht unbegabter Epigone, der Minnelieder und Sprüche in der Art Walthers von der Vogelweide gedichtet und darin den ihm verhaßten König Rudolf I. mit Schmähungen überhäuft hat; ferner Meister Rudolf, der 1280 und 1289 als Schreiber zu Augsburg erwähnt wird, und Heinrich Offenbach von Isny, Notar des Bischofs von Konstanz, später Domherr, dessen verlorene Lieder erst in das zweite Viertel des 14. Jahrhunderts gehören.

Von den bürgerlichen Meistern oder Meistersängern, welcher Namen allmählich durchdrang, zogen noch manche nach alter Sitte durch die Lande und suchten an Fürstenhöfen Gunst und Brot. Der Typus eines solchen dichtenden Abenteurers ist Michael Beheim aus Sülzbach (O.A. Weinsberg). Einer aus Böhmen in das fränkisch-schwäbische Grenzgebiet eingewanderten Familie entsprossen, erblickte er am 27. September 1416 das Licht der Welt. Sein Vater, ein Weber, bestimmte ihn zu eben diesem Handwerke. Der Sohn fand jedoch daran keinen Gefallen und pries sich glücklich, daß ihn sein Grundherr, Konrad von Weinsberg, als Kriegsknecht ausrüstete und in Dienste nahm. Beheim kam mit seinem Herren weit in der Welt herum. Nach dessen Tode 1448 erhielt er beim Markgrafen Albrecht Achilles von Brandenburg eine Anstellung. In der Folge trieb er sich an den verschiedensten Höfen herum, so am dänischen, am ungarischen, am Kaiserhofe zu Wien. 1467 trat er zu Heidelberg in die Dienste des Pfalzgrafen Friedrich I.,

dessen Thaten er auf Bestellung in einem traurigen Reimgedichte bis in den Himmel erhob. Es fehlte ihm nirgends an Ehren und Ansehen, aber seine scharfe Zunge zog ihm auch viele Feinde zu, und seine Dichtergabe stürzte ihn in Widerwärtigkeiten und Gefahren. Obwohl verschwenderisch im Lobe seiner jedesmaligen Brotherren, eiferte er doch mit Freimut gegen Ungesetzlichkeit und Gewaltthat; indessen that er dies mehr unter dem Zwang einer streitbaren Natur, als unter dem eines starken sittlichen Gefühls. Sein Lebensabend ist in Dunkel gehüllt. Er scheint zuletzt Schultheiß in seinem Geburtsorte geworden und dort nach 1474 gewaltsam umgekommen zu sein. Beheim ist der fruchtbarste unter den Meistersängern der älteren Zeit. Seine zahlreichen Werke, von denen nur ein Teil gedruckt ist, sind der Minderzahl nach didaktischen, der Mehrzahl nach historischen Inhalts; persönliche Erlebnisse spielen darin eine nicht unbedeutende Rolle. Echten Dichtergeistes hat Beheim kaum einen Hauch verspürt.

Lieder von Meistersängern aus dem 14. und 15. Jahrhundert, abwechslungsweise geistlich lehrhaften und erzählenden Inhaltes, haben sich auch sonst in großer Menge erhalten; aber häufig sind die Dichter dem Namen nach unbekannt, in anderen Fällen nicht mit Sicherheit zu lokalisieren. Von Schwaben sind hauptsächlich einige Augsburger, wie Jörg Breining, vielleicht auch Albert Lesch, zu nennen; ein gewisser Gilg Lieb könnte nach Giengen (O.A. Heidenheim) zu verweisen sein, und möglicherweise gehört Konrad Harder einer geachteten württembergischen Familie dieses Namens an. Alle diese Meistersänger waren mehr oder weniger gebildete Männer, die sich die Fortpflanzung der überlieferten lyrischen Formen zur Aufgabe setzten und auf ihr fachmännisches Können nicht wenig stolz waren. Sie betrachteten die Dichtkunst als etwas Erlernbares, und es war nur eine folgerichtige Anwendung ihrer Grundsätze, wenn sie seit der Mitte des 15. Jahrhunderts förmliche Singschulen errichteten und sich zu fest organisierten Vereinigungen zusammenthaten.

Während im Meistersange die poetische Technik einer besseren Zeit mit Vernachlässigung von Geist und Inhalt sorgsam gepflegt und weitergebildet worden ist, birgt umgekehrt eine andere Gattung

dieser Epoche, das Volkslied, in einer verwahrlosten Hülle wirklichen dichterischen Gehalt. Am Meistersange haben sich vorwiegend die obersten Klassen des Bürgertumes erbaut, das Volkslied ist das Vergnügen des gesamten Volkes gewesen, spiegelt das Gefühlsleben aller Volksklassen wieder. Davon hat es seinen Namen. Die einzelnen Volkslieder haben ursprünglich so gut, wie andere Gedichte, ihre bestimmten Verfasser gehabt, nur daß diese häufiger allen Ständen angehörige Gelegenheitsdichter als Berufsdichter gewesen sind. Und ihre Namen sind mit seltenen Ausnahmen verloren gegangen; denn das Volk singt die Lieder, welche ihm gefallen, ohne nach den Urhebern zu fragen. Das deutsche Volkslied ist so alt, wie die deutsche Nation selbst, aber erst vom 14. Jahrhundert an erscheint es in heller Beleuchtung. Es ertönte in Wald und Flur, auf Straßen und Marktplätzen, in Schenken und Herbergen. Es erklang, so weit die deutsche Zunge reichte, in Schwaben so gut, wie in anderen Teilen des Reiches. Die niederen Spielleute, denen die vornehmeren fahrenden Sänger der Stauferzeit jetzt wieder das Feld überlassen hatten, waren die Vermittler und Verbreiter dieser Lyrik. Sie trugen die neuesten Erzeugnisse von Ort zu Ort; sie spielten auf und sangen dazu, und das Publikum sang im Chore mit. Die Lieder, die mündlich fortgepflanzt wurden, waren sowohl kleineren Aenderungen als größeren Umwandlungen ausgesetzt, und bald gab es von einzelnen Stücken in verschiedenen Gegenden verschiedene Fassungen. In diesem Sinn — aber auch nur in diesem — kann man wohl davon reden, daß das ganze Volk am Volksliede mitgearbeitet habe.

Mögen auch die Meistersänger mit der Geringschätzung des Bildungsphilisters auf die unwissenden Dichter der Volkslieder herabgeschaut haben, so hat doch mancher von ihnen selber solche volkstümliche Töne angeschlagen. Die Grenzen zwischen Meistersang und Volkslied sind nicht scharf gezogen und fließen namentlich auf dem historischen Gebiet ineinander über: man kann da viele Erzeugnisse ebensowohl der einen wie der anderen Richtung zurechnen. Seit dem Ende des 13. Jahrhunderts wurden allerhand zeitgeschichtliche Ereignisse, mit Vorliebe Kriege und Fehden, Unthaten und Hinrichtungen, in kürzeren Liedern oder in längeren

sogenannten Spruchgedichten behandelt — eine Art von vergröberter Fortsetzung der politischen Dichtung der Minnesänger. Von derartigen historischen Stücken, die vor der Verbreitung der Buchdruckerkunst entstanden sind, ist die Mehrzahl verloren gegangen. Manche haben sich auch mit fremdem Gewande geschmückt; so beschrieb der Eßlinger Trütwein in lateinischen leoninischen Versen den Kampf Eberhards des Erlauchten von Württemberg gegen König Heinrich VII. im Jahre 1311 vom Standpunkte des Reichsstädters. Ferner sang man von dem vergeblichen Angriffe Kaiser Karls VI. auf die Reichsstadt Ulm 1376, von der Döffinger Schlacht 1388. Die Belagerung und Einnahme der Burg Zollern durch die verbündeten Heere der schwäbischen Städte und der württembergischen Gräfin Henriette 1422/23 behandelte Konrad Silberdrat, wahrscheinlich aus Rottweil. Seiner poetisch ganz wertlosen, aber historisch interessanten Darstellung in verwilderten deutschen Reimpaaren stellte der Reutlinger Konrad Winziecher eine Schilderung desselben Ereignisses in schlechten lateinischen Hexametern an die Seite. Der große Krieg zwischen den schwäbisch-fränkischen Städten und Fürsten von 1449/50 förderte aus beiden Heerlagern Gedichte zu Tage, darunter eines von dem Mitgliede der noch nicht lange blühenden Augsburger Singschule Ulrich Wiest. Die Lieder über den Pfälzerkrieg und die Schlacht bei Seckenheim 1462, worin Graf Ulrich der Vielgeliebte von Württemberg gefangen genommen wurde, ertönten begreiflicherweise nur zu Ehren des siegreichen Pfalzgrafen Friedrich I. In den Gegenden der oberen Donau besang man die letzten Stunden des Ritters Haman von Reischach, den die erbitterten Ulmer für seine Räubereien um 1465 mit dem Tode büßen ließen. Auch ganze Reimchroniken über längere Zeitabschnitte, die freilich für die Geschichtschreibung von größerer Wichtigkeit sind, als für die Poesie, tauchten damals auf, so 1461 eine Augsburger von Küchlin.

Neben solchen Verarbeitungen zeitgeschichtlicher Ereignisse gingen noch immer Dichtungen aus dem Gebiet älterer wie neuerer Heldensagen her, obschon der Geschmack an der Epik höheren Stiles sich mehr und mehr verminderte. Selbst mit den alten nationalen Stoffen beschäftigte man sich noch: eine Fassung

des Rosengartens ist im 14. Jahrhundert etwa in der Heilbronner Gegend entstanden. Die Fabeln über den Herzog Ernst goß man in eine neue Form. Gerne lauschte man ferner in Schwaben auf die Schicksale des edlen Moringers, der von einer Wallfahrt gerade noch rechtzeitig nach Hause kommt, um seine Gattin aus den Armen des jungen Neuffen zu reißen. Der schon erwähnte versifizierte Liebesroman „Friedrich von Schwaben", der sich an die Sage von Wieland dem Schmied anlehnt, ist vermutlich in Schwaben im 15. Jahrhundert neu bearbeitet worden. Ein Ritter Ulrich, Dienstmann des Grafen Hartmann von Württemberg, war der Held einer abenteuerlichen Sage, die in vier Versionen vorhanden ist. Das älteste dieser Gedichte, „Des von Württemberg Buch", ist frühestens in den Anfang des 14. Jahrhunderts zu setzen, das zweite betitelt sich „Der Württemberger", das dritte, von einem David Budpad herrührend, „Das jad von Wirtenberg", das letzte „Der Ritter mit den Seelen". Auch mit Uebersetzungen gab man sich ab. So verdeutschte Hans Mayr von Nördlingen im Anfang des 15. Jahrhunderts den trojanischen Krieg des Sizilianers Guido von Columna. Endlich bethätigte das 15. Jahrhundert seine Verachtung der künstlerischen Form dadurch, daß es die Epen in Prosa aufzulösen begann. So kam der deutsche Prosaroman auf, der es bald in der Litteratur zu weitreichendem Einfluß bringen sollte.

Mehr, als die höhere Epik, fanden indessen die kleineren erzählenden Gattungen, Novellen, Schwänke, Fabeln, vor den Augen des Publikums Gnade. Von Schwaben ist hier zunächst Hermann Fressant aus Augsburg zu erwähnen, 1352—1353 Stadtschreiber zu Ulm; seine dem Französischen nachgebildete Novelle in Versen „Von den ledigen Wiben" (auch unter dem Titel „Der Hellerwert Witz" bekannt) führt aus, wie vor einem Treuprobe veranstaltenden Ehemann die Gattin besser besteht, als zwei Buhlerinnen. Der dem 14. Jahrhundert angehörige Vriolsheimer, von dem wir einen nicht eben geistreichen Schwank „Der entlaufene Hasenbraten" besitzen, ist vielleicht in Friolzheim (O.A. Leonberg), Hans Ramminger, Verfasser einer Erzählung „Vom Ritter mit der Roßhaut", in Rammingen (O.A. Ulm) geboren. Ebenso könnte die Heimat des Smiehers, der unter anderem zwei Gedichte, „Der Neidhart" und

„Der Student zu Prag", verfaßt hat, im heutigen Württemberg (Schmieh im O.A. Calw oder Schmie im O.A. Maulbronn) zu suchen sein.

Die allegorische Dichtung, die dem Zeitalter großes Vergnügen bereitet hat, ist von Hermann von Sachsenheim mit Vorliebe gepflegt worden. Der Dichter war ein Glied des aus Großsachsenheim (O.A. Vaihingen) stammenden Rittergeschlechtes. Um 1365 geboren, erwarb er sich wahrscheinlich auf einer Universität juristische Fachkenntnisse und sonstige Bildung; er verstand Latein und war sehr belesen. Viele Jahre wirkte er als württembergischer Beamter und starb hochbetagt am 29. Mai 1458. Erst im letzten Jahrzehnte seines Lebens, nachdem er sich von den Geschäften zurückgezogen hatte, warf er sich den Musen in die Arme und entfaltete eine in so hohem Alter fast unerhörte Fruchtbarkeit. Er lebt noch ganz in der Ritterwelt einer vergangenen Zeit, die jedoch bei ihm in stärkerem Maß, als es seine Absicht gewesen sein wird, parodiert erscheint. Das einzige Gute, was sich seinen Dichtungen nachsagen läßt, ist verhältnismäßige Sauberkeit der Technik. Seine 1453 abgefaßte Hauptschöpfung „Die Möhrin" ist ein ebenso langatmiges als langweiliges Machwerk. Der Dichter wird darin durch Zauberei in das Reich der Frau Venus versetzt, die ihm seiner Minnesünden wegen den Prozeß macht. Die Rolle des Staatsanwaltes ist einer Möhrin, dem Mannweibe Brünnhilde, zugeteilt, während dem Angeklagten der treue Eckhard als schlauer Advokat zur Seite steht. König Tannhäuser, der Frau Venus Gemahl, ist Vorsitzender des Richterkollegiums. Schließlich läßt sich Sachsenheim aus der Gefahr gerettet werden. Die Frömmigkeit des alten Sünders ist ebenso unerbaulich als seine Schamlosigkeit widerwärtig. Vollends in ekelhafter Weise prostituiert er sich selbst und die gute Sitte in dem Gedichte „Von der Grasmetzen". Er malt darin mit vergnüglicher Breite aus, wie er als Graukopf einer Grasmagd im hochtrabenden Tone des alten höfischen Minnewerbers seine Liebe erklärt und von der Dirne dafür mit pöbelhaften Reden verhöhnt und, als er zu Thätlichkeiten übergeht, übel heimgeschickt wird. Einen starken Gegensatz zu dieser Gemeinheit bilden die beiden religiösen Stücke „Jesus der Arzt" und

„Der goldene Tempel", letzteres eine triviale Nachahmung der goldenen Schmiede Konrads von Würzburg. Sicher sind ferner noch die allegorische Erzählung „Des Spiegels Abenteuer" und die Novelle „Das Schleiertüchlein" Hermann von Sachsenheim zuzuteilen, dessen litterarische Thätigkeit mit den sechs besprochenen Dichtungen und einer Grabschrift auf sich selbst vielleicht noch nicht einmal erschöpft ist.

Das didaktische Element, das bei Sachsenheim und anderen erzählenden Dichtern eine Rolle spielt, steht ganz in dem einer lateinischen Vorlage des Jakob von Cessoles nachgebildeten Schachgedichte Heinrichs von Beringen im Vordergrund; eine Abhandlung über das Schachspiel bildet den Rahmen, der mit allerhand allegorisierenden und moralisierenden Erzählungen und Sprüchen ausgefüllt ist. Der Dichter, der sich durch seine Sprache als Schwaben ausweist, dürfte aus einer württembergischen Adelsfamilie stammen; doch ist es auch nicht ausgeschlossen, daß er ein Bürgerlicher war, der sich nach seinem Heimatorte nannte. Er widmete sich dem Anscheine nach dem geistlichen Stand und ist vielleicht mit dem 1296 bis 1302 in Urkunden auftretenden Augsburger Archidiakonus Heinrich von Beringen zu identifizieren. Wahrscheinlich sind unser Dichter und der von Beringen, von dem sich einige lyrische Stücke erhalten haben, eine Person. Ferner ist ein lateinischer Didaktiker zu erwähnen, Hugo Spechtshart aus Reutlingen (1285—1359 oder 1360), ein in seiner Vaterstadt einflußreicher Priester. In Hexametern schrieb er ein Lehrbuch für den Meßgesang („Flores musicae omnis cantus Gregoriani"), nicht für die Geschichte der Poesie, wohl aber für die der Musik von Wichtigkeit, ein grammatikalisches Lehrgedicht („Speculum grammaticale metricum") und eine Chronik der deutschen Geschichte als Leitfaden für junge Kleriker. Als Schriftsteller in der Theorie der Musik erhielt Spechtshart einen Nachfolger in Johann Keck von Giengen (O.A. Heidenheim), der 1450 ein „Introductorium musicum" herausgab.

Die geistliche Dichtung, die vordem in den Händen der Minnesänger gelegen hatte, war jetzt hauptsächlich in die der Meistersänger gefallen, die sie mehr in nüchtern lehrhafter als in lebendig volkstümlicher Weise pflegten. Uebrigens darf auch die herrschende

religiöse Richtung des Zeitalters, die Mystik, als ein Stück Poesie betrachtet werden. Sie übertrug die geläufigen Vorstellungen der irdischen Minne auf die himmlische. Ihr galt die Seele als die Braut Gottes, und sie kannte keinen höheren Lebenszweck, als das Schmachten nach der Vereinigung mit dem himmlischen Bräutigame. Der eigentliche Lyriker des Mystizismus ist Heinrich Suso aus der im Hegau begüterten Ritterfamilie von Berg, der sich aber seiner innig verehrten Mutter Geschlechtsnamen Seuse beilegte und diesen in Suso latinisierte. Am 20. März 1300 zu Ueberlingen geboren, wurde er früh Dominikaner in Konstanz, bildete sich in Köln an Meister Eckhard, dem Haupte der deutschen Mystik, und kehrte in das Konstanzer Inselkloster zurück. Seinen Lebensabend verbrachte er im Predigerkloster zu Ulm, wo er am 25. Januar 1366 verschied. Suso war beliebt als Prediger, beliebter noch als Schriftsteller. Zumal sein „Büchlein von der ewigen Weisheit" war in den letzten Jahrhunderten des Mittelalters ein viel gelesenes Andachtsbuch. Er wirkt nicht durch Kraft und Selbständigkeit des Gedankens, sondern durch Wärme und Weichheit des Gemütes. Seine Schriften sind in schwungvoller, volltönender Sprache geschrieben. Dieser deutsche Prosaiker ist mehr Dichter, als die meisten seiner Verse und Reime drechselnden Zeitgenossen. Ein Gesinnungsverwandter Susos, der Schwabe Heinrich von Nördlingen, hat sich besonders durch seine 1332—1350 an die bayerische Nonne Margarete Ebner gerichteten Briefe bekannt gemacht. Die Frauenklöster standen überhaupt inmitten der mystischen Bewegung. Suso, so recht ein Schriftsteller für die Damenwelt, wurde die Wonne aller frommen Nonnen, namentlich im ganzen schwäbisch-alamannischen Gebiete. Man schwelgte in Zuständen der Verzückung, die man bis zu Visionen zu steigern wußte; man wechselte Briefe über diese Erlebnisse, führte Buch über das innere Leben. Sogar zu Versen schwang man sich auf. So haben sich aus dem 15. Jahrhundert sechzehn inbrünstig fromme, zart gehaltene Lieder in bilderreicher Sprache erhalten, die dem Pfullinger Konvente gewidmet und wohl auch aus diesem Frauenkloster hervorgegangen sind; die ursprüngliche Heimat der namenlosen Dichterin ist nach der Sprache eher im Elsaß als in Schwaben zu suchen. Aus einer ganz anderen

Tonart gehen einige poetische Ueberbleibsel aus dem Klarissinnenkloster Söflingen bei Ulm. An vier ziemlich klägliche Liebesgedichte reihen sich elf prosaische Liebesbriefe an. Der Schreiber ist offenbar ein Ulmer Franziskaner, der die Söflinger Nonnen auf eine für seinen Stand bedenkliche Weise in sein Herz geschlossen hat. Die kleine Sammlung ist poetisch wertlos, aber ein interessanter Beitrag zur Sittengeschichte der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts. Kurze Erwähnung verdient noch Johann Nider (um 1380—1438) aus Isny; er ist im reformierten Dominikanerorden eine Persönlichkeit von Gewicht gewesen und hat zuletzt einen Lehrstuhl für Gottesgelehrsamkeit in Wien eingenommen. Das lateinisch geschriebene Hauptwerk des fruchtbaren theologischen Schriftstellers, „Formicarius“ betitelt, greift in das poetische Gebiet über und enthält kleine Erzählungen und Anekdoten mit christlicher Nutzanwendung, aber nichtsdestoweniger voll von Aberglauben.

Eine neue wichtige Gattung der Poesie endlich ist im 14. Jahrhundert aus ihrer bisherigen Verborgenheit hervorgetreten: das Drama. Aus kirchlichen Feiern ist es erwachsen. Die Zeremonien an hohen Festtagen bargen von Anfang einen dramatischen Kern und ließen sich leicht zu szenischen Darstellungen erweitern. Im 14. Jahrhundert wurden die geistlichen Spiele, gewöhnlich Mysterien genannt, volkstümlich. Man ersetzte die lateinische Sprache durch die deutsche und würzte die heiligen Stoffe durch burleske Zuthaten. Die Aufführungen wurden nun aus den Kirchen auf freie Plätze verlegt. Bald begann man auch die in diese Schauspiele eingedrungenen komischen Elemente abzusondern und zu weltlichen Possen und Schwänken, den Fastnachtsspielen, zu verarbeiten. Darin waltete viel treffender, aber roher und zügelloser Witz. Dem Geschmacke des Volkes sagte indessen das Drama gerade wegen seiner zuchtlosen und unkünstlerischen Haltung sehr zu. Die Vorliebe des Zeitalters für diese Dichtungsart spricht sich auch darin aus, daß Anklänge an die dramatische Form sich häufig in Werken anderer Gattung finden. Das szenische Gefüge der geistlichen wie weltlichen Dramen war noch sehr lose; neben den feststehenden und regelmäßig wiederkehrenden Bestandteilen gab es noch hinlänglich Raum für willkürliche Improvisationen. Die Texte wurden keines-

wegs immer vollständig niedergeschrieben. So erklärt es sich, daß die Zahl der handschriftlich aufbewahrten Schauspiele zur Beliebtheit dieser Volksbelustigung in keinem richtigen Verhältnis steht. Auch sind aus den ältesten Zeiten des deutschen Dramas so gut wie keine Namen von Dichtern, soweit da überhaupt von Dichtern die Rede sein kann, vorhanden. Man darf annehmen, daß auch in Schwaben, namentlich in den Reichsstädten, häufige Aufführungen stattgefunden und das Publikum in Massen angezogen haben. Aus wüttembergisch Franken hat sich ein Fronleichnamsspiel erhalten, das zu Künzelsau entstanden und im Jahre 1479 dort gegeben worden ist. Ferner ist die Kunde von einem 1502 zu Calw dargestellten Passionsspiel auf die Nachwelt gekommen.

Drittes Kapitel.

Humanismus und Reformation.

In der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts hatte Schwaben an den beiden eng verbundenen Höfen der Erzherzogin Mechthild und ihres Sohnes Eberhard im Bart feste Mittelpunkte für litterarische Bestrebungen. Mechthild, die Tochter des Pfalzgrafen Ludwig III., eines eifrigen Förderers der Wissenschaften und Büchersammlers, Ende 1418 oder Anfang 1419 zu Heidelberg geboren, vermählte sich, erst fünfzehnjährig, mit dem Grafen Ludwig von Württemberg dem älteren, der ihr schon im Jahre 1450 durch den Tod entrissen wurde. Aus ihrem Witwensitze Böblingen führte sie im Sommer 1452 der Regent der vorderösterreichischen Lande, Herzog (bald darauf Erzherzog) Albrecht VI., als Gemahlin hinweg. Die Ehe war nicht glücklich. Mechthild hatte meist zu Rottenburg am Neckar, dem Hauptorte der ihr verschriebenen österreichisch gewordenen Herrschaft Hohenberg, ihr Hoflager, und dies änderte sich nicht, nachdem sie 1463 zum zweitenmal in den Witwenstand getreten war. Sie starb am 22. August 1482 zu Heidelberg. Mechthild, im Volksmunde das Fräulein von Oesterreich genannt, war eine der bedeutendsten Frauen ihrer Zeit: energisch, klug, gut-

thätig, reich gebildet. Mochte die in ihr wohnende Lebensfreude mitunter auch in gröberen Genüssen Befriedigung suchen, so waren es doch in erster Linie die geistigen Güter, deren Besitz sie sich angelegen sein ließ. Sie war eine Beschützerin der Künste, der Poesie, der Wissenschaften; Dichter und Gelehrte waren in ihrer glänzenden Residenz zu finden; sie pflegte mit vielen hervorragenden Zeitgenossen Verkehr. Auf dem Grenzgebiete zweier grundverschiedenen Epochen stehend, hielt sie den Blick nach rückwärts wie nach vorwärts gerichtet. Die Poesie der dahingeschwundenen Ritterzeit war ihr wert, und sie sammelte eine stattliche Anzahl solcher Schriftwerke. Freundlich sah sie auch auf einige archaistische Versuche, die alte Dichtart neu zu beleben. Sie ließ es sich gefallen, daß ihr Hermann von Sachsenheim, der greise Don Quijote der mittelalterlichen Ritterwelt, seine Machwerke widmete; sie ließ sich von Jakob Püterich von Reichertshausen, bayerischem Rate (1400—1469), in einem eigens für sie gedichteten „Ehrenbrief" anschwärmen und sich den damals turnierfähigen bayerischen Adel aufzählen. Auch zwei weiter nicht bekannte Dichter ihrer Umgebung, Wierich von Stein und Hans von Helmstadt, mögen einer ähnlichen Manier gehuldigt haben.

Aber auch in den vornehmen Kreisen, wo man die hinsterbende Dichtung der Ritterzeit begünstigte, konnte man sich der Einsicht nicht verschließen, daß ihre Tage unwiderbringlich dahin seien. Um wenigstens die alten Stoffe zu retten und so der vordringenden bürgerlichen Poesie das Gleichgewicht zu halten, leistete man der Umarbeitung der höfischen Epen in Prosaromane Vorschub. Viele von diesen erwarben sich Volkstümlichkeit und wurden bis in die Gegenwart herab fleißig gekauft und gelesen. Von schwäbischen Erzählungen waren die über Herzog Ernst und über Kaiser Barbarossa beliebt. Neue Stoffe holte man aus der Fremde. Hochstehende Damen waren selbst als Uebersetzerinnen thätig oder beauftragten andere mit diesem Geschäfte. Großen Beifalls erfreute sich in Deutschland ein französisches Werk aus dem 14. Jahrhundert „Der Ritter vom Turn", das Marquard vom Stein, der Sprosse eines bedeutenden schwäbischen Adelsgeschlechtes, langjähriger Landvogt in Mömpelgard, am Ende des 15. Jahrhunderts verdeutschte.

In dem ganz vom Geiste der Ritterzeit erfüllten Buch erteilt ein Chevalier seinen Töchtern gute Lehren und erläutert diese durch Geschichten schlüpfrigen und abergläubischen Inhaltes. Derartige lediglich auf Unterhaltung und Spannung des Publikums berechnete Romanlitteratur wäre für sich nimmermehr im stande gewesen, den mächtigen Aufschwung, den die deutsche Prosa damals nahm, herbeizuführen: das Beste hierfür thaten die Uebertragungen humanistischer Schriften.

Die deutsche Litteratur hat das Geschick gehabt, daß sie die Impulse stets von außen her erhielt, daß aber dann in den meisten Fällen ihre Leistungen die ihrer Lehrmeister weit überflügelten. Waren bis jetzt die Franzosen die Muster gewesen, so wurden nun die Italiener maßgebend. Das klassische Land war naturgemäß dem übrigen Europa in der Wiedererweckung der klassischen Studien vorausgeeilt. Dort hatte seit Petrarca, dem eigentlichen Vater des Humanismus, der Geist des griechisch-römischen Altertumes immer größere Fortschritte gemacht und war allmählich zu einer alles beherrschenden Kulturmacht geworden. Auch in Deutschland, wo man in ununterbrochenem Verkehre mit Italien und seinen Universitäten stand, erkannten wenigstens einzelne frühzeitig den Wert der neuen Bildung. Aber noch herrschte die Scholastik, diese wissenschaftliche Methode des Mittelalters, die bei ihrem Berufe, die von der Theologie als unanfechtbar hingestellte kirchliche Glaubenslehre philosophisch zu begründen und zu erläutern, in spitzfindiger Begriffsspielerei und leerem Formalismus erstarrt war. Noch waren die deutschen Hochschulen Stützpunkte der Scholastik. Erst seit der Mitte des 15. Jahrhunderts begann man vereinzelt die Schriftwerke der Griechen und Römer im Sinne des Humanismus zu erklären; gleichzeitig griff die deutsche Prosaschriftstellerei die Erzeugnisse der italienischen Humanisten, neulateinisch wie italienisch geschriebene, auf und machte sie durch Uebersetzungen dem Publikum zugänglich. Die vor kurzem aufgekommene Buchdruckerkunst war der Verbreitung dieser Schriften förderlich. Ebenso beschäftigte man sich mit der Verdeutschung der Klassiker selbst. So fertigte Hans Neidhart von Ulm, 1478 und 1489 Bürgermeister daselbst, eine Uebertragung von Terenz'

Eunuch an und ließ sie, als eines der ersten derartigen Bücher, 1486 drucken.

So gering die Thätigkeit der Uebersetzer vom wissenschaftlichen Standpunkt angeschlagen werden mag, hat sie doch sowohl für die Vermittlung der humanistischen Ideen als auch für die Entwicklung unserer Prosa Außerordentliches geleistet. Wiederum waren es die adeligen Kreise, die diesen Zweig der Litteratur beschirmten. Dieselbe Mechthild, die sich einem Sachsenheim und Püterich gnädig zeigte, stand in nahen Beziehungen zu den Förderern des Humanismus. Niklas von Wyle war es wohl in erster Linie, der die Erzherzogin nach dieser Richtung beeinflußte. Einer der gebildetsten und gelehrtesten Männer seiner Zeit, wußte er bei zahlreichen Fürsten und Fürstinnen, mit denen er Verkehr unterhielt, Interesse an der neuen Litteratur zu wecken. Er war von Geburt ein Schweizer aus Bremgarten im Aargau, wirkte aber seit 1447 in Schwaben, zuerst als Stadtschreiber in Eßlingen, seit 1469 als zweiter Kanzler des Grafen Ulrich des Vielgeliebten von Württemberg und seines Sohnes, Eberhards des jüngeren. Er starb 1478 oder 1479, nachdem er im erstgenannten Jahre zu Eßlingen eine Sammelausgabe seiner meisten Arbeiten veranstaltet hatte. Es waren hauptsächlich Verdeutschungen italienischer und neulateinischer Werke von Italienern; bei ersteren bediente er sich, da er der italienischen Sprache nicht hinlänglich mächtig war, lateinischer Uebertragungen. Seine Erzeugnisse dienten namentlich Zwecken edlerer Unterhaltung: so des Aeneas Sylvius Roman „Curialus und Lucretia“, Poggios lateinische Bearbeitung von Lukians Goldenem Esel, Boccaccios Geschichte von Guiscardo und Sigismunda; aber es waren auch Stücke ernsteren Inhalts darunter: philosophische Schriften von Petrarca, Aeneas Sylvius und Aehnliches. Mit Mechthild mag Niklas von Wyle etwa im Jahre 1460 bekannt geworden sein. Die Verbindung wurde bald sehr eng. Nicht nur widmete er ihr verschiedene seiner Uebersetzungen, manche davon sind auch auf ihre direkte Veranlassung entstanden. Ferner gehörte zum Kreise der Erzherzogin ihr Rat Anton von Pforr, einer Breisacher Patrizierfamilie entsprossen, der, schon bejahrt, Kirchherr zu Sülchen bei Rottenburg (1471—1477) und zugleich Hofkaplan

bei der Erzherzogin wurde. Er verdeutschte die indische Fabelsammlung „Pantschatantra", von ihm „Das Buch der Beispiele der alten Weisen" genannt, aus dem Lateinischen und erzielte mit dem im Laufe der Jahrhunderte zweiundzwanzigmal aufgelegten Werke gewaltigen Erfolg. Gewiß fanden auch Berührungen zwischen Mechthild und Steinhöwel statt, obgleich nichts davon überliefert ist.

Heinrich Steinhöwel, 1412 in der schwäbischen Reichsstadt Weil der Stadt geboren, bezog 1429 die Wiener Universität, setzte später seine Studien in Padua, wo er 1442 den medizinischen Doktorgrad erwarb, und in Heidelberg fort. Er wirkte zuerst als Stadtarzt in Eßlingen, woher seine Familie stammte, von 1450 an in Ulm, wo er bis zu seinem 1482 erfolgten Tod in hohem Ansehen und glücklichen Vermögensumständen lebte. Von Ulm aus versah er die Stelle eines württembergischen Leibarztes und unterhielt auch sonst zu dem württembergischen Grafenhause nahe Beziehungen. In Italien war Steinhöwel, der, wie Niklas von Wyle, von Lessing als einer der Begründer unserer schönen Prosa gefeiert wird, mit den Schöpfungen der dortigen Humanisten und mit der Landessprache vertraut geworden. Als erster Deutscher übersetzte er direkt aus dem Italienischen. Er begann seine litterarische Laufbahn 1461, schon ein neunundvierzigjähriger Mann, mit der Verdeutschung des lateinischen Romanes „Apollonius von Tyrus". Dann ließ er zwei Schriften Boccaccios folgen: „Griseldis" nach Petrarcas lateinischer Bearbeitung und „Das Buch von den berühmten Frauen", letzteres 1473 veröffentlicht. Daran reihten sich „Der Spiegel des menschlichen Lebens" des Bischofs Rodriguez von Zamora und eine Fabelsammlung, der sogenannte Aesop. Alle diese Werke, namentlich der Aesop, erzielten bei der Mitwelt großen Erfolg; mehrere wurden auch von späteren Schriftstellern fleißig ausgenützt. Außer den Uebersetzungen gab Steinhöwel 1473 noch eine deutsche Chronik und mehrere medizinische Schriften heraus. Die Einrichtung einer ersten Buchdruckerei in Ulm, die Steinhöwel nach Kräften begünstigte, kam der Verbreitung seiner Werke sehr zu statten.

Bei dem württembergischen Grafen und späteren Herzog Eberhard im Bart begegneten die humanistischen Bestrebungen derselben

Teilnahme, wie bei seiner Mutter Mechthild. Durch ungewöhnliche Willenskraft hat dieser seltene Fürst die Folgen gefährlicher Neigungen und mangelhafter Erziehung zu überwinden gewußt und sich selbst zum Musterregenten herangebildet. Aeußerlich sind die Perioden einer stürmischen und hastig genossenen Jugend und eines abgeklärten Mannesalters durch eine 1468 unternommene Pilgerfahrt nach Jerusalem voneinander getrennt. Das Vorbild und die Erzählungen des vielgereisten schwäbischen Ritters Georg von Ehingen (1428—1508), eines langjährigen, namentlich im diplomatischen Dienste hervorragenden Rates des württembergischen Fürstenhauses, der 1454 in Palästina gewesen war und in höheren Jahren seine „Reisen nach der Ritterschaft" niederschrieb, haben gewiß auf Eberhards Entschluß eingewirkt. Mochte sich auch dieser Fürst, der Sitte seiner Zeit folgend, einen Leibzwerg halten, mochte er sich auch an den derben Späßen des Possenreißers Paul Wüst, der damals Schwaben durchzog und bei vornehm und gering Beliebtheit genoß, so sehr belustigen, daß er ihn gern unter sein Hofgesinde aufgenommen hätte: in der Hauptsache war doch sein Geist auf die gediegene und ernste Litteratur gerichtet. Zeitlebens beklagte er, daß bei der Ausbildung seines Geistes, worauf die Mutter keinerlei Einfluß gehabt hatte, viel versäumt, daß er nicht einmal im Lateinischen unterwiesen worden sei. Er suchte nach Möglichkeit dem Mangel abzuhelfen. Er las mit fast leidenschaftlichem Eifer und legte sich eine Bibliothek an. Er zog Gelehrte und Schriftsteller an seinen Hof, unterhielt mit anderen Verkehr, auch mit italienischen Humanisten infolge seiner Verbindung mit der Prinzessin Barbara von Mantua und seiner Reisen nach Italien in den Jahren 1474 und 1482. Zahllose Schriftsteller widmeten ihm ihre Erzeugnisse. Dichter feierten ihn im Leben und nach dem Tode. Manches Werk verdankte dem Grafen seine Entstehung. So veranlaßte er Augustin Tünger aus Endingen im Breisgau, bischöflich konstanzischen Prokurator, 1486 nach Poggios Vorgang 54 Facetien, eine Schwanksammlung in deutscher und lateinischer Sprache zugleich, abzufassen. Insbesondere ließ er für seine praktischen Zwecke viele Uebersetzungen anfertigen, und so kam seine Unkenntnis fremder Sprachen der deutschen Litteratur zu gut.

Niklas von Wyle, Steinhöwel waren für ihn thätig; Anton von Pforr verfertigte „Pantschatantra“ in Eberhards Auftrag. Der in Paris gebildete Konrad Summenhart von Calw mußte die Sprüche Salomonis und Werke Augustins übertragen, andere Sallust, Teile des Livius und Josephus, Ovids Metamorphosen, Euklid. Auch praktische Bücher waren nicht ausgeschlossen: Abt Heinrich von Schussenried verdeutschte den Columella; verschiedene medizinische und naturwissenschaftliche Werke reihten sich daran.

Von niemand wurde Graf Eberhard in seinem Eifer für die Litteratur mehr bestärkt und wirksamer unterstützt, als von Johann Reuchlin, dem willig anerkannten und gefeierten Haupte des älteren deutschen Humanismus, dem Meister in den drei toten Sprachen, dem vielseitigen Gelehrten, Schriftsteller und Dichter. Als ein junger Mann von 26 Jahren kam der am 25. Februar 1455 zu Pforzheim geborene Reuchlin Ende 1481 nach Tübingen, und fortan blieb sein Leben mit wenigen Unterbrechungen an das Land Württemberg gefesselt. An Eberhard empfohlen, wurde der sprachkundige Mann 1482 von diesem auf seine italienische Reise mitgenommen. Nach der Rückkehr bekleidete er am Hofe des Grafen wichtige Stellungen, zu denen ihn seine juristische Bildung befähigte, und wurde namentlich mit diplomatischen Geschäften und außerordentlichen Sendungen in das Ausland, die Redegewandtheit und persönliches Ansehen erforderten, betraut. Während der kurzen Regierung Herzog Eberhards II. (1496—1498), der ihm grollte, verließ er das Land, um nach dem Sturze jenes schlimmen Fürsten auf den verlassenen Posten zurückzukehren. Er wirkte als Rat des jungen Herzog Ulrich und war daneben elf Jahre lang Vorsitzender des schwäbischen Bundesgerichtes. 1513 zog er sich in das Privatleben zurück, häufig auf seinem nahe bei Stuttgart gelegenen Landgute weilend. Die Unruhen, die der Krieg zwischen Ulrich und dem schwäbischen Bunde brachten, verscheuchten Reuchlin abermals aus Württemberg. Er übernahm 1519 eine Professur für griechische und hebräische Sprache in Ingolstadt. Nachdem sich jedoch die neuen Verhältnisse im Lande befestigt hatten, ließ er sich für denselben Lehrauftrag 1521 nach Tübingen berufen. Doch schon am 30. Juni 1522 setzte der Tod in Stuttgart, wohin

er sich von Bad Liebenzell hatte bringen lassen, seiner Wirksamkeit ein Ziel.

Es war eine glückliche Fügung, daß Reuchlin wenigstens noch seine letzten Kräfte der Hochschule widmete, welche sein längst heimgegangener Gönner Eberhard im Bart geschaffen hatte. Die geistigen Bestrebungen dieses Fürsten sind durch die Stiftung der Universität Tübingen im Jahre 1477 gekrönt worden. Die Nachbaruniversitäten Heidelberg und Freiburg waren Beispiele, die zur Nachahmung herausforderten. Nicht länger sollten die Landeskinder genötigt sein, wenn sie höheren Studien obliegen wollten, aus der Heimat zu gehen. Mechthild, die jedenfalls auch bei der 1457 durch ihren zweiten Gemahl, Erzherzog Albrecht VI., erfolgten Gründung der Freiburger Hochschule mitgewirkt hatte, war an der Stiftung ihres Sohnes Eberhard in hervorragendem Maße beteiligt. Bald wurden auch als Vorbereitungsanstalten die später zu Gymnasien erhobenen Pädagogien zu Tübingen und Stuttgart in's Leben gerufen. Die Tübinger Universität, die — von der kurzen Episode der Hohen Karlsschule abgesehen — bis auf den heutigen Tag die einzige derartige Anstalt in Württemberg geblieben ist, hat bedeutend auf die geistige Entwicklung des Landes eingewirkt. Sie hat hauptsächlich auf theologischem und im Zusammenhange damit auf philosophischem Gebiete Lorbeeren geerntet. Für die ganze Richtung der Hochschule wurde das evangelische Stift maßgebend, das, aus einem kleinen, in den dreißiger Jahren des 16. Jahrhunderts gegründeten Stipendium hervorgegangen, sich allmählich zu einer geistigen Macht ersten Ranges auswuchs. Diese noch heute blühende Pflanzschule für Kirchendiener hat für die theologische, philosophische und humanistische Bildung ihrer Zöglinge durch viele Generationen hindurch Ausgezeichnetes geleistet, und auch die niederen Seminarien, die als Vorbereitungsstätten für das höhere zu Tübingen von Herzog Christoph in verschiedenen alten Klöstern des Landes eingerichtet wurden, haben bis in die Gegenwart herab ihre nächsten Zwecke rühmlich erfüllt. Es ist gewiß nicht gering zu veranschlagen, daß auf diese Weise ein tüchtiger und gebildeter evangelischer Predigerstand herangezogen, daß durch die Freigebigkeit des Staates zahllose unbemittelte

Talente, die sonst brach gelegen wären, für den Kirchendienst oder den Gelehrtenstand nutzbar gemacht worden sind. Aber freilich ist es ein gefährliches und verwerfliches System, die Mehrzahl der begabten Jugend ohne Rücksicht auf innere Neigung in die theologische Zwangsjacke zu stecken. Denn wenn auch viele Stipendiaten sich zu allen Zeiten von dem aufgenötigten Berufe zu befreien gewußt haben, so ist ihnen dies doch meist nur unter schweren äußeren und inneren Kämpfen gelungen, und entfernt nicht alle sind so glücklich gewesen, der Gefahr einer verfehlten und unwahren Existenz zu entrinnen. Und wenn es ganz erstaunlich ist, was aus den „Stiftlern“ sich alles machen läßt, und welche verschiedenartigen Stellungen sie in der Welt einzunehmen und auszufüllen pflegen, so spricht dies natürlich nicht für die Güte der Einrichtung, sondern nur dafür, daß Talente selbst über die größten Hindernisse hinweg ihre wahre Bestimmung zu finden vermögen. Auch die mönchische und unfreie Erziehung der Jünglinge in den Klosterschulen und dem Stifte, die zwar im Laufe der Jahrhunderte wesentlich gemildert, aber doch nicht ganz beseitigt worden ist, hat ihre unliebsamen Folgen gehabt. Denn dadurch ist der ohnehin im schwäbischen Blute liegenden Neigung, die praktische Lebensgewandtheit gering zu schätzen, Vorschub geleistet worden, und die einseitige Bevorzugung des Wissens hat allerhand Vorurteile und vielfachen Geisteshochmut erzeugt.

Nicht zur selben Bedeutung, wie das Stift, sollte es eine andere ebenfalls mit der Universität verbundene Anstalt bringen, das von Herzog Christoph gegründete Collegium illustre. Christoph und sein Nachfolger, Herzog Ludwig, hatten beabsichtigt, darin den Landadel auf Staatskosten heranzubilden und somit der Theologenschule eine Beamtenschule an die Seite zu stellen. Es ist zu bedauern, daß diese glückliche Idee nicht zur Ausführung kam, durch die das Gleichgewicht zwischen Kirchendienern und sonstigen wissenschaftlich geschulten Staatsdienern in Altwürttemberg hergestellt worden wäre. Herzog Friedrich I. gab schließlich dem von seinen Vorgängern nicht mit dem erforderlichen Eifer betriebenen Werk eine ganz veränderte Gestalt: er organisierte das Collegium illustre als eine höhere Erziehungsanstalt für Prinzen und andere vor-

nehme Herrchen. Am Anfang des 17. Jahrhunderts erreichte das Institut zwar eine gewisse Blüte, ohne indessen dem Lande nennenswerten Nutzen zu bringen. Der dreißigjährige Krieg bereitete dann dem Glanze des Collegium illustre ein Ende, obschon es noch bis in das 18. Jahrhundert hinein ein kümmerliches Dasein fristete.

Es fehlte der Tübinger Hochschule schon in den ersten Zeiten ihres Bestehens an tüchtigen Lehrkräften nicht. Professoren der Theologie waren Johann Heynlin aus Stein (im badischen Bezirksamte Bretten), genannt a lapide, dieser nur auf kurze Zeit, Gabriel Biel aus Speyer und später dessen Schüler Wendel Steinbach aus Butzbach in Hessen, Konrad Summenhart von Calw. Rechtswissenschaft lehrten neben einigen Italienern Ulrich Kraft aus Ulm, Johann Nauclerus und Martin Prenninger aus Konstanz. Nauclerus (eigentlich Johann Verge oder Vergenhans, um 1430 bis 1510) aus Justingen (O.A. Münsingen), des Grafen Eberhard Erzieher und Vertrauter, erster Rektor und zweiter Kanzler der Universität, ein vielseitig gebildeter Mann, trat als Jurist allerdings hinter Prenninger zurück; er verewigte seinen Namen durch eine Weltchronik, die, erst 1516 nach dem Tode des Verfassers herausgegeben, lange Zeit in hohem Ansehen stand. In Arzneikunde unterrichtete Johann Widmann (Salicetus) aus Maichingen (O.A. Böblingen). Im Minoritenkloster lehrte der dortige freisinnige Guardian und Lektor Paul Scriptoris aus Weil der Stadt († 1504), ein Vorläufer der Reformation, dessen theologische, philosophische und mathematische Vorlesungen von seiten der Universitätskreise starken Zuspruch fanden. Manche dieser Männer, so Summenhart, Nauclerus, Prenninger, Scriptoris, standen bereits unter dem Einfluß der modernen Wissenschaft. Aber im ganzen herrschte anfangs auch an der Tübinger Hochschule die Scholastik vor. Noch steckte ja der deutsche Humanismus in seinen Anfängen, noch war es nicht leicht, tüchtig geschulte philologische Kräfte aufzutreiben. Doch scheinen wenigstens die beiden Richtungen sich miteinander friedlich vertragen zu haben, und so konnte am Ende des 15. Jahrhunderts der Humanismus offenbar ohne beträchtlichen Widerstand seine Fahne in Tübingen aufpflanzen. Einen Wendepunkt bezeichnet das Jahr 1497, in dem Heinrich Bebel nach Tübingen

berufen wurde. Fortan glänzten am Himmel der württembergischen Hochschule zahllose humanistische Sterne höheren und niedrigeren Ranges, darunter (1512—1518) des jungen Philipp Melanchthon neu aufgegangenes Gestirn.

Der deutsche Humanismus hat ursprünglich eine rein wissenschaftliche Richtung verfolgt, und Feindschaft gegen die Kirche ist ihm ferne gelegen. Er ließ sich an der Aufgabe genügen, die klassischen Schriftwerke zu verstehen und zu verbreiten, zu erläutern und zu übersetzen, in das Kulturleben der Griechen und Römer einzudringen, sich in der praktischen Verwendung des Lateinischen zu vervollkommnen und in eben dieser Sprache nach alten Mustern eine neue poetische Litteratur zu schaffen. Aber indem er die freie wissenschaftliche Forschung und eine kritische Methode einführte, den Dingen auf den Grund zu kommen und die letzten Quellen aller Tradition zu erreichen suchte, rüttelte er, ohne es zu wollen, an dem auf blindem Autoritätenglauben ruhenden Bau der mittelalterlichen Kirche. Er gab das Losungswort zur Entfesslung der Geister, und Kampfeslust trat bald an Stelle der anfänglichen Friedfertigkeit. Institutionen der Kirche wurden mit zornigem Ernst und übermütigem Spott angegriffen. So hat der Humanismus der Reformation die Wege gewiesen, wie er später ihr treuester Bundesgenosse geworden ist.

Aus der stattlichen Schar der älteren schwäbischen Humanisten ragen Heinrich Bebel und Jakob Locher hervor, beide treffliche Philologen und erfolgreiche Universitätslehrer, beide vom Kaiser Maximilian gekrönte lateinische Dichter, beide streit- und angriffslustig, beide moralisch nicht ganz unanfechtbar, wie denn überhaupt der Humanismus seine freiheitlichen Grundsätze gern auch auf den privaten Lebenswandel angewandt hat. Bebel (1475—1518), ein Bauernsohn aus Ingstetten (O.A. Münsingen), studierte zu Krakau und Basel Rechte und schöne Wissenschaften und kam 1497 als Professor der Dichtkunst und Beredsamkeit nach Tübingen, wo er bis an sein Ende blieb. Neben patriotischen und sonstigen Gedichten höheren Stils hat er Facetien, eine beliebte und vielgelesene Schwanksammlung, herausgegeben, in einer Satire den „Triumph der Venus“ über alle Stände geschildert und deutsche Sprichwörter

wie Volkslieder gesammelt. Durch Bebels litterarische Thätigkeit geht ein volkstümlicher Zug, obgleich er sich ganz auf die lateinische Form beschränkt hat. Den Pfaffen und den kirchlichen Mißbräuchen rückt er, namentlich in den Facetien, scharf auf den Leib. Locher (1471—1528), aus Ehingen a. d. Donau gebürtig, Philomusos genannt, besuchte die Universitäten Basel, Freiburg und Ingolstadt, hielt sich 1492—1493 in Italien, seit 1495 als Privatdozent in Freiburg und seit 1498 in Ingolstadt auf. Von dort durch seine scholastischen Gegner vertrieben, ging er 1503 wieder als Lehrer nach Freiburg, kehrte aber bald in seine alte Ingolstadter Stellung zurück. Sein Zorn galt der Scholastik, die er mit Wut bekämpfte. Zur Reformation nahm er nicht mehr entschieden Stellung, wiewohl er Luthers Auftreten noch erlebte. Seine zahlreichen lateinischen Dichtungen, darunter fünf Schauspiele in Prosa, sind von bescheidenem Werte. Seinen Ruhm verdankte er hauptsächlich einer freien lateinischen Bearbeitung des Narrenschiffes von Sebastian Brant, der in Basel sein Lehrer gewesen war. Nächst Bebel und Locher ist Johannes Böschenstein (1472 bis um 1540) aus Eßlingen zu nennen, der sich mit Reuchlin um die Erweckung der hebräischen Studien die größten Verdienste erworben und in seinem mühevollen Wanderleben die Kenntnis dieser Sprache unter Anfechtungen und Entbehrungen in Deutschland verbreitet hat. Wir werden ihn, der sich der Reformation anschloß, unter den Dichtern von Kirchenliedern wiederfinden. Endlich verdient noch Johannes Fabri (um 1445—1505) aus Donauwörth, Professor der Rechtsgelehrsamkeit an der Leipziger Universität, lateinischer Dichter und Schriftsteller, erwähnt zu werden. Seine im letzten Dezennium des 15. Jahrhunderts erschienene Spruchsammlung, worin lateinische und deutsche Verse gemischt sind, genoß zu ihrer Zeit hohes Ansehen.

Inzwischen war die Reformation mehr und mehr in den Vordergrund getreten. Sie ist ein Werk des deutschen Nordens; dort hat die neue Lehre die allgemeinste Verbreitung gefunden und am festesten Fuß gefaßt, während im Süden, wo die österreichische Hausmacht vorherrschte, nur vereinzelte Landesteile dafür gewonnen werden konnten. Unter diesen wurden das württembergische Herzogtum und eine Anzahl kleinerer schwäbischer Reichsstände die zuver-

lässigsten Stützen des evangelischen Bekenntnisses. Frühzeitig fand Luthers Lehre Anhang in Schwaben. Allerdings wurde in Württemberg selbst, welches Land gerade damals durch den Uebermut Herzog Ulrichs dem angestammten Fürstenhaus entrissen und in österreichische Hände ausgeliefert worden war, der neue Glaube zunächst gewaltsam niedergehalten. Aber die umliegenden Reichsstädte gingen mit Einführung der Reformation voran. Das kleine Reutlingen unter der Führung des glaubensstarken Matthäus Alber pflanzte zuerst Luthers Fahne auf. Bald bildete Ulm einen Mittelpunkt für die evangelische Predigt, einen Hauptherd für die lutherische Flugschriftenlitteratur; dort suchten wackere Männer, wie der Barfüßer Heinrich von Kettenbach, wahrscheinlich ein Hesse, Johann Eberlin, Oekolampadius, ihr Arbeitsfeld. Und als Herzog Ulrich, durch die Zuchtrute des Unglückes gebessert und in der Verbannung für die evangelische Sache gewonnen, im Jahre 1534 von Württemberg wieder Besitz ergriffen hatte, begann er unverzüglich mit Hilfe von wackeren Männern, wie Erhard Schnepf, Ambrosius Blarer aus Konstanz, Johann Brenz, sein ganzes Land samt Klöstern und Stiftern, Universität und Schulen zu reformieren. Das Beispiel des mächtigsten schwäbischen Staatswesens war für die Förderung und Befestigung der reformatorischen Lehre in Schwaben ein unschätzbarer Gewinn. Bald darauf trat auch die erste schwäbische Reichsstadt, Augsburg, zur Reformation über, der die Mehrzahl ihrer Bürgerschaft schon lange angehangen hatte. Das Oberland, das unter dem Einflusse des österreichischen Regimentes größtenteils für den Katholizismus gerettet wurde, verhinderte hauptsächlich, daß sich nicht ganz Schwaben im neuen Glauben zusammenfand.

Zahlreich sind die schwäbischen Männer, die sich durch Predigt und Lehre, durch Wort und Schrift um die Reformation in ihrer Heimat wie im sonstigen Deutschland Verdienste erworben haben. Matthäus Alber (1495—1570) aus Reutlingen, Erhard Schnepf (1495—1558) aus Heilbronn, der auch Hessen und Nassau wichtige Dienste leistete, Johann Brenz (1498—1570) aus Weil der Stadt wirkten mehr durch persönliches Eingreifen als mit der Feder, mehr durch organisatorisches Geschick als durch schriftstellerische Thätig-

keit oder verfaßten doch nur streng theologische, nicht volkstümlich agitatorische Werke. Von populären Schriftstellern zu Gunsten der Reformation hat, soweit es sich um Schwaben handelt, wohl Johann Eberlin die größten Erfolge erzielt. Zu Günzburg um 1465 geboren, trat er, nachdem er akademische Bildung genossen hatte, in den Franziskanerorden ein und erfreute sich in Tübingen und Ulm als Prediger großer Beliebtheit. Sein Anschluß an die Reformation nötigte ihn zur Flucht in die Schweiz. Er führte fortan ein ruheloses Leben, bald im Zentrum der Kirchenbewegung, bald wieder in Schwaben für die Sache Luthers, die er zu seiner eigenen gemacht hatte, thätig. Er starb nach 1530 als Superintendent zu Wertheim am Main. Die zündenden Flugschriften des streitbaren Mannes, deren erste, die 1521 zu Basel erschienenen „Fünfzehn Bundesgenossen", sofort Aufsehen erregte, gingen aus genauer Kenntnis des schwäbischen Volkes hervor und waren auf dieses hauptsächlich berechnet. In Reutlingen fand Alber an dem dort geborenen Johannes Schradin (um 1500—1560), Präzeptor und später Pfarrer in seiner Vaterstadt, einen federgewandten Gehilfen. Zur Zeit des schmalkaldischen Krieges eiferte Schradin in einigen kraftvollen patriotischen Kampfgedichten gegen Kaiser und Papst. Benedikt Gretzinger (1500—1572), später Reutlinger Stadtschreiber, gab 1523 ein Beschirmbüchlein heraus. Ein ebensolches verfaßte der begabte Sebastian Lotzer aus Horb, unter dem Namen Weigelin Kramer Kürschner in Memmingen, der auch sonst in Sendschreiben für die Reformation das Wort führte und als Feldschreiber des Baltringer Bauernhaufens 1525 die bekannten 12 Artikel abfaßte. Ein nicht weiter bekannter Georg Fener aus Weil der Stadt schleuderte 1521 in einer Flugschrift heftige Angriffe gegen den „Lehmturm" des römischen Kirchenwesens und hauptsächlich gegen die Messe. In Tübingen wurden bald nach Luthers Auftreten verschiedene Dialoge gedruckt, wovon ein Bauerngespräch zwischen Fritz und Kunz die Zustände der Universität scharf beleuchtet. Kurz, allerorten verfochten neben den Theologen ungebildete Laien in Schriften die reformatorischen Gedanken und legten so für die Volkstümlichkeit dieser Bewegung Zeugnis ab.

Unter denjenigen Schwaben, welche außerhalb ihrer Heimat

für die evangelische Sache wirkten, steht Paulus Speratus (1484 bis 1551) obenan. Zu Röthlen (O.A. Ellwangen) geboren, war er ursprünglich katholischer Priester und feierte noch 1517 Dr. Johann Eck in einem lateinischen Gedicht. In Würzburg, wo er seit 1519 als Domprediger amtete, erklärte er sich alsbald für Luther. Seiner Stelle entsetzt, wurde er nach einigen Wanderjahren 1524 Schloßprediger des Deutschordensmeisters Albrecht von Brandenburg zu Königsberg. 1530 rückte er zum Bischof von Pomesanien in Marienwerder vor, in welcher Stellung er, obwohl sich im fremden Land unbehaglich fühlend, bis zu seinem Tod ausharrte und unter mißlichen Umständen eine glänzende organisatorische Thätigkeit entfaltete. Paulus Speratus war einer der ältesten evangelischen Kirchenliederdichter, theologischer Schriftsteller, auch Komponist. Außerdem ist von ihm ein weltliches Lied über den Augsburger Reichstag 1530 bekannt geworden. Urbanus Rhegius (Rieger, 1489 bis 1541) aus Langenargen am Bodensee, für seine formgewandten lateinischen Dichtungen von Kaiser Maximilian zum Poeten gekrönt, trat als Professor in Ingolstadt zur Reformation über. Er mußte von dort fliehen, verbreitete in Augsburg als Pfarrer die neue Lehre, wurde 1530 Hofprediger Herzog Ernsts des Bekenners in Celle und reformierte das Herzogtum Lüneburg. Viele religiöse Schriften verschiedener Art stammen aus seiner Feder. Johannes Oekolampadius (1482—1531) aus dem damals zur Pfalz gehörigen Weinsberg förderte das Werk Luthers in zahlreichen schwäbischen Reichsstädten und führte zuletzt die Reformation sowie den evangelischen Kirchengesang in Basel ein. Er hat nur streng theologische und philologische Werke hinterlassen. Michael Stifel (um 1486—1567) aus Eßlingen, Augustiner in seiner Vaterstadt, ließ 1522 ein Kampflied in vierzeiligen Reimstrophen mit prosaischen Erläuterungen zu Luthers Unterstützung erscheinen, woraus sich eine litterarische Fehde mit dem talentvollsten Poeten des alten Glaubens, Thomas Murner, entwickelte. Später kam Stifel nach Sachsen, trat Luther nahe und versah verschiedene Pfarreien. Bedeutender als Mathematiker wie als Theologe, gefiel er sich in mystischen Spielereien mit den Zahlen in der Offenbarung Johannis und im Buch Daniel. Auf Grund solcher Künste prophezeite er

1533 den Weltuntergang und richtete damit viel Unheil an. Es war das Verhängnis der Reformation, daß innerhalb ihrem Anhange sich allerlei grillenhafte Sonderbestrebungen breit machten. So wandelte Sebastian Franck (1499—1542) aus der schwäbischen Reichsstadt Donauwörth, ein herzhafter und nicht unbegabter Mann, seine eigenen Wege. Er hing den Ideen der Wiedertäufer an und verfocht seine selbständigen wirtschaftlichen Anschauungen mit Unerschrockenheit und Ausdauer, um alle Anfechtungen unbekümmert. Bald trieb er in Eßlingen das Seifensiedergewerbe, bald hatte er zu Ulm oder Basel einen buchhändlerischen Verlag. Er war ein fruchtbarer und längere Zeit beliebter Schriftsteller, der unter vielem anderen Geschichtwerke für das Volk geschrieben, geistliche Lieder gedichtet und sich namentlich durch eine Sammlung deutscher Sprichwörter (1541) Verdienste erworben hat. Aber seine religiöse Haltung hat die Gemüter eher verwirrt als aufgeklärt und so der Sache des Protestantismus, der doch auch er dienen wollte, mehr Schaden als Nutzen gebracht.

Natürlich gab es auch Männer in und aus Schwaben, die zu den einflußreichen Widersachern Luthers gehörten. War doch sogar der bekannte Dr. Johann Eck aus dem schwäbischen Allgäu gebürtig. In Oberschwaben bildete der hochgebildete Weingartener Abt Gerwig Blarer die vornehmste Stütze des Katholizismus. Auch der streitbare Ulmer Hieronymus Emser (1477—1527), der Wiener Bischof Johann Faber aus Leutkirch und manche andere Schwaben widmeten ihre schriftstellerischen Gaben der Bekämpfung der evangelischen Lehre.

Die Kirchenbewegung hatte in Deutschland die Gemüter so vollständig in Beschlag genommen, daß ihr alle übrigen geistigen Mächte fast das ganze 16. Jahrhundert unterthan waren. Unter den Wissenschaften stand die Theologie obenan. Die junge Buchdruckerkunst diente vorwiegend den kirchlichen Interessen. Die bildenden Künste sogar legten für die neue Lehre Zeugnis ab. So mußte sich auch die Dichtkunst das Schicksal gefallen lassen, dem Triumphzuge der Reformation Vorspann zu leisten. Die gelehrte Poesie der Humanisten und die bürgerliche der Meistersänger ist ohne Unterschied fast völlig von religiösen Interessen beherrscht. Die Flugschriftenlitteratur in Prosa und Versen für oder wider

die neue Lehre schwillt zu einer Hochflut an. Das Kirchenlied verdrängt die weltliche Lyrik mehr und mehr. Selbst für die Dichtungen, welche nicht unmittelbar religiösen Tendenzen dienen, bildet die durch Luther dem Volk erschlossene Bibel eine nie versiegende Stoffquelle. Die Litteratur des 16. Jahrhunderts geht außerordentlich in die Breite; das ganze Volk nimmt daran teil, alle Stände wirken dabei mit. Die religiösen Fragen bewegen jedes Herz, und Tausende fühlen den Drang in sich, was sie bewegt, sich vom Herzen zu schreiben. Die Buchdruckerkunst kommt den weitgehenden Produktionsgelüsten zu Hilfe; die Anfänge des Zeitungswesens fallen in diese Periode. Aber die Dichtkunst selbst hat von der Entfaltung so vieler Kräfte keinen Gewinn gehabt. Das Vorherrschen des stofflichen Interesses, das Ueberwiegen der Tendenz beeinträchtigte ihre Leistungen. Die freie Phantasie war im Werte tief gesunken. Die Beschäftigung mit den religiösen Fragen hatte das Volk zum Ernste gestimmt, und dieser war der Poesie, die sich doch in erster Linie an heiter gestimmte Weltkinder wendet, nicht förderlich. Die Schönheit der Form war völlig verloren gegangen, und wenn es einem der gelehrten Dichter, die in lateinischen Versen künstelten, einmal einfiel, sich der deutschen Sprache zu bedienen, so war sein formales Können meist ebenso gering, wie das der nicht gelehrten Versmacher. Selbst der Buchdruck brachte der Poesie zunächst eher Schaden als Vorteil. Er machte es so leicht, die Erzeugnisse des Geistes an die Oeffentlichkeit zu bringen. Je mehr aber die Produktion zunahm, desto schwieriger wurde es, das Gute aus der Masse des Schlechten und Mittelmäßigen herauszufinden. Aber *einen* unschätzbaren Sieg hat die deutsche Litteratur in dieser Periode, in der ungewöhnliche litterarische Regsamkeit und Unfähigkeit zu großen poetischen Leistungen Hand in Hand gehen, doch für alle Zeiten erfochten: unter der Einwirkung von Luthers Bibelübersetzung wurde die neuhochdeutsche Schriftsprache geschaffen, die sich im ganzen Vaterlande, bei Niederdeutschen wie Oberdeutschen, ohne Rücksicht auf das Glaubensbekenntnis Geltung erworben hat, und deren Dasein die Grundbedingung für die Blüte unserer Poesie seit der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts gewesen ist.

Der Mittelpunkt der deutschen Kultur hat sich allerdings seit Luther mehr vom Süden nach dem Norden verschoben. Indessen ist jenem zunächst noch der ihm gebührende Anteil am geistigen Leben überhaupt und an der Litteratur im besonderen gewahrt geblieben. Süddeutschland war ja die Heimat des Buchdruckes, und hier wurden seit der Mitte des 15. Jahrhunderts in zahllosen Werkstätten Bücher hergestellt. In Schwaben war Augsburg, wo, von dem Patrizier und Stadtschreiber Konrad Peutinger (1465—1547) mächtig gefördert, im 16. Jahrhundert die humanistischen Studien blühten, bald der Hauptsitz für den Buchhandel geworden. In diese Stadt führen auch die Anfänge des Zeitungswesens. Seit Beginn des 16. Jahrhunderts wurden einzelne Berichte über die neuesten Tagesereignisse, seit Ende desselben periodische Druckschriften aus Augsburg in die Welt versandt. Ulm, dessen Mauern schon seit 1443 eine bedeutende, im Besitze der Familie Neidhart befindliche Privatbibliothek bargen, hatte seit 1469 dem Buchdruck ein dauerndes Bürgerrecht gewährt. Bald waren die Reichsstädte Eßlingen und Reutlingen nachgefolgt. In den Württemberger Landen hatte man seit 1475 zu Blaubeuren, etwas später zu Urach, Stuttgart und Tübingen Bücher gedruckt. Nicht alle derartigen Anstalten waren vom Glücke begünstigt; aber die Unternehmungslust ließ sich durch Mißerfolge nicht abschrecken, und seit der Reformation begannen die Buchhändler gute Geschäfte zu machen. Stattlich ist auch die Anzahl der Schwaben, welche außerhalb ihrer Heimat die Kunst Gutenbergs verbreitet haben.

Mehr noch war der Einfluß Oberdeutschlands auf die Litteratur des 16. Jahrhunderts durch den Meistersang gesichert, der ausschließlich hier zu seiner eigentümlichen Entwicklung gelangt ist. Seit der Mitte des 15. Jahrhunderts hatten sich in den süddeutschen Städten Bürger behufs Ausübung der Dichtkunst zu Vereinigungen zusammengethan, die nach Muster der Zünfte organisiert waren, und hatten förmliche Singschulen errichtet. Man legte sich dabei den wunderlichsten Zwang feststehender Formeln und unverletzbarer Regeln auf, deren Inbegriff, die Tabulatur, das Allerheiligste der Meistersängerkunst war. Man schuf eine

Stufenleiter von Graden, auf der unten die Schüler, oben die Meister standen. Mehr und mehr wurde über Künsteleien in der Metrik und Spielereien mit Tönen der Inhalt vernachlässigt und ging der Geist der Poesie verloren. Wie weit sich aber auch die Meistersänger von der wahren Dichtkunst entfernen mochten, bildeten doch die redlichen Bemühungen dieser ehrbaren Handwerker um ein vermeintliches Ideal ein die Sittlichkeit nicht wenig förderndes Element im Leben des deutschen Bürgertums. Die Blüte des zunftmäßigen Meistersanges fällt in das 16. Jahrhundert, in welcher Periode ihm die großen religiösen Fragen frische Impulse gaben. In den Stürmen des dreißigjährigen Krieges gingen dann manche Gesellschaften von Meistersängern zu Grund; andere retteten sich in ruhigere Zeiten hinüber und fristeten teilweise bis in das 19. Jahrhundert hinein ein Dasein, das Inhalt und Bedeutung längst eingebüßt hatte.

Den schwäbischen Städten war Augsburg mit Gründung einer Singschule vorangegangen, die höchstens hinter der Nürnberger an Ansehen und Bedeutung zurückstand. Bald folgten Ulm, Eßlingen, Ravensburg nach. Die Ulmer konnten sich rühmen, in ganz Deutschland am längsten bei der Fahne des Meistersanges ausgeharrt zu haben. Erst im Jahr 1839 löste sich die dortige Zunft auf und übergab ihre Wahrzeichen feierlich dem Liederkranze, was ganz in der Ordnung war; denn die Liedertafeln sind die legitimen, wenn auch modernisierten Nachfolgerinnen der Meistersingschulen. Unter den Ulmer Meistersängern thaten sich hauptsächlich die Weber hervor: so Matthäus Brunner, der 1540 in Zürich ein heftiges Lied gegen den Wucher der Kaufleute drucken ließ, ein halbes Jahrhundert später Johann Staiger, vorwiegend religiöser Dichter, und Johann Seyferdt, der 1605 ein Loblied auf sein Handwerk anstimmte. Eine gar traurige Geschichte wird aus dem Jahre 1608 berichtet: der Zimmergeselle Marx Engelhardt, ein trefflicher Meistersänger, wurde damals wegen Totschlags hingerichtet; die Meister sangen auf seinem Grab ein Trauerlied, das er sich selbst gedichtet hatte. In Eßlingen hielt in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts der Augsburger Poet Daniel Holtzmann wiederholt Singschule. Auch im Gebiete des jetzt bayerischen

Regierungsbezirkes Schwaben gab es, von Augsburg abgesehen, verschiedene Meistersängergesellschaften, so namentlich in Nördlingen, wo sich ein Geselle von Hans Sachs, der Schuster Cunradi, neben anderen auszeichnete, und in Memmingen seit 1610 bis in den Anfang des 19. Jahrhunderts. Auch in auswärtigen Singschulen glänzten Schwaben. Zu Beginn des 17. Jahrhunderts war beispielsweise Veit Fischer aus Neresheim Obermeister der Straßburger Meistersänger.

Die Freude am Schauspiele, die schon in der vorhergehenden Periode hervorgetreten war, wuchs noch, und im 16. Jahrhundert konnte sich keine andere poetische Gattung mit der dramatischen an Wichtigkeit messen. Von Humanismus und Reformation sah sich das Drama gleichermaßen gefördert. Die Humanisten brachten die Tragödien der Griechen, die Komödien der Römer wieder zu Ehren und machten sie durch Uebersetzungen auch einem nicht klassisch gebildeten Publikum zugänglich; sie fertigten nach jenen großen Vorbildern selbst zahllose Stücke in lateinischer Sprache, wovon wiederum ein beträchtlicher Bruchteil durch Verdeutschungen in weitere Kreise drang. Die Reformatoren begünstigten im ganzen die dramatischen Aufführungen. Die heilige Schrift war ja die unerschöpfliche Fundgrube, aus der sich die Schauspieldichter ihre Fabeln holten, wobei freilich die biblischen Geschichten häufig nur als Rahmen für die Tendenzen der Gegenwart dienen mußten. Auch auf katholischer Seite beteiligte man sich an der religiösen Bühnenlitteratur. Die ganze dramatische Poesie dieser Zeit verfolgte mehr moralische und pädagogische als ästhetische Zwecke. Dementsprechend überwogen auch unter den Dichtern die Geistlichen und Schulmänner. Deutsche Berufskomödianten gab es damals noch nicht. Die Darsteller waren entweder jüngere Bürger oder Schüler. Letztere wirkten bei den sogenannten Schulkomödien mit, deren Blüte in das 16. Jahrhundert fällt, die sich aber bis in das 18. hinein gehalten haben, und auf die bei festlichen Anlässen gelegentlich jetzt noch zurückgegriffen wird. An Universitäten und gelehrten Schulen wurden antike und moderne lateinische Stücke, mitunter sogar Dramen der griechischen Klassiker in regelmäßigen Zwischenräumen aufgeführt; in manchen Schulordnungen war das

Komödienspiel sogar vorgeschrieben. Die Ausbildung in der lateinischen Sprache war der wichtigste Zweck dieser Schülervorstellungen. Der Schullehrer hatte als „Regent" die Leitung über das Ganze. Auch das Volk beteiligte sich als Publikum an den Schulkomödien; man pflegte es für sein Unvermögen, die fremde Sprache zu verstehen, dadurch schadlos zu halten, daß man deutsche Inhaltsangaben als Prologe vorausschickte. Ausnahmsweise begnügten sich die Lehranstalten auch mit deutschen Aufführungen. In der Hauptsache aber waren diese in den Händen der Bürger. Im Süden veranstalteten die Meistersänger häufig solche Volksschauspiele. Nicht selten ließen sich die Handwerkertruppen von deutschen Schulmeistern einüben. Die szenische Ausstattung war bei den lateinischen Schulkomödien und bei den volkstümlichen deutschen Schauspielen meist ganz einfach, während manchmal für die Darstellung große Menschenmassen in Bewegung gesetzt werden mußten.

Im Herzogtume Württemberg war die Universität naturgemäß die Hauptstätte für Schulkomödien. Die theologischen Stipendiaten, die Zöglinge des Collegium illustre und die sonstigen Studenten wetteiferten miteinander in Aufführungen. 1586 wurde in der neuen Aula der Universität der „Tobias" des sonst unbekannten Magisters Johannes Menta gespielt. Auch eine förmliche Theatergesellschaft unter Hans Pfister gab seit der Mitte des 16. Jahrhunderts in Tübingen Vorstellungen. War der Hof dort anwesend, was nicht selten geschah, so pflegte er sich Komödien vorspielen zu lassen. Aufführungen geistlicher Stücke werden ferner aus den evangelischen Klosterschulen berichtet. Zu Sindelfingen brachte der dortige Pfarrherr Georg Reypchen († 1598) aus Kronstadt in Siebenbürgen 1558 ein von ihm verfaßtes „schön neu Spiel von den sieben Weisen aus Griechenland" zur Darstellung. Im Stuttgarter Lustgarten gab der dortige Pädagogarch Leonhard Engelhart (1526—1602) aus Hall, selbst deutscher und lateinischer Poet, mit seinen Gymnasisten 1581 ein Schauspiel „Tobias". Schon 1558 und 1559 hatte eine nicht näher bekannte Truppe biblische Stücke zu Stuttgart vor dem württembergischen Hofe gespielt. Von Waiblingen, wo die Lust am Komödienspiel besonders stark entwickelt war, kamen hin und wieder Gesellschaften in die Residenz

herüber, um sich hier hören zu lassen. 1572 führten Stuttgarter Bürger im Schloß vor dem Herzog und dann öffentlich auf dem Markte die Historie vom keuschen Joseph auf, und in der Folge werden noch öfters Darstellungen der Stuttgarter Bürgerschaft erwähnt. Am 1. Januar 1576 ergötzte sich der Hof erstmals an der lateinischen Komödie eines Mannes, der bald große Berühmtheit erlangen sollte: an der „Rebekka" des Nikodemus Frischlin.

Frischlin war bei weitem das erste poetische Talent, das Schwaben im 16. Jahrhundert hervorgebracht hat. Er entstammte einer aus dem Thurgau nach Württemberg eingewanderten Familie und war am 22. September 1547 zu Erzingen (O.A. Balingen) als Sohn des dortigen Pfarrers geboren. Seine Ausbildung erhielt er in den Klosterschulen zu Königsbronn und Bebenhausen, wo seine Begabung für die klassischen Sprachen bereits hervorstach, und auf der Landesuniversität als Zögling des evangelischen Stifts. Schon 1568 wurde der Jüngling zu Tübingen auf eine außerordentliche Professur für Poetik und Geschichte befördert. Er wirkte als Lehrer auf die Studenten äußerst anregend und anziehend, Arbeitskraft und Arbeitslust hielten sich bei ihm die Wage, sein Ruf als Gelehrter und Dichter verbreitete sich bald weithin, so daß er schon 1577 vom Kaiser auf die Empfehlung seines Herzoges zum gekrönten Poeten und Pfalzgrafen ernannt wurde. Dennoch gelang es ihm nicht, Sitz im Artistenkollegium und Senat zu erlangen. Was ihm entgegenstand, war der Kollegen Neid und Angst, daß ihre Mittelmäßigkeit von dem Genie des Vorwärtsstürmenden erdrückt werde. Frischlins Hauptfeind war sein einstiger Lehrer Martin Crusius 1526—1607, aus Grebern bei Bamberg, seit 1559 in Tübingen, der Verfasser der bekannten „Annales Suevici", ein aufgeblasener und giftgeschwollener, übrigens sehr gelehrter Durchschnittsprofessor, der an Geist und Witz ebenso sehr unter seinem Gegner stand, als er ihm an praktischer Klugheit überlegen war. Frischlin selbst sorgte dafür, daß es seinen Kollegen nicht an Vorwänden fehle, ihm den Weg zur ordentlichen Professur zu versperren. Er gab sich durch sein hitziges und übereiltes Wesen, durch seine Prahlereien, durch seinen Mangel an Charakterfestigkeit hundert Blößen. Maßlos in der Abwehr und

im Angriff, mischte er wissenschaftliche Kritik und persönliche Schmähung und verstand sich auf jede Kunst besser, als auf die, seine vorwitzige Zunge zu hüten. Auch sein Lebenswandel war ziemlich ungeordnet. Trunksucht war nicht das einzige Laster, das man ihm mit Grund vorwarf. Mit der Heiligkeit der Ehe nahm es der allzu sinnlich veranlagte Mann nicht genau. Er hatte zu frühe geheiratet und sich dadurch vorzeitig einen Haufen Kinder und Sorgen auf den Hals geladen. Seine Frau, Margareta Brenz, ein Glied der einflußreichen württembergischen Theologenfamilie, war ein Weib gewöhnlichen Schlages, das dem Haltlosen keinen Halt gewährte. Für die Tübinger Demütigungen hielt sich Frischlin für's erste an der Gunst des Stuttgarter Hofes schadlos, die ihm lächelte, seitdem er Herzog Ludwigs Hochzeit 1575 poetisch verherrlicht hatte. Er war im Hoflager manches Jahr ein wohlgelittener Gast, der als Zecher, Jäger und witziger Gesellschafter seinen Mann stellte. Durch seine Dichtungen, zumal durch die Komödien, die er zum besten gab, mehrte er den Ruhm und Glanz des Fürstenhauses. In den Jahren 1576—1580 fanden regelmäßig eine oder zwei Aufführungen Frischlinscher Stücke vor der Hofgesellschaft zu Stuttgart oder Tübingen statt. Aber auch die Fürbitte des Herzogs vermochte nicht die hartnäckige Mehrheit des Tübinger Professorenkollegiums zu Frischlins Gunsten umzustimmen. Dieser schuf sich in seiner Unbedachtsamkeit zu seinen alten Feinden neue: eine Vergilschen Paraphrasen beigegebene „Oratio de vita rustica", mit heftigen Ausfällen gegen die Adeligen und Hofleute gespickt, beschwor 1580 einen solchen Sturm gegen ihn herauf, daß er es schließlich vorzog, von Tübingen zu scheiden und die ihm angetragene Schulrektorsstelle in Laibach anzunehmen. 1582 bis 1584 amtete er dort in verdienstlicher Weise, gab aber dann ohne zwingenden Grund seinen Wirkungskreis auf. Er kehrte nach Tübingen zurück, konnte jedoch bei der Universität nicht mehr ankommen, obgleich der gutmütige Herzog Ludwig, dessen zweite Hochzeit Frischlin 1585 beschreiben durfte, ihm gerne wieder eine Professur übertragen hätte. Um sich des Verhaßten für immer zu entledigen, griff die Universität zu einem höchst unwürdigen Mittel: sie rührte eine verjährte Skandalgeschichte auf und erhob

wider Frischlin Anklage wegen Ehebruches. Durch sein thörichtes Verhalten brachte er es dahin, daß er aus Württemberg ausgewiesen ward und Urfehde schwören mußte. Er hielt diese nicht und konnte sie wohl auch nicht halten, da seine Feinde nicht schwiegen und der Haß des Crusius ihm das Fortkommen in der Fremde nach Kräften zu erschweren suchte. Es entspann sich alsbald ein endloser litterarischer Krieg, der, von grammatikalischen Kontroversen seinen Ausgang nehmend, sich mehr und mehr im tiefsten Sumpfe persönlicher Beleidigungen und Verleumdungen verlor. Mittlerweile hatte Frischlin nach unstäter Wanderschaft und allerlei mißglückten Versuchen Anstellung als Leiter der Martinsschule in Braunschweig (1588—1589) gefunden; indessen auch dort machte er sich durch seine „Pritschenmeistersreime“ unmöglich. Und nun erfüllte sich rasch sein Geschick. In Stuttgart dachte man längst daran, sich des Unverbesserlichen zu bemächtigen. Ein aus Speyer gesandtes Schreiben an die württembergische Kanzlei, das von unsinnigen Beleidigungen strotzte, ließ die Absicht zum Entschluß reifen. Am 24. März 1590 wurde er zu Mainz festgenommen, zunächst nach der alten Burg Württemberg und wenige Tage darauf in strengen Gewahrsam auf die Feste Hohenurach gebracht. Zwischen Furcht und Hoffnung schwankend, befand er sich hier in unglücklichster Gemütsverfassung. Doch die Schaffenslust blieb dem merkwürdigen Mann auch in seiner jetzigen Lage treu. Neben einer umfangreichen Korrespondenz und zahllosen Bittschriften vollendete er im Kerker ein paar deutsche Komödien und die „Hebraeis“, ein langes lateinisches Epos. In Stuttgart scheint man beabsichtigt zu haben, Frischlin erst gründlich zu demütigen, aber ihn später doch wieder in Freiheit und Brot zu setzen. Der ungeduldige Dulder faßte indessen einen verzweifelten Entschluß, den der Stand seiner Angelegenheiten noch nicht rechtfertigte. In der Nacht vom 29. auf 30. November 1590 machte er einen Fluchtversuch; das Seil, dessen er sich dabei bediente, erwies sich als unzulänglich, und der Körper des Unseligen zerschellte an den Felsen Hohenurachs.

So endete Frischlins verpfuschtes Leben — verpfuscht durch eigene Verschuldung wie durch fremde Lieblosigkeit. Bei großen

moralischen Schwächen bleibt vieles an dem Manne bewundernswert. Nicht bloß seine glänzende Begabung, auch seine geistige Spannkraft, die seinen Mut in den ärgsten Widerwärtigkeiten aufrecht erhielt und seinen Eifer für Wissenschaft und Dichtkunst unter Kämpfen auf Leben und Tod nicht erlahmen ließ. Welches Arbeitsvermögen und welcher Fleiß! welche Gewandtheit und Vielseitigkeit! Neben klassischen Studien, die sein eigentliches Fach sind, verfaßt er theologische Kampfschriften, versucht er sich in mathematisch-astronomischen Werken. Wie emsig hat er das weite Feld der Philologie fast in allen Teilen angebaut! Heute kommentiert und paraphrasiert er lateinische Autoren, morgen schreibt er Grammatiken und Wörterbücher. Es ist bei solcher Fruchtbarkeit begreiflich, daß Frischlins Erzeugnisse an Wert gar ungleich sind. Auf manchen Gebieten ist er nur geistreicher Dilettant. Aber im ganzen gehen seine wissenschaftlichen Verdienste doch über die eines geschickten Kompilators und eleganten Latinisten entschieden hinaus. Die lateinisch-griechische Grammatik hat er insbesondere sehr gefördert. Außerordentlich ist seine Leichtigkeit und Sicherheit im Verfertigen von lateinischen Versen, die er mit Reminiszenzen aus Vergil und anderen klassischen Vorbildern überreich herausputzt. Wie vieles auch an seinen Dichtungen handwerksmäßig, nüchtern und steif erscheint, wie sonderbar auch die Verquickung antiker und biblischer Phraseologie anmutet: so verleugnet sich doch die ihm angeborene rhetorische Schwungkraft niemals ganz, durchbricht doch sein origineller Witz immer wieder sieghaft die Schranken eines schlechten Zeitgeschmackes. Keine poetische Gattung, meinte er, liege außerhalb den Grenzen seines Talentes. Er strebte nach dem Ruhme, der moderne Horaz und Vergil, Juvenal und Terenz in einer Person zu sein. Elegien und sonstige Lyrik religiösen wie weltlichen Inhaltes, Fest-, Lob- und Gefälligkeitsgedichte jeden Umfanges, Epen hohen Stiles aus dem Alten und Neuen Testament — an nichts davon ließ er es fehlen. Besser sagten seiner Begabung Satiren, Epigramme, Streit- und Spottverse aller Art zu. Aber das meiste haben für Verbreitung seines Dichterruhmes seine Dramen gethan. Von Uebersetzungen des Aristophanes in das Lateinische und den drei

Vergil oder Cäsar entnommenen wertlosen Schulstücken „Dido“ (1581), „Venus“ (1584) und „Helvetiogermani“ (1588) abgesehen, hat Frischlin sechs lateinische Komödien vollendet. Auf die beiden biblischen Schauspiele „Rebekka“ (1575) und „Susanna“ (1577) ließ er den „Priscianus vapulans“ (1578), eine litterarisch-grammatikalische Streitkomödie zu Gunsten des Humanismus gegen das mittelalterliche Latein, folgen. Daran reihte sich die „Hildegardis magna“ (1579), worin eine einheimische Sage behandelt und die Gemahlin Karls des Großen, eine Art von Genoveva, gefeiert ist. Dann brach er in „Phasma“ (1580) für das reine Luthertum gegen die Sektierer, die er samt und sonders vom Teufel geholt werden läßt, eine Lanze und verlieh endlich in seinem besten Werke „Julius redivivus“ (1572—1584) den patriotischen Gefühlen des deutschen Humanisten lebhaften Ausdruck. Cäsar und Cicero werden darin aus der Unterwelt nach Deutschland versetzt, um sich unter der sachkundigen Führung des Herzogs Hermann und des Poeten Eobanus Hesse von der Trefflichkeit der hier herrschenden Kulturzustände zu überzeugen; die Minderwertigkeit der Romanen wird an zwei kläglichen Vertretern dieser Rasse exemplifiziert. Alle diese lateinischen Stücke sind durch mehrfache Verdeutschungen — von der Rebekka sind beispielsweise sechs bekannt — dem nicht gelehrten Publikum genießbar gemacht worden. Von Frischlins deutschen Schöpfungen sind zwei, das Volksstück „Der Weingärtner“ (1576) und „Der Graf von Gleichen“, verloren gegangen, während die Trilogie „Joseph in Aegypten“, womit er sich noch auf Hohenurach beschäftigt hat, nicht ausgeführt worden ist. Auf uns gekommen sind „Frau Wendelgard“ (1579), welche Komödie die Wiedervereinigung des Grafen Ulrich von Buchhorn mit seiner getreuen Gemahlin erzählt, und die beiden 1590 im Gefängnis entstandenen biblischen Spiele „Ruth“ und „Die Hochzeit zu Kana“. Frischlins Dramen erfreuten sich großen Beifalles bei den Zeitgenossen, und in der That hat die gesamte dramatische Litteratur im damaligen Deutschland kaum etwas aufzuweisen, was seine Leistungen überragt. An modernen Ansprüchen darf freilich diese ganze Poesie nicht gemessen werden. Auch Frischlins Technik ist kindlich, seinen Handlungen fehlt es an fort-

schreitender Entwicklung wie an tragischer Verwicklung und damit an Spannung, von einer Charakterzeichnung der ernsthaften Hauptpersonen kann kaum die Rede sein. Nicht einmal da, wo die äußere Situation zur Ausmalung innerer Vorgänge geradezu herausfordert, läßt Frischlin die seelischen Kämpfe seiner Figuren an die Oberfläche treten. Dafür legt er, dem Geschmacke der Zeit entsprechend, auf schöne Moralpredigten desto mehr Gewicht. Seine Rhetorik erhebt sich hin und wieder zu Kraft und Wärme. Der Hauptvorzug der Frischlinschen Stücke liegt jedoch auf der humoristisch-satirischen Seite. Sie erfreuen nicht bloß durch einzelne ergötzliche Einfälle, sondern auch durch die Charakteristik der komischen Nebenpersonen. Ganz nach dem Leben ist beispielsweise das Treiben des rohen Junkertums in der „Rebekka" geschildert, mit köstlichem Humor sind in „Frau Wendelgard" die oberschwäbischen Bettler- und Gaunerexistenzen wiedergegeben. In „Susanna" fällt der Dichter über die Wirte und Advokaten her, in „Ruth" haben die Schnitter des Boas, in der übrigens höchst dürftigen „Hochzeit zu Kana" das Küchen- und Kellerpersonal das Publikum zu belustigen. Die drei symbolischen Tendenzstücke „Priscianus vapulans", „Phasma" und „Julius redivivus" geben dem Dichter vollends Gelegenheit, seine Laune walten zu lassen. Aber je stärker der Eindruck ist, den man von Frischlins ursprünglichem Talent erhält, desto mehr muß man bedauern, daß diese Begabung für die deutsche Poesie fast völlig verloren gegangen ist. Außer den Dramen hat er nur die derben braunschweigischen „Pritschenmeistersreime" und eine legendenhafte Erzählung von „St. Christoffel" mit satirischen Seitenhieben auf alle möglichen Stände in der Muttersprache gedichtet. Frischlin selbst legte auf diese Erzeugnisse, die ihre Entstehung gelegentlicher Laune verdankten, nicht das geringste Gewicht; die Stoffe, die ihm am Herzen lagen, behandelte er in der fremden Form. Und doch ist seine deutsche Rede manchmal nicht ohne Schwung, klingen seine deutschen Reimverse gar nicht übel. Aber das Jahrhundert wollte es nun einmal nicht anders, und trotz allen geistigen Vorzügen war Frischlin zuletzt der Mann, um wider den Zeitstrom zu schwimmen.

Eine Karikatur von Nikodemus Frischlin ist dessen jüngerer

Bruder Jakob, als Mensch ebenso taktlos wie als Autor geschmacklos. 1556 zu Balingen geboren, versah er der Reihe nach in vielen schwäbischen Städten Schulämter und starb nach 1621 als Pensionär in seiner Vaterstadt. Er war ein vielschreibender Polyhistor, der in unkritischer Weise heimatliche Geschichtstoffe mehr zusammentrug als verarbeitete, und ein handwerksmäßiger Versschmied, der mit Vorliebe fürstliche Hochzeiten, Ritterspiele und ähnliche Feste besang. Er bediente sich häufiger des Deutschen als des Lateinischen; am liebsten mengte er Verse und Prosa in beiden Sprachen durcheinander. Vier Schauspiele seines Bruders übersetzte er in das Deutsche und verfaßte selbst eine jämmerliche „Komödie von dem Fürsten und Grafen Hans von und zu Württemberg". Als Schulmeister in Waiblingen im letzten Viertel des 16. Jahrhunderts gab er mit seinen Knaben und mit Bürgern Theatervorstellungen und wurde wiederholt mit seiner Gesellschaft an den Stuttgarter Hof gerufen. Ein Zeitgenosse der beiden Frischlin war Aegidius Hunnius (1550—1603) aus Winnenden, seit 1576 Professor der Theologie in Marburg, seit 1592 Professor und Superintendent in Wittenberg, ein orthodoxer Lutheraner, der außer zahlreichen theologischen Werken auch zwei lateinische Dramen, „Joseph" (1584) und „Ruth" (1586), hinterließ. Ersteres wurde häufig aufgeführt und mehrfach in das Deutsche übersetzt. Es liegt auch dem Drama „von dem frommen und keuschen Joseph" (1593) des Johannes Schlayß aus Söhnstetten (O.A. Heidenheim), Diakonus in Oettingen unter Teck, zu Grunde. Seines Vorbildes Frischlin nicht ganz unwert war Friedrich Hermann Flayder (um 1595—1640) aus Tübingen, Professor der Philologie daselbst, der neben anderen humanistischen Dichtungen einige lateinische Dramen verfaßt und sauberer, als die Mehrzahl seiner Zeitgenossen, gearbeitet hat. Ein desto roheres Gepräge tragen die Schauspiele des Thomas Birck (um 1550—1629) aus Urach, dessen Persönlichkeit mehr Aufmerksamkeit verdient, als seine litterarische Thätigkeit. Nachdem er ein Lehramt am Stuttgarter Pädagogium und verschiedene geistliche Stellen versehen hatte, war er 1585—1601 Pfarrer in Untertürkheim bei Stuttgart. Hier führte er mit seinen Pfarrkindern vor einem von der

Residenz herbeigekommenen vornehmen Publikum 1590 seine „Komödie von den gottvergessenen Doppelspielern" auf. Hier focht er auch mit ehrlicher Derbheit einen mutigen Kampf gegen die Korruption des Gemeinderegimentes aus und schonte dabei die Regierungsbehörden so wenig, daß er nach mehrfachen Disziplinarstrafen 1601 abgesetzt wurde. Er wanderte nun mit seiner zahlreichen Familie nach Gauangelloch in der Pfalz aus, wo er ein Unterkommen gefunden zu haben scheint. 1610—1629 war er wieder im Württembergischen Pfarrer zu Rottenacker a. d. Donau. Er schrieb noch drei weitere satirisch-didaktische Komödien, einen „Ehespiegel", einen „Hexenspiegel", einen „Regentenspiegel", die alle auf einer sehr niederen ästhetischen Stufe stehen und nichts als dialogisierte Predigten eines eifrigen Lutheraners sind, außerdem prosaische und poetische Streitschriften und dergleichen mehr. Ferner ist von Altwürttembergern noch Dr. Alexander Seitz (geboren um 1470) aus Marbach, von Beruf ein Arzt, nachzutragen. Er mußte sich aus seiner Vaterstadt, wo er praktizierte, in die Schweiz flüchten, weil er sich am Aufruhre des armen Konrad beteiligt und politisch auch sonst mißliebig gemacht hatte. Außer medizinischen und politischen Schriften erschien von ihm (Straßburg 1540) ein Drama, worin die beiden Evangelien vom großen Abendmahl und von den zehn Jungfrauen verschmolzen sind. Durch die Drangsale des dreißigjährigen Krieges wurde dem Volke wie allerorten so auch im Herzogtume Württemberg die Lust am Theaterspiele verleidet. Erst nach dem westfälischen Frieden wagten sich in einzelnen Gegenden wieder volkstümliche Aufführungen hervor. So stellte in dem altwürttembergischen (jetzt badischen) Schwarzwaldstädtchen Schiltach 1654 die protestantische Bevölkerung „Die Comœdia Ahasveri und seiner beiden Königinnen Vasti und Esther" dar, und wir erfahren bei dieser Gelegenheit, daß auch in der katholischen Nachbarschaft zur Friedensfeier ähnliche Spiele veranstaltet worden waren.

Ueppig gedieh das Theaterwesen in den beiden Reichsstädten Ulm und Augsburg. In Ulm thaten sich zunächst die deutschen Schulmeister, bald auch die Meistersänger hervor. Der dort 1559—1593 als Gymnasialrektor thätige Martinus Balticus führte lateinische und — nicht ohne Widerspruch — auch deutsche Schulkomödien auf.

Noch bis in die Zeiten der englischen Komödianten und des dreißigjährigen Krieges hielten sich derartige Darstellungen. Der Ulmer Schneiderssohn Johann Konrad Merck (1583—1659), der zu Tübingen und Straßburg studiert hatte und in seiner Vaterstadt bis zum Gymnasialrektor emporstieg, ließ lateinische Dramen, wie Frischlins Rebekka, mit seinen Schülern in Szene gehen und gab dem Publikum dazu selbstgefertigte deutsche Textbücher in die Hände. Später veranstaltete er auch deutsche Aufführungen. 1641 wurde sogar ein eigenes Bühnenhaus in Ulm erbaut. Für sonstige Schaustellungen war die lebensfrohe Bevölkerung der Donaustadt nicht weniger empfänglich. So für Schwerttänze, wie sie auch in anderen schwäbischen Städten üblich waren. Aus dem Jahre 1551 wird von einem solchen Tanze berichtet, den 24 Handwerksburschen unter Leitung eines Nadlergesellen aus Dinkelsbühl abhielten. In Augsburg, wo die Meistersänger und die deutschen Schulmeister in dramatischen Aufführungen miteinander scharf konkurrierten, wirkten eine Anzahl für ihr Zeitalter tüchtiger Theaterdichter. Der einflußreichste unter ihnen war Sixt Birck (Xystus Betulejus, 1500 bis 1554) aus Augsburg, Schulrektor erst in Basel und dann am St. Annengymnasium seiner Geburtsstadt. Er schrieb eine Reihe biblischer Dramen und ließ sie in Basel wie in Augsburg durch seine Schüler vorführen. Und zwar, was damals etwas Neues war, in deutscher Sprache; doch schuf er für einige seiner Schauspiele zugleich auch ein lateinisches Gewand. Seine Stücke, namentlich die „Susanna“, fanden weite Verbreitung und wurden an den verschiedensten Orten gegeben. Andreas Diether aus Augsburg, ebenfalls Lehrer an der St. Annenschule daselbst, 1561 in Ingolstadt gestorben, dichtete einige lateinische Schauspiele, deren Stoffe der heiligen Schrift entnommen sind. Auf katholischer Seite veröffentlichte Kleophas Distelmayer, Vikar des Augsburger Hochstiftes, 1585 eine Tragödie „Barbara“. Jakob Rulich (1559 bis 1612), seit 1592 Pfarrer in seiner Vaterstadt Augsburg, übersetzte 1595 Naogeorgs berühmtes lateinisches Drama „Der Kaufmann oder Das Gericht“, ein protestantisches Kampfstück mit frei erfundener Handlung. Als deutsche Dramatiker ragen unter den Augsburger Meistersängern Sebastian Wild und Daniel Holtzmann

hervor. Ersterer veröffentlichte 1566 seine teils aus der heiligen Schrift, teils aus Historienbüchern entnommenen zwölf Komödien. Sein Passionsspiel bildet die Grundlage der heutigen Oberammergauer Festspiele. Holtzmann (um 1540 bis um 1620), seines Zeichens ein Kürschner, auf verschiedenen Gebieten poetisch thätig, schrieb mehrere Dramen, so 1574 ein Fronleichnamsspiel. Auch Nördlingen hatte ein im Verhältnis zu dem kleinen Gemeinwesen reich entwickeltes Bühnenleben. Neben Volksschauspielen, die Meistersänger oder sonstige Handwerker veranstalteten, gab es dort Schulkomödien, anfangs in lateinischer, aber seit Ausgang des 16. Jahrhunderts vorwiegend in deutscher Sprache. Die beiden deutschen Schul- und Rechenmeister Georg Fraß und Johann Zihler, selbst Verfertiger von biblischen Dramen, erwarben sich um die Pflege der dramatischen Kunst in Nördlingen besondere Verdienste. In Kaufbeuren ließ der dortige Lateinschulrektor Johannes Brummer aus Hoya in Hannover in den letzten Jahrzehnten des 16. Jahrhunderts Komödien in Szene gehen, darunter eigene, die einen selbst für ihre Zeit auffallenden Mangel an dramatischem Gepräge verraten. Der katholische Wolfgang Hermann (Kyriander) aus Oettingen, der bei Einführung der Reformation in seiner Heimat nach München auswanderte, schrieb außer anderen geistlichen Dichtungen 1557 eine Tragödie „Vom Opfer der heiligen drei Könige, dem Herrn Christo Jesu und von Herodis Grimmigkeit wider die unschuldigen Kindlein“ mit Benützung von Hieronymus Zieglers „Infanticidium“. Antonius Baumeister aus Gundelfingen dichtete am Anfang des 17. Jahrhunderts Fastnachtsspiele.

Auch aus dem vorderösterreichischen Schwaben stammten mehrere Schauspieldichter. Aus Rottenburg am Neckar Hieronymus Ziegler, 1562 als Professor in Ingolstadt gestorben, ein fruchtbarer lateinischer Dramatiker, und Matthäus Steffan, der 1589 zu Ueberlingen am Bodensee eine „Tragödie von der Märtyrerin Felicitas“ zur Darstellung brachte. Aus Horb gebürtig war wahrscheinlich Valentin Boltz, Diakonus zu Tübingen und dann Spitalprediger in Basel, der 1539 den Terenz verdeutschte, außerdem eigene Dramen verfaßte und zu Basel aufführen ließ. Die Schauspiele Jakob Lochers sind schon berührt worden. Ein Jahr-

hundert später dichtete ein anderer Ehinger, der Jesuit Jakob Bidermann (1577—1639), als Professor der Rhetorik am Münchener Gymnasium lateinische Dramen und ließ sie unter großem Beifall durch Schüler vor dem bayerischen Hof aufführen; diese „Ludi theatrales sacri“ wurden erst nach dem Tode des Verfassers 1666 gedruckt. Bidermann, der später Assistent seines Ordensgenerales in Rom wurde, war auch sonst ein gewandter lateinischer Poet, gab 1620 unter dem Titel „Himmelglöcklein“ eine wiederholt aufgelegte Sammlung altdeutscher Kirchenlieder heraus und hinterließ einen satirischen Roman „Utopia“, worin das Studentenleben jener Zeit gegeißelt wird. Am Ende des 16. und am Anfang des 17. Jahrhunderts schrieb Theodor Rhode aus der Herrschaft Lupfen (O.A. Tuttlingen), 1626 als lutherischer Pfarrer zu Asselheim in der Pfalz gestorben, seine konventionellen biblischen Komödien und Tragödien nach Muster der lateinischen Komiker und des Seneka. Johann Michael Gall aus der badischen Stadt Meßkirch, Pfarrer in Fürstenbergischen Diensten zu Bichishausen (O.A. Münsingen) und Neufra (O.A. Riedlingen), ließ 1662 zu Hayingen (O.A. Münsingen) und 1665 zu Neufra eigene Stücke durch Bürger spielen. Uebrigens erreichte in Oberschwaben die Volksbühne erst im 18. Jahrhundert, also zu einer Zeit, da sie im übrigen Deutschland längst ihrer Bedeutung beraubt war, eine gewisse Blüte. Zur Mitwirkung bei den Schulkomödien, die in den oberschwäbischen Stiftern nach altem Brauche bei festlichen Anlässen unter lebhafter Teilnahme des Volkes stattfanden, wurden häufig auch Bürger zugezogen. In der Folge veranstalteten diese, meist zur Faschingszeit, auf eigene Faust deutsche Aufführungen von weltlichen und geistlichen Stücken, namentlich von Passionsspielen. Nicht nur aus Städten, wie aus Biberach, in dessen Theaterverhältnisse ein Stück von Wielands Leben verflochten ist, Buchau, Weißenhorn, werden solche Vorstellungen gemeldet, sondern auch aus Marktflecken und Dörfern, wie Schussenried, Söflingen bei Ulm, Illertissen, Wald und Waal in bayerisch Schwaben. In das 19. Jahrhundert haben sich nur spärliche Reste des oberschwäbischen Volkstheaters hinübergerettet; der in diesen Gegenden an Fastnacht übliche Mummenschanz hat mit dramatischer Kunst nichts gemein.

In denjenigen fränkischen Landesteilen, welche heutzutage zum Königreiche Württemberg gehören, wurde die dramatische Kunst hauptsächlich von der Familie Hohenlohe begünstigt. In Oehringen verherrlichte man festliche Tage des Grafenhauses durch Schulkomödien. Ein großer Freund des Schauspiels war Graf Wolfgang Hohenlohe zu Weikersheim, der den lateinischen Dramatiker Michael Hospinius († 1618), Verfasser eines „Equus Trojanus“ und einer „Dido“, in seine Dienste zog. Von Franken ist weiter Leonhard Culmann (1498—1562) aus Crailsheim namhaft zu machen, ein eifriger Anhänger der Reformation; nachdem er in mancherlei Stellungen als Lehrer und Geistlicher herumgekommen war und viel Widerwärtiges erfahren hatte, beschloß er seine Tage als Pfarrer zu Bernstadt bei Ulm. Er verfolgte mit seinen Fastnachtsspielen ebenso wie mit seinen geistlichen moralische Tendenzen. Peter Richthonius aus Weinsberg behandelte 1614 in seiner „Weinsbergischen Belagerung“ die bekannte Sage von den treuen Weibern auf eine Weise, an der alles außer der zur Darstellung erforderlichen Personenzahl von 378 Menschen dürftig ist. Balthasar Schnurr (1572—1644) aus Lendsiedel (O.A. Gerabronn), Pfarrer an verschiedenen fränkischen Orten, den wir noch als Bearbeiter des Mückenkrieges kennen lernen werden, übersetzte neulateinische Dramen in seine Muttersprache.

Eine bedeutende Umwandlung erfuhr das deutsche Theaterwesen durch das Auftreten der englischen Komödianten zu Ausgang des 16. Jahrhunderts. Ausländische Wandertruppen waren schon früher gelegentlich in Deutschland erschienen, aber sie pflegten mehr allerhand sonstige Gauklerkünste, als regelrechte Schauspiele, mitzubringen. Wenn nun auch die englischen Gesellschaften Musik, Tanz, Mimik und Gymnastik trieben und neben rezitierenden Dramen Singspiele gaben, so war dies doch bloßes Beiwerk, das hinter der Ausübung der ernsteren Bühnenkunst zurücktrat. Jetzt erst lernte man in Deutschland, wo bislang das ganze Theater in den Händen von Dilettanten gelegen war, Berufsschauspieler kennen. Die Engländer hatten reiche Repertoire und vermittelten den Deutschen die erste Bekanntschaft mit Shakespeare; sie legten auch auf Szenerie und Regie mehr Wert, als man in Deutschland von den Volks-

schauspielen und Schulkomödien her gewohnt war. Im Jahre 1586 kamen die ersten englischen Schauspieler in Deutschland an und vermehrten sich rasch. Die verschiedenen Gesellschaften spielten bald an Höfen, bald in den Städten. Zwei deutsche Fürsten, der Herzog Heinrich Julius von Braunschweig und der Landgraf Moriz von Hessen, hielten sich stehende Truppen und ließen durch diese unter anderem auch ihre eigenen Komödien darstellen. Die Engländer, die anfangs in ihrer Muttersprache spielten, lernten mit der Zeit Deutsch und führten ihre Dramen fortan in dieser Sprache auf. Ohne Frage verstärkten sich auch die englischen Truppen durch deutsche Mimen, wie denn völlig deutsche Gesellschaften den beliebten englischen Firmenschild noch zu einer Zeit benützten, da es in Deutschland längst keine englischen Komödianten mehr gab. Es ist wahr, die Engländer und mehr noch die nach ihrem Muster sich bildenden sonstigen Truppen von Berufskomödianten ließen ihre Darstellungen bald in Roheit ausarten, so daß die Magistrate sich häufig veranlaßt sahen, die Spielerlaubnis zu verweigern. Es ist auch wahr, daß die deutschen Schauspiele, die unter dem Einfluß englischer Vorbilder entstanden, den bei diesen beliebten Gegensatz zwischen Blut- und Schauerszenen einerseits und Possenelementen andererseits auf die Spitze trieben, und daß der Hanswurst oder Pickelhäring, aufgemuntert durch den englischen Clown, fortan in jedem deutschen Drama unverschämter, als bisher, sein Wesen trieb. Aber dennoch that die deutsche Bühnenkunst, dank den fremden Lehrmeistern, einen bedeutenden Schritt vorwärts, und leicht hätte es geschehen können, daß sie im Laufe des 17. Jahrhunderts einen ähnlichen Triumph, wie die englische unter Shakespeare, erlebt hätte, wenn nicht das furchtbarste aller Weltereignisse die stäte Entwicklung der Kultur gehemmt hätte. Wie so manche Knospe wurde auch die des deutschen Dramas durch den dreißigjährigen Krieg geknickt.

Auch in Schwaben waren die englischen Komödianten oft und gerne gesehene Gäste. 1594 lassen sie sich zu Ulm und 1596 zu Augsburg erstmals nachweisen; sie wiederholten häufig ihre Besuche in den beiden mächtigen Reichsstädten, wo sie ein besonders dankbares Publikum fanden. 1597 kamen die Braunschweiger Hof-

schauspieler, denen, wie den hessischen, oft Urlaub zu Gastreisen gewährt wurde, nach Schwaben. Sie spielten unter der Direktion des Thomas Sackville vor dem württembergischen Hof in Tübingen, vorher in Ulm, nachher in Augsburg. 1600 begegnen wir erstmals einer englischen Gesellschaft in Stuttgart, ebenso Ende 1603; letztere Truppe, die Shakespeares „Romeo und Julia“ auf ihrem Spielplane hatte, durchzog bis in das Jahr 1604 hinein Schwaben und Franken und gab außer in Stuttgart in Ulm, Heilbronn, Hall, Nördlingen Vorstellungen. 1609 ließen sich die hessischen Hofkomödianten in Stuttgart hören und wanderten von hier aus nach Ulm, Nördlingen, über Nürnberg nach Augsburg und abermals nach Ulm. 1613 wird die Gesellschaft des John Spencer in Stuttgart und Augsburg erwähnt. Im selben Jahre spielten auch zum erstenmal Franzosen in der württembergischen Hauptstadt. In den folgenden Jahrzehnten hielt der dreißigjährige Krieg mit seinen Schrecken fremde Künstler fern.

Die Lyrik, soweit sie nicht Volkslied ist, sondern der einzelne darin seine persönlichen Empfindungen ausspricht, fing seit dem 15. Jahrhundert sich mehr und mehr auf religiöse Gegenstände zu beschränken an. Immer seltener wurde es, daß innere Erlebnisse, Stimmungen, Gefühle, namentlich die Liebe und ihre Begleiterscheinungen, in rein subjektiver Weise besungen wurden. In Schwaben dichtete ein vornehmer Herr, Graf Heinrich von Württemberg (1448—1519), der Vater Herzog Ulrichs, einige Liebesgedichte, die sich weder durch eigentümliche Gedanken noch durch glückliche Form auszeichnen. Weit frischer klingt ein Liedchen, das der junge Herzog Ulrich, in ein galantes Abenteuer verstrickt, zu Ehren einer schönen Prinzessin angestimmt haben soll.

Wenn man also in dieser Periode das weltliche Lied vernachlässigte, wurde desto fleißiger die religiöse Lyrik gepflegt, von Theologen und sonstigen Gelehrten wie von Männern aus dem Volke, vielfach in den Formen des Meistersanges; die kirchlichen Dichtungen in lateinischer Sprache, die sich die Humanisten angelegen sein ließen, dürfen hier füglich übergangen werden. Vor der Reformation sind folgende Schwaben als religiöse Lyriker namhaft zu machen: Johannes Gäßler († 1499), Pfarrer zu St. Jo-

vocus in Ravensburg und später Abt zu Weißenau, Verfasser eines Liedes „Von St. Ursulen Schifflein“, Martin Miller (Mylius, † 1521), Chorherr im Wengenstifte zu Ulm, 1521 als Propst des österreichischen Klosters Schrattenthal gestorben, der in seiner „Passio Christi“ (1517) teils eigene Passionslieder, teils deutsche Bearbeitungen alter lateinischer Hymnen mit Verwendung klassischer Versmaße lieferte, ferner Martin Weiß von Reutlingen, Bürger zu Eßlingen, und der schon erwähnte Humanist Johannes Böschenstein. Als das protestantische Kirchenlied durch Luther einen gewaltigen Aufschwung nahm, trugen auch Württemberger und sonstige Schwaben dazu ihr Scherflein bei. Aber ihre Leistungen blieben der Mehrzahl nach hinter den Anforderungen, die an das volkstümliche Kirchenlied gestellt werden müssen und in anderen deutschen Landesteilen wirklich erfüllt worden sind, weit zurück. Der beste Wurf ist Paulus Speratus gelungen. Er lieferte in das erste evangelische Gesangbuch (Erfurt 1524) drei Lieder; der Glaubensgesang, den er im Gefängnis zu Olmütz anstimmte, „Es ist das Heil uns kommen her“, wird noch heute in Ehren gehalten. Von sonstigen Schwaben, die schon als Vorkämpfer der Reformation erwähnt worden sind, gehören zu den Kirchenliederdichtern Urbanus Rhegius, Michael Stifel und Sebastian Franck. Ferner Kaspar Gräter aus Gundelsheim (O.A. Neckarsulm), seit 1543 Herzog Ulrichs Hofprediger, 1557 in Stuttgart verschieden. Der blinde Pfarrer Joachim Hornung in Sulzbach am Kocher (O.A. Gaildorf) flehte in drei geistlichen Liedern (Nürnberg 1557) „um Wiederbringung seines Gesichts“. Wahrscheinlich ist auch Graf Georg von Württemberg (1498—1558), Ulrichs Halbbruder und der Stammhalter des jetzigen Königshauses, sicher Herzog Ludwig mit einem Sterbelied unter die geistlichen Sänger einzureihen. Des weiteren haben die beiden Hohenloher Hofprediger, Kaspar Huber (Huberinus, 1500—1553), wohl aus Willsbach (O.A. Weinsberg), seit 1544 erster evangelischer Stiftspfarrer in Oehringen, asketischer Schriftsteller, und Johann Assum (1552—1619) aus Nürtingen, seit 1584 Superintendent zu Weikersheim, einige Lieder hinterlassen. Desgleichen zwei ansehnliche württembergische Kirchendiener, Andreas Osiander (1562—1617) aus Blaubeuren, 1590

Hofprediger in Stuttgart, 1598 Prälat in Adelberg, 1605 Kanzler und Stiftspropst in Tübingen, und Jakob Magirus (1564—1624) aus Vaihingen a. d. Enz, Abt in Lorch, sowie der aus Neuenstadt a. d. Linde gebürtige Wolfenbüttler Hofprediger Aegidius Basilius Sattler (1549—1624), der bereits unter den Dramatikern verzeichnete Balthasar Schnurr und Johann Conrad aus Ulm, seit 1565 Prediger in Schaffhausen. Mit diesen gelehrten Dichtern wetteiferten eine Anzahl bürgerlicher im Verfertigen von Kirchenliedern: im ersten Viertel des 16. Jahrhunderts Jörg Graff, vermutlich aus der Grafschaft Oettingen gebürtig, auch ein fruchtbarer weltlicher Dichter, etwas später der blinde Württemberger Wolf Gernolt, dem manches hübsche Stück gelungen ist, ferner Johannes Harsch aus Schorndorf, der 1562 „Die undankbare und verkehrte Welt" in einem Meistergesange strafte und der schon erwähnte Johann Staiger. In dem jetzt bayerischen Teile von Schwaben haben sich namentlich zahlreiche Augsburger an der Bereicherung der Gesangbücher beteiligt, so der evangelische Prediger Jakob Dachser, der auch 1538 Davids Psalter in deutsche Verse brachte, dessen Zeit- und Amtsgenosse Michael Weynmar und der Dramatiker Sixt Birck. Gregor Sunderreitter aus Wasserburg, Prediger in Augsburg, poetischer Bearbeiter von Teilen der Bibel, sammelte seine eigenen geistlichen Gedichte 1581 in einem Buche, das sich „Davids himmlische Harfen, von neuem aufgezogen" betitelt. Der Augsburger Bürger Johann Philipp Apffelfelder nahm in ein „Christliches Handbüchlein", das er 1616 herausgab, neben älteren Stücken auch eigene Lieder und Sprüche auf. An diese Augsburger schließen sich noch Gervasius Schuler aus Memmingen, Kaspar Kanz aus Nördlingen und Bernhard Heubolt aus Gundelfingen an. Das erste schwäbische Gesangbuch war das Augsburger, um 1530 vermutlich von Dachser veranstaltet. Die evangelische Landeskirche Württembergs wurde erst 1583 auf Herzog Ludwigs Veranlassung mit einem eigenen Gesangbuche ausgerüstet. Es gilt für ein Werk des damaligen Stuttgarter Hofpredigers Lukas Osiander (1534—1604) aus Nürnberg, desselben Mannes, der sich durch seine 1586 herausgegebenen „50 geistliche Lieder und Psalmen" um die Hebung des Gemeindegesanges Verdienste erworben

hat. Im Hohenlohischen leisteten Erasmus Widmann, von dem alsbald gehandelt werden wird, und dessen Nachfolger als Kapellmeister in Weikersheim, Johann Jeep aus Dransfeld (bei Göttingen), für den Kirchengesang Ersprießliches. Auch aus den Kreisen der protestantischen Sektierer gingen Kirchenlieder hervor. Solche haben sich von Augsburger und sonstigen schwäbischen Wiedertäufern und wiedertäuferischen Märtyrern erhalten. Ferner von Anhängern Schwenkfelds, worunter auch Jörg Berkenmeyer zu rechnen ist, anscheinend ein Laie, der sich 1525—1545 in Ulm nachweisen läßt und für die Sache der Reformation in dieser Stadt nicht bloß mit der Feder thätig gewesen ist. 1585 ließ die Schwenkfelder Sekte zu Ulm, wo ihr Stifter geraume Zeit gelebt und zahlreiche Anhänger geworben hatte, ein besonderes Gesangbuch drucken. Auch die Katholiken nahmen, da sie sahen, welche feste Stütze den Evangelischen das Kirchenlied gewähre, mit diesen den Wettbewerb hierin auf. Der Dominikaner Michael Vehe aus Biberach (O.A. Heilbronn), 1539 als Propst des neu begründeten Stifts Halle gestorben, ein kräftiger Vorkämpfer der alten Lehre, ließ 1537 „Ein neu Gesangbüchlein geistlicher Lieder" mit Texten und Melodien erscheinen; unter ersteren befanden sich auch eigene Erzeugnisse Vehes. Der Laie Adam Walasser aus Ulm (1581 gestorben), ein fruchtbarer katholischer Erbauungsschriftsteller in Prosa und Vers, erwarb sich durch Veranstaltung volkstümlicher Sammlungen Verdienste um das alte deutsche Kirchenlied. Ferner gab der Augsburger Domvikar Johann Haym aus Themar (in Sachsen-Meiningen) 1590 eine Sammlung der in seinem Domstift üblichen Gesänge heraus. Des Humanisten Bidermann und seines „Himmelglöckleins" ist schon gedacht worden.

Das weltliche Volkslied hatte im 16. Jahrhundert bereits den im 15. erreichten Höhepunkt überschritten, um im 17. der Mißachtung und Vergessenheit anheimzufallen. Die Konkurrenz des Kirchenliedes that ihm starken Eintrag, wie denn überhaupt damals die weltliche Poesie durch die geistliche zurückgedrängt worden ist. Während also die lyrische Volksdichtung seit der Reformation an Produktionskraft einbüßte, erhielt sich zunächst noch das litterarische Interesse an ihr. Dieses äußerte sich darin, daß man die auf losen Blättern

gedruckten Lieder sammelte und zu Büchern vereinigte. Bald bemächtigten sich auch die Musiker des Gegenstandes und besorgten Gesangbücher, worin freilich nicht bloß Volkslieder, sondern auch sonstige Texte, sogar eigene poetische Ergüsse der Komponisten, mit Melodien versehen waren. Von Schwaben oder württembergischen Franken gaben solche Liederbücher Jakob Reiner (um 1558—1606) aus Altdorf (bei Weingarten), Schüler Orlandos di Lasso, Musiklehrer, später Kapellmeister an der Weingartener Klosterschule und Tonsetzer von Talent, Melchior Schaerer, Pfarrer zu Widdern a. d. Jagst (O.A. Neckarsulm), namentlich aber Erasmus Widmann (um 1572—1634) aus Hall heraus. Letztgenannter, der bekannten Haller Schriftstellerfamilie angehörig, lebte bis 1599 in Graz, mußte dann um seines evangelischen Glaubens willen Steiermark verlassen, wurde 1605 Hohenlohischer Präzeptor und Kapellmeister zu Weikersheim und siedelte 1614 nach Rothenburg o. d. Tauber über, um dort dieselben Stellungen zu bekleiden. 1627 wurde er zum Poeten gekrönt. Widmann entfaltete als Dichter und Komponist eine emsige Thätigkeit, namentlich gab er verschiedene Bände „Musikalische Kurzweilen“ heraus.

Die historischen Lieder nahmen im Süden vorwiegend die Formen des Meistersanges an und rührten vielfach von Mitgliedern der Zunft her. Noch immer wechselten kürzere volksmäßige Gedichte mit längeren, sich mehr der epischen Gattung nähernden Sprüchen ab; diese waren nicht, wie jene, zum Singen, sondern zum Lesen bestimmt. In den letzten fünfzig Jahren vor der Reformation waren im Schwabenlande beliebte Gegenstände: der Sturz des Augsburger Bürgermeisters Ulrich Schwarz (1478), der, auf die Zünfte gestützt, ein paar Jahre lang ein gewaltthätiges Regiment im Gegensatze zu den Geschlechtern geführt hatte, die Hinrichtung des räuberischen Lindenschmid (1490), der Krieg, der sich 1499 zwischen dem schwäbischen Bund und der Schweizer Eidgenossenschaft entspann. Ueber dieses Ereignis hat außer anderen Mathes Schanz von Eßlingen ein Landsknechtslied verfertigt; überhaupt waren als Dichter von Schlachtenliedern hauptsächlich die Landsknechte thätig. Ueber die politischen Begebenheiten des ausgehenden 15. und beginnenden 16. Jahrhunderts sind zahlreiche

Sprüche von Hans Schneider aus Augsburg vorhanden, der, Herold von Beruf, in Herzog Christophs von Bayern und dann in Kaiser Maximilians Diensten als „der Königlichen Majestät Sprecher", seine geistlosen gereimten Zeitungsberichte abgefaßt hat. Das glückliche Eingreifen des jungen Herzogs Ulrich in den sogenannten bayerischen Erbfolgekrieg 1504 verherrlichte Hans Glaser aus Urach in seiner Beschreibung des Feldzuges, den er selbst als herzoglicher Geschützmeister mitgemacht hatte. Der Eßlinger Bürger Martin Maier aus Reutlingen, der in seiner poetischen Erzählung vom steirischen Ritter Trimunitas (1507) auch auf die Stoffe der alten Heldensage zurückging, brachte unter anderem 1511 ein Mandat Maximilians in Verse und schrieb einen Reimspruch über die im selben Jahre vom Grafen Felix von Werdenberg am Grafen Andreas von Sonnenberg begangene Mordthat. Die Einnahme der Raubburg Hohenkrähen durch den schwäbischen Bund 1512 besangen der schon genannte Hans Schneider und andere. Zwei Jahre später wurde der vom Württemberger Herzog unterdrückte Bauernaufruhr des armen Konrad Gegenstand von Gedichten. Um dieselbe Zeit behandelte Jörg Graff verschiedene Zeitereignisse in Versen. In den folgenden Jahren sorgte Herzog Ulrich noch besser dafür, daß den Volksfängern der Stoff nicht ausgehe. Nach dem bösen Handel mit den Huttenschen gelangte die Anhänglichkeit der Württemberger an ihren angestammten Fürsten in Liedern zu schönem Ausdruck. Unter den Dichtern findet sich ein gewisser Hans Umperlin, der sich als Vater von zwölf Kindern vorstellt. In dem 1519 zwischen dem Herzog und dem schwäbischen Bund entbrannten Krieg ertönten aus beiden Heerlagern Volkslieder, teilweise aufeinander Bezug nehmend. Die Reichsstadt Ulm gehörte zu Ulrichs wütendsten Feinden, und es finden sich denn auch unter den ihn befehdenden Dichtern zwei Ulmer Kinder, Matthias Jelin und Konrad Mayer; von letzterem, Maler in seiner Vaterstadt, hat sich noch ein religiös moralisches Stück erhalten. Auch ein Augsburger Spruchdichter jener Zeit, Erasmus Amman, wandte sich in einem Liede gegen den Württemberger Herzog. Während also in diesen Zeiten die siegreichen Bündler kräftiger die Stimme erhoben, kamen die Getreuen Ulrichs desto nachdrücklicher zum Wort, als er 1534 wieder

von seinem Lande Besitz ergriff. Mittlerweile war die Kirchenbewegung in den Mittelpunkt der allgemeinen Aufmerksamkeit gerückt und bannte auch die historische Volksdichtung in ihren Dienst. Die religiösen Verhältnisse standen ja fortan in engster Wechselbeziehung zu den politischen, und so kommt es, daß sich die Grenze zwischen kirchlichen und historischen Gesängen nicht immer scharf ziehen läßt. Selbst Reformatoren, wie Paulus Speratus, verschmähten es nicht, durch Zeitgedichte auf die Massen zu wirken. Ergiebigen Stoff lieferte dann der Bauernkrieg. Jörg Wetzel von Schussenried stimmte ein Lied gegen die Aufrührer an. In der Gegend von Heilbronn und Weinsberg fanden diese Ereignisse besonders starken poetischen Widerhall. Der Kemptener Pfarrvikar Matthäus Waibel, der das Volk im Allgäu aufwiegelte und durch Henkershand endete, lebte in der Poesie als Held und Märtyrer fort. Den Tod des Kurfürsten Ludwig von der Pfalz betrauerte 1544 Wolf Gernolt. Der schmalkaldische Krieg samt den ihm vorausgehenden und nachfolgenden Begebenheiten brachte vollends eine Hochflut von Versen. Von denen Johannes Schradins ist schon die Rede gewesen. Der Goldschmied Martin Schrot aus Augsburg, einer der zwölf Meister der dortigen Singschule, ein gesinnungstüchtiger Protestant, aber hölzerner Verseschmied, veröffentlichte um diese Zeit seine Tendenzdichtungen, und wahrscheinlich ist auch der Spruchdichter Hans Sigel aus Weil der Stadt hier einzureihen. Die Einführung des Interims in Augsburg beklagte ein Ulrich Holtzmann. Die vergebliche Belagerung Ulms durch Moriz von Sachsen und seine Verbündeten im Jahre 1532 forderte Spottgesänge der Städter, darunter den eines gewissen Bernhard Sautter, heraus. In Augsburg dichtete man auch Sprüche auf den dortigen Bürgermeister Jakob Herbrot, der, ein merkwürdiger und vielgehaßter Mann, im schmalkaldischen Kriege die Geschicke der Stadt gelenkt hatte. Den Feldzug des österreichischen Heerführers Castaldo gegen die Türken in Siebenbürgen 1551 behandelte ein Teilnehmer, der Landsknecht Paul Speltacher aus Hall. Den Augsburger Reichstag vom Jahre 1582 schilderte Peter Fleischmann in einem Gedicht, und in derselben Stadt gab der Streit um Einführung des Gregorianischen Kalenders im Jahre 1584 zu aller-

hand Volksliedern Anlaß. Der dortige Bürger Samuel Dilbaum machte unter anderem Verse auf die Eroberung der Festung Raab im Jahre 1598. Auch noch im 17. Jahrhundert wurden historische Lieder verfertigt, z. B. von der Ueberschwemmung der Städte Pforzheim und Calw 1610, von der Feuersbrunst in der Reichsstadt Jsny 1631; aber sie verloren mehr und mehr ihre Volkstümlichkeit und damit ihre höhere Berechtigung.

Wenn schon die historischen Lieder und Sprüche häufig nur durch ihre Form, nicht durch ihren Gehalt auf den Namen poetischer Erzeugnisse Anspruch haben, so bieten die ausführlicheren deutschen Reimchroniken vollends nichts als dürre und trockene Geschichterzählung. Aus manchen schwäbischen Städten haben sich solche Werke mit oder ohne Namen des Autors erhalten; größer ist wohl noch die Anzahl derer, welche im Staube der Bibliotheken und Archive einen Schlaf schlummern, aus dem sie um so weniger geweckt werden müssen, als sie nur selten irgend welche nennenswerte historische Ausbeute liefern. Hervorhebung verdient etwa die unter Herzog Ludwig von Württemberg abgefaßte Reimchronik über Herzog Ulrich. Nicht als ob sie irgend welche poetische Vorzüge besäße; aber ihr unbekannter Verfasser hat darin mit treuer Hand die ihm zugänglichen Sagen und Volkslieder über seinen Helden verzeichnet. Häufig stolzieren in dieser Periode auch die längeren historischen Dichtungen im lateinischen Gewand einher, ohne dadurch an Wert einzubüßen oder zu gewinnen. Johannes Pedius Tethinger (um 1490—1558) aus Tübingen, ein brauchbarer Schulmann zu Freiburg i. B., fertigte eine „Wirtembergia“ in Hexametern (1535, zweite völlig umgearbeitete Auflage 1545), die Herzog Ulrich gewidmet ist und dessen Vertreibung durch den schwäbischen Bund und Rückkehr behandelt. Joachim Münsinger von Frundeck (1517—1588) aus Stuttgart, tüchtiger Jurist und Humanist, Kanzler und Erbkämmerer in Braunschweig, stimmte unter anderem, wie später Nikodemus Frischlin, einen Lobhymnus auf das Haus Oesterreich an. Umgekehrt verherrlichten auch auswärtige Dichter die württembergischen Fürsten; so 1609 Otho Gryphius, Gymnasialrektor zu Regensburg, der zu Tübingen studiert hatte, in seiner „Wirtembergia“, zu der ihn der geduldige

Vergil begeistert hatte. Ueberhaupt verwandten die humanistischen Dichter mehr Eifer darauf, Genealogie und Ruhmesthaten großer Familien in herkömmlichen Phrasen zusammenzutragen, als sich mit ihrer Würde vertrug. Mit den Neulateinern wetteiferten in Schilderung von höfischen und städtischen Festlichkeiten eine Klasse von deutschen Dichtern, die man Pritschenmeister nannte, weil sie beim Vortrag ihrer Verse durch eine klatschende Pritsche die Aufmerksamkeit auf sich zogen. Unter den schwäbischen Pritschenmeistern genoß der Augsburger Leonhard Flexel besonderes Ansehen. Seine Spezialität war die versifizierte Beschreibung der Schützenfeste, bei denen er das Amt des Sprechers versah, so der Herrenschießen zu Ulm (1556), Rottweil (1558) und Stuttgart (1560), aber auch solcher in nicht schwäbischen Städten Deutschlands und Oesterreichs. Am Anfange des 17. Jahrhunderts erscheint als herzoglich württembergischer Festpoet Johann Oettinger, der bald in Georg Rudolf Weckherlin einen berühmteren Nachfolger finden sollte.

Epen höheren Stiles in deutscher Sprache und aus dem Bereiche der deutschen Heldensage gab es im 16. Jahrhundert kaum mehr; ein Gedicht, wie Martin Maiers Trimunitas, nahm sich schon wie ein Anachronismus aus. Die Schöpfungen der neulateinischen Vergile wiegen für unsere nationale Litteratur insgesamt noch nicht einmal das armseligste epische Machwerk des Mittelalters auf. Eher boten die Verdeutschungen klassischer Heldengedichte einigen Ersatz. Auf diesem Felde leistete Johannes Spreng (1524—1601) aus Augsburg, Lehrer und dann vielbeschäftigter Notar in seiner Vaterstadt, Ersprießliches. Er verdankte seine Ausbildung zu gleichen Teilen Universitätsstudien und dem Meistersange. Neben anderthalbhundert Meisterliedern hat er lateinische Produkte und Uebersetzungen aus den beiden alten Sprachen, namentlich solche der Ilias und der Aeneis hinterlassen, beide erst 1610 nach seinem Tod erschienen.

Mehr als das eigentliche Epos fanden dessen Abarten Pflege: Volksbücher, Tierepos, Schwänke und Fabeln. Als Verfasser eines der beliebtesten Volksbücher, des von der schönen Magelone, ist ein Schwabe, Veit Warbeck, zu nennen. Kurz vor 1490 zu Gmünd

als Sprosse einer angesehenen Patrizierfamilie geboren, studierte er seit 1506 in Paris, wurde dort magister artium und widmete sich seit 1514 in Wittenberg der Rechtswissenschaft. Er gehörte unter die eifrigen Anhänger Luthers, dessen Sohn Paul später eine Tochter Warbecks heiratete. 1519 erhielt der inzwischen zum Priester geweihte Schwabe eine Domherrenpfründe am Altenburger Georgenstifte. Bald zog ihn Kurfürst Friedrich der Weise in seine Umgebung und nahm ihn auf die Reichstage mit, welche in der Reformationsgeschichte Berühmtheit erlangt haben. Als Geistlicher, Sekretär und Hofmeister lebte Warbeck dauernd am sächsischen Hofe; 1532 wurde er Rat und Vizekanzler des Kurfürsten Johann Friedrich. Er starb am 4. Juni 1534 in Torgau. Warbeck wird sich wohl schon als Student in Paris mit der französischen Litteratur beschäftigt haben. Die Teilnahme, die man dieser wie in anderen vornehmen Kreisen Deutschlands so auch am kursächsischen Hof entgegenbrachte, scheint die Erinnerung an jene Beschäftigung bei Warbeck wieder aufgefrischt zu haben. Er verdeutschte 1527 für den damaligen Kurprinzen Johann Friedrich den Roman von der schönen Magelone. Erst nach Warbecks Tod gab sein Freund, der bekannte Humanist Georg Spalatin, die geschickt gemachte Uebersetzung heraus, die eine ungemein starke, von dem Uebertrager selbst schwerlich vermutete Wirkung that. Unter den jüngeren Sagenstoffen, die in Prosaromanen behandelt wurden, erfreute sich seit der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts die Geschichte des Zauberers Faust, dessen wirkliches Leben ja auch zu Schwaben in mannigfachen Beziehungen gestanden haben soll, großer Beliebtheit. Eine der ältesten Bearbeitungen des Faustbuches (drei Teile, Hamburg 1599) rührt von Georg Rudolf Widmann aus Hall, seit 1605 Hohenlohischem Kapellmeister und Stadtschreiber zu Neuenstein (O.A. Oehringen), her. Der Verfasser nimmt den Standpunkt eines strengen Lutheraners ein und hat dem bedenklichen Stoff ein moralisches Mäntelchen umgehängt. Aber auch so noch bleibt sein Buch ein schätzbares Quellenwerk.

Etwa ein halbes Jahrhundert vorher hatte ein Onkel dieses Widmann, Achilles Jason Widmann (um 1530 bis um 1585) aus Hall, Sohn des Chronisten Georg Widmann, unter dem Titel

„Historie Peter Leuen, des andern Kalenbergers" einen Schwank in Reime gebracht, der die Gunst des Publikums mehr gewann, als er nach Inhalt und Form verdiente. Die Geschichte hat eine ursprünglich historische Persönlichkeit zum Helden, den 1486 urkundlich als Haller Priester und Kaplan bezeugten Peter Düssenbach, seiner Stärke wegen Leu zubenannt. Er war der Reihe nach Blockträger, Rotgerbersknecht, Büchsenmeister, besuchte dann im 30. Lebensjahre die Schule seiner Vaterstadt, um sich auf den geistlichen Stand vorzubereiten. Die Narrenpossen, die er nun als Pfarrherr an verschiedenen Orten getrieben haben soll, bilden den hauptsächlichen Inhalt des Schwankes. 1612 erschien Balthasar Schnurrs Neubearbeitung eines älteren Gedichtes über den fabelhaften Krieg zwischen den Mücken und Ameisen. Einen größeren Erfolg übrigens erzielte Schnurr mit seinem „Kunst-, Haus- und Wunderbuch", einer Art von Haushaltungsbuch in Prosa, das seit seinem ersten Erscheinen 1615 zahlreiche Auflagen erlebte. Anekdoten- und Fabelsammlungen wurden gern in Deutschland gelesen, seitdem hier Boccaccios Novellen und ähnliche ausländische Produkte durch die ältesten Humanisten eingeführt worden waren. 1571 ließ der schon unter den Meistersängern und Dramatikern genannte Daniel Holtzmann die durch ihn in deutsche Reime gesetzten 95 Fabeln des Cyrill erstmals zum Dank eines in Hinsicht auf poetische Form ganz und gar nicht wählerischen Publikums drucken, 1574 gab Daniel Federmann aus Memmingen unter dem Titel „Erquickstunden" eine aus dem Italienischen übertragene Schwanksammlung heraus. 1639 reihte sich ein ähnliches im 17. Jahrhundert viel gelesenes und wiederholt aufgelegtes Buch des Samuel Gerlach (um 1615—1654) aus Göppingen, Pfarrers zu Osterwick bei Danzig, an. Auch die Humanisten ließen es an derartigen Werken nicht fehlen. Auf Bebels Facetien folgten in Schwaben solche von Nikodemus Frischlin und von Johannes Walch aus Schorndorf (1609). Sprichwörtersammlungen veranstalteten nach Bebel und den beiden Donauwörthern Johannes Fabri und Sebastian Franck der Augsburger Notar und deutsche Schulmeister Georg Mayer aus Lauingen, von dem sich auch sonst Gedichte im Stile des Meistersanges erhalten haben. Uebrigens liefert er in seinem 1567 ge-

druckten Buche weniger dem Volksmund abgelauschte Sprüche als Lebens- und Sittenregeln eigener und fremder Weisheit. Sprichwörter in lateinischer Sprache gab Hieronymus Megiser (um 1553—1618) aus Stuttgart heraus. Ein Lieblingsschüler Frischlins und vielseitiger humanistischer Schriftsteller und Dichter, machte dieser Gelehrte, dessen Leben sich fast ganz außerhalb seinem württembergischen Heimatland abgespielt hat, seinem Lehrer keine Unehre.

Werfen wir noch einen raschen Blick auf die wissenschaftliche Litteratur des 16. Jahrhunderts! Seit der Reformation kam auch in den Schriften der Gelehrten mehr und mehr die deutsche Sprache neben der lateinischen zu Ehren. Während diese in den streng wissenschaftlichen Werken der Theologen überwog, wurde jene mit Vorliebe für solche Erzeugnisse gewählt, die auf die Massen wirken sollten: für Predigten, sonstige Erbauungsbücher, Streitschriften. Auch nachdem die Reformation siegreich durchgefochten war, schwoll die Hochflut der theologischen Litteratur kaum ab. Die Federn wurden ja nicht bloß durch den Kampf zwischen altem und neuem Glauben, sondern auch durch endlose Kontroversen und Streitigkeiten der Protestanten untereinander in Bewegung gesetzt. Auch in diesem späteren Stadium der religiösen Bewegung brachte Schwaben gewandte Schriftsteller hervor, wie z. B. den als Dresdener Hofprediger verstorbenen Polykarp Leyser (1552—1610) aus Winnenden (O.A. Waiblingen). Den Geschichtschreibern jener Tage, die sich ebenfalls abwechselnd der lateinischen und deutschen Sprache bedienten, lieferten die Reformation und die mit ihr zusammenhängenden Begebenheiten, besonders der Bauernkrieg, den Hauptstoff. Neben Nauclerus' Werk wurden gerne gelesen und oftmals abgedruckt die in reinem Deutsch abgefaßten „Chronica“ (1532) des Johann Carion (1499—1537) aus Bietigheim, der als Hofmechanikus, Mathematiker und Astrolog in Berlin gewirkt und außerdem weit verbreitete astrologische Schriften publiziert hat. Ebenfalls wegen seiner originell kräftigen Behandlung der deutschen Sprache verdient Lorenz Fries (1491—1550) aus Mergentheim Erwähnung. Geheimschreiber und Archivar in fürstbischöflich würzburgischen Diensten, spielte er als Staatsmann eine Rolle und wurde der Historiker seines Stiftes. Die lokalen Chroniken der Vergessenheit

zu entrücken, haben sich unsere Zeiten zur Aufgabe gesetzt. Diese anspruchslosen Bücher ziehen meist ebenso durch ihre naive und treuherzige Darstellung als durch die Bedeutung, die ihnen für Geschichte und Kulturgeschichte zukommt, an. So verzeichneten zwei Pfarrer aus der Haller Gegend, Johann Herolt (1490—1562) zu Reinsberg und dessen Altersgenosse Georg Widmann zu Erlach, die Ereignisse, deren Augenzeuge sie gewesen waren, und der 1555 als Haller Stadtschreiber verstorbene Hermann Hoffman schrieb 1533 eine Geschichte des Bauernkrieges um Hall. Eine bis zum Jahre 1554 hinabgeführte „Chronik besonders von Ulmischen Sachen" verfertigte der Ulmer Schuster Sebastian Fischer. Die 1564/7 im schwäbisch-alamannischen Grenzgebiet entstandene Zimmerische Chronik bildet eine unerschöpfliche Fundgrube für heimatliche Geschichte und Genealogie, Sagen-, Volks- und Sprachkunde. Auch Götz von Berlichingens (um 1480—1562) Autobiographie liefert bei äußerst mangelhafter Darstellung einen wertvollen Beitrag zur Sittengeschichte jener Zeit. Der angesehenste deutsche Schriftsteller über Kriegswesen im 16. Jahrhundert, Leonhard Fronsperger, stammte aus Ulm, wo er 1575 starb. Unter seinen Werken ragt das 1573 erschienene „Kriegsbuch" hervor.

Viertes Kapitel.

Alte und neue Bahnen.

(1600—1750.)

In den letzten Jahrzehnten vor dem großen Kriege, der Deutschland 30 Jahre lang verheeren sollte, befand sich die deutsche Kultur in einem Zustande, der frohe Hoffnungen für die Zukunft nicht ungerechtfertigt erscheinen ließ. Fortschritte, und teilweise bedeutende, konnte man auf allen Gebieten erkennen. In den Wissenschaften wurde Tüchtiges geleistet: es war die Zeit, da die großen astronomischen Entdeckungen des Schwaben Johann Kepler an das Licht traten. Auch der Poesie eröffneten sich günstige Aussichten. Das Drama hatte durch die Einwirkungen der englischen Komö-

dianten, durch das Emporkommen der Berufsschauspieler neue Antriebe erhalten, und jetzt nahm auch die Lyrik durch Uebertragung der Renaissancepoesie nach Deutschland einen Aufschwung. Die volkstümliche Dichtung hatte eine Fülle von Stoffen bereit gelegt, und durch den Humanismus hatte man die Bedeutung klassischer Form würdigen gelernt; jetzt traten die Versuche hinzu, mit Hilfe der Renaissancepoesie einen deutschen Stil zu bilden. Es hätte im Laufe des 17. Jahrhunderts wohl gelingen können, diese verschiedenen Elemente zu einer Einheit zu verschmelzen, und dann wäre die deutsche Litteratur schon damals ihren schönen Tagen entgegengegangen. Aber da kam jener Krieg und riß den Faden der naturgemäßen Entwicklung entzwei.

Nicht jeder Krieg ist für die Kultur in allen ihren Teilen ein unbedingtes Unglück. Den Künsten im besonderen können Kriege, die große Persönlichkeiten, große Thaten, große Schicksale zeitigen und so die Phantasie mächtig anregen, Gewinn bringen. Selbst der dreißigjährige Krieg hat in seinen ersten Stadien nicht sogleich hemmend in die litterarischen Verhältnisse einzugreifen vermocht: fallen doch die Blüte der deutschen Renaissancepoesie und Opitz' metrische Reformen gerade in diese Epoche. Aber als sich dann der Kampf in's Endlose ausdehnte, als er in seinem weiteren Verlaufe jeglichen sittlichen Charakter einbüßte, weil er nur noch um seiner selbst, nicht mehr um idealer Zwecke willen geführt wurde: da war es auch um die ruhige Entwicklung unserer Poesie geschehen. Ein Krieg, der fast gleichmäßig alle Provinzen des weiten Reiches bis auf das Mark aussog, den Wohlstand gänzlich vernichtete, die Bevölkerung in unerhörtem Maßstabe dezimierte, ein Krieg, der jedes Gefühl des Sicherseins und Behagens ertötete, der überall tiefste Erschöpfung und Erschlaffung, Abspannung und Abstumpfung erzeugte — wie hätte es sein können, daß während einem solchen Kriege der geistige Besitzstand des Volkes unangefochten blieb oder sich gar erweiterte?

Als dann endlich der Friede geschlossen war, mußte die völlig zerschmetterte und betäubte Nation sich erst langsam wieder auf sich selbst besinnen, sich aufrichten, sich sammeln. Auf geistigem Gebiete galt es zunächst, den Schaden zu übersehen und die abge-

schnittene Verbindung mit der Vergangenheit wiederherzustellen. Unter allen Umständen war der ungeheuere Zeitverlust nicht mehr hereinzubringen. Doch verfügte der deutsche Geist über so unermeßliche Hilfsmittel, daß er sich allmählich selbst aus diesem tiefsten Elende wieder emporarbeitete. Wie auf den übrigen Gebieten ließ man es auch in der Dichtkunst an redlichen Bemühungen nicht fehlen, das Versäumte nachzuholen. Aber aller Eifer und alle Bereitwilligkeit erzielten vorderhand doch nur klägliche Ergebnisse. Fast nichts stand fest, als die in der Kriegszeit gefundenen metrischen Gesetze. In den übrigen Stücken — welch ein unsicheres Umhertasten, welch ein qualvolles Suchen! Heute wollte man sich auf fremden Krücken in das Paradies der Dichtkunst stehlen, morgen versuchte man es mit einer Selbständigkeit, die das reine Unvermögen schonungslos aufdeckte. Man erprobte jede Stilart, man taumelte hilflos von einem Extreme zum anderen, man schwankte umher zwischen Deutschtümelei und Nachäfferei, zwischen Nüchternheit und Schwulst, zwischen Langeweile und Gemeinheit. Aber durch das tolle Chaos von verschiedenen Schulen, durch das wirre Durcheinander von entgegengesetzten Bestrebungen zog sich wie ein gemeinsames Band das Verlangen, eine bestimmte poetische Regel zu finden. Und in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts glückte es dem Leipziger Professor Gottsched, mit seinen Ideen durchzubringen, der deutschen Litteratur einen festen Mittelpunkt zu geben. Doch erhob sich im äußersten Süden der deutschen Sprachzone, in der Schweiz, heftiger Widerspruch gegen die ästhetischen Grundsätze des norddeutschen Geschmackstyrannen, dessen stolze Herrschaft schließlich ein jämmerliches Ende nahm. Dem Ideale Gottscheds, der die verstandesmäßig nüchterne Methode der Franzosen auf den Schild erhoben hatte, setzten die Züricher Professoren Bodmer und Breitinger die Auffassung der englischen Schule, die der freien Phantasie ihr Recht widerfahren ließ, als mustergültig entgegen. Es handelte sich um eine große Prinzipienfrage, um einen Kampf zwischen romanischem und germanischem Geiste, der zu Gunsten des letzteren entschieden wurde. Damit war eine lange Vorbereitungszeit abgeschlossen; auf die Gärung war die Klärung gefolgt. An die Lehrjahre der neuhochdeutschen Poesie schlossen sich ihre Meisterjahre

an. Nimmermehr hätten die Schweizer lediglich durch das Uebergewicht ihrer ästhetischen Theorien so entschieden den Sieg über Gottsched errungen, wenn sich nicht die jungen Talente auf ihre Seite gestellt und praktische Beweise für die Güte jener Theorien geliefert hätten. Diese jungen poetischen Kräfte, gleich herrlichen Früchten aus einem fleißig beackerten Boden hervorschießend, waren es, die nunmehr die deutsche Dichtung aus dem Dunkel zu den Höhen des Lichtes emporführten.

Der Gegensatz zwischen der deutschen Poesie des Volkes und der lateinischen der Gelehrten hatte im 16. Jahrhundert die Litteratur beherrscht. Zwar vereinigten sich beide Richtungen häufig, um einem gemeinsamen Ziele, so namentlich der Kirchenreform, zuzustreben, bearbeiteten dieselben Stoffe und wetteiferten in der Pflege des Dramas wie anderer poetischer Gattungen miteinander; zwar kam es häufig vor, daß dieselben Persönlichkeiten abwechslungsweise in beiden Stilarten dichteten: aber der Gegensatz konnte durch solche Berührungspunkte höchstens gemildert, nicht aufgehoben werden. Volksdichtung und humanistische Dichtung glichen zwei Kreisen, die sich an der Peripherie treffen, deren Mittelpunkte aber weit auseinander liegen. Zwischen den naiven Volksliedern und stoffreichen Volksbüchern, den ärmlichen historischen Reimereien und rohen Komödien der Handwerker und bürgerlichen Meister einerseits und den anspruchsvollen lyrischen Spielereien, den in geborgtem Schmucke prangenden Epen, den steifen Schulkomödien der Professoren und Theologen andererseits — welche Unterschiede! Beide Richtungen haben indessen das Schicksal geteilt, daß sie im 17. Jahrhundert der Macht, die sie im 16. besessen haben, entkleidet worden sind. Gründlicher noch, als die humanistische, die volkstümliche Dichtung. Eine neue deutsche Kunstlyrik brachte fast völlig das Volkslied zum Schweigen, Unterhaltungslektüre anderer Art verdrängte die Volksbücher, das Hervortreten von Berufskomödianten beschränkte das Volkstheater auf ein bescheidenes Maß lokaler Bedeutung. Die ganze Volkspoesie des Mittelalters zog sich in die untersten Schichten des Volkes zurück und war so den Blicken entschwunden. Der Meistersang hatte sich überlebt, und selbst da, wo die Singschulen ihr Dasein noch fortspannen, war ihre Produktionskraft völlig

erschöpft. Die letzten nennenswerten Vertreter des alten volkstümlichen Stiles fallen in die erste Hälfte des 17. Jahrhunderts. Ein merkwürdiger Kauz war der schwäbische Pfarrerssohn Jakob Vogel, 1584 zu Kornwestheim (O.A. Ludwigsburg) geboren, der, weil ihm zum Studium die Mittel fehlten, ein Handwerk ergriff und mindestens bis 1630 als Barbier in Stössen a. d. Saale lebte. Er strebte nach dem Ruhm eines zweiten Hans Sachs, brachte es aber nur zu einer Karikatur des Meisters. Sein Bildungsdrang war ungeheuer, aber sein Bildungsgang verurteilte ihn dazu, ein Halbgebildeter zu werden und zu bleiben mit dem ganzen verdrießlichen Eigendünkel eines solchen. Er wollte nicht bloß gelehrt sein, sondern seine Gelehrsamkeit auch an den Mann bringen. Dreist redete er in allen Dingen mit, unbekümmert, ob der Gegenstand über seinen Horizont gehe. Seine Lehrhaftigkeit, seine Vorliebe für die Bibel und biblischen Stoffe, seine ungelenken Knüttelverse — alles dies ist noch völlig die alte Meistersängerart. Auch nach ihren Vorzügen sucht man bei Vogel nicht ganz vergebens. Er hat Sinn für das Volksmäßige, mitunter gesundes Empfinden und weiß einen frischen, unbefangenen Ton anzuschlagen. Aber die glücklichen Einzelheiten gehen in einem Wuste von zusammengehäuftem Material aus allen Wissensgebieten unter. In Vogels bekanntestem Werke, den „Wandersregeln", erreicht die Unfähigkeit der alten Schule, den Stoff künstlerisch zu beherrschen und sinngemäß anzuordnen, ihren Gipfelpunkt. Kein Wunder, daß man angesichts solcher Ungeheuerlichkeiten um jeden Preis danach trachtete, den Rückweg zu einer sauberen Form und einem klaren Stile zu finden. Gebildeter, aber an Talent noch armseliger, als Vogel, war der Haller Johann Jakob Weidner (1584 bis nach 1658), Pfarrer zu Unterlimpurg und Michelfeld in der Nähe seiner Vaterstadt. Er gab 1617 eine „Teutsche poetische Hausapothek" und 1619 ein „Poetisches Lustgärtlein" heraus. Beide Sammlungen, von denen die eine Sprüche in Versen, die andere Gelegenheitsgedichte enthält, sind ganz in der alten Manier gehalten und leisten an Trivialität das Möglichste. Bemerkenswert sind Weidners Versuche in allerdings übel gebauten deutschen Hexametern.

Lieber verweilt man bei einer anderen Persönlichkeit der alten

Richtung, bei einem Manne, der, wie so mancher gelehrte Schriftsteller des 16. Jahrhunderts, halb volkstümlicher Poet, halb Humanist gewesen ist: bei Valentin Andreä. Um die Renaissancepoesie hat er sich nicht gekümmert, obgleich er Zeuge ihres Emporkommens gewesen ist. Man mag dies in gewisser Beziehung bedauern; aber wer weiß, ob seine Persönlichkeit so kernhaft und gesund erscheinen würde, wenn sie sich dem Zwang einer Schule unterworfen hätte? Johann Valentin Andreä, ein Enkel des im besten Andenken stehenden württembergischen Theologen Jakob Andreä, war am 17. August 1586 zu Herrenberg als Sohn des dortigen Stadtpfarrers, nachmaligen Abtes von Königsbronn, geboren. So war er schon durch Familientradition zum Theologen geweiht. Aber nachdem er in Tübingen seine Studien vollendet hatte, trat er nicht sofort in den praktischen Kirchendienst ein, sondern bildete sich erst außerhalb dem Vaterlande weiter aus. Diese Wanderjahre kamen seiner Entwicklung sehr zu gut; sie erweiterten seinen Blick und belehrten ihn darüber, daß es auch noch jenseits des Tübinger Stiftes eine Kultur gebe. In die Heimat zurückgekehrt, wurde er 1614 Diakonus zu Vaihingen a. d. Enz und 1620 Stadtpfarrer zu Calw, in welcher Stellung er alle Bitternisse der furchtbarsten Kriegsnot durchzukosten hatte. Die traurigen Schicksale und die Einäscherung der Stadt Calw 1634 sind von ihm selbst beschrieben worden. 1639 erhielt er die Beförderung zum Hofprediger und Konsistorialrat in Stuttgart, 1650 zum Abt und Generalsuperintendenten in Bebenhausen, 1654 zum Abte von Adelberg mit dem Sitz in Stuttgart, wo er noch im selben Jahr am 27. Juni verschied.

Andreäs Leben war einem hohen Ideale, der Bethätigung praktischen Christentumes, gewidmet. Allerdings erzielte er nur geringe greifbare Erfolge, und mit tiefer Niedergeschlagenheit sah er zuletzt auf die Ergebnisse seiner enttäuschungsreichen Laufbahn zurück. Die Unruhen des dreißigjährigen Krieges verhinderten die beabsichtigte Gründung einer christlichen Gesellschaft. Sein freimütiger Eifer für Herstellung der Kirchenzucht und Befreiung der Kirche von weltlichen Einflüssen stieß auf Widerstand innerhalb der lutherischen Theologie wie dem württembergischen Beamtentum und

zog ihm mancherlei Anfeindungen zu. Doch trug der Samen, den Andreä ausstreute, schöne Früchte anderer Art. Er gewann in ganz Deutschland einen starken Anhang von Freunden und Verehrern, namentlich unter den gebildeten Laien, erquickte Tausende durch sein Beispiel und seine Schriften. Denn wie seine ganze Persönlichkeit setzte er auch seine Feder für die Verwirklichung seiner christlichen Bestrebungen ein. Er begann mit einer Anzahl kleinerer lateinischer Schriften, darunter eine Beschreibung der 24 Kämpfe des christlichen Herkules, und mit dem deutschen Lehrgedichte „Christenburg". Nachdem er dann durch seine deutsche Prosaschrift „Chymische Hochzeit Christiani Rosencreutz" (1616 gedruckt) die kecke Mystifikation eines angeblichen Geheimbundes in die Welt gesetzt hatte, um die Blicke auf die herrschenden kirchlichen Mißstände zu lenken, entwarf er 1619 in seiner „Reipublicae Christianopolitanae descriptio" das Gemälde eines christlichen Idealstaates unter fortgesetzten Hinweisen auf die Gebrechen der wirklichen Christenwelt. Endlich faßte er in seinem während dem Calwer Aufenthalte vollendeten, aber erst 1649 herausgegebenen „Theophilus" seine Reformgedanken nochmals zusammen. Indessen war seine litterarische Thätigkeit keineswegs ausschließlich der Verwirklichung seiner sittlich-religiösen Lieblingswünsche gewidmet. Schon auf den Knaben hatte das Spiel der englischen Komödianten so gewaltigen Eindruck gemacht, daß er in ihrer Manier 1602 und 1603 zwei Dramen, „Esther" und „Hyazinth", verfaßte. Mit Vorliebe pflegte er die satirische und novellistische Gattung. In der schon zu Tübingen entstandenen (1616 erschienenen) lateinischen Komödie „Turbo" verspottete er das unfruchtbare Treiben der Gelehrten seiner Zeit, in hundert kurzen „Menippus" betitelten lateinischen Dialogen die Thorheiten und Schwächen aller Stände. Der „Menippus", die drei Bücher „Mythologia Christiana" (1619) und andere Schriften enthalten Fabeln, Anekdoten, kleine Geschichten der verschiedensten Art. Der unverkennbare Endzweck aller seiner Schriften bleibt freilich die Belehrung und sein poetisches Universalmittel die Symbolik. Hierin wie in der Mangelhaftigkeit der Technik befindet er sich noch ganz auf dem Boden der alten Volkspoesie. Aber doch berührt die tüchtige, kernhafte und unbefangene

Art des Mannes, die eine fest und sicher im Leben stehende Persönlichkeit von warmem und weichem Gemüte verrät, wohlthuend. Leider hat sich dieser volkstümliche Schriftsteller mehr an die Gelehrten, als an das Volk unmittelbar, gewandt, indem er sich überwiegend des lateinischen Stiles bedient und diesen wirklich mit größerer Gewandtheit und Eleganz, als den deutschen, gehandhabt hat. Doch fließen auch seine deutschen Verse — es sind in der Hauptsache die guten alten Reimpaare — leichter dahin, als die der meisten Dichter vor Opitz' Reformen. Andreä hat seine deutschen Gedichte namentlich in einem kleinen „Geistliche Kurzweil" betitelten Büchlein vereinigt, aus dem die Treuherzigkeit und die Gemütswärme des Verfassers schön hervorleuchten. Am bekanntesten ist „Das gute Leben eines rechtschaffenen Dieners Gottes" geworden, in welchem Stücke das Tagewerk eines Dorfpfarrers recht anschaulich geschildert ist.

Valentin Andreä war einer der letzten lateinisch schreibenden Autoren von Belang in Deutschland. Der Humanismus, der noch heute die wissenschaftliche Grundlage unseres höheren Schulwesens bildet, verlor im 17. Jahrhundert seine Bedeutung für die deutsche Litteraturgeschichte. Zwar wurde noch immer fleißig in lateinischer Sprache gedichtet, wie es ja noch heutzutage Gelehrte giebt, die an solcher Spielerei Geschmack finden. Aber während die lateinischen Poeten, namentlich die lateinischen Dramatiker der Reformationszeit, auch die Entwicklung der deutschen Poesie beeinflußt haben, werden sie für diese vom 17. Jahrhundert an völlig bedeutungslos. Zäher, als anderswo, hat sich die lateinische Dichtung in Württemberg gehalten, welches Land bis auf die jüngste Zeit die Vormacht des deutschen Humanismus mit allen seinen Uebertreibungen und Auswüchsen geblieben ist. Hier sind noch immer nicht die sonderbaren Schwärmer ausgestorben, die wähnen, Gedichte der einheimischen Größen erlangen nicht eher ihren vollen Wert, als bis sie in's Lateinische übersetzt seien. Der Hauptvertreter der humanistischen Studien aus Schwaben war im 17. Jahrhundert der Ulmer Johann Freinsheim (1608—1660), Professor in Upsala und Heidelberg, schwedischer Hofhistoriograph, der uns auch noch als deutscher Dichter entgegentreten wird. Von lateinischen

Versmachern, die sich meist mit dem entwerteten, selbst von einem Vogel erworbenen Titel eines gekrönten Dichters schmücken ließen, genossen unter ihren Zeitgenossen besonderen Ruhm: Georg Konrad Maicler (1574—1647) aus Endersbach (O.A. Waiblingen), zuletzt Pfarrer in Fellbach (O.A. Cannstatt), Johann Ebermaier aus Tübingen, 1666 als Dekan in Calw gestorben, Johann Ulrich Erhard (1647—1718) aus Wildberg (O.A. Nagold), zuletzt Professor am Stuttgarter Gymnasium und Hofpoet. Selbst der Astronom Kepler hat sich gelegentlich in lateinischen Versen geübt. Wie früher stellten sich die Humanisten auch jetzt noch gerne mit ihrem Können den Fürstenhöfen zur Verfügung Einen beliebten Gegenstand bildete für sie der Heldentod des am 26. April 1622 in der Schlacht bei Wimpfen gefallenen jungen Herzogs Magnus von Württemberg, den namentlich der damalige Weinsberger Diakonus Bernhard Dieterlin in einem seinerzeit geschätzten Epos gefeiert hat. Ludwig Melchior Fischlin (1672—1729) aus Hausen a. d. Zaber (O.A. Brackenheim), zuletzt Spezialsuperintendent zu Heidenheim, auch biographischer Schriftsteller und religiöser Dichter, besang in seiner „Tecceis" die 1704 geschlagenen Schlachten von Donauwörth und Höchstädt. Kurze Erwähnung verdient endlich der Haller Präzeptor Johann Georg Seybold (um 1620—1690) als Verfasser der ersten lateinischen Grammatik in deutscher Sprache und als Herausgeber einer reichhaltigen Sammlung lateinischer und deutscher Sprichwörter.

Die humanistische Poesie wurde durch die Renaissancepoesie überwunden. Beide Richtungen waren einander insofern ähnlich, als sie eine Kunst von Gelehrten für Gelehrte und aller Volkstümlichkeit bar waren. Aber ein gewaltiger Unterschied lag darin, daß die Vertreter des neuen Stiles in deutscher Sprache dichteten, während die Humanisten sich einer fremden bedienten. Mit Verachtung hatten sich einst die gebildeten Stände der Nation von den Ueberbleibseln der mittelalterlichen Dichtkunst, die mit jedem Jahrzehnte mehr verrohte, abgekehrt und sich die Pflege lateinischer Dichtung angelegen sein lassen: jetzt zum erstenmale wieder nach langer Zeit brachten die obersten Schichten des Volkes der nationalen Poesie Teilnahme entgegen. Das war ein nicht gering zu

schätzender Erfolg. Und noch weitere Verdienste sind den Renaissancebestrebungen zuzusprechen. Sie haben die deutsche Dichtung aus der formalen Verwilderung herausgezogen und ihr wieder einen bestimmten Stil, eine feste Haltung gegeben; unter ihrer Einwirkung hat sich namentlich die Metrik aus der einstigen Armseligkeit zu Mannigfaltigkeit emporgehoben, bis dann ein höchst mittelmäßiger Dichter, aber brauchbarer Theoretiker, der Schlesier Martin Opitz, die Regeln der deutschen Prosodie für alle Zukunft festgelegt hat. Wie wichtig aber auch die litterarhistorische Stellung der Renaissancepoesie ist, so bieten doch ihre praktischen Leistungen, am ästhetischen Maßstabe gemessen, wenig Erfreuliches. Völlige Abkehr vom Volksmäßigen, große Gedankenarmut, Geziertheit und Geschraubtheit im Ausdrucke, Vorliebe für gelehrten Aufputz und höfische Schmeichelei sind die unangenehmen Merkmale der Autoren des neuen Stiles.

Wie einst der Humanismus, so wurde auch die Renaissancepoesie durch Zusammenwirken des Adels und der Gelehrtenwelt in Deutschland eingebürgert. Seit der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts begann das deutsche Junkertum sich seiner rohen Sitten zu schämen und auf feinere Lebensführung Bedacht zu nehmen. Es suchte sich durch Reisen in das Ausland zu bilden und machte dabei die Wahrnehmung, daß allenthalben die Pflege der einheimischen Poesie für ein wichtiges Bildungsmittel gelte. In diesem Sinne wurde 1617 von einigen hohen Herren die fruchtbringende Gesellschaft gestiftet, in der mit dem Geburtsadel der Geistesadel zusammensaß. Der nach dem Muster der italienischen Akademien eingerichtete Orden hatte sich die Aufgabe gesetzt, auf sittsamen Ton zu halten, die deutsche Sprache zu reinigen und so die deutsche Litteratur zu heben. Freilich täuschten die fruchtbringende Gesellschaft und die übrigen Vereinigungen, die sich nach ihrem Vorgange bildeten, die hochgespannten Erwartungen und vergeudeten mit Namensspielereien und sonstigem Zeremonienwesen Zeit und Kräfte: aber ein Anstoß war durch sie doch gegeben. Im weiteren Verlaufe der Bewegung, die von höfischen Kreisen ihren Ausgang genommen hatte, traten die gelehrten zünftigen Dichter mehr in den Vordergrund; doch brachten auch sie es nicht zur Selbständigkeit.

Man kam über Uebersetzungen und Nachbildungen romanischer oder englischer Vorbilder nicht hinaus. Auch blieb der Renaissancestil im wesentlichen auf die Lyrik beschränkt, und innerhalb dieser Gattung überwog wiederum die Hof- und Gelegenheitsdichtung in bedenklichem Maß.

Zu den frühesten und bedeutendsten Vertretern der neuen Richtung gehörte der Schwabe Georg Rudolf Weckherlin. Er war am 15. September 1584 zu Stuttgart geboren und entstammte einer angesehenen württembergischen Beamtenfamilie: seinem Vater wurde nebst drei Brüdern 1588 von Kaiser Rudolf II. ein Adels- und Wappenbrief verliehen. Seit 1601 studierte der junge Weckherlin die Rechtswissenschaft auf der Universität Tübingen, wo er mit den Prinzen und sonstigen vornehmen jungen Herren, die das dortige Collegium illustre besuchten, in freundschaftlichem, seiner künftigen Laufbahn zugleich förderlichem Verkehre stand. 1604 unterbrach er seine Studien durch eine halbjährige Bildungsreise nach Mittel- und Norddeutschland. Nach seinem endgültigen Abgange von der Hochschule hielt er sich vom Frühjahr 1606 bis zum Herbst 1607 in Frankreich, namentlich in Paris auf, vielleicht in einer diplomatischen Sendung; die günstige Gelegenheit, die romanische Poesie an der Quelle zu studieren, hat er schwerlich unbenützt gelassen. Später verweilte er drei Jahre in England. Die Beziehungen, in die er hier zur besten Gesellschaft und zum Hof, im besonderen zu der von ihm wiederholt besungenen Prinzessin Elisabeth, der nachmaligen Gemahlin des böhmischen Winterkönigs, trat, wurden entscheidend für die Gestaltung seines ganzen Lebens. In diesen Abschnitt fallen auch die ersten nachweisbaren Spuren poetischer Thätigkeit: Uebersetzungen englischer Gedichte in das Deutsche.

1614 war Weckherlin wieder in seiner württembergischen Heimat. Der inzwischen zur Regierung gelangte Herzog Johann Friedrich, sein einstiger Studiengenosse, gab ihm eine nicht näher bekannte Anstellung bei Hofe, vermutlich als Privatsekretär und Dolmetsch. Zugleich stellte Weckherlin seine poetischen Talente in den Dienst des Hofes: 1616 beschrieb er die Taufe des Prinzen Friedrich, sein erstes gedrucktes Werk, das er auch — der Kurfürstin Elisabeth von der Pfalz zu Ehren — in englischer Ueber-

setzung erscheinen ließ; 1617 besang er die aus Anlaß der Taufe des Prinzen Ulrich und der Vermählung des Herzogs Ludwig Friedrich veranstalteten Feierlichkeiten, 1618 ein zu Stuttgart abgehaltenes Ballett. Bald darauf sammelte er erstmals seine „Oden und Gesänge“ in zwei bescheidenen Bänden (1618/19).

1619 befand sich Weckherlin noch in Stuttgart, 1624 läßt er sich auf englischem Boden nachweisen. Die in der Zwischenzeit erfolgte Auswanderung ist wahrscheinlich durch seine 1616 geschlossene glückliche Ehe mit einer englischen Dame, die er in seinen Gedichten als Myrta besungen hat, veranlaßt worden. Bald fand er Anstellung im englischen Staatsdienst, und zwar als Unterstaatssekretär von vier aufeinander folgenden Hauptstaatssekretären. Er war Zeuge einer der stürmischsten Perioden der brittischen Geschichte, vergaß aber über den Ereignissen, an denen er selbst teilnahm, nicht, auch auf die Vorgänge in seinem von nicht geringeren Erschütterungen heimgesuchten deutschen Vaterlande das Augenmerk zu richten. Weckherlins amtliche Thätigkeit erstreckte sich vorzugsweise auf diplomatische Korrespondenz; wiederholt weilte er am Hoflager, trat aber schließlich doch im Bürgerkriege zwischen König Karl I. und dem Parlament auf die Seite dieses. 1644 wurde er von der neu eingesetzten Exekutivbehörde zum Secretary for foreign tongues ernannt. Mit dieser einflußreichen und gut bezahlten Stellung hatte er den Gipfel seiner amtlichen Laufbahn erreicht. Weckherlin vernachlässigte unter dem Andrange der öffentlichen Geschäfte die Poesie keineswegs. Schon 1641 hatte er einen Band „Geistliche und weltliche Gedichte“ erscheinen lassen; 1648 veranstaltete er eine vollständige Ausgabe seiner sämtlichen Dichtungen. 1649 mußte Weckherlin seinen Posten John Milton überlassen, trat jedoch, obgleich gichtleidend, März 1652 wieder in den Staatsdienst: er wurde dem erblindeten Milton als assistierender Sekretär beigegeben. Schon am Ende desselben Jahres zog er sich, wohl infolge körperlicher Beschwerden, wieder von den Geschäften zurück und starb am 13. Februar 1653.

Weckherlin war sich der reformatorischen Seite seiner litterarischen Thätigkeit wohl bewußt, und er betont es mit Stolz, daß es eine neue Kunst sei, die ihm verliehen worden. Vermöge seiner

natürlichen Talente wie seines Bildungsganges war er ganz der Mann dazu, der neuen poetischen Richtung Geltung zu verschaffen. Daß ihm weder Gelehrsamkeit und Wissen noch feiner Schliff und vornehmes Benehmen abgegangen sind, ergiebt sich schon aus seiner Lebensgeschichte; seine Kenntnis fremder Länder, fremder Sprachen, sein Verkehr in Hof- und Adelskreisen sind ihm hauptsächlich förderlich gewesen. Die Persönlichkeit Weckherlins macht einen kraftvollen und überwiegend angenehmen Eindruck. Zwar treten auch in seinen Dichtungen derbe Schmeicheleien gegen Fürstlichkeiten und sonstige Gönner, Betteleien um Amt und Brot, Herankriechen an die vornehme Gesellschaft stark hervor: aber diese Schwächen sind doch mehr seinem Zeitalter, als ihm persönlich, zur Last zu legen. Und daneben finden sich Spuren von Freimut in Weckherlins Leben und Dichten. Eben der Umstand, daß er eine neue Dichtkunst in Deutschland eingeführt hat, spricht für die Selbständigkeit seines Urteils, und sein Verhalten gegenüber den Opitzianern legt immerhin für die Unabhängigkeit seines Charakters Zeugnis ab. Hin und wieder geht ein polemischer Zug durch sein Dichten, der sich gegen Nebenbuhler und Neider, anmaßende Kanzleiherren, namentlich aber gegen alle die richtet, welche sich der welschen Sprache an Stelle der deutschen bedienen. Außer diesen puristischen Bestrebungen sind auch sonst patriotische Klänge in Weckherlins Liedern vernehmbar. Er verherrlicht die Führer und Helden der protestantischen Sache im dreißigjährigen Kriege. Die Mehrzahl dieser Gesänge sind freilich konventionell und kalt, aber mitunter dringt doch ein wärmerer Ton durch, und wir dürfen annehmen, daß ihm seine Totenklagen um den Schwedenkönig, den Herzog Magnus von Württemberg und andere aus dem Herzen geflossen sind.

Aber nicht bloß württembergischer Hof- und Festpoet, Lobsinger großer Herren und protestantischer Parteidichter ist Weckherlin gewesen, er hat auch sonst die verschiedensten Gattungen der Lyrik gepflegt. Und zwar weltliche und geistliche Dichtung mit gleicher Liebe. Von seinen christlichen Liedern gelang es keinem, sich Volkstümlichkeit zu erwerben und Aufnahme in die Gesangbücher zu finden. Weckherlins weltliche Lyrik ist reich an Abwechslung: Oden

im erhabensten Stil und Tändeleien lösen einander ab, neben zahlreichen Liebesgedichten stehen Trinklieder, kontemplative Stücke im Geiste Horazischer Weltweisheit, Epigramme. Indessen bereiten alle diese Schöpfungen Weckherlins, wie großes kultur- und litterarhistorisches Interesse sie erwecken mögen, ästhetisch betrachtet, keinerlei Genuß. Weisen sie auch bei einer gewissen Vornehmheit der Haltung rege Phantasie und mancherlei glückliche Einfälle auf, so kranken sie doch zu sehr an den gemeinsamen Gebrechen der gesamten deutschen Renaissancepoesie: sie sind steif und geziert, mit geschmacklosen Redeblumen, nichtssagenden höfischen Komplimenten und prunkvollem mythologischen Kram überladen. Ueberdies ist es um Weckherlins Metrik gar übel bestellt. Sie ist zwar sehr reichhaltig, und der Dichter hat allerhand kunstvolle Formen und Gliederungen angewandt, teilweise sogar zuerst nach Deutschland gebracht. Aber er fand nichts Anstößiges daran, den älteren rhythmisierenden Versbau mit seinen unerträglich naturwidrigen Betonungen nach wie vor beizubehalten, und auch nachdem Martin Opitz das große prosodische Geheimnis geoffenbart hatte, daß der Geist der neuhochdeutschen Sprache keine quantitierende, sondern nur eine accentuierende Metrik gestatte, konnte es Weckherlin nicht über sich bringen, die neue Regel ohne Rückhalt anzunehmen, und die Zugeständnisse, zu denen er sich herbeiließ, reichten nicht aus. So wurde Weckherlin, obgleich er die Priorität für sich in Anspruch nehmen durfte, von Opitz und seiner Schule völlig überflügelt. Denn die Reformen der Opitzianer drangen rasch durch; der lokalpatriotische Widerstand, der sich im Süden da und dort geltend machte, wurde ohne Mühe beseitigt, und es hatte auch nicht viel zu bedeuten, daß sich die 1633 zu Straßburg gestiftete aufrichtige Gesellschaft von der Tanne gegen den Schlesier Opitz auf den Schwaben Weckherlin stützte. Dieser selbst vermochte sich keinen festen Anhang zu schaffen: er lebte ja außerhalb seinem Vaterlande und verfügte nicht über die einflußreichen litterarischen Verbindungen seines Nebenbuhlers. Ueberdies befand er sich in der metrischen Streitfrage im entschiedenen Unrecht. So stand er vereinzelt und konnte dem Schicksale frühzeitigen Vergessenwerdens nicht entgehen.

In Schwaben wurde die Renaissancepoesie nur sehr dürftig

gepflegt. Ob die beiden älteren Brüder Weckherlins, die sich auch in der Dichtkunst versuchten und von denen der eine, Ludwig (1583—1635), Pfarrer von Beruf, sogar die Würde eines gekrönten Dichters besaß, die Stilart ihres Bruders angenommen haben, ist nicht mehr zu ermitteln. Nur wenig von der neuen Manier hat sich Johann Sebastian Wieland (1590 bis nach 1635), aus Kleingartach (O.A. Brackenheim), Pfarrer zu Kohlstetten (O.A. Münsingen) und Ilsfeld (O.A. Besigheim), angeeignet. Er verfaßte namentlich zwei Epen in holprigen Alexandrinern, das eine über das anmutige Albstädtchen Urach (1626), das andere über Gustav Adolf, „den Helden von Mitternacht" (1633). Er huldigt einer öden beschreibenden Manier und müht sich vergeblich ab, einen erhabenen Ton zu finden. Besseres Zeugnis legt für die formalen Fortschritte jener Zeit ein 1639 erschienenes Heldengedicht des Philologen Johann Freinsheim ab, worin Herzog Bernhard von Weimar als neuer deutscher Herkules gefeiert wird. Die Alexandriner fließen ziemlich glatt dahin. Spuren echten Dichtergeistes finden sich allerdings auch in diesem steifen Machwerke nicht, das ein gelehrter Historiker im Schweiße seines Angesichts geschaffen hat.

An der Entwicklung der deutschen Litteratur von der Mitte des 17. bis in die erste Hälfte des 18. Jahrhunderts hat Schwaben so gut wie gar keinen Anteil gehabt. Zwar fehlte es nicht an einzelnen Persönlichkeiten, die für die Fortschritte der Poesie Interesse bekundeten, und auch nicht an solchen, welche innerhalb oder außerhalb dem engeren Vaterland im Anschluß an eine der herrschenden Richtungen Verse machten: aber weder griff der schwäbische Stamm, wie er früher gethan hatte und später that, in die litterarische Bewegung ein, noch gingen Erzeugnisse, die für die nationale Dichtkunst von Bedeutung waren, aus dem Lande hervor. Keine Vereinigungen, Gesellschaften, Schulen bildeten sich damals in Schwaben, und ebenso wenig erhielten die bestehenden von dort aus frische Antriebe. Der schwäbische Buchhandel wurde von dem anderer deutscher Länder weit überholt, die schwäbische Journalistik hielt mit der norddeutschen entfernt nicht gleichen Schritt. Im Herzogtum Württemberg lag das geistige Leben überhaupt sehr darnieder, nicht zum wenigsten durch den Druck der politischen Verhältnisse.

Der dreißigjährige Krieg und dann die Franzoseneinfälle nahmen das Land furchtbar mit, und das Regiment im Inneren war ganz und gar nicht dazu angethan, dem von außen anstürmenden Unheil ein Gegengewicht zu bieten. Erst seit dem Streite zwischen Gotsched und den Züricher Professoren fingen die Schwaben wieder lebhaftere Teilnahme an den litterarischen Fragen zu bekunden an; ihre Sympathien waren schon aus landsmannschaftlichen Gründen auf seiten der Schweizer. In der Folge brach dann die Erkenntnis, daß man in geistiger Hinsicht zurückgeblieben sei, mehr und mehr durch. Diese Einsicht barg bereits die Keime der Besserung in sich. Es gelang, das Versäumte in kurzer Frist nachzuholen, so daß die Schwaben in der klassischen wie in der romantischen Periode unserer Litteratur mit hervorragenden Leistungen auf den Plan zu treten vermochten.

Die einzige poetische Gattung, der sich während dem 17. und der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts in Schwaben die allgemeine Aufmerksamkeit zuwandte, war das Kirchenlied. Dieses hatte in Deutschland überhaupt seit dem dreißigjährigen Kriege, während die übrige Dichtkunst darniederlag, eine gewisse Blüte erreicht, da sich erklärlicherweise die Phantasie gerne von dem irdischen Elende hinweg zu den himmlischen Höhen emporschwang. Obschon die geistlichen Dichter im wesentlichen an der alten volkstümlichen Manier festhielten, so wurden sie nach und nach unter dem Einfluß der Renaissancepoesie doch dazu veranlaßt, Sprache und Versmaß sorgfältiger zu behandeln. Auch der geistige Gehalt des evangelischen Kirchenliedes erfuhr im 17. Jahrhundert eine Umwandlung. Früher hatte es, im Boden der lutherischen Glaubenslehre wurzelnd, die gemeinsamen Empfindungen aller Gläubigen objektiv ausgesprochen. Jetzt bekam es mehr und mehr subjektive Färbung. Im Gegensatze zu der starren und toten Rechtgläubigkeit, die damals in der lutherischen Kirche herrschte, kam das lebendige, persönliche Glaubensgefühl in der Dichtung zu kräftigem Ausdrucke. Diese Manier ging von Paul Gerhardt, dem größten protestantischen Liederdichter, aus. Unter dem Einfluß des Pietismus wurde dann das Kirchenlied mehr und mehr von den Bahnen eines allgemein verständlichen und gültigen Gemeindegesanges ab-

gedrängt. Aber dafür hat die pietistische Richtung einen außerordentlichen Reichtum an religiöser Lyrik hervorgebracht, in der die einzelnen Individuen von der Stärke und Treue ihres tief innerlichen Glaubens oftmals rührendes Zeugnis ablegen.

In Schwaben und Württemberg hat es im Zeitalter des dreißigjährigen Krieges nicht eben viele geistliche Poeten von Belang gegeben. Neben Valentin Andreä sind hauptsächlich Friedrich Greiff, Josua Wegelin und Magnus Hesenthaler zu nennen. Greiff (1601—1668), aus Tübingen gebürtig, wurde, nachdem er studiert und die Magisterwürde erlangt hatte, Apotheker in seiner Vaterstadt. Mehr religiöser Kunstlyriker, als Kirchenliederdichter, hat er als einer der ersten die Opitzischen Neuerungen sich angeeignet, aber in nicht gerade geistvoller Weise zur Anwendung gebracht. Wegelin (1604—1640), zuerst Prediger in seiner Vaterstadt Augsburg, dann Pfarrer und Senior der evangelischen Kirche zu Preßburg in Ungarn, reihte seine anspruchslosen Lieder in zwei von ihm herausgegebene Sammlungen ein. Hesenthaler (1621—1681) aus Hochdorf (O.A. Waiblingen), Professor am Tübinger Collegium illustre und später Hofhistoriograph zu Stuttgart, ließ 1668 „Evangelische Jubelstimmen" erscheinen und sah seine Erzeugnisse auch in verschiedene Gesangbücher aufgenommen.

Desto größeren Anteil hat Schwaben an der pietistischen Poesie gehabt. Die Universitätsstadt Halle war der geistige Mittelpunkt des Pietismus und zugleich das Hauptquartier eines norddeutschen Dichterkreises. Diesem sind Johann Daniel Herrnschmidt (1675 bis 1723) aus dem Reichsstädtchen Bopfingen, zuletzt Professor der Theologie und Subdirektor der Franckeschen Stiftungen in Halle, dem Loblieder besonders gut gelungen sind, und der auf diesem Gebiete wenig bedeutende Christian Ludwig Scheidt (1709—1761), ein Hohenloher aus Waldenburg (O.A. Oehringen), zuletzt Bibliothekar und Archivar in Hannover, Historiker, zuzuzählen; auch Johann Friedrich Bertram (1699—1741) aus Ulm, als Hofprediger in Aurich gestorben, Geschichtschreiber von Ostfriesland, befaßte sich mit religiösen Schriften und Versen.

Bald rückte die neue kirchliche Bewegung nach Württemberg selbst vor und schlug in dem durch Andreä und andere Männer

wohl bearbeiteten Boden in kurzer Frist starke Wurzeln. In der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts errang sie im Land einen vollständigen Sieg, und ihre Anhänger konnten auf die wichtigsten Kirchen- und Schulstellen Beschlag legen. Der Pietismus hat sich damals in Schwaben mit einer gewissen Selbständigkeit entwickelt und sich im Anfange wenigstens von Einseitigkeit und Engherzigkeit eher, als anderswo, ferngehalten. Unter seinen Bekennern gab es zahlreiche Männer von Geist und Herz. Auch die pietistische Lyrik der Schwaben ist bei allem Reichtum an Gemüt von Ueberschwenglichkeit verhältnismäßig frei geblieben und hat den Subjektivismus nicht ganz auf die Spitze getrieben.

Es war damals eine Seltenheit, wenn in Württemberg ein religiöser Dichter sich damit begnügte, auf dem allgemeinen Standpunkte der Landeskirche zu stehen, ohne jener besonderen Richtung zu huldigen. Eine solche Ausnahme machte Johann Balthasar Beyschlag (1669—1717) aus Hall, Prediger und später Dekan in seiner Geburtsstadt. In der 1709 erschienenen „Centifolia Melica oder hundertblättrigen Liederrose“ vereinigte er hundert Stücke, wovon manches in die Gesangbücher übergegangen ist.

Die pietistischen Liederdichter Württembergs, von denen einige mit ihrem Leben und Wirken noch in die folgende Epoche hineinragen, sind fast durchweg aus dem Tübinger Stifte hervorgegangene Theologen. Die meisten von ihnen haben nur gelegentlich gedichtet und sich durch praktische Thätigkeit oder wissenschaftlich theologische Werke und erbauliche Schriften größeren Ruhm, als durch ihre Verse, erworben. In der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts sind verschiedene Gesangbücher in Württemberg entstanden, worin über die Gesamtleistung der pietistischen Richtung sozusagen Heerschau abgehalten wird. So das Hedingersche Gesangbuch, „Andächtiger Herzensklang in dem (innersten) Heiligtum Gottes“ betitelt (erste Auflage 1700), das aber mehr außerwürttembergische als einheimische Poeten berücksichtigt, der Württembergische geistliche Liederschatz vom Jahre 1732 oder das sogenannte Tausendliederbuch, das Württembergische Gesangbuch von 1741. Letzteres, ein Werk des Prälaten W. G. Tafinger und dreier Genossen, wurde noch im selben Jahr als Landesgesangbuch eingeführt und blieb bis 1791 im Gebrauch.

Als älteste schwäbische Vertreter der pietistischen Lyrik sind namhaft zu machen: Johann Heinrich Schellenbaur (1643—1687) aus Brackenheim, zuletzt Professor am Stuttgarter Obergymnasium und Abendprediger an der Stiftskirche, Johann Jakob Lang (1646 bis 1690) aus Nürtingen, ein gefeierter Kanzelredner in Stuttgart, der schon unter den Humanisten erwähnte Johann Ulrich Erhard, Eberhard Zeller (1654—1714) aus Stuttgart, der zu einer Zeit lebte, da man in Württemberg des Pietismus wegen noch angefochten wurde, gestorben als Pfarrer zu Wallau in Hessen, Friedrich Konrad Hiller (1662—1726) aus dem damals württembergischen (jetzt badischen) Marktflecken Unteröwisheim (bei Bruchsal), herzoglicher Kanzleiadvokat in Stuttgart, Johann David Commerell (1662—1715) aus Stuttgart, als Dekan in Urach verstorben. Diese Namen sind bis auf den Hillers aus dem jetzt gültigen Landesgesangbuche verschwunden. Von Johann Reinhard Hedingers gediegenen, aber in der Form etwas nachlässigen Liedern sind noch einige in Gebrauch. Hedinger (1664—1704), der Herausgeber des schon angeführten Gesangbuches, Universitätsprofessor in Gießen, später Hofprediger und Konsistorialrat in seiner Vaterstadt Stuttgart, war eine bedeutende Persönlichkeit und wußte sich durch sein mannhaftes Auftreten selbst an dem frivolen Hofe Herzog Eberhard Ludwigs Achtung zu verschaffen. An Hedinger reihen sich ein paar untergeordnete Dichter an: Johann Ulrich Frommann (1669—1715) aus Tübingen, Professor der Theologie daselbst, Gottfried Hoffmann (1669—1728) aus Stuttgart, gleichfalls theologischer Professor an der Landesuniversität, Philipp Heinrich Weißensee (1673—1767) aus Fichtenberg (O.A. Gaildorf), der als württembergischer Prälat eine Rolle gespielt hat, Christian Eberhard Weismann (1677—1747) aus Hirsau, zuletzt Professor der Theologie in Tübingen, Samuel Urlsperger (1685—1772) aus Kirchheim unter Teck, nachdem ihn sein Freimut um seine Stuttgarter Hofpredigersstellung gebracht hatte, Dekan in Herrenberg und zuletzt Senior und Prediger zu St. Anna in Augsburg. Auch Albrecht Bengel (1687—1752) aus Winnenden, Konsistorialrat und Prälat von Alpirsbach, das einflußreiche theologische Schulhaupt, durch den Tausende von dankbaren Jüngern der Sache des Pietismus zugeführt worden sind,

hat einige Lieder verfaßt. Auf ihn folgen dem Alter nach Johann Andreas Grammlich (1689—1728) aus Stuttgart, Hofkaplan daselbst, Ludwig Eberhard Fischer (1695—1773) aus Aichelberg (O.A. Schorndorf), der später als württembergischer Prälat an dem Kampfe der Landstände gegen Herzog Karl Eugen hervorragenden Anteil genommen hat, und David Samson Georgii (1697—1756) aus Neuffen (O.A. Nürtingen), Spezial und Stadtpfarrer in Backnang. Grammlich verwob geistliche Dichtungen in seine Erbauungsschriften, Fischer, zugleich ein tüchtiger Philologe, arbeitete am Landesgesangbuche von 1741 mit und lieferte dafür einige Stücke; Georgii hat außer Kirchenliedern in jüngeren Jahren sich auch der weltlichen Poesie beflissen.

Der Hauptdichter des württembergischen Pietismus, der Bengels Ideen in allgemein faßlicher Weise dem Volke vermittelt hat, war Philipp Friedrich Hiller. Am 6. Januar 1699 zu Mühlhausen a. d. Enz (O.A. Vaihingen) als Pfarrerssohn geboren, erhielt er seine Ausbildung auf den Klosterschulen Denkendorf und Maulbronn, dann im Tübinger Stifte. Nach einer längeren Vikars- und Hofmeisterszeit wurde er 1732 Pfarrer zu Neckargröningen (O.A. Ludwigsburg), 1736 in seinem Heimatorte, 1748 zu Steinheim (OA. Künzelau). Hier verlor Hiller, dem das Leben auch sonst nicht leicht geworden ist, die Stimme und mußte sich bis zu seinem am 24. April 1769 erfolgten Tod im Predigen durch einen Vikar vertreten lassen. Sein Unglück gab für ihn den Beweggrund ab, daß er sich mit desto feurigerem Eifer seinem Dichterberufe widmete. Neben Erbauungsschriften in Prosa und Versen hat er verschiedene Liedersammlungen herausgegeben, unter denen das „Geistliche Liederkästlein zum Lobe Gottes“ (2 Teile, Stuttgart 1762/7) das bedeutendste ist. Ein genialer geistlicher Sänger, wie etwa Gerhardt, ist Hiller nicht, er ist nur unter den vielen mittleren Talenten seiner Umgebung das kräftigste. Was ihm fehlt, ist der Schwung der Phantasie und der Reichtum an eigenen Ideen. Seine Art ist mehr verstandesgemäß, seine Auffassung an die Tradition gebunden. Hillers Lieder zeichnen sich durch Klarheit und Natürlichkeit aus und unterscheiden sich gerade in diesem Punkte vorteilhaft von vielen Erzeugnissen der pietistischen Richtung. Unser

Dichter pflegt an einem Grundgedanken festzuhalten und ihn in sauberer Anordnung und meist mit zweckmäßiger Kürze durchzuführen; daß unter den etlichen tausend Liedern, die er verfaßt hat, manche matt und nüchtern sind, ist nicht gerade verwunderlich. Je mehr sich aber Hiller von Uebertreibungen fern hält, desto wahrer erscheint der Ausdruck seiner christlichen Empfindungen, und desto eindringlicher wirkt seine Gläubigkeit auf die Gemüter. Hillers Lieder haben sich daher über die Grenzen Württembergs hinaus große Beliebtheit erworben, zumal da sie auch in der Form mit Glück Volksmäßigkeit anstreben.

Unter Hillers Zeitgenossen haben sich auch einige Koryphäen des württembergischen Pietismus an der Liederdichtung beteiligt. Friedrich Christoph Oetinger (1702—1782) aus Göppingen, Prälat von Murrhardt, der bekannte Theosoph, machte schon als Knabe und Jüngling Gelegenheitsverse und schuf in den Mannesjahren gedankenschwere religiöse Gedichte. Maximilian Friedrich Christoph Steinhofer (1706—1761) aus Owen (O.A. Kirchheim), zuletzt Spezial und Stadtpfarrer in Weinsberg, und Johann Christian Storr (1712—1773) aus Heilbronn, als Konsistorialrat und Prälat von Alpirsbach gestorben, die beide durch die Kraft ihrer Persönlichkeit außerordentlichen Einfluß auf die Gemüter gewonnen und eine reiche praktische Wirksamkeit entfaltet haben, versuchten sich gleichfalls in geistlichen Liedern.

Endlich haben auch zwei Frauen ihre christlichen Empfindungen in Versen ausströmen lassen: die Herzogin Magdalena Sibylla von Württemberg und Magdalena Sibylla Rieger. Jene, eine geborene Prinzessin von Hessen-Darmstadt (1652—1712), die früh verwitwete Gemahlin Herzog Wilhelm Ludwigs und spätere „Mitobervormünderin" ihres Sohnes Eberhard Ludwig, erwarb sich im Land als Wohlthäterin des Volkes, namentlich in den Nöten der Franzosenzeit, ein gesegnetes Andenken. Sie war eine fromme Frau, deren halbes Leben im Gebet aufging. Sie gab mehrere Andachtsbücher heraus, worin sie auch ihre gottgeweihten poetischen Herzensergüsse aufnahm. Mit einem etwas höheren Maßstabe wollen die Leistungen der gekrönten Dichterin Magdalena Sibylla Rieger (1707—1786) gemessen sein. Sie war zu Maulbronn als

Tochter des dortigen Klosterpräzeptors und nachmaligen Prälaten Weißensee geboren und seit 1723 mit dem 1758 als Regierungsrat und Stadtvogt von Stuttgart verstorbenen Immanuel Rieger vermählt. Von ihrem Vater hatte sie eine fast gelehrte Erziehung erhalten. Ein heftiges Kopf- und Nervenleiden, das sie von jungen Jahren plagte, lenkte frühzeitig ihren Sinn nach oben, und die mannigfaltigen schmerzlichen Verluste, die sie in ihrem langen Leben erlitt, bestärkten sie in dieser Richtung. Als junge Frau fing sie an, sich und ihre Umgebung durch fromme Gedichte zu erbauen. Der norddeutsche Arzt und Dichter Daniel Wilhelm Triller, an den sie sich brieflich wegen ihrer körperlichen Schmerzen gewandt und den sie auch in ihr poetisches Geheimnis eingeweiht hatte, gab 1743 unter dem Titel „Versuch einiger geistlichen und moralischen Gedichte“ 67 versifizierte Sonntags- und Feiertagsandachten der Riegerin ohne deren Vorwissen heraus. Das Buch fand Beachtung und rückte die bescheidene Person der Dichterin plötzlich in die Oeffentlichkeit. 1746 ließ Triller eine zweite Sammlung „Geistlich- und moralischer, auch zufällig vermischter Gedichte“ seiner Freundin erscheinen. Die Lieder der Riegerin sind dem inneren Drang eines kindlich frommen und glaubensinnigen Herzens entsprungen. In der Form ziemlich sauber und selbst nicht ohne einen gewissen melodischen Fluß der Sprache, machen sie einen schlichten und ungekünstelten Eindruck. Ihr geistiger Gehalt ist sehr gering. Die Gelegenheitsgedichte — sie enthalten rein Persönliches, darunter recht prosaische Gegenstände, gereimte Episteln und dergleichen — bewegen sich durchaus in der pietistischen Sphäre, deren poetische Berechtigung auf einem anderen, als dem religiösen Gebiete, doch höchst zweifelhaft ist.

Der Pietismus mußte in seinen äußersten Konsequenzen zum Separatismus führen, und wirklich zweigten sich bald allerlei Gemeinschaften und Vereinigungen vom Protestantismus ab. Sie hatten ihre eigenen Gesangbücher, ihre besonderen Dichter. Manche angesehene württembergische Pietisten, wie z. B. Steinhofer, sind in jungen Jahren der Verführung separatistischer Schwärmerei erlegen, später aber wieder zur allgemeinen lutherischen Kirche zurückgekehrt. Matthäus Gottfried Hehl (1705—1787) aus Ebersbach

(O.A. Göppingen), ursprünglich württembergischer Theologe, und Leonhard Johann Dober (1706—1766) aus Mönchsroth in bayerisch Schwaben, Töpfer von Beruf, sind dagegen der Herrnhuter Gemeinde zeitlebens treu geblieben und in ihr zu den wichtigsten Stellungen emporgestiegen. Beide haben Lieder in die Herrnhuter Gesangbücher geliefert. Auch die zwei Führer der Inspirierten, Eberhard Ludwig Gruber (1665—1728) aus Stuttgart, abgesetzter württembergischer Pfarrer, und Johann Friedrich Rock (1678—1749) aus Oberwälden (O.A. Göppingen), seines Zeichens ein Sattler, eine merkwürdige Persönlichkeit, ergingen sich in mystischen Reimereien.

Wie in der lateinischen Poesie der Humanisten, so gewannen auch in der deutschen Poesie seit Einführung des Renaissancestiles die Gelegenheitsverse einen breiten Raum. Die gelehrten Dichter liebten es, sich wechselseitig in den Himmel zu erheben und den Büchern, die sie veröffentlichten, gereimte Lobeshymnen von gefälligen Kollegen als Geleitbriefe mit auf den Weg zu geben. Keiner, der durch Geburt oder Verdienste über den gewöhnlichen Sterblichen stand, entging dem Schicksal, in meist geschmacklos übertriebener Weise besungen zu werden. Nicht immer waren die Helden und Gegenstände so würdig, wie der tapfere Konrad Widerhold und seine „jungfräuliche Twiela". Auch mit Lobpreisungen des württembergischen Fürstenhauses sparten weder Landeskinder noch Ausländer, die zum Hof irgend welche Beziehungen hatten oder suchten. Neben persönlicher Verherrlichung ließen sich die Poeten die Verschönerung der Hoffeste angelegen sein. Sie drängten sich dazu, Aufgaben zu erhalten, wobei die Poesie keine selbständige Rolle spielte, sondern nur das Bindeglied für prunkvolle Aufzüge und Maskeraden, pantomimische und musikalische Darbietungen abgab.

Das deutsche Bühnenwesen trug seit dem dreißigjährigen Krieg ein wesentlich höfisches Gepräge. Die Hoffnungen auf ein nationales Drama, die noch zu Anfang des 17. Jahrhunderts genährt werden durften, erfüllten sich nicht. Die Berufskomödianten, die, von Ort zu Ort wandernd, die dramatischen Bedürfnisse des Volkes befriedigten, versanken mehr und mehr in Roheit. In den vor-

nehmen Kreisen spielte das rezitierende Drama nur noch eine ganz untergeordnete Rolle. Hier nahm eine neu aufgekommene Kunstgattung, die Oper, das Interesse fast ausschließlich in Anspruch. Sie wurde in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts aus Italien nach Deutschland herüber gebracht, wo vorher nur kleinere Singspiele gegeben worden waren. Bald verschaffte sich die Oper großen Stiles auch in Stuttgart Eingang.

Die beiden Elemente, aus denen sich die Oper außer dem Worttexte hauptsächlich zusammensetzte, das musikalische und das dekorative, waren am württembergischen Hofe schon lange vorher vertreten gewesen. Dekorationsprunk war bei den zu Ehren von Hochzeiten, Taufen und ähnlichen Begebenheiten veranstalteten Festlichkeiten entfaltet worden. Die Hofmusik hatte seit den Tagen des Herzogs Ulrich sorgfältige Pflege gefunden. Die herzogliche Kapelle genoß einen guten Ruf, bis sie unter Eberhard III. den Kriegsstürmen zum Opfer fiel. Erst in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts nahmen die musikalisch-dramatischen Zustände am Stuttgarter Hofe wieder einen Aufschwung. Seit 1660 wurden Singballette gegeben, eine Mischgattung von Singspiel und Ballett, worin die Hofgesellschaft selbst mitwirkte. Eine ständige Oper, bald zu Stuttgart, bald zu Ludwigsburg, that sich auf, seitdem der treffliche Kapellmeister Cousser 1698 an den Hof gekommen war. Unter Herzog Eberhard Ludwig wie unter seinem Nachfolger, dem Musik liebenden Karl Alexander, wurden die Opern meist von italienischen Künstlern ausgeführt und mit viel Glanz in Szene gesetzt. Eberhard Ludwigs Sohn, der jung verstorbene Erbprinz Friedrich Ludwig, komponierte selbst Tonwerke, die in Ludwigsburg gegeben wurden. Das rezitierende Drama, zumal das deutsche, wurde dagegen vernachlässigt; der Geschmack der Zeit war auf französische Komödien gerichtet. Eberhard Ludwig und Karl Alexander unterhielten zeitweise solche welsche Truppen, die ein ziemlich kostspieliger Artikel waren. Die 1698 und 1706 in Stuttgart erschienenen Ausgaben von Dramen Corneilles waren eine litterarische Frucht des Aufenthaltes der Franzosen in Stuttgart. Nach Herzog Karl Alexanders Tod im Jahre 1737 nahm die ganze Komödiantenherrlichkeit am württembergischen Hof ein jähes Ende.

Unter der vormundschaftlichen Regierung für Karl Eugen, deren oberstes Prinzip Sparsamkeit war, feierte Oper wie französisches Schauspiel, bis der junge Fürst selbst die Zügel der Regierung ergriff und eine unerhörte Pracht in szenischen Aufführungen walten ließ.

Die schwäbischen Dramatiker dieser Periode sind rasch aufgezählt. Da ist zunächst Johann Rudolf Fischer, am 16. Mai 1598 zu Lindau geboren und 1632 zu Augsburg gestorben. Er war Pfarrer zu Kirchen (O.A. Ehingen) und 1620—1631 zu Grimmelfingen (O.A. Ulm), dann Feldprediger beim Reiterobersten Grafen Christoph Martin von Degenfeld. Die üble Geldwirtschaft im benachbarten Württembergerlande lieferte dem reichsstädtisch Ulmischen Pfarrherren den Stoff zu zwei polemischen Zeitstücken „Letzte Weltsucht und Teufelsbrut" (Ulm 1623) und „Des Teufels Tochter" (Kempten 1624), worin das schnöde Treiben der privilegierten und nicht privilegierten Wucherer und die Not der Bauern in volkstümlichem Stile geschildert sind. Von der erstgenannten Komödie wissen wir, daß sie durch die Kemptener Weberzunft auf die Bühne gebracht worden ist. Seine Bauern läßt Fischer im schwäbischen Dialekte reden. Ein Menschenalter später lebten der Jurist Hieronymus Thomas(ius) aus Augsburg (um 1640 geboren), der 1662 ein im Stile des Andreas Gryphius gehaltenes Trauerspiel „Titus und Tomyris" erscheinen ließ, und Michael Schuster (1649—1693) aus Memmingen, Pfarrer im Oettingischen, der namentlich 1674 durch ein „singendes und sonst musikalisches Freudenspiel von der in der Fremde erworbenen Lavinia" den Einzug der Herzogin Magdalena Sibylla in Stuttgart verherrlichte. Ueber Gebühr wurde Johann Ulrich König von den Zeitgenossen bewundert. Am 8. Oktober 1688 in der Reichsstadt Eßlingen geboren, besuchte er das Stuttgarter Gymnasium, studierte in Tübingen Theologie, in Heidelberg Rechtswissenschaft und kam dann nach Hamburg, wo er sich an der Stiftung der teutschübenden Gesellschaft beteiligte. Seine litterarische Thätigkeit in der Hansastadt bestand hauptsächlich darin, daß er sich als Textdichter in den Dienst der dort blühenden Oper stellte. 1717 verließ er Hamburg und wurde nach vorübergehendem Aufenthalt in Leipzig und am Weißenfelser Hofe 1719 Geheim-

sekretär und Hofpoet in Dresden. Er gewann dort eine sowohl durch Hofgunst als durch seine litterarische Wirksamkeit einflußreiche Stellung, stieg 1729 zum Zeremonienmeister und Hofrat empor, wurde Mitglied der Berliner Akademie und schließlich vom König von Polen geadelt. Er starb am 14. März 1744. König war ein eitler und ehrsüchtiger Streber. Wie als Mensch verfügte er auch als Litterat über große Gewandtheit. Seine Poesie ist in der Form glatt und gefällig, aber ohne Geist und Charakter. Neben nichtigen Erzeugnissen höfischer Schmeichelei verfertigte er weltliche und geistliche Lieder, begann ein sächsisch patriotisches Epos „August im Lager“ und gab die Werke zeitgenössischer Dichter heraus. Die regste Thätigkeit entfaltete König jedoch für das Theater. Er dichtete, unterstützt durch musikalische Kenntnisse, Serenaden, Schäferspiele, Singspiele, Opern, deren Stoffe in buntem Wechsel dem klassischen Altertume, der deutschen Heldensage und Geschichte, der modernen Schäferlitteratur entlehnt waren; er schrieb 1725 zwei Lustspiele „Der Dresdener Schlendrian“ und „Die verkehrte Welt“, die sich längere Zeit auf dem Spielplane behaupteten; er übersetzte ferner das Trauerspiel „Regulus“ aus dem Französischen des Pradon. Durch Förderung des Bühnenwesens hat sich König immerhin einige Verdienste erworben. Zu Gottsched unterhielt er anfangs freundliche Beziehungen, entzweite sich aber später mit ihm, da ihn seine Angriffe auf die Oper ärgerten. An König sind noch ein paar Zeitgenossen Gottscheds anzureihen, die in der technisch regelmäßigen, aber schablonenhaften Manier des Leipziger Reformators für die Bühne eigene Dramen lieferten oder fremde Stücke übersetzten. Julius Friedrich Scharffenstein aus dem damals im württembergischen Besitze befindlichen Mömpelgard, als Pfarrer in Rappoltsweiler abgesetzt, dann Professor in Nürnberg und seit 1744 Pfarrer zu Kirchahorn im Bambergischen, verdeutschte 1737 und 1740 die beiden Voltaireschen Dramen „Der Tod des Cäsar“ und „Mariamne“ sowie 1750 „Das Leben ist ein Traum“ aus dem Italienischen. Johann Gottfried Bernhold (1720—1766) aus Pfedelbach (O.A. Oehringen), Professor an der Nürnbergischen Universität Altdorf, dichtete eine „Sophonisbe“ nach dem Englischen des Thomson, „Johanna die Heldin

von Orleans" und „Irene". Johann Friedrich Camerer (1720 bis 1792) aus Oettingen, Kriegsrat zu Wobder in Schleswig, schrieb außer verschiedenen anderen Dichtungen 1748 ein Trauerspiel „Octavia".

Die Anzahl derjenigen Schwaben, welche sich an der Pflege der prosaischen Unterhaltungslitteratur beteiligt haben, ist in diesem Zeitabschnitt ebenfalls klein. Die Renaissancebestrebungen kamen auch dem deutschen Prosastile zu gut; namentlich beeinflußte der schon höher entwickelte französische Satzbau den deutschen. Die Romanstoffe wurden nach wie vor in Masse aus der Fremde eingeführt. Hieronymus Ambrosius Langenmantel aus Augsburg, 1718 als Kanonikus daselbst gestorben, übertrug 1690 einen französischen Roman „Die gekrönte Unschuld oder Leben der frommen Hirlandin". Der Ulmer Zacharias Hermann (1640—1711), der seiner Geburtsstadt als Geistlicher und Schulmann diente, gab außer anderen Büchern 1680 unter dem Titel „Historisches Blumengebüsch" fünfzig Geschichten heraus. Zu Hall, wo die Tradition der Familie Widmann fortwirkte, erschienen 1731 und 1736 Anekdotensammlungen. In der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts beherrschten die Robinsonaden den Lesemarkt. Das Verdienst, das berühmte Originalwerk des Engländers Daniel Defoe zuerst dem deutschen Publikum zugänglich gemacht zu haben, gebührt einem Schwaben, dem Magister Ludwig Friedrich Vischer (1677—1743) aus Calw. Vischer war 1698—1700 Präzeptor in Cannstatt, kam später als Hausinformator nach Hamburg und lebte dort offenbar in gedrückter Lage. Zwischen 1705 und 1716 lieferte er eine Menge sauber gefertigter Uebersetzungen aus verschiedenen fremden Sprachen, zumeist von historischen oder Reisewerken. 1720 ließ er zu Hamburg in zwei Teilen „Das Leben und die ganz ungemeine Begebenheiten des berühmten Engelländers Mr. Robinson Crusoe" erscheinen. Auf diese erste Ausgabe folgten zwei weitere rechtmäßige 1721 und 1731. Sofort entstanden auch zahlreiche Nachdrucke des ungemein beliebten Buches, und der Name des ursprünglichen trefflichen Uebersetzers geriet darüber in Vergessenheit. Das Werk des Engländers entfesselte in Deutschland eine wahre Hochflut von Nachahmungen; Robinsone aller Nationen und

jeden Charakters schossen wie Pilze hervor, und auch ein schwäbischer Robinson (Leipzig 1742) fehlte nicht darunter. Sonstige Abenteuer von Reisenden und Seeleuten reihten sich an. So beschrieb der Ulmer Johann Daniel Bartholomäi (1729—1790), Ratskonsulent und zuletzt Stadtammann in seiner Vaterstadt, 1769 die neuen Fata einiger Seefahrer.

Reiseschriften waren schon seit langem eine beliebte Lektüre belehrender Art gewesen. In Schwaben hatte Ritter Georg von Ehingen mit seinen „Reisen nach der Ritterschaft" manchen Nachfolger gefunden. Das 17. Jahrhundert zog auch ältere derartige Werke an's Licht. So erschien das „Türkisch Tagebuch von 1573 bis 1578" des nachmaligen Tübinger Vizekanzlers und Propstes Stephan Gerlach (1546—1612) aus Knittlingen (O.A. Maulbronn) im Jahre 1674. Der als Obervogt zu Waiblingen verstorbene Hans Jakob Breuning, Herr von und zu Buchenbach (1552—1616), gab 1612 seine „Orientalische Reise" heraus. Die Schilderungen zweier Ulmer, die im heimatlichen Dialekte, was sie in der Fremde erfahren und gesehen hatten, aufzeichneten, des Samuel Kiechel (1563—1619) und des Hans Ulrich Krafft (1550—1621), wurden erst im 19. Jahrhundert gedruckt. Adam Wenner aus Crailsheim veröffentlichte 1622 ein Reisebuch über die Türkei, und um dieselbe Zeit schrieb Josua Ulsheimer aus Gerstetten (O.A. Heidenheim), der als Wundarzt fast die ganze Welt bereist hatte, seine Erlebnisse nieder. Das Werk des Hieronymus Welsch (1612—1665) aus Nördlingen, herzoglich württembergischen Rentkammerrates in Stuttgart, der als Wanderer und Krieger in den verschiedensten europäischen Ländern herumgekommen war, wurde erstmals 1658 und dann öfters aufgelegt. Christoph Schweitzer, ein Württemberger unbekannter Herkunft, brachte 1688 das „Journal und Tagebuch seiner sechsjährigen Ost-Indianischen Reise", das vom 1. Dezember 1675 bis 2. September 1682 geht, auf den Markt. Alle diese und ähnliche Schriften sind noch heute von gewissem Wert, insofern sie nach irgend einer Richtung unsere Kenntnis der Vergangenheit fremder Länder und Völker bereichern.

Fünftes Kapitel.

Die Anfänge der klassischen Litteratur.

Der Fortschritt, den die deutsche Litteratur in der ersten Hälfte und zumal im zweiten Viertel des 18. Jahrhunderts gemacht hatte, war ganz außerordentlich. Welch eine Flut wechselnder Bewegungen und Erscheinungen im Verlaufe weniger Jahrzehnte! Um 1730 stand der Leipziger Professor Gottsched auf der Höhe seiner Macht; um 1750 war er bereits entthront, mißachtet, von seinen einstigen Anhängern verlassen, und nicht lange währte es, bis seine angemaßten Ansprüche wie seine wirklichen Verdienste völlig vergessen waren. Von Zürich aus empfing jetzt die deutsche Poesie ihre Gesetze, Bodmer und Breitinger hießen ihre Lehrmeister. Trefflich verstanden sie sich auf die Kunst, Talente zu wecken und zu fördern. Bodmer selbst galt zwar sehr mit Unrecht seiner Zeit auch als Dichter; aber manche seiner Mitstreiter sind es wirklich gewesen, obschon sie bald von Größeren überflügelt worden sind. In Bern wirkte der tief veranlagte und gedankenschwere Haller, der Sänger der Alpen, gleich bedeutend als Gelehrter wie als Poet. Am entgegengesetzten Ende der deutschen Sprachzone, in Hamburg, huldigte der flüchtige Hagedorn einer entgegengesetzten Manier; seine graziösen Fabeln und Erzählungen, seine munteren Trinklieder gaben Muster ab, die in unzähligen Variationen nachgeahmt wurden. Auch Gellert in Leipzig stand im Banne Hagedorns, Gellert, seit Gottscheds Fall die erste Zierde der ersten deutschen Hochschule, der deutsche Dichter nach dem Herzen Friedrichs des Großen, dessen gefällige Moral lange Zeit die Massen gewaltig anzog. Er war es, der im Vereine mit dem Satiriker Rabener und mit Zachariä, dem Vater des humoristischen Epos, 1744 eine einflußreiche schönwissenschaftliche Zeitschrift, „Neue Beiträge zum Vergnügen des Verstandes und Witzes", meist kurzweg „Bremer Beiträge" genannt, begründete. In Halle schwärmten Gleim, Uz und andere Jünglinge in anakreontischen Tönen von Wein und Liebe und Rosen. Ein Offizier des großen Friedrich, Ewald Christian

von Kleist, pries 1749 in seinem „Frühling" mit Wärme die Reize der Natur und des Landlebens. Sie alle stellte der vierundzwanzigjährige Klopstock in Schatten, der 1748 im vierten Bande der Bremer Beiträge seine begeisterten drei ersten Messiasgesänge erscheinen ließ, und der sich mit einem Schlage zum Liebling — nicht des deutschen Volkes, das dem Dichter unmöglich in seine überirdischen Regionen nachfliegen konnte, wohl aber aller schönen Geister in Deutschland machte. Er war dazu berufen, als heilsames Gegengewicht gegen die Tändeleien der Fabeldichter und Anakreontiker die ernsten und erhabenen Weisen einer höheren Lyrik anzustimmen und die pathetische Gefühlsdichtung zu erneuern, die in vielen deutschen Herzen mächtigen Widerhall fand. Etwa gleichzeitig verdiente sich ein Leipziger Student, Gotthold Ephraim Lessing, als Dramatiker die Sporen. Sein Hervortreten erregte nicht dasselbe Aufsehen wie das Klopstocks, doch bald genug sollte er sich zum unerreichten Meister der Kritik und zum kühnen Reformator der deutschen Litteratur auswachsen.

Von all den Sternen, die bis zum Jahre 1750 über Deutschland aufgegangen sind, hat auch nicht einer seinen Lauf in Schwaben begonnen. Nicht bloß diese Gegenden, sondern der deutsche Süden überhaupt, wenn man von der Schweiz absieht, die wie in politischer so auch in geistiger Hinsicht eine Sonderstellung einnahm, hatte die Führung in litterarischen Dingen gänzlich Mittel- und Norddeutschland überlassen. Nicht als ob man in Schwaben jemals zu dichten aufgehört hätte! Im Gegenteil: der Versmacher gab es auch damals genug; aber sie bewegten sich in ausgefahrenen Geleisen, ihr armseliger Ruhm reichte nicht über die Grenzen ihrer engsten Heimat hinaus, und für die Entwicklung der deutschen Poesie hatten sie nicht das geringste Gewicht in die Wagschale zu werfen. Denn was wollte es besagen, daß man die Knaben auf den Lateinschulen rings im Lande Vergilsche Verse drechseln lehrte, ehe sie der Muttersprache mächtig waren, und daß diese dann bis in's Greisenalter fortfuhren, eine so nutzlose Kunst zu üben? Was hatte das Heer geistlicher Sänger mit ihren mittelmäßigen Durchschnittsleistungen zu bedeuten, die den Strom des geistigen Lebens in das enge Bett der pietistischen Weltanschauung einzuzwängen

suchten? Oder verdienen die Scharen von Gelegenheitsdichtern, die über die Schilderung wirklich oder scheinbar wichtiger Begebenheiten, über die Verherrlichung öffentlicher und privater Festakte nicht hinauskamen, überhaupt erwähnt zu werden? Da war ein gewisser **Johann Jakob Mack** (1715—1791) aus Crailsheim, zuletzt Dekan in Gunzenhausen, der 1745 mit einem „Der Gasthof nach Gott" betitelten Lehrgedichte hervortrat. Da begeisterte sich ein **Jeremias Höslin** (1722—1789) aus Wippingen (O.A. Blaubeuren), Pfarrer in Böhringen (O.A. Urach), der sich übrigens um die Landwirtschaft und Kultivierung der schwäbischen Alb Verdienste erworben hat, im Jahre 1749 für das heilkräftige Röthelbad bei Geislingen in langweiligen Alexandrinern. Das waren die Leute, die man in Schwaben und den angrenzenden fränkischen Gegenden den Hagedorn und Gellert, den Haller und Kleist oder gar dem jugendlichen Sänger des Messias entgegenzustellen hatte.

Ebenso weit war auf dem Gebiete der Journalistik der deutsche Süden hinter dem Norden, wo Christian Thomasius Bahn gebrochen hatte, zurückgeblieben. Die Reichsstadt Augsburg zwar, die im 16. Jahrhundert ein Hauptquartier der fliegenden Blätter, jener Vorläufer der politischen Zeitungen, gebildet hatte, besaß von alters her angesehene Journale. Desto später fand die periodische Presse im übrigen Schwaben Eingang. In Stuttgart scheint die erste Zeitung 1702 herausgekommen zu sein. Im Jahre 1750 zählte man in ganz Württemberg schwerlich mehr als drei in der Residenz erscheinende Blätter. Von den Reichsstädten hatte Heilbronn seit 1744 seine Neckarzeitung; Ulm folgte erst 1752 mit dem Intelligenzblatte nach. Nimmt man die 1714 begründete Riedlinger Ordinari-Zeitung hinzu, so ist damit die Liste der Journale, die in diesen Gegenden um die Mitte des 18. Jahrhunderts bestanden haben, erschöpft. Auch die Anfänge der gelehrten und ästhetischen Zeitschriften in Schwaben führen in die erste Hälfte des 18. Jahrhunderts. Es waren meist kurzlebige Unternehmungen von keiner oder doch nur lokaler Bedeutung. Bezeichnenderweise diente die älteste schöngeistige Zeitschrift erbaulichen Zwecken. Es war „Die Gott geheiligte Poesie", vom Murrhardter Abte Georg Konrad Pregizer in Tübingen 1717—1737

herausgegeben. Die ersten wissenschaftlichen Zeitungen von einiger Dauer erschienen ebenfalls in der württembergischen Universitätsstadt: „Das gelehrte Journal" (1734—1739) und „Wöchentliche gelehrte Neuigkeiten" (1735—1740).

Wie hätte das periodische Schriftwesen in einem Lande gedeihen sollen, das an tüchtigen Publizisten ebenso arm war wie an guten Dichtern? Im Jahre 1750 war der einzige schwäbische Schriftsteller von Rang und Ruf Johann Jakob Moser, dem bereits an seinem Sohne Friedrich Karl ein ebenbürtiger Mitarbeiter und Nachfolger heranzuwachsen begann. Johann Jakob Moser, am 18. Januar 1701 in Stuttgart geboren, entfaltete von jungen Jahren an mit der Feder und in praktischen Wirkungskreisen eine außergewöhnlich erfolgreiche Thätigkeit. Er war der Reihe nach Regierungsrat in seiner Vaterstadt, Professor der Rechte in Tübingen, Universitätsdirektor in Frankfurt a. d. Oder; nach acht Jahren glücklicher, der Ausarbeitung seines deutschen Staatsrechtes gewidmeter Muße zu Ebersdorf (im Fürstentume Reuß) trat er dann 1747 als Geheimerat in die Dienste des Landgrafen von Hessen-Homburg, gründete 1749 eine Staatsakademie in Hanau und übernahm, von Liebe zu seiner engeren Heimat getrieben, 1751 das dornenvolle Amt eines württembergischen Landschaftskonsulenten. Als unerschrockener, unbeugsamer, unbestechlicher Vorkämpfer der landständischen Rechte gegenüber den Vergewaltigungen Herzog Karl Eugens lud er den Zorn dieses Fürsten auf sich und mußte eine fünfjährige Kerkerhaft auf der Festung Hohentwiel (1759—1764) über sich ergehen lassen. Nachdem er schließlich das Ziel seines politischen Strebens, die Sicherheit der württembergischen Verfassung, doch noch erreicht sah, zog er sich 1770 in's Privatleben zurück und beschloß am 30. September 1785 sein arbeitsreiches Leben. Moser gehört zu den fruchtbarsten Schriftstellern Deutschlands. Von den fünfhundert bis sechshundert Bänden, die er geschrieben hat, sind manche, wie seine 1768 veröffentlichte „Lebensgeschichte", mehr populärer Art. Aber der Schwerpunkt seiner publizistischen Thätigkeit liegt in seinen Werken über das deutsche Staatsrecht und das europäische Völkerrecht. Er hat sich für seine fachwissenschaftlichen Schriften durchweg der deutschen Sprache be-

dient; schon allein aus diesem Grunde müßte sein Name in einer vaterländischen Litteraturgeschichte verewigt werden. Friedrich Karl Moser, nachmals von Joseph II. in den Freiherrenstand erhoben, erblickte als Johann Jakobs Erstgeborener am 18. Dezember 1723 in Stuttgart das Licht der Welt. Er verbrachte sein Leben teils als unabhängiger Schriftsteller, teils in Diensten des Kaisers oder anderer Reichsfürsten; 1772—1780 war er hessen-darmstädtischer Minister. Seine freilich stark anfechtbare Amtsführung zog ihm nach seinem Sturze langjährige, höchst verdrießliche Prozesse zu, die indessen schließlich eine für ihn befriedigende Erledigung fanden. Seit 1790 lebte er in Ludwigsburg, wo er am 11. November 1798 verschied. Er war der echte Sohn seines Vaters, und aus dem Wirken beider spricht ein gemeinsamer Geist. Sie standen einander gleich an Freimut, Ehrlichkeit und Wahrheitsliebe; doch war Johann Jakob fester in seinem Handeln, schlichter in seinem Auftreten, Friedrich Karl mehr heißblütig und leidenschaftlich, stolz und herrschsüchtig. Den tiefen Eindruck, den Johann Jakob durch sein persönliches Vorbild bei dem Freiheit und Recht liebenden deutschen Bürgertume machte, erreichte Friedrich Karl nicht. Auch der Sohn widmete seine besten Talente der staatswissenschaftlichen Schriftstellerei, deren Höhepunkt das 1759 erschienene Buch „Der Herr und der Diener" bezeichnet. Er bevorzugte populäre Darstellung und näherte sich mitunter sogar der Poesie; ein paarmal kleidete er seine Stoffe in Fabeln ein, ein andermal wählte er die Form eines prosaischen Heldengedichtes („Daniel in der Löwengrube" 1763). Er war noch mehr, als sein Vater, auf praktische Wirkungen seiner Schriften bedacht, die er in gehobener und stark pathetischer Sprache abfaßte. Die deutschen Fürsten und das deutsche Volk wollte er sittlich erheben, die politischen und sozialen Zustände in seinem Vaterlande der Besserung entgegenführen. Er betrachtete, gleich seinem Vater, die Religiosität als das zuverlässigste Heilmittel. Beide waren geschworene Feinde aller freigeistigen und rationalistischen Bestrebungen, beide wurzelten mit ihren Lebensanschauungen in den pietistischen Kreisen ihres engeren Heimatlandes. Wir werden später noch von ihren geistlichen Liederdichtungen hören. Hier seien nur noch die Verdienste erwähnt, die

sich die zwei Moser, namentlich der ältere, um die württembergische Lokalgeschichte erworben haben.

Außer diesen beiden Männern hatte Schwaben damals keine großen Fachgelehrten aufzuweisen. Nur in der Theologie gab es eine Anzahl wenigstens in beschränkter Sphäre ausgezeichnter Männer. Tübingen, die einzige schwäbische Universität, hatte sich ja im Laufe der Zeit mehr und mehr zur einseitig theologischen Hochschule entwickelt. Ueberhaupt herrschte dort ein merkwürdiger Geist. Wissenschaften, die sich nicht in die Schablone der Fakultäten einzwängen ließen oder keine sichere Aussicht auf Broterwerb boten, standen tief im Werte. Gegen Neuerungen war man von vornherein mißtrauisch. Als der junge Professor Georg Bernhard Bilfinger (1693—1750) aus Cannstatt, der sich nachmals als Mitglied der vormundschaftlichen Regierung für Herzog Karl Eugen und als Konsistorialpräsident um das Land hochverdient gemacht hat, in Tübingen 1719—1725 die Leibniz-Wolffsche Philosophie einführen wollte, wurde er durch die theologischen Kollegen von seinem Platze weggeärgert. Die schönen Wissenschaften hatten bei den obwaltenden Zuständen hier am wenigsten Förderung zu erwarten. Sie zu pflegen, erschien der steifen Gelehrsamkeit des zopfigen Professorentumes als eine Entwürdigung. Der Geist finsterer Rechtgläubigkeit, dem man sich hingab, verwarf die heiteren Künste als etwas Unmoralisches, die Moral Gefährdendes. Im Stifte zumal, wo doch die befähigtsten jungen Leute studierten, war die Beschäftigung mit der deutschen Litteratur auf's strengste verpönt, während möglichste Gewandtheit im lateinischen Versmachen für preiswürdig galt.

Was waren nun aber die Ursachen, warum das geistige Leben in Schwaben damals so arg darniederlag? Schon Zeitgenossen haben mit Recht die hauptsächliche Schuld der Jämmerlichkeit der politischen Zustände aufgebürdet. Es fehlte an Zentralisation, an einflußreichen Kulturmittelpunkten. In engen und gedrückten Verhältnissen schlich überall das öffentliche Leben träge dahin. Die zahllosen kleinen und ohnmächtigen Herrschaftsgebiete, in die der schwäbische Kreis zerrissen war, boten keinen Spielraum für Entfaltung bedeutender Talente. Wo war da ein verlockendes Ziel für

den Ehrgeiz, wo anfeuernder Wettbewerb, wo leuchtende Vorbilder, die einen richtigen Maßstab für die Größe abgaben? Gewiß hat das Uebergewicht des Katholizismus in Süddeutschland viel zur Versumpfung des geistigen Lebens beigetragen. Aber wenn auch der Tiefstand im katholischen Oberschwaben am größten sein mochte, so sah es in den evangelischen Gegenden doch nicht viel besser aus. In den Reichsstädten, die lange Jahre die Fahne der Bildung vorangetragen hatten, walteten seit dem dreißigjährigen Kriege klägliche Zustände. Unter dem selbstsüchtigen Regiment engherziger und hochmütiger Aristokratien wurden alle frischeren Regungen im Keim erstickt. Wie tief war beispielsweise das stolze Ulm im 18. Jahrhundert gesunken! Man huldigte dort noch den alten Daseinsansprüchen, aber nicht mehr der alten Erwerbslust. Müßiggang und Wohlleben brachten das Staatswesen wie die einzelnen Bürger in finanzielles Gedränge. Das herrschende Patriziat war in ungerechtfertigtem Familiendünkel verknöchert, während es unter der unzufriedenen Bürgerschaft gärte. Zum Ueberfluß erstreckte sich die trostlose Verfassung der Republik auch auf ihr akademisches Gymnasium. Nicht besser sah es, von den kleineren Reichsstädtchen ganz zu schweigen, in Augsburg aus, wo lächerliche Bemühungen, die Parität aufrecht zu erhalten, den höchsten Triumph der Staatsweisheit bildeten.

Derjenige Staatsverband, welcher vermöge seiner Größe und Bedeutung am ehesten dazu berufen gewesen wäre, die Ehre des schwäbischen Stammes zu retten, das Herzogtum Württemberg, versäumte lange Zeit diese Pflicht vollständig. Seit dem Heimgange des wackeren Herzogs Christoph hatten sich die inneren Zustände von Regierung zu Regierung verschlimmert, hatte man sich fast auf keinem Gebiete die Errungenschaften der fortschreitenden Zeiten anzueignen gewußt. Alle die Einrichtungen, auf die man sich im Lande soviel zu gut that, waren veraltet: die Verfassung gleichermaßen wie das Schulwesen. Dieses war ganz auf Züchtung von Theologen zugeschnitten, was ja gar nicht anders sein konnte, da die Theologie wie auf der Tübinger Universität so auch in der Staatsverwaltung die erste Rolle spielte. Die Zahl der höher gebildeten weltlichen Beamten war gering; ihre Stelle vertrat ein

Heer von Schreibern, die, auf einer je niedrigeren sittlichen Stufe sie durchschnittlich standen, desto bequemere Vollzugswerkzeuge für Gewalt und Willkür bildeten. In der ersten Hälfe des 18. Jahrhunderts erreichte die Verderbtheit ihren Höhepunkt. Auf die üppige Maitressenwirtschaft unter dem pflichtvergessenen Eberhard Ludwig folgte das nicht viel erfreulichere Regiment des starrsinnigen Karl Alexander, der seine Unterthanen durch den jüdischen Finanzkünstler Süß Oppenheimer ausrauben ließ. Das schlechte Beispiel von Liederlichkeit, das von oben her gegeben wurde, fand unter den höheren Ständen allenthalben, namentlich aber in der Residenz Nachahmung. Die Zeiten der vormundschaftlichen Regierung für den jungen Karl Eugen brachten einige Erleichterung, und auch die Anfänge dieses Fürsten, der 1744 auf Verwendung seines großen Lehrmeisters, des Königs Friedrich II. von Preußen, im Alter von sechzehn Jahren für mündig erklärt wurde, versprachen Gutes. Aber je mehr der Herzog die Zügel der Herrschaft in die eigenen Hände nahm, desto höher stiegen Not und Elend im Lande. Karl Eugen war ein Mensch von nicht gewöhnlichen Anlagen: von lebhaftem Geiste, klarem Verstande, scharfen Sinnen. Er verfügte über viel Willenskraft, aber unstät und unbeständig, wechselte er allzu oft die Ziele seines Wollens. Ein starkes Begehrungsvermögen ließ ihn ungezügelter Genußsucht und maßloser Eitelkeit fröhnen. Voll von Selbstbewußtsein und vom Gefühle seiner Selbstherrlichkeit durchdrungen, wollte er die Vorsehung seiner Unterthanen spielen. Doch nicht etwa eine gerechte Vorsehung, gleich dem großen Friedrich; vielmehr bezeichneten Härte und Gewalt, Laune und Willkür seine Wege. Karl Eugen ist sein ganzes Leben über im Grunde derselbe geblieben. Nur kühlte sich allmählich die Hitze seiner Jugend ab, machten ihn die Jahre in manchen Stücken besonnener, milderte bei ihm vieles der sanfte weibliche Einfluß seiner Herzensbeherrscherin und nachmaligen zweiten Gemahlin, der zur Reichsgräfin von Hohenheim erhobenen Franziska von Leutrum. Vor allem aber gab er sich in seiner zweiten Regierungshälfte, die vom Anfange der siebenziger Jahre zu datieren ist, verständigeren und nützlicheren Liebhabereien hin, als in der ersten. Er warf sich da auf die Pädagogik und Pflege der Wissenschaften, wovon

noch ausführlich die Rede sein wird. In den ersten Jahrzehnten seiner Herrschaft richtete sich seine Phantasie auf Entfaltung einer unerhört verschwenderischen Prachtliebe, die mehr als alles andere die unglücklichen politischen Zustände im Lande verschuldete. Wohl kam diese Leidenschaft den Künsten zu gut: der Architektur bot sich Gelegenheit zu glänzenden Leistungen, Malerei und Plastik hatten im Dienste jener reichliche Beschäftigung. 1761 wurde eigens eine Akademie dafür unter der Leitung des ausgezeichneten Malers Guibal begründet. Aber nicht um ihrer selbst willen liebte Karl Eugen die Künste: sie erfüllten für ihn dekorative Zwecke, dienten ihm als Mittel, um einerseits seine Sinne zu berauschen, andererseits den Glanz seiner Hofhaltung zu erhöhen und den Ruhm seines Namens zu mehren. Musik und Schauspiel nahmen unter den Festlichkeiten des württembergischen Hofes einen wichtigen Rang ein. In Stuttgart und Ludwigsburg entstanden große Theaterbauten, die Sommerresidenzen wurden mit kleineren Bühnen versehen. Leider war der Herzog, wie die deutschen Fürsten seiner Zeit überhaupt, ganz im welschen Geschmacke befangen. Die großen Opern und Ballette wurden bevorzugt, auf prunkvolle Ausstattung, auf Engagements italienischer Sänger und Virtuosen sowie französischer Tänzer ungeheuere Summen verschwendet. 1753—1769 stand der berühmte Kapellmeister und Komponist Nicolo Jommelli an der Spitze der musikalischen Aufführungen. Auch die Opera buffa wurde nicht vergessen, überdies lange Jahre eine französische Komödiantentruppe unterhalten, deren Direktor Uriot, zugleich Vorleser des Herzogs, sich seiner Aufgabe, die Hoffeste in französischer Sprache zu beschreiben, mit kriechender Schmeichelei entledigte. Weithin erscholl der Ruhm der herzoglichen Theater, und das gerade war es, was der Eitelkeit Karl Eugens gefiel. Für deutsche Schauspielkunst gab es in Württemberg keinen Raum mehr; 1746 hatte auf ein Vierteljahrhundert hinaus zum letztenmal eine einheimische Truppe in Stuttgart Vorstellungen gehalten. Aber auch die welsche Flitterherrlichkeit nahm ein Ende. Seit 1768 verlor der Herzog allmählich den Geschmack an diesen Lustbarkeiten und entließ die kostspieligen fremden musikalischen und mimischen Größen, um fortan der deutschen Bühnenkunst eine dürftige Stätte zu bereiten.

Für die heimische Litteratur hat der französisch gebildete Karl Eugen niemals das richtige Verständnis gehabt, auch nicht in den späteren Zeiten, da er sich doch mehr mit solchen Dingen abgab, geschweige denn in seiner früheren Periode. Dennoch fällt gerade in diese der Umschwung zum Besseren in den litterarischen Zuständen Württembergs und Schwabens. Es mag sein, daß die bei allen Schwächen und Verirrungen bedeutende Persönlichkeit des Herzogs, seine in manchen Stücken belebend und erfrischend wirkende Selbstherrschaft wenigstens nicht ganz ohne mittelbare Einwirkung gewesen sind. Aber weit mehr that das Vorbild des deutschen Nordens, das zur Nacheiferung anfeuerte. So unübersteigbar war die Mauer, die den schwäbischen Winkel vom übrigen Reich absperrte, denn doch nicht, daß das neu erwachte Geistesleben nicht nach und nach eingedrungen wäre. Und ein so begabtes und geistig so regsames Völklein mit so ruhmreicher Vergangenheit, wie die Schwaben, konnte auf die Dauer sich von den Brandenburgern und Sachsen nicht über die Achsel ansehen lassen. Aerger über die Anmaßung dieser und Scham über die Berechtigung der fremden Geringschätzung waren die wechselnden Gefühle der Schwaben, welche etwas auf ihren Stamm hielten. Die einen mühten sich ab zu beweisen, daß es um die schönen Wissenschaften im Lande so schlimm nicht bestellt sei, die anderen erkannten die Thatsache der geistigen Inferiorität rückhaltlos an und suchten auf den Grund davon zu gelangen. Scharfe Kritik frommte natürlich mehr, als falsche Selbstzufriedenheit. Der Hauptgewinn lag jedoch darin, daß die Frage überhaupt in Fluß gekommen war und weitere Kreise sich dafür interessierten. Die Debatten währten bis in das letzte Viertel des Jahrhunderts hinein. Bald konnten die Verfechter schwäbischer Stammesehre sich auf klangvolle Namen berufen: auf Wieland, Schubart, Abbt und auf manchen Stern bescheideneren Ranges. Es waren freilich zunächst nur einzelne Männer, die in litterarischen Dingen mitzusprechen hatten. Die geistige Bildung im allgemeinen hob sich naturgemäß langsam, wie man auch auswärts nur langsam eine bessere Meinung von den Schwaben gewann. Noch fehlte hochstrebenden Geistern der rechte Boden, um zu gedeihen, die freie Luft, um die Schwingen zu ent-

falten, und so geschah es, daß Wieland, Abbt und andere, wie später noch Schiller, sich der Heimat entzogen, daß Schubart, der ausharrte, teuer dafür bezahlte. Aber, was immer das Schwerste ist, der Anfang war gemacht, die Bahn gebrochen; die dichte Wolke geistiger Finsternis, die lange Zeit über dem Schwabenlande gelagert hatte, war zerrissen, und die Nebel begannen sich zu teilen.

Die ersten Männer in Württemberg, die nicht bloß die richtige Erkenntnis von dem, was not that, besaßen, sondern auch ihre Anschauungen durch poetische Versuche praktisch erläuterten, waren die seit der Studienzeit miteinander enge befreundeten Altersgenossen Johann Ludwig Huber und Eberhard von Gemmingen. Huber, als Dichter der bedeutendere von beiden, war am 21. März 1723 als Pfarrerssohn zu Großheppach (O.A. Waiblingen) geboren. Er besuchte die Klosterschulen zu Denkendorf und Maulbronn und das Tübinger Stift, entsagte aber dann dem theologischen Studium, um sich der Rechtswissenschaft zuzuwenden. Zunächst Hofgerichtsadvokat in Stuttgart, trat er 1750 in den Staatsdienst über und wurde Oberamtmann oder, wie es damals hieß, Vogt zu Nagold. Von hier aus sandte Huber, der sich schon frühzeitig mit den schönen Wissenschaften beschäftigt, sein Talent an Uebersetzungen geübt und daran eigene poetische Versuche gereiht hatte, ein Bändchen „Oden, Lieder und Erzählungen“ 1751 anonym in die Welt. 1756 wurde er auf das Oberamt Bebenhausen und 1762 auf das Oberamt Tübingen mit dem Titel Regierungsrat versetzt. Hier leistete er den ungesetzlichen Steuerplänen Karl Eugens 1764 mannhaften Widerstand und riß durch sein Beispiel das ganze Land fort. Der Herzog ließ den kühnen Beamten ein halbes Jahr auf der Festung Hohenasperg schmachten. Durch das Fürwort des kaiserlichen Gesandten in Freiheit gesetzt, lebte Huber als Privatmann in Tübingen, seit 1788 in Stuttgart, wohin er der Nähe seines Freundes Gemmingen wegen zog. Er teilte seine Zeit zwischen Rechtsgeschäften, die ihm von vielen Seiten anvertraut wurden, und litterarischer Beschäftigung. 1775 gab er einen Band Gedichte, „Versuche mit Gott zu reden“ betitelt, und 1783 „Vermischte Gedichte“, beide Sammlungen wieder anonym, heraus; erst als von der ersteren 1787 eine zweite Auflage erscheinen konnte,

setzte er seinen Namen auf das Titelblatt. Des weiteren veröffentlichte er Tischgebete, 1779 ein Nachspiel „Das Lotto oder der redliche Schulze“ und 1791 ein Melodrama „Tamira“; beide Stücke wurden wiederholt am Stuttgarter Hoftheater aufgeführt. 1793 errichtete er seinem verstorbenen Freunde Gemmingen ein biographisches Denkmal in poesievoller Prosa, und 1798 ließ er „Etwas von meinem Lebenslauf und etwas von meiner Muse auf der Vestung“ folgen. Diese autobiographische Arbeit, der ein poetischer Anhang von Erzeugnissen aus der Zeit der Hohenasperger Kerkerhaft beigegeben ist, liefert nicht nur einen beachtenswerten Beitrag für die Zeitgeschichte, sondern macht uns auch in erwünschter Weise mit der Denkart des Mannes bekannt. Er verschied am 30. September 1800.

Huber wurde von seinen Landsleuten nicht bloß als unerschrockener Vorkämpfer für Recht und Gesetz gegen Fürstenwillkür, als Märtyrer einer guten Sache, als gesinnungstüchtiger württembergischer Patriot gefeiert, sondern die jüngeren Talente blickten auch zu ihm als dem ehrwürdigen Förderer der einheimischen Poesie empor. Nicht bei allen Dichtern spiegelt sich der im Leben bethätigte persönliche Charakter in den Dichtungen so deutlich ab, wie bei Huber. Pflicht und Tugend sind die Götter, denen er dient. Er selbst bezeichnet als den Endzweck seiner gesamten litterarischen Thätigkeit Gemeinnützlichkeit. In seinen „Versuchen mit Gott zu reden“ und in den auf dem Asperg entstandenen Gedichten waltet ein tief sittlicher Ernst und die echte Frömmigkeit eines von kirchlichen Vorurteilen unabhängigen Mannes. Manches darin ist groß gedacht, manches in wirklich erhabenem Tone durchgeführt. Das Melodrama „Tamira“ behandelt in schwungvoller Prosa den Sieg der Königspflicht über die Vaterliebe. Solche pathetische Stoffe entsprechen Hubers natürlichem Talent am besten. Daneben hat er mit Vorliebe kleine poetische Erzählungen, Fabeln, Epigramme verfertigt. Diese Stücke alle haben eine satirische Spitze oder sonst eine unverhüllte moralische Tendenz. Huber ist Reflexionspoet, und er ist es mit vollem Bewußtsein. Er legt über sein poetisches Schaffen sich selbst und teilweise auch der Welt theoretische Rechenschaft ab. Seine Vorbilder sind die Schweizer,

namentlich Haller, ferner Hagedorn, erst in späteren Jahren auch Klopstock. Im bewußten Gegensatze zu dem in Schwaben bisher üblichen inhaltlosen Reimgeklingel hat er reimlose Metren bevorzugt. Die Absichtlichkeit, der Mangel an sinnlicher Naivetät trüben den Genuß seiner Poesie mehr noch als die häufigen Schwerfälligkeiten in der Behandlung der Stoffe und Unbeholfenheiten im sprachlichen Ausdrucke. Dennoch verweilt man nicht ungern bei Huber. Denn er ist seit Andreä und Weckherlin wieder der erste schwäbische Dichter von charakteristischem Gepräge. Und nicht allein darum. Seine Erscheinung weist auch auf eine größere Zukunft hin. Wichtige Elemente der Schillerschen Muse zeigen sich bereits in der Huberschen, hauptsächlich die Begeisterung für Bürgertugend und der Haß gegen die Tyrannei. Aber Huber hat nur etwas von Schillers sittlichem Pathos, nichts von Schillers weltbewegender Kraft. Ja, das geniale Ungestüm des Dichters der Räuber scheint bei dem unbeugsamen Manne des verbrieften Rechtes kein Verständnis gefunden zu haben. Wie Huber moralische Bedenken gegen Schillers Jugendwerk beschlichen, so hätte er vermutlich auch zu Tells patriotischer Mordthat mißfällig den Kopf geschüttelt.

Freiherr Eberhard Friedrich von Gemmingen, am 5. November 1726 zu Heilbronn geboren, studierte in Tübingen und Göttingen die Rechte. In letzterem Musensitze fand des Jünglings Neigung für die schönen Wissenschaften mehr Befriedigung, als in Tübingen. Der Umgang mit Albrecht von Haller, der damals in Göttingen lehrte, ermunterte ihn zu eigenen poetischen Versuchen. Nachdem er auf Reisen seine Bildung vollendet hatte, wurde er 1748 württembergischer Regierungsrat. 1750 veröffentlichte er „Lieder, Oden und Erzählungen“ in zwei Büchern, 1752 gab Bodmer von ihm ein Heftchen „Poetische Blicke in das Landleben“ heraus, und 1753 folgten „Briefe nebst andern Poetischen und Prosaischen Stücken“; letztere Sammlung ließ der von Göttingen her mit Gemmingen befreundete Zachariä zum Verdrusse des Verfassers 1769 neu erscheinen. Mit diesen drei Büchern, denen er übrigens seinen Namen auf dem Titel nicht vorsetzte, war seine kurze litterarische Laufbahn beendigt; nur im Göttinger Musenalmanach von 1771 und 1774 trat er nochmals mit einigen Gedichten hervor. Aber

seine Teilnahme an der Entwicklung der Litteratur ließ auch unter der Last eines verantwortungsreichen Amtes nicht nach. Ebenso wie für die Poesie war er auch für die Musik begabt, was seine 1786 erschienenen Klaviersonaten bezeugen. Gemmingen rückte im Laufe der Zeit zum Regierungspräsidenten und wirklichen Geheimerat vor. Auf ihn findet die viel mißbrauchte Redensart, daß er das Muster eines pflichtgetreuen Beamten gewesen sei, mit Recht Anwendung. Nicht bloß seiner verdienstvollen amtlichen Wirksamkeit, auch seiner Charakterfestigkeit wegen war er allgemein geachtet. Er starb am 19. Januar 1791 zu Stuttgart.

Gemmingens poetische Physiognomie ist in den Grundzügen mit der seines Freundes Huber verwandt. Vorzug der Geburt gilt ihm nichts, Verdienst der Tugend alles. Aber er weiß seinen Gesinnungen nicht so kraftvollen Ausdruck zu verleihen, wie Huber. Beide haben sich an denselben Mustern gebildet. Aber mehr noch, als ein Schüler Hallers, ist Gemmingen ein Jünger des Horaz. Seine Gedichte triefen von Horazischer Weltweisheit, er preist das Landleben im Horazischen Geist, er verwendet mit Vorliebe, wenn auch nicht mit sonderlichem Geschicke, Horazische Versmaße. Reicht Gemmingen an Hubers Pathos und Schwung nicht heran, so ist er dafür geschmeidiger. Einige seiner Fabeln, die er gerne mit Kehrreimen versieht, sind nicht ohne Witz. Und in seinen humoristisch-satirischen Prosaaufsätzen, namentlich in der ironisch gehaltenen Abhandlung „Von dem Zustande der Dichtkunst in Schwaben“, zeigt er einen artigen Anflug von feuilletonistischer Begabung.

Das Beispiel Hubers und Gemmingens wirkte fort. Die Landesuniversität, das Stift hatten diese beiden Männer für das Darniederliegen der schönen Wissenschaften in Württemberg mitverantwortlich gemacht. Das wollte man sich dort nicht sagen lassen. Man wollte beweisen, daß man in der Poesie auch etwas zu leisten vermöge. Der damalige Professor der Beredsamkeit und Dichtkunst, Johann Gottlieb Faber (1717—1779) aus Stuttgart, Theologe von Haus aus, suchte auf den Geschmack seiner Schüler Einfluß zu gewinnen und ermunterte sie zu poetischen Versuchen. Eine Anzahl Studenten, meist Stiftler, versammelten sich wöchentlich in seinem Haus, um, wie er es selbst ausdrückt, ihre akade-

mischen Nebenstunden mit vernünftigen Ergötzungen aufzuräumen. Faber hielt darauf, daß sich die jungen Leute der deutschen Sprache bedienten. Das war gewiß rühmlich. Aber daß er etwas so Selbstverständliches geflissentlich betonen und sogar rechtfertigen mußte, läßt einen tiefen Blick in die mittelalterliche Barbarei der Landesuniversität thun. Zuerst wagte, offenbar von Faber angeregt, ein einzelner Tübinger Jüngling einen selbständigen Flug an die Oeffentlichkeit: der Theologe Georg Jakob Duttenhofer, am 5. Dezember 1729 zu Calw geboren, am 23. September 1780 als Dekan zu Wildberg gestorben. Er ließ 1751 anonym ein erstes Stück „Schwäbische Gedichte“ erscheinen. Mit maßloser Heftigkeit zieht er darin wider Hubers und Gemmingens wegwerfende Urteile über die schönen Wissenschaften in Schwaben zu Feld; aber seine eigenen poetischen Leistungen sind eher dazu angethan, diese Urteile zu rechtfertigen, als sie zu entkräften. An Stelle des männlichen Ernstes jener beiden tritt bei Duttenhofer knabenhafte Spielerei. Das meiste ist unselbständig und unreif, gespreizt und geziert. Am angenehmsten berührt noch an dem Büchlein eine gewisse jugendliche Keckheit und die gutmütige Absicht, die Ehre der heimatlichen Hochschule und der „Neckarmusen“ zu retten. Duttenhofer ist in späteren Jahren höchstens noch gelegentlich als Dichter hervorgetreten. 1753 gab Professor Faber selbst ein Bändchen „Gedichte und Abhandlungen in ungebundener Schreibart“ heraus, Erzeugnisse seiner Schüler, von denen indessen keiner einzeln namhaft gemacht ist. Sowohl die Gedichte als die Prosaaufsätze sind wertlose, teilweise kindliche Schulübungen; jene, im Tone von Klopstocks Vormännern gehalten, erreichen kaum das Niveau der Duttenhoferschen Leistungen. Lediglich um seiner merkwürdigen Folgen willen erweckt das Büchlein einiges Interesse. Im Tübinger Stifte nämlich entrüstete man sich darüber, daß Zöglinge ihre der heiligen Wissenschaft geweihte Zeit mit solchem Tande vergeudeten und Gedichte, darunter — entsetzlich! — sogar zahlreiche Liebeslieder, der Oeffentlichkeit übergaben. Man ergriff Maßregeln, um für die Zukunft solch schweres Aergernis zu verhüten. Faber ward von seinem poetischen Lehramt entfernt und auf die theologische Professur beschränkt, brachte es übrigens doch

noch zu den höchsten geistlichen Würden. Nicht besser, als Faber und seinen Schülern, erging es zehn Jahre später den Urhebern eines ähnlichen litterarischen Unternehmens. Die beiden Stiftler Johann Jakob Guoth (1743—1766) aus Rosenfeld und Johann Christoph Schwab, am 10. Dezember 1743 zu Ilsfeld (O.A. Besigheim) geboren, ließen 1763 das erste Stück einer „Neue Beiträge zum Vergnügen des Geschmacks, des Verstands und des Herzens“ betitelten Monatsschrift erscheinen. Der Inhalt, Verse wie Prosa, bekundet immerhin gegenüber der Faberschen Sammlung Fortschritte, wenn auch von echtem Klopstockschen Geiste noch nicht viel zu spüren ist. Da man nun schon einmal im Stifte Beschäftigung mit der Poesie als Verbrechen betrachtete, wurde die Auflage der Monatsschrift konfisziert, die zwei Herausgeber samt dem Buchdrucker mehrere Tage in das Karzer gesperrt und den Stipendiaten von neuem eingeschärft, daß der Umgang mit den Musen sich für einen Theologen nicht zieme. Guoth, dem Anscheine nach der poetisch Begabtere von beiden, starb dreiundzwanzigjährig als Präzeptor zu Ebingen, während Schwab, nachdem er sich elf Jahre lang als Hofmeister in der Schweiz aufgehalten hatte, 1778 Professor der Logik und Metaphysik an der Karlsschule wurde und mit diesem Amte später das eines Geheimsekretärs im Staatsministerium verband. Unter der kurzen Regierung Herzog Ludwig Eugens (1793—1795) war Schwab eine wichtige Persönlichkeit und machte offenbar seinen Einfluß für Aufhebung der Karlsschule geltend. Er starb am 15. April 1821 zu Stuttgart. Schwab zeigt sich in seinen Gedichten, wovon er noch mancherlei veröffentlicht hat, mehr als einen Liebhaber von Bildung und Geschmack, denn als einen Poeten von wirklichem Berufe. Daneben entfaltete er eine emsige publizistische Thätigkeit und genoß namentlich als fruchtbarer philosophischer Schriftsteller Ansehen, wenn er auch schließlich als Anhänger Leibniz' und Gegner Kants fast völlig vereinzelt dastand.

Auch ohne die Beihilfe der Tübinger Universität und gegen den Widerstand des Stiftes vollendeten die Musen ihren Siegeszug durch das Schwabenland. Redliche Mühe gab sich dabei Balthasar Haug, der eine Zeit lang des ästhetischen Richteramtes in Württemberg gewaltet hat. Er war am 4. Juli 1731 zu Stammheim

(O.A. Calw) geboren, machte den regelmäßigen theologischen Bildungsgang durch, wurde Pfarrer zu Niederstotzingen (O.A. Ulm) und Magstadt (O.A. Böblingen), 1766 Professor am Stuttgarter Gymnasium, welchen Posten er jedoch erst 1773 antreten konnte, da er in der Zwischenzeit in herzoglichen Privatdiensten zu Ludwigsburg beschäftigt war. 1776 erhielt er zu seinem Gymnasialamt eine Professur für deutschen Stil an der Karlsschule und die Stelle des Mittwochpredigers an der Stiftskirche. Er starb am 3. Januar 1792. Haugs Ansehen beschränkte sich nicht auf die Grenzen seiner engeren Heimat. Er war Mitglied verschiedener auswärtiger Gesellschaften, kaiserlicher Pfalzgraf und machte sich als solcher den von ihm freilich ernst gemeinten Spaß, eine Anzahl Dichter zu krönen. Eine wohlmeinende und unterrichtete Persönlichkeit mit regen und vielseitigen geistigen Interessen, erhob sich Haug in keinem Fach über ein anständiges Durchschnittsmaß und war gegen den leisesten Verdacht der Genialität völlig gesichert. Als Poet hat er nichts Bleibendes geschaffen. Er diente dem Herzog und der Karlsakademie mit Festgedichten, die allen höfischen Anforderungen Genüge thaten. Sonst liebte er religiöse und moralische Stoffe, die er zwar nicht ohne Gewandtheit, aber in einem geschmückten und aufgeputzten Stile, der aus der Rumpelkammer der Renaissancepoesie hervorgeholt zu sein scheint, behandelte. Sein poetisches Hauptwerk ist eine „Der Christ am Sabbath" betitelte Sammlung frommer Lieder (1763/4). Außerdem schriftstellerte er auf verschiedenen Gebieten. Wirklichen Nutzen hat er als Litterarhistoriker und als Förderer der zeitgenössischen Litteratur gestiftet. Zwar muß seine Jugendschrift „Zustand der schönen Wissenschaften in Schwaben" (Ulm und Leipzig 1762), ein Versuch, die Ehre der einheimischen Litteratur zu retten, als verunglückt bezeichnet werden; sie bewegt sich in Allgemeinheiten ohne Beweiskraft und ist in zopfiger, schwerfälliger Prosa geschrieben. Aber die Gründung einer schönwissenschaftlichen Zeitschrift in Stuttgart war ein sehr verdienstvolles Unternehmen. Sie erschien erstmals 1774 unter dem Titel „Gelehrte Ergözlichkeiten und Nachrichten", 1775—1780 als „Schwäbisches Magazin von gelehrten Sachen", 1781 und 1782 als „Zustand der Wissenschaften und Künste in

Schwaben“. Gedichte, litterarhistorische, ästhetische, kritische Artikel, Personalnotizen wechseln darin miteinander ab, und wenn die neun Bände auch weit reichere Ausbeute für Statistik und Biographie, als für Poesie, liefern, so war doch einmal der Versuch gemacht, die schwäbischen Schriftsteller zu sammeln. Die späteren Jahrgänge der Zeitschrift durften sich sogar der Mitarbeiterschaft Schillers rühmen. Und nicht bloß durch seine Feder und seine journalistischen Unternehmungen, auch durch mündliche Aufmunterung und persönliche Bemühungen hat Balthasar Haug den schönen Wissenschaften in Schwaben zu kräftigem Fortschritte verholfen.

An Haug reihen sich ein paar Dichter, die sich gleichfalls mehr an den Vorläufern Klopstocks, als an diesem selbst, gebildet haben. Johann Friedrich August Kazner (1732—1798) aus Stuttgart, württembergischer Hofgerichts- und Kanzleiadvokat, verfertigte hauptsächlich Fabeln. Christian Friedrich Christoph von Bühler (1733—1810) aus Backnang, Oberamtmann und Regierungsrat zu Kirchheim unter Teck, gab zu Erlangen, wo er studierte, eine Wochenschrift „Vergnügte Nachmittage“ heraus, machte 1763 „Das Lager bei Osweil“ zum Gegenstande von Versen und war als Schriftsteller in verschiedenen Fächern thätig. Immanuel Pfleiderer (1745—1811) aus Gärtringen (O.A. Herrenberg), zuletzt Generalsuperattendent von Oehringen und Prälat zu Schönthal, schrieb 1767 ein „Gedicht von der Glückseligkeit eines Staates unter der Regierung eines Weltweisen“. Friederike Luise Haasin, geborene Feuerbach, folgte den Spuren der damals noch als Greisin lebenden Magdalena Sibylla Riegerin. Sie kam am 10. Januar 1738 in Ludwigsburg als Tochter eines Offiziers zur Welt und verheiratete sich mit dem Pfarrer Haas zu Grötzingen (O.A. Nürtingen) und später zu Schlierbach (O.A. Göppingen). Balthasar Haug krönte sie für ein Gedicht auf Gellerts Tod 1770 zur Dichterin. Ihre Verse, die sich meist auf fromme Anlässe oder festliche Gelegenheiten beziehen, erschienen im schwäbischen Magazin und in sonstigen Zeitschriften oder Anthologien. Häusliche Sorgen erstickten indessen, wie sich Haug ausdrückt, das dichterische Feuer in ihr. Von Reichsstädtern sind Jakob Schultes aus Ulm und Johann Georg Geßler aus Memmingen zu nennen. Jener (1727—1771),

Diakonus zu Leipheim (in bayerisch Schwaben), dichtete hauptsächlich im Odenstil und lieferte Uebersetzungen aus fremden Sprachen. Geßler (1734—1789) war erst Strumpfwirker, ging dann zum Studium über und wurde Korrektor in einer Buchdruckerei zu Lindau. Er veröffentlichte 1761 „Verse und Erzählungen", 1763/4 vier Stücke „Satirisch-moralisches Allerlei voller anmutigen Erzählungen und Gedichte", 1765/7 drei Teile einer satirisch-moralischen Wochenschrift in gebundener und ungebundener Schreibart „Der Rechtschaffene" und endlich 1767 drei Teile „Spanisch-jesuitische Anekdoten". Gegen letzteres, wie es in dem reichshofrätlichen Erkenntnis heißt, mit den abscheulichsten Gotteslästerungen angefüllte Werk wurde scharf vorgegangen. Der Autor selbst entzog sich der Verantwortung durch Flucht. Er lebte fortan in der Schweiz und in Frankreich und beschloß seine Tage in der Nähe von Paris. Geßler war ein kleiner Geist. Fabeln, Satiren, Schäferstückchen, moralische Erzählungen in Versen und Prosa sind sein Element. Echte Herzenstöne findet er nicht, aber auch Geschmack und Witz vermißt man bei seinen poetischen Spielereien und Tändeleien. Endlich verfaßte der Hohenloher Philipp Ernst Kern (1716—1777) aus Niedernhall (O.A. Künzelsau), Konsistorialrat in Hildburghausen, 1754 ein religiöses Lehrgedicht in Alexandrinern, „Die Allmacht Gottes in den Werken der Schöpfung" betitelt.

Wenn diese Männer noch in ihren munteren Stücken Hagedorn und die Anakreontiker, in ihren ernsten Haller und Gellert nachahmten, so wuchs mittlerweile ein Geschlecht heran, das in Klopstock sein poetisches Vorbild erblickte. In Schwaben war Schubart der Bannerträger dieser Heerschar.

Christian Friedrich Daniel Schubart ist am 24. März 1739 als Sohn des Kantors Johann Jakob Schubart in dem damals zur Grafschaft Limpurg gehörigen Dorf Obersontheim (O.A. Gaildorf) geboren. Seine Heimat ist also das schwäbisch-fränkische Grenzgebiet; sein Vater war Franke aus dem Nürnbergischen Altdorf, aber der Sohn hat sich mehr als Schwaben gefühlt und ist zu einem solchen durch alle seine Lebensbeziehungen gestempelt worden. Kaum ein Jahr alt, kam das Knäblein nach der kleinen

Reichsstadt Aalen, wo sein Vater Präzeptor und Musikdirektor geworden war und später zum Diakonus aufstieg. An diesem Orte hafteten Schubarts Jugendeindrücke, hier begann sich sein Wesen nach verschiedenen Richtungen, die für seine ganze Zukunft bestimmend wurden, zu entwickeln. Seinen derben deutschen Ton hat er nach eigener Angabe den urwüchsigen Reichsstädtern abgelernt. Auf die Aalener Zeit geht seine Begeisterung für Klopstock, mit dessen Messias ihn ein Werbeoffizier bekannt machte, wie seine Vorliebe für das Preußentum zurück, die im Verlaufe seines Lebens reichliche Nahrung erhalten und sich immer mehr kräftigen sollte. In Aalen zeigte sich auch schon das musikalische Talent des Knaben, das durch des Vaters Neigungen zu dieser Kunst geweckt wurde. Ueberhaupt war der alte Schubart ein origineller Kopf, bei dem sich manche von den Eigentümlichkeiten des Sohnes nachweisen lassen. Die Erziehung, die der junge Schubart im Elternhaus erhielt, that mancherlei für die Ausbildung seines lebhaften Geistes, aber wenig für die Stählung seines Charakters, ließ vielmehr eine Nachsicht walten, die bei seinem zu Leichtsinn und Unbedachtsamkeit geneigten Naturelle doppelt gefährlich wurde. So war es ein bedenkliches Wagnis, den Vierzehnjährigen in die Welt zu schicken. In der That war schon zu Nördlingen, wo er 1753—1756 als Schüler des Lyzeums weilte, und in Nürnberg, wo er 1756—1758 das Gymnasium zum heiligen Geiste besuchte, bei tüchtiger Förderung seiner Studien sein Lebenswandel ziemlich ungeordnet. Der Wirtshausverkehr mit Leuten aus den unteren Volksklassen, den er zeitlebens mit Vorliebe pflegte, im besonderen mit Handwerksburschen und Musikanten, trug gerade nicht zur Hebung seiner Sitten bei. Poetische Anregungen bekam er immerhin davon. Schon in Nördlingen versuchte er sich mit Glück als Poet, und in Nürnberg entflammten ihn die Ruhmesthaten der preußischen Waffen zu Kriegsliedern. In Erlangen, wohin er 1758 verschlagen wurde, führte Schubart vollends ein wüstes Leben. Seinen theologischen Studien lag er ohne Regel und Zusammenhang ob. Desto eifriger beteiligte er sich dagegen an den rohen Belustigungen der Studentenschaft. Als er gar in den Schuldturm kam, zog es der Vater vor, ihn im Frühjahre 1760 nach Aalen zurückzurufen.

Hier und in der Umgegend verbrachte er einige für seine weitere Ausbildung ersprießliche Jahre. Er verfolgte mit Interesse die Entwicklung der deutschen Litteratur, dichtete, knüpfte wertvolle Verbindungen und Korrespondenzen, wie mit Balthasar Haug, an; er trieb Musik und komponierte; dazwischen hinein predigte er auf den Dörfern herum, war eine Zeit lang Hauslehrer in Königsbronn (O.A. Heidenheim) und machte Streifzüge durch die schwäbischen Lande.

Im Oktober 1763 übernahm Schubart die Stelle eines Präzeptors und Musikdirektors in dem zur Reichsstadt Ulm gehörigen Städtchen Geislingen. Obgleich nicht methodisch zum Lehrer vorgebildet, wirkte er doch vermöge seiner starken Individualität und seines lebhaften Geistes auf seine Schüler höchst anziehend. Sein Lehrberuf gewährte ihm auch teilweise Befriedigung. Aber dennoch wurde ihm seine Geislinger Lage bald unerträglich. Nicht nur zwang ihn sein Amt zu allerhand unwürdigen Nebendiensten, sondern er fühlte sich auch in dem abgelegenen Städtchen mit seiner langweiligen Philisterbevölkerung geistig eingeengt und vereinsamt. Sein Behagen wurde nicht vermehrt durch eine vorzeitige Heirat, die er 1764 mit der Tochter des Geislinger Oberzollers Bühler einging. Noch hatte der Brausekopf seinen Durst nach Lebensgenuß zu wenig gestillt, als daß er zum Gatten und Familienvater getaugt hätte. Helene Schubart, die sich später im Unglücke so echt bewähren sollte, wußte sich anfangs in die genialische Art ihres Gatten nicht zu schicken; sie fühlte sich noch zu sehr als die Tochter einer ehrbaren, aber philiströsen Familie, und mit dieser, zumal mit dem Schwiegervater, konnte sich der feurige Schwiegersohn unmöglich vertragen. Immerhin war die Geislinger Zeit nicht ohne Gewinn für Schubarts geistige Fortbildung. Es las nicht bloß die Erzeugnisse der modernen Litteratur, sondern auch wissenschaftliche Werke. Er korrespondierte eifrig; damals knüpfte sich eine nicht allzu lang währende Verbindung mit Wieland an. Er verdiente sich als Mitarbeiter der Lindauer Wochenschrift „Der neue Rechtschaffene" (einer Fortsetzung von Johann Georg Geßlers „Der Rechtschaffene") die journalistischen Sporen. Er veröffentlichte 1766 ein Bändchen

„Zaubereien“, worin er kecker satirischer Laune die Zügel schießen ließ, und im folgenden Jahre „Todesgesänge“; durch ein steifes Prunkgedicht auf den Tod des Kaisers Franz I. erlangte er sogar die noch immer nicht aus der Welt geschaffte Würde eines gekrönten kaiserlichen Poeten.

Inzwischen litt Schubart mehr und mehr unter dem Drucke der Geislinger Verhältnisse, und so griff er mit Freuden zu, als sich ihm Herbst 1769 die Ludwigsburger Organisten- und Musikdirektorsstelle bot. Die Familie sträubte sich vergebens gegen diesen Wechsel. Ihr erschien Schubarts neuer Beruf als Herabwürdigung des ehemaligen Theologen, und sie sah voraus, daß der schwache Mann den Verführungen der in Genüssen schwelgenden Herzogsresidenz erliegen werde. Aber was ihn lockte, waren eben diese Genüsse. Seine geselligen, insbesondere seine musikalischen Talente erschlossen ihm rasch alle Kreise der Ludwigsburger Gesellschaft. Er brachte die dortige Kirchenmusik in die Höhe, erregte durch sein Flügel- und Orgelspiel Aufsehen, war als Musiklehrer viel begehrt; hatte er doch selbst Franziska von Leutrum, der damaligen Geliebten des Herzogs Karl Eugen, Unterricht zu erteilen. Daneben suchte er, was ihm hoch angerechnet werden muß, Geschmack an der deutschen Litteratur in der fremden Moden huldigenden Stadt zu verbreiten. Seine eigenen Produktionen beschränkten sich in dieser Periode fast ganz auf Gelegenheitsgedichte, durch die er seiner stets leeren Kasse aufzuhelfen suchte. Eine 1771 veranstaltete Ausgabe von Klopstocks kleinen poetischen und prosaischen Werken erwarb ihm nicht den Dank des Meisters. Die beste Zeit war dem Vergnügen gewidmet. Trotz den schönsten Vorsätzen und fortgesetzten Anwandlungen von Reue versank er immer tiefer im Schlamm der Sünde. Unsäglich hatte die Gattin unter seinem sittenlosen Wandel zu leiden. Er wetteiferte mit den Kavalieren und Künstlern, die seinen Umgang bildeten, in Ausschweifungen; aber es fehlten ihm nicht bloß die Geldmittel, sondern auch die weltmännische Erziehung, um sich bei seinen Belustigungen kavaliermäßig zu benehmen. Auch gebrachen ihm Takt und Mäßigung im geselligen Verkehre mit gesellschaftlich Höherstehenden. Ein Spottgedicht auf einen einflußreichen Höfling und eine Parodie der

Litanei erregten viel Anstoß. Seine geistlichen Vorgesetzten, die begreiflicherweise zu dem wüsten Treiben des Organisten scheel sahen, voran der bekannte Dekan Zilling, wirkten zu seinem Sturze mit. Er wurde erst wegen Ehebruches eingekerkert und dann durch einen herzoglichen Erlaß vom 21. Mai 1773 um des öffentlichen Aergernisses willen, das er gegeben, seines Amtes entsetzt und des Landes verwiesen.

Während Frau und Kinder in Geislingen eine Zufluchtsstätte fanden, griff Schubart zum Wanderstab. Er hielt sich der Reihe nach in Heilbronn, Mannheim, Heidelberg und am pfälzischen Hof in Schwetzingen auf. Seine geistsprühende Persönlichkeit schuf ihm überall rasch Gönner bis in die höchsten Kreise hinein. Aber das Schmarotzerleben, das er führte, verhalf ihm zu keiner Anstellung; in Schwetzingen verscherzte er sich die Gunst Herzog Karl Theodors durch seine lose Zunge wieder. Dann ging es nach München, wo ihm um den Preis seines Uebertrittes zum Katholizismus Amt und Brot zu winken schienen. Doch zum Glücke bewahrte ihn eine ungünstige Auskunft, die aus Württemberg über ihn eintraf, vor der Schmach, den Glauben, in dem er geboren und erzogen war, zu verkaufen. Nun wollte er nach Stockholm; der Zufall hielt ihn unterwegs in Augsburg zurück. Hier that er den glücklichsten Griff seines Lebens: er verwirklichte den schon früher gehegten Gedanken, ein Journal zu begründen. Seit dem 31. März 1774 gab er wöchentlich zweimal die „Deutsche (später: Teutsche) Chronik“ heraus. Er schenkte damit dem Publikum ein brauchbares Organ, das im Schwabenland und darüber hinaus mancherlei Wissen und Bildung ausbreitete. Für sich selbst aber gewann er einen Beruf, der nicht bloß seiner Begabung besonders zusagte, sondern ihn auch zur Seßhaftigkeit und wenigstens bis zu einem gewissen Grade zu regelmäßiger Arbeit nötigte, gewann außerdem die Mittel, sich und seine Familie anständig zu unterhalten. Der Verlag der Chronik siedelte schon im Mai 1774 nach Ulm über, während Schubart selbst noch ein halbes Jahr in Augsburg blieb. Er hielt dort öffentliche Vorlesungen über Litteratur und Künste und trug als Rhapsode den Messias seines Lieblinges Klopstock vor. Doch hatte er sich durch seine Chronik manche Feindschaften zuge-

zogen, namentlich die der Jesuiten, die er besonders durch seine Angriffe auf den wunderthätigen Pfarrer Gaßner gereizt hatte, und Ende 1774 setzten die Gegner seine Arrestierung und alsdann seine Ausweisung aus Augsburg durch.

Mit dem neuen Jahre verzog Schubart nach Ulm, und hier begann er sich sittlich zu läutern, an ein ruhigeres Leben zu gewöhnen, wenn es auch an Rückfällen in die alte Wildheit keineswegs fehlte. Er war jetzt wieder mit der Gattin und den Kindern vereinigt und lernte die Segnungen des Familienlebens schätzen. Daneben bot ihm die alte Reichsstadt Anregungen aller Art. Er fand passenden Umgang; besonders nahe trat er Miller, dem Dichter des „Siegwart", der sich später im Unglück als treusten Freund der Familie bewähren sollte. Sein Ansehen in der deutschen Dichter- und Schriftstellerwelt hob sich immer mehr; mit dem kühn die Häupter emporreckenden Dichtergeschlechte der Stürmer und Dränger knüpfte er mannigfache Beziehungen an. Er stand im Mittelpunkte des Ulmer Musiklebens, stellte seine Talente dem dortigen Theater zur Verfügung, versah das Intelligenzblatt mit Prosa und Versen. Seine besten Kräfte widmete er aber seiner Chronik, die einen immer weiteren Leserkreis und damit immer bedeutenderen Einfluß gewann.

Die freimütige Art, auf die er sein Organ leitete, beschwor indessen einen vernichtenden Wetterschlag auf sein Haupt herab. Am Wiener Hofe fühlte man sich durch einige Stellen der Chronik beleidigt; die Jesuiten, Schubarts Erzfeinde, scheinen den Brand geschürt zu haben. Unglücklicherweise kränkte der Poet durch eine Künstlerlaune den österreichischen Residenten in Ulm, und dieser befürwortete nun aus Privathaß die Absicht, den Dichter aufzuheben und nach Oesterreich zu schleppen. Der Herzog von Württemberg erfuhr von dem Vorhaben und machte sich alsbald anheischig, den Vollzug der Strafe zu übernehmen. Ob Schubart etwa schon in den Ludwigsburger Tagen den persönlichen Zorn des Herzogs auf sich geladen hatte? Man weiß es nicht; denn seine damaligen Beziehungen zu Karl Eugen und Franziska sind nicht aufgeklärt. Gewiß aber hat er sich in der Folge durch schriftliche und mündliche Bemerkungen, Anspielungen und Spöttereien bei Karl Eugen

und nicht minder bei „Donna Schmergalina", wie er Franziska nannte, mißliebig gemacht; gewiß hat diese Dame zu Schubarts Verderben das Ihrige beigetragen. Außerdem war dem autokratischen Fürsten der ganze Geist, der aus der Chronik sprach, in der tiefsten Seele zuwider. Er betrachtete sich gleichsam als den Rächer aller gesalbten Potentaten Europas, wenn er den kecken Journalisten, dem keine Fürstenwillkür heilig war, züchtigte. Endlich wirkte die pädagogische Leidenschaft des Herzogs mit. Es gefiel ihm, die Vorsehung zu spielen und Schubart nicht bloß zu strafen, sondern durch eine radikale Kur zu bessern. So beging er denn den Gewaltakt; ein solcher war es schon darum, weil er über Schubart, der sein Unterthan nicht war, keinerlei Rechte hatte. Auf dem Boden der Reichsstadt Ulm wagte er sich nicht an dem Manne zu vergreifen. Deshalb mußte der Klosteroberamtmann Scholl Schubart auf württembergisches Gebiet nach Blaubeuren locken, wo er am 22. Januar 1777 verhaftet wurde. Man brachte ihn alsbald auf die Festung Hohenasperg, und das persönlich anwesende Fürstenpaar ließ ihn dort ohne Verhör und Urteil in einen düsteren Kerker werfen. Ein Jahr fristete er so, jeder menschlichen Gesellschaft und jeden Bildungsmittels beraubt, das denkbar elendeste Leben. Erst mit dem zweiten Jahre traten nach und nach wesentliche Erleichterungen ein, und seit 1780 durfte er sich frei innerhalb den Mauern der Festung bewegen. General Rieger, der Kommandant auf Asperg, versah sein Kerkermeisteramt ganz im Sinne seines Herren. Er suchte seinen Sträfling nicht bloß durch irdische Zuchtmittel zu bessern, sondern beschwor auch die Donner des ewigen Gerichtes auf sein Haupt herab. Schubart bewies sich so wenig fest, daß er sich seine eigene Natur ausziehen, sich zum Pietisten und Frömmler machen ließ. In den ersten Zeiten der Gefangenschaft bemächtigte sich trostlose Verzweiflung seiner Seele. Sein von jeher zart veranlagtes Gewissen führte ihm nun die Schreckbilder einer unsauberen Vergangenheit in vergrößertem Maßstabe vor das Gemüt, und in seiner Zerknirschung neigte er dazu, sein Elend als verdiente Strafe für seine Vergehungen hinzunehmen. Aber dauernd konnte er doch nicht vergessen, daß diese Strafe zu seiner Schuld in keinem rechtlichen

oder sinngemäßen Zusammenhange stehe. So kamen Stunden, da sich seine natürlichen Gefühle gegen die Vergewaltigung, die ihm widerfahren war, aufbäumten. In solcher Stimmung erging er sich in Klagen über sein Los und führte wohl auch Schmähreden gegen den Herzog; in solcher Stimmung geschah es, daß er die berühmte Fürstengruft dichtete. Derartige Rückfälle gaben dann Karl Eugen Vorwände zur Verlängerung von Schubarts Haft, dessen Besserung noch nicht vollendet sei. Doch lockerten sich im Laufe der Jahre seine Bande immer mehr, zumal unter den Nachfolgern des 1782 verstorbenen Rieger. Im Juli 1785 fand das erste Wiedersehen mit Weib und Kindern statt. Helene Schubart hatte sich treu und stark im Unglücke bewiesen und hatte alle ihr zu Gebote stehenden Mittel umsonst erschöpft, um ihrem Gatten die Freiheit zu erwirken. Eine besondere Grausamkeit lag in der langen Fernhaltung der Familie, während er doch sonstige Besuche aller Art schon manches Jahr vorher hatte empfangen dürfen. Als Dichter und Schriftsteller war Schubart auf dem Asperg keineswegs verstummt. Namentlich floß ihm damals reich der Liederquell. Er erhielt Erlaubnis, in der Druckerei der herzoglichen Akademie, die übrigens ein gutes Geschäft damit machte, eine Sammlung seiner Gedichte zu veranstalten. Sie erschien 1785/6 in zwei Bänden, nachdem vorher schon verschiedene unbefugte Ausgaben von fremder Seite hergestellt worden waren. Gleichzeitig gab Schubart drei Hefte Kompositionen unter dem Titel „Musikalische Rhapsodien“ heraus. 1787 ließ er dann noch einzeln die zwei frisch verfertigten Kaplieder („Kaplied“ und „Für den Trupp“) nebst Melodie drucken. Von Prosawerken entstanden die Anfänge seiner Selbstbiographie, die er zu einer Zeit, da ihm noch die Mittel zum Schreiben entzogen waren, einem Mitgefangenen in die Nebenzelle hinein durch eine Maueröffnung diktierte, und die „Ideen zu einer Aestethik der Tonkunst“. Außerdem lieferte er noch von dem Herzog oder von Rieger bestellte Gelegenheitsarbeiten und war namentlich für des letzteren Soldatenbühne als Poet thätig.

Endlich mußte der Herzog doch sein wiederholt gegebenes Versprechen, den Gefangenen freizulassen, einlösen. Alle früheren Fürbitten waren an dem starren Sinne Karl Eugens abgeprallt,

aber einer nachdrücklichen Verwendung von Berlin aus, wo Schubart durch seine begeisterten Gedichte auf Friedrich den Großen warme Teilnahme erweckt hatte, konnte er nicht widerstehen. Am 11. Mai 1787 verkündete Herzogin Franziska Schubart die Freiheit. Und die Sonne der fürstlichen Gnade ging nun über dem gebesserten Sünder auf. Wie der Herzog einst nach der Verhaftung Schubarts die Familie versorgt hatte, so gab er jetzt diesem selbst sein Brot zu essen. Gewiß nicht ohne kluge Berechnung, da er auf solche Weise alle etwaigen Rachegedanken seines Opfers im Keim erstickte. Als Hofdichter und Direktor des Schauspieles und der deutschen Oper hielt Schubart frohlockend in Stuttgart seinen Einzug. Gutmütig ließ er alsbald den letzten Rest von Groll gegen seinen Peiniger schwinden und kam seinen Verpflichtungen als Hofpoet mit wahrem Feuereifer nach. In seinem Theateramte gab er sich anfangs große Mühe; doch erlahmte er rasch, da er sich überzeugte, daß die Vorliebe seines Herren für die Bühne nicht mehr zurückzurufen sei. Fortan widmete er seine Zeit fast ausschließlich der Chronik. Diese war nach seiner Einkerkerung noch eine Zeit lang zu Gunsten der Familie von einigen Freunden weitergeführt worden und hatte dann ganz aufgehört. Jetzt lebte sie wieder auf und erschien unter herzoglichem Schutz in der akademischen Druckerei, die eine hübsche Summe Geldes dabei verdiente, zunächst als „Vaterländische Chronik", seit Anfang 1790 als „Chronik" schlechtweg. Der kürzere Titel entsprach den thatsächlichen Verhältnissen, insofern mit dem Beginne der Revolution die französischen Ereignisse den breitesten Raum in dem Journal einnahmen. Die bei der zunehmenden Verwicklung der politischen Lage doppelt schwierige Redaktion zog ihm Widerwärtigkeiten aller Art zu. Davon abgesehen, führte Schubart in Stuttgart ein angenehmes Leben. Sein schönstes Glück fand er im Kreise der Familie, für die er nun einen wirklich guten Gatten und Vater abgab. Frau Schubart war jetzt nachsichtig genug, ihn in seinen Liebhabereien nicht zu stören. Denn trotz seinen religiösen Errungenschaften, denen er treu blieb, fröhnte er wieder leiblichen Genüssen, die er sich vermöge seiner stattlichen Einkünfte besser, als früher, leisten konnte. Er that sich in den Stuttgarter Wein-

häusern gütlich in Gesellschaft seines „Falstaff“, des Schieferdeckers Leopold Baur, und anderer lustiger Kumpane. Diese Lebensweise zerrüttete vollends seine durch die lange Gefangenschaft ohnehin stark angegriffene Gesundheit. Ein Verdruß wegen der Chronik im März 1791 setzte ihm hart zu. Er litt den Sommer über unter melancholischen Anwandlungen. Im Herbst wurde er dann von einem Schleimfieber ergriffen, das ihn am 10. Oktober 1791 dahinraffte.

So weit die Meinungen über Schubart im einzelnen auseinandergehen, so lautet doch das Urteil über die Gesamtheit seiner Persönlichkeit übereinstimmend: ein genial und original veranlagter Mensch, der aber zu wenig von Selbstzucht gewußt hat, um seine natürlichen Gaben zu ihrer höchsten Entfaltung zu bringen. Man würde das Wesen Schubarts nur unvollständig erfassen, wenn man sich darauf beschränken wollte, ihn als Dichter und Schriftsteller zu betrachten. War es doch gerade der mündliche Verkehr, worin er sein Bestes zu geben vermochte. Sein Geist sprühte allezeit Witzesfunken und strömte über von glücklichen Einfällen; dabei steckte in ihm ein überwältigender Drang, sich mitzuteilen, sich hören und bewundern zu lassen, ein Drang, den er ebenso gern im Wirtshause vor einem ungebildeten Publikum als an den Tafeln der Großen befriedigte. Wie verstand er zu reden, zu erzählen, zu scherzen! Wie wußte er lustige Stegreifverse und launige Epigramme zu improvisieren! Freilich war der Ton, den er anschlug, oft grob, und seine Gefühlsergüsse gingen, zumal nach reichlichem Weingenusse, gern in heftige Schimpfereien über. Er wäre vermutlich ein bedeutender Volksredner geworden, wenn seine feurige und urkräftige Beredsamkeit Gelegenheit zur berufsmäßigen Ausbildung gehabt und sich nicht vorwiegend an seine Kneipkameraden gewandt hätte. Auch als Deklamator und Rhapsode erregte er Bewunderung. Die Wirkung seines Vortrages erhöhte ein charakteristisches Mienen- und Gebärdenspiel. Endlich waren seine musikalischen Anlagen ganz außerordentlicher Art, obschon auch hier, wie auf allen Gebieten, seine Leistungen mehr den Stempel eines genialen Naturalismus, als den systematisch durchgebildeten Künstlertumes trugen. Als Komponist gelang ihm darum nur hin

und wieder ein glücklicher Wurf; als Virtuos auf dem Flügel und der Orgel riß er die Hörer allenthalben zu Entzücken hin. Eine so seltene Vereinigung der verschiedenartigsten Talente mußte seine Gesellschaft äußerst genußreich machen. Aber für die Nachwelt ist diese lebendige Wirkung seiner Persönlichkeit verloren gegangen; was wir von ihm haben, ist außer der Kenntnis seines Lebens nur noch das geschriebene Wort.

Als Dichter hat Schubart seinen Ausgang von Klopstock genommen. Er war dessen erster überzeugter Jünger in Schwaben und hat mehr, als irgend ein anderer, dazu beigetragen, den Geist Klopstockscher Poesie unter seinen Stammesbrüdern zu verbreiten. Aber wenn er auch zeitlebens seiner Begeisterung für den Dichter des Messias treu geblieben ist und diese auf die Vertreter des Hainbundes übertragen hat, so hat er sich doch nicht einseitig einer litterarischen Richtung verschrieben. Vielmehr bewahrte er sich die Unbefangenheit, Wieland und Lessing, Herder und Goethe, Gerstenberg und Bürger gleichzeitig zu bewundern und allen etwas abzulernen. Besonders gut sagte seinem Naturelle die urwüchsige und kraftstrotzende Derbheit der Stürmer und Dränger zu, und so warf er sich von der Ulmer Zeit an dieser Bewegung in die Arme. Zu ihrem glänzendsten Vertreter, dem emporwachsenden Schiller, stand Schubart in doppeltem Verhältnis: nicht nur darf er als sein Vorläufer gelten, sondern er hat sich in seinen späteren poetischen Erzeugnissen auch von dem jüngeren Landsmanne beeinflussen lassen. Während Schubart in allen diesen Beziehungen mehr oder weniger abhängig erscheint, muß ihm in einem Stück das Recht der Priorität eingeräumt werden: vor Herder und Goethe hat er für das volksmäßige Lied eine Vorliebe gehegt und es gepflegt, freilich mehr instinktiv und nicht mit dem künstlerischem Bewußtsein jener.

Schon in seinen poetischen Knabenjahren huldigte Schubart gleichzeitig zwei entgegengesetzten Stilarten: der pathetischen, auf die ihn das Vorbild Klopstocks hinwies, und der naiven, zu der ihn die innere Neigung zog. In Nördlingen dichtete er Volkslieder, die nach seinem eigenen Zeugnis auf mancher Schneidersherberge gesungen wurden, und in Nürnberg Preußenlieder, die unter den Anhängern des großen Friedrich weite Verbreitung fan-

den; daneben lief eine hochtrabende Nänie auf das Erdbeben von Lissabon und Aehnliches her. Diese Abwechslung gefiel ihm sein ganzes Leben hindurch. Fülle der Kraft und das Vermögen wuchtiger Rhetorik brachte er unleugbar für die höhere Lyrik mit; in der Fürstengruft, jener fürchterlichen Abrechnung mit den Tyrannen, feiern die genannten Eigenschaften ihren schönsten Triumph. Aber seine meisten Oden und Hymnen sind schwülstig und aufgedunsen, grell in der Farbengebung, überladen im Ausdruck. Oft ist der Ton, den er anstimmt, zu hoch, als daß er auf die Dauer festgehalten werden könnte, und schlägt in triviale und prosaische Redeweise um. Selbst die gefeiertsten Stücke, wie die lyrische Rhapsodie vom ewigen Juden und der Hymnus auf den alten Fritz, der ihm die Freiheit eintrug, entsprechen in ihrer gewaltsamen Erhabenheit unserem Geschmacke nicht mehr. Schubarts volksmäßige Lieder muten dagegen heute noch frisch an. Jene glücklichen Versuche aus der Nördlinger und Nürnberger Gymnasistenzeit sind leider verloren gegangen, wie er denn überhaupt sein geistiges Eigentum in fast beispielloser Weise verschleuderte. Aus späteren Perioden hat sich aber mancherlei in dieser Tonart erhalten. Schubart liebte den Umgang mit dem niederen Volk und suchte es gern an Orten und in Lagen auf, wo es sich ganz natürlich und ungezwungen gab. So fand er für die Stimmungen und Empfindungen der geringen Leute den richtigen Ausdruck. Namentlich sind seine schwäbischen Bauernlieder hübsch; sie erbringen den Beweis, daß man ländliche Kreise auch ohne Dialekt poetisch abschildern kann. Mitunter ist es Schubart geglückt, in ernsten Gedichten sein gewöhnliches Pathos auf einen schlichten und natürlichen Ton herabzustimmen, und gerade solche Stücke, in denen gewissermaßen zwei Stilarten einheitlich verschmolzen sind, gehören zum Besten, was er geleistet hat. So ist in dem berühmten und noch heute volkstümlichen Kapliede die Handlung ganz in die Sphäre des Gemütlichen gezogen und der politische Horizont nur indirekt durch die sanft elegische Stimmung des Ganzen angedeutet. Verschiedene ergreifende Seufzer aus dem Kerker, rührende Ansprachen an Weib und Kinder, auch einige geistliche Lieder gehören zu dieser Gruppe.

Von einer ebenmäßig fortschreitenden Entwicklung kann bei Schubarts Poesie die Rede nicht sein: in allen Perioden seines Lebens läuft Gutes, Mittelmäßiges und gänzlich Mißlungenes durcheinander. Doch bedeutet die Asperger Zeit den Höhepunkt seines Schaffens. Denn hier, wo er innere Einkehr hielt, verstärkte sich sein Gefühlsleben, hier zogen ihn keine weltlichen Zerstreuungen vom Verkehre mit der Muse ab. Sein übriger bewegter Lebenslauf war der Entfaltung seiner Dichtergaben nicht günstig; seine meisten Erzeugnisse lassen die innere Sammlung vermissen. Sein lebensvolles und überschäumendes Naturell, das seinen persönlichen Verkehr so anziehend machte, kommt auch in den Gedichten zum Vorschein, aber nicht immer zu ihrem Vorteil. Es sind meist nur Kinder des Augenblickes, plötzlichen Eingebungen und Stimmungen entsprungen. Einbildungskraft und Empfindung überwiegen bei Schubart Willen und Verstand. Besonders unangenehm macht sich der Mangel an gereinigtem Geschmack und feinem Takte fühlbar. So hat er nur selten planvoll angelegte und völlig durchgebildete Kunstwerke zu schaffen vermocht. Manchmal fielen Erfindung und Gestaltung in seinem Kopfe zusammen, und das war die beste Bürgschaft des Gelingens. Alles kam bei ihm auf den ersten Wurf an; zu langem Prüfen und Wählen, zu sorgfältigem Glätten und Feilen fehlte ihm die Beharrlichkeit. Vorzüglich verstand er dagegen, Versmaß und Rhythmus zu treffen, wie sie zum Inhalte paßten; sein musikalisches Talent wies ihm dabei die richtigen Wege. Auch den Reim handhabte er mit natürlichem Geschicke.

Schubart hat alle Gattungen der Lyrik fast gleichmäßig gepflegt. Seine lange Kerkerhaft und die damals erfolgte Bekehrung zum positiven Christentume haben es mit sich gebracht, daß bei ihm die geistlichen Gedichte einen breiten Raum einnehmen. Uebrigens hat er schon in früheren Perioden fromme Lieder verfertigt. Die religiösen Ergüsse Schubarts sind an Wert sehr ungleich: teils frostig und erzwungen, teils warm empfunden und echt poetisch. Diejenigen, welche die Erlebnisse seines Inneren und den Zustand seines Gemütes widerspiegeln, übertreffen die dogmatischen Gedichte. Eigentliche Kirchenlieder, die in Gesangbücher übergegangen sind, hat er nur in beschei-

dener Zahl geschaffen. Die patriotischen, politischen und Zeitgedichte mehren sich namentlich seit der Begründung der deutschen Chronik. Die Erzählungen, Legenden und ähnliche Sachen lesen sich desto angenehmer, je mehr sie sich dem ungekünstelten Tone mündlichen Vortrages nähern. Die Epigramme sind im einzelnen nicht ohne derben Witz, im ganzen von geringer Bedeutung. Unter den eigentlichen Liedern spielen die Liebeslieder keine hervorragende Rolle. Daß sich unter Schubarts Gedichten zahlreiche Gelegenheitsstücke im engeren Sinne finden, versteht sich bei der Art seiner Begabung von selbst. Die harmlosen Improvisationen an Verwandte, Freunde und Bekannte, wie er sie in geselligen Kreisen zu spenden oder in seine Briefe einzustreuen liebte, verdienen den Vorzug vor den bestellten und bezahlten anspruchsvolleren Machwerken, die meist nicht viel mehr als Phrasengewebe und überdies ein bedenkliches Zeugnis von mangelhafter Selbstachtung sind. Die Prologe und Epiloge auf Namens- und Geburtstage Herzog Karl Eugens oder Franziskas, worin der auf seine Würde allzu wenig bedachte Dichter seine Peiniger, sogar vom Asperg aus, in überschwenglichen Tiraden gepriesen hat, machen ebenso wie die Verherrlichungen des toten Rieger einen geradezu widerlichen Eindruck.

Schubarts poetisches Wirken blieb in der Hauptsache auf die Lyrik beschränkt. Was er für das Theater schrieb, Operntexte, Festspiele und dergleichen, war eben nur Gelegenheits- und Gefälligkeitsware, wovon sich das meiste, namentlich die Leistungen für Riegers Soldatenbühne auf dem Asperg, nicht einmal erhalten hat. Die Kunst, umfangreiche Stoffe nach den Gesetzen der Logik zu gliedern und zu ordnen, war ihm so wenig gegeben, als die Ausdauer, welche die Ausarbeitung größerer Werke erfordert. So kam er selten über den ersten Anlauf hinaus, und seine Epen blieben nur Pläne oder höchstens Fragmente.

Die Bedeutung der litterarischen Persönlichkeit Schubarts beruht nun aber nicht allein auf seinen poetischen Leistungen, sondern ebenso gut auf seiner Prosaschriftstellerei. Auch hier liegt seine Stärke nicht in umfassenden zusammenhängenden Werken; selbst seine bekannteste größere Schrift, die „Schubarts Leben und Ge-

finnungen" betitelte Autobiographie, im Zustande geistiger Unfreiheit abgefaßt, ist als Ganzes mangelhaft und befriedigt nur in einzelnen Teilen. Vielmehr gibt er in denjenigen Gattungen der Prosa, welche am wenigsten systematische Darstellung verlangen und der mündlichen Rede am nächsten kommen, sein Bestes. Er ist ein vorzüglicher Briefschreiber, er steht als Publizist und Journalist auf einer Achtung gebietenden Höhe. Namentlich hat er als Herausgeber und hauptsächlicher Verfasser der Chronik eine gemeinnützige und fruchtbringende Thätigkeit entfaltet. Es ist ihm gelungen, Bildung in weite Kreise des deutschen Südens zu tragen und bei seinen Zeitgenossen Teilnahme am politischen und geistigen Leben der Gegenwart zu wecken. Den höchsten Anforderungen blieb er freilich auch auf diesem Felde viel schuldig. Seinem Wissen gebrach die Gründlichkeit und Gediegenheit, seiner derb zufahrenden Art die Besonnenheit. Er zeigte sich vielfach unsystematisch, ungleichmäßig, widerspruchsvoll. Er ließ zu sehr seinen rhetorischen Neigungen die Zügel schießen. Er urteilte mehr mit dem Herzen, als mit dem Kopf, und ließ sich hauptsächlich in der ästhetischen Kritik gerne zu übertriebenem Lobe hinreißen. Andererseits verfügte er über einen reichen Schatz bunter Kenntnisse, die er sich nicht bloß aus Büchern, sondern auch auf der Wanderschaft und im regen Verkehre mit Menschen jeder Art erworben hatte. So verstand er, über alle Gegenstände zu reden. Er schrieb litterarische und ästhetische, kunstgeschichtliche und musikalische Artikel, er lenkte die öffentliche Aufmerksamkeit auf Männer von Verdienst, er belehrte sein Publikum über politische und soziale Fragen, unterhielt es mit kleinen moralischen Erzählungen und rührsamen Anekdoten. Seine meisten Aufsätze sind kurz und schlagkräftig, volkstümlich und gemeinverständlich geschrieben, frei von Gelehrtenlangeweile und staubiger Schulweisheit. Nirgends verleugnen sie das frische, saftige, urwüchsige, kampfesfrohe Naturell ihres Autors. Aber auch in der Form ist Schubarts Prosa nicht sorgfältig ausgeglichen und sauber durchgebildet. Pflegte er doch seine Chronikartikel im Wirtshause zu diktieren! Bei allem Reichtum und aller Originalität seines sprachlichen Ausdruckes läßt er die zuverlässige grammatikalische Korrektheit vermissen. Manchmal ist sein Stil auch geschmack-

los überladen, namentlich seit der Rückkehr vom Asperg, und in dieser letzten Lebensperiode steht seine Prosa überhaupt nicht mehr auf der früheren Höhe.

Die Tendenzen, die Schubart mit seiner publizistischen Thätigkeit verfolgte, waren durchaus rühmlich. Er predigte einfache Lebensart und gute Sitte: Tugenden, deren Wert er zu schätzen wußte, wenn er selbst sie auch nicht immer ausübte. Er schwärmte für Menschenbeglückung, er trat für Recht und Freiheit ein, er strafte die kleinen deutschen Despoten, aber hütete sich, das Volk aufzureizen. Er glühte für die großen Bestrebungen und Errungenschaften der französischen Revolution, aber er hatte Einsicht genug, die Bewegung nicht nach Deutschland verschleppen zu wollen. Revolutionäre Gelüste lagen ihm ferne, vielmehr wußte er die staatliche und polizeiliche Ordnung sehr zu schätzen. Er trug in seiner Weise zur Aufklärung der Massen bei; die nüchterne Aufklärung als litterarische Richtung war freilich nicht nach dem Sinne des phantasievollen Mannes, der seit seiner Bekehrung sogar der kirchlichen Reaktion das Wort redete und dem Aberglauben Opfer brachte. Vor allem aber stach die Chronik durch ihre echt deutsche Haltung hervor. Schubarts warmblütiger Patriotismus erschöpfte sich nicht in deutschtümelnder Bardenspielerei, wie sie sonst Klopstocks Nachtreter liebten, war vielmehr von praktischer Bedeutung. Jede Gelegenheit benützte er, für deutsche Gesinnung zu eifern, seinen Landsleuten nahe und ferne Beispiele von Tüchtigkeit vorzuhalten, aber sie vor Nachäfferei fremder Modethorheiten zu warnen. Schubart hat den Traum von der künftigen Macht und Herrlichkeit des Vaterlandes schon hundert Jahre vor der Erfüllung geträumt. Er hat zeitlebens und oft unter schwierigen Verhältnissen, so viel in seinen Kräften stand, an der Stärkung und Vertiefung des deutschen Nationalbewußtseins mitgewirkt, und das soll ihm ewig unvergessen bleiben.

Von Schubart in seinen poetischen Neigungen bestärkt wurde der Memminger Hutmacher Christoph Städele (1744—1811), der sein Gewerbe aufgab und sich bis zum Schulmeister in seiner Vaterstadt emporschwang. Er lieferte zu der Schubartschen Chronik und verschiedenen Almanachen Beiträge, gab aber auch selbständig 1779

ein Singspiel „Rinald", 1782 eine Sammlung Gedichte und sonstiges heraus, wobei er seine Leier gern auf einen möglichst hohen Ton stimmte. Auch manche Katholiken verschmähten es nicht, von dem protestantischen Klopstock Anregungen zu empfangen. Thaddäus Plazzary (1746—1789) aus der Reichsstadt Dillingen, Jesuit, zuletzt Gymnasiallehrer in Biberach, veröffentlichte unter anderem 1786 „Christusgesänge für Christusfreunde" und 1787 „Gedichte zur Ehre der Tugend und Freundschaft". Joseph Sebastian von Rittershausen (1748—1820) aus Immenstadt im Allgäu, Mitglied des Theatinerordens in München und später geistlicher Rat daselbst, entfaltete eine vielseitige litterarische Thätigkeit. Er verfertigte geistliche Dichtungen und Dramen, gab Zeitschriften heraus, schrieb über Kunstgeschichte und andere Gegenstände. Der österreichische Piarist Johann Siegfried Wiser (1752—1810) aus Günzburg richtete sogar 1777 eine „Ode an Klopstock" und unternahm in Gemeinschaft mit seinem um ein Jahr älteren, gleichfalls dem Orden der frommen Schulen angehörigen Bruder Otto Wiser, der gelegentlich auch dichtete, eine freilich niemals im Druck erschienene lateinische Uebersetzung der Messiade.

In Altwürttemberg ließ sich Georg Friedrich Gaus (1747 bis 1777) aus Ebhausen (O.A. Nagold), Garnisonprediger zu Stuttgart, einer der Mitarbeiter des schwäbischen Magazines, von Klopstock beeinflussen. Namentlich aber fand hier der Sänger des Messias talentvolle Nacheiferer an zwei Jünglingen, die das gemeinsame Schicksal eines vorzeitigen Todes gehabt haben, an Thill und Hartmann. Johann Jakob Thill, am 22. Dezember 1747 in Stuttgart geboren, in den Klosterschulen zu Blaubeuren und Bebenhausen und dann im Tübinger Stifte herangebildet, wurde nach Beendigung seiner Studien Vikar seines Vaters in Großheppach (O.A. Waiblingen), wo er am 31. März 1772 einer im Dorfe wütenden Seuche erlag. Thill ist zu Lebzeiten nicht als Dichter hervorgetreten, hat sich aber mit großen Plänen für die Zukunft getragen. In seinem Nachlasse fanden sich zahlreiche Gedichte, Entwürfe zu größeren poetischen Werken, namentlich zwei historische Schauspiele in Prosa „Hermanns Tod" und „Der Entsatz von Wien", Materialien zu ästhetischen und sonstigen wissenschaftlichen

Arbeiten. Nach den veröffentlichten Proben zu schließen, war Thill ein entschiedenes dichterisches Talent. Er betont im Anschluß an Klopstock stark das vaterländische Element, wie später Hartmann, ist aber weniger gespreizt, als dieser, bleibt einfacher und natürlicher, weil er nicht von vorzeitiger Geniesucht geplagt ist. Seine Oden sind von Schwung und kräftiger deutscher Gesinnung erfüllt, seine munteren Lieder zeigen Empfindung und leichten Fluß.

Im Gegensatze zu Thill war Gottlob David Hartmann frühzeitig eine öffentliche Rolle zu spielen eifrig bestrebt. Am 2. September 1752 zu Roßwag a. d. Enz (O.A. Vaihingen) als Schullehrerssohn geboren, fühlte er sich in den engen und strengen Verhältnissen des Vaterhauses ebenso wenig wohl, als später in den niederen Seminarien zu Blaubeuren und Bebenhausen und seit Herbst 1771 im Tübinger Stifte. Der humanistische Zopf und die theologische Gelehrsamkeit waren ihm gleichermaßen zuwider. Klopstock und die neue Poesie, daneben philosophische, geschichtliche und germanistische Wissenschaft waren mehr nach seinem Geschmack. Er brannte vor Verlangen, in der deutschen Litteratur mitreden zu dürfen. In seinem Hirne kreuzten sich die großartigsten Pläne, die einander immer wieder, ehe sie zur Ausführung kamen, verdrängten. Hartmann fühlte sich ganz als Originalgenie, aber von den Extravaganzen in der Lebensführung, die sich solche sonst zu leisten pflegen, hielt er sich fern: er war nichts weniger als frivol, vielmehr durch und durch moralisch, fromm in seiner Weise und tugendstolz. So stieß ihn Schubart, mit dem er in Ludwigsburg zusammentraf, trotz gemeinsamer Begeisterung für Klopstock seiner sinnlichen Natur wegen ab. Zu Huber dagegen sah Hartmann als zu einem Ideal empor, und er schätzte sich glücklich, in Tübingen die Freundschaft und den Rat des würdigen Mannes genießen zu dürfen. Litterarische Beziehungen nach allen Seiten hin anzuknüpfen, war überhaupt sein Stolz; besonders eifrig war sein Briefwechsel mit dem alten Bodmer und Lavater. Er besuchte die beiden Spätjahr 1773 in Zürich, wo er die glücklichsten Wochen seines Lebens verbrachte. Als Dichter trat Hartmann in verschiedenen Almanachen hervor; seine Jahresfeiern ließ er als Einzeldrucke erscheinen. 1773 gab er eine ziemlich umfangreiche moralphilosophische Prosaschrift „So-

phron oder die Bestimmung des Jünglings für dieses Leben" heraus, worin das im Titel angegebene Thema nach eigenen Erfahrungen und Stimmungen unter scharfen Ausfällen gegen das heimische Schulwesen erörtert ist. 1774 folgten „Litterarische Briefe", nebenher wurde emsig für verschiedene Blätter rezensiert. Schon begann man den Namen des vorwärts Stürmenden in Deutschland zu nennen und auf seine Zukunft frohe Hoffnungen zu bauen. Man kann sich denken, daß die Stiftsvorgesetzten, denen die Musen nach wie vor ein Greuel waren, nicht eben freundlich zu Hartmanns Treiben sahen. Dieser fühlte sich im Seminare vereinsamt, eingeengt, beargwöhnt und konnte sich mit seiner theologischen Bestimmung durchaus nicht versöhnen. So war es eine glückliche Lösung, daß ihm Freunde einen Ruf als Professor der Philosophie an das neu gegründete akademische Gymnasium zu Mitau in Kurland verschafften. Im April 1774 machte er sich auf die Reise; unterwegs suchte er eine Reihe litterarischer Größen auf: Goethe in Frankfurt, Wieland in Weimar, Nicolai und Mendelssohn in Berlin, Kant in Königsberg. In Mitau erwarteten ihn eine geachtete, ehrenvolle Stellung und angenehme äußere Lebensbedingungen; nur zog ihn der Verkehr mit dem kurländischen Hof und Adel zu sehr von seinen geliebten Studien ab. Aber Hartmann war bereits am Ende seiner kurzen Laufbahn angelangt. Seine in ruhelosem Vorwärtsdrängen und übermäßiger geistiger Arbeit erschöpften Kräfte hielten den Stürmen eines hitzigen Fiebers, das ihn im zweiten Herbste seines Mitauer Aufenthaltes ereilte, nicht stand: er verschied am 5. November 1775.

Hartmann, dessen früher Tod nicht bloß innerhalb seinem engeren Heimatlande lebhaft beklagt wurde, hat trotz heißem Bemühen keine dauernden Spuren in der deutschen Litteratur zurückgelassen. Es war ihm nicht beschieden, aus Sturm und Drang zu Klärung und Reife sich durchzuarbeiten. Die Frage, ob er wohl bei längerem Leben das hochgesteckte Ziel seines Ehrgeizes erreicht hätte, muß unbeantwortet bleiben. Mit geistigen Gaben war er von der Natur reich bedacht worden. Sein poetisches Talent war durchaus auf das Erhabene und Pathetische gerichtet; Tändeleien waren ihm zuwider; den Reim that er in Acht und Bann.

Aber auch den einfachen Liederton hätte er schwerlich je getroffen. Er war im Grunde genommen aus sprödem Stoffe, Naivetät und Sinnlichkeit gingen ihm völlig ab. Bei solcher natürlichen Veranlagung konnte es nicht ausbleiben, daß er in den Bardenchor, zu dem Klopstocks vaterländische Poesie ausgeartet war, miteinstimmte. Die Gesänge, die er als Barde Telynhard preisgab, sind nichts als Erzeugnisse einer schwülstigen und frostigen Rhetorik. Wärmer wird er da, wo er die Harfe zum Preise bewunderter Vorbilder, wie Hubers und Eberhard von Gemmingens, ergreift. Seine eigentümliche Erfindung sind die Jahresfeiern, worin er rückblickend sich in Betrachtungen über das vergangene Jahr versenkt und Zeitereignisse und persönliche Erlebnisse ineinander fließen läßt. Seinen patriotischen Empfindungen und deutschtümlichen Gesinnungen, seiner Begeisterung für Freiheit und Bürgertugend, seinem Hasse gegen Tyrannei und Völkerkrieg verleiht er beredten und feurigen Ausdruck. Bereits werden da die Saiten gerührt, die Schiller später voller erklingen ließ. Vieles ist freilich auch hier gespreizt, aber an einzelnen Stellen ist das Bestreben des Dichters, schlichter und natürlicher zu werden, doch unverkennbar. Der unangenehmen Eigenschaft, seiner Person übertriebene Wichtigkeit beizumessen und sie in den Mittelpunkt seines Dichtens zu stellen, hätte er sich wohl mit der Zeit am leichtesten entäußert. Denn sein Geschmack begann sich immerhin zu läutern. So wandte er sich schließlich in Begeisterung dem Dichter des Werther zu, den er anfangs mit einem teilweise wohl von kindischer Eifersucht eingegebenen Hasse verfolgt hatte, und lernte Herder schätzen. Mit diesem begegnete er sich in seinen geschichtphilosophischen Studien: Hartmann bereitete nichts Geringeres, als eine Geschichte der Menschheit, vor. Es ist wohl denkbar, daß er bei längerem Leben mehr als Prosaschriftsteller, denn als Poet, geglänzt hätte. In seinem Sophron wie in seinen sonstigen prosaischen Arbeiten zeigt er sich trotz großer Unreife, die durch seine Selbstüberhebung in noch grellere Beleuchtung gerückt ist, als einen philosophisch angelegten Kopf und gewandten Stilisten.

Zu den feurigsten Verehrern Klopstocks gehörte eine Schar von Jünglingen, die gleichzeitig zu Göttingen studierten und in

einer Stunde der Begeisterung am 12. September 1772 einen „Hain“ benannten Freundschaftsbund stifteten, zu dessen Beschützer sie eben den Dichter des Messias erkürten, und zu dessen Losung die Pflege der nationalen Poesie im Gegensatze zu Wielands französischer Richtung erhoben wurde. Schon ein paar Jahre vorher war aus Göttinger Dichterkreisen unter der Leitung Boies ein Almanach hervorgegangen, der mit dem gleichfalls auf 1770 in Leipzig erstmals erschienenen „Almanach der deutschen Musen“ in Nachahmung des seit 1765 bestehenden Pariser „Almanac des Muses“ eine Form poetischer Publikation eröffnete, die in den nächsten Jahrzehnten sich außerordentlicher Beliebtheit in ganz Deutschland zu erfreuen hatte. Ursprünglich mehr Anthologien schon gedruckter als Sammlungen neuer Erzeugnisse, brachten es die Almanache rasch dahin, daß sich die vornehmsten Dichter gern ihrer bedienten, um ihre Schöpfungen bekannt zu geben. Bald wollte jede Provinz, jede Stadt eine Blumenlese, einen poetischen Kalender, ein Taschenbuch haben, jeder Autor an der Spitze eines solchen Unternehmens stehen. Das einemal wurden nur Verse, ein andermal nur Prosa, im dritten Fall eine Mischung von beidem geboten; dieses Büchlein war nur von wenigen oder gar nur von einem Schriftsteller abgefaßt, jenes suchte mit einer möglichst stattlichen Anzahl von Namen zu prunken. Es entstanden Spezialalmanache nicht nur für dichterische Gattungen, sondern auch für wissenschaftliche Disziplinen. Alle suchten ihren Reiz durch Beiwerk von Bildern zu erhöhen, deren Güte das Schicksal des betreffenden Kalenders oft stark beeinflußte. Der Göttinger Musenalmanach behauptete sich unter verschiedenen Redaktionen längere Zeit. Die Jahre seines Glanzes fielen mit der Blüte des Hains zusammen, dessen Mitglieder ihm ihre Gedichte zur Verfügung stellten. Zu den Stiftern des Bundes gehörten auch zwei junge Schwaben, Johann Martin Miller und Gottlob Dietrich Miller, Vettern und beide Söhne der Reichsstadt Ulm. Gottlob Dietrich (1753—1822), der 1771—1774 in Göttingen Rechtsgelehrsamkeit studierte, war als „Bardenhold“ Schriftführer des Hains, trat aber poetisch niemals hervor; er vergaß bald seine Jugendideale und kam als Justizbeamter zu Würden. Dagegen war der Name

Johann Martin Millers eine Zeit lang in aller Mund. Er hatte am 3. Dezember 1750 als Pfarrerssohn das Licht erblickt. Die Knabenjahre verbrachte er im Städtchen Leipheim a. d. Donau, die ersten Jünglingsjahre wieder in Ulm als Schüler des akademischen Gymnasiums. Schon damals reimte er fleißig und versuchte sich sogar in Dramen. Herbst 1770 begab er sich zum Studium nach Göttingen, wo er vier Jahre lang unter dem Bundesnamen „Minnehold" für Freundschaft und die sonstigen Ideale des Hains schwärmte und den Almanach aus seinem frisch sprudelnden Liederquelle speiste. Im Wintersemester 1774/5 setzte er wider seinen Willen die Studien in Leipzig fort, lebte dann eine Zeit lang in Hamburg mit Klopstock zusammen, machte eine Rundreise zu den verschiedensten deutschen Dichtergrößen, besuchte im Herbst 1775 Zürich, wo er sich mit Lavater befreundete. Nach der Heimkehr bestand er in Ulm sein Examen, und nun erwartete ihn an Stelle des dithyrambischen Treibens das nüchterne Amt eines Vikars und Gymnasiallehrers. Die lyrische Ader versiegte ziemlich rasch; er warf sich dafür auf die Prosaschriftstellerei und Romandichtung, die ihm zu großen Triumphen und zu einer gefüllten Kasse verhalf. Seit 1780 versah er von Ulm aus die ihm übertragene Pfarrei im nahen Jungingen und führte nun eine brave Gastwirtstochter heim, mit der er sich nach allerlei anderweitigen Liebeleien schon vor mehreren Jahren verlobt hatte, und die nach ihrem Tode zwei Nachfolgerinnen erhalten sollte. 1781 wurde er Professor am Ulmer Gymnasium und vereinigte mit diesem Amte seit 1783 das eines Münsterpredigers. Zuletzt stieg er zum geistlichen Rat und Dekan empor. Sein Beruf gab ihm nicht die rechte Befriedigung, er gewöhnte sich allmählich an ein enges Philisterdasein, und nur die Göttinger Erinnerungen bewahrten ihn davor, daß er ganz versauerte. An der Weiterentwicklung der deutschen Litteratur seit den achtziger Jahren hatte er keinen Anteil mehr, obgleich er die alten Freundschaften pflegte und manche neue Bekanntschaften knüpfte; bei seinem Tode, der am 21. Juni 1814 zu Ulm erfolgte, war sein Dichterkranz schon stark verwelkt.

Millers Gedichte findet man in den Göttinger und anderen

Almanachen und in einer 1783 veranstalteten Sammlung. Gleich den übrigen Bundesbrüdern entrichtete er der Klopstockbegeisterung in reimlosen Oden seinen Zoll, deklamierte viel von deutschen Männern und Frauen, donnerte gegen das französische Wesen und verfluchte die Tyrannen — bei ihm lauter erzwungene Stimmungen. Seiner wahren Natur sagten einfache und leichte sangbare Lieder in kunstlosen gereimten Versen weit besser zu, und solche herrschen denn auch unter seiner Lyrik vor. Von seinen Gesellschafts- und Trinkliedern, Freundschafts- und Liebesgesängen sind viele komponiert worden und eine Zeit lang sehr volkstümlich gewesen. Die Liebe namentlich hat Miller aus allen Tonarten verherrlicht. Er steckt seine Liebenden häufig in Bauern- und Hirtenkostüme; die Bauernlieder sind recht frisch und gefällig, wenn auch gar zu idealistisch gehalten. Weniger gelungen sind die Nachbildungen altdeutscher Minnelieder und die Liebesseufzer von Nonnen. Miller singt überhaupt gerne von treuloser und unglücklicher Liebe und wird dabei allzu weichlich, rührsam, thränenreich. Seiner ganzen Poesie haftet etwas Weibisches an. Noch mehr, als in seiner Lyrik, fröhnt er in den Romanen dem Hange zur Empfindsamkeit. Einer von ihnen, die 1776 erschienene Klostergeschichte „Siegwart“, war mit ihrem unendlich höher stehenden Vorbilde, den Leiden des jungen Werther, das gefeiertste Werk der sentimentalen Litteraturepoche. Der Held der Dichtung, der oberschwäbische Amtmannssohn Xaver Siegwart, bestimmt sich frühzeitig selbst für das Kloster, wird aber seinem Vorsatz untreu, da er sich als Student in die Erlanger Hofratstochter Mariane Fischer verliebt und bei ihr Erhörung findet. Der grausame Vater trennt die Liebenden und sperrt die widerspenstige Tochter in ein Kloster. Nun kehrt auch Siegwart zu seinem Mönchsideale zurück. Als Priester findet er nach Jahren die sterbende Mariane wieder und wird bald auf ihrem Grabe von seinen Leiden erlöst. Besser ergeht es einem zweiten Liebespaare, Siegwarts Schwester Therese und seinem vertrauten Freunde, dem jungen Baron Kronhelm, die nach vielen Fährlichkeiten vereinigt werden. Unmännliches Dulden ist der Grundzug dieser Geschichte. Die Hauptpersonen handeln gar nicht oder zweckwidrig. Statt den Schlägen des Schicksales und der Bos-

heit der Welt Widerstand entgegenzusetzen, jammern sie, schmachten den Mond an, schreiben Gedichte und Betrachtungen nieder, flüchten in das Kloster oder in das Kriegsgetümmel, wünschen den Tod herbei, sterben an gebrochenem Herzen. Alles schwimmt in Gefühlen und Thränen. Die Liebe ist eine entnervende Seuche, die wahre Verheerungen anrichtet. Und ein solcher Roman entzückte das gerührte Publikum, bestach die Rezensenten, erlebte zahlreiche Neuauflagen, Uebersetzungen, Nachahmungen! Indessen gab es auch eine Minderzahl, die mit Ernst oder Spott gegen diese Geschmacksverirrung ankämpfte. Siegwart hat sich hauptsächlich durch das Uebermaß seiner Empfindsamkeit, womit er dem Zeitgeschmack entgegenkam, die Herzen erobert; doch ist der Roman nicht ganz ohne wirkliche Vorzüge. Die Darstellung vermag in einzelnen Partien, so in den Abschnitten, welche vom Kloster handeln, den Leser zu erwärmen. Im Gegensatze zu den verschwommenen Hauptfiguren wird das Treiben des alten Kronhelm, eines rohen Landjunkers, in derb realistischen Zügen recht anschaulich geschildert. Ueberhaupt kann man aus der Erzählung das süddeutsche Leben in den letzten Jahrzehnten vor dem Zusammenbruche des alten Reiches nach manchen Richtungen kennen lernen. Auch die übrigen Romane, in denen, wie im Siegwart, eigene Erlebnisse und persönliche Beziehungen des Verfassers stark und oft recht taktlos verwertet sind, liefern einige kulturhistorische Ausbeute; sonst ist ihnen nichts Gutes nachzusagen. Mit der breiten und öden 1780 vollendeten „Geschichte Karls von Burgheim und Emiliens von Rosenau" litt Millers episches Produktionsvermögen gänzlichen Schiffbruch. Es reichte dann gerade noch zu ein paar kleinen moralisierenden Schriften und zuletzt 1786 zu einem trivialen „Buch für Handwerker und Leute aus dem Mittelstand", betitelt „Die Geschichte Gottfried Walthers, eines Tischlers, und des Städtchens Erlenburg", aus, und in der Folge bereicherte Miller die Litteratur nur noch mit Predigtsammlungen.

Unter den auswärtigen Mitarbeitern des Göttinger Almanachs befand sich noch ein weiterer Schwabe, der am 30. November 1744 im öttingischen Schloß Wallerstein geborene Karl Ludwig von Knebel. Er stand 1765—1773 als Offizier in Potsdam und wurde 1774

Erzieher des Prinzen Konstantin von Sachsen-Weimar. In demselben Jahre geschah es, daß er auf einer Reise nach Paris, wohin er seinen Zögling und dessen älteren Bruder, den Erbprinzen Karl August, zu begleiten hatte, in Frankfurt jene folgenreiche Bekanntschaft zwischen letzterem und Goethe vermittelte. Nachdem die Erziehung des Prinzen Konstantin vollendet war, lebte Knebel als pensionierter Major vorzugsweise in Jena, wo er am 23. Februar 1834 verschied. Schon als junger Offizier hatte er mit der Litteratur Fühlung gehabt und war mit poetischen Versuchen hervorgetreten, aber erst als Glied des Weimarer Musenhofes gelangte er zu Ansehen. Er war freilich mehr ein würdiger Teilnehmer an geistigen Genüssen, als eine produktive Natur. Dichterische Phantasie und schöpferische Kraft gingen ihm ab; dagegen hatte er ein feines Gefühl für klassische Formen. Das Beste leistete er als sorgfältiger Uebersetzer, namentlich des Properz und Lukrez. Seine eigenen geglätteten Verse veröffentlichte er in Almanachen und Zeitschriften, auch in Form kleiner Bücher (so 1815 „Sammlung kleiner Gedichte", 1826 ein Heft „Lebensblüthen"). Er pflegte besonders das Gebiet der Gedankendichtung und verwendete fast ausschließlich antike reimlose Metren. Elegien und Epigramme in Distichen nach dem Vorbilde Goethes und Schillers glückten ihm am ehesten.

In den ersten Jahrzehnten unserer klassischen Litteraturperiode stand unter Gellerts und Klopstocks Einfluß die religiöse Dichtung im Vordertreffen, während sie im weiteren Verlauf, als Wieland und Lessing, Goethe und Schiller die Uebermacht gewannen, ganz zurückgedrängt wurde. Aber auch schon durch die Einwirkung jener Dichter, die aus innerem Bedürfnis und Ueberzeugung an einem lebendigen Christentume festhielten, bildete sich das eigentliche Kirchenlied in einer seinen Traditionen und Zwecken widersprechenden Weise um. Früher hatte es als Ausdrucksmittel strenger Bibelgläubigkeit oder doch herzlichen Verkehres mit einem persönlichen Gotte gedient: jetzt wurde es zum Moralliede, das die Vernunft auf den Thron der Phantasie erhob und vor allem Uebung in praktischer Tugend einschärfte, oder zum religiösen Naturliede, das Gott durch die Vermittlung seines Schöpfungswerkes verehrte und in einem

Uebermaße von Empfindung schwelgte. Als sich im letzten Viertel des 18. Jahrhunderts der Sieg der durch die Wolffsche Philosophie emporgekommenen rationalistischen Richtung entschied und die fromme Gläubigkeit der vorhergehenden Epoche fast nirgends mehr anzutreffen war, verfiel die religiöse Lyrik, den Talenten dritten Ranges überantwortet, vollends in nüchterne Lehrhaftigkeit und frostiges Pathos. Wie der Gehalt mußte sich auch die Form der Kirchenlieder dem Zeitgeschmacke fügen. Man wollte die modernen ästhetischen Errungenschaften auch auf diesem Gebiete zur Geltung bringen, und so wurde die schlichte und naive Bibelsprache, die dem allgemeinen Verständnis angepaßt war, mehr und mehr durch eine feinere und vornehmere, aber eben nur den Gebildeten geläufige Ausdrucksweise ersetzt. Und während die Gegenwart also ihr volles Recht in Anspruch nahm, verkümmerte sie der Vergangenheit das ihrige. Man begann die alten Lieder im neuen Zeitgeschmack umzudichten, durch welche angeblichen Verbesserungen die meisten ihre ursprüngliche Kraft einbüßten. Kein Geringerer, als Klopstock, hatte das Beispiel zu solcher Pietätslosigkeit gegeben. Die veränderten Texte gingen in neu gefertigte Gesangbücher über und wurden so den christlichen Gemeinden zum Gebrauch aufgenötigt.

Württemberg war das Paradies der Pietisten noch zu einer Zeit, da sich diese kirchliche Richtung in den übrigen Teilen des Reiches überlebt hatte. Herzog Karl Eugen duldete sie, ja begünstigte sie mittelbar, insofern er seinen Unterthanen die Freude am irdischen Dasein erschwerte. Noch in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts gab es eine beträchtliche Schar pietistischer Dichter im Lande. Zu den im vorigen Kapitel genannten gesellten sich namentlich die beiden Moser und Rieger. Johann Jakob Moser, auch auf hymnologischem Gebiete thätig, entfaltete als Liederdichter eine außerordentliche Fruchtbarkeit, zumal während seiner Gefangenschaft auf dem Hohentwiel. 1766/7 veranstaltete er eine zweibändige Ausgabe von 1190 Stücken, die zwar von echter Frömmigkeit durchdrungen, aber poesielos und in der Form ungelenk sind. Friedrich Karl von Moser begnügte sich mit einer bescheidenen Anzahl sorgfältiger durchgearbeiteter Lieder, die er in zwei kleinen Sammlungen niederlegte. Philipp Friedrich Rieger (1722—1782) aus Stuttgart,

der vom Grafen Montmartin gestürzte Günstling Karl Eugens, später wieder zu Gnaden angenommen und als Festungskommandant auf Hohenasperg mit dem Titel eines Generalmajors verstorben, trug schon in den Tagen des Glückes eine äußerliche Frömmigkeit zur Schau, die, solang er in seinem Hohentwieler Kerker schmachtete, sich verstärkte, aber nicht verinnerlichte und zu seiner Hartherzigkeit in widerwärtigem Gegensatze stand. Seine Kirchenlieder sind außer einem Passionsliede verschollen. Als letzte Sänger des älteren württembergischen Pietismus seien Johann Ferdinand Seiz (1738 bis 1793) aus Lombach (O.A. Freudenstadt), Stadtpfarrer in Sindelfingen, und Karl Friedrich Harttmann (1743—1815) aus Adelberg (O.A. Schorndorf), Prediger und Professor an der Karlsschule, dann Pfarrer und Dekan an verschiedenen Orten, erwähnt.

Den bewährten Ton des älteren Kirchenliedes schlug noch ein frommes Fürstenpaar an: Prinz Friedrich Eberhard von Hohenlohe-Kirchberg (1737—1804) und seine Gemahlin Albertina Reata, geborene Gräfin von Castell-Remlingen. Christian Gottlieb Göz (1746—1803) aus Hengen (O.A. Urach), zuletzt Pfarrer in Plieningen (im Stuttgarter Amtsbezirk), von dem in Hohenheim residierenden württembergischen Herzogspaare vertrauten Umganges gewürdigt, fühlte sich von Jugend auf zur Poesie hingezogen, machte viele Gelegenheitsgedichte und gab 1785 „Geistliche Oden und Lieder“ heraus, worin er bibelgerechte Haltung mit den ästhetischen Ansprüchen der Neuzeit zu vereinigen suchte. Von den religiösen Erzeugnissen zahlreicher Dichter der modernen Richtung ist in anderem Zusammenhange schon die Rede gewesen oder wird die Rede noch sein; hier nur noch so viel, daß Lieder von Huber, Schubart, Neuffer und anderen auch in Kirchengesangbücher Einlaß gefunden haben. Johann Georg Angerer (1725—1797) aus Oettingen, Superintendent und Konsistorialrat im öttingischen Marktflecken Harburg, veröffentlichte 1764 „Evangelische Lieder“. Christoph Christian Sturm (1740—1786) aus Augsburg, zuletzt Hauptpastor an der Hamburger St. Petrikirche, erfreute sich intimer persönlicher Beziehungen zu Klopstock, in dessen Bahnen er auch als Dichter wandelte. Er gab eine Anzahl Erbauungsschriften und Liedersammlungen heraus, durch die er seine eigenen Gedichte —

außer Kirchengesängen auch Natur- und Kinderlieder — verbreitete. Johann Leonhard Bäßler (1745—1811), Rektor des Lyzeums seiner Geburtsstadt Memmingen, verfaßte namentlich „Geistliche Lieder für's Landvolk" (1778), von denen etliche in Gesangbücher übergegangen sind. Johann Christoph Heckel (1747—1798) aus Augsburg, Prediger daselbst, ließ unter anderem 1789 „Lieder für leidende Christen" erscheinen und besorgte 1794 im Vereine mit dem Diakonus L. F. Kraus für die evangelischen Gemeinden seiner Vaterstadt eines jener rationalistisch gefärbten und modernisierten Gesangbücher, wie sie damals allerorten aufkamen. Schon vorher hatte das Stündlein des alten württembergischen Gesangbuches vom Jahre 1741 geschlagen. Der einzige, aber energische Vertreter des Rationalismus im damaligen Konsistorium, Georg Friedrich Griesinger (1734—1828) aus Marschalkenzimmern (O.A. Sulz), seit 1766 Geistlicher in Stuttgart und seit 1786 Konsistorialrat, setzte 1791 die Einführung eines neuen Landesgesangbuches durch, das er selbst mit Hilfe des Prälaten Balthasar Sprenger und unter Beiziehung des Dichters Gotthold Stäudlin bearbeitet hatte. Man scheute sich zwar, gar zu radikal vorzugehen; manche alte Lieder, darunter die Luthers, blieben verschont; aber größer noch war die Anzahl derer, welche sich die Umdichtung gefallen lassen mußten oder ganz wegfielen, um durch moderne Erzeugnisse ersetzt zu werden. Dieses Gesangbuch begegnete bei den Württembergern tiefem Mißtrauen und stieß beim Landvolke vielfach auf Widerspruch, ja auf Widerstand, so daß es teilweise den Gemeinden gewaltsam aufgezwungen werden mußte. 1799 erschien zu dem Gesangbuche von 1791 ein im Auftrage des Konsistoriums gefertigtes Choralbuch, und damit war das Werk der Erneuerung des evangelischen Kirchengesanges im Herzogtume Württemberg abgeschlossen.

Herzog Karl Eugen wollte auch für seine katholische Hofkapelle ein Gesangbuch haben, das Benedikt Maria Werkmeister (1745 bis 1823) aus Füssen, 1784—1790 Hofprediger und später Oberkirchenrat in Stuttgart, ganz im rationalistischen Geiste 1784 anfertigte. Derselbe gab 1807 ein weiteres „Gesangbuch bei den Gottesverehrungen der katholischen Kirche zu gebrauchen" heraus. Wie Werkmeister schöpfte auch ein anderer Katholik vorzugsweise

aus dem evangelischen Liederschatz: Joseph Sperl (1761—1837) aus Lauchheim (O.A. Ellwangen), 1817—1820 Direktor des Wilhelmstiftes und Stadtpfarrer in Tübingen, später Pfarrer und Kirchenrat in Dürmentingen (O.A. Riedlingen), der 1800 eine der katholischen Gemeinde zu Nürnberg gewidmete Sammlung „Christliche Gesänge“ erscheinen ließ. Darin stehen auch eigene recht annehmbare Lieder Sperls, von denen manche in evangelische Gesangbücher übergegangen sind.

Sechstes Kapitel.

Romandichtung und Publizistik.

Unter den zahlreichen jungen Talenten, die sich für Klopstock begeisterten und an ihm zu Dichtern heranbildeten, befand sich auch der Schwabe Christoph Martin Wieland. Aber nicht war es seine Bestimmung, das ganze Leben lang in ätherischen Höhen zu schweben: nachdem er den Irrtum seiner Jugend abgeschworen hatte, wurde er der früheste und einer der größten Meister der modernen deutschen Romandichtung in Vers und Prosa. Während der vielgepriesene Messias wie ein einsamer Felsen aus dem Meere ragte und sein gewaltiges Vorbild nichts für die Begründung eines nationalen Epos im großen Stile vermochte, übten Wielands mehr dem Irdischen und Sinnlichen zugewandte Dichtwerke breiten Einfluß auf eine leichtfertigere und flüchtigere Gattung der Epik. Klopstocks Bestrebungen, unseren poetischen Stil zu veredeln, setzte Wieland fort und dehnte sie auf den prosaischen aus. Mögen auch seine übrigen Verdienste um die deutsche Litteratur alle fragwürdig sein, das *eine* große muß ihm unbestritten bleiben: er hat unserer künstlerischen Prosa zuerst aus Schwerfälligkeit und Verworrenheit zu Klarheit und Anmut verholfen.

Die Familie Wieland genoß seit langer Zeit Ansehen in dem oberschwäbischen Reichsstädtchen Biberach. Des Dichters Urgroßvater war dort Bürgermeister gewesen, der Großvater hatte sein Leben als Pfarrer in dem zum Biberacher Gebiete gehörigen Dorf

Oberholzheim (O.A. Laupheim) zugebracht und sein Amt auf seinen Sohn Thomas Adam Wieland vererbt. Diesem und seiner Gattin Regina Katharina Kick, der Tochter eines badischen Offiziers, wurde am 5. September 1733 als zweites von fünf Kindern ein Söhnlein geboren, das auf die Namen Christoph Martin getauft wurde. Schon 1736 ward Vater Wieland nach Biberach versetzt, wo er allmählich zur höchsten republikanischen Kirchenwürde des Seniors vorrückte. Der Knabe erhielt von dem in der Schule des Pietismus groß gewordenen Vater, einem ernsten und steifen Mann, eine streng religiöse Erziehung; doch übte die lebhafte Mutter, zu der sich ein inniges Gemütsverhältnis herausbildete, mildernden Einfluß. Frühzeitig trat seine hohe Begabung zu Tag, und ungewöhnlich rasch entwickelte sich sein für äußere Eindrücke außerordentlich empfänglicher Geist. Im zehnten Jahre las er Vergil und Horaz; schon vom siebenten an machte er zum Verdrusse des Vaters lateinische und deutsche Verse, deren stark angeschwollenen Vorrat er als Student verbrannte. Vom Herbst 1747 bis zum Frühjahr 1749 weilte der junge Wieland in Klosterbergen bei Magdeburg, einer ganz im pietistischen Geiste geleiteten Vorbereitungsanstalt für die Hochschule. Er machte dort in den Wissenschaften tüchtige Fortschritte, las viel und vielerlei ohne Wahl, beschäftigte sich namentlich mit der deutschen Litteratur, vertiefte sich in Klopstock, was ihn aber nicht hinderte, gleichzeitig hinter dem Rücken der Lehrer von Voltaire zu naschen. Ebenso bunt sah es in seiner Seele aus: mystische Anwandlungen wurden von skeptischen Anfechtungen abgelöst, und schließlich pries er sich glücklich, als er Ostern 1749 zum Studium der Philosophie nach der Universität Erfurt übersiedeln durfte. Freilich kam auch jetzt noch keine Klarheit in sein Inneres. Er wohnte bei einem Verwandten, dem Professor Dr. J. W. Baumer, einem Manne von Geist, der seinen Zögling in die philosophischen Systeme einführte und auf Don Quijote aufmerksam machte. Die neu erworbene rationalistische Weltweisheit und die alten pietistischen Grundsätze bekämpften sich in dem Jüngling, auf den indessen der Aufenthalt im Elternhause seit dem Frühjahre 1750 beruhigend wirkte. Aber jetzt sollte er zum erstenmale die Macht der Liebe kennen lernen, und die Liebe

sollte ihn seinem Dichterberufe zuführen. Eine Verwandte Wielands, die um zwei Jahre ältere, fein gebildete und fast gelehrt erzogene Sophie Gutermann, kam nach Biberach, um ihren dort lebenden Großvater zu besuchen. Kaum hatten sich die zwei jungen Schöngeister gesehen, als sie sich auch schon liebten. Er betrachtete das Mädchen nicht nur als seine Verlobte, sondern fand auch an ihr, was vorderhand wichtiger war, eine Vertraute seiner dichterischen Pläne und Hoffnungen. Als er nach einem wonnereichen Sommer seit November 1750 zum Studium der Rechtswissenschaft in der Universitätsstadt Tübingen weilte, verlieh er im fortgesetzten Gedanken an die Geliebte seinen Entwürfen Gestalt und entwickelte plötzlich eine außerordentliche Produktivität. Als sein erstes gedrucktes Werk erschien 1751 ein „Lobgesang auf die Liebe" und noch im selben Jahr ein in Alexandrinern abgefaßtes Lehrgedicht in sechs Büchern „Die Natur der Dinge", worin der Student sein ganzes philosophisches Wissen ausbreitete. 1752 folgten „Zwölf moralische Briefe" in Alexandrinern, „Der Anti-Ovid" in freiem Versmaße, der sich nicht bloß gegen den römischen Dichter, sondern auch gegen dessen französische Gesinnungsgenossen richtete und die sinnliche Liebe verdammte, eine lyrisch-elegische Dichtung „Der Frühling" in Hexametern, „Erzählungen" in reimlosen Jamben. Alle diese Erzeugnisse, deren Grundthema die Liebe und im besonderen sein ideales Verhältnis zu Sophie ist, zeichnen sich schon durch klaren Fluß der Verse, durch Gefälligkeit und Gewandtheit der Sprache aus, sind aber nach Stoff und Inhalt ganz unselbständig. Haller, E. von Kleist sind Muster, in der Form auch Hagedorn. Doch vor allem bemüht sich Wieland, in die Fußtapfen Klopstocks zu treten. Durch ihn wurde er zu einem Epos in Hexametern „Hermann" begeistert. Im August 1751 sandte er vier Gesänge des niemals fertig gewordenen Werkes an Bodmer nach Zürich. Es entspann sich daraus ein Briefwechsel und persönliche Beziehungen zwischen beiden, die für die nächsten Lebensjahre Wielands entscheidend wurden.

Im Juni 1752 kehrte der Jüngling nach Biberach zurück, an juristischen Fachkenntnissen nicht eben reich, aber bereits mit den ersten Lorbeeren des Dichterruhmes geschmückt. Im Oktober

desselben Jahres folgte er einer Einladung Bodmers nach Zürich, nicht ohne vorher in Biberach von seiner Sophie mündlichen Abschied genommen zu haben; er sollte sie als die Gattin eines anderen wiederfinden. In Zürich lebte Wieland von Oktober 1752 bis Juni 1754 als Gast in Bodmers Hause. Der Alte, der einst an Klopstocks Lebensfreude Anstoß genommen hatte, und die puritanischen Züricher konnten mit dem jungen Schwaben zufrieden sein. Er trank und rauchte nicht, fand am Umgange mit älteren ernsthaften Männern Geschmack, arbeitete fleißig und ließ sich von Bodmer am Gängelbande leiten. Er vollendete 1753 unter anderem eine schon in Biberach angefangene breitspurige „Abhandlung von den Schönheiten des epischen Gedichts: Der Noah“, worin er dieses Machwerk seines Gönners Bodmer unmäßig pries, dichtete selbst unter des letzteren Augen ein biblisches Epos in drei Gesängen „Der geprüfte Abraham“, schrieb verschiedene Gebete in Versen und Prosa sowie die phantastischen „Briefe von Verstorbenen an hinterlassene Freunde“. Die rechte Glaubensinnigkeit lassen diese Arbeiten bei aller künstlichen Steigerung des religiösen Empfindens vermissen. Ende 1753 erhielt Wieland die überraschende Nachricht von der Verbindung Sophiens mit dem kurmainzischen Hofrate La Roche. Später fand er sich in einem unbefangenen Freundschaftsverhältnis zu der Jugendgeliebten trefflich zurecht. Aber damals fühlte er sich tief im Innersten getroffen, und die nächste Folge dieser ersten großen Enttäuschung seines Lebens war, daß er sich vollends der himmlischen Liebe in die Arme warf und sich in mystischen Schwärmereien erging. Er dichtete Oden und Hymnen, versenkte sich in Schriften von Kirchenvätern und Philosophen. Diese Richtung setzte sich zunächst noch fort, als er im Juni 1754 als Hofmeister in das Haus des Züricher Amtmannes von Grebel übersiedelte. Er ließ sich von ältlichen Frauenzimmern anhimmeln, schwärmte und disputierte mit ihnen, schrieb „Sympathien“ (1756) und in gekünstelter Nachahmung der Psalmen krankhaft überspannte „Empfindungen eines Christen“ (1757), griff in der Vorrede zu letzterem Werke die Anakreontiker mit unziemlicher Heftigkeit an. Nun aber hatte Wieland den Gipfel seiner übersinnlichen Richtung erreicht, und langsam bahnte

sich die Umkehr an. Von der Beaufsichtigung und unmittelbaren geistigen Bevormundung Bodmers befreit, regelte er Studium, Lektüre und Produktion nach eigenem Ermessen. Er beschäftigte sich eingehend mit den Griechen, mit Plato, später mit Xenophon und Lukian. Daneben las er Shakespeare, die französischen Freigeister und kam auf Don Quijote zurück. Die großen Ereignisse des siebenjährigen Krieges zogen seine Aufmerksamkeit auf die Politik. Er begann, sich an Xenophons Kyropädie anlehnend, ein nie vollendetes Epos „Cyrus", von dem fünf Gesänge 1759 gedruckt wurden. Der persische Prinz war darin zum Idealhelden nach dem Muster des großen Friedrich gestempelt. Schon vorher hatte Shakespeare unseren Dichter zu einem Trauerspiel in reimlosen Jamben begeistert, das, konventionell und deklamatorisch gehalten, freilich mehr den Geist Racines als den des großen Britten atmet. Dennoch erwarb sich „Lady Johanna Gray oder der Triumph der Religion", die erstmals im Juli 1756 in Winterthur über die Bretter ging und 1758 im Buchhandel erschien, den Beifall der Zeitgenossen, und Lessing, der den Entwicklungsgang Wielands aufmerksam verfolgt und seine Verirrungen scharf kritisiert hatte, begrüßte es mit Freuden, daß er die ätherischen Höhen verlassen habe und wieder unter Menschen wandle. 1758 vereinigte Wieland die Mehrzahl seiner prosaischen Schriften zu einer dreibändigen Sammlung, der sich 1762 eine Gesamtausgabe der poetischen Werke ebenfalls in drei Teilen anreihte.

Fünf Jahre verlebte Wieland bei Herrn von Grebel in äußerst angenehmen Verhältnissen. Seine gesellschaftlichen Beziehungen gestalteten sich hier weit freier und vielseitiger, als in Bodmers Haus; er lernte die Lebensfreude und den Lebensgenuß kennen und schätzen, und als er im Juni 1759 nach Bern weiter zog, war er schon ein anderer, als zur Zeit seiner Ankunft in Zürich. Der gefeierte junge Poet wurde in Bern überall mit offenen Armen empfangen. Eine Hauslehrersstellung war ihm nach einem Monate verleidet; er bezog eine Privatwohnung und hielt Patriziersöhnen philosophische Vorlesungen. Damals knüpfte Wieland ein Liebesband mit der Freundin Rousseaus, Julie Bondeli (1731—1778), einem mehr mit geistigen als mit körperlichen Reizen geschmückten

Mädchen von herrlichem Charakter, um deren dauernden Besitz er sich später durch eigene Schwäche brachte. In Bern dichtete er 1760 ein undramatisches Rührstück in Prosa „Clementina von Porretta“ und eine dialogisierte Geschichte „Araspes und Panthea“, deren Stoff der Kyropädie entnommen und ursprünglich zu einer Episode im „Cyrus“ bestimmt war. Darin schlug Wieland zum erstenmale das später von ihm endlos variierte Thema vom Siege der Natürlichkeit über die Schwärmerei an. Die beiden letztgenannten Schöpfungen wurden erst nach der Rückkehr des Dichters in die Heimat veröffentlicht.

Diese erfolgte im Mai 1760. Die Biberacher hatten nämlich ihren berühmten Mitbürger zum Senator erwählt, und bald darauf wurde ihm auch die Stelle eines Stadtschreibers oder, wie der prunkvollere Titel lautete, eines Kanzleiverwalters übertragen. Zwar mußte er sein Amt in einem langwierigen Prozesse gegen die Ansprüche der katholischen Partei verteidigen, zwar gab es bei den kleinlichen Verhältnissen der paritätischen Duodezrepublik Verdrießlichkeiten und Mißhelligkeiten genug und überreiche Gelegenheit zu abderitischen Studien: aber er hatte nun doch einen festen Wirkungskreis, ein gesichertes Auskommen. Die praktische Thätigkeit ergänzte die Ausbildung seines Charakters in wünschenswerter Weise, was seinen späteren schriftstellerischen Leistungen zu gut kam. Eine weit stärkere Beeinflussung erfuhr seine dichterische Persönlichkeit von anderer Seite. Im Jahr 1761 hatte der ehemalige kurmainzische Minister Graf Friedrich von Stadion sein nahe bei Biberach gelegenes Familienschloß Warthausen bezogen. Der Graf, ein fein gebildeter und in der Litteratur wohl bewanderter Mann, machte ein großes Haus und umgab sich gerne mit Gelehrten, Künstlern, bedeutenden Männern aller Art. Der kurmainzische Rat La Roche, Stadions Pflegesohn und Freund, hatte ihn mit seiner Gattin nach Warthausen begleitet, und diese Gattin war ja Wielands Jugendgeliebte Sophie. Sie beeilte sich, den Dichter im Schloß einzuführen, man bereitete ihm dort die beste Aufnahme, und er selbst, der befürchten mußte, in Biberach zu versauern, schätzte sich glücklich, einen würdigen Verkehr gefunden zu haben. Bald war man sich gegenseitig unentbehrlich, und Wieland verbrachte seine

ganze reichlich bemessene Mußezeit auf Warthausen. Er benützte die große Bibliothek des Grafen; er arbeitete an seinen Dichtungen, besprach sie mit den Freunden und las die fertigen Stücke vor; er gab mit den Mitgliedern des seit 1688 bestehenden Biberacher Liebhabertheaters, dessen Direktion ihm übertragen worden war, und das durch seine Bemühungen eine ansehnliche Höhe erreichte, im Schlosse Vorstellungen. Warthausen wurde für Wieland die hohe Schule der Geistesumbildung. Hier traten ihm die feinen Umgangsformen der vornehmen Welt entgegen, hier lernte er die vom deutschen Adel damals gehätschelte Kultur der Franzosen mit ihrer verführerischen Außenseite und ihrer inneren Frivolität kennen, hier wurde er in die Ideen der Aufklärung eingeweiht, hier sah er die Vorzüge heiterer Lebensanschauung vor Augen, hier bekam er Geschmack an Spott und Ironie. Eine Natur von Wielands Weichheit konnte so starken und reizvollen Einwirkungen unmöglich widerstehen; entsprachen doch diese ohnehin seinem wahren, bislang widernatürlich verkehrten Wesen. So warf er denn in seinen neuen Schöpfungen vollends alle Schwärmerei und Uebersinnlichkeit über Bord und schwelgte, nach einem ganz natürlichen psychologischen Gesetze dem entgegengesetzten Extreme verfallend, in nackter und häßlicher Sinnlichkeit. Aber auch dieser Krankheitszustand wurde schließlich, wie der frühere, überwunden, und nachdem er sich, freilich spät, zu innerem Maße durchgerungen hatte, schuf er Meisterwerke, die ohne die Lehrzeit auf Warthausen sich gar nicht denken lassen. Sieben Jahre, von 1762 bis 1768, währten Wielands Beziehungen zum Stadionschen Hause, nur vorübergehend infolge eines Interessenzusammenstoßes des Grafen mit der Reichsstadt Biberach getrübt. Auch die Gründung eines eigenen Hausstandes, die am 21. Oktober 1765 erfolgte, that dem Verkehre mit Warthausen keinen Abbruch. Nachdem Wieland in Biberach verschiedene Liebesabenteuer, auf die er nicht eben stolz sein durfte, bestanden hatte, ließ er sich von seiner Mutter und Frau La Roche mit einer jungen Verwandten, der Augsburger Kaufherrentochter Anna Dorothea von Hillenbrand, verheiraten. Uebrigens gestaltete sich seine Ehe mit der ihm zwar geistig nicht ebenbürtigen, aber herzensguten Frau im Laufe der Jahre immer glücklicher. Der

Mann, dessen Dichtungen sittenstrengen Leuten Abscheu einflößten, war ein tadelloser Gatte und Vater, erzog seine Kinder vortrefflich, gab das Muster eines reinen und ehrbaren Familienlebens.

Während der Biberacher Zeit entfaltete Wieland als Schriftsteller und Dichter die gewohnte Fruchtbarkeit. 1762—1766 erschien seine durch die Bedürfnisse des Biberacher Stadttheaters angeregte Shakespeareübersetzung in acht Teilen, eine heute längst überholte, aber damals gewiß verdienstliche Leistung. Von den selbständigen Schöpfungen dieser Periode wurde zuerst (1764) der komische Roman „Der Sieg der Natur über die Schwärmerei oder die Abenteuer des Don Sylvio von Rosalva" der Oeffentlichkeit übergeben. Er ist eine karikierte Nachahmung des Don Quijote und schildert, wie ein junger Landedelmann im Glauben an die Existenz von Feen auf Abenteuer auszieht, um die ihm aus Büchern bekannte Märchenwelt in der Wirklichkeit zu suchen, schließlich aber durch eine irdische Fee von seinem Wahne geheilt wird. Wieland erzählt seinen eigenen Liebesroman mit Sophie in burleskatirischer Einkleidung. Das Buch machte den Dichter zum Liebling des großen Lesepublikums, stieß aber auch auf Widerspruch wegen seines schlüpfrigen Tones, der in dem eingeflochtenen grotesken Märchen vom Prinzen Biribinker besonders unangenehm hervortritt. Auf ernsthaftere Weise wurde das dem Don Sylvio zu Grunde liegende Thema in dem Romane „Geschichte des Agathon" behandelt, an dem Wieland seit 1761 arbeitete. Der erste Band wurde 1766, der zweite 1767, der Rest erst 1773 mit der zweiten Ausgabe der früheren Teile veröffentlicht. Wir werden in die griechische Welt des 4. vorchristlichen Jahrhunderts geführt und vernehmen, wie ein junger Schwärmer — in Wahrheit wieder niemand anders, als der Dichter selbst — durch allerlei Erfahrungen und Enttäuschungen für das praktische Leben erzogen wird, während die schöne Sünderin Danae, die als wichtiges Medium für Agathons Entwicklungsgang dient, durch die wahre Liebe veredelt und zur Tugend und Entsagung bekehrt wird. Die bunte, abenteuerliche Handlung und der reiche philosophische Inhalt des breit angelegten Romans sind geschickt ineinander geschlungen, wenn auch nicht völlig zu einer organischen Einheit verwachsen. Wieland hatte dieses große

Werk, das alle seine bisherigen an Bedeutung überragt, schon vor seinen Beziehungen zu Schloß Warthausen entworfen, die indessen auf die Ausführung einzelner Teile nicht ohne Einfluß blieben. Direkt für den Stadionschen Kreis bestimmt waren eine Reihe kleiner Gedichte, deren Reigen die mutwillige (erst 1769 erschienene) „Nadine" eröffnete. Es folgten sieben aus Lukian geschöpfte komische Erzählungen nach, von denen Wieland nur einen Teil 1765 in gemilderter Form drucken zu lassen wagte. Sie fanden natürlich ihren Leserkreis, aber die Kritik erhob abermals scharfe, wohl begründete Einsprache gegen solche Feilbietung der üppigsten und lüsternsten Sinnlichkeit. Nicht besser erging es dem von den jungen Tugendspiegeln des Göttinger Hains verbrannten frivolen Machwerk „Idris" (1768, später „Idris und Zenide"), das, ganz phantastischen Inhaltes, wiederum der gröbsten sinnlichen Liebe einen Triumph bereitet. Maßvoller war die gleichzeitig entstandene, nach Darstellung und Form besonders anmutige Dichtung „Musarion oder die Philosophie der Grazien", worin ein menschenfeindlicher Platoniker zu heiterem Lebensgenuß umgestimmt wird. Zwei weitere Werke, „Die Grazien" und „Der neue Amadis", von denen das eine erst 1770, das andere 1771 herauskam, atmen noch ganz den Geist dieser Periode, in der sie auch ersonnen und zum Teil ausgeführt worden sind. Jene Dichtung erzählt, halb in Prosa, halb in Versen, von dem Leben und Wirken der Grazien, während das seinerzeit sehr beliebt gewesene satirisch-komische Heldenepos „Der neue Amadis" in achtzehn Gesängen die Wechselfälle der Liebe an sechs verschiedenen Paaren mit reichlicher Verwertung persönlicher Erlebnisse des Dichters darlegt. Neben den eben genannten wichtigsten Erzeugnissen der Biberacher Zeit laufen noch verschiedene kleinere oder fragmentarische Arbeiten her.

Anfang 1769 folgte Wieland einem Rufe des Mainzer Kurfürsten, der ihn zum ersten Professor der Philosophie an seiner Universität Erfurt mit dem ansehnlichen Gehalte von 600 Thalern und dem Titel eines Regierungsrates ernannte. Ungern ließen die Biberacher ihren Stadtschreiber ziehen, und ungern schied dieser aus der Heimat, der er stets warme Anhänglichkeit bewahrte. Es war ein Scheiden für immer. Aber Wieland sollte es nicht zu

bereuen haben. Vierthalb glückliche Jahre verlebte er in Erfurt. Er fand anziehenden Verkehr und die Freundschaft tüchtiger Männer. Die akademische Thätigkeit, vor der er sich bislang gescheut hatte, befriedigte ihn; er zog neben der Philosophie Philologie, Geschichte und Litteratur in den Kreis seiner Vorlesungen. Als Schriftsteller feierte er auch in diesem Zeitraume nicht. Doch wurde er nun im Einklange mit seinem Lebensalter und seiner Lebensstellung ernsthafter, ließ das philosophische und didaktische Element mehr, als früher, hervortreten. Er schrieb, von Rezensionen für die Erfurter gelehrten Anzeigen abgesehen, im Spätsommer 1769 eine romanhafte Geschichte des Kynikers Diogenes unter dem Titel „Σωκράτης μαινόμενος oder die Dialogen des Diogenes von Sinope", sammelte 1770 zwei Bände kleiner Abhandlungen und Aufsätze als „Beiträge zur geheimen Geschichte des menschlichen Verstandes und Herzens" und verfaßte 1772 einen sozial-politischen Roman, „Der goldene Spiegel oder die Könige von Scheschian", dem er eine 1775 teilweise veröffentlichte, aber erst 1795 vollendete Fortsetzung „Geschichte des Philosophen Danischmende" (später „Geschichte des weisen Danischmend") gab. In dem ersteren Werke hat der Leibphilosoph Danischmend seinen Herren, den indischen Sultan Schach-Gebal, mit der Geschichte des Reiches Scheschian einzuschläfern und erfüllt seine Aufgabe so meisterhaft, daß nicht bloß der orientalischen Majestät, sondern auch den Lesern die Augen zufallen. Unterhaltender ist die Beschreibung der späteren Schicksale Danischmends. Uebrigens dient im goldenen Spiegel dem Dichter die Handlung nur als Gefäß, um darin seine Ideen von Staatsweisheit unterzubringen. Was er verherrlicht, ist die aufgeklärte und tolerante Despotie, deren Grundsätze in den Reformbestrebungen Josephs II. vorbildliche Gestalt gewonnen haben.

Der goldene Spiegel wurde nicht nur vom Publikum sehr beifällig aufgenommen, sondern lenkte auch die Aufmerksamkeit der verwitweten Herzogin Amalie von Sachsen-Weimar auf den Erfurter Professor. Sie machte ihm den Antrag, die Erziehung des Erbprinzen Karl August zu übernehmen, und da Wieland eine reizvolle Aufgabe darin erblickte, einen künftigen Fürsten nach seinen Idealen heranzubilden, siedelte er als Hofrat im September 1772

nach Weimar über. Als im Jahre 1775 sein Auftrag erfüllt war, dachte er anfangs daran, nach Biberach heimzukehren, aber der dankbare Karl August, nunmehr volljährig und Herzog, erhöhte die ausbedungene Pension von 600 auf 1000 Thaler unter der Bedingung, daß Wieland in Weimar bleibe. So verbrachte er hier die letzten vier Jahrzehnte seines Lebens ohne größere Unterbrechung. Alles in allem genommen, vier glückliche Jahrzehnte. Er erfreute sich eines traulich friedsamen Familienlebens, und seine finanziellen Verhältnisse ließen so wenig zu wünschen übrig, daß er eine Zeit lang (1793—1803) sogar im Besitz eines Landgutes zu Oßmannstedt unfern von Weimar war und sich dort ländlichen Vergnügungen überließ. Ehren und Ruhm genoß er im Ueberflusse, die Huld des Weimarer Hofes und die Gunst des Publikums blieben ihm zeitlebens treu; vereinzelte Angriffe konnte er darüber leicht verschmerzen. Seine Beziehungen zu den Dichtergrößen, die sich allmählich in Weimar ansammelten, gestalteten sich auf's freundlichste. Liebenswürdig, wohlwollend und gutmütig, wie Wieland war, wußte er sich mit jedermann zu stellen. Von Goethe hatte er zwar kurz vor dessen Ankunft in Weimar durch die übermütige Farce „Götter, Helden und Wieland" arge Verhöhnung erfahren. Aber er nahm die Sache nicht tragisch, und als er vollends mit dem Dichterjüngling in näheren Verkehr trat, konnte er sich dem Zauber dieser sieghaften Persönlichkeit nicht entziehen. Bald schwärmte Wieland für Goethe, wie auch dieser für den älteren Dichter ganz eingenommen wurde. Ohne Frage haben beide mancherlei voneinander gelernt. Für Wieland war überhaupt die Einwirkung des den höchsten Idealen zustrebenden Weimarer Dichterkreises von unschätzbarem Wert. Es gelang ihm jetzt, sich der früheren Zucht- und Maßlosigkeit zu entäußern und jene harmonischen Schöpfungen hervorzubringen, durch die er sich den Meistern unserer klassischen Litteratur an die Seite gestellt hat. Seit 1775 konnte er, von jeder Verpflichtung befreit, ungeteilt dem Schriftstellerberufe leben. Schon 1773 hatte er eine Monatsschrift „Der Teutsche Merkur" begründet, die unter diesem Titel bis 1789 und als „Der neue Teutsche Merkur" von 1790 bis 1810 bestand, in den letzten Jahren von K. A. Böttiger herausgegeben. Nichts Geringeres wollte

Wieland schaffen, als ein litterarisches Zentralorgan für die höher gebildete deutsche Gesellschaft. Mannigfache und große Schwierigkeiten stellten sich ihm dabei freilich in den Weg. Er selbst war ein Neuling in Redaktionsgeschäften, die Mitarbeiter ließen ihn anfangs im Stiche, die Anhänger Klopstocks, Hainbündler und sonstige Gegner rückten ihm scharf zu Leibe. Durch Beharrlichkeit und Klugheit wurde er indessen über alle Hindernisse Herr. Er gewann erfahrene Mitredakteure, zu denen eine Zeit lang Schiller gehörte, entwaffnete durch liebenswürdige Milde seine gefährlichsten Gegner, wußte die ersten Geister der Nation als Mitarbeiter um sein Banner zu scharen. Bald lieferten Goethe, Herder Beiträge, wurde der deutsche Merkur das Sprachrohr des Weimarer Poetenkreises. Die Teilnahme des Publikums ging damit Hand in Hand, und die Zeitschrift übte auf das deutsche Geistesleben gewaltigen Einfluß aus. Für reinen Geschmack, für gemäßigt optimistische Lebensanschauungen, für Vernunft und Aufklärung trat Wieland in seinem sehr vielseitigen Journal ein. Auch über den Gang der großen Politik legte er darin Rechenschaft ab. Die französische Revolution begrüßte er als Freund der Aufklärung zunächst mit Jubel; aber als Mann, der in allen Dingen nach der richtigen Mitte strebte, mußte er bald bedenklich werden und verwünschte zuletzt die ganze Bewegung. Nicht nur politische Aufsätze, sondern auch Abhandlungen aus den verschiedensten Gebieten des vergangenen und gegenwärtigen Kulturlebens schrieb Wieland für seine Zeitschrift, wovon er eine Auswahl 1785/6 in zwei Bänden als „Kleine prosaische Schriften" sammelte. Auch seine poetischen Erzeugnisse ließ er fortan zuerst im deutschen Merkur erscheinen.

Zu Beginn der Weimarer Periode wandte sich Wieland dem Singspiele zu und lieferte seit 1772 eine Reihe solcher Stücke, namentlich „Die Wahl des Herkules", „Alceste", „Das Urteil des Midas", „Rosamund" und „Pandora". Sie wurden in Musik gesetzt und am Weimarer Hoftheater, für das sie ursprünglich bestimmt waren, wie an anderen Bühnen aufgeführt. Ohne Eigenart und inhaltliche Bedeutung haben Wielands Singspiele doch das Verdienst, durch edle Haltung und Form diese ganze dramatische Gattung auf eine höhere Stufe erhoben zu haben. Alceste war

es, die Goethe zu der schon erwähnten Satire „Götter, Helden und Wieland“ anreizte. Doch hat nicht die Schöpfung selbst, höchstens die selbstgefällige Art, wie sich der Dichter damit brüstete, solchen Spott verdient.

Dann machte sich Wieland an sein bestes Prosawerk, das man noch heute mit Vergnügen liest, „Die Abderiten“. Die Geschichte erschien stückweise seit 1774 im deutschen Merkur. In fünf teilweise nur lose miteinander zusammenhängenden Büchern werden die Narrheiten der Abderiten geschildert. Im ersten Buche „Demokritos unter den Abderiten“ wird dieser Weltweise, der einzige Vernünftige in der ganzen Stadt, von seinen Mitbürgern für einen Narren ausgegeben, während im zweiten Buche der berühmte Arzt Hippokrates, der eigens nach Abdera berufen worden ist, um den Geisteszustand Demokrits zu untersuchen, den Abderiten derbe Wahrheiten sagt. Besser weiß der athenische Tragiker Euripides mit den Leutchen umzugehen: er nimmt sie, wie sie sind, und amüsiert sich königlich auf ihre Kosten. Er spielt ihnen mit seiner Schauspielertruppe seine Andromeda vor und versetzt dadurch die ganze Stadt in ein tragisches Fieber. Das vierte Buch behandelt den berüchtigten Prozeß um des Esels Schatten, wobei die Abderiten unendlich viel Scharfsinn an die gleichgültigste und lächerlichste Sache der Welt verschwenden. Im fünften Buch endlich müssen sie auswandern und ihre Stadt den der Latona heiligen Fröschen, die sie selbst in unerträglicher Menge herangefüttert haben, zeitweilig überlassen. Das Material zu diesem Romane haben dem Dichter teils die Berichte der griechischen Autoren, teils die Erzählungen über deutsche Schildbürgerstreiche, teils eigene Beobachtungen und Erfahrungen geliefert. Das antike Kostüm ist ziemlich durchsichtig. Wieland will eben nicht sowohl die griechischen Abderiten als die Narren aller Völker und Zeiten treffen. Der Eindruck der Satire wird dadurch verstärkt, daß die Abderiten keine gewöhnlichen Dummköpfe sind, sondern ihren Verstand nur am unrechten Ort anwenden. Ein Funken Wahrheit, die Spur eines richtigen Gedankens versteckt sich hinter allen ihren Tollheiten. Dadurch erscheinen ihre Streiche als im Bereiche der Möglichkeit liegend und auf die menschliche Natur gegründet. Leider ist Wieland

mitunter aus dem satirischen in den direkt lehrhaften Ton verfallen und ermüdet die Leser durch lange dialektische Erörterungen.

Neben der Geschichte der Abderiten liefen eine Reihe Epen her, die sich nach Stoff und Behandlung von den Erzeugnissen der Biberacher Periode wesentlich unterschieden. Wieland warf sich nun der Romantik in die Arme, deren erste Anklänge schon in Idris und Zenide und im neuen Amadis zu finden sind. Er schöpfte aus den damals wieder erschlossenen Ritterromanen des französischen Mittelalters, aus italienischen Quellen, aus der orientalischen Märchenwelt, auch aus der deutschen Volkssage. Er studierte unter Goethes Einfluß Hans Sachs und andere altdeutsche Dichter und zog daraus für seinen eigenen poetischen Stil großen Nutzen. Die Form seiner Darstellung blieb sich an Anmut gleich, aber veredelte sich; die Komposition wurde straffer und sorgfältiger, litt nicht mehr so sehr an Weitschweifigkeit; die Neigung zum Schlüpfrigen trat hinter höheren künstlerischen Zwecken mehr zurück. Von 1775 bis 1778 entstanden folgende kleinere Epen: „Der Mönch und die Nonne auf dem Mittelstein", „Ein Wintermärchen", „Liebe um Liebe" (später „Gandalin"), „Geron, der Adelige", „Das Sommermärchen", „Hann und Gulpenheh", „Schach Lolo" und „Die Wünsche oder Pervonte". Geron verdient Hervorhebung; der Stoff ist hier der Artussage entnommen, und in der Ausführung zeigt sich Wielands Kunst der seines schwäbischen Landsmannes Hartmann von Aue nicht unebenbürtig. Die Dichtung ist im reinsten und ernstesten epischen Stil ohne ironische Zuthaten gehalten und löst das Problem, wie ein Ritter die Freundestreue in hartem Seelenkampf über die Minne stellt, auf eine moralisch und ästhetisch gleich unanfechtbare Weise. Die Krone hat indessen Wieland seiner Poesie durch das romantische Heldengedicht „Oberon" aufgesetzt, das in den Jahren 1778—1780 vollendet worden ist. Ein Märchenspiel, das aus Shakespeares Sommernachtstraum und aus einer Erzählung Chaucers entlehnt ist, und ein Stück Menschenschicksal, dessen äußere Umrisse ein französisches Ritterbuch geliefert hat, sind kunstvoll zu einer einheitlichen Handlung verarbeitet. Ritter Hüon von Bordeaux erschlägt unschuldigerweise einen Sohn Karls des Großen, wofür er zur Entsühnung nach Bagdad pilgern und außer

anderen heiklen Aufträgen die Kalifentochter Rezia zur Braut gewinnen soll. Der Elfenkönig Oberon hat sich mit seiner Gemahlin Titania entzweit und geschworen, sich erst dann wieder mit ihr zu vereinigen, wenn er einem sich in allen Gefahren treu bleibenden Paare begegnet sei. In Hüon und Rezia hofft er ein solches zu finden, und er leiht deshalb dem Ritter seine mächtige Hilfe. Nachdem die Prinzessin glücklich entführt ist, legt Oberon den Liebenden das Gelübde zeitweiliger Keuschheit auf. Aber sie erliegen der Versuchung. Da stürzt sie der Zorn des Geisterfürsten in Not und Elend. Nachdem ihre Liebe sich geläutert und veredelt, ihre Treue alle Prüfungen siegreich bestanden hat, winkt ihnen der verdiente Lohn, und auch das Elfenpaar feiert sein Versöhnungsfest. An einem psychologischen Problem, einer sittlichen Idee, die warme menschliche Teilnahme erregt, ist eine Welt von bunten Märchen und Abenteuern aufgereiht, die der Dichter mit dem ganzen Aufgebote seiner Einbildungskraft ausgeschmückt und mit den glänzendsten Farben seiner Darstellungskunst ausgemalt hat. Ueber die Figuren Hüons und Rezias, über die Schilderung ihres Liebeslebens auf der einsamen Felseninsel ist ein poetischer Zauber von unvergänglichem Reiz ausgegossen. Daneben sorgen die humoristischen Partien, die alle Tonarten von der fein ironischen bis zur derb volkstümlichen durchlaufen, für Abwechslung. Der Dichter versteht es, die Leser bis zum letzten Augenblicke zu fesseln und zu spannen, höchstens daß ein paar gedehnte Episoden die Handlung zu sehr belasten. Auf die Form hat er diesmal eine selbst bei ihm außergewöhnliche Sorfalt verwendet. In achtzeiligen gereimten Stanzen, die ebenso frei als leicht gebaut sind, läßt er das Gedicht klar und anmutig dahinströmen, in einem Meere sprachlichen Wohllautes schwelgend. Fürwahr redlich verdient war das hohe Lob, das Goethe, Lessing und andere berufene Kritiker dem Werke spendeten.

Oberon bedeutet den Gipfelpunkt von Wielands poetischem Vermögen; die zwei versifizierten Erzählungen, die noch folgten, die Legende „Clelia und Sinibald oder die Bevölkerung von Lampeduse“ (1783) und „Die Wasserkufe“ (erst 1795 veröffentlicht), fallen stark ab. In dem richtigen Gefühle, sein Meisterwerk doch nicht überbieten zu können, ging er nun zunächst von der selbständigen

Produktion zur Uebersetzung über. Er verdeutschte namentlich Horaz' Episteln und Satiren, alle Werke des ihm kongenialen Lukian in sechs Teilen, einige Stücke des Aristophanes und Euripides, die Briefe Ciceros in sieben Bänden, deren zwei letzte erst nach seinem Tod erschienen. Die Mehrzahl dieser Uebertragungen machte Wieland durch Vermittlung seiner dem klassischen Altertume gewidmeten Zeitschriften „Attisches Museum" (1796—1803) und „Neues attisches Museum" (1805—1809) bekannt. Die Beschäftigung mit den antiken Dichtern und Schriftstellern wirkte auch auf seine eigenen Schöpfungen zurück, für die er nun wieder das griechische Kostüm statt des mittelalterlichen wählte. In verschiedenen Gesprächen nach Art Lukians behandelte er in scherzhaft ironischer Form Fragen der Tagespolitik, besonders die französische Revolution. Dann folgten drei Romane aus der hellenischen Welt, die aber nicht denselben Reiz, wie einst Agathon, auszuüben vermochten: 1788 ff. „Geheime Geschichte des Philosophen Peregrinus Proteus", 1796 ff. „Agathodämon", 1800 ff. „Aristipp und einige seiner Zeitgenossen" in vier Bänden. Persönliche Erlebnisse und Züge aus dem Kulturleben seiner Epoche verwob er nach früherer Gewohnheit in die Schilderung vergangener Zeiten und schob den alten Philosophen eigene Gedanken und Anschauungen unter. „Agathodämon", eine Ehrenrettung des Schwindlers Apollonius von Tyana, gewinnt dadurch Interesse, daß der Dichter Veranlassung nimmt, sich mit dem Christentum und dessen Anfängen ganz im rationalistischen Sinn auseinanderzusetzen. Zwei kleinere Erzählungen „Menander und Glycerion" (1803) und „Krates und Hipparchia" (1804) und eine Sammlung von sechs unter dem Titel „Das Hexameron von Rosenhain" (1805) vereinigten Märchen und Novellen bildeten die Schlußsteine der poetischen Thätigkeit Wielands. Schon 1794 ff. hatte er eine erste Gesamtausgabe seiner Werke (bei G. J. Göschen) veranstaltet.

Wielands letzte Jahre waren von schmerzlichen Verlusten, wie sie langlebigen Menschen niemals erspart bleiben, getrübt; am härtesten traf ihn der Heimgang seiner treuen Lebensgefährtin im Jahr 1801. Auch das Elend des unter dem Joche französischer Zwingherrschaft seufzenden Vaterlandes ging nicht spurlos an ihm

vorbei, und er konnte die allgemeine Schmach darüber, daß seiner persönlichen Eitelkeit auf dem Erfurter Kongreß im Jahr 1808 von den Kaisern Napoleon und Alexander geschmeichelt wurde, nicht vergessen. Seine von Jugend an schwächliche, aber zähe Konstitution erhielt im Jahr 1809 durch eine schwere Krankheit einen Stoß. Nach Neujahr 1813 suchten ihn mehrere Schlaganfälle heim, denen er am 20. Januar erlag. Am 25. wurde er seinem Wunsche gemäß in Oßmannstedt begraben; Goethe hielt ihm in der Freimaurerloge, deren eifriges Mitglied Wieland seit 1809 gewesen war, eine ehrenvolle Leichenrede.

Wenn es das bezeichnende Merkmal des Genies ist, daß es unbetretene Pfade wandelt und vorher ungangbare Bahnen eröffnet, dann darf dieses höchste Prädikat Wieland nicht zugestanden werden. Keine großen Ideen sind von ihm ausgegangen, keine litterarischen Umwälzungen knüpfen sich an seinen Namen. Aber vermöge einer außerordentlichen Spürkraft hat er das Neue rasch ausfindig zu machen und dank großer geistigen Gewandtheit es aufzugreifen und sich anzueignen gewußt. So steht er überall in der vordersten Reihe. Von Haller bis auf Goethe hat er sich von allen bedeutenden zeitgenössischen Dichtern beeinflussen lassen, von jedem etwas gelernt. Eine bewegliche Natur, ein weicher, gegen fremde Einwirkungen nicht widerstandsfähiger Charakter, wechselte er wiederholt seine künstlerische Physiognomie und machte die geistigen Wandlungen seines Zeitalters fast alle durch. Wir haben gesehen, wie er aus einem Pietisten und empfindsamen Schwärmer zum Freigeist und Aufklärer geworden, wie er aus naturwidriger Sittenstrenge in allzu natürliche Frivolität gefallen ist, um endlich zum Moralgesetz ein heiter unbefangenes Verhältnis zu gewinnen. Der Reihe nach und teilweise gleichzeitig ist er Dichter und Schriftsteller, Journalist und Redakteur, Popularphilosoph und Politiker, Pädagog und Philologe gewesen. Trotz dieser Vielseitigkeit ist Wielands poetisches Talent doch in gewisse Schranken gebannt. Die lyrische Ader fließt bei ihm äußerst spärlich, dramatische Begabung geht ihm so gut wie ganz ab. Es ist ihm eben versagt, seine Gefühle und Gedanken zu verdichten. Breit und ungehemmt muß der Strom seiner Rede sich entfalten können. Dieses Be-

dürfnis kann nur im Epos Befriedigung finden. Aber auch innerhalb der epischen Gattung hat er sich wieder, wenn man von seiner Klopstockschen Periode absieht, die für seine Beurteilung als Dichter kaum in Betracht kommt, auf die Unterart des Romanes beschränkt. Romane sind seit der Rückkehr nach Biberach alle seine Dichtungen, mögen sie nun in Prosa oder Versen abgefaßt sein. Ein Epos im monumentalen Stile findet sich nicht darunter. Auch der Oberon ist dies bei allen glänzenden Vorzügen nicht. Dazu ist der Stoff zu launenhaft phantastisch, zu wenig von gediegenem Ernst und vorbildlicher Bedeutung. Der Roman ist Wielands Element. Hier kann er alle seine Talente entfalten, allen seinen Neigungen Genüge thun. Hier kann er sich bequem gehen lassen, kann seiner Einbildungskraft die Zügel schießen lassen, kann erzählen und fabulieren nach Herzenslust. Hier kann er ferner dem bei ihm nicht minder stark ausgeprägten Gelüste fröhnen, die Menschheit zu belehren und zu seiner Lebensweisheit zu bekehren.

Der deutsche Roman war im 17. und in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts vorwiegend Abenteurergeschichte gewesen; auf merkwürdigen Begebenheiten und Erlebnissen der Helden lag der ganze Nachdruck, und die Beschreibung der Seelenzustände trat dahinter weit zurück. Die Reaktion gegen diese Richtung ging von England aus, wo vor der Mitte des 18. Jahrhunderts der moralische Familienroman aufkam. Bald drang er nach Deutschland vor. Hier wurden namentlich die Werke Samuel Richardsons mit außerordentlichem Beifall aufgenommen und vielfach nachgeahmt. Auch Wieland begeisterte sich in seiner Jugend für den gefeierten Engländer, den er schon in Klosterbergen kennen gelernt hatte: entnahm er doch sogar den Stoff zu seinem Drama „Clementina von Porretta" Richardsons Geschichte Sir Charles Grandisons. Nachdem er jedoch in Warthausen den französischen Kultureinflüssen anheimgefallen war, warf er mit anderem Ballaste der empfindsamen Epoche auch seine Vorliebe für Richardson über Bord. Mit gutem Grund erschienen ihm die vollkommenen Idealgestalten des Engländers als unwahr; nicht Abstraktionen von Tugend oder Laster, sondern wirkliche Menschen mit warmem Blute, mit großen und kleinen Schwächen wollte er zeichnen. Aber in einem wich-

tigen Punkte berührte sich Wieland auch fernerhin mit dem englischen Familienroman: er behandelte das Seelenleben mit größerer oder doch zum mindesten mit gleicher Sorgfalt, wie die äußeren Begebenheiten. Seit dem Agathon weisen alle seine Romane einen philosophischen, meist psychologischen Grundgedanken auf. Die Bekehrung eines Idealisten zu realer Lebensauffassung ist, wie wir schon erfahren haben, Wielands Lieblingsthema. Ganz natürlich, da dies die bedeutendste Wandlung in seinem eigenen Dasein gewesen ist. Sobald einmal die Schilderung innerer Zustände im Roman überhand nahm, konnte es nicht ausbleiben, daß die Dichter vor allem in die eigene Brust griffen und die Erfahrungen ihres Herzens immer wieder zu Rate zogen. Wieland hat besonders viel Persönliches in seine Dichtungen hineingetragen. Von seinen inneren Erlebnissen kam der Liebe die größte Bedeutung zu, und so gönnte er denn dieser Leidenschaft in seinen Romanen einen bisher unerhörten Spielraum, indem er die Abenteuer seines Herzens vervielfältigte und ihnen fast endlos wechselnde Formen lieh, zuerst übersinnlicher Schwärmerei, dann nackter Sinnlichkeit huldigend, die er endlich zu natürlich vorurteilsfreier Behandlung der Geschlechtsverhältnisse mäßigte. Trotz allen Ausschweifungen Wielands bedeutete doch die starke Betonung des psychologischen Elementes einen wichtigen Fortschritt für die deutsche erzählende Dichtung. Er ließ sich nun aber nicht daran genügen, auf indirekte Weise seine Lebensideale und Moralbegriffe klarzulegen, vielmehr benützte er auch seine Romane, um seine Weisheitslehren direkt vor das Publikum zu bringen. In den Prosawerken wird der Gang der Handlung häufig durch weitschweifige philosophische Erörterungen unterbrochen, die zwar den handelnden Personen in den Mund gelegt sind und zu deren Charakterisierung dienen sollen, aus denen jedoch der Autor selbst deutlich hervorschaut. Diese Methode beeinträchtigt die epische Wirkung und setzt die Geduld des Lesers auf harte Proben, zumal da Originalität und Tiefe des Denkens Wielands Sache nicht ist, er vielmehr nur die Ideen der französischen und sonstigen Philosophen seines Zeitalters geistreich zu popularisieren versteht.

Der innere Gehalt der Wielandschen Romane, den wir jetzt

kennen gelernt haben, steht mit ihrer äußeren Handlung nicht immer in Einklang, und namentlich die Erzählungen, welche im alten Griechenlande spielen, sind keine organischen Kunstwerke im strengsten Sinn. Unser Dichter liebt das Hellenentum und versetzt sich und seine Zuhörer gern in die Epoche athenischer Herrlichkeit, aber auch in die des Niederganges griechischer Kultur, in jene Zeiten, da Xenophon und Plato oder ihre philosophischen Nachfolger unter den Sterblichen wandelten. Gewiß ist Wieland in griechischer Litteratur und griechischem Altertum ungemein belesen und bewandert, gewiß kommen seine reichen Kenntnisse der Antike seinen Gemälden zu gut: aber gleichzeitig hat er in seine Romane Sittenschilderungen aus seinem Zeitalter, namentlich Bestandteile der modernen französischen Kultur aufgenommen, so daß das griechische Kostüm nichts als eine mehr oder weniger durchsichtige Verkleidung ist. Verhältnismäßig einheitlicher sind die phantastischen und romantischen Dichtungen gestaltet. Hier hat Wieland, der übrigens in der Erfindung niemals selbständig, sondern stets der Anlehnung bedürftig war, hauptsächlich aus dem Feenreiche des Orients und aus der europäischen Ritterwelt des Mittelalters geschöpft. Indem er auch die romanischen Litteraturen als Quellen hinzunahm, hat er das Stoffgebiet unserer erzählenden Litteratur glücklich erweitert. Ebenso bereicherte er die Mittel der Darstellung dadurch, daß er dem Humor, der Satire und der Ironie weit stärkere Geltung, als bisher, verschaffte. Das war ein Gewinn, ob sich gleich nicht leugnen läßt, daß sich diese Elemente bei Wieland mitunter allzu unbescheiden vordrängen.

Hohe Bewunderung erweckt Wielands formales Können. Von Natur ist ihm eine außerordentliche Leichtigkeit und Gewandtheit der Ausdrucksweise verliehen, Eigenschaften, die sofort aus seinen ersten dichterischen Versuchen hervorleuchteten. Damit paarte sich ein rastloses Streben, die Darstellungsmittel zu vervielfältigen und zu vervollkommnen. Er studierte daraufhin deutsche und ausländische Muster aus den verschiedensten Epochen mit stets frischem Eifer. Er lauschte den italienischen Meistern Rhythmik und Reimkunst ab, er ruhte nicht, bis es ihm glückte, die Ottaverime der heimatlichen Sprache anzupassen. Er war unermüdlich im Ausfeilen und

Glätten seiner Verse oder Perioden und legte auch an schon abgeschlossene Arbeiten wieder und wieder die nachbessernde Hand. Es kam ihm zu statten, daß er, bevor er sich der Aufklärung in die Arme warf, die Schule des phantasiereichen und schwungvollen Klopstock durchgemacht hatte. Dies bewahrte ihn davor, daß seine Sprache jemals zur Trockenheit und Nüchternheit herabsank. Aber die Uebertreibungen und Ueberschwenglichkeiten der Klopstockschen Richtung dämmte er ein, und zu der Erhabenheit, Größe und Würde, die jener unserem poetischen Stile verliehen hatte, fügte er nun die Heiterkeit, Feinheit und Anmut hinzu. Die unumschränkte Gewalt, die sich Wieland allmählich über Sprache und Metrik erworben hatte, verführten ihn wohl auch zu Bequemlichkeiten und Nachlässigkeiten. Wie er in der Behandlung seiner Stoffe oft breitspurig, manchmal sogar geschwätzig ist, hat er häufig, zumal in den späteren Lebensjahren, die Perioden seiner Prosa allzu gedehnt und langatmig gestaltet. Mitunter artet seine Leichtigkeit der Technik in Willkür und Regellosigkeit aus und wird namentlich in Metrik und Reim zur Spielerei. Doch entspricht die Buntheit der Wielandschen Formen wenigstens der Buntheit seine Stoffe. Und wenn die formale Kunst seiner besten Nachfolger noch einwandsfreier und reiner erscheint, so ist zu bedenken, daß er das Fundament erst schaffen mußte, auf dem die Späteren verhältnismäßig leicht weiter bauen konnten.

Zu seinen Zeitgenossen stand Wieland so ziemlich im umgekehrten Verhältnis, wie Klopstock. Dieser wurde überall in Deutschland nur mit der größten Ehrfurcht genannt, aber gelesen nicht allzu häufig: Wieland begegnete schon zu Lebzeiten leidenschaftlichem Tadel, dagegen wurden seine Schriften vom Publikum verschlungen. Er stand eben mitten in seiner Zeit, ohne ihr vorauszueilen oder sich über sie zu erheben, und seine Gedanken nahmen keinen so hohen Flug, daß nicht jeder Gebildete hätte nachfolgen können. Er verstand die Bedürfnisse seiner Leser und trug ihnen Rechnung. Die wahrhaft erhebende und begeisternde Wirkung geht seinen Dichtungen ab, weil sie nicht für die höchsten Menschheitsideale eintreten. Und, was schlimmer ist, manche von ihnen schleppten das Gift der Lüsternheit in weite Kreise ein, entfesselten sinnliche Leiden-

schaften und wohllüstige Triebe. Aber vielleicht war die Aufnahme französischer Kulturelemente das einzige Mittel, um die vornehmeren Schichten der deutschen Gesellschaft, die sich bisher nur an der französischen Litteratur erbaut hatten, für die deutsche Kunst zurückzuerobern. Und eben dies erreichte Wieland in vollem Maß. Es wäre ihm aber nicht gelungen ohne den Zauber seiner Darstellung, der seine eigenste Gabe ist. In späteren Zeiten erwiesen sich die formalen Reize, die sich überdies auch andere aneigneten, nicht mehr stark genug, um die inhaltlichen Mängel zu verdecken, und so kam es, daß bald nach seinem Tode die Mehrzahl seiner Schöpfungen der Vergessenheit anheimfiel, daß heute nur noch wenige seiner Meisterwerke Lebenskraft besitzen.

Ebenso breiten Einfluß wie auf das Publikum übte Wieland auf die poetische Produktion seiner Zeit aus. Von seiner Darstellungskunst haben die Jüngeren alle Nutzen gezogen, auch die, welche, gleich Goethe, sie noch zu übertreffen wußten. Die viel verspotteten Singspiele aus dem klassischen Altertume dürfen als eine Art von Vorstufe zu Goethes Iphigenie betrachtet werden. Den Romantikern, mit denen Wieland in heftiger Fehde lag, hat er nichtsdestoweniger die Wege gewiesen. In der poetischen Erzählung fand er nur wenige Nachfolger, eine desto größere Schar im Prosaromane. Die Aufstellung und Durchführung philosophischer Probleme bildete nach seinem Vorgange fortan einen wichtigen Bestandteil des deutschen Romans, und eine Fabel ohne Liebesverhältnis im Mittelpunkte ließ sich seitdem überhaupt kaum mehr denken. Hier hat Wieland ohne Frage auch Unheil gestiftet. Ein Teil seiner Nachahmer fand an seiner Schlüpfrigkeit besonderes Gefallen und trieb diese auf die Spitze, eine um so widerlichere Wirkung erzielend, je weniger sich bei ihnen Wielandscher Geist mit der Lüsternheit paarte. Der Dichter selbst schämte sich solcher Gefolgschaft und wäre gern die Geister, die er gerufen hatte, los geworden. Auch die Humoristen, die sich an ihn anschlossen, machten dem Meister nicht viel Ehre.

Unterhaltung und Belehrung waren die Zwecke, die Wieland mit seinen Romanen verfolgte: Unterhaltung und Belehrung strebten auch seine Nachfolger an. Aber sie betrachteten durchschnittlich

ihre Aufgabe von einem wesentlich niedrigeren Standpunkte. Keine andere Gattung der Poesie gewährte den Stümpern ein so weites Feld, als eben der Roman. Mäßige Federgewandtheit und ein Stück wenn auch noch so roher Phantasie ersetzten hier wahrhaft dichterischen Sinn und ästhetische Bildung. Nicht die künstlerische Form, sondern der stoffliche Inhalt gab in den Augen des Publikums den Ausschlag. Das Lesebedürfnis, das sich von Jahrzehnt zu Jahrzehnt steigerte, forderte zu massenhafter Produktion heraus, und unter der Masse pflegt das Minderwertige stets zu überwiegen. Romane von bedeutendem Ideengehalt und künstlerischer Weihe gehörten zu den Seltenheiten: in Schwaben stand Hölderlins Hyperion, von dem in einem späteren Kapitel gehandelt werden wird, ziemlich vereinzelt da. An Familienromanen erbaute sich in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts das deutsche Publikum hauptsächlich. Die Engländer gaben dazu, wie wir schon gehört haben, die Muster ab; die Briefform erfreute sich nach Richardsons Vorgang besonderer Beliebtheit. Es ging in diesen bürgerlichen Erzählungen, die auf ihrer untersten Stufe zur geistlosesten Trivialität herabsanken, sehr moralisch zu: die Tugend pflegte schließlich über das Laster zu triumphieren und ein armes weibliches Wesen für ein- oder mehrbändige Leiden durch eine glückliche Heirat entschädigt zu werden. In vielen Romanen drängte sich das empfindsame Element hervor. Schon die Richardsonaden enthielten davon ihren wohl gemessenen Teil; Deutschland war überdies durch Klopstock darauf vorbereitet. Da kam der Einfluß Rousseaus und Rousseauscher Naturschwärmerei hinzu und brachte vollends das Fieber der Sentimentalität zum Ausbruch. Eine Flut von Thränen jeglicher Art überschwemmte die Lande. Es war ein mehrjähriger Krankheitszustand, den nicht bloß die deutsche Litteratur, sondern auch das deutsche Volk durchzumachen hatte. In Goethes Werther besitzen wir das bedeutendste, im Siegwart des Schwaben Miller, den wir schon kennen gelernt haben, das am stärksten ausgeprägte Geistesdenkmal dieser Epoche.

In Schwaben war die erfolgreichste Vertreterin des Familienromanes Wielands Jugendgeliebte Sophie La Roche. Geboren am 6. Dezember 1731 zu Kaufbeuren als Tochter des Arztes Guter-

mann von Gutershofen, ging sie, wie wir schon aus Anlaß von Wielands Leben gehört haben, 1753 eine Vernunftheirat mit dem kurmainzischen Hofrate La Roche ein, lebte zuerst in Mainz, dann in Warthausen, 1768—1770 auf Schloß Bönnigheim, wo ihr Gatte damals gräflich Stadionscher Amtmann war. Hier machte sie die Einsamkeit zur Schriftstellerin. 1771 erschien ihr erster Roman „Geschichte des Fräuleins von Sternheim"; Wieland konnte der Freundin die Bitte, das Buch herauszugeben und zu bevorworten, nicht abschlagen, obwohl die im Richardsonschen Stile gehaltene Geschichte seinem damaligen Geschmacke zuwider war. Das Werk, dem 1779 ff. ein ähnlicher noch umfangreicherer Roman „Rosaliens Briefe an ihre Freundin Mariane von St.**" nachfolgte, fand den begeisterten Beifall selbst der besten Zeitgenossen. Als La Roche 1771 kurtrierischer Geheimerat und bald darauf Kanzler zu Ehrenbreitstein wurde, that Sophie einen glänzenden litterarischen Salon auf, in dem die ersten Geister der Nation der vornehmen Weltdame und gefeierten Dichterin huldigten. Nach der Entlassung des Kanzlers im Jahre 1780 lebte sie in Speyer, Mannheim, Offenbach, wo ihr Gatte 1788 starb; durch Reisen in fremden Ländern erhielt sie sich frisch und knüpfte Beziehungen mit auswärtigen Größen an. Ihre Feder wurde ihr fortan zum Beruf und zur Erwerbsquelle. Sie belehrte in der viel gelesenen Zeitschrift „Pomona für Deutschlands Töchter" (1783/4) die weibliche Jugend und schüttete ein Füllhorn von moralischen Erzählungen, Reisetagebüchern und Lebensbeschreibungen über das Publikum aus. Ihre Schriftstellerei bewegte sich in absteigender Linie; an das Fräulein von Sternheim reichte von ihren späteren Schöpfungen keine mehr heran. Ihre Weichlichkeit, Rührseligkeit, Schwatzhaftigkeit nahmen mit der Zeit einen unerträglichen Grad an. Durch Schilderungen von dem, was sie erlebt und gesehen hatte, verdeckte sie ihre Armut an Erfindungsgabe. Die Technik ihrer Romane ist ziemlich mangelhaft. Aber ein warm fühlendes Frauenherz und ein reich gebildeter Geist spricht doch aus ihnen. Bis an ihren Tod, der am 18. Februar 1807 erfolgte, bewahrte sich Sophie La Roche eine ungemeine geistige Regsamkeit.

Stark von Miller beeinflußt erscheint David Christoph Sey-

bold, in dessen Romanen sich das spießbürgerlich hausbackene und das sentimentale Element paaren. Er war am 26. Mai 1747 zu Brackenheim geboren, durchlief die theologischen Seminarien, bekleidete außerhalb dem engeren Heimatlande die verschiedensten Lehrämter und wurde 1796 Professor der klassischen Philologie in Tübingen, wo er am 19. Februar 1804 starb. Er war ein sehr fruchtbarer Schriftsteller, schrieb philologische und pädagogische Werke, lieferte Uebersetzungen antiker Klassiker und Schulbücher, erwarb sich durch sein „Vaterländisches Historienbüchlein" (1801) um die württembergische Biographie Verdienste, beteiligte sich an der Leitung verschiedener Zeitschriften. Seine belletristischen Arbeiten zeugen von guter Beobachtungsgabe und sind, vom kulturhistorischen Standpunkt aus betrachtet, lehrreich. Der Autor liebt es, kleine Verhältnisse mit behaglicher, auf die Dauer jedoch langweilender Breite zu malen und überall moralisierende Betrachtungen einzuflechten. Die Poesie bleibt dabei ganz aus dem Spiele, wenn man nicht die Rührung, die hin und wieder erweckt wird, dafür nehmen will. Seybolds bekannteste Werke sind „Hartmann, eine Wirtembergische Klostergeschichte" (1778) und „Reizenstein. Die Geschichte eines deutschen Offiziers" (1778/9); in dem erstgenannten Buche nimmt die Schilderung der vorbereitenden Laufbahn eines jungen württembergischen Theologen vor mehr als hundert Jahren das Interesse einigermaßen in Anspruch. Die Romane Wagenseils, Werthes' und Stäudlins, die mehr oder weniger Werther- und Siegwartstimmung atmen, werden noch in anderem Zusammenhang erwähnt werden. Seit 1768 überflutete länger, als ein Dezennium, Christoph Heinrich Korn (1726—1783) aus Tübingen, der als Lieutenant in holländischen Diensten gestanden hatte und dann in Stuttgart und Ulm schriftstellerte, den litterarischen Markt mit der ödesten belletristischen Ware, die aber doch ihre Liebhaber fand. Der Ravensburger Johann Gottfried Essich (1757—1806), Prediger in Augsburg, der, von unheilbarer Gliederkrankheit befallen, sich 1789 pensionieren ließ, tröstete sich in seinem Leiden und in seiner Langweile damit, daß er „Rührende Erzählungen aus der Thierwelt" (1796) und eine Reihe ähnlicher Schriften abfaßte, mit denen er sich an Leidende und geistig Arme, als da sind

bürgerliche Mädchen, Lehrjungen, Dienstboten, wandte. Ebenso schrieb Johannes Ludwig (1750—1801) aus Ulm, zuletzt Pfarrer in dem damals zu seiner Vaterstadt, jetzt zu Bayern gehörigen Riedheim, seine Familiengeschichten vorwiegend für die Jugend; übrigens brachten Zeitschriften und Sammelwerke auch Verse von ihm, die 1802 unter dem Titel „Lieder und Gedichte für Freunde der Natur und häuslichen Glückseligkeit" vereinigt wurden. Konrad Friedrich Köhler (1752—1838) aus Wippingen (O.A. Blaubeuren), Inhaber der Wohlerschen Buchhandlung in Ulm, auch gelegentlich Dichter und Journalist, schrieb einen „Roman für Liebende" unter dem Titel „Scenen aus dem menschlichen Leben, oder die Geschichte einer Spröbin" (1777). Friedrich Wilhelm Jonathan Dillenius (1754—1815) aus Knittlingen (O.A. Maulbronn), als Pfarrer zu Hemmingen (O.A. Leonberg) gestorben, verfertigte neben Schulbüchern, Klassikerübersetzungen und popularphilosophischen Schriften einige heute verschollene Erzählungen. Auf einer etwas höheren Stufe stehen die Erzeugnisse von Karoline Paulus (1767 bis 1844) aus Schorndorf. Sie vermählte sich 1789 mit ihrem Vetter, dem namhaften Theologen H. E. G. Paulus, der damals eine Professur in Jena inne hatte. Hier war die lebhafte und aufgeweckte Schwäbin wohl gelitten und durfte sich der Freundschaft Goethes, Schillers, Voß', Jean Pauls und anderer Größen rühmen. Später begleitete sie ihren Gatten auf dessen verschiedenen Lebensstationen; 1811 ließ sich das Ehepaar dauernd in Heidelberg nieder, wo Karoline ihre Tage beschloß. Die Schriftstellerei galt ihr nur als angenehmer Zeitvertreib in Mußestunden, über dem sie die Hauswirtschaft nicht zu versäumen pflegte. Ihren ersten Roman „Wilhelm Dumont" gab sie 1805 unter dem Pseudonym Eleutheria Holberg heraus, und er fand Gnade vor Goethes Augen. Ein paar weitere Erzählungen folgten nach.

Neben dem Zeitromane kam im 18. Jahrhundert dem historischen nur eine untergeordnete Bedeutung zu. Die Ritter- und Räuberromane, die an Goethes Götz von Berlichingen, Schillers Räuber und andere Produkte der Sturm- und Drangperiode anknüpfen, enthalten so gut wie keine geschichtlichen Elemente, obwohl sie meist in den „finsteren Zeiten des Mittelalters" spielen, von

dem man sich noch eine ganz verkehrte Vorstellung machte. Sie schlugen einen rohen Ton an und suchten das Sensationsbedürfnis mangelhaft gebildeter Leserkreise zu befriedigen. Feine kulturhistorische Gemälde, wie sie ein Paul von Stetten (1731—1808) aus Augsburg lieferte, bildeten Ausnahmen. Dieser treffliche Mann, der in den letzten sturmbewegten Zeiten seiner heimatlichen Republik als deren höchster Beamter eine wichtige und ehrenvolle Rolle spielte und als bayerischer Geheimerat starb, bearbeitete zuerst, wie sein gleichnamiger Vater, die Augsburger Lokalgeschichte und verlegte sich dann hauptsächlich auf die Erforschung der Kultur- und Kunstgeschichte seiner Vaterstadt. Für mehrere seiner Schriften wählte er Romanform. Größeren Beifall, als ein paar Rittergeschichten, wie „Selindo" (1764) und „Siegfried und Agnes" (1767), erwarben sich die 1777 dreimal in rascher Folge aufgelegten „Briefe eines Frauenzimmers aus dem 15. Jahrhundert", die, Ton und Geist der vergangenen Zeit sicher treffend, schlicht, aber anmutig erzählen, wie eine verwitwete Augsburgerin zu einem zweiten Manne kommt. Georg Wilhelm Zapf (1747—1810) aus Nördlingen, der Notar in Augsburg war und dann, nachdem er Geld, Ehren und Titel in Fülle erworben hatte, auf einem Landgut in der Nähe jener Stadt ganz den Wissenschaften und litterarischen Arbeiten sich widmete, verfaßte unter zahlreichen Werken aus dem Bereiche der Geschichte und Biographie, der Philosophie und Aesthetik, des Buchdruckes und Bibliothekwesens auch eine Erzählung aus der Reformationszeit „Christoph von Stadion, Bischof von Augsburg" (1799). Christoph Friedrich Wittich (1757—1818) aus Liebenzell (O.A. Calw), zuletzt Pastor in Waldorf (O.A. Tübingen), schrieb einen Zigeuner-Kriminalroman über den bekannten 1787 zu Sulz hingerichteten Raubmörder Hannikel, über den er auch ein „Lied für's Volk" dichtete, während Kaspar Maximilian Erb, 1777 zu Ravensburg geboren, katholischer Pfarrer zu Neukirch (O.A. Tettnang), neben einigen anderen Geschichten 1801 eine romantische Erzählung aus den Annalen des Schussenthales „Gustav Veitsberg und Amalie" lieferte.

Mit dem Aufschwunge, den der epische Prosastil nahm, hielten die Fortschritte der wissenschaftlichen und halbwissenschaftlichen,

ästhetischen und kritischen Prosa vollständig gleichen Schritt. In jener Sphäre haben wir Wieland als Führer kennen gelernt, in dieser war Lessing Bahnbrecher und Herrscher: Lessing, der, voll von Unternehmungslust und Kampfbegierde, ein unbarmherziger Gegner aller Mittelmäßigkeit, aber doch planvoll vorgehend und die Blicke fest auf erreichbare Ziele richtend, großartigen Reformen in der wissenschaftlichen Kritik und in der Kunstlehre zum Siege verhalf. Dem Meister folgte eine Heerschar Mitstreiter von ungleicher Tüchtigkeit. Mit Lessing thaten sich seine beiden nächsten Freunde, der Berliner Buchhändler Nicolai und der jüdische Philosoph Moses Mendelssohn, 1759 zur Gründung einer kritischen Zeitschrift „Briefe, die neueste Litteratur betreffend" zusammen. Gemeinverständliche Darstellung, elegante Prosa wurden darin angestrebt; die Wissenschaft sollte den Händen einer bezopften und dem Volksleben ahnungslos gegenüberstehenden Gelehrtenzunft entrissen werden. Lessing selbst gab das Muster, wie man durch lebendige Rede und künstlerischen Ausdruck auch trockene, dem allgemeinen Interesse bislang ganz ferne liegende Gegenstände genießbar und anziehend machen könne. Dem Gehalt und Geiste nach waren es die Grundsätze der Aufklärung, denen die Litteraturbriefe Geltung verschafften.

Die Aufklärung war ja das große geistige Prinzip, um das sich die europäische Kultur des 18. Jahrhunderts hauptsächlich drehte. In der ersten Hälfte des Jahrhunderts drang es von allen Seiten ungestüm vor, in der zweiten behauptete es sich siegreich auf der ganzen Linie, gegen Ende erreichte es in der französischen Revolution seinen Höhepunkt, artete aber, allzustraff angespannt, bald in Wirrsal und Greuel aus. Es waren untereinander sehr verschiedene Mächte, die von den verschiedensten Punkten aus dem gemeinsamen Ziel entgegenarbeiteten. In England wirkten die Deisten für die Aufklärung, in Frankreich die Philosophen der Encyklopädie, Rousseau, Voltaire. Zu diesen Franzosen unterhielten namentlich die Deutschen mannigfache Beziehungen: auch persönliche Berührungen fanden statt, wie beispielsweise der Ulmer Abbt Voltaire in Genf aufsuchte, und bekannt genug ist die Freundschaft des großen Preußenköniges mit dem zuletzt genannten philo-

sophischen Freigeist. In Deutschland hatte seit der Reformation die Theologie die Vorherrschaft unter den Wissenschaften ausgeübt und waren alle übrigen Bildungsinteressen in ihr Schlepptau geraten. Die Befreiung der Kultur aus den Banden dieser Gewalt war das Werk der Aufklärung. Und zwar mußte zu dem Behufe die Theologie selbst erst eine gründliche Umbildung sich gefallen lassen. Es geschah durch die von Leibniz vorbereitete und durch seinen Schüler Christian Wolff vollendete und zum System erhobene rationalistische Philosophie. Fortan galt als der beste Teil der Frömmigkeit die Moral, und Gläubigkeit forderte man nur, soweit sie innerhalb den Grenzen der Vernunft möglich war. Die Theologie selbst hatte freilich den Schaden davon, und das religiöse Gefühl mußte bei dieser Richtung, die sich an Kopf und Verstand, statt an Gemüt und Phantasie wandte, notwendig verflachen. Aber die übrigen Zweige des geistigen Lebens gewannen, was der eine verloren hatte. Nichts war den Strahlen des neu entzündeten Lichtes undurchdringlich. Die Ideen der Aufklärung erfaßten mit unwiderstehlicher Gewalt die Geister, und ihre Gegner erkannten bald, daß Widerstand unnütz sei, und verstummten. Selbst gekrönte Häupter leisteten der Bewegung Vorschub und nahmen die Grundsätze des Zeitalters in ihr Regierungsprogramm auf. Friedrich II. und Joseph II. gingen in Deutschland voran, wie Katharina II. in Rußland, und viele kleine deutsche Fürsten befolgten diese Beispiele, während die republikanischen Oligarchien der frischen Luft den Zulaß wehren wollten. Ein endloses Heer von Aufklärern jeder Art und jeden Ranges stand kampfbereit auf dem Plane. Da waren die großen Dichter und Denker, die den herrschenden Gedanken vorbildliche künstlerische Gestalt gaben oder sie zu planvollen Theorien verdichteten: neben Lessing Goethe und Schiller, Herder und Kant, der scharfsinnige Begründer der kritischen Philosophie. Hinter diesen Aufklärern im vornehmsten Stile marschierte die Masse der Kleineren und Kleinen, von denen jeder sein Scherflein zur Hebung der Volksbildung beitrug, deren praktisches Wirken und Werben zum Siege der Sache, der sie dienten, nicht zu entbehren war. Ihnen fiel die Aufgabe zu, das Gold der Großen, in gangbare Münzen gewechselt, unter den Haufen zu

werfen. Die Popularphilosophen, Mendelssohn und Abbt an der Spitze, verstanden es, in weiten Kreisen das philosophische Denken zu wecken und zu schulen, wenn es ihnen auch vielfach an Tiefe und Originalität gebrach und der Dilettantismus sich in ihren Reihen breit machte. Die Publizisten verallgemeinerten das Interesse an Politik und Staatsrecht, Nationalökonomie und Statistik; auf diesem Gebiete zeichnete sich der mit ungewöhnlichem praktischen Verstande begabte Nicolai ebenso sehr aus, wie er sich als ästhetischer Kritiker lächerlich machte. Die Pädagogen verkündeten unter Rousseaus Einfluß das Evangelium der Menschenfreundlichkeit und Duldsamkeit und reformierten das Erziehungs- und Unterrichtswesen in diesem Sinn. Alle diese Männer, wie verschieden sie nach Begabung und Charakter, Geistesrichtung und Lebensverhältnissen im einzelnen sein mochten, strebten doch dem gemeinsamen Ziele zu, das Volkswohl zu fördern und die Menschheit zu beglücken. Sie wollten ihren Mitbrüdern dazu verhelfen, den Verstand allseitig auszubilden, die individuellen Fähigkeiten frei zu entwickeln, alle beengenden Schranken der Vorurteile zu durchbrechen. Das Hauptmittel, dessen sie sich dabei bedienten, war die Feder. Man schrieb Bücher, wobei die Form der Reisebeschreibung beliebt war, weil sie bequeme Gelegenheit bot, alles, was man auf dem Herzen hatte, loszuwerden: aber einen breiteren Raum noch nahmen die periodischen Druckwerke ein. Allerorten tauchten in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts Blätter auf, die zwischen den jetzigen Zeitschriften und politischen Zeitungen etwa die Mitte hielten und sich äußerlich zu handlichen Oktavbänden zusammenfügten. Der Stand der Journalisten mehrte sich, wie Sand am Meer. Es war freilich zum großen Teil ein leichtfertiges Völklein, das an innerem Halt und an Sittlichkeit gerade keinen Ueberschuß hatte. Sie trieben wohl auch vielfach Mißbrauch und Unfug mit den Prinzipien der Aufklärung, schmeichelten dem Volk und haschten nach seiner Gunst, statt sich seinem Besten selbstlos hinzugeben. Aber doch war ihre Beihilfe zur Verallgemeinerung der Bildung unentbehrlich. Und daß sie sich ein Gewerbe daraus machten, jeden Mißbrauch und jede Ungerechtigkeit an die große Glocke zu hängen, war allen Tyrannen und Gewalthabern in Deutschland ein höchst heilsamer Schrecken.

Schon wiederholt mußte auf das Zurückbleiben der schwäbischen Kultur im Vergleiche zur Kultur anderer deutscher Stämme im 18. Jahrhundert hingewiesen werden. Auch die Aufklärung drang erst spät in das Land ein. Zunächst waren es einzelne talentvolle Männer, die, ihren Stammesgenossen vorauseilend, die neuen Ideen erfaßten, aber ihren Wirkungskreis außerhalb den heimatlichen Gauen suchten, um die Geistessaat auf fruchtbarerem Boden auszustreuen. So entfaltete Wieland im deutschen Norden seine jouralistische Thätigkeit, wohin ihm ein anderer Schwabe, Thomas Abbt, schon vorausgezogen war. Dieser entfremdete sich wie äußerlich so auch innerlich vollständig der Heimat, deren armselige Verhältnisse ihn sogar mit Geringschätzung erfüllten. Der erste, der sich der Mühe unterzog, in Schwaben Bildung zu verbreiten, war Schubart; von Augsburg und dann von Ulm aus sandte er, wie wir schon gesehen haben, seine deutsche Chronik in die Welt. Aber wenn er auch in vielen Stücken die Grundsätze der Aufklärung teilte, stand er doch in anderen wesentlichen Punkten im Gegensatze zu ihr. Gründlicher und bedingungsloser huldigte dem Zeitgeiste Ludwig Wekhrlin, dessen Zeitschriften die Schubartsche Chronik an Popularität und Einfluß in Schwaben fast noch übertrafen. Für Wekhrlin bot sich in der Grafschaft Oettingen-Wallerstein eine Zufluchtstätte, wo er ungestört sein Werk thun konnte. Die kleinen reichsunmittelbaren Herren zeigten im schwäbischen Kreise noch am ehesten einiges Verständnis für die Aufklärung. In Württemberg drehte sich wenigstens während der ersten Regierungshälfte Karl Eugens das allgemeine Interesse mehr um materielle als um geistige Fragen. Die schwäbischen Reichsstädte versagten gänzlich. Ihnen galt darum auch der Spott und die Verachtung der schwäbischen Publizisten in erster Linie. Abbt hatte seine geringe Meinung vom Schwabentum im Anblick der Ulmer Zustände sich gebildet, Wekhrlin schüttete die volle Schale seines scharfen Witzes über die heruntergekommenen Republiken, und Affsprung fand kaum weniger an ihnen auszusetzen.

Am frühesten unter seinen Landsleuten griff Thomas Abbt in die litterarische Bewegung ein und gelangte in ganz Deutschland zu Ansehen. Er war am 25. November 1738 zu Ulm als

Sohn eines Perückenmachers geboren, durchlief das Gymnasium seiner Vaterstadt, begab sich dann zum Studium der Theologie nach Halle, fühlte sich aber mehr, als zur Gottesgelehrsamkeit, zu den Sprachen, zur Mathematik, zur Geschichte, vor allem zur Philosophie hingezogen. Behend und schmiegsam, wie er war, wußte er sein Lebensglück, wie wenige, zu schmieden. Er hielt schon in Halle philosophische Vorlesungen und folgte 1760 einem Ruf als Professor der Philosophie an die Universität Frankfurt a. d. Oder. Von hier aus sandte er, durch die Thaten des großen Friedrich dazu begeistert, seine patriotische Schrift „Vom Tode für's Vaterland", die sich an alle Gebildeten wandte, 1761 in die Welt. Sein Ruf war damit begründet, seine Zukunft gesichert. Damals zog sich Lessing von den Litteraturbriefen zurück, und Abbt wurde an seiner Stelle zur Mitarbeiterschaft eingeladen. Er lieferte im Laufe der Jahre eine stattliche Anzahl philosophischer, ästhetischer und historisch-politischer Beiträge. Herbst 1761 trat er nach längerem Aufenthalt in Berlin eine neue Stelle als Mathematikprofessor an der hessischen Universität Rinteln an. Hier vollendete er sein bedeutsamstes Werk, die breit angelegte popularphilosophische Schrift „Vom Verdienste" (1762—1764). 1765 gab er die ihm verhaßte akademische Thätigkeit, die er schon 1763 durch eine neunmonatliche Reise nach Süddeutschland, der Schweiz und Frankreich unterbrochen hatte, ganz auf und nahm von mehreren ihm angebotenen Posten den eines Hof-, Regierungs- und Konsistorialrates in Bückeburg an. Er fand hier angenehme persönliche Beziehungen zu seinem Herren, dem bedeutend veranlagten Grafen Wilhelm von Schaumburg-Lippe, und einen ihm zusagenden Wirkungskreis, der sich hauptsächlich auf die Leitung des Schulwesens bezog. Als Schriftsteller warf er sich nun mit besonderem Eifer auf die historischen Fächer und begann seine originelle Sallustübersetzung. Da bereitete plötzlich am 3. November 1766 der Tod seiner von seltenem Glücke begünstigten Laufbahn ein jähes Ende. Alle Welt beklagte den schmerzlichen Verlust; sein Amtsnachfolger Herder, Nicolai, Schubart und andere setzten ihm in Prosa oder Versen Ehrendenkmale; Nicolai gab 1768/81 Abbts Werke in sechs Bänden heraus.

Obgleich es Abbt nicht vergönnt war, den Höhepunkt seiner Entwicklung zu erreichen, übte er doch auf Mitlebende und Ueberlebende nachhaltigen Einfluß aus. Kleine und Große, selbst die Größten, wie Schiller, fanden in seinen Schriften Belehrung und Anregung. Sein Bestreben ging dahin, die Ergebnisse wissenschaftlicher Forschung weiten Kreisen darzubieten. Sein Leitstern hieß Lessing, und er zeigte sich an Schärfe der Urteilskraft seines großen Vorbildes nicht unwürdig. Höher als Abbts philosophische Leistungen, die noch im trockenen Schematismus der Wolffschen Schule befangen sind, stehen seine journalistischen. Er wirkt für die Herrschaft der gesunden Vernunft auf allen Gebieten und zieht gegen Vorurteile und Aberglauben in jeder Form zu Felde. Von Einseitigkeit hält er sich allerdings nicht frei: für Klopstocks poetisches Pathos fehlt ihm das Organ, und den Versmachern ist er überhaupt nicht hold. Der deutschen Prosa gilt seine Liebe, und um sie hat er sich entschieden verdient gemacht. Er hat nicht nur einen lebendigen, kräftigen, markigen Stil geschrieben, er ist auch als Sprachschöpfer thätig gewesen. Die Ecken seiner Schreibart hätten sich mit der Zeit um so eher abgeschliffen, als er diesen Mangel selbst anerkannte.

Einen starken Gegensatz zu seinem Stammesbruder Abbt bildet Wilhelm Ludwig Wekhrlin. Er war durchaus Journalist mit allen Schwächen eines solchen, aber auch von starker momentaner Einwirkung auf die zeitgenössischen Lesermassen, ein Agitator der Aufklärung, während jener stets eine philosophisch vornehme Haltung einnahm. Wekhrlins Leben ist in manchen Punkten nicht aufgeklärt, da er selbst nach Abenteurerart seinen Wandel in Dunkel zu hüllen liebte und sogar in vertrauten Briefen unverschämt log. Geboren ist er am 7. Juli 1739 zu Bothnang bei Stuttgart als Sohn des Dorfpfarrers. Frühe des Vaters beraubt, wurde er nach der Konfirmation von dem zweiten Gatten seiner Mutter, dem Stadt- und Amtsschreiber Heuglin zu Ludwigsburg, für den Schreiberstand bestimmt und begann seine Laufbahn auf der Maulbronner Schreiberstube, um sie in Ludwigsburg unter den Augen des verhaßten Stiefvaters fortzusetzen. Dem aufgenötigten Beruf entzog er sich um das Jahr 1766 durch die Flucht, welcher Schritt

die dauernde Entzweiung mit den Eltern nach sich zog. Die zehn folgenden Jahre verbrachte er in Wien, offenbar in den verschiedensten Stellungen, eine Zeit lang wohl als französischer Botschaftssekretär, in welcher Eigenschaft er nach Italien, vielleicht auch nach Paris gekommen sein dürfte. Doch änderte sich seine Glückslage, und er schied 1776 von Wien. In diesem und dem nächsten Jahr erschien sein erstes bekannt gewordenes Werk „Denkwürdigkeiten von Wien" in drei Teilen, eine Schilderung der österreichischen Hauptstadt, ihrer Bewohner, ihrer Sitten, ihres Lebens nach Art moderner Reiseschriften. Das Buch erregte Aufsehen durch seinen lebendigen Feuilletonstil, der damals für die Deutschen etwas Neues war, aber auch Anstoß durch die Ungeniertheit seines Urteils. Von Wien wandte sich Wekhrlin über Regensburg und Augsburg, aus welch letzterer Stadt er, wie zwei Jahre vorher Schubart, ausgewiesen wurde, nach Nördlingen, warf „Des Anselmus Rabiosus Reise durch Oberdeutschland" (1778) auf den Markt, pikante Reisebilder, deren scharfe kritische Aeußerungen mehr Widerspruch als Widerlegung fanden, und redigierte ein halbes Jahr lang eine politische Zeitung „Das Felleisen". Auch aus Nördlingen vertrieben, zog er seit Mai 1778 sich in das benachbarte Dorf Baldingen zurück, dessen Gebieter, der freisinnige, billig denkende und gebildete Fürst Kraft Ernst zu Oettingen-Wallerstein, ihm seinen Schutz angedeihen ließ. Hier lebte er in ländlicher Stille und Abgeschiedenheit, der Anregungen persönlichen Verkehres völlig entbehrend, aber geistig ungemein thätig; seine eben nicht übermäßigen Bedürfnisse deckte er durch den Erwerb seiner Feder und eine kleine Rente, die ihm die Mutter aussetzte, mit Mühe. Infolge einer Schmähschrift in Knüttelversen auf die Stadt Nördlingen und ihr Oberhaupt, die Wekhrlin 1786 herausgegeben, übrigens dem Anscheine nach nur teilweise verfaßt hatte, wurde er im Mai 1787 vom Oettinger Fürsten, der teils der Gerechtigkeit Genüge thun, teils seinen Mann vor der Rache der Reichsstädter sicher stellen wollte, auf dem prächtig gelegenen Schloß Hochhaus interniert, wo er fast fünf Jahre in lockerer Gefangenschaft zubrachte. Die Baldinger und Hochhauser Zeit ist die Glanzperiode des Publizisten Wekhrlin. Er gab der Reihe nach angesehene, einflußreiche und viel gelesene

Journale heraus: 1779 ff. zwölf Bände „Chronologen", 1784—1787 das „Graue Ungeheur" in einunddreißig Heften, 1788—1790 sechs Bände „Hyperboreische Briefe", 1791 zwei Bände „Paragrafen". Aus allen diesen Veröffentlichungen weht derselbe Geist, wenn auch die eine rücksichtsloser, die andere unter dem Zwange der Verhältnisse oder der Zensur zahmer gehalten ist, wenn sich auch diese mehr auf das politische und soziale Gebiet beschränkt, jene Litteratur und Kunst mit in den Kreis ihrer Betrachtungen zieht. Die Aufklärung war das Licht, dem Wekhrlin selbst folgte, und das er unter den Deutschen verbreiten wollte. Er griff alle Fortschritte des Zeitalters rasch auf und suchte auch seinem Publikum zu raschem Verständnis zu verhelfen. Er war freisinnig und freigeistig, dabei aber im Grunde genommen mehr aristokratisch als demokratisch gesinnt. Er erörterte mit Kühnheit alle politischen, staatsrechtlichen, wirtschaftlichen Gegenstände, beleuchtete aus Anlaß praktischer Fälle wichtige prinzipielle Fragen, wie die Berechtigung der Todesstrafe, von allen Seiten, machte es sich zur Aufgabe, jede Schlechtigkeit und Dummheit an den Tag zu bringen, wobei es natürlich nicht ohne Zänkereien aller Art abging. Kleine Reiseberichte und Städtebilder, teils auch Novelletten, Anekdoten, Gedichte sorgten für Abwechslung; doch wurden im ganzen die schönen Künste sehr stiefmütterlich behandelt. Immerhin war der Inhalt der Wekhrlinschen Zeitschriften außerordentlich reich und vielseitig, und wer das geistige Leben der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts kennen lernen will, darf an ihnen ja nicht vorübergehen. Wekhrlin selbst, der nie auf einer Universität gewesen war, hatte sich doch ein umfassendes Wissen angeeignet; außerdem arbeiteten, freilich anonym, eine Anzahl fähiger Köpfe an seinen Publikationen mit. Vor allem aber zog der Herausgeber durch seine natürlichen Talente seine Leser an. Er war der geborene Feuilletonist: witzig, geistreich, stets unterhaltend, leicht und elegant in der Darstellung. Dennoch haben die Urteile der Zeitgenossen über Wekhrlin sehr widersprechend, die der Nachwelt überwiegend ungünstig gelautet. Daran tragen die Unzuverlässigkeit seines Charakters, der Mangel an festen sittlichen Grundsätzen und an Wahrheitsliebe die Schuld, welche Fehler auch in seinen politischen und sonstigen Anschauungen keine Gleich-

mäßigkeit und Folgerichtigkeit aufkommen lassen. Die Abenteuersucht seiner Jugend und gelegentliche Ausschweifungen wird ihm jeder Unbefangene gerne verzeihen, aber über jene moralischen Gebrechen kommt man nicht hinweg. Seiner Person bleibt die Achtung, die seine ersprießliche publizistische Wirksamkeit abnötigt, versagt. Schubart, dessen Charakterbild ähnliche Flecken, wie das Wekhrlins verunstalteten, erscheint doch als Mensch weit liebenswürdiger. Allerdings ist das Glück Wekhrlin nicht eben hold gewesen: widrige Familienverhältnisse, finanzielle Verlegenheiten, Feindschaften, die er sich durch seine freimütige Feder zuzog, böse Krankheiten haben ihm das Leben schwer gemacht. Auch sein Ausgang ist fast tragisch zu nennen. Im März 1792 wandte er mit Hinterlassung von Schulden Schloß Hochhaus den Rücken und ließ sich nach einer Reise in die schwäbische Heimat in dem jüngst preußisch gewordenen Ansbach nieder, wo er seit 1. August eine wöchentlich zweimal erscheinende Zeitung „Ansbachische Blätter" herausgab. In dem Kriege zwischen Oesterreich-Preußen und der französischen Republik nahm er eine schwankende Mittelstellung ein. Ein Aufruhr des durch den Sieg der Franzosen und durch die Annäherung der Kriegsgefahr nervös gewordenen Volkes richtete sich gegen den verdächtigen Journalisten, der von den Behörden durch Hausarrest sicher gestellt wurde. Der Schrecken scheint aber Wekhrlin, der ohnehin an Gicht litt, so arg zugesetzt zu haben, daß er bald nach dem Ereignis am 24. November 1792 starb.

Johann Michael Affsprung steht etwa in der Mitte zwischen Abbt und Wekhrlin: an sittlichem Gehalt über diesem, an innerer Harmonie unter jenem. Auch er war, gleich Abbt, Ulmer. Am 21. Oktober 1748 als Sohn eines Schlossers geboren, besuchte er das reichsstädtische Gymnasium und zog dann in die weite Welt, im Laufe seines unruhigen Lebens seine Bildung mit großer Energie vollendend. Er wechselte seinen Aufenthalt häufig, lehrte Sprachen und Mathematik in Wien, Ungarn, Holland, war eine Zeit lang Registraturadjunkt der Herrschaftstube in Ulm, gründete eine Erziehungsanstalt in Heidelberg, ließ sich von den Wogen der von ihm mit Begeisterung begrüßten französischen Revolution in die Schweiz tragen, bestand als Sekretär der helvetischen Regierung

allerlei Abenteuer, stieg dann wieder zum Hauslehrer herab und beschloß seine Tage in seiner Vaterstadt als Professor der griechischen Litteratur am 21. März 1808. Ganz realistisch veranlagt, huldigte Affsprung in zahlreichen populären Schriften verschiedenster Art einer verstandesmäßig praktischen Richtung und verneinte mit der Mehrzahl der Aufklärer das Recht der Phantasie. Am bedeutendsten wirkte er auf dem pädagogischen Gebiete, wo er den fortschrittlichen Standpunkt mit Entschiedenheit vertrat. So machte er 1776 in einer „Patriotischen Vorstellung an seine liebe Obrigkeit" Reformvorschläge für das Ulmer Schulwesen, was gewiß ein dringendes Bedürfnis war, zog sich aber dadurch die Ungnade der lieben Obrigkeit zu, die von den Bequemlichkeiten des hergebrachten Schlendrians nichts preisgeben wollte. Sonst gab Affsprung sein Bestes in einigen Reiseschriften. Es gefiel ihm, sich in absonderlichen schriftstellerischen Formen zu bewegen. Sein Witz war scharf und bitter, ja nicht selten bissig, seine Aufrichtigkeit schlug häufig in Derbheit und Grobheit um, in der Verfechtung seines Standpunktes wurde er gern eigensinnig und parador.

Alle diese schwäbischen Schriftsteller übertraf noch an ausgebreiteter und erfolgreicher Wirksamkeit der Hohenloher August Ludwig Schlözer. Auch er verließ frühzeitig seine Heimat, und in der Fremde verwischten sich die Spuren seiner Abstammung aus einem fränkischen Pfarrhause fast vollständig. Schlözer kam am 5. Juli 1735 in Gaggstatt (O.A. Gerabronn) zur Welt, widmete sich in Wittenberg der Theologie und vollendete seine Studien in Göttingen. Nachdem er eine Zeit lang in Schweden Hauslehrer gewesen war, führte ihn sein guter Stern nach St. Petersburg, wo er es allmählich zum ordentlichen Mitgliede der Akademie und Professor für russische Geschichte brachte. 1769 folgte er einem Ruf an die Universität Göttingen, der er nunmehr vierthalb Jahrzehnte seine Kräfte widmete. 1804 trat er in den Ruhestand und verschied am 9. September 1809. Durch zahlreiche äußere Ehren und Auszeichnungen, darunter die Erhebung in den russischen Adelsstand, wurden die Verdienste des Mannes anerkannt. Seine viel besuchten Vorlesungen bezogen sich auf Geschichte, Politik, Statistik, und diesen Fächern galt auch hauptsächlich seine außerordentlich

fruchtbare schriftstellerische Thätigkeit. Mit der Feder wollte er so gut wie vom Katheder herab ein Lehrmeister der Nation sein. Der pädagogische Trieb des Aufklärungszeitalters, dessen echter Sohn er in jeder Hinsicht war, steckte ihm tief im Blute. Bezeichnend ist, daß er sich nicht für zu vornehm hielt, eine Reihe Kinderschriften auf den Markt zu bringen, unter denen die 1779 erschienene „Vorbereitung zur Weltgeschichte für Kinder" große Beliebtheit erwarb. Das Volk durch Belehrung zu veredeln und zu beglücken, betrachtete er als seine wichtigste Aufgabe. Zu dem Behuf ergriff er die Laufbahn des Journalisten. Nachdem er schon 1774/5 vierzehn Stücke „Briefwechsel, meist statistischen Inhalts" veröffentlicht hatte, gab er 1776/82 zehn Bände „Briefwechsel, meist historischen und politischen Inhalts" heraus, woran sich 1782/93 die „Staats-Anzeigen" in achtzehn Bänden anschlossen. Durch diese politischen Zeitschriften, denen eine Reihe tüchtiger und zum Teile hochgestellter Mitarbeiter ihre Unterstützung lieh, gewann Schlözer auf das öffentliche Leben und die öffentliche Meinung in Deutschland außerordentlichen Einfluß, der erst dann sank, als er, ein überzeugungstreuer Anhänger der aufgeklärten Monarchie und Feind aller gewaltsamen Selbsthilfe des Volkes, gegen die französische Revolution entschieden Partei ergriff, wie er schon früher den Freiheitskampf der Nordamerikaner verurteilt hatte. Sonst waren es gerade die liberalen und fortschrittlichen Ideen, die Schlözer unter dem Schutze weitgehender Zensurfreiheit, wie sie damals in Göttingen nach englischem Vorbilde bestand, mit dem größten Freimute vertrat. Als unermüdlicher Vorkämpfer der Volksrechte und schonungsloser Kritiker der herrschenden Zustände stiftete er durch Furcht Gutes, brach manchen Reformen Bahn. Er machte politische und staatsrechtliche Fragen zum Gegenstand allgemeiner Teilnahme, er setzte seine Kräfte für die Ausbreitung freisinniger und vaterländischer Gesinnungen ein. Freilich waren die Meinungen, die er abgab, vielfach unklar und widerspruchsvoll, wie die der Aufklärungsjournalisten überhaupt. Aber er unterschied sich von der Mehrzahl seiner Kollegen dadurch vorteilhaft, daß er nicht bloß ein oberflächlicher Vielwisser war, sondern von der gediegenen Grundlage umfassender historischer und staatswirtschaftlicher Fach-

kenntnisse ausging, wodurch sein publizistisches Wirken eine höhere Berechtigung erhielt. Und wie er als Journalist Gelehrter blieb, so betonte er umgekehrt in seinen rein wissenschaftlichen Arbeiten nachdrücklich die Bezüge auf das reale Leben der Gegenwart. In seinen historischen Werken, durch die er namentlich die russische Geschichte erschlossen hat, steht er ganz auf dem materiell-praktischen Standpunkt und verdammt die poetisch-philosophische Auffassungsweise der Herderschen Schule. Scharfsinn des Urteiles und strenge Methode der Forschung zeichnen ihn aus, aber die Gabe der Darstellung ist ihm versagt, und davon, daß der Geschichtschreiber zugleich auch Künstler sein könne, ahnt er kaum etwas. Deshalb verzichtet er auch auf größere systematische Werke und beschränkt sich auf Grundrisse und kritische Untersuchungen. Als Stilist war er durchaus Individualist. Seine gedrungene und knappe Sprache entbehrt nicht origineller Züge, gefällt sich aber in Derbheiten, Uebertreibungen, Geschmacklosigkeiten. Sein Stil war übrigens nur das Abbild seiner ganzen Person, die bei aller festen und bewährten Männlichkeit scharfe Kanten aufwies: sein strenges und finsteres Wesen mußte die ihm Nahestehenden peinigen, und seine leidenschaftliche Heftigkeit verwickelte ihn in endlose litterarische Fehden und persönliche Feindschaften. Der Kampf war das Element dieses ausgeprägten Charakterkopfes der Aufklärungsperiode.

An die namhafteren Vertreter der Publizistik reihen sich eine Anzahl weniger hervortretender Geister, teils Männer der Wissenschaft, die es aber doch nicht verschmäht haben, Wirkung in die Breite anzustreben, teils abenteuernde Litteraten. Während eine Uebersicht über diejenigen Schriftsteller, welche im Herzogtume Württemberg thätig gewesen sind, für den Zusammenhang des folgenden Kapitels aufgespart bleibt, sollen hier geborene Württemberger, welche aber in der Fremde gewirkt haben, sowie die außerwürttembergischen Schwaben ihre Stelle finden. Da sind auf staatswissenschaftlichem Gebiete zwei Männer, die sich den beiden Moser nicht ganz unwürdig an die Seite gestellt haben: Karl Friedrich Gerstlacher (1732—1795) aus Böblingen, als wirklicher Geheimerat in Karlsruhe verstorben, und Friedrich Christoph Jonathan Fischer (1750—1797) aus Stuttgart, Professor an der

Universität Halle, der besonders einer „Geschichte des deutschen Handels" seinen Ruf verdankt. Emanuel Christoph Klüpfel (1712—1776) aus Hattenhofen (O.A. Göppingen), zuletzt Vizepräsident und Vorsitzender des Oberkonsistoriums in Gotha, rief 1763 den „Gothaischen genealogischen Kalender", das noch heute bestehende und unentbehrliche Nachschlagewerk, in's Leben und beteiligte sich auch sonst an journalistischen Unternehmungen. Johann Kaspar Adam Ruef (1748—1825) aus Ehingen, Professor des römischen Zivil- und Kirchenrechtes sowie Bibliothekar an der Universität Freiburg, leitete eine angesehene Zeitschrift „Der Freimüthige" (1782/7 in vier Bänden), die durch die „Freiburger Beiträge zur Beförderung des ältesten Christenthums und der neuesten Philosophie" fortgesetzt wurde. Ruef, der seine Blätter hauptsächlich mit den Erzeugnissen seiner eigenen Feder füllte, verfocht darin die Josephinischen Ideen und half eine freiere Richtung in der katholischen Kirche anbahnen. Nach dem Tode Kaiser Josephs II. wurde seinem litterarischen Wirken durch Verbot seiner Zeitschrift ein Ende bereitet. Johann Jakob Palm (1750—1826) aus Schorndorf, der als angesehener Buchhändler in Erlangen lebte, gab eine Reihe nützlicher bibliographischer Handbücher heraus. Unter den Popularphilosophen der Aufklärungszeit verdienen noch der Ulmer Münsterprediger Johann Kern (1756—1801) aus Geislingen und Thomas Wizenmann (1759—1787) aus Ludwigsburg Erwähnung. Letzterer, der nach Vollendung seiner theologischen Studien im Tübinger Stift und der üblichen Vikariatszeit Hofmeister zu Barmen wurde, sich der besonderen Gönnerschaft Friedrich Heinrich Jacobis zu erfreuen hatte, dessen Gastfreundschaft in Düsseldorf genoß, aber frühzeitig zu Mülheim am Rhein der Schwindsucht erlag, erweckte durch seine philosophischen Schriften schöne Hoffnungen und machte auch gedankenreiche, tief religiöses Empfinden ausströmende Gedichte, von denen einzelne Proben in Almanachen und Zeitschriften aufgenommen wurden. Als emsiger litterarischer Vertreter des philosophischen Systems Jacobis ist ferner Jakob Salat (1766—1851) aus Abtsgmünd (O.A. Aalen), Universitätsprofessor in Landshut, anzuführen. Ein tüchtiger Schulmann und fruchtbarer Polyhistor war der Ulmer Gymnasialrektor Johann Peter Miller (1705—1781)

aus Scharenstetten (O.A. Blaubeuren), der sich namentlich als Herausgeber lateinischer Klassiker Anerkennung erwarb. Millers gleichnamiger Neffe (1725—1789) aus dem Ulmischen (jetzt bayerischen) Leipheim, Professor der Theologie in Göttingen, und Georg Christian Raff (1748—1788) aus Stuttgart, Konrektor des Lyzeums in demselben Göttingen, thaten sich ebenfalls als pädagogische Schriftsteller hervor. Johann Georg Heinzmann (1757—1802) aus Ulm, Buchhändler daselbst und später Direktor der typographischen Gesellschaft zu Bern, verfertigte zahllose Bücher meist belehrender Art, deren Stoffe den verschiedensten Wissensgebieten entlehnt waren. Ein anderer Ulmer, Samuel Baur (1768—1832), als Dekan in dem ehemals zu dieser Reichsstadt gehörigen Dorfe Göttingen gestorben, brachte es auf anderthalbhundert Bände, teils Uebersetzungen, teils eigene hastig zusammengeraffte und wertlose Erzeugnisse theologischen und pädagogischen, geschichtlichen und biographischen, aber auch mehr belletristischen Inhaltes. Alle diese Pädagogen stellte ein etwas jüngerer Landsmann in den Schatten: Karl Zeller (1774—1846) aus Hohenentringen (O.A. Herrenberg), einer der fähigsten und selbständigsten Schüler Pestalozzis. Er füllte in preußischen Diensten verschiedene praktische Stellungen aus und beeinflußte die Richtung des preußischen Volksschulwesens; überdies vertrat er seine Ansichten mit gewandter Feder.

Unter den Schwaben, welche in der Fremde als Journalisten Brot und Glück suchten, ist der begabte Ludwigsburger Dekanssohn Johann Joseph Schmidlin (1725—1779) eine bemerkenswerte Erscheinung. Er trieb sich in England und Hamburg herum und unternahm zuletzt die Herausgabe eines großen „Katholikon“ genannten Real- und Universallexikons der französischen Sprache, erlag jedoch mitten in der Arbeit. Der Kuriosität halber sei auch Johann Friedrich Schiller (1731—1815), ein Verwandter und Taufpate des Dichters, erwähnt. Er ist dem Anscheine nach eine Zeit lang vom Herzog von Württemberg in nicht ganz sauberen Geschäften verwendet worden; dann begegnen wir ihm als Schriftsteller in London und wieder als Buchdruckereibesitzer in Mainz. Er übersetzte hauptsächlich aus dem Englischen. Der Polyhistor Johann Hermann Pfingsten (1751—1798 oder 1799) aus Stutt-

gart endete zu Konstantinopel, nachdem er zuvor in Deutschland allerhand gelehrte und praktische Stellungen ausgefüllt hatte, während der viel schreibende Friedrich August Weber (1753—1806) sich nach einer abenteuerlichen Jugend in seiner Vaterstadt Heilbronn als Arzt niederließ.

Siebentes Kapitel.

Die Zeiten der Karlsschule und der junge Schiller.

Im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts ging die Saat der Aufklärung auch in Württemberg auf. Bei dem persönlichen, fast patriarchalischen Regimente, das Karl Eugen führte, mußten seine Neigungen, sein Beispiel den Ausschlag geben. Und ein so beweglicher Geist, wie der des Herzogs, konnte sich auf die Dauer unmöglich den herrschenden Ideen entziehen. Nachdem er ein paar Jahrzehnte lang in Genußsucht, Prunkliebe und Verschwendung einem Ludwig XIV. nachgeeifert hatte, streckte er nunmehr nach den Lorbeeren Friedrichs des Großen und Josephs II. die Hände aus. Im Jahre 1770 war der langjährige Kampf zwischen ständischen Rechten und herzoglicher Gewalt durch den sogenannten Erbvergleich zu Ende gekommen. Karl Eugen sah sich nun genötigt, haushälterischer zu werden, und da er überdies mit den höheren Jahren der sinnlichen Genüsse mehr und mehr überdrüssig wurde, so trat seine Ueppigkeit allmählich in bescheidenere Grenzen zurück. Ja, sogar Anwandlungen von Reue über das Geschehene stellten sich ein. Solche kamen namentlich in einem am 11. Februar 1778 aus Anlaß seines fünfzigsten Geburtstages von den Kanzeln des Landes verlesenen Edikte zum Ausdruck, worin er seine Sünden bekannte und für die Zukunft Besserung gelobte. Freilich hat er seine Versprechungen entfernt nicht alle gehalten, ist mehr als einmal in die alten Laster zurückgefallen, wie ja beispielsweise die Vergewaltigung Schubarts erst dieser seiner zweiten Regierungs-

hälfte angehört: aber eine Erleichterung und Abschwächung des Druckes machte sich im allgemeinen doch fühlbar. Der Herzog gewann den Regierungsgeschäften Geschmack ab, arbeitete sich in alle Verhältnisse ein, zeigte für alle Zweige der Verwaltung Interesse, ließ sich an allen Orten sehen. Er stellte zu seinen Unterthanen persönliche Beziehungen her und nahm den gemeinen Mann durch Herablassung und Leutseligkeit für sich ein, wobei der Fürst mit seiner majestätischen Erscheinung, mit seinem scharf ausgeprägten Wesen auf jeden, dem er nahe trat, unauslöschlichen Eindruck machte. So gelang es ihm, sich ein Maß von Volkstümlichkeit zu erwerben, das zu seinen wahren Verdiensten um das Volk nicht im richtigen Verhältnis stand.

Die Zeiten waren also vorbei, da Karl Eugen in prunkreichen Festen und geräuschvollen Lustbarkeiten seine Befriedigung gesucht hatte. Er verringerte jetzt den Aufwand seiner Hofhaltung bedeutend und führte an der Seite seiner Franziska mehr das Leben eines vornehmen und reichen Privatmannes; nur ausnahmsweise lebten bei feierlichen Anlässen die alten glänzenden Tage wieder auf. Auch das Hoftheater mußte sich Einschränkungen gefallen lassen. Nach der Entlassung der kostspieligen fremden Virtuosen entnahm der Herzog fast alle Kräfte für Schauspiel, Oper und Ballett, einschließlich das Orchester, aus der mit der Militärakademie verbundenen Theaterschule und der 1773 gestifteten École des desmoiselles. Die Aufführungen solcher Anfänger trugen zunächst einen sehr dilettantenhaften Charakter, und so kamen in den siebenziger Jahren auch wieder auswärtige Truppen nach Stuttgart, unter denen Schikaneders Gesellschaft aus Wien 1778 großen Zulauf hatte. Der Erfolg dieser deutschen Vorstellungen zog 1779 den Versuch nach sich, die jungen akademischen Künstler nun auch in der Muttersprache spielen zu lassen. In dem neu erbauten sogenannten kleinen Theater, das 1802 abbrannte, wurden seit 1780 zweimal wöchentlich deutsche Schauspiele aufgeführt, und hier bemühte sich, wie wir schon gesehen haben, 1787—1791 Schubart als Direktor, der modernen einheimischen Bühnenkunst eine Stätte zu bereiten, ein Unternehmen, das nur von geringem Erfolge begleitet sein konnte, da die Gunst des Hofes dem Theater

dauernd entzogen blieb. Die Gagen, welche die auf fürstliche Kosten ausgebildeten Musiker und Mimen bezogen, waren sehr geringfügig, und so wurden große Ersparnisse gemacht, die den Wissenschaften und sonstigen nützlichen Zwecken zu gut kamen. Namentlich wurden nun für die 1765 zu Ludwigsburg begründete öffentliche Bibliothek Mittel flüssig. 1777 verlegte der Herzog diese Anstalt nach Stuttgart und scheute weder Mühe noch Kosten, um ihr eine rasche Ausdehnung, einen würdigen Rang zu verschaffen. Noch größeres Interesse zeigte er für die Pädagogik. Dieser Bildungszweig war ja das Steckenpferd des Jahrhunderts und entsprach den natürlichen Neigungen Karl Eugens, der in irgend welcher Weise Gewalt auszuüben und Menschenschicksale nach seiner Weisheit zu lenken nicht unterlassen konnte. Die Verhältnisse der Landesuniversität und des dortigen Seminars beschäftigen ihn, und er bethätigte seine Teilnahme durch persönliche Besuche und neue Verordnungen, die sich auch auf die niederen Klosterschulen erstreckten; noch 1791 verfügte er einen gründlichen Umbau des Stiftes, der schon im folgenden Jahre in Angriff genommen, aber erst 1796 vollendet wurde. Indessen waren diese auf alten unantastbaren Traditionen und Privilegien beruhenden Institute seinem Machtbereiche zu sehr entzogen, als daß er an ihnen seine pädagogischen Anschauungen und Grundsätze hätte zur Anwendung bringen können. So lag ihm der Wunsch nahe, ein eigenes, ganz seinem selbstherrlichen Willen unterworfenes Organ für Erziehungswesen in's Leben zu rufen. Der Herzog zögerte nicht, den einmal ergriffenen Gedanken in die That umzusetzen.

Es waren zunächst bescheidene Anfänge, aus denen allmählich der stolze und weite Bau der unter dem Namen der Karlsschule durch ganz Europa berühmt gewordenen Anstalt hervorwuchs. Im Jahre 1770 zog der Herzog eine Anzahl Soldatenkinder auf sein von ihm 1763/7 nahe bei Stuttgart angelegtes Lustschloß Solitüde und ließ sie als „Garten- und Stuccatorknaben“, bald auch einen Teil von ihnen als Musiker und Ballettänzer ausbilden; billige Kräfte für seine Bauten und sein Theater zu gewinnen, war der nächste Zweck des Unternehmens. Schon im Dezember wurde es durch ein übrigens bald wieder aufgehobenes militärisches Waisen-

haus erweitert, dessen Zöglinge zu Handwerkern bestimmt waren. Die Leitung fiel dem damaligen Hauptmann und späteren Obersten Christoph Dionysius Seeger zu, der durch alle Entwicklungsstadien der Anstalt bis zu ihrem Ende Intendant blieb und sich trefflich bewährte. Im Februar 1771 geschah der entscheidende weitere Schritt. Eine neue Abteilung wurde hinzugefügt mit der Bestimmung, „Kavaliers- und Offiziersknaben zu künftigen Ministerial- und Kriegsdiensten vorzubereiten". Die damit in's Leben getretene „Militärische Pflanzschule" blühte rasch empor, die Zahl der Schüler vermehrte sich außerordentlich, und die der Lehrkräfte wurde in entsprechender Weise erhöht. Seit Anfang 1773 wurden akademische Lehrfächer in den Unterrichtsplan aufgenommen, und das Institut erhielt nunmehr den Namen „Herzogliche Militärakademie". Man errichtete zwei neue Klassen, die der Kameralisten und die der Jäger (oder Forstwirte), 1774 folgte eine juristische, 1775 eine medizinische Abteilung nach. Da die philosophischen Disziplinen dem gesamten Unterrichte zu Grunde lagen, so waren jetzt alle Fakultäten außer der theologischen in der Akademie vertreten. Ja, sie war zugleich auch Kadettenhaus und Kriegsschule, und ebenso ging in ihr die 1761 gestiftete Kunstschule allmählich völlig auf. Seit 1779 wurde sogar die Handelswissenschaft mit gutem Erfolge gelehrt. Mit dem zunehmenden Rufe des Institutes mehrte sich auch die Zahl der zahlenden fremden Pensionäre aus aller Herren Länder. Am 22. Dezember 1781 erhob Kaiser Joseph II. die schon 1775 von der Solitüde nach der Residenz verlegte Anstalt zum Rang einer Universität; jetzt erst erhielt sie die Bezeichnung „Karls Hohe Schule" und wurde in sechs förmliche Fakultäten gegliedert. Dieser höchste äußere Glanz barg aber schon die Keime des Zerfalles in sich. Die Zöglinge der nunmehrigen förmlichen Hochschule erhoben Anspruch auf akademische Freiheiten, und die Zulassung von Stadtstudenten zum Unterrichte brachte ein fremdes bedenkliches Element in den bisher fest und einheitlich gefügten Körper; es kam zu Ausschreitungen, und noch mehr lockerten sich die Bande der Disziplin, als die Ideen der französischen Revolution in die Anstalt eindrangen. Der Herzog selbst war alt geworden, seine Energie hatte nachgelassen, und auch seine

Teilnahme für die Akademie war im Rückgange begriffen. Da sich diese überdies viele begründete und unbegründete Feindschaften zugezogen hatte, wurde sie bald nach dem Tode Karl Eugens zu Anfang des Jahres 1794 aufgelöst. Das war ganz in der Ordnung; denn mit ihrem Stifter war ihre treibende Kraft dahin, und ihre Zwecke hatte sie zur Genüge erfüllt. Ohnehin konnte das kleine Land nicht auf die Dauer sich den Luxus zweier Universitäten gestatten.

Schon das allmähliche Entstehen der Karlsschule weist darauf hin, daß der Herzog keineswegs von vornherein so weittragende Absichten gehabt hat, daß er vielmehr durch den Erfolg Schritt für Schritt weiter gedrängt worden ist. Das Gedeihen der Anstalt schuf ihm täglich zunehmendes Vergnügen, der persönliche Umgang mit der Jugend wurde ihm rasch zum angenehmen Zeitvertreib und Bedürfnis. Man würde ihn jedoch unterschätzen, wenn man annehmen wollte, daß pädagogische Liebhaberei dabei die einzige Triebfeder seines Handels gewesen sei. Politische Erwägungen wirkten als wichtiger Faktor mit. Sich ein zuverlässiges, von seinen Ideen und Grundsätzen erfülltes Beamtentum und Offizierscorps heranzubilden und so die Fortdauer seines Regierungssystemes noch über seinen Tod hinaus sicher zu stellen, war der letzte Zweck des Herzogs. Die Karlsschüler — die inländischen zum mindesten, welche auf öffentliche Kosten studierten — sollten ganz seine willenlosen Geschöpfe und gefügigen Werkzeuge werden. Darum führte Karl Eugen selbst die Leitung und Aufsicht über das Institut bis in die kleinsten Einzelheiten. Und um diesen autokratischen Gedanken durchzuführen, griff er zu ärmlichen und vielfach unmoralischen Mitteln. In der Anstalt herrschte die in manchen Stücken bis zur Grausamkeit gesteigerte Strenge militärischer Disziplin, der steife Mechanismus einer einförmigen Dressur, ein geistloses Einerlei, das den individuellen Neigungen und Bedürfnissen der einzelnen Zöglinge nicht im geringsten Rechnung trug. Für die wichtigste und schönste Aufgabe, den Geist sittlicher Freiheit in die jungen Seelen zu pflanzen, gab es in dem pädagogischen Systeme des Herzogs keinen Raum.

Im Gegensatze zu dem verwerflichen Erziehungswesen war es

um das Unterrichtswesen der Karlsschule im großen Ganzen vortrefflich bestellt. Zwar machte auch hier die Eitelkeit des Herzogs manches dem Scheine dienstbar: erlauchte oder berühmte auswärtige Besucher, die sich häufig genug einfanden, sollten von der Akademie einen möglichst glänzenden Eindruck bekommen; die Festakte, die Prüfungen mit den Preisverteilungen wurden zu pomphaften öffentlichen Schaustellungen gestempelt. Nicht immer mit gesunden Mitteln stachelte man den Ehrgeiz der jungen Leute auf. Und allzu viel wurde mit Experimenten gearbeitet, Neuerung drängte sich zu rasch auf Neuerung, vieles wurde hastig und übereilt durchgeführt, um bald wieder preisgegeben zu werden. Aber davon abgesehen, erregt die Art, wie die Karlsschule ihren äußerst vielseitigen, verwickelten und schwierigen wissenschaftlichen Anforderungen gerecht geworden ist, hohe Bewunderung. Vereinigte sie doch in beispielloser Weise die Stufen des Elementarunterrichtes, des Gymnasiums und der Hochschule. Bereitete sie doch schlechtweg auf alle höheren Berufsarten außer der theologischen vor. Eine solche großartige Universalität erheischte die breiteste wissenschaftliche Grundlage und infolge dessen einen außerordentlichen Reichtum an Lehrmitteln und Lehrkräften. Wirklich wurden keine Kosten gescheut, um allen Ansprüchen zu genügen. Eine lange Reihe ausgezeichneter Professoren stand für die verschiedensten Fächer der Karlsschule zur Verfügung, meist jüngere Leute, die der Herzog mit sicherem Blick aus den Stiftspromotionen, später auch aus ehemaligen Zöglingen der Akademie auswählte. In der Jugend der Lehrer lag eine Gewähr für angenehme und fruchtbringende Beziehungen zwischen diesen und ihren Schülern; junge Lehrer eigneten sich besonders dazu, in die Ideen des fürstlichen Leiters sich einzuleben, die Fortschritte des Unterrichtswesens in sich aufzunehmen und zur Anwendung zu bringen. So herrschte in der Karlsschule eine treffliche Unterrichtsmethode. Alle Kräfte, die irgendwie in den jungen Leuten schlummerten, wurden geweckt, man gewöhnte sie an selbständiges Denken und pflanzte ihnen Freude an frei erwählter wissenschaftlicher Arbeit ein. Im scharfen Gegensatze zu den ganz auf veralteten Grundlagen ruhenden sonstigen Bildungsanstalten des Landes war es der frische Hauch des modernen

Geistes, der die Lehrsäle der Akademie durchwehte. Die Philologie wurde zum jähen Schrecken ausgetrockneter Humanisten nicht mit allzu großer Gründlichkeit betrieben, wogegen die realistischen Fächer, französische Sprache, Geschichte, Geographie, Naturwissenschaften, stark bevorzugt waren. Die eigenartigste Stellung nahm jedoch die Philosophie ein. Sie bildete den gemeinsamen Mittelpunkt, in den der gesamte Unterricht zusammenlief, das einheitliche Band, das die entgegengesetztesten Lehrfächer umschlang. Die Popularphilosophie, die zur Blütezeit der Akademie noch das Uebergewicht hatte, eignete sich vermöge ihrer leichten Faßlichkeit trefflich zu dieser Aufgabe, während die neu aufkommende Philosophie Kants dem Begriffsvermögen zu viel zumutete, als daß sie in ähnlicher Weise der Jugendbildung hätte zu Grunde gelegt werden können.

Die Karlsschule übte auf die gesamte Kultur im Land einen großen und wohlthuenden Einfluß aus. Daß sie das einheimische Unterrichtswesen aus seinem Schlaf aufrüttelte und ihm einen kräftigen Antrieb gab, schon das war keine geringe Sache. Noch mehr Bedeutung hatte es, daß es ihr gelang, die Alleinherrschaft der Theologie zu brechen. Das viertelhundertjährige Bestehen der rein weltlichen Stuttgarter Universität neben der vorwiegend theologischen in Tübingen reichte hin, um das Gleichgewicht zwischen den geistlichen und weltlichen Machtfaktoren im Staat annähernd herzustellen. Erst der Akademie verdankte Württemberg einen tüchtigen höher gebildeten Beamtenstand, der nun die aufgeblasene Schreiberzunft, die bislang neben den Theologen den Ausschlag gegeben hatte, in die gebührenden subalternen Schranken zurückwies. Je mehr die Karlsschüler auf die einflußreichen Aemter und Stellungen Beschlag legten, desto mehr verbreitete sich der Geist, in welchem sie selbst groß geworden waren, durch das ganze Land. Es war ein durchaus moderner Geist, der rasch seine Schwingen in Bewegung zu setzen und einen weiten Flug zu nehmen wußte, der gar sehr von der zopfigen und schwerfälligen Art der früheren Zeit abstach. Und diese geistige Regsamkeit und Lebendigkeit hatten sich nicht etwa nur wenige Bevorzugte, sondern alle Karlsschüler fast gleichmäßig zu eigen gemacht. Mehr als auf die vielen Berühmtheiten, auf die Scharen von Generalen und Staatsmännern, Künstlern

und Gelehrten, die aus der Akademie hervorgegangen sind, darf sich diese auf den brauchbaren Durchschnitt zu gut thun, den sie herangebildet hat. Denn das ist Verdienst der Schule, während eine Fülle von Genies oder starken Talenten mehr als ein zufälliges Geschenk der Natur betrachtet werden muß.

Im letzten Viertel des 18. Jahrhunderts hob sich also dank den von der Karlsschule ausgehenden Anregungen die allgemeine Bildung im Herzogtum in merklicher Weise. Natürlich war es nur ein allmähliches Steigen, und die günstigen Folgen der Akademie machten sich in weiteren Kreisen am wirksamsten erst dann geltend, als sie selbst und ihr Stifter schon dahin gesunken waren. In den achtziger Jahren häufen sich ja noch die heftigen Angriffe Wekhrlins und anderer Publizisten gegen das Land der Magister und Schreiber. Nicolai, der 1781 seine viel berufene Reise durch Schwaben machte und sich dabei nicht bloß als scharfen Beobachter erwies, sondern auch über zuverlässige Gewährsmänner verfügte, fand von seinem modern praktischen Aufklärungsstandpunkt aus noch gar viel an den württembergischen Zuständen auszusetzen. Als fünfzehn Jahre später die das Schwabenland behandelnden drei Bände seines großen Reisewerkes im Druck erschienen, hatte sich die Gültigkeit seines Urteiles schon in manchen Punkten abgeschwächt. Mehr und mehr verstummte der Spott, eroberten sich die Schwaben wieder eine Achtung gebietende Stellung im deutschen Geistesleben.

Die Kulturfortschritte Württembergs während der zweiten Regierungshälfte Karl Eugens zeigten sich auch im Privatleben, in dem das öffentliche sich ja zu spiegeln pflegt. Die schwerfällige und steife Art der früheren Jahrzehnte konnte für überwunden gelten. Der gesellschaftliche Verkehr wurde freier und ungezwungener, die Umgangsformen verfeinerten sich, die verschiedenartigen Stände vermischten sich und schliffen durch gegenseitige Reibung ihre Kanten aneinander ab. Je mehr die Ideen der Aufklärung Gemeingut aller Gebildeten wurden, desto mehr nahm die Gedankenfreiheit zu und verflüchtigten sich die Vorurteile der alten Zeit. Die 1777 in Stuttgart gegründete Freimaurerloge „Zu den Zedern“, in der die angesehensten Vertreter aller höheren

weltlichen Berufsklassen saßen, gewann Einfluß auf das Geistesleben. Das wachsende Interesse an ästhetischen Dingen hatte der Ausbreitung edlerer Sitten Vorschub geleistet, und diese beförderten ihrerseits wieder den Geschmack an den schönen Wissenschaften. Das Lesebedürfnis stieg; man fing an, sich zu Lesegesellschaften zusammenzuthun. Die Freude am Besitze von Büchern nahm zu, und einige Privatleute brachten es zu ansehnlichen Bibliotheken. Der Sammeleifer erstreckte sich auch auf Kunstgegenstände, wie Gemälde und Kupferstiche. Das Kunstleben blühte in Württemberg, seitdem eine Anzahl tüchtiger Maler und bildender Künstler im Lande wirkte, allen voran Dannecker, 1790 aus der Fremde heimgekehrt und seiner Heimat für immer wieder geschenkt. Gleichzeitig gab Rudolf Zumsteeg dem musikalischen Leben kräftige Antriebe. Freilich genoß alle diese Vorzüge in der Hauptsache nur Stuttgart und auf kürzere Zeit die zweite Residenz Ludwigsburg, während die kleineren Städte in beschränktem Maß und langsamer der Errungenschaften der neuen Kultur teilhaftig wurden. Aber in Stuttgart erhob sich wenigstens das geistige Leben auf eine der Hauptstadt des Herzogtumes würdige Stufe. Die Stadt zog zahlreiche fremde Besucher an, berühmte Männer weilten Jahr für Jahr vorübergehend in ihren Mauern, und die Zeit war nicht mehr ferne, da sich eine Schar fremder Dichter und Schriftsteller dauernd hier festsetzen sollte. Geachtete und vielseitig gebildete Männer thaten ihre Häuser für einheimische und auswärtige Gäste auf und gaben Gelegenheit zum Austausche mannigfaltiger Anregungen. So fanden bei dem herzoglichen Hof- und Domänenrat Johann Georg Hartmann (1731—1811), der sich auch durch weithin geschätzte Publikationen über Pferdezucht und eine württembergische Gesetzsammlung schriftstellerisch verdient gemacht hat, künstlerische Bestrebungen jeder Art eine Heimstätte. Hier gingen die Stuttgarter Gelehrten, Dichter, Künstler aus und ein; hier konnte man Schubart hemdärmelig Klavier spielen sehen und Lieder singen hören. Die Beziehungen des wackeren Mannes reichten über die Grenzen seiner engeren Heimat hinaus. Lavater hieß er seinen Freund, mit Goethe stand er bei dessen erstem Stuttgarter Aufenthalt im Dezember 1779 in vertrautem Verkehr und diente dem

berühmten Gast als Führer durch die Residenzstadt. Mit dem Hartmannschen Hause begann in den letzten Regierungsjahren Karl Eugens das des Kaufherren Gottlob Heinrich Rapp in der Pflege idealer Güter zu wetteifern; es sollte in den folgenden Jahrzehnten zu einem Mittelpunkte für das Stuttgarter Geistesleben heranwachsen.

Den besten Gradmesser für den zunehmenden Geschmack an Litteratur bildete der Aufschwung des Buchhandels und des periodischen Schriftwesens. In den ersten Zeiten nach der Erfindung des Buchdruckes hatten sich viele Schwaben innerhalb und außerhalb ihrer Heimat an der Weiterentwicklung dieser Kunst und an ihrer Verwertung für schöne und andere Wissenschaften rühmlich beteiligt. Seit dem 17. Jahrhundert war dann, wie fast auf allen Kulturgebieten, auch hierin ein Stillstand eingetreten, und noch um die Mitte des 18. Jahrhunders hatte der schwäbische Buchhandel wenig zu bedeuten. Jetzt trat kräftige Regsamkeit an Stelle der bisherigen Trägheit. In Stuttgart war es namentlich die 1783 in Verbindung mit der Karlsschule gegründete Druckerei, die aus spekulativen Gründen die wichtigen einheimischen Verlagsartikel an sich zu ziehen suchte. In der kurzen Zeit ihres Bestehens ließ sie eine stattliche Reihe bedeutsamer periodischer und sonstiger Werke hervorgehen, darunter Schubarts Gedichte und Chronik, Elbens Merkur, Hausleutners Schwäbisches Archiv. Mit der akademischen Druckerei wetteiferten geschickt geleitete Privatunternehmungen. Unter diesen entwickelte sich die J. G. Cottasche Buchhandlung zur großartigsten Verlagsanstalt in ganz Deutschland. Seit 1659 existierte die Firma in Tübingen; damals hatte ihr Begründer Johann Georg Cotta, der erste in Schwaben ansässige Cotta, ein betriebsamer und gescheiter Mann, die Brunnsche Buchhandlung erheiratet und dieser seinen Namen gegeben. Unter seinen Erben kam das Geschäft herunter. Ein Urenkel, Christoph Friedrich Cotta, setzte sich in den Besitz der Hof- und Kanzleibuchdruckerei in Stuttgart. Dessen Sohn, der am 27. April 1764 in der Residenzstadt geborene Johann Friedrich Cotta, der die Rechte studiert und sich in Tübingen als Hofgerichtsadvokat niedergelassen hatte, erkaufte im Jahre 1787 das Tübinger Geschäft. Ein intelligenter Kopf und ein unternehmungslustiger Geist, arbeitete er sich, hauptsäch-

lich den Verlag betreibend, aus ärmlichen Anfängen rasch empor. Das Glück führte ihm 1789 in der Person des Kanzleiadvokaten Dr. Chr. J. Zahn, nachmaligen Vizepräsidenten der zweiten württembergischen Kammer, einen kapitalkräftigen Associe zu, und als dieser 1797 wieder ausschied, hatte das Geschäft bereits in jene glänzenden Bahnen eingelenkt, die Johann Friedrich Cotta zum König unter den deutschen Buchhändlern machten.

Mit dem Aufschwunge des Buchhandels ging die rasche Vermehrung der periodischen Druckschriften Hand in Hand: schon gegen Ende des Jahrhunderts konnte man Klagen über die Sintflut von Journalen, die das Land überschwemmen, vernehmen, während ein Menschenalter früher höchstens entgegengesetzte Beschwerden laut geworden waren. Von politischen Blättern war es neben der 1787 von Schubart in Stuttgart erneuerten und nach dessen Tode noch kurze Zeit von Stäudlin fortgesetzten Chronik der „Schwäbische Merkur", der bald alle Nebenbuhler überflügelte. Der Begründer dieser Zeitung, die noch heute Ansehen genießt, war Christian Gottfried Elben (1754—1829), ein Schullehrerssohn aus Zuffenhausen (O.A. Ludwigsburg), der in Tübingen Theologie studierte, aber Werbern in die Hände fiel und vier Jahre preußischer Soldat bleiben mußte, bis ihn der Vater loskaufen konnte. Er wurde nun Hauslehrer in Stuttgart und ergriff bald die schriftstellerische Laufbahn, die sich hauptsächlich auf die geschichtlichen Fächer bezog. Seit 1787 war Elben auch Professor der Geographie an der Karlsschule bis zu deren Aufhebung. Am 3. Oktober 1785 ließ er an Stelle eines eingegangenen ähnlichen Journales die erste Nummer des Schwäbischen Merkurs erscheinen und stellte dieser allgemein politischen Zeitung schon im folgenden Jahr eine „Schwäbische Chronik" mit Nachrichten aus der engeren Heimat an die Seite. Im Juli 1787 wurden beide Unternehmen vereinigt und blühten unter Elbens ebenso vorsichtiger als umsichtiger Leitung rasch auf. Uebrigens beschränkte sich das Erscheinen politischer Journale vorderhand noch auf die Residenz; andere altwürttembergische Städte bekamen erst seit Anfang des 19. Jahrhunderts Zeitungen. Mit wissenschaftlichen und schöngeistigen Zeitschriften schritt die Universitätsstadt voran. 1752—1763 erschienen die „Tübingischen Be-

richte von gelehrten Sachen"; von einigen aus Studentenkreisen hervorgegangenen litterarischen Unternehmungen, die an der Strenge theologischer Zensur scheiterten, ist bereits die Rede gewesen. Bald lief die Hauptstadt auf diesem Gebiete Tübingen den Rang ab. Das 1767 hervortretende „Stuttgarter allgemeine Magazin" vermochte sich zwar nicht zu halten, aber Haugs zwischen 1774 und 1782 bestehende Zeitschriften, die wir schon kennen gelernt haben, fielen auf einen fruchtbaren Boden. Als sie aufhörten, sprang das von Schiller und Genossen begründete inhaltsreiche, doch leider nur kurzlebige „Wirtembergische Repertorium der Litteratur" (1782/3) in die Lücke, und gleichzeitig thaten sich auch in Tübingen die zuerst von Chr. Fr. Schnurrer und später von dem Theologieprofessor J. Fr. Gaab geleiteten „Tübingische gelehrte Anzeigen" auf, die ein Vierteljahrhundert lang (1783—1808) in der wissenschaftlichen Welt Ansehen genossen. Unter ein paar weiteren Blättern, die dem Wissen und der Unterhaltung durch buntes Vielerlei dienen wollten, aber es über wenige Jahrgänge nicht hinausbrachten, erregen die im Mäntlerschen Verlage zu Stuttgart erschienenen „Nachrichten zum Nutzen und Vergnügen" (1775/81) trotz ihrer geringen Bedeutung unsere Aufmerksamkeit dadurch, daß im Jahre 1781 Schiller an ihrer Redaktion beteiligt war. Schon tauchte auch rein belletristische Ware auf, wie die Deutschlands Töchtern geweihte Monatsschrift „Amaliens Erholungsstunden" (1790—1792) und ihre Nachfolgerin „Flora" (1793—1803, beide bei Cotta). Von den aus dem Lande hervorgegangenen Almanachen werden wir in anderem Zusammenhange hören. Ihren eigentümlichen Wert hatte eine Zeitschrift, die Philipp Wilhelm Gottlieb Hausleutner in's Leben rief. Hausleutner (1754—1820), aus Neuenstadt a. d. Linde gebürtig, lehrte von 1780—1794 an der Karlsschule klassische Philologie und wurde dann Registrator am Aktendepot in Stuttgart. Er war Mitarbeiter von allerhand Blättern, schrieb namentlich über Länder- und Völkerkunde und lieferte Uebersetzungen, so 1786 zwei aus dem Italienischen bearbeitete Operntexte „König Theodor" und „Die Sanftmuth des Titus". 1788 begründete er das „Schwäbische Archiv", von dem bis 1793 sieben Stücke in zwei Bänden herauskamen. Die Poesie war darin ausgeschlossen, ge-

schichtliche, kulturgeschichtliche, biographische und topographische Aufsätze wechselten miteinander ab, die Statistik nahm einen hervorragenden Raum ein. Man muß bedauern, daß diesem verdienstvollen Unternehmen, das als Vorläufer der Württembergischen Jahrbücher und Vierteljahrshefte für Landesgeschichte betrachtet werden kann, keine längere Dauer beschieden war. Das Schwäbische Archiv leitet zu den Fachzeitschriften über, die im letzten Drittel des Jahrhunderts in stattlicher Anzahl von Stuttgart und Tübingen wie auch von einigen nichtwürttembergischen Städten Schwabens ausgingen, die verschiedensten gelehrten und praktischen Wissensgebiete umfassend. Schon von 1755 bis 1758 hatte E. Fr. Bernhard die Herausgabe einer „phisikalisch-ökonomischen Wochenschrift" unternommen; jetzt folgten periodische Spezialwerke, wie ein „Journal für Gartenkunst", ein „Taschenbuch für Pferdeliebhaber", nach. 1790 erschien in Stuttgart die erste Musikzeitung, 1793 das erste Modejournal.

Unverkennbar ist die lokalpatriotische Tendenz, die ein großer Teil der damals in Württemberg begründeten litterarischen Unternehmungen an der Stirne trägt. Noch stellte sich der Buchhandel fast ausschließlich in den Dienst einheimischer Kulturinteressen, die Autoren, deren Bücher hier verlegt wurden, waren überwiegend Schwaben, die Zeitschriften, die hier gedruckt wurden, standen der Mehrzahl nach in innerem Zusammenhange mit dem Land. Erst seit dem Ende des 18. Jahrhunderts nahm, hauptsächlich infolge des Aufschwunges der Cottaschen Buchhandlung, der Verlag solcher Werke überhand, welche allgemein nationale Bedeutung hatten, und späterhin ging dann die spezifisch schwäbische Litteratur fast in der Masse der Schriften unter, welche nur die Blüte dieses Industriezweiges zufällig nach Württemberg zog. Zur Zeit Herzog Karl Eugens wollten aber die in Württemberg fertig gestellten Druckwerke recht geflissentlich von der lange Zeit bestrittenen Leistungsfähigkeit des schwäbischen Stammes Zeugnis ablegen. Nicht ohne Grund führten viele und gerade die wichtigsten Blätter das Wort „schwäbisch" im Titel: „schwäbisch" und nur ausnahmsweise „württembergisch"; in Kulturfragen kam es eben mehr auf den Stammesverband als auf den politischen an, und schon fühlte sich Württem-

berg als Kernland des Schwabentumes und mit diesem gewissermaßen identisch. Uebrigens gab es auch Württemberger, die außerhalb ihrem Geburtslande kräftig für die Stammesehre wirkten, so vor allen Armbruster in seinem 1785/6 zu Kempten gedruckten „Schwäbischen Museum“, von dem noch die Rede sein wird. Den landsmannschaftlichen Stolz krönte dann ein 1802 unter dem Titel „Das gelehrte Schwaben“ erschienenes Lexikon der damals lebenden schwäbischen Schriftsteller. Der Verfasser war Johann Jakob Gradmann (1750—1817), evangelischer Pfarrer in seiner Vaterstadt Ravensburg, der auch sonst viel geschrieben und neben erbaulichen Schriften und Uebersetzungen mehrere Taschenbücher praktischer Natur herausgegeben hat. Es war ein gewaltiges Heer von Autoren jeder Art und jeden Ranges, über das Gradmann Musterung abhielt. Schon lange vorher hatte Balthasar Haug, der unermüdliche Statistiker, herausgerechnet, daß Württemberg dem übrigen Deutschland an Zahl der Schriftsteller sogar überlegen sei, und mit Behagen ließ sich Herzog Karl Eugen die Hunderte von Männern der Wissenschaft vorzählen, die seine Regierung gesehen hatten.

In der That verfügte Württemberg in jenen Zeiten über einen außerordentlichen Reichtum an Gelehrten, von denen natürlich jeder seine Gelehrsamkeit durch schriftstellerische Arbeiten erhärtet hat. Es war nicht allein die Masse, auf die man pochen durfte: ein verhältnismäßig starker Prozentsatz ragte über den Durchschnitt hervor. Daß Württemberg tüchtige evangelische Theologen im Ueberfluß erzeugte und davon an andere deutsche Länder abgab, war ein altes, fast zum Gesetze gewordenes Herkommen. Damals erwarben sich in der Fremde vor anderen drei schwäbische Gottesgelehrte Berühmtheit: Gottlieb Jakob Planck (1751—1833) aus Nürtingen, Karl Friedrich Stäudlin (1761—1826) aus Stuttgart, beide Professoren in Göttingen und vorwiegend Kirchenhistoriker, und Heinrich Eberhard Gottlob Paulus (1761—1851) aus Leonberg, zuletzt Professor in Heidelberg, das charakterfeste und streitbare Haupt des theologischen Rationalismus, ein ungemein fruchtbarer Schriftsteller. Planck, der vor seiner Berufung nach Göttingen eine Zeit lang als Prediger und Professor an der Karlsschule

wirkte, und Stäudlin haben sich übrigens in jungen Jahren auch mit der schönen Litteratur befaßt. Letzterer machte Verse und ersterer veröffentlichte außer einigen Kleinigkeiten 1779 anonym einen Roman „Tagebuch eines neuen Ehmanns", worin mit ziemlich unreifer psychologischer Kunst geschildert wird, wie ein junger Gatte seine Frau auf seine Art zu erziehen sucht. Während der Held mit Bewußtsein gegen die Siegwartsche Empfindsamkeit ankämpft, kann sich der Autor ihrem Banne doch nicht ganz entziehen. In Württemberg selbst, wo sich die aufgeklärten Theologen gegenüber denen, welche am Offenbarungsglauben strenge festhielten, noch in der Minderzahl befanden, gab der Tübinger Professor Gottlob Christian Storr (1746—1805) aus Stuttgart, das Haupt der dortigen supranaturalistischen Schule, den Ton an. Nicht minder zahlreich, als die teilweise noch in lateinischer Sprache verfaßten rein wissenschaftlichen Werke der württembergischen Gottesgelehrten, waren die, welche populäre nnd praktische Zwecke verfolgten. Durch Predigt- und Andachtsbücher, Erbauungs- und Jugendschriften wie auch durch fromme Verse sorgten die Geistlichen in hoher und niedriger Stellung für das Seelenheil unmündiger wie mündiger Beichtkinder. Unter den geistlichen Pädagogen im Lande war Johann Friedrich Flattich (1713—1797) aus Beihingen (O.A. Ludwigsburg), Pfarrer in Münchingen (O.A. Leonberg), eine eigentümliche Erscheinung. Ohne dem Rationalismus zu huldigen, setzte er die philanthropischen Ideen des Aufklärungszeitalters mit der größten Selbstverleugnung in Thaten um. Die württembergischen Philosophen nahmen in jenen Tagen, wie auch noch später, ihren Ausgang von der Theologie und dienten teilweise diesen beiden Wissenschaften zugleich. Ansehen genoß der Tübinger Professor Gottfried Ploucquet (1716—1790) aus Stuttgart, der zwar über den Leibniz-Wolffschen Standpunkt nicht viel hinauskam, aber von der Bedeutung Kants doch wenigstens einen Begriff hatte. Die Größen der Karlsschule hingen gleichfalls der auf rationalistischer Grundlage ruhenden Popularphilosophie an. Unter ihnen zieht namentlich Jakob Friedrich Abel (1751—1829) aus Vaihingen a. d. Enz die Blicke auf sich. Er kam unmittelbar vom Stifte weg einundzwanzigjährig als Professor der Philosophie an die Akademie,

wurde 1790 in derselben Eigenschaft nach Tübingen versetzt und stieg später zur Würde eines Prälaten empor. Die Psychologie war der hauptsächliche Gegenstand seiner schriftstellerischen Thätigkeit. Gelegentlich dichtete er auch; so enthielt das erste Stück des Wirtembergischen Repertoriums der Litteratur, an dessen Leitung er beteiligt war, Fragmente eines die Geschichte des Korinthers Timoleon behandelnden Dramas aus seiner Feder. Abel war ein liebenswürdiger, ideal veranlagter Mensch und zugleich ein warmblütiger Patriot. Seinem Unterrichte wußte er Seele einzuhauchen, und viele dankbare Schüler, darunter Friedrich Schiller, verehrten ihr ganzes Leben lang den engelgleichen Mann, wie er in der Karlsschule allgemein hieß. Mit Johann Christoph Schwab hat sich schon ein früherer Abschnitt beschäftigt; gleich ihm leistete der Stuttgarter Gymnasialrektor Gebhard Ulrich Brastberger (1754 bis 1813) aus Gussenstadt (O.A. Heidenheim) der Kantschen Philosophie Widerstand. Ein origineller Kopf, aber in seinen schriftstellerischen Aeußerungen unreif und unfertig war Christoph Gottfried Bardili (1761—1808) aus Blaubeuren, Professor an der Akademie und später am Gymnasium in Stuttgart; er darf als eine Art von Vorläufer Hegels und seines Vetters Schelling betrachtet werden, denn seine freilich nur unvollständig entwickelte Weltansicht war mit der jener größeren Denker verwandt. Bardili hat sich auch als Poet versucht und zu den vier ersten Jahrgängen des Stäudlinschen Almanaches einige Gaben reflektierender Lyrik beigesteuert.

Die württembergischen Philologen sind mehr tüchtige Schulmänner, als Leuchten der Wissenschaft, gewesen, haben sich mehr durch praktische Leistungen, als durch Aufsehen erregende Schriftwerke kritisch-exegetischer oder systematischer Art, hervorgethan. Ihre Arbeiten beschränkten sich auf kleinere Untersuchungen, Uebersetzungen, Lehrbücher. Hervorhebung verdienen Johann Andreas Tafinger (1728—1804) aus Ludwigsburg, Gymnasialrektor in Stuttgart und später Abt von Hirsau, auch lateinischer Poet, Johann Georg Hutten (1755—1834) aus Kirchheim unter Teck, zuletzt Ephorus in Urach, und die beiden Karlsschullehrer Jakob Nast (1751—1822) aus Stuttgart und Friedrich Ferdinand Drück (1754

bis 1807) aus Marbach. Der erstere wurde später Gymnasialprofessor in der Hauptstadt und beschloß seine Laufbahn, wie einst sein Vater, der tüchtige Sprachforscher Johann Nast (1722—1807) aus Leonberg, als Pfarrer in Plochingen. Drück, der, ähnlich wie Abel, zu den Herzen seiner Schüler zu sprechen verstand, wurde nach der Aufhebung der Akademie Gymnasialprofessor und Bibliothekar in Stuttgart. Von zwei weiteren tüchtigen Philologen, dem Tübinger Professor Seybold und seinem Amtsnachfolger Conz, haben wir den einen schon als Romanschreiber kennen gelernt und wird uns der andere noch unter den Dichtern des schwäbischen Klassizismus begegnen. Als Orientalist erfreute sich der Kanzler der Landesuniversität, Christian Friedrich Schnurrer (1742—1822) aus Cannstatt, eines europäischen Rufes. Der Germanist Friedrich Karl Fulda (1724—1788) aus dem schwäbischen (jetzt hessischen) Reichsstädtchen Wimpfen war zwar nicht von Geburt, aber nach seinen Lebensbeziehungen ein Württemberger. Langjähriger Pastor zu Mühlhausen (O.A. Vaihingen), starb er ein Jahr nach seiner Versetzung auf die Pfarrei Ensingen (im selben Oberamt). Seine gelehrten Werke aus dem Gebiete der deutschen Sprachforschung sind Zeugnisse ungewöhnlichen Fleißes, Scharfsinns und Gedankenreichtums. An seinem um ein Menschenalter jüngeren Landsmanne Gräter hat Fulda in der germanischen Altertumskunde einen nicht unwürdigen Nachfolger gefunden.

Als Begründer des modernen Geschichtstudiums in Württemberg galten Johann Christian Volz (1721—1783) aus Dettingen unter Teck und Johann Friedrich Lebret (1732—1807) aus Untertürkheim. Dieser, Kanzler der Karlsschule und später der Universität Tübingen, war ein fleißiger Schriftsteller und bearbeitete namentlich die italienische Geschichte. Volz, Gymnasialrektor in Stuttgart und Prälat von Bebenhausen, auch Kustos des herzoglichen Münzkabinettes, wirkte weniger durch seine Schriften, als durch persönliche Anregung. Er weckte Sinn und Verständnis für die historischen Wissenschaften bei zahlreichen Schülern. Unter diesen war der berühmteste Ludwig Timotheus Spittler, der am 11. November 1752 zu Stuttgart das Licht der Welt erblickte. Seine wissenschaftliche Arbeit hat er außerhalb der engeren Heimat gethan, in Göttingen,

damals einer förmlichen württembergischen Gelehrtenkolonie, wohin er 1779 als ordentlicher Universitätsprofessor berufen wurde. Seine Vorlesungen übten große Anziehungskraft auf die Studenten aus. Als Schriftsteller verlegte er sich zunächst auf Kirchengeschichte und wandte sich dann der politischen zu. Neben den beiden schätzenswerten Spezialgeschichten von Württemberg und Hannover, einem „Entwurf der Geschichte der Europäischen Staaten", einer „Geschichte der Dänischen Revolution im Jahr 1660" und anderen zusammenhängenden Werken liefen zahlreiche kleinere Studien und Forschungen her, die er zum Teil in dem von ihm gemeinsam mit seinem Kollegen Christoph Meiners 1787/94 herausgegebenen „Göttingischen Historischen Magazin" niederlegte. Spittler war ein pragmatischer Geschichtschreiber großen Stiles. Kritisch veranlagt in der Art Lessings, beherrschte er das Material vollständig, verstand es zu ordnen und zu sichten und ihm Geist einzuhauchen. Er besaß die Gabe, seinen Gedanken in würdevoller Sprache klaren Ausdruck zu verleihen und die Leser durch künstlerische Darstellung für die Gegenstände, die er behandelte, zu gewinnen. Das Verlangen nach einem praktischen politischen Wirkungskreise führte Spittler 1797 in den Dienst des Herzogs Friedrich Eugen von Württemberg. Unter dessen Nachfolger Friedrich, dem nachmaligen ersten württembergischen Könige, stieg er zum Staatsminister und Freiherren empor. Als Diener jenes autokratisch gesinnten Fürsten, unter dem sich der Streit mit der Landschaft erneute, mußte Spittler, der in seinen Werken einem freilich stets mit gewisser Vorsicht gepaarten Freisinne gehuldigt hatte und für die Rechte des Volkes und die Heiligkeit der Verfassungen eingetreten war, mit seinen früheren Idealen in Widerspruch und dadurch in eine schiefe Stellung nach außen wie in inneren Zwiespalt geraten. Daß er nunmehr zu schriftstellerischen Arbeiten weder Zeit noch Stimmung mehr fand, war ein bedauerlicher Verlust. Er starb am 14. März 1810.

Der unter Herzog Karl Eugen neu erwachte und durch günstige Ergebnisse genährte schwäbisch-württembergische Nationalstolz verlegte sich folgerichtig auch auf die Erhellung der Landesgeschichte. Umfassende handschriftliche Materialiensammlungen, durch den Hof-

historiographen Oswald Gabelkover veranstaltet und dessen Sohn, den Stuttgarter Archivar Johann Jakob Gabelkover, fortgeführt, lagen seit dem Anfange des 17. Jahrhunderts bereit. Verschiedene Anläufe, die tote Masse zu beleben, führten nicht zum Ziel, und auch der Tübinger Professor und spätere Stuttgarter Oberarchivar Johann Ulrich Pregizer, ein Mann, der sich um die Erforschung der württembergischen Geschichte im einzelnen wohl verdient gemacht hat, kam mit einem zusammenhängenden Werke darüber nicht zu stand. Johann Ulrich Steinhofers vierbändige württembergische Chronik (1744/55), deren ausführlicher Teil übrigens nur bis zum Jahre 1525 geht, war gleichfalls keine systematische Darstellung, sondern eine fast ausschließlich von Gabelkovers Reichtume zehrende Stoffsammlung. Einen wesentlichen Fortschritt bedeuteten die Leistungen des herzoglichen Archivars und Regierungsrates Christian Friedrich Sattler (1705—1785) aus Stuttgart. Nachdem dieser schon 1752 eine „Historische Beschreibung des Herzogthums Würtenberg" geliefert hatte, schrieb er 1767 die „Geschichte des Herzogthums Würtenberg und dessen angränzender Gebiethe und Gegenden" bis auf das Jahr 1260, reihte daran 1767/8 die „Geschichte des Herzogthums Würtenberg unter der Regierung der Graven" in vier Teilen und führte endlich 1769/83 in dreizehn Teilen die „Geschichte des Herzogthums Württemberg unter der Regierung der Herzogen" bis zum Jahre 1714 herab. Was Sattler schuf, war ein gründliches und gediegenes Gelehrtenwerk, von zäher Arbeitskraft und eisernem Fleiße zeugend, ein umfassendes Urkundenmaterial darbietend, aber ohne weite Perspektive, ungelenk in der Anordnung, schwerfällig in der Darstellung. Spittlers schon berührte „Geschichte Wirtembergs unter der Regierung der Grafen und Herzoge", in gedrängter Form gehalten, bietet für das, was Sattler an Geist und Geschmack abgeht, reichen Ersatz, während die „Pragmatische Geschichte Würtembergs" (1787) des unter den Publizisten erwähnten Fr. Chr. J. Fischer nichts Neues bringt. Im Anfange des 19. Jahrhunderts lieferte Johann Christian Pfister (1772—1835) aus Pleidelsheim (O.A. Marbach), zuletzt Prälat in Tübingen, neben anderen Erzeugnissen aus dem Bereiche der württembergischen, aber auch allgemein deutschen Geschichte eine als Quellenwerk brauch-

bare „Geschichte von Schwaben". Neben den Gesamtdarstellungen liefen zahlreiche Monographien her, und außer dem politisch-historischen Gebiete fanden auch die Landeskunde und Kulturgeschichte in ihren einzelnen Teilen tüchtige Bearbeiter. Als württembergische Kirchen- und Kulturhistoriker zeichneten sich der bereits genannte Schnurrer und später der Reutlinger Dekan David Friedrich Cleß (1768—1810) aus Calw besonders aus. Desgleichen begann man in jener Periode in den schwäbischen Reichsstädten und sonstigen kleineren Herrschaften sowie in den jetzt zu Württemberg gehörigen fränkischen Landen sich eifrig auf die Erforschung der örtlichen Geschichte zu verlegen.

Auch bisher vernachlässigte Wissensgebiete wurden damals fleißiger angebaut. Württemberg verfügte über eine Reihe tüchtiger Mathematiker und Naturforscher innerhalb wie außerhalb dem Land. Als erster hatte sich der ausgezeichnete Astronom Tobias Mayer (1723—1762) aus Marbach, Professor in Göttingen, mit Lorbeeren bedeckt. Die Karlsschule verstärkte dann die Hinneigung zu den empirischen Wissenschaften. Sie hat die zwei bedeutenden Naturforscher Kielmeyer und Cuvier herangebildet. Karl Friedrich Kielmeyer (1765—1844) aus Bebenhausen, erst Professor an der Akademie, dann in Tübingen, zuletzt Vorstand der Staatssammlungen in Stuttgart und Staatsrat, hat sich selbst durch seine Scheu, als Schriftsteller hervorzutreten, um den größeren Teil des ihm gebührenden Nachruhmes betrogen. Aber unter seinen Schülern streute er herrlichen Samen aus; auch der größere Georg Cuvier (1769—1832) hat ihm manches verdankt. Dieser, unter württembergischer Herrschaft in Mömpelgard geboren, gehört wie der Nationalität so auch seinem späteren Leben nach ganz Frankreich an. Neben solchen glänzenden Namen lenkt die Aufmerksamkeit der schlichte Echterdinger Pfarrer Philipp Matthäus Hahn (1739—1790) aus Scharnhausen (beide Orte im Stuttgarter Amtsbezirk) auf sich, der sein außerordentliches mathematisches Können hauptsächlich in den Dienst kunstreicher mechanischer Erfindungen stellte. Den naturwissenschaftlichen Autoren traten medizinische, land- und forstwirtschaftliche an die Seite, und der Einfluß der Akademie zog auch Militärschriftsteller in Württemberg groß. Unter den

Vertretern der Rechts- und Staatswissenschaften erhob sich außer den beiden Moser im Lande keiner über den Durchschnitt; höchstens sind die litterarischen Leistungen des Karlsschullehrers und nachmaligen Staatsrates Johann August Reuß (1751—1820) aus Horrheim (O.A. Vaihingen) hervorzuheben.

In dem Wettkampfe so vieler geistigen Kräfte, die jetzt im Herzogtume Württemberg entfesselt waren, blieb auch die Poesie nicht zurück, obgleich Karl Eugen dieser Kunst unmittelbar keine Förderung angedeihen ließ. Daß der mürb gewordene Schubart oder andere Sänger, über die seine Akademie verfügte, bei festlichen Anlässen zu seinen und Franziskas Ehren in die Saiten griffen, ließ er sich schon gefallen, aber seine Achtung vor der Muse als solcher oder gar vor den Persönlichkeiten der Dichter hob sich dadurch nicht. Zum Glücke waren indessen die Zeiten vorüber, da die Dichtung nur an den Strahlen der Fürstengunst gedeihen konnte. Die älteren Poeten, die in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts im Lande lebten, haben wir der Mehrzahl nach bereits früher kennen gelernt: Balthasar Haug und der auf dem Wege der Gewalt für Württemberg gewonnene Schubart standen obenan. Zu diesen traten noch ein paar weitere hinzu. So Friedrich Bernritter, der Satiriker Altwürttembergs. Am 19. Mai 1753 zu Eßlingen geboren, nahm er württembergische Dienste und starb als Rechenbankrat bei der Rentkammer in Stuttgart am 31. Oktober 1803. Er führte sich in die Litteratur 1777 ein durch eine „Siegwart oder der auf dem Grab seiner Geliebten jämmerlich verfrorene Kapuziner“ betitelte Parodie des Millerschen Romanes, ein ebenso launiges als harmloses Werkchen, dessen satirische Wirkung lediglich durch Nacherzählen der Siegwart-Handlung im Bänkelsängerton erzielt wird. Bernritter schrieb noch ähnliche Scherzgedichte, ferner zwei Teile „Wirtembergische Briefe“ (1786 und 1799), ein Bändchen „Reden und Dialogen“ (1788), ein Heft „Anekdoten aus Schwaben“ (1789); zu Stäudlins Musenalmanach steuerte er Epigramme bei. Durch das erste Bändchen seiner Wirtembergischen Briefe hat er sich einen gewissen Ruf in seiner engeren Heimat erworben. Er geißelt darin die Thorheiten und Schlechtigkeiten verschiedener Stände, wobei er wiederum

seinen Zweck weniger durch satirische Darstellung, als durch Aufzählung und Aneinanderreihung einfacher Thatsachen, die für sich selbst sprechen müssen, zu erreichen sucht. Die Farben sind meist sehr dick aufgetragen, und neben Fällen von typischer Geltung werden auch allerlei Klatschgeschichten aufgetischt; in ähnlicher Weise bringen die Anekdoten aus Schwaben plump und geistlos geformte Schwänke, wie man sie sich damals mündlich im Land erzählen mochte. Ist der erste Teil der Wirtembergischen Briefe wenigstens unterhaltend, so langweilt dagegen der zweite, worin der Autor mehr auf das sozialpolitische Gebiet sich begiebt und den ernsthaften Ton des Moralisten anschlägt.

Johann Schwindrazheim (1736—1813) aus Neuenbürg trat erst in höheren Jahren als Dichter an die Oeffentlichkeit. 1767 hatte er die reichlich mit Filialen bedachte und nichts weniger als beneidenswerte Schwarzwaldpfarrei zu Thumlingen (O.A. Freudenstadt) erhalten, wo sich der für feinere Lebensgenüsse empfängliche Mann so unglücklich fühlte, wie einst Ovid in seiner pontischen Verbannung. Er schilderte seine Leiden nach dem Vorbilde des römischen Poeten in eleganten lateinischen Distichen, die er „Tristia Thumlingensia“ betitelte und an das Konsistorium sandte. Das originelle Bittgesuch trug ihm schon 1768 die Professur an der obersten Klasse der Ludwigsburger Lateinschule ein. Hier war er der Lehrer Schillers, dem er die erste Anleitung zum Versemachen gab. 1775 wurde er zum Pfarrer in Gomaringen (O.A. Reutlingen) ernannt. Als deutscher Dichter beschränkte sich Schwindrazheim auf Gelegenheitsverse bei Todesfällen, Hochzeiten und ähnlichen Anläßen, wovon er 1782 eine Sammlung veranstaltete, „Kasualgedichte eines Wirtembergers“ betitelt. Schiller hat im ersten Stücke seines Wirtembergischen Repertoriums diese Erzeugnisse seines Lehrers gar zu mild beurteilt. Sie verraten zwar derben Witz, aber keine Spur von echter Poesie oder von geläutertem Geschmacke, von der Einförmigkeit des Inhaltes ganz abgesehen. Den 1796 nur für seine Angehörigen gedruckten „Trauerliedern“ ist noch weniger Gutes nachzusagen.

Auch eine Dichterin ist hier zu nennen: Karoline, als Tochter des württembergischen Oberjägermeisters von Brandenstein am

27. Mai 1755 zu Engelberg (O.A. Schorndorf) geboren, verehelichte von der Lühe und später mit ihrem Gemahle nach Norddeutschland verzogen. Sie steuerte zu Haugs Schwäbischem Magazin, anderen Blättern und Almanachen Verse bei.

Aber seit dem Anfange der achtziger Jahre trat die ältere württembergische Dichtergeneration in den Hintergrund vor einer jüngeren, zu deren Wortführer und Bannerträger sich Gotthold Friedrich Stäudlin aufwarf. Er war am 15. Oktober 1758 zu Stuttgart als Sohn eines angesehenen Beamten geboren. Nachdem er das Gymnasium seiner Vaterstadt durchlaufen und in Tübingen Rechtswissenschaft studiert hatte, lebte er im väterlichen Hause, zunächst ausschließlich mit litterarischen Arbeiten beschäftigt. Frühzeitig war sein Talent für die Dichtkunst hervorgetreten, schon von den Knabenjahren an war sein Genie von allen Seiten verhätschelt worden, so daß es nicht verwunderlich war, wenn sich bei dem Jüngling eine übertriebene Vorstellung von dem eigenen Werte herausbildete. In rascher Folge veröffentlichte er 1780 ein schwungvolles Lobgedicht in drei Gesängen auf Albrecht von Haller, 1781 „Proben einer teutschen Aeneis, nebst lyrischen Gedichten“, 1782 eine Sammlung „Vermischte poetische Stücke“, 1783 den Roman „Wallbergs Briefe an seinen Freund Ferdinand“. In demselben Jahre begann er Bodmers Nachlaß herauszugeben, von dem berühmten Schweizer selbst mit dieser Aufgabe betraut. Eine besondere Bedeutung erlangte Stäudlin durch die im Vereine mit dem Cottaschen Verlage zu Tübingen unternommene Begründung eines Schwäbischen Musenalmanaches. Unter diesem Titel erschienen die drei ersten Jahrgänge für 1782—1784, während die drei folgenden (1785—1787) als „Schwäbische Blumenlese“ vor das Publikum traten. Nach mehrjähriger Pause kam — diesmal in Stäudlins Selbstverlag — auf 1792 wieder ein „Musenalmanach“ und auf 1793 nochmals eine „Poetische Blumenlese“ heraus. Seit 1786 praktizierte Stäudlin, nachdem er sein juristisches Examen nachgeholt hatte, als Kanzleiadvokat in Stuttgart. In den Jahren ernster Berufsarbeit traten die litterarischen Beschäftigungen mehr in den Hintergrund, doch sammelte er 1788 und 1791 seine Gedichte in zwei Bänden und war an der Redaktion des neuen württembergischen Landesgesang-

buches vom Jahre 1791 beteiligt. Völlig geriet er wieder in das litterarische Fahrwasser, als er sich nach Schubarts Tod im Oktober 1791 die Fortsetzung von dessen Chronik, deren Mitarbeiter er schon seit längerer Zeit gewesen war, auflud. Er war bei diesem Unterfangen wenig vom Glücke begünstigt. Seine allzu feuerige Begeisterung für die französische Revolution stieß viele Leser zurück; im Frühjahre 1793 wurde die Chronik vom Wiener Reichshofrate verboten, und bald darauf hörte ihr Erscheinen ganz auf. Im Herbste desselben Jahres erhielt Stäudlin von der württembergischen Regierung, bei der er sich durch seine politische Haltung mißliebig gemacht hatte, den Rat, das Land zu verlassen, da er auf keine Anstellung zu rechnen habe. Nach einer Periode unstäten Umherschweifens ließ er sich im Dezember 1794 zu Lahr im Breisgau nieder und begründete dort ein politisches Journal „Klio", dem indessen nur eine kurze Dauer beschieden war. Nichts wollte dem Unglücklichen mehr glücken. Schulden, Nahrungssorgen, Schmerz über sein verpfuschtes Dasein hatten den Lebensmut des einst so heiter veranlagten Mannes gebrochen und trieben ihn zur That der Verzweiflung. Er ertränkte sich — es geschah zwischen dem 11. und 17. September 1796 — bei Straßburg im Rhein.

Ein Verkettung von Schuld und Verhängnis hat Gotthold Stäudlins Leben so unglücklich gestaltet. Es hat ihm weder an Vorzügen des Geistes noch an solchen des Herzens gefehlt, wohl aber an Charakterfestigkeit, Selbstbeherrschung und Besonnenheit. Bei hoher Begeisterungsfähigkeit für alles Gute und Edle strafte er oft genug durch den privaten Lebenswandel die schönsten Grundsätze und rühmlichsten Gesinnungen Lügen. Manche von den Eigenschaften, welche den großen Dichter ausmachen, zierten ihn. Er war phantasiereich, entzündbar, warmblütig, gefühlvoll, daneben freilich auch nicht selten überschwenglich, empfindsam, allzu weichlich sich den Eindrücken hingebend. Groß war seine Gewandtheit, seine Leichtigkeit und Flüssigkeit in der Formgebung, seine Beherrschung des sprachlichen Ausdruckes und sein Wortreichtum. Mit der Gefälligkeit seiner Begabung hält indessen ihre Tiefe nicht gleichen Schritt. Stäudlins Poesie ist eher oberflächlich und inhaltsleer, als gedankenreich. Von einer Entwicklung seines Talentes kann

kaum die Rede sein: zwischen seinen frühesten und spätesten Erzeugnissen besteht kein wesentlicher Unterschied. Niemals ist er von der Nachbildung zur Selbständigkeit vorgedrungen. Biegsam, wie er war, lehnte er sich an die verschiedensten Muster an. Seine natürlichen Gaben wiesen ihn auf die kleineren litterarischen Gattungen hin. Ein größeres Kunstwerk zu gestalten, war er so wenig der Mann, wie Schubart, mit dem er auch sonst eine gewisse geistige Verwandtschaft hat. Der Roman Wallberg ist nichts als eine lose aneinander gereihte Sammlung ziemlich verschwommener und in Wertherscher Sentimentalität getränkter Bilder aus seiner Tübinger Studentenzeit. Die Lyrik ist Stäudlins eigentümliches Feld. Hier thut er sich durch Vielseitigkeit hervor, beherrscht er fast jede Tonart. In begeisterten Oden und Hymnen, in pathetischen Stücken und Bürgerschen Balladen, in volltönenden Naturschilderungen liegt seine Stärke. Kaum minder gut gelingen ihm indessen allerlei humoristische Tändeleien und satirische Plänkeleien. Auch in der Idylle leistet er Tüchtiges. Aber trotz ihren Vorzügen sind Stäudlins poetische Erzeugnisse längst schon der Vergessenheit anheimgefallen, weil sie eben doch nur Nachahmungen sind und des eigenartigen Gepräges entbehren.

Die Jahre des Schwäbischen Musenalmanaches waren die Glanzzeiten in Stäudlins Leben. Sein Unternehmen war eine ausgesprochene That des Lokalpatriotismus. Schwäbische Zeitschriften, die unter anderem auch Verse enthielten, hatte es freilich schon vorher gegeben: aber ein schwäbisches Taschenbuch, das sich ausschließlich der Poesie weihte, war etwas Neues. Stäudlin wirft im Vorworte zum ersten Jahrgange die Frage auf, ob die armen Schwaben denn unter einem so sehr böotischen Himmel wohnen, daß die herrliche Pflanze des Genies nicht gedeihen könne. Sein Almanach wollte dem übrigen Deutschland den Beweis liefern, daß dies nicht der Fall sei. Die Talente, über die der Stamm verfügte, sollten darin zu einer imponierenden Heerschar vereinigt werden. Wirklich war Stäudlin in mehr als einer Hinsicht ganz der richtige Mann, um das schwäbische Poetenvölklein zusammenzuhalten. Nichts lag ihm ferner, als Engherzigkeit oder einseitige Betonung eines bestimmten litterarischen Standpunktes. Er war

der Mann für alle, dabei liebenswürdig und gewinnend im persönlichen Verkehre; die Jüngeren namentlich verstand er für sich selbst einzunehmen und für die Muse zu begeistern. Diese erblickten in dem frühe zu Ansehen gekommenen Dichter die Verkörperung ihrer Vorstellung von Genie und enthielten ihm den Zoll der Bewunderung nicht vor; willig und neidlos folgte die Mehrzahl, Stuttgarter Karlsschüler so gut wie Tübinger Stiftler, seiner Fahne. Aber auch zu der älteren schwäbischen Dichtergeneration stand Stäudlin in freundlichen Beziehungen; Balthasar Haug und Schubart hielten große Stücke auf ihn. So gewann er einen Teil von jenen wenigstens zu gelegentlichen Mitarbeitern. Bewährte Namen, wie die eines Huber oder Miller, mußten neben vorwiegend unbekannten Größen besonders erwünscht sein. Schubart leistete (als T. und T. d. ä.) zu den Jahrgängen 1783 und 1784 Beiträge. Auch Städele stellte sich ein, und aus dem Nachlasse der jung verstorbenen Thill und Hartmann konnte manche wertvolle Gabe veröffentlicht werden. Indessen war es doch die lebende und strebende Jugend, die in dem Schwäbischen Musenalmanache vorherrschte und seinen Charakter bestimmte. Neben Stäudlin selbst traten von Anfang an Armbruster, Conz, Friedrich Haug, Reinhard und Weisser besonders hervor. Auch Bardili, der uns schon unter den Philosophen begegnet ist, Bührer, Fr. K. Lang und Jakob Heinrich Duttenhofer beteiligten sich bereits am ersten Jahrgang; im Lauf der Zeit kamen Schreiber, Bernritter, Stäudlins jüngerer Bruder, der nachmalige Göttinger Theologe (als St. d. j.), Ludwig Schubart (als T. d. j.), Schlotterbeck, Werthes, Hübner, Neuffer hinzu, und als der Almanach nach fünfjähriger Pause 1792 neu erstand, eröffnete ihn ein Hymnus des jungen Hölderlin, der mit seinen Freunden Neuffer und Magenau nun das allerjüngste schwäbische Dichtergeschlecht würdig vertrat. Durch mehrere heute völlig verschollene Namen und durch eine Anzahl Chiffern, deren Deutung manches Rätsel aufgiebt, wird die Liste der Mitarbeiter an Stäudlins Almanach vervollständigt. Dieser war, im ganzen genommen, nicht viel besser, gewiß aber nicht schlechter, als der Durchschnitt der poetischen Kalender, die Deutschland damals überfluteten. Es waren wenigstens nicht bloß routi-

nierte Versmacher, die hier das Wort ergriffen, sondern frische Jugend, die der Begeisterung fähig war und an sich selber glaubte. Freilich mußte man oft genug den guten Willen als Ersatz für reifes Können hinnehmen. Eigenart hatte kaum einer zu verausgaben; hinter den Erzeugnissen Stäudlins und seiner Genossen schauten deutlich die Muster hervor, an die sie sich anlehnten: vor allem Klopstock und die Dichter des Göttinger Hains in der Lyrik, Bürger in der Ballade. Mit jenen wetteiferten sie im Preise des Deutschtumes, zugleich Klänge schwäbischer Heimatliebe darein mischend. Aber sie teilten nicht den Haß der übrigen Anhänger Klopstocks gegen Wieland. Vielmehr sind manche Beiträge des Schwäbischen Musenalmanaches in Wielandschem Tone gehalten. Selbst die Epigramme, die stark vertreten sind, neigen nicht selten zur Zote hin. Man glaubte eben auf jede Weise die Schranken der Konvenienz durchbrechen und Genialität bekunden zu müssen.

Ein Teil der Jünglinge, die sich unter Stäudlins Führung die Sporen verdienten, haben ihre bedeutendste litterarische Rolle erst im nächsten Zeitraume gespielt; ihr Leben und Wirken wird im neunten Kapitel ausführlich geschildert werden. Andere dagegen, die späterhin für den schwäbischen Parnaß nicht mehr oder nur noch wenig in Betracht kommen, sei es nun, daß sie frühe gestorben oder als Dichter verstummt oder in die Fremde gezogen sind, mögen hier erledigt werden. Eine merkwürdige Erscheinung ist Karl Friedrich Reinhard. Am 2. Oktober 1761 als ältester Sohn des Diakonus zu Schorndorf geboren, erhielt er seine Ausbildung in den Seminarien Denkendorf und Maulbronn und seit 1778 im Tübinger Stifte. Die klassischen Sprachen, das Arabische, in das Schnurrer, damals Stiftsephorus, seinen Schüler einführte, und die schönen Wissenschaften zogen den vielseitig begabten Jüngling besonders an. Er übersetzte und dichtete mit seinem vertrauten Freunde Conz um die Wette. Unter Stäudlins Schirm wagte er den ersten Flug an die Oeffentlichkeit. Gleichzeitig schloß er aber auch bei einem Besuch in Stuttgart Freundschaft mit Schiller, von dem er einen tiefen Eindruck erhielt, und der seinerseits Reinhard und dessen poetische Bestrebungen zu schätzen wußte. Unser Dichter war in allen Jahrgängen des Schwäbischen Musenalmanaches

vertreten und gehörte zu den festesten Stützen des Unternehmens. Ferner lieferte er in Armbrusters Poetisches Portefeuille (1784) Gedichte und in den ersten Band des von demselben herausgegebenen Schwäbischen Museums (1785) ein mattes versifiziertes Feenmärchen in Wielandscher Manier, Namens „Zobeide“, Uebersetzungen aus neulateinischen Dichtern und einige Prosaaufsätze. In Buchform ließ er anonym 1783 eine Uebersetzung des Tibull, die erste im Versmaße des Originales, nebst Proben aus Properz und Tyrtäus und einem Anhange von eigenen Elegien und 1785 „Episteln“ erscheinen. Letztere gehörten etwa zur Hälfte, wie auch die erwähnten Verdeutschungen aus Tyrtäus, Freund Conz an.

Da wurde Reinhard aus dem litterarischen Treiben in den Strom des praktischen Lebens hineingerissen. 1783 hatte er die Universität mit glänzenden Zeugnissen verlassen, und ihm winkten die höchsten Würden im vaterländischen Kirchendienste. Zunächst wurde er Vikar bei seinem in der Zwischenzeit zum Dekane von Balingen vorgerückten Vater. Aber sein Beruf war ihm zuwider, und er sehnte sich nach weiteren Verhältnissen. Bitterer Unmut erfüllte ihn, der schon von Natur aus zu melancholischen Stimmungen hinneigte. Der Vater willigte erst darein, daß der Sohn die sichere Lebensbahn verlasse, als eine scharfe Kritik über das Tübinger Stift, die dieser in Armbrusters Schwäbischem Museum veröffentlicht hatte, seine Aussichten in Württemberg zu gefährden schien. Frühjahr 1786 wurde Reinhard Hauslehrer in der französischen Schweiz und Jahrs darauf in Bordeaux. Hier ergriffen ihn die Wogen der Revolution. Er trat mit den Führern der Gironde in Verkehr, folgte ihnen nach Paris und wurde, als die ihm befreundete Partei an's Ruder gekommen war, in den Dienst des auswärtigen Departements gezogen. Seine gediegenen Kenntnisse, sein zuverlässiger Charakter, seine ungeheuchelte Begeisterung für die Sache der Revolution brachten ihn in die Höhe. Vier Jahrzehnte lang diente er in den verschiedensten Stellungen den wechselnden Machthabern in Frankreich, oftmals mit innerem Widerstreben, aber gleichsam unter dem unentrinnbaren Zwang einer übernommenen Pflicht. Im Herzen von seinem Geburtslande nicht losgelöst, setzte er, wie alle edleren Renegaten, seinen Stolz darein, dem Adoptiv-

vaterlande wenigstens äußerlich unverbrüchliche Treue zu halten. Als selbständiger Politiker hat er niemals in die Weltbegebenheiten eingegriffen, aber er hat sich als gewandten Geschäftsmann, der fremden Willen geschickt auszuführen verstand, bewährt. Unter der Republik war Reinhard der Reihe nach Gesandtschaftssekretär in London und Neapel, Abteilungschef im Departement des Auswärtigen, Gesandter bei den drei Hansastädten mit dem Sitz in Hamburg, wo er die glücklichsten Tage seines Lebens verbrachte und die erste Gattin fand, dann in Florenz beim Großherzogtume Toskana, dessen Zivilverwaltung er nach der Annexion übernahm, im Herbste 1799 zweieinhalb Monate Minister des Auswärtigen. Nach dem Staatsstreiche des 18. Brumaire mußte er Talleyrand weichen und erhielt den Botschafterspoften bei der helvetischen Republik, 1802—1805 beim niedersächsischen Kreis in Hamburg. Bei Napoleon zeitweise in Ungnade gefallen, wurde er als Resident in den türkischen Donauprovinzen nach Jassy geschickt, geriet in russische Gefangenschaft und lebte nach der Befreiung eine Zeit lang als Privatmann in Deutschland. 1808 übertrug ihm der Kaiser die Vertrauensstellung seines Gesandten am Kasseler Hofe König Jeromes von Westfalen, das denkbar schwierigste und peinlichste Amt für einen geborenen Deutschen, das Reinhard, wie alle seine Aufgaben, mit Geschick und Takt ausfüllte, das aber doch den Zwiespalt, der schon lange sein Inneres zerriß, noch mehrte. Sein Ideal, als Mittelsmann zwischen der französischen und deutschen Nation Segen zu stiften, erwies sich mehr und mehr als phantastischen Traum. Nach der Wiederherstellung der Monarchie wurde er zunächst Kanzleidirektor im Ministerium des Auswärtigen, stieg zum Staatsrat und Grafen empor und beschloß seine diplomatische Laufbahn als Gesandter in Deutschland, zuerst (1816—1829) beim Bundestag in Frankfurt, nachher am Dresdener Hof. 1825 ging der Vierundsechzigjährige eine zweite glückliche Ehe mit einem jungen Mädchen ein. 1832 in den Ruhestand versetzt, lebte er als Pair von Frankreich und Mitglied der Akademie in Paris, wo er am Weihnachtsfest 1837 starb. Sein bewegtes Dasein hatte unter dem Verhängnis blinden Zufalles gestanden, dem er sich mit Fatalismus ergab, war eine Kette

von Widersprüchen gewesen, die zu sprengen ihm die Entschlossenheit mangelte.

Der Beschäftigung mit der deutschen Litteratur hat Reinhard niemals entsagt; namentlich benützte er dazu die längeren und kürzeren Unterbrechungen seiner politischen Thätigkeit und die letzten Mußejahre seines Lebens. Er war bemüht, den Zusammenhang mit den alten Freunden aufrecht zu erhalten und neue Verbindungen anzuknüpfen. Vertraute Beziehungen bildeten sich namentlich seit 1806 zu Goethe heraus, für dessen Farbenlehre Reinhard bei den Franzosen warb, wie er diesen früher Kant vermittelt hatte. Auch deutscher Schriftsteller und Dichter zu sein, hörte er mit dem Verlassen der Heimat nicht gänzlich auf. Er schrieb in Hausleutners Schwäbisches Archiv und Schillers Thalia Aufsätze über die Revolution und veröffentlichte noch da und dort Verse, die letzten in Neuffers Taschenbuch für Frauenzimmer 1799 und 1800. Seitdem ließ er sich daran genügen, zu guter Stunde manchmal vor sich hinzudichten oder häusliche Feste durch poetische Spenden zu verherrlichen. Aber der Gedanke, die Erzeugnisse seiner Muse zu sammeln, ließ ihn doch nicht los. Es kam leider nicht dazu. Noch mehr muß man bedauern, daß seine poetische Entwicklung mitten im besten Zug unterbrochen und seine poetischen Bestrebungen durch völlig entgegengesetzte Anforderungen frühzeitig in den Hintergrund gedrängt worden sind. Denn ein schönes Talent leuchtet aus seinen jugendlichen Versuchen hervor, obschon diese noch zumeist Nachahmungen sind. Auch er läßt mit erhabenen Stücken leichtere Balladen und Tändeleien abwechseln, aber ohne den scharfen Gegensatz zwischen den verschiedenen Stilarten, wie er bei anderen Dichtern jener Zeit unangenehm auffällt. Allmählich verlegte er sich immer mehr auf die elegische Gattung. Unter Reinhards Elegien befinden sich ausgezeichnete Schöpfungen, voll von Kraft des Gedankens, von weichem, doch echt männlichem Gefühle, von verhaltenem Schmerz und gedämpfter Leidenschaft, reich an Schönheiten des sprachlichen Ausdruckes. Die Episteln dagegen sind zu sehr in die Breite gehende, nur für Eingeweihte verständliche und genießbare Kleinmalerei.

Auch Johann Michael Armbruster entfremdete sich frühzeitig

seiner schwäbischen Heimat. Am 1. November 1761 zu Sulz geboren, wurde er in die Militärakademie aufgenommen und widmete sich dem Gartenbau; in nähere Beziehungen zu Schiller scheint er dort nicht getreten zu sein. Nachdem er einige Jahre Gärtner in Hohenheim gewesen war, beschloß er, sich ganz seinen litterarischen Neigungen zu überlassen. Er wurde 1782 Sekretär bei Lavater in Zürich, gab dessen physiognomische Fragmente im Auszuge heraus und beteiligte sich an der Redaktion der Züricher Zeitung. Seit 1786 lebte er als Schriftsteller in Zürich, begründete ein „Schwäbisches Museum“ (zwei Bände, Kempten 1785 ff.), dem begabte schwäbische Autoren Verse und Prosa und sogar Goethe Szenen aus seiner ungedruckten Iphigenie zur Verfügung stellten. Die Gegnerschaft gegen die französische Revolution verschaffte Armbruster den Posten eines vorderösterreichischen Polizeikommissärs in Freiburg. 1802 kam er als Zensor nach Wien und wurde 1805 Hofsekretär bei der dortigen Polizei. Daneben war er Zeitungsredakteur und rief 1809 die Zeitschrift „Der Wanderer“ in's Leben. Dennoch fühlte er sich unbefriedigt. Kränklichkeit und andere Drangsale brachten ihn dahin, daß er am 14. Januar 1814 durch einen Pistolenschuß seinem Dasein ein Ende machte. Außer seiner journalistischen Thätigkeit fand Armbruster auch Zeit zu eigener Produktion. Er lieferte Gedichte für fremde Almanache wie für Sammlungen, die er selbst veranstaltete; in seinem 1784 erschienenen „Poetischen Portefeuille“ waren gefeierte Namen vertreten. 1785 besorgte er eine Ausgabe seiner lyrischen Erzeugnisse. Ferner verfaßte er eine lange Reihe von Novellen und Erzählungen, vorwiegend für die Jugend bestimmt. Auch ein Schauspiel „Luise Müller oder die Hofmeisterin“ befindet sich unter seinen Werken. Schließlich hat er noch im Jahr 1813 durch die Broschüre „Wer ist ein österreichischer Krieger im Geist und in der Wahrheit?“ zur Ausbreitung patriotischer Gesinnungen im Kaiserstaate beigetragen. Armbruster war überhaupt ein Mensch, der das Herz auf dem rechten Flecke trug, aber seine Lebenserfahrungen hatten ihn bitter gemacht, und sein litterarischer Ton neigte zum Derben. Als Poet hat er nichts von bleibendem Werte geschaffen. Seine Beiträge zum Schwäbischen Musenalmanache schwanken zwi-

schen Klopstockscher Begeisterung und epigrammatischen Zoten. Später stand er unter dem Banne Schillers, für dessen Genius er mit Wärme Zeugnis ablegte.

Friedrich Karl Lang lernte den Wechsel des Glückes an den eigenen Lebensschicksalen kennen. Nach Beendigung seiner juristischen Studien ließ er sich in Heilbronn, wo er am 27. Oktober 1766 zur Welt gekommen war, als Advokat nieder und stieg zum Senator empor. Ein unglücklicher Bankrott nötigte ihn zur Flucht, er lebte unter fremdem Namen in Altona, Frankfurt am Main, Dresden, Tharandt und beschloß seine Tage als Vorstand einer von ihm begründeten Erziehungsanstalt zu Wackerbartsruhe bei Dresden am 17. Mai 1822. In jungen Jahren übersetzte er Horaz und Aesop, beteiligte sich an Stäudlins Almanach mit wort- und schmuckreichen Gedichten, veröffentlichte 1787 ein Epos „Ulrich von Hutten" und einen Band Gedichte, schrieb über Kunstgeschichte, gab verschiedene Taschenbücher heraus, verfaßte ein dramatisches Familiengemälde „Die Kolonie an der Donau" (1799) und verlegte sich zuletzt namentlich auf Jugendschriften. Er bediente sich meist eines Pseudonyms (A. Lindemann u. s. w.). Zu rechten Erfolgen hat Lang es auf keinem Gebiete gebracht.

Das Leben des am 29. Juli 1760 zu Möttlingen (O.A. Calw) geborenen Viktor Matthäus Bührer verließ nicht das festgelegte Geleise des württembergischen Stiftlers. Er wurde 1784 Präzeptor in Waiblingen, 1798 Pfarrer zu Zell und Altbach (O.A. Eßlingen), 1819 zu Echterdingen (Stuttgarter Amtsbezirk) und starb am 8. September 1828. In der Studentenzeit floß ihm die poetische Ader am reichsten. 1784 trat er mit einem komischen Heldengedicht in Hexametern „Die Neujahrsnacht" hervor, worin nach dem Muster von Zachariäs Renommisten eine solide Rauferei zwischen Studenten und Philistern im Ton einer Kneipzeitung vorgetragen wird. Das dichterisch belanglose Werkchen erregt als Tübinger Sittengemälde immerhin Interesse. Aus derselben Stimmung heraus ist eine Sammlung „Kleine Gedichte" (1785) geflossen. Es sind meist humoristische Stückchen, jugendlich keck und burschikos, nicht ohne Frische, aber ohne Gehalt und in der Form nachlässig. Fernerhin beschränkte sich Bührer darauf, den Schwäbischen Musen-

almanach und ähnliche Unternehmungen mit Beiträgen zu versehen. Unter seinen Gedichten befinden sich auch ein paar Idyllen in der Steinlacher Mundart. 1826 ließ er noch ein von seinen Jugenddichtungen gar sehr verschiedenes Sammelwerk erscheinen: „Kantaten auf alle festlichen Tage und Sonntags-Texte der evangelischen Kirche im Königreich Württemberg.“ Der Herausgeber selbst hat dazu eine Reihe mehr rhetorisch als poetisch gehaltener Beiträge und auch ein verhältnismäßig gelungenes Oratorium „Der verlorene Sohn“ geliefert.

Eberhard Friedrich Hübner, am 17. Dezember 1763 zu Neuenstadt a. d. Linde geboren, wurde Neujahr 1781 blutjung als Unterlehrer der lateinischen und griechischen Sprache an der Karlsschule angestellt, hörte gleichzeitig juristische Vorlesungen und promovierte bei dieser Fakultät, erhielt nach der Auflösung des Institutes den Posten eines Regierungsregistrators und starb schon am 22. April 1799 als Regierungssekretär zu Stuttgart. Seine 1788/9 erschienene zweibändige Sammlung „Vermischte Gedichte“ fällt durch ungewöhnliche Geschmacklosigkeit auf. Wieland und Bürger sind Hübners Leitsterne; er ahmt aber gerade mit Vorliebe die Schwächen beider nach und sucht den einen in der Schlüpfrigkeit, den anderen im Bänkelsängertone zu übertrumpfen. Seine Balladen leisten an Banalität das Möglichste und wirken, je grausigere Stoffe sie behandeln, desto komischer. Eher noch glücken ihm rein lyrische Sächelchen in tändelnder Manier, wobei seine Verse leicht hinfließen; aber auch hier verdirbt er sich gute Einfälle durch alberne Ausführung. Außer den Gedichten pflegte Hübner die parodistische Gattung und veröffentlichte hauptsächlich fünf Bücher „Verwandelte Ovidische Verwandlungen ad modum Blumaueri“ (1790/2).

Christoph Ludwig Schreiber, am 30. November 1758 zu Heilbronn geboren, war Senator in seiner Vaterstadt und leistete dieser während den letzten Zeiten ihrer Reichsfreiheit diplomatische Dienste. Seine Gedichte, die sich in verschiedenen Almanachen und Journalen zerstreut finden, schlagen gern einen scherzhaften Ton an. Außerdem hat er einige längst vergessene Romane auf den Markt gebracht.

Im Schwäbischen Musenalmanach auf das Jahr 1782 stand

auch ein Gedicht, das „Die Entzückung an Laura" überschrieben und mit dem Namen Schiller unterzeichnet war. Der Verfasser, ein junger Stuttgarter Militärarzt, ehemaliger Zögling der Karlsschule, hatte ein halbes Jahr vor dem Erscheinen jenes poetischen Kalenders durch ein Schauspiel „Die Räuber" die Aufmerksamkeit auf sich gelenkt. Schon im folgenden Bande des Almanaches fehlte sein Name; denn grimmige, von beiden Seiten mit jugendlichem Uebermute durchgefochtene Fehde hatte sich in der Zwischenzeit zwischen Stäudlin und Schiller erhoben, welch letzterer nicht willens war, sich dem nur um ein Jahr älteren Dichtergenossen, wie die anderen, unterzuordnen. Er beschloß, gleichfalls seine poetischen Freunde aufzubieten und durch ein ähnliches Unternehmen das des Rivalen zu zermalmen. Der kühne Versuch mißlang. Die Anthologie brachte es über einen einzigen Jahrgang nicht hinaus, und der Schwäbische Musenalmanach, der durch sie hätte zermalmt werden sollen, gedieh fröhlich weiter. Aber während der Scheinglanz, der Gotthold Stäudlins Haupt damals umgab, rasch in nichts zerfloß, wuchs der Name Friedrich Schiller langsam zu jener echten Größe empor, die, dem Wechsel der Zeiten Trotz bietend, in die Ewigkeit hineinragt.

Die Familie Schiller stammte aus dem altwürttembergischen Dorfe Bittenfeld (O.A. Waiblingen), wo des Dichters Urgroßvater und Großvater das Bäckerhandwerk betrieben und letzterer, Johannes Schiller, das Schultheißenamt versah. Dessen Sohn Johann Kaspar (1723—1796), ein Ehrenmann von kernhafter Sittlichkeit des Charakters und viel bewährter Tüchtigkeit im praktischen Leben, ergriff das Handwerk des Wundarztes, da die Verhältnisse seiner Neigung zu einem gelehrten Berufe widerstreben. Jugendlicher Thatendrang führte ihn 1745 zu einem bayerischen, den Holländern überlassenen Husarenregimente, bei dem er nach vielfachen Kriegsabenteuern zum Feldscher aufrückte. 1749 nahm er seine Entlassung. Er kam nach Marbach zum Besuch einer Schwester und logierte dort in der Herberge zum goldenen Löwen. Die Tochter seines Wirtes Kodweis, der zugleich Bäcker und Holzmesser beim herzoglichen Floßwesen im Städtchen war, Namens Elisabeth Dorothea (1732—1802), that es ihm an, und er vermählte sich am

22. Juli 1749 mit dem wenig gebildeten, aber klugen und gemütvollen Mädchen. Johann Kaspar Schiller holte vor der Hochzeit sein chirurgisches Examen nach und ließ sich in Marbach als Wundarzt nieder. Verdrießlichkeiten, die der finanzielle Ruin seines Schwiegervaters mit sich brachte, bestimmten ihn jedoch schon 1753, als Fourier in das württembergische Heer einzutreten. Teils stand er in einheimischen Garnisonen, teils beteiligte er sich an den Feldzügen gegen Friedrich den Großen, nur vorübergehend mit seiner Familie vereinigt, die in Marbach geblieben war. 1757 gebar ihm die Gattin ein erstes Kind, die Tochter Christophine. Am 10. November 1759 beschenkte sie ihn, der kurz vorher wieder ausmarschiert war, mit einem Knäblein, das am folgenden Tag auf die Namen Johann Christoph Friedrich getauft wurde. Im Laufe der Zeit folgten noch vier Mädchen nach, von denen aber nur zwei, Luise und Nanette, zu Jahren kamen. 1761 kehrte Vater Schiller, 1758 zum Lieutenant und jetzt zum Hauptmanne befördert, für immer in die Heimat zurück. Er lag zu Urach, Cannstatt, Ludwigsburg, Stuttgart und abermals Ludwigsburg in Garnison. Die Familie scheint 1762 Marbach verlassen und von da bis Anfang 1764 in Ludwigsburg gewohnt zu haben. Ende 1763 wurde der Hauptmann als Werbeoffizier nach schwäbisch Gmünd geschickt, wohin er die Seinigen nachkommen ließ. Doch erbat er sich bald vom Herzoge die Erlaubnis, nach dem benachbarten württembergischen Städtchen Lorch zu ziehen, da sich hier billiger leben ließ, als in der teueren Reichsstadt. Im Dezember 1766 wurde er nach Ludwigsburg zurückversetzt. Ende 1775 schied er aus dem Militärverband aus und erhielt die Stelle eines Vorstandes der herzoglichen Hofgärtnerei auf der Solitüde. Damit hatte er für den Rest seines Lebens einen Wirkungskreis gefunden, der seinen Liebhabereien und Kenntnissen trefflich zusagte. Er förderte nicht nur durch seine praktische Thätigkeit die einheimische Baum- und Obstzucht, sondern bereicherte auch die bezügliche Fachlitteratur durch ein paar brauchbare Schriften. 1794 wurden seine Verdienste durch Verleihung des Majorscharakters anerkannt.

Das einzige Söhnlein dieses Mannes, Friedrich oder kurzweg Fritz genannt, wuchs in seiner Geburtsstadt Marbach unter der

Obhut der Mutter und dann in Ludwigsburg heran. Zu Lorch erhielt der Kleine den Elementarunterricht, und nebenbei brachte ihm der würdige Ortspfarrer Philipp Ulrich Moser, dessen Namen in den Räubern fortlebt, gemeinsam mit dem eigenen Sohne die Anfangsgründe im Lateinischen bei. Schwester Christophine, die Geschwister Ferdinand und Nanele Moser, der um etliche Jahre jüngere Karl Philipp Conz, der nachmalige Dichter, waren Friedrichs Gespielen in Lorch. Die überlieferten Züge reichen nicht aus, um sich eine zusammenhängende Vorstellung von dem Wesen des Kindes zu machen. Jedenfalls haben Natur und Religion frühzeitig auf sein Gemüt eingewirkt. Das Predigen war ihm ein lieber Zeitvertreib. Das Beispiel seines zum Theologen bestimmten Freundes Ferdinand Moser steckte ihn an; mit dem tief religiösen Sinne der Eltern traf diese Neigung des Sohnes zusammen. Aus dem Spiele wurde Ernst, seitdem Fritz die Lateinschule in Ludwigsburg besuchte, wohin die Familie wieder im Dezember 1766 gezogen war. Durch jährlich wiederkehrende Prüfungen in Stuttgart mußten die Knaben, die des Vorzuges einer kostenlosen Erziehung in den Seminarien des Landes teilhaftig werden wollten, ihre Fortschritte in den Wissenschaften nachweisen. Da galt es ernste Arbeit, um hinter den Mitbewerbern nicht zurückzubleiben. In den Jahren 1769—1773 legte der junge Schiller viermal je zu Ostern befriedigende Proben seines Könnens ab. Die sinnlos gesteigerten Anforderungen der Schule und die übertriebene Strenge ehrgeiziger Lehrer brachten jedoch manche Bitternis in seine Knabenjahre und griffen seine ohnehin durch rasches Wachstum gefährdete Gesundheit an. Schon während der Ludwigsburger Periode traten zwei Mächte in Sicht, die in Zukunft sein ganzes Leben beherrschen sollten: die Bühne und die Poesie. Der Hauptmann Schiller nahm seinen Sohn öfters in das Opernhaus mit, und die mit allem denkbaren Pomp ausgestatteten Vorstellungen regten die Phantasie des Knaben mächtig an, der fortan das Puppentheater zur bevorzugten Beschäftigung in den Mußestunden erwählte. Zu lateinischen und deutschen Versen erhielt er von seinen Lehrern Anleitung und erwarb sich darin bald so große Gewandtheit, daß Schulgedichte bei festlichen Ge-

legenheiten ihm übertragen wurden. Das erste Stück, das er aus eigenem inneren Antriebe dichtete, fiel auf den Vorabend seiner Konfirmation, die Dekan Zilling am 26. April 1772 vornahm. In deutschen Versen schilderte er die Empfindungen, mit denen ihn die heilige Handlung erfüllte. Und dann wagte er sich an ein frommes Trauerspiel „Die Christen", dem noch ein ähnlicher Versuch „Absalon" — ob in Ludwigsburg oder erst auf der Solitüde, steht nicht fest — nachfolgte. Leider sind alle diese Schöpfungen aus seiner Kindheit verloren gegangen.

Die Zeit, da Fritz seinen Eifer durch Aufnahme in eine Klosterschule belohnt sehen sollte, war nicht mehr fern: als ihn Herzog Karl Eugen in die neu gegründete Akademie berief. Die Familie war über diese Gnade, die dem Schicksale des Sohnes eine völlig unerwartete Wendung gab, nicht wenig betroffen. Aber wiederholten, mit tröstlicher Zusicherung für die Zukunft gepaarten Aufforderungen konnte sich der fürstliche Offizier nicht wohl entziehen. Er lieferte am 16. Januar 1773 seinen Sohn in die Anstalt nach der Solitüde ein. Der kurze theologische Traum Friedrichs war damit ausgeträumt. Anfangs zum Juristen bestimmt, trat er 1776 in die neu errichtete medizinische Abteilung über, weil er hoffte, dieses Studium besser mit seinen poetischen Neigungen in Einklang bringen zu können. Es war, im Grunde genommen, gleichgültig, welchem Beruf er sich verschrieb. Der einzige, zu dem ihn die Natur geweiht hatte, war ja doch kein Fach- und Brotstudium: den mußte er sich unter allen Umständen erst erkämpfen. Auch in der theologischen Laufbahn hätte er nimmermehr seine Befriedigung gefunden. Auch da hätte er sich vermutlich unter inneren Anfechtungen von der Heimat, deren Verhältnisse sich für die Entfaltung seines Genius zu eng erwiesen, losgelöst, wenn sich auch in diesem Falle die Trennung friedlicher vollzogen hätte, als in Wirklichkeit. Aber vielleicht war offene Vergewaltigung ein geringeres Uebel, als versteckte, da jene eher die Energie zu entschiedenem Widerstand anspannte. Eine andere Frage ist die, ob nicht etwa die Erziehung in den Klosterschulen für Schillers moralische und intellektuelle Entwicklung heilsamer gewesen wäre, als die in der Karlsschule. Und da läßt sich nicht

leugnen, daß infolge der verwerflichen pädagogischen Grundsätze des Herzogs manches Unnatürliche, Ueberspannte und Verschrobene sich an seinen Charakter heftete, was er erst im Laufe der Jahre wieder abthat. Der ausgleichende und mildernde Einfluß des Elternhauses, zumal der Mutter fehlte völlig. In das Leben der Seminaristen brachten doch die regelmäßigen Ferien wohlthuende Abwechslung. Die Akademie kannte — wenigstens so lange sie Schiller besuchte — keine längeren Unterbrechungen des Unterrichtes, und in Erteilung von Urlaub war man außerordentlich sparsam, so daß er von Stuttgart aus, obgleich kaum zwei Wegstunden von seiner auf der Solitüde hausenden Familie getrennt, diese nur ganz selten zu Gesicht bekam. Auch hätte der Unterricht der Klosterschulen ihm ohne Frage in den humanistischen Fächern zu gründlicherem Wissen verholfen; die mangelhafte Kenntnis der antiken Sprachen bildete später für ihn manchmal ein recht unangenehmes Hemmnis. Dafür boten indessen die philosophische Schulung, wie sie die Akademie ihren Zöglingen in einziger Weise auf den Lebensweg mitgab, und die Beschäftigung mit realistischen Fächern reichlichen Ersatz. Und dann wurden den Karlsschülern das ganze Jahr über geistige Anregungen zu teil, von denen sich die Seminaristen nichts träumen ließen. Die Akademie war gewissermaßen ein Bestandteil der fürstlichen Residenz und blieb von dem Treiben des Hofes nicht unberührt; die Repräsentation, prunkvolle Schaustellungen spielten in ihr eine wichtige Rolle. Für den werdenden Dichter, zumal für den dramatischen, war es ein unschätzbarer Gewinn, daß er in jungen Jahren das Gefäß seines Geistes mit vielformigen Stoffmassen und bunten Bilderreihen anfüllen konnte. Ein Stück öffentlichen Lebens spielte sich unter den Augen des jungen Schiller ab. Welche Flut von Gedanken und Phantasien mußte allein schon beim Anblicke Karl Eugens, dieser Verkörperung einer großartigen Despotie, auf ihn einstürmen! In der Karlsschule ist er zum politisch-historischen Schauspieldichter herangewachsen. In der Karlsschule hat er seinen Haß gegen die Tyrannen, seine Liebe zur Freiheit eingesogen. Hier liegt die Brutstätte seiner ungestümen Jugenddramen; hier sind die ersten Keime seiner Verrina, Marquis Posa, Wilhelm Tell zu suchen. Und je mehr die Ver-

hältnisse ihn nötigten, was er empfand, in sein Innerstes zurückzudrängen, desto mehr mußten seine Gefühle sich verdichten, in desto schärferer Form später an's Licht treten.

Frühzeitig wurde von Mitschülern wie von Vorgesetzten als hervorstechender Zug in dem Wesen des Knaben die Liebe zu den schönen Wissenschaften, insbesondere zur dramatischen Muse erkannt. Direkt trug die Akademie zur Förderung poetischer Neigungen nichts bei. Für die deutsche Sprache und Litteratur war in ihrem Lehrplan anfangs gar kein und später nur wenig Raum. Dem Herzoge mangelte eben das Verständnis für den Wert idealer Elemente bei der Jugendbildung. Aber einzelne Lehrer waren von sich aus bemüht, das Versäumte nachzuholen, und schmuggelten ein Stück Litteratur in den Unterricht, namentlich bei Gelegenheit der philosophischen Vorträge, ein. Manchem Professor schuldete in dieser Hinsicht Schiller großen Dank, vor allem dem nur um acht Jahre älteren Abel, an dem er zugleich einen Freund gewann. Balthasar Haug interessierte sich für seine poetischen Versuche und brachte verschiedene seiner lyrischen Erstlinge sowie das Bruchstück einer Vergilübersetzung im Schwäbischen Magazine zum Abdrucke. Gewiß wurden die Zöglinge von den Lehrern auch in der Lektüre beraten und mit Büchern versehen. Solche wußte man sich übrigens auch sonst zu verschaffen, und selbst völlig verpönte Ware, wie die Schriften Wielands, drang in die Akademie ein. Jedenfalls fehlte es Schiller weder an Gelegenheit noch an Zeit zu litterarischer Beschäftigung. In erster Linie waren es natürlich die Freistunden, in denen er sich seiner Liebhaberei hingeben konnte. Doch mag er ihretwegen wohl manchmal die Hausordnung übertreten haben, ohne sich indessen je auf einer Unregelmäßigkeit ertappen zu lassen. Daß er sich hin und wieder unwohl stellte, um im Krankenzimmer ungestört lesen, träumen und dichten zu können, ist ausdrücklich bezeugt. Hauptsächlich nahm er zu diesem Mittel seine Zuflucht, als er im Jahre 1780 an den Räubern arbeitete und durch keine profane Unterbrechung aus seiner glühenden Begeisterung gerissen sein wollte.

Lektüre und eigene Produktion gingen bei Schiller zunächst miteinander Hand in Hand, wie ja auf dieser Altersstufe letztere

naturgemäß von ersterer abhängig zu sein pflegt. In seinem ersten Akademiejahre, da unter der Einwirkung der erhofften und jetzt zerstörten theologischen Laufbahn noch die religiösen Stimmungen im Gemüte des Knaben vorwalteten, waren feierlich ernste Dichter, wie Klopstock, Haller, Uz, seine erkorenen Lieblinge. Damals trug er sich mit einem biblischen Epos „Moses“. Bald traten zu den Lyrikern und Epikern die Dramatiker. Er vertiefte sich in Lessings Emilia Galotti, in Goethes Götz von Berlichingen und Clavigo, in die wild bewegte Tragik der Stürmer und Dränger. Nunmehr machte er auch die Bekanntschaft Shakespeares. Abel trug in einer philosophischen Lektion, um das Thema der Leidenschaft zu verdeutlichen, ein Bruchstück aus dem Othello vor. Alsbald fühlte sich der sechzehnjährige Jüngling unter dem zauberhaften Banne dieses einzigen Poeten. Er erwarb sich Wielands Shakespeareübersetzung, und jetzt that sich ihm eine neue Wunderwelt auf, zu deren Verständnis er freilich nur allmählich vordrang. In diese Zeit fallen auch seine beiden ersten Trauerspiele, die er jedoch bald wieder vernichtete: 1775 „Der Student von Nassau“ und 1776 „Cosmus von Medici“, letzteres Stück durch Leisewitz' Julius von Tarent hervorgerufen. Mit den Jahren wurde Schillers Lektüre immer umfassender und vielseitiger. Die Begeisterung für Klopstock hatte sich abgekühlt, Goethe und Shakespeare hießen nunmehr seine Götter. Daneben wirkte Schubart auf ihn gleichermaßen durch einen gewissen kongenialen Zug seines Talentes wie durch die Macht menschlichen Mitgefühles. Die Lyrik der Göttinger, Youngs, Ossians und anderer wurde genossen, auch Dichtungen Wielands, Millers Siegwart und sonstige Romane nicht verschmäht. Zieht man in Betracht, daß die Ueberlieferung von dem, was Schiller in der Akademie gelesen hat, keinesfalls vollständig ist, daß er neben der poetischen Materie Schriften von Philosophen, wie Herder, Garve und namentlich Rousseau, verschlang, sich mit Plutarchs moralisierenden Biographien eingehend beschäftigte, so muß man den Gedanken entschieden zurückweisen, als ob er nach dieser Richtung in der Akademie irgendwie verkürzt gewesen wäre. Seine schöpferische Kraft wurde in den letzten Schuljahren vorzugsweise durch die Räuber in Anspruch

genommen. 1777 fand er den Stoff zu diesem Drama und begann alsbald mit der künstlerischen Gestaltung; in den beiden folgenden Jahren legte er sich poetische Enthaltsamkeit auf, da er die Notwendigkeit erkannt hatte, sich auf seine medizinischen Fachstudien zu werfen; 1780 nahm er die Arbeit wieder auf und förderte sie mächtig bis zu seinem Austritt aus der Anstalt. Damals schrieb er auch an einem philosophischen Romane „Briefe Julius' an Raphael", wovon sich ein Rest, die „Theosophie des Julius", in die späteren „Philosophischen Briefe" hinüber gerettet hat. Neben den umfangreicheren Erzeugnissen liefen von Anfang an eine Reihe verschiedenartiger Gedichte her, von denen einige, wie schon bemerkt, im Schwäbischen Magazin veröffentlicht, andere zurückgestellt und später der Anthologie einverleibt wurden, während die Mehrzahl nur augenblickliche und gelegentliche Zwecke zu erfüllen hatte. Auch bei akademischen Feierlichkeiten wurde Schillers Talent in Anspruch genommen. Er verfertigte einmal auf einen herzoglichen Geburtstag ein kleines Vorspiel, „Der Jahrmarkt" betitelt, das von Mitzöglingen aufgeführt wurde, und lieferte zwei Glückwunschgedichte auf die Reichsgräfin von Hohenheim. Zweimal, am 10. Januar 1779 und 1780, durfte er auch die Festrede auf den Geburtstag dieser hohen Dame halten, beidemal über ethische Themata, die der Herzog so sehr liebte; beidemal löste er seine rhetorische Aufgabe in höchst schwungvoller und wirksamer Weise, dabei allerdings mit überstiegenen Lobeserhebungen Karl Eugens und Franziskas, wie sie nun einmal zum Tone der Akademie gehörten, nicht kargend. Auf den herzoglichen Geburtstag am 11. Februar 1780 hatte er eine Theateraufführung zu leiten. Er wählte Clavigo aus und teilte sich selbst die Titelrolle zu, verdarb jedoch alles durch die Maßlosigkeit seines Pathos.

Nicht vereinzelt stand der junge Schiller unter den Karlsschülern mit seinen poetischen Bestrebungen, vielmehr fanden sich von Anfang an Kameraden, die seine Liebhaberei teilten. Zum Dichterbunde thaten sich mit ihm namentlich zusammen Friedrich Wilhelm von Hoven (1760—1838) aus Ludwigsburg, mit dem Schiller schon dort als Lateinschüler Freundschaft geschlossen hatte, der Mömpelgarder Goldschmiedssohn Georg Friedrich Scharffen-

stein (1760—1817) und Johann Wilhelm Petersen (1758—1815), ein Rheinpfälzer aus Bergzabern. Der eine von ihnen ist später Obermedizinalrat, der andere General, der dritte Bibliothekar an der öffentlichen Bibliothek in Stuttgart geworden. Freilich war bei allen drei die poetische Begeisterung nur ein bescheidenes Flämmchen, das im Werktagsgetriebe der praktischen Lebens rasch verlöschte. Aber was schadete das? Vorderhand kam es nicht sowohl auf die Stärke des Talentes als des Triebes an. Man tauschte seine Meinungen über gelesene Bücher aus, wetteiferte in dichterischen Versuchen, rezensierte sich gegenseitig. Aber nicht jede Probe bestand der Bund. Das Treiben der Freunde, das mitunter etwas überschwengliche Formen annahm, forderte den Spott anderer Zöglinge heraus, und nun mußte Schiller den Schmerz erleben, daß Scharffenstein, der von ihm als „Sangir" Besungene, für den er besonders leidenschaftlich empfunden hatte, an ihrer Freundschaft zum Verräter wurde. Es kam zum vollständigen Bruche, der erst nach dem Austritt aus der Akademie wieder geheilt wurde. Doch traten andere in die entstandene Lücke. So Friedrich Haug, der Sohn Balthasars, dessen epigrammatisches Talent schon damals hervorstach, und der ein leichteres, heiteres Element in den vorwiegend auf den pathetischen Ton gestimmten Poetenkreis brachte. Auch Ludwig Schubart schloß sich an: die Sympathie, die von vornherein dem Sohne des unglücklichen Sängers gewidmet ward, überbrückte den Altersunterschied. Warme Freundschaft verband Schiller mit dem philosophisch veranlagten Albrecht Friedrich Lempp, nachmaligem württembergischen Geheimerat, auch Publizisten, gute Kameradschaft mit Franz Joseph Kapf aus Mindelheim, der 1791 als Hauptmann in Batavia ertrank. Von Künstlern waren es namentlich der Bildhauer Dannecker, der Theatermaler Viktor Heideloff, der Kupferstecher Schlotterbeck, der Komponist Zumsteeg, mit denen Schiller vertrauteren Verkehr pflog. Im engen Nebeneinanderleben und täglichen Gedankenaustausche von jungen Leuten, welche sich auf die verschiedenartigsten Lebensberufe vorbereiteten, lag eines der gewaltigsten Bildungsmittel der Karlsschule, und auch unser Dichter verstand daraus Nutzen zu ziehen.

Wie manche fruchtbringenden Keime in das Innere Schillers gesenkt wurden, wie manche beglückten Stunden ihm beschieden sein mochten: er fühlte sich doch in der Akademie nichts weniger, als wohl und behaglich. Seine nach Freiheit lechzende Seele seufzte unter dem Drucke der mechanisch geregelten Zeiteinteilung, unter dem Zwange der peinlichen und kleinlichen Dressur. Die Stimmungen seines Inneren wechselten, auch melancholische suchten ihn heim, über die ihm jedoch das Bewußtsein geistiger und sittlicher Kraft immer wieder hinweghalf. Aeußerlich fügte er sich der in der Anstalt herrschenden Ordnung; von Widerspenstigkeit war keine Rede, und in den späteren Jahren ging er völlig straffrei aus. Seine Fähigkeiten wurden unterschiedlich beurteilt, anfangs nicht eben als hervorragend, allmählich stiegen sie in der Schätzung der Lehrer. Sein Fleiß und guter Wille fanden Anerkennung. Freilich war sein Eifer für die allgemein bildenden Unterrichtsgegenstände größer, als für sein Fachstudium, wobei man in Rechnung nehmen muß, daß die junge medizinische Fakultät damals noch in der Organisation begriffen war und manches zu wünschen ließ. Doch erweckte die Anatomie sein Interesse. Im ganzen faßte er, seiner Naturanlage entsprechend, die medizinische Wissenschaft mehr von den höheren allgemeinen als von den praktischen Gesichtspunkten auf. Dies zeigte sich besonders in seinen Prüfungsdissertationen, deren erste er im Herbste 1779 über das Thema „Pilosophie der Physiologie" einreichte. Die Lehrer stießen sich an dem kühnen Gedankenflug und an der kritischen Schärfe, zu der die positiven Fachkenntnisse allerdings im Mißverhältnis stehen mochten, vielleicht auch an dem schlechten Latein und erachteten die Abhandlung nicht für druckfähig. Sie hat sich nur in Bruchstücken erhalten. Zwei weitere Probeschriften, die Schiller ein Jahr später vorlegte, führten zum Ziele. Zwar war die lateinische, die den Unterschied der entzündlichen und der faulen Fieber zum Vorwurfe hatte, oberflächlich gefertigt; aber die deutsche, ein „Versuch über den Zusammenhang der thierischen Natur des Menschen mit seiner geistigen", wurde zum Drucke gefördert. Dem physiologisch-psychologischen Grenzgebiet entnommen, führte sie die philosophischen Ideen der vorjährigen Dissertation in reiferer

Weise und in gehobener, durch poetische Lesefrüchte geschmückter Darstellung aus.

Und nun waren Schillers Schuljahre vorüber. Am 15. Dezember 1780 verließ er die Akademie und wurde alsbald zum Regimentsarzte beim Grenadierregiment von Augé ernannt. Eine subalterne Stellung, ein unzulänglicher Gehalt, Ausschluß von Privatpraxis und Verpflichtung zum Uniformtragen — das war im Widerspruche zu den früheren Versprechungen des Herzogs eine magere Versorgung. Die Zurücksetzung fällt um so mehr auf, als Karl Eugen dem Zöglinge Schiller Zeichen von Wohlwollen gegeben und von dessen Geistesgaben offenbar keine geringe Meinung gehabt hat. Muß man vielleicht hinter seinem Verfahren die wohlgemeinte, aber übel angebrachte pädagogische Absicht suchen, des hochstrebenden Jünglings Bäume nicht in den Himmel wachsen zu lassen und, wie der Herzog sich schon einmal bei früherer Gelegenheit ausgedrückt hatte, sein Feuer zu dämpfen? Bei Schiller wich die Enttäuschung bald dem Frohgefühl über die endlich errungene Freiheit. Er machte von dieser ausgiebigen Gebrauch und that sein Möglichstes, alle sonst unter Studenten üblichen, aber in der Akademie verbotenen Vergnügungen nachzuholen. Er führte im Vereine mit den alten und einigen neuen Freunden nach allen Regeln der Kunst ein genialisches, durch Karten- und Kegelspiel gewürztes Kneipenleben. Dabei befleißigte man sich eines häufig bis zum Cynismus gesteigerten burschikosen Tones, der im Geschmacke der Sturm- und Drangperiode lag und überdies durch Schillers medizinischen Beruf Nahrung fand. Es versteht sich fast von selbst, daß in dieses wilde Treiben die Frauen Abwechslung bringen mußten. Der Dichter wohnte mit Freund Kapf zusammen bei der Hauptmannswitwe Luise Vischer in Aftermiete. Sie war über die erste Jugendblüte hinaus, mehr anziehend, als schön, gutherzig, liebenswürdig und sehr entgegenkommend. Niemals hatte Schiller vorher Gelegenheit gehabt, mit einer fremden Frau in näheren Verkehr zu treten. Kein Wunder also, daß er alsbald Feuer fing. Phantasie und poetisches Bedürfnis scheinen indessen größeren Anteil an dem Verhältnis gehabt zu haben, als sinnliche Leidenschaft, und wenn die Vischerin auch ohne Zweifel der Gegenstand der

überreizten Lauraoden ist, würden doch Rückschlüsse aus dem Tone dieser auf die Art der beiderseitigen Beziehungen trügen.

So ganz überließ sich Schiller nicht dem Genusse, daß er jemals darüber seine poetische Sendung vergessen hätte, die ihm vielmehr eine unerläßliche Voraussetzung zur vollen Lebensfreude bildete. Er benützte die ersten Monate seiner Freiheit dazu, an sein in der Akademie schon weit gediehenes Drama die letzte Hand zu legen. Im Frühlinge 1781 erschienen anonym „Die Räuber, ein Schauspiel" auf Kosten des Verfassers, der einen Verleger nicht gefunden hatte und sich darob in Schulden stürzen mußte, die ihn noch manches Jahr bedrängten. Das Stück erwarb sich alsbald eine Schar enthusiastischer Verehrer. Behufs einer Aufführung am Mannheimer Nationaltheater knüpfte der dortige Intendant, Reichsfreiherr Wolfgang Heribert von Dalberg, mit dem Dichter Unterhandlungen an, die diesen veranlaßten, sein Drama unter starken Zugeständnissen an praktische Verhältnisse für die Bühne zu überarbeiten. Sonntag den 13. Januar 1782 fand die erste Vorstellung der Räuber statt. Schiller war insgeheim ohne Urlaub in Petersens Begleitung dazu nach Mannheim gereist. Bei vorzüglicher Darstellung that das Stück ungeheuere Wirkung. Bald darauf wurde die Bühnenbearbeitung als Trauerspiel (bei Schwan in Mannheim) gedruckt; noch vorher war eine zweite Auflage der Buchausgabe veranstaltet worden.

Der merkwürdigen Dichtung liegt eine wohl aus dem Leben gegriffene Erzählung Schubarts zu Grunde, die das in der Sturm- und Drangperiode so beliebte Thema des Bruderzwistes behandelt. Die Fabel wies dem Poeten die reizvolle Aufgabe zu, zwei völlig entgegengesetzte Naturen zu zeichnen, die, in den engen Raum einer Familie gestellt, dort notwendig heftig aufeinanderprallen müssen. Im weiteren Verlaufe des Entstehungsprozesses wurde die Familiengeschichte durch das sozial-politische Räubermotiv erweitert, das mehr und mehr in den Vordergrund trat, weil es nicht, wie jene, bloß das objektive psychologische Interesse Schillers beanspruchte, sondern sein eigenes Seelenleben in Mitleidenschaft zog. In dem abenteuerlichen Verzweiflungskampfe, den er seinen Helden gegen die Gesellschaft führen läßt, spiegelt sich sein aus persönlichen Erfahrungen

geschöpfter Haß gegen Tyrannei und Knechtschaft, gegen gesetzmäßiges Unrecht und herkömmlichen Unsinn ab. Die beiden Bestandteile sind zu einer festgefügten Handlung zusammengeschlossen, die ganz von Leben und Bewegung erfüllt ist. Ein dramatischer Instinkt von höchster ursprünglicher Stärke paart sich in dem Werke mit allgemein poetischen Vorzügen. Des Dichters glühende Phantasie, seine aus dem Innersten geschöpfte Leidenschaftlichkeit, sein warmes sittliches Pathos, seine fortreißende Redegewalt feiern so herrliche Triumphe, daß man alle Unwahrscheinlichkeiten der Intrigue und Unzulänglichkeiten der Motivierung, die Verzeichnung des einzigen weiblichen Charakters, ja sogar die grellen Uebertreibungen, naturalistischen Derbheiten und sonstigen Verirrungen eines noch unreifen Geschmackes und eines krampfhaft gesteigerten Kraftgefühles willig verzeiht.

Nach diesem ersten dramatischen Siege gelüstete es Schiller, auch einen lyrischen Gang zu wagen. Die schon erwähnte Rivalität gegen Stäudlin verführte ihn dazu, statt eine Sammlung der eigenen Gedichte zu veranstalten, ein Taschenbuch herauszugeben. Es erschien im Februar 1782 unter dem Titel „Anthologie auf das Jahr 1782". Der Herausgeber, der sich nicht nannte, mußte reichlich zwei Drittel der Beiträge selbst aufbringen; den unbedeutenden Rest lieferten ein paar Freunde: von Hoven, Petersen, Friedrich Haug, vielleicht auch Scharffenstein und Ludwig Schubart. Um die kleine Zahl der Mitarbeiter zu verdecken, wurden statt der wirklichen Namen durchweg Chiffern gewählt, weshalb das Eigentum des Herausgebers und seiner Genossen nicht in allen Fällen bestimmt zu unterscheiden ist. Schiller selbst focht unter den verschiedensten Zeichen und zeigte die verschiedenste poetische Physiognomie. Alte Stücke standen neben frisch gefertigten; sogar ein im vierzehnten Jahre gedichteter, doch überarbeiteter Hymnus „An die Sonne", das früheste auf uns gekommene Denkmal Schillerscher Lyrik, wurde dem Buch einverleibt. Dieses umspannte alle Ton- und Stilarten. Das höchste Pathos der Hymne und Ode wechselte mit dem derben Humor des Bauern- und Volksliedes und dem kecken Uebermute der litterarischen Satire. Aeußerungen übersinnlicher Verzücktheit und sinnlich erhitzter Zustände lösten einander

ab, ja verschmolzen sich in den Gedichten an Laura. In der Operette „Semele“ durchbrach das dramatische Talent Schillers sieghaft die konventionellen Schranken dieser Modegattung. Ueberall suchte der Dichter die üblichen poetischen Phrasen und Redeblumen durch Neubildungen zu ersetzen und förderte dabei einen überraschenden Reichtum an Ausdrucksmitteln, eine verblüffende Kühnheit in der Bildersprache zu Tag. Aber in seinem maßlosen Geniedrange setzte er sich allzu selbstherrlich über die Forderungen eines reinen Geschmackes hinweg. Er trug die Farben auf's dickste auf und begrub seine ohnehin künstlich gesteigerten Empfindungen unter einer Last von Rhetorik. Die starke Würze, die sein Drama vertragen konnte, mußte seine Lyrik vergiften. Umsonst sehnt sich der Leser nach dem echten Liederton inniger Einfachheit. So war das Ganze nicht viel mehr, als ein hin und wieder von Blitzen des Genies durchleuchtetes Chaos, und fand bei Publikum und Kritik wenig Beachtung. Außer der Anthologie ließ Schiller während der Stuttgarter Periode noch ein paar Gedichte, darunter eine Totenfeier für seinen Taufpaten, den General Rieger, im Einzeldruck erscheinen.

Auch den Journalisten spielte der Herr Regimentsarzt. Schon im Jahre 1781 hatte er — hauptsächlich um seiner schwindsüchtigen Kasse aufzuhelfen — eine Zeit lang die Redaktion der „Nachrichten zum Nutzen und Vergnügen“, eines unbedeutenden Stuttgarter Lokalblattes, übernommen. Ernstere Absichten verfolgte er mit einer Vierteljahrsschrift, die er Jahrs darauf in Gemeinschaft mit Professor Abel und Petersen begründete. Sie sollte ihm Gelegenheit bieten, in die litterarische Bewegung der Zeit einzugreifen, seine ästhetischen Anschauungen darzulegen, über die eigene poetische Produktion Rechenschaft zu geben. Das erste Stück des auf Kosten der Herausgeber gedruckten „Wirtembergischen Repertoriums der Litteratur“ erschien Ostern 1782. Schiller lieferte verschiedene ausgezeichnete Aufsätze und scharfe Kritiken, darunter Selbstrezensionen seiner Räuber und Anthologie. Zum zweiten, Herbst 1782 veröffentlichten Teile der Zeitschrift steuerte er spärlicher bei, und der dritte und letzte kam ohne seine Mitwirkung zu stande. Denn die Würfel über sein Lebensschicksal waren inzwischen gefallen.

Immer unerträglicher hatte sich die Lage Schillers in Stuttgart gestaltet. Die Verflichtungen eines Berufes, zu dem er keine innere Neigung verspürte, und die Abhängigkeit und Bedeutungslosigkeit seiner Lebensstellung drückten um so stärker auf ihn, je mehr die dichterischen Erfolge, die er errang, sein Selbstgefühl steigerten und ihn in der Ueberzeugung bestärkten, daß in der Poesie sein einziges Heil liege. Vollends trübselig wurde die Perspektive, die sich ihm in die Zukunft eröffnete, als sich sein Verhältnis zum Herzoge, dem er und sein Glück unterthan waren, verschlechterte. Im Mai 1782 hatte er wieder die heimliche Fahrt nach Mannheim gewagt, um seine Räuber nochmals zu sehen. Der Herzog erfuhr davon. Er hatte vermutlich die poetische Entwicklung seines ehemaligen Zöglinges ohnehin mit Mißfallen verfolgt. Nun berief er den Unglücklichen vor sich, ließ ihn hart an, verbot ihm jeglichen Verkehr mit dem Ausland und diktierte ihm eine vierzehntägige Arreststrafe. Fortan hatte Schiller nur noch ein Sehnen: sich loszulösen aus den verhaßten Verhältnissen, die ihn umklammerten. Aber wie konnte dies geschehen? Ein Revers der Eltern verpflichtete ihn, wie alle, die in der Karlsschule auf fürstliche Kosten erzogen waren, dem Herzoge zu ewigem Dienste. Daß dieser ihn gutwillig freigeben werde, stand nimmermehr zu erwarten. Die Hoffnung auf eine Verwendung Dalbergs scheiterte an der Vorsicht des weltklugen Mannes. Da war es fast ein Glück zu nennen, daß ein neues unglückliches Ereignis der Ratlosigkeit des Jünglinges ein Ende bereitete und ihn zu einem äußersten Entschlusse drängte. In den Räubern ist Graubünden als „Athen der heutigen Gauner" und „Spitzbubenklima" bezeichnet. Die gelegentlich hingeworfene, übrigens nicht einmal unbegründete Bemerkung wurde von ein paar litterarischen Vorkämpfern des Bündnerlandes zu einer Staatsaktion aufgebauscht, und ein niedrig gesinntes Individuum, der Garteninspektor Walter in Ludwigsburg, korrespondierendes Mitglied der Bündnerischen ökonomischen Gesellschaft, machte sich ein Vergnügen daraus, im Lande Geschrei zu erheben und die Sache vor den Herzog zu bringen. Dieser ließ den Regimentsarzt abermals vor sich kommen, schalt ihn derb aus, schärfte ihm das Verbot des Verkehres mit dem Auslande von neuem ein und untersagte

ihm bei Strafe der Kassation, ferner Komödien zu schreiben oder andere als medizinische Schriften zu veröffentlichen. Das Schicksal Schubarts, das Schiller bei einem Besuch auf dem Asperg aus der Nähe kennen gelernt hatte, schwebte ihm vor Augen, falls er blieb und sich gegen den herzoglichen Willen auflehnte. Gehorchen aber konnte er nicht. Sein ganzes Ich, das Heiligste, was der Himmel ihm verliehen hatte, sein Dichtertalent, stand auf dem Spiele: das fühlte er im tiefsten Herzen. Und doch fiel es ihm schwer, von der Heimat, an der er, gleich allen Schwaben, hing, von Eltern, Geschwistern, Freunden zu scheiden, die Seinigen überdies dem fürstlichen Zorne preiszugeben. Kein Weg zu einer gütlichen Lösung sollte unbetreten bleiben: er bat in einer Eingabe um Aufhebung jenes grausamen Verbotes. Das Gesuch blieb unbeantwortet. Nun wurden die Vorbereitungen zur Flucht mit Entschlossenheit getroffen. Auf Mannheim, auf Dalberg setzte Schiller nach wie vor seine Hoffnung. Er kam ja nicht als Bettler: er brachte ein fast vollendetes neues Drama, den Fiesko, der über einen geplanten Konradin den Sieg davongetragen hatte, mit und schon durchschwirrten die Ideen zu Kabale und Liebe, zu Don Carlos sein Haupt. Der mit Schiller befreundete junge Musiker Andreas Streicher, der damals nach Hamburg wollte, wurde in den Plan eingeweiht; man verabredete, die Reise gemeinsam zu machen. Ein glücklicher Zufall begünstigte die Flucht. Großfürst Paul von Rußland, der nachmalige Kaiser, und Gemahlin, besuchten den württembergischen Hof, und aller Sinne waren auf die glänzenden Festlichkeiten, die bei dieser Gelegenheit veranstaltet wurden, gerichtet. Von der Mutter und ältesten Schwester nahm der Jüngling auf der Solitüde bewegten Abschied; der Vater mußte ahnungslos bleiben, damit er seine Unwissenheit vor dem Herzoge reinen Gewissens beschwören konnte. Am 22. September 1782 abends 10 Uhr fuhren Schiller und Streicher als Dr. Ritter und Dr. Wolf ungehindert aus den Thoren Stuttgarts und erreichten folgenden Morgens um 8 Uhr ohne Zwischenfall die Landesgrenze. Freier und leichter mochte nun der Flüchtling atmen; denn wie ungewiß auch die Zukunft war, der er entgegenging: gewissem Sklavenlose war er entronnen.

Achtes Kapitel.

Friedrich Schiller und das Drama.

Auch das Drama nahm, gleich den anderen Gattungen der Poesie, in Deutschland seit der Mitte des 18. Jahrhunderts einen gewaltigen Aufschwung. 1755 versuchte Lessing in seiner „Miß Sara Sampson" das Muster eines bürgerlichen Trauerspieles aufzustellen, und 1779 schloß er seine dramatische Laufbahn mit der vom reichsten und reinsten Ideengehalt erfüllten Dichtung „Nathan der Weise" ab. In die Zwischenzeit fallen „Minna von Barnhelm" und „Emilia Galotti" desselben Dichters, Goethes „Götz von Berlichingen", die Shakespeareschem Ruhme nachjagenden Kraftstücke der Stürmer und Dränger Lenz, Leisewitz, Klinger. In der Zwischenzeit liegt Lessings „Hamburgische Dramaturgie", dieses Gesetzbuch der höheren modernen Theaterkritik. In Schwaben freilich nahm man an den Fortschritten der Bühnenkunst vor Schillers Auftreten geringen Anteil. Wieland hatte so wenig wie Schubart zum Dramatiker wirklichen Beruf. Die praktische Wirksamkeit der beiden einzigen Männer, die hier ein bescheidenes Wort mitsprachen, Wagenseils und Gemmingens, lag außerhalb ihrer Heimat. Es fehlte eben damals im Land an einer Stätte, wo die nationale dramatische Kunst, wie beispielsweise im nahen Mannheim, gepflegt wurde; wie wenig das Stuttgarter Hoftheater in dieser Hinsicht leistete, haben wir schon gehört. An untergeordneten dramatischen Aufführungen war auch außerhalb der württembergischen Residenz kein Mangel. Die Chorherren des Wengenstiftes in Ulm veranstalteten solche und verfügten damals in der Person ihres Seniors Joseph Lederer (1733—1796) aus Ziemetshausen (in bayerisch Schwaben) über einen Dichter, der ihr Bedürfnis an Schau- und Trauerspielen, Opern und Kantaten reichlich deckte. Das war indessen nur ein geistlicher Gelegenheitspoet von rein lokaler Bedeutung. Ebenso wenig fallen die theatralischen Versuche J. L. Hubers oder Städeles Singspiel „Rinald" oder ein paar kleine Lustspiele des frühe verstorbenen Rechtskandidaten Christian Friedrich Gleis

(1753 zu Künzelsau geboren) oder die zwischen 1775 und 1787 verfertigten Stücke des Theologen Heinrich Keller (1758—1788) aus Oettingen in die Wagschale. Auch der 1753 zu Augsburg geborene Litterat Johann Adam Braun, der seit 1779 neben belletristischen Werken eine Anzahl Dramen veröffentlichte, schuf nichts Bleibendes. Der vorhin erwähnte Christian Jakob Wagenseil (1756—1839) aus Kaufbeuren hatte in Ulm, wo er Schubart nahe getreten war, das Gymnasium besucht und dann in Göttingen die Rechtswissenschaft studiert. Im Herbste 1778 kam er nach Gotha. Hier ließ er sich gegen seine ursprüngliche Absicht festhalten, nahm an der Leitung der Gothaischen Gelehrten Zeitung teil, verfaßte einen zweibändigen Roman „Schildheim", gab G. D. Hartmanns Schriften heraus und widmete vorzugsweise seine Kräfte dem Hoftheater. Er schrieb über dieses eine „Unparteische Geschichte", bearbeitete verschiedene ältere Stücke und brachte ein selbständiges Schauspiel mit Gesang „Ehrlichkeit und Liebe" auf die Bretter. Ende 1779 kehrte er in seine Vaterstadt zurück, ließ sich dort zunächst als Advokat nieder, ergriff aber bald die Beamtenlaufbahn und starb als pensionierter Regierungsrat zu Augsburg. Als Schriftsteller war er noch bis in das höchste Alter rastlos thätig. Er lieferte allerlei Unterhaltungsbücher und periodische Druckwerke, historische Arbeiten, namentlich über Ulrich von Hutten, auch eine allmählich auf vier Bändchen angewachsene Gedichtsammlung und anderes mehr. Seiner Vorliebe für die Schaubühne blieb er noch manches Jahr treu und beschäftigte sich nicht nur mit der Theatergeschichte, sondern veröffentlichte auch eine Reihe dramatischer Kleinigkeiten. Hervorragendes hat Wagenseil aber weder auf diesem noch auf irgend einem anderen Gebiete geleistet.

Verhältnismäßig der bedeutendste unter den schwäbischen Dramatikern, welche vor dem Erscheinen der Räuber aufgetreten sind, war der Freiherr Otto von Gemmingen-Hornberg. Geboren am 5. November 1755 zu Heilbronn, lebte er nach Vollendung seiner juristischen Studien in Mannheim, wo er Hofkammerrat wurde. Er trat zu Dalberg und den sonstigen litterarischen Größen Mannheims in nahe Beziehungen, war eifriges Mitglied der 1775 gestifteten kurpfälzischen deutschen Gesellschaft und förderte das neu

gegründete Nationaltheater durch dramatische und dramaturgische Arbeiten. Er übertrug Rousseaus Pygmalion, lieferte eine Bühneneinrichtung von Shakespeares Richard III. und verdeutschte desselben Dichters Richard II. in Prosa. Sein Hauptwerk „Der deutsche Hausvater" wurde erstmals 1780, in der Folge häufig gedruckt, ging über zahlreiche Bühnen und fand den Beifall der Zeitgenossen. Einige weitere Stücke, wie das dreiaktige Schauspiel „Die Erbschaft", sind nicht mit Sicherheit Gemmingen zuzusprechen. Der Operntext „Semiramis", der ursprünglich für Mozart bestimmt war, ist verloren. 1780 erschien die aus Theaterbesprechungen entstandene „Mannheimer Dramaturgie für das Jahr 1779", ein für die Theatergeschichte jener Zeit bedeutsames Werk. Eine seiner letzten Thaten in Mannheim war, daß er für Schillers Räuber Stimmung machte. In Wien, wohin Gemmingen 1782 übersiedelte, setzte er seine litterarische Thätigkeit mit der Herausgabe von Journalen fort: „Der Weltmann" (1782—1783), „Magazin für Wissenschaft und Litteratur" (1784—1785), „Wiener Ephemeriden" (1786). Diese Unternehmungen waren wenig vom Glücke begünstigt, und Gemmingen schloß deshalb seine kurze schriftstellerische Laufbahn vorzeitig ab. Er lebte fortan meist auf seinen Gütern oder in Heidelberg, 1799—1805 war er nochmals in Wien in der Eigenschaft eines badischen Gesandten. Er starb am 15. März 1836 als badischer Geheimerat.

Bei seinem Tode war Gemmingen schon völlig vergessen; doch hat er mit seinem deutschen Hausvater einen nicht unwesentlichen Baustein zur dramatischen Litteratur seines Zeitalters geliefert. Das Stück ist von Diderots „Le père de famille" ausgegangen, zeigt aber gleichzeitig die Einflüsse Lessings und die Ideen der Sturm- und Drangdichtung, wiewohl es in der Ausführung weniger kraftgenialisch als bürgerlich philiströs ist. Es behandelt die Schicksale einer adeligen Familie, die durch den Hausvater, das Ideal eines deutschen Edel- und Ehrenmannes, zum Besten gelenkt werden. Die moralische Tendenz des Ganzen ist unverkennbar und schlägt in einzelnen Szenen mit verstimmender Absichtlichkeit vor. Uebrigens verdienen die Gesinnungen des vornehm und liberal denkenden Autors alle Achtung. Auch verrät

die Komposition des Schauspieles Bühnengeschick. Was jedoch dem deutschen Hausvater heute noch einige Teilnahme sichert, ist nicht sowohl sein poetischer Wert als seine historische Stellung: gehört er doch zu den Werken, welche Schillers Kabale und Liebe beeinflußt haben. Nicht bloß der Hauptkonflikt, der im Liebesverhältnis eines jungen Edelmannes zu einem Bürgermädchen besteht, auch die Gruppierung und Gegenüberstellung der Figuren ist in beiden Dramen im wesentlichen dieselbe. Aber indem Gemmingen einen allseitigen glücklichen Ausgang herbeiführt, der teilweise mit der Anlage seiner Charaktere in unlösbarem Widerspruche steht, macht er aus seiner Handlung ein unwahres Rührstück, während Schiller die Gegensätze schärfer gefaßt und seine Schöpfung in die höhere tragische Sphäre gehoben hat.

Und nun war die Zeit gekommen, da das herrliche Gestirn des Schwaben Friedrich Schiller über den deutschen Landen aufging. Wir haben die Jugendjahre des Dichters im vorhergehenden Kapitel bis zu der Stunde verfolgt, da er in nächtlicher Flucht dem Schoße der Heimat sich entwand, um sich das höchste menschliche Gut der freien Selbstbestimmung zu wahren. Aus Schwaben hatte er sein von kühner und wilder Kraft strotzendes Erstlingsdrama unter die Massen geworfen: in der Fremde reinigte sich sein Feuer und reifte er durch die Schule weiser Selbstzucht zu Deutschlands erstem Bühnendichter aus.

Freilich mußte er mit viel Vertrauen auf die Zukunft gewappnet sein, um den Enttäuschungen der nächsten Gegenwart standzubieten. Am 24. September 1782 war er in Mannheim eingetroffen. Da Herr von Dalberg noch bei den Festlichkeiten in Stuttgart weilte, konnte dort die Entscheidung noch nicht sogleich fallen, und Schiller unternahm deshalb, zugleich um sich vor etwaigen Verfolgungen zu sichern, mit Streicher eine Fußreise über Darmstadt nach Frankfurt a. M. Zurückgekehrt, lebte er als Dr. Schmidt zu Oggersheim nahe bei Mannheim im Gasthofe zum Viehhof ganz zurückgezogen, mit der Bühnenbearbeitung seines Fiesko und einem neuen Drama „Luise Millerin" beschäftigt. Erstere war November 1782 erledigt, aber Dalberg wies das Stück zurück, weniger aus ästhetischen Gründen, als darum, weil

der Hofmann nicht Gefahr laufen wollte, durch eine Verbindung mit dem Flüchtlinge den Herzog von Württemberg zu erzürnen. Nun hatte Schillers längeres Verbleiben in der Pfalz keinen Zweck mehr. Von Stuttgart her war er mit Frau Henriette von Wolzogen, der Witwe eines fränkischen Edelmannes, und ihren Söhnen, die gleichfalls die Akademie besuchten, nahe befreundet. Die würdige Dame, die ihm stets ein mütterliches Wohlwollen zeigte, hatte ihm für den Notfall ihr Gut Bauerbach bei Meiningen als Zufluchtstätte zur Verfügung gestellt. Jetzt war die Zeit gekommen, von diesem Anerbieten Gebrauch zu machen. Um die Reisekosten bestreiten zu können, verkaufte er seinen Fiesko an Schwan in Mannheim, bei dem das Stück zur Ostermesse 1783 unter dem Titel „Die Verschwörung des Fiesko zu Genua. Ein republikanisches Trauerspiel" erschien. Am letzten November brach Schiller auf; er hatte zuvor im Posthause zu Bretten ein kurzes Wiedersehen mit der Mutter und der ältesten Schwester gefeiert. In Worms trennte er sich von dem treuen Streicher, am 7. Dezember 1782 kam er in Bauerbach an. Hier erwarteten ihn einfache, aber gesicherte Verhältnisse. Er hatte den besten Vorsatz, fleißig zu sein. Der Meininger Bibliothekar W. Fr. H. Reinwald, mit dem er sich bald befreundete, und der 1786 Schwester Christophine heiratete, versorgte ihn mit Büchern. Außer der Luise Millerin nahmen ihn bereits Vorstudien zu neuen Dramen in Anspruch: zu Don Carlos, Maria Stuart und einem ganz unbekannten Plan „Imhof". Endlich entschied er sich für den zuerst genannten Stoff. Daneben bemühte er sich durch ästhetische Lektüre um seine Weiterbildung. Aber er konnte die richtige Sammlung nicht gewinnen. Oft kamen böse, melancholische Stimmungen über ihn, und dann wieder gab es Tage, da er sich ganz weichen Gefühlsschwelgereien und süßen Träumereien überließ. Auch die Liebe hatte einigen Anteil an diesem Seelenzustande. Schiller schwärmte damals für Charlotte von Wolzogen, das heranblühende Töchterlein seiner Beschützerin. Die Damen hielten sich zeitweise in Bauerbach auf, und das war natürlich für den Einsamen eine willkommene Zerstreuung. Doch pflegte er auch sonst einigen Verkehr mit dem Adel und der Geistlichkeit in der Umgegend, und

selbst zu dem Meininger Hofe, dem er sich durch ein paar Gelegenheitsgedichte empfahl, knüpften sich Beziehungen an. Indessen verbot ihm die Rücksicht auf seine Beschützerin, seinen Besuch in Bauerbach länger auszudehnen. Obgleich er es sich angelegen sein ließ, seinen Aufenthalt durch allerhand Mystifikationen in Dunkel zu hüllen, scheint die Kunde sich allmählich doch in Stuttgart ausgebreitet zu haben. Frau von Wolzogen mußte ihrer Söhne wegen die Empfindlichkeit des Herzoges schonen, durfte überdies als fürsorgende Mutter den Verkehr zwischen ihrer Tochter und dem berufslosen Poeten nicht begünstigen. So war es eine glückliche Lösung, daß sich in Mannheim für Schiller neue Aussichten eröffneten. Nachdem Dalberg die Ueberzeugung gewonnen hatte, daß Herzog Karl Eugen seinen desertierten Regimentsarzt unbehelligt lasse, war ihm die Freiheit, ausschließlich im Interesse seines Theaters zu handeln, zurückgegeben. Schon im März 1783 schrieb er eigenhändig an Schiller, und dieser begann die Luise Millerin für die Mannheimer Bühne umzuarbeiten. Ende Juli reiste der Dichter von Bauerbach ab; das nötige Geld mußte er bei einem Juden aufnehmen, wofür sich Frau von Wolzogen verbürgte.

Diesmal leuchtete ihm in Mannheim ein besserer Stern. Dalberg stellte ihn vom 1. September 1783 an auf ein Jahr als Theaterdichter an. Seinen Gehalt benützte er dazu, sich anständig einzurichten und auszurüsten, und auch für profane Freuden des Lebens zeigte er sich wieder empfänglich. Doch ein hartnäckiges Fieber, wie es die Mannheimer Sumpfluft häufig zeitigte, lähmte wochenlang seine Kräfte. In unlustiger Stimmung wurde der Fiesko vollends für die Bühne zugestutzt. Am 11. Januar 1784 ging das Stück endlich über die Bretter; schon vorher war es nach der Buchausgabe in Bonn dargestellt worden. In Mannheim fand das Trauerspiel keine freundliche Aufnahme. Das leichtlebige Pfälzervolk vermochte sich für diese starren Republikaner nicht zu erwärmen. Besser erging es dem Werk in Berlin, Wien und anderen Städten. Die Bühnenbearbeitung, die den Theaterpraktikern zu viele Zugeständnisse machte und sogar einen glücklichen Ausgang ermöglichte, wurde nicht gedruckt, das Drama überall in der ursprünglichen Fassung gegeben.

Eine ganz andere Aufgabe, als in den Räubern, und zwar ohne Frage eine schwierigere, hatte sich Schiller im Fiesko gestellt. Dort konnte er die frei schaffende Phantasie schrankenlos walten lassen, hier mußte er sich an einen gegebenen Stoff halten, an überlieferte Ereignisse und Personen, an bestimmte zeitliche und örtliche Erscheinungsformen. Ein historisches Drama großen Stiles war damals in Deutschland so gut wie nicht vorhanden: er selber mußte diese Gattung erst begründen. Das konnte nicht auf den ersten Wurf gelingen. Noch war er zu unreif, zu unerfahren im wirklichen Leben, um ein verwickeltes politisches Intriguenspiel glaubwürdig zu gestalten. Noch war ihm mehr daran gelegen, sich seine persönlichen Stimmungen, seine und seines Zeitalters Lieblingsideen vom Herzen weg zu dichten, als die Treue des historischen Kostümes zu wahren. Auch die Hauptcharaktere sind verzeichnet: der starre Republikaner Verrina fast mehr noch, als der allzu bewegliche Kronenräuber Fiesko, von den Frauen ganz zu schweigen. Die unsichere Motivierung der Schlußkatastrophe ist durch Fehler in der Anlage des ganzen Stückes verschuldet. Es macht sich im Fiesko unvorteilhaft geltend, daß er nicht in demselben begeisterungsfrohen Zustande geschrieben worden ist, wie Schillers Erstlingsdrama Er ist voll von ungeheuerlichen Verzerrungen und Künsteleien, die Sprache verstößt noch mehr gegen Natürlichkeit und Geschmack, als die der Räuber. Aber andererseits weist er große Züge, hohe Gedanken, selbst wirksame Figuren auf, vor allem die des Mohren, die mit Shakespeareschem Humore getränkt ist. Und die spezifisch dramatische Begabung Schillers zeigt sich diesmal von einer ganz neuen Seite, nämlich in der genialen Sicherheit, mit der er große Massen sich auf der Bühne entfalten und bewegen läßt.

Nach der Vollendung des Fiesko beeilte sich Schiller, seine Luise Millerin, die nun der Mannheimer Schauspieler Iffland in „Kabale und Liebe" umtaufte, bühnen- und druckfertig zu machen, was diesmal das Gleiche bedeutete. Anfang 1784 erschien das Stück bei Schwan, am 13. April wurde es in Frankfurt a. M., zwei Tage später in Mannheim aufgeführt. Es fand allerorten starken und nachhaltigen Beifall und hat sich bis auf den heutigen Tag unverminderte Wirksamkeit bewahrt.

Kabale und Liebe bildet den Schlußstein einer längeren litterarischen Entwicklungsreihe. Schiller knüpft hier an das von Lessing begründete, von den Stürmern und Drängern Wagner, Klinger, Lenz, von Otto von Gemmingen fortgeführte bürgerliche Trauerspiel an; sein Stück übertrifft aber alle diese Dramen, aus denen brauchbare Motive, namentlich der Gegensatz zwischen Adel und Bürgertum, entlehnt sind, an straffer Fügung der Handlung, folgerichtiger Gewalt der Tragik und leidenschaftlichem Pathos der Darstellung. Was Schiller da schildert, kennt er nicht etwa bloß aus Dichtwerken oder vom Hörensagen, vielmehr aus eigener Anschauung und zum Teil aus eigenen Erlebnissen. Man weiß, woher er die leuchtenden Farben zu diesem sozialen Gemälde aus einer deutschen Fürstenresidenz genommen hat. Auch davon, was Standesunterschiede zu bedeuten haben, kann der bürgerliche Liebhaber des Fräulein von Wolzogen ein Lied aus eigener Erfahrung singen. In diesem Sinn ist Kabale und Liebe trotz der freien Erfindung des Stoffes ein historisches Drama. Der Dichter rückt hier der Wirklichkeit des gegenwärtigen Lebens näher, als je zuvor, um sich dann freilich für immer davon abzukehren. Die Schwäche des Stückes liegt wiederum in der großen Unwahrscheinlichkeit der Intrigue und in der bis zur Karikatur übertreibenden Manier der Charakterzeichnung, die abstrakte Engel und Teufel statt individualisierter Mittelwesen zwischen Gut und Böse darbietet. Letzterer Fehler entspringt zum Teil aus der Absicht auf kontrastierende Wirkungen, die sonst gerade in Kabale und Liebe höchst eindrucksvoll verwendet sind, zumal in der Shakespeare abgelernten Einmischung komischer Partien zur Steigerung der Tragik, eines Mittels, dessen der Dichter sich leider später nicht mehr bedient hat.

Schiller war kontraktlich zur Lieferung von drei Stücken im Jahre für das Mannheimer Theater verpflichtet; aber mit dem dritten blieb er im Rückstande, da der längst begonnene Don Carlos nur langsam vorwärts rückte. Ueberhaupt gestaltete sich trotz freundlichen Beziehungen zu den maßgebenden Schauspielern und allerlei Projekten sein Verhältnis zu Dalbergs Bühne nicht so fruchtbringend, wie man es erwartet hatte. Am 26. Juni 1784

hielt Schiller in der deutschen Gesellschaft, in die er am 10. Januar 1784 aufgenommen worden war, seine Antrittsvorlesung über das Thema „Was kann eine gute stehende Schaubühne eigentlich wirken?" In der schwungvollen Rede, die später, etwas umgearbeitet, unter dem Titel „Die Schaubühne als eine moralische Anstalt betrachtet" bekannt gegeben wurde, legte der Dichter mit Wärme von seinem Glauben an die hohe sittliche Bedeutung des Theaters Zeugnis ab. Der Plan einer Mannheimer Dramaturgie nach dem Muster der Lessingschen fand indessen weder bei der deutschen Gesellschaft noch bei Dalberg Unterstützung. Letzterer erneuerte den Vertrag mit Schiller nach Ablauf des ersten Jahres nicht. Zum Teile trug der Dichter selbst die Schuld an dieser Wendung der Dinge. Noch hatte er sich nicht aus jugendlicher Gärung zur Klarheit und Festigkeit des Mannes durchgerungen. Ein unsicheres Schwanken, ein wechselvolles Pläneschmieden kennzeichnet diese Mannheimer Periode. Seine bürgerliche Existenz erreichte den Gipfel der Verworrenheit. Von allen Seiten drängten Gläubiger; er sah sich außer stande, den dringendsten finanziellen Verpflichtungen nachzukommen. Vor der edlen Frau von Wolzogen, vor den Seinigen in der Heimat stand er gedemütigt da. Der Vater, der von vornherein Schlimmes geahnt hatte, gewann es nicht über sich, seine übrigen Kinder zu schädigen, um dem Sohne Hilfe zu bringen. Schließlich befreite diesen ein Darlehen seines braven Hauswirtes, des Maurermeisters Anton Hölzel, aus der ärgsten Verlegenheit. Schillers Gemüt litt furchtbar unter diesen Verhältnissen. Seine Stimmung wechselte zwischen dumpfer Verzweiflung und aufregender Begierde nach betäubendem Lebensgenuß. Er verkehrte auch in der vornehmen Gesellschaft; der Salon der La Roche in Speyer und Mannheim öffnete sich ihm. Verschiedene Herzensneigungen, die sich kreuzten, mehrten seine Unruhe. An die Dichterin und Schauspielerin Sophie Albrecht fesselte ihn schwärmerische Freundschaft; ernsthaft dachte er an eine Ehe mit Margarete Schwan, der Tochter seines Verlegers, noch im April 1785 warb er von Leipzig aus vergeblich um ihre Hand; dazwischen tändelte er vorübergehend mit dieser oder jenen Schönen. Von den größten Folgen wurde sein vertrauter Umgang mit Char-

lotte von Kalb, geborenen Marschalk von Ostheim (1761—1843). Zum Leiden war diese Frau geboren, wie selten ein Mensch. Das düstere Geschick, das sie von Jugend an verfolgte, machte geheimnisvolle Schwermut zum Grundzug ihres Wesens. Ueberspannt, aber geistvoll und hochgebildet, bewahrte sie sich auch in den trübsten Tagen den Sinn für die höchsten und schönsten Menschheitsinteressen. Damals wohnte sie in Mannheim, während ihr ungeliebter Gatte, der Major Heinrich von Kalb, im nahen Landau garnisonierte. Sie verehrte den Dichter Schiller, ehe sie den Menschen kennen lernte. Zunächst war es reine Freundschaft, was die beiden einte. Später scheint sich Leidenschaft eingemischt zu haben. Doch ruht auf dem näheren Charakter dieses Herzensbundes ein Schleier, der niemals gelüftet werden wird, da der Briefwechsel zwischen den Beteiligten verloren ist. Schillers Verlobung und Verheiratung setzte der Vertraulichkeit ein Ziel; nachdem Frau von Kalb sich in das Unabänderliche gefunden hatte, gewann sie an ihm wieder einen redlichen Freund.

Inzwischen sah sich Schiller vor die Notwendigkeit gestellt, seine Zukunft in irgend welcher Weise zu regeln. Den Gedanken, zum medizinischen Berufe zurückzukehren, verabschiedete er bald wieder. Er beschloß, ein Journal populär wissenschaftlichen und belletristischen Inhaltes zu begründen. Im November 1784 wurde der Prospekt, im März 1785 das erste Heft der neuen Monatsschrift ausgegeben. Sie hieß zunächst „Rheinische Thalia", da sie den Pfälzer Bedürfnissen besonders Rechnung tragen wollte. Nach dem Abgange von Mannheim fielen diese Rücksichten weg, und die Zeitschrift, die später aus dem Selbstverlag in den Göschenschen überging, erschien 1786/91 als „Thalia" (2.—12. Heft), 1792/3 als „Neue Thalia" (zwölf Stücke in vier Bänden). Das erste Heft war dem Herzoge Karl August von Sachsen-Weimar gewidmet. Schiller hatte in den Weihnachtstagen des Jahres 1784 am Darmstädter Hofe, wo er den ersten Akt seines Don Carlos vorlas, jenen Fürsten kennen gelernt und war durch Verleihung des weimarischen Ratstitels ausgezeichnet worden, eine immerhin erwünschte Ehrung, insofern sie sein Ansehen vor der Außenwelt und seiner Familie mehrte. Damit waren Beziehungen eingeleitet, die in Zukunft für

den Dichter höchst fruchtbringend werden sollten. Zunächst war eine andere Verbindung von bedeutenderen Folgen begleitet. Leipziger Verehrer Schillers, Christian Gottfried Körner (1756—1831), seit 1783 Konsistorialrat in Dresden, der jugendliche Ludwig Ferdinand Huber (1764—1804) und deren Bräute Minna und Dora Stock hatten im Juni 1784 sich mit herzlichen Briefen und sinnigen Gaben der Liebe an ihn gewandt. Erst im Dezember kam er zur Danksagung. Im Verlaufe der weiteren Korrespondenz weihte er Körner in seine mißliche Lage ein und erhielt durch genügenden Vorschuß die Möglichkeit, seine Angelegenheiten zu ordnen. Jetzt hinderte ihn nichts mehr, der Einladung der neuen Freunde zu folgen: im April 1785 reiste er nach Leipzig und nahm Anfang Mai im benachbarten Dorfe Gohlis Wohnung. Erst nach zwei Monaten hatte er eine Begegnung mit Körner. Die persönliche Bekanntschaft führte alsbald zu einer innigen Freundschaft von unauflöslichem Bestande. Der drei Jahre ältere Körner, der, obgleich der feuerigsten Begeisterung fähig, doch im wirklichen Leben festen Fuß gefaßt hatte, verhalf Schiller dazu, daß er sich mehr und mehr zu Besonnenheit und Stätigkeit durchrang; und daß das äußere Leben des Dichters in sicherere Bahnen einlenkte, dankte er wiederum der Unterstützung Körners, die in der denkbar zartfühlendsten Weise geliehen wurde. Der bedeutsame Briefwechsel, der zwischen den beiden Männern nach ihrer räumlichen Trennung bis zum frühen Tode des einen geführt wurde, bildet ein schönes Freundschaftsdenkmal und zugleich eine der wichtigsten Quellen für unsere Kenntnis von Schillers Leben und Entwicklungsgang.

Im August 1785 hielt Körner seine Hochzeit in Leipzig, der Schiller beiwohnte, sie durch Gaben seines Talentes verherrlichend. Im September ließ er sich von dem Freunde nach Dresden ziehen, wo er erst im Körnerschen Weinberghause zu Loschwitz, dann in der Stadt selbst wohnte. Hier verlebte er zwei stille, glückliche Jahre, in der Hauptsache auf den Verkehr mit der liebenswürdigen Familie Körner beschränkt. Nur im Frühjahre 1787 störte kurze Zeit die Neigung zu einer schönen Karnevalsbekanntschaft, dem koketten Fräulein Henriette Elisabeth von Arnim, seine Ruhe. In jenen

Leipziger und Dresdener Tagen ging ihm auch die Arbeit wieder leicht von statten. Die im zweiten Hefte der Thalia mitgeteilte Hymne „An die Freude" legt von seiner gehobenen Stimmung Zeugnis ab. Don Carlos wurde vor allem vollendet und 1787 unter dem Titel „Dom Karlos Infant von Spanien" veröffentlicht, nachdem die Thalia schon vorher das Stück bis in den dritten Akt hinein gebracht hatte. Die erste Aufführung fand in Hamburg am 29. August 1787 unter großem Beifall statt. Das Drama ging dann rasch über alle bedeutenderen Bühnen, teilweise in einer Prosabearbeitung des Autors, worin sich Carlos am Schluß ersticht. Für die späteren Ausgaben nahm Schiller mancherlei Aenderungen und Kürzungen vor. Ein „Briefe über Don Karlos vom Verfasser" betiteltes kritisches Nachwort zu dem Trauerspiele wurde 1788 in Wielands Teutschem Merkur gedruckt.

Don Carlos bedeutet eine entscheidende Wendung in der Entwicklung der dramatischen Muse Schillers. Die Anfänge des Trauerspieles reichen in eine Periode aufregender Lebens- und Herzenskämpfe zurück; vollendet wurde es in jenen Dresdener Zeiten, da der Dichter zu äußerer und innerer Ruhe gelangt war. Dementsprechend siegte schließlich ein edler und reiner Kunstgeschmack über den jugendlich wilden Naturalismus. Gekennzeichnet wird der Uebergang zum höher stilisierten Drama durch Anwendung fünffüßiger Jamben an Stelle der früheren Prosa. Damit war die Richtung, in der sich Schillers dramatische Poesie fortan bewegen sollte, für immer bestimmt. Man mag bedauern, daß er gewisse — mit einem Worte gesagt: Shakespearesche — Elemente der Jugenddramen aufopferte: aber nichtsdestoweniger muß man in dieser Wandlung einen gewaltigen künstlerischen Fortschritt erblicken. Für das höhere deutsche Drama war nun die Darstellungsart gefunden, welche nicht bloß dem Genie ihres Entdeckers zu den herrlichsten Triumphen verhalf, sondern bis in die jüngste Gegenwart für alle nach dem Poetenruhme jagenden Bühnenautoren maßgebend bleiben sollte. Die Einheit des Don Carlos freilich hat unter einem schwankenden Werdeprozeß stark gelitten. Anfangs war es auf eine fürstliche Familientragödie abgesehen, allmählich erweiterte sich diese zu einer politischen Ideendichtung; erst stand

Don Carlos und seine Liebe zur Stiefmutter im Mittelpunkte, dann drängte sich — unter dem Einflusse des Bundes mit Körner — Marquis Posa und seine opferwillige Freundschaft in den Vordergrund. Letzterem wandten sich die Sympathien des Dichters selbst endgültig zu, ihn machte er zum begeisterten Träger seiner edlen weltbürgerlichen Phantasien und völkerbeglückenden Träume. Auf diese Weise ist nicht nur das Interesse zwischen zwei Helden geteilt, sondern auch das Stück übermäßig lang, die Handlung allzu verwickelt geworden. Alle technischen Mängel hinderten indessen nicht, daß die Zeitgenossen, die jüngeren zumal, dem Werke, das die modernen philosophisch-politischen Lieblingsgedanken in so wundervoller Form zur Anschauung brachte, zujubelten, und noch heute spricht das schwärmerische Freundespaar mit überzeugender Macht zu den Herzen, während der besonnen abwägende Kunstverstand den Gegenspielern, insbesondere dem trefflich charakterisierten Könige Philipp, den Vorzug einräumen muß.

Schillers sonstige litterarische Thätigkeit in dieser Periode stand teils mit dem geschilderten Drama in Zusammenhang, wie das Gedicht „Die unüberwindliche Flotte" und verschiedene historische Arbeiten, teils hatte sie der Thalia zu dienen. So namentlich zwei belletristische Schöpfungen: „Der Verbrecher aus Infamie" (später „— aus verlorener Ehre") und „Der Geisterseher". In dem zuerst genannten Stück ist die Geschichte des württembergischen Räubers Friedrich Schwan zu einer knappen novellistischen Skizze mit Uebergehung des kulturhistorischen und nachdrücklicher Betonung des pathologischen Momentes zusammengefaßt. Der Geisterseher, 1786 begonnen, 1789 zum Abschluß, aber nicht zu Ende gebracht, greift kühn in die Zeitgeschichte hinein und verdeutlicht die katholische Reaktion gegen die Aufklärung an der mit den weitläufigsten Mitteln und abenteuerlichsten Taschenspielerkünsten in Szene gesetzten Bekehrung eines deutschen Prinzen zum römischen Glauben. Das mit langen Pausen entstandene Romanfragment ist nicht aus einem Guſſe: der erste Teil fesselt durch üppige Erfindung und virtuose Erzählung, während im zweiten die psychologische Entwicklung stärker hervortritt. Jedenfalls hat Schiller mit dieser Leistung auf einem ihm ferner liegenden Ge-

biet eine glänzende und von den Zeitgenossen freudig begrüßte Talentprobe gegeben. Von einem beabsichtigten Drama „Der versöhnte Menschenfeind“ wurden in Dresden nur ein paar Szenen ausgeführt, der Plan zu einem Epos über Julian Apostata verschwand bald wieder. Dagegen wurden 1786 „Philosophische Briefe“, worin Schiller als Julius und Körner als Raphael ihre entgegengesetzten philosophischen Anschauungen entwickeln, in der Thalia gedruckt.

Im Juli 1787 nahm Schiller Abschied von Dresden, um sein Glück in Weimar zu suchen. In diesem Mittelpunkte des litterarischen Lebens mußte er am leichtesten eine Stellung finden, die seinen Fähigkeiten und Neigungen entsprach. Wahrscheinlich trug auch der Umstand, daß Frau von Kalb in Weimar und Umgebung weilte, zu dem Entschlusse bei. Sie war es denn auch, die den Freund in der dortigen Gesellschaft einführte. Der Herzog und Goethe waren gerade abwesend, bei der Herzogin Mutter wurde er vorgestellt. Zu Herder und Wieland, der Schiller als Mitarbeiter seines Merkurs willkommen hieß und ihn auch gerne zum Schwiegersohne gehabt hätte, bildeten sich freundliche Beziehungen. Im August machte er einen Ausflug nach Jena, wo er sich hauptsächlich an den Philosophen Reinhold, einen Jünger Kants, anschloß. Im November besuchte er Schwester und Schwager Reinwald in Meiningen und die Familie Wolzogen in Bauerbach. Mit seinem alten Freunde Wilhelm von Wolzogen auf der Rückreise nach Weimar begriffen, kam er am 6. Dezember nach Rudolstadt und begleitete jenen zu der Familie von Lengefeld. Diese bestand aus der Mutter, der Witwe des Landjägermeisters von Lengefeld, und ihren zwei Töchtern Karoline und Charlotte. Karoline, die geistig bedeutendere, war an einen Freiherren von Beulwitz unglücklich verheiratet; sie ließ sich später von ihm scheiden und heiratete ihren Vetter Wilhelm von Wolzogen. Charlotte hatte Herz und Hand noch nicht vergeben. Im folgenden Winter kam das liebenswürdige Mädchen nach Weimar, und als sie wieder fortzog, setzte Schiller mit ihr, wie auch mit Karoline, den Verkehr durch Briefe fort. Den Sommer 1788 verbrachte er ganz in der Nähe der Schwestern, anfangs in Volkstedt bei Rudolstadt, dann an diesem

Orte selbst. Im Winter 1788/9 hielt er sich wieder zu Weimar auf. Seine historischen Arbeiten, von denen wir noch hören werden, trugen ihm März 1789 die Ernennung zum außerordentlichen Professor der Geschichte in Jena, zunächst ohne festen Gehalt, ein. Im Mai siedelte er dorthin über, nicht ohne vorher in Rudolstadt persönlich von dieser Wendung der Dinge Bericht erstattet zu haben. Am 26. Mai hielt Schiller unter großem Zulaufe seine Antrittsvorlesung, die er später in feinerer Durcharbeitung unter dem Titel „Was heißt und zu welchem Ende studiert man Universalgeschichte?" bekannt gab. Dornenvoll war das Amt, das seiner wartete. Die zahlenden Studenten blieben aus, nicht aber Neid und Eifersucht freundlicher Kollegen. Die Vorbereitungen auf die Vorlesungen kosteten unsägliche Mühe und Zeit. Doch hatte er die Last auf sich genommen, weil er endlich einen bestimmten Beruf haben, einen eigenen Herd sich gründen wollte. Beide Schwestern Lengefeld waren ihm teuer, aber sein Herz wandte sich schließlich der jüngeren zu, und nicht allein darum, weil diese noch frei war. Im August 1789 wurde heimliche Verlobung gefeiert, im Dezember gab die Mutter ihre Einwilligung. Herzog Karl August spendete ein jährliches Fixum von 200 Gulden, der Herzog von Meiningen den Hofratstitel, der die Mesalliance einigermaßen ausgleichen mußte. Am 22. Februar 1790 fand in der Dorfkirche zu Wenigen bei Jena die Trauung ganz im stillen statt. Dann bezog das junge Ehepaar sein äußerst bescheiden eingerichtetes neues Heim. Schiller hätte keine glücklichere Wahl treffen können. Die edle Frau bewährte sich in jeder Lage als liebevolle und treue Gattin und nahm an den geistigen Bestrebungen des Dichters verständnisvollen Anteil. Charlotte hat wahrlich das Glück, einen Schiller zu besitzen, durch fortgesetzte Prüfungen teuer erkaufen müssen. Im ersten Jahre seiner Ehe mutete er sich Anstrengungen zu, denen sein Körper nicht gewachsen war; denn neben den zeitraubenden Verpflichtungen seines Berufes mußte er des Erwerbes wegen emsiger, als je, die Feder rühren. Um Neujahr 1791 zog er sich bei einem Besuch in Erfurt, wo er an dem dortigen Koadjutor Karl von Dalberg, dem Bruder des Mannheimer Intendanten, einen hilfreichen Gönner hatte, ein Katarrhfieber zu. Not-

dürftig hergestellt, reiste er heim. Alsbald ergriff ihn eine Brustkrankheit, deren heftige Fieberfroste ihn an den Rand des Grabes brachten. Zwar ging die Gefahr vorüber, aber ein chronisches Brustleiden blieb zurück, das sich von Zeit zu Zeit in furchtbaren Anfällen entlud und langsam, aber sicher sein Zerstörungswerk an den edelsten Lebensorganen that. Dazu stellten sich bange Besorgnisse für seine und seines Weibes Zukunft ein. Seinem kranken Körper durfte er fürderhin keine Anstrengungen zumuten; die Vorlesungen mußten ganz ausgesetzt werden. Erholungsreisen nach Rudolstadt, Karlsbad und Erfurt erschöpften vollends die vorhandenen Mittel. Zwar thaten die Gönner und Freunde des Dichters, was in ihren Kräften stand; aber Hilfe im großen Stile war vonnöten. Diese kam von unerwarteter Seite. Der Erbprinz Christian Friedrich von Augustenburg und der dänische Minister Graf Ernst Schimmelmann, enthusiastische Verehrer Schillers, durch den Poeten Jens Baggesen, der Jahrs zuvor in Jena seinem Kollegen näher getreten war, in dessen mißliche Lage eingeweiht, wiesen ihm am 27. November 1791 einen jährlichen Ehrensold von tausend Thalern auf drei Jahre an, der nach Ablauf der Frist um weitere zwei Jahre verlängert wurde. Nun war Schiller aller Sorgen überhoben und konnte sich jede Bequemlichkeit gönnen, die seinen Gesundheitszustand förderte. April 1792 besuchte er Körner in Dresden; im Herbste waren die Mutter und die jüngste Schwester Nanette, die sich für die Bühne ausbilden wollte, seine Gäste in Jena. Dadurch wurde die Sehnsucht nach der Heimat mächtig in ihm erregt, und so reiste er mit Charlotte, die ihrer ersten Entbindung entgegensah, anfangs August 1793 nach der Reichsstadt Heilbronn. Ehe er württembergischen Boden betrat, wollte er die Gesinnungen des Herzoges erkunden. Ein Schreiben an diesen blieb unbeantwortet. Aber Karl Eugen, zu voller Großmut nicht edel und zu kleinlicher Rachsucht nicht unedel genug, gab zu verstehen, daß er die Anwesenheit seines einstigen Zöglinges ignorieren werde. Nun siedelte Schiller am 8. September nach Ludwigsburg über, wo er anregenden Umgang hatte und seiner Familie auf der Solitüde nahe war. Am 14. September beschenkte Charlotte ihren Gatten mit einem Knäblein, dem 1857 als württembergischem Oberförster ver-

storbenen Karl von Schiller. Im März 1794 verlegte die Familie ihren Aufenthalt nach der Hauptstadt. Schiller verkehrte mit den Freunden seiner Jugend, mit Hoven, Conz, Dannecker, der damals seine erste kleinere Schillerbüste schuf, und anderen. Unter den neuen Bekanntschaften stand die mit Matthisson obenan. Auch Stäudlin, der sich inzwischen in einen überzeugten Verehrer Schillers umgewandelt hatte, nahte mit der Friedenspalme. Aber ein Vergleich zwischen den litterarischen Kreisen in Stuttgart und in Weimar-Jena mußte doch sehr zu Ungunsten der ersteren ausfallen. Auch Zeuge öffentlicher Vorgänge von Wichtigkeit war Schiller während seiner Anwesenheit in Württemberg. Herzog Karl Eugen starb, die Karlsschule wurde aufgelöst, und beide Ereignisse berührten ihn wehmütig. Die beste Frucht seiner schwäbischen Reise war die dauernde Verbindung mit dem Buchhänder J. Fr. Cotta, mit dem er in Tübingen und Stuttgart wiederholte Begegnungen hatte. Die Redaktion der schon damals geplanten Allgemeinen Zeitung lehnte der Dichter ab, aber man einigte sich auf die Begründung einer schönwissenschaftlichen Zeitschrift, der Horen. Und allmählich zog Cotta den ganzen Verlag der Schillerschen Werke an sich, weder zu seinem eigenen Schaden noch zu dem des Dichters und seiner Familie. Mitte Mai 1794 schied Schiller von der Heimat, die er nicht mehr betreten sollte. Einen zweimaligen Ruf an die Tübinger Universität im Februar und März 1795 schlug er aus.

Wenn wir nun einen Blick auf die geistige Thätigkeit Schillers seit seinem Abgange von Dresden im Sommer 1787 werfen, so sticht als bezeichnendes Merkmal dieser Epoche die Abkehr von der Poesie und die Vertiefung in die Wissenschaft hervor. Neue Lehrjahre begannen für ihn, denen er sich freiwillig unterzog, und die er mit bewundernswerter Energie ausnützte. Natürlich darf man sich nicht vorstellen, daß es sich dabei um eine klare Absicht von vornherein handelte. Vielmehr ging von seinen Studien, die zum Teile durch äußere Anlässe bedingt waren, das eine aus dem anderen ganz von selbst hervor. Die Geschichte beschäftigte ihn zuerst, dann trat die Philosophie hinzu, und diese beiden Fächer schlugen ihm die Brücke zu einer neuen Aesthetik, die ihm zur Erkenntnis der

Unzulänglichkeit seiner früheren poetischen Erzeugnisse verhalf und die Mittel an die Hand gab, neue vollendetere Kunstwerke zu schaffen. Als er sich endlich mit bereichertem Wissen und vertieftem Verständnis, geistig völlig ausgereift und gesammelt, zur Poesie zurückwandte, blieb er diesem seinem wahren Berufe für den Rest seines Lebens ohne Unterbrechung getreu. Ganz ließ ihn freilich auch in jener Zeit ernster wissenschaftlicher Arbeit die Muse nicht los. Pläne zu einem nationalen Epos über den großen Friedrich und einer Dichtung über Gustav Adolf tauchten auf. Ausgeführt wurden — von ein paar Kleinigkeiten abgesehen — nur zwei größere Gedichte: 1788 „Die Götter Griechenlands", 1789 „Die Künstler". Ferner entsprangen aus dem 1788 begonnenen Studium der griechischen Litteratur Verdeutschungen der Iphigenie in Aulis von Euripides und einiger Szenen aus den Phönizierinnen desselben Dichters, woran sich 1791 eine sehr freie Uebersetzung des zweiten und vierten Buches der Aeneis anreihte. Die Skizze „Spiel des Schicksals", der die Geschichte General Riegers zu Grunde liegt, steht in der Mitte zwischen der novellistischen und historischen Gattung. In der letzteren beschäftigte ihn zunächst ein Stoff, auf den er durch seinen Don Carlos geführt worden war: die „Geschichte des Abfalls der vereinigten Niederlande von der Spanischen Regierung". Der erste und einzige von den sechs beabsichtigten Bänden dieses Werkes erschien 1788. An Stelle eines deutschen Plutarchs, womit sich Schiller damals trug, gab er 1790 kurze Zeit eine „Allgemeine Sammlung Historischer Memoires" heraus. In Form eines „Historischen Kalenders für Damen" (1791—1793 bei Göschen) teilte er seine „Geschichte des dreißigjährigen Krieges" mit. Dieses umfangreiche Werk brachte Schillers geschichtliche Arbeiten, deren Summe noch durch eine Reihe kleinerer Aufsätze vergrößert wird, zum Abschlusse. Durch blendende Darstellung, geistvolle Auffassung und scharfsinnige Durchdringung des tieferen Zusammenhanges der Ereignisse entschädigt er reichlich dafür, was er an Gründlichkeit der Quellenforschung und strenger Methode der Kritik im einzelnen vermissen läßt. Neben den historischen Studien liefen eine Zeit lang noch die ästhetischen her, die bis in das Jahr 1795 fortgesetzt wurden und zeitweise

mit akademischen Vorlesungen in diesem Fache Hand in Hand gingen. Sie zogen Nahrung aus Schillers Beschäftigung mit Kant. Schon seit seinem Umgange mit Körner und Reinhold war ihm dieser Philosoph kein Fremder mehr. Von seiner großen Krankheit im Anfange des Jahres 1791 kaum genesen, griff er erstmals zu den Schriften Kants und versenkte sich bald tiefer und tiefer darein. Seine ganze Aesthetik fußt auf Kants System, dessen Kunstlehre von dem Dichter in selbständiger Weise fortgeführt und ausgebaut worden ist. Die meisten theoretischen Untersuchungen sind zugleich durch sein Bemühen angeregt worden, in das Geheimnis seiner eigenen Künstlernatur und seines poetischen Schaffens einzubringen. So dienen die später unter dem Titel „Ueber naive und sentimentalische Dichtung" zusammengefaßten Aufsätze dem Zwecke, sich den Unterschied zwischen seiner Begabung und der Goethes klar zu machen. Mehr ethischer Art sind die 1794 ausgearbeiteten „Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen", die aus wirklichen, an den Prinzen von Augustenburg gerichteten, aber beim Kopenhagener Schloßbrande größtenteils zu Grunde gegangenen Briefen entstanden sind. Diesen systematischen Schriften traten mehrere Aufsätze an die Seite, worin er seine Grundsätze an einzelnen Kunstwerken oder Poeten praktisch erläuterte: so Kritiken von Goethes Egmont, Bürgers und Matthissons Gedichten. Die für das Publikum bestimmten Arbeiten finden an dem gleichzeitig mit Goethe, Körner, W. von Humboldt geführten Briefwechsel ihre Ergänzung, und alles dies, zusammengerechnet, ergiebt das umfassende Bild einer höchst bedeutsamen Wirksamkeit auf dem philosophisch-ästhetischen Felde. 1792—1802 sammelte Schiller seine „Kleinere prosaische Schriften" in vier Teilen.

Die ästhetischen Aufsätze Schillers schmückten zuerst seine Neue Thalia und die beim Besuch im Schwabenlande verabredete und 1795 unter den günstigsten Vorzeichen verwirklichte Monatsschrift „Die Horen". Der anfängliche Erfolg dieses Unternehmens hielt indessen nicht lang an. Wohl that der Herausgeber selbst sein Bestes; aber die Mitarbeiter erfüllten ihre Zusagen nicht, und die Teilnahme des Publikums erlahmte rasch. So ging die Zeitschrift mit dem dritten Jahrgang Ende 1797 wieder ein. Doch brachten

die Horen Schiller einen Gewinn, der ihm für allen Aerger überreichen Ersatz bot: die Freundschaft mit Goethe. Noch als Karlsschüler hatte Schiller erstmals, natürlich ohne beachtet zu werden, zu dem schon gefeierten und von ihm bewunderten Dichter emporgeblickt, da dieser im Dezember 1779 als Gast des Herzogs Karl Eugen die Akademie besuchte. September 1788 lernten sich dann die zwei Dichter in Rudolstadt durch Vermittlung der Familie Lengefeld persönlich kennen. Die Erwartungen der Freunde Schillers, die sich für dessen Zukunft viel von diesem Zusammentreffen versprachen, erfüllten sich nicht. Zunächst fand keine Annäherung statt, vielmehr brachte jede neue Begegnung den beiden die Grundverschiedenheit ihrer Naturen um so deutlicher zum Bewußtsein. Doch wirkte der Weimarer Minister zur Berufung des anderen an die Universität Jena mit. Als Schiller nach der Rückkehr aus Württemberg Mitarbeiter für die Horen warb, wandte er sich brieflich in der Angelegenheit auch an Goethe. Dieser antwortete zusagend, es fand eine persönliche Besprechung statt, und damit war der Bann gebrochen. Immer enger und inniger schlossen sich die zwei größten Geister der Nation aneinander an und gewährten mit diesem Bund empfänglichen Gemütern das erhabenste und erhebendste Schauspiel der Welt. Noch heute wirkt es lebendig fort durch jenes teure Vermächtnis, das hinter den glänzendsten Kunstwerken der beiden Männer um nichts zurückbleibt: durch ihren Briefwechsel. Wir dürfen da einen Gedankenaustausch mitgenießen, der die höchsten geistigen und künstlerischen Interessen der Menschheit umspannt, und nicht ohne Rührung gewahren wir, wie durch die Erörterung der wichtigsten Fragen Aeußerungen einer selbst auf Kleinigkeiten sich erstreckenden persönlichen Teilnahme von herzlichster Wärme nicht eingeschränkt werden. Für beide ist ihre Vereinigung von gleich großem Segen gewesen. Schiller im besonderen wurde durch seinen Umgang mit Goethe gezwungen, mehr aus sich selbst und seinem Ideenreiche herauszutreten und sein Augenmerk auf die Außenseite der Dinge zu richten, wodurch seine Schöpfungen an Objektivität und Wahrheit der Darstellung gewannen, ohne an Größe des Inhaltes einzubüßen.

Gegenseitig führten sich die beiden Freunde von wissenschaft-

lichen Studien zur poetischen Produktion zurück, um fortan in wetteifernder Eintracht miteinander um die Palme zu ringen. Schiller namentlich wurde aus einem Prosaschriftsteller wieder vollständig ein Dichter. Und zwar warf er sich, ehe er seine dramatischen Großthaten vollbrachte, zum Vorspiele gewissermaßen auf die Lyrik. Einfachen Gefühlsergüssen entsagte er, da er jetzt wußte, daß seine Stärke hierin nicht liege. In den Jahren 1795—1797 pflegte er namentlich die reflektierende und didaktische Poesie und schuf Stücke von bleibendem Werte, deren bedeutsamer Gedankengehalt in ein ebenso kostbares als geschmackvolles Sprachgewand gehüllt ist. Im Jahre 1799 wurde diese Gattung durch das herrliche Lied von der Glocke, eine Lehrdichtung von edelster Volkstümlichkeit, gekrönt. Die meisten dieser Stücke erschienen in dem „Musenalmanach", den Schiller für die Jahre 1796—1800 herausgab. Der Jahrgang 1797 bot dem Publikum eine Gabe von eigentümlichem Reize. Goethe und Schiller thaten sich zu einer Sammlung epigrammatischer Xenien zusammen, die hauptsächlich dem Zweck eines großen litterarischen Strafgerichtes dienten. Das geistige Eigentum beider ist nicht immer mit Bestimmtheit auseinanderzuhalten. Sicher aber war Schiller die treibende Kraft des ganzen Unternehmens. Durch das Studium Martials wohl vorbereitet, lieferte er Stücke von schärfstem Witz und wirksamster Schlagfertigkeit. Doch überschritt er häufig die Grenzen des Zulässigen, und teilweise leitete ihn, der durch den Mißerfolg seiner Horen verstimmt war, weniger sittliche Entrüstung, als persönliche Gereiztheit. Die Xenien wirbelten viel Staub auf. Am ehesten wurden ihre Verfasser durch die Kläglichkeit der zahlreichen Erwiderungen, die zum Vorscheine kamen, gerechtfertigt und entlastet. Reineren Genuß, als jene Kampfepigramme, gewähren Schillers Distichen allgemeiner Art, in denen er meisterhaft ein Stückchen Weltweisheit zu einer scharf ausgeprägten Sentenz von wenigen Versen abzurunden versteht. Der Almanach für 1798 brachte eine neue Ueberraschung: eine Balladenreihe; sie war 1797 entstanden und wurde in den folgenden Jahren vermehrt. Damit begab sich Schiller auf ein Gebiet, für das ihn nächst dem dramatischen sein Talent am meisten eignete. „Der Ring des Polykrates", „Der

Taucher", „Die Kraniche des Ibycus", „Der Gang nach dem Eisenhammer", „Der Kampf mit dem Drachen", „Die Bürgschaft" — diese und andere Balladen, mögen ihre Stoffe nun dem Altertum oder dem Mittelalter entlehnt sein, werden fortleben, solang es ein deutsches Volk und eine deutsche Sprache giebt. Erzählungskunst von echt epischer Ausführlichkeit und Deutlichkeit paart sich darin mit fest gefügter und planvoll durchdachter Komposition, durch die bis zum Schlusse die Teilnahme in dramatischer Weise gefesselt und zielbewußt gesteigert wird. Ein ethischer Grundgedanke verleiht jedesmal der Handlung Würde, ohne sich störend vorzudrängen. Eine volltönende und abwechslungsreiche Diktion, die sich allen Situationen anzuschmiegen weiß, vollendet den harmonischen Eindruck dieser Balladen. 1800 und 1803 sammelte Schiller seine Gedichte in zwei Teilen; die Jugenderzeugnisse der Anthologie, von der übrigens 1798 ein Neudruck veranstaltet wurde, blieben bis auf einen kleinen Rest weg.

Mittlerweile hatte sich der Dichter wieder mit Energie seinem wahrsten und höchsten Berufe, dem des Dramatikers, hingegeben. Seine Forschungen über die Geschichte des dreißigjährigen Krieges brachten ihn auf den Gedanken, Wallenstein zum Helden eines Trauerspieles zu machen. Während dem Aufenthalt in Schwaben beschäftigte er sich mit diesem Plane. Doch wurde die Arbeit durch andere und durch Unpäßlichkeiten häufig unterbrochen und kam erst recht in Fluß, seitdem die ursprünglich gewählte Prosa dem Verse weichen mußte. Das Ganze war auf ein Vorspiel und ein Hauptstück berechnet. Ersteres, „Wallensteins Lager", ging in Weimar am 12. Oktober 1798 mit einem rasch dazu gedichteten Prologe zur Wiedereröffnung des restaurierten Theaters erstmals über die Bretter. Das Drama selbst erwies sich als zu lang und wurde deshalb in zwei fünfaktige Stücke „Die Piccolomini" und „Wallensteins Tod" abgeteilt, was erneute Mühe bereitete. Am 30. Januar 1799 wurden dann Die Piccolomini und am 20. April desselben Jahres Wallensteins Tod in Szene gesetzt. Berlin und die anderen größeren Städte folgten Weimar rasch nach; Juni 1800 erschien die Trilogie im Drucke. Sie fand allenthalben begeisterte Aufnahme.

Wallenstein ist in der That eine großartige Leistung, der in unserer dramatischen Litteratur kaum irgend etwas an die Seite gesetzt werden kann. Schon der Stoff ist ungemein glücklich gewählt: eine sturmbewegte Epoche aus der nationalen Geschichte, in deren Mittelpunkt eine machtvolle, tragischem Verhängnis geweihte Persönlichkeit. Der Held steht da wie aus Erz gegossen, und seine Umgebung ist nicht minder trefflich charakterisiert. Im Vorspiele, das, in altdeutschen Reimversen abgefaßt, ein lebensvolles und mit komischen Zuthaten gewürztes Lagerbild von unvergänglicher Frische bietet, ist Wallensteins bunt zusammengewürfeltes Heer in den verschiedensten Typen virtuos dargestellt. Die beiden Hauptdramen setzen diese Schilderung, die nun von den Soldaten zu den Generalen vorschreitet, mit großer Kunst mannigfaltiger Abstufung fort. Die langjährige künstlerische Selbsterziehung durch ernste wissenschaftliche Arbeit, aber auch der Verkehr mit Goethe hat hier die schönsten Früchte getragen. Keine Mühe ließ sich der Dichter verdrießen, um über den gewaltigen Stoff Herr zu werden, um sich in der politischen Sphäre zurecht zu finden. Mit Bewußtsein suchte er seine Natur, seine Eigentümlichkeit, von vorgefaßten Ideen den Ausgang zu nehmen, zu überwinden, und besser, als je zuvor oder hernach, gelang es ihm, seinen Gestalten Realität zu verleihen. Von seiner sonstigen Gewohnheit, sich in den Helden seines Dramas zu verlieben, ließ er diesmal ganz ab: er stand Wallenstein und den meisten übrigen Figuren des Stückes persönlich kalt gegenüber und schenkte ihnen bloß die objektive Teilnahme des Künstlers. Nur das Verhältnis zwischen Max und Thekla, das übrigens nicht Episode, sondern mit der Handlung eng verflochten ist, hat Schiller mit der wärmsten persönlichen Sympathie behandelt und darum in einem sentimental idealistischen Stile gehalten, der von der Tonart des Ganzen stark absticht. Dennoch möchte das Liebespaar, das von jeher dem großen Publikum besonders an's Herz gewachsen ist, auch der nüchtern Urteilende nicht völlig missen; denn es hebt durch Kontrastierung den Gesamteindruck und giebt Wallenstein Gelegenheit, sich von einer Seite zu zeigen, die seinen Charakter in notwendiger Weise ergänzt.

Während den Vorbereitungen zur Aufführung des Wallen-

stein hatte Schiller wiederholt in Weimar Aufenthalt nehmen müssen. Je fester er entschlossen war, jetzt wieder ganz sich der dramatischen Muse zu weihen, desto wünschenswerter mußte es ihm erscheinen, dauernd in einer Theaterstadt zu wohnen. So bewerkstelligte er am 3. Dezember 1799 seine Uebersiedlung nach Weimar. Die letzten Jahre des Jenaer Aufenthaltes hatten sich für Schiller im ganzen recht freundlich gestaltet. Es fehlte nicht an Verkehr mit bedeutenden Männern; am wertvollsten war die genauere Verbindung mit Wilhelm von Humboldt. Mit August Wilhelm Schlegel, der an den Horen und dem Musenalmanache mitarbeitete, kam Schiller anfangs aus, während der jüngere von den beiden Brüdern, Friedrich Schlegel, sich von vornherein feindlich zu ihm stellte. 1797 wurde auch mit dem älteren abgebrochen, und fortan herrschte unerbittliche Fehde zwischen Schiller und der Romantik. In dem eben genannten Jahre kaufte sich unser Dichter einen hübsch gelegenen Garten bei Jena mit einem Häuschen, das er im Sommer zu bewohnen pflegte. März 1798 wurde er zum Ordinarius an der Universität ernannt, obwohl er schon längst nicht mehr las. Auch Familienzuwachs und schmerzliche Verluste brachten diese Zeiten. 1796 starben Schillers hoffnungsvolle Schwester Nanette und sein Vater. Am 11. Juli 1796 gab Charlotte einem zweiten Sohn, Ernst, das Leben, der, zuletzt Appellationsgerichtsrat in Köln, 1841 zu Vilich ganz demselben Leiden, wie sein Vater, erlag. Am 11. Oktober 1799 stürzte die Geburt der ersten Tochter, Karoline († 1850), die einen Bergrat Junot heiratete, die Mutter in äußerste Lebensgefahr.

Die Uebersiedlung nach Weimar brachte für Schiller mannigfachen Gewinn. Zwar gab es unter den zahlreichen Dichtern und Schriftstellern, die sich hier versammelt hatten, Parteiungen und Feindschaften, die zu Verdrießlichkeiten führten; aber die gleichmäßig herzlichen Beziehungen zu Goethe, die Kotzebues Intriguenkunst nicht zu trüben vermochte, leisteten dafür überreichen Ersatz. Auch war der intime Verkehr mit Schwager und Schwägerin Wolzogen äußerst angenehm. Der Herzog bewies Schiller fortgesetztes Wohlwollen, obgleich er bei seiner Vorliebe für die dramatische Produktion der Franzosen an den Werken jenes viel auszusetzen

fand. Des Dichters Wirksamkeit für die Weimarer Bühne trug die schönsten Früchte. Neben den großen eigenen Stücken, die er nun in ununterbrochener Folge spendete, liefen Uebersetzungen und dramaturgische Arbeiten. Schon im Frühjahre 1799 hatte er den alten Bauerbacher Plan der Maria Stuart wieder aufgenommen. Dazwischen hinein fiel eine etwas weichliche, aber vom praktischen Bühnenstandpunkt aus brauchbare Bearbeitung von Shakespeares Macbeth, die Ende März 1800 erledigt war. Maria Stuart wurde auf Schloß Ettersburg, wohin sich der Dichter im Mai allein mit einem Bedienten zurückgezogen hatte, vollendet. Am 14. Juni 1800 ging das Trauerspiel in Weimar mit großem Erfolg erstmals über die Bretter, im folgenden Jahre wurde es gedruckt.

Die Geschichte der unglücklichen schottischen Königin hätte sich so gut, wie die Wallensteins, zu einer imposanten politisch-historischen Tragödie verarbeiten lassen. Aber Schiller wollte es diesmal anders. Er war des Zwanges überdrüssig, den er sich auferlegt hatte, und überließ sich wieder dem persönlichen Mitgefühle für seine Heldin. So machte er den Kampf zweier rivalisierenden Frauen, der in der einmaligen Gegenüberstellung der Gegnerinnen einen Höhepunkt von gewaltigster dramatischer Wirkung erreicht, zum eigentlichen Gegenstande des Dramas. Dem empfindsamen Elemente gab er dabei ein starkes Uebergewicht und goß über die rührende Gestalt der büßenden und leidenden Maria den höchsten poetischen Zauber aus. Um rein menschliche Wirkung war es ihm zu thun, um keine politische oder religiöse Tendenz. Der Vorwurf, er habe den Katholizismus verherrlichen wollen, ist übel angebracht. Aber in dem Umstande, daß er einen Stoff, der geradezu dazu herausforderte, in den welthistorischen Kampf zwischen altem und neuem Glauben mit fester Parteinahme einzugreifen, nur vom sentimentalen Standpunkt aus behandelte, liegt ein unverkennbarer Mangel. Und selbst innerhalb dem Rahmen, den sich der Dichter gesteckt hat, ist Licht und Schatten allzu ungleich verteilt: in dem Bestreben, seiner Heldin die innigste und wärmste Teilnahme zu sichern, läßt er ihre Gegnerin Elisabeth ganz verabscheuungswürdig erscheinen.

Alsbald beschäftigte ihn ein neuer dramatischer Vorwurf:

„Die Jungfrau von Orleans". Das Werk ging rüstig von statten, nur von Kleinigkeiten, wie einem Briefe für Goethes Propyläen, unterbrochen; die damals begonnene Ueberarbeitung eines chinesischen Romanes wurde nicht zu Ende geführt. Das neue Drama erlebte wegen ungerechtfertigter Bedenken des Herzogs nicht in Weimar seine erste Darstellung, sondern in Leipzig am 18. September 1801. Dem anwesenden Verfasser — er befand sich auf der Rückreise von einem Besuch in Dresden — wurden großartige Ovationen dargebracht. Im Buchhandel erschien das Stück als Kalender auf das Jahr 1802.

Schiller bezeichnet seine Jungfrau von Orleans als eine romantische Tragödie, und wirklich herrscht darin das reine Wunder ohne vernunftgemäße Erklärung im Geiste des Rationalismus. Ein unschuldiges Landmädchen, von der Mutter Gottes zur Rettung des bedrängten Königes und Vaterlandes erkoren und mit dem Mut und der Kraft, die That zu vollbringen, beseelt, wird ihrer hohen Sendung gerecht, solange sie sich dieser allein ohne irdische Wünsche weiht. Aber als das Weib in ihr erwacht, geht sie ihrer himmelentstammten Zaubermacht verlustig. Erst nachdem sie jedes sinnliche Begehren niedergerungen hat, vermag sie von neuem Wunder zu thun und krönt ihr Rettungswerk unter Hingabe des eigenen Lebens, das seinen Zweck erfüllt hat. Stärker noch, als in Maria Stuart, ist hier des Dichters Neigung zum Idealisieren hervorgebrochen. Den Zauber naiver Weiblichkeit zu treffen, bleibt ihm versagt; dafür hat er seine Heldin mit allen einschmeichelnden Reizen seiner deklamatorischen Kunst ausgestattet. Sogar lyrische Versmaße lösen, wie gelegentlich schon in der Maria Stuart, die Jamben ab. Die dramatische Technik Schillers steht wieder auf der Höhe des Wallenstein. Die Bewegung und Gruppierung der Massen, die Anordnung der Schlachtenszenen ist bewundernswert. Alle Mittel werden aufgeboten, um die Sinne der Zuschauer völlig gefangen zu nehmen. Mehr noch als diese Häufung blendender Effekte vermag uns der reine Geist edelster Sittlichkeit, der die ganze Handlung durchzieht, mit der Schwächlichkeit in der Auffassung und Zeichnung der Charaktere auszusöhnen.

Nach der Vollendung der Jungfrau konnte sich der Dichter

nicht so rasch für einen neuen Plan entschließen. Er dachte an ein Trauerspiel mit Chören „Die Malthesec", auf die er es schon seit Jahren abgesehen hatte, um sie stets wieder zurückzustellen, an allerlei Gegenstände aus der älteren und neueren Geschichte, selbst an ein Lustspiel. Zunächst bearbeitete er Gozzis Märchenspiel „Turandot, Prinzessin von China" mit Hilfe von Werthes' Verdeutschung. Ende Dezember 1801 war die Aufgabe glücklich gelöst, am 30. Januar 1802 wurde das hübsche, aber fremdartig anmutende „tragikomische Märchen" am Weimarer Theater gegeben, ohne großen Eindruck zu machen, und erschien im selben Jahr als Buch. Am 29. April bezog Schiller sein eigenes einfaches, doch bequemes Haus, auf dessen Kauf er seine ganze Habe verwendet hatte. Es war derselbe Tag, da seine Mutter im Dorfe Cleversulzbach bei ihrer Tochter, der Pfarrerin Luise Frankh, die Augen für immer schloß. In diesem Frühjahre richtete Schiller Goethes Iphigenie, wie schon früher den Egmont und Lessings Nathan, für die Weimarer Bühne ein. Endlich hatte er auch den lange gesuchten Stoff zu einem neuen Drama gefunden: eine frei ersonnene, in ein sizilianisches Fürstenhaus des Mittelalters verlegte Familiengeschichte. August 1802 war die Arbeit daran schon im vollen Gang. Am 7. September wurde Schiller auf Verwendung Herzog Karl Augusts vom Kaiser in den Adelsstand erhoben. Gewiß legte er der Sache an sich keinen Wert bei, dennoch mußte ihm, namentlich mit Rücksicht auf seine Frau, die nunmehrige Legitimität seiner Beziehungen zum Hof und zur Hofgesellschaft erwünscht sein. Der Mehraufwand, den diese Rangerhöhung mit sich brachte, konnte durch einen Jahrgehalt, den ihm seit 1803 Karl von Dalberg, jetzt Mainzer Kurfürst, anwies, bestritten werden. Am 1. Februar 1803 war das neue Trauerspiel „Die Braut von Messina oder die feindlichen Brüder" fertig, drei Tage später wurde es am Meininger Hofe vorgelesen, am 19. März in Weimar mit starkem Erfolg aufgeführt, im Juli nebst einer apologetischen Abhandlung „Ueber den Gebrauch des Chors in der Tragödie" in Buchform veröffentlicht.

Wiederum hat Schiller, wie in seinen meisten Stücken, den tragischen Konflikt in die Familie, wo er sich auf's äußerste an-

spannen läßt, verlegt, wiederum zeigt er uns, wie in den Räubern, ein Paar feindlicher Brüder, die für dasselbe Mädchen, ihre eigene von ihnen nicht erkannte Schwester, entbrannt sind. Aber im stärksten Gegensatze zu jenem naturalistischen Jugenddrama ist in der Braut von Messina die Behandlung des Stoffes von dem geläuterten Kunstverstande des Dichters zum höchsten Gipfel stilistischer und formaler Schönheit emporgeführt. In doppelter Hinsicht ist die antike Tragödie, die Schiller vorher eingehend studiert hatte, direkt nachgebildet: in der Anwendung des Chores und in der Verwertung der Schicksalsidee. So maßvollen und verständigen Gebrauch er im Vergleich zu seinen plumperen Nachfolgern von letzterer gemacht hat, wird dadurch doch die sittliche Verantwortlichkeit der Charaktere abgeschwächt und Schuld und Strafe in ein schiefes Verhältnis zueinander gesetzt. Die Einführung des Chores war ein großes, in diesem besonderen Fall allerdings gelungenes Wagnis. Von dem griechischen Muster mußte er weit abweichen. Er teilte seinen Chor in zwei Halbchöre, die das Gefolge der Brüder bilden und Partei nehmen, während der antike als Einheit die unbeteiligte öffentliche Meinung vertritt. Auch sah er sich aus praktischen Rücksichten genötigt, die Chorpartien aufzulösen und stückweise einzelnen Sprechern zuzuweisen. Diesen also für seine Zwecke veränderten Chor bestimmte er zum Träger großer, ewig wahrer Gedanken von edelster künstlerischer Prägung. Aber nicht nur in den Chorstücken, sondern gleichmäßig im ganzen Trauerspiele wird durch Glanz und Wohllaut der Sprache in Verbindung mit Versmaß, Rhythmus und Reim von außerordentlichen sinnlichen Reizen der höchste Grad rein poetischer Wirkung erreicht. Weiter ließ sich die Formschönheit innerhalb der dramatischen Sphäre nicht mehr ausbilden: das fühlte der Dichter selbst, und er schlug darum künftig andere Bahnen ein.

Zunächst machte er sich, hauptsächlich um sich dem Herzoge gefällig zu erweisen, an die Verdeutschung zweier Lustspiele des Franzosen Picard: „Der Parasit, oder die Kunst sein Glück zu machen“ und „Der Neffe als Onkel“. Beide Komödien wurden im Laufe des Jahres 1803 auf die Weimarer und dann auf die Berliner Bühne gebracht. Inzwischen hatte er nach längerem

Schwanken sich bereits wieder eines großen dramatischen Gegenstandes bemächtigt. Die Geschichte des englischen Kronprätendenten Warbeck, auf die der Dichter schon 1799 gestoßen war, mußte der des Schweizerhelden Wilhelm Tell weichen. Goethe, der vor Jahren an eine epische Behandlung des übrigens nicht mehr neuen Stoffes gedacht hatte, lenkte das Augenmerk des Freundes darauf. Dieser befaßte sich seit 1801 eingehender damit. Der äußere Umstand, daß mehrere große Bühnen ihn um einen Tell angingen, vermehrte die Lust, die Lektüre von Tschudis in naivem Eposstile gehaltener Chronik versetzte ihn in die richtige poetische Stimmung. Doch begann er erst nach einem Badeaufenthalt in Lauchstädt Sommer 1803 mit der Ausführung. Das Werk wurde möglichst rasch gefördert, obwohl sich Zerstreuungen nicht immer vermeiden ließen. Im Winter 1803/4 weilte Frau von Stael in Weimar; anfangs fand Schiller am Umgange der geistreichen Dame Gefallen, bald fiel sie ihm aber durch ihre übermäßige Beweglichkeit und Zungenfertigkeit zur Last. Doch hinderte sie nicht die Vollendung des „Wilhelm Tell", der am 17. März 1804 auf der Weimarer Bühne und Herbst desselben Jahres im Buchhandel erschien.

Wilhelm Tell, Schillers einziges Schauspiel neben lauter Trauerspielen, zeichnet sich weniger durch tragische Gewalt als durch harmonische Gesamtwirkung aus. Wir sehen ein geknechtetes Volk, das sich mit Anspannung seiner ganzen sittlichen Kraft der Freiheit heiliges Gut erkämpft. Diesmal triumphiert das Recht, unterliegt die Tyrannei, die der Dichter mit den schwärzesten Farben des Hasses gemalt hat. Starkes Hervortreten des Idyllischen, wie es unter einem Volke von Hirten und Jägern zuhause ist, verleiht dem Drama sanftere Reize. Das Lokalkolorit, auf das hier alles ankam, ist meisterhaft getroffen. Die Ergebnisse gewissenhafter Lektüre und mündlicher Umfrage hat Schiller mit Hilfe der Phantasie zu einem Gesamtbilde verarbeitet, dem man den Mangel persönlicher Kenntnis von Land und Leuten keineswegs anmerkt. Das eigentliche Thema des Stückes ist die Befreiung der Schweiz, mit der Tells Schicksal eng verflochten ist, und der Tells That eine entscheidende Wendung giebt. Tell ist nur der hervorstechendste Vertreter des Schweizervolkes, dessen Gesamtheit die

Heldenrolle im Stücke spielt. In reicher Gliederung und erschöpfender Behandlung der möglichen Typen wird die Menge dargestellt, auch eine Art von Chor, und zwar diejenige, welche auf der modernen Bühne allein lebensfähig ist. Diese denkbar breiteste Grundlage des Schauspieles ließ eine straffe Komposition nicht zu; es besteht vielmehr aus mehreren Handlungen, die mit Geschick ineinander verschlungen sind und alle demselben Endziele, der Rettung des Vaterlandes, zusteuern. Als ein entschiedener Fehler muß es betrachtet werden, daß nach der Ermordung Geßlers die Spannung nachläßt, das Interesse erlahmt. So erscheint der ganze fünfte Akt überflüssig, ja, die nachträgliche Einführung des Johannes Parricida stört, obgleich sie den wichtigen Zweck verfolgt, Tells Gewaltthat in die rechte Beleuchtung zu rücken.

Unmittelbar nach dem Abschlusse des Wilhelm Tell wandte sich Schiller einem neuen dramatischen Vorwurfe, der Geschichte des russischen Prätendenten Demetrius, zu. Doch schritt die Arbeit diesmal nur mit großen Unterbrechungen vorwärts und sollte nicht beendigt werden. Ewig muß man dies beklagen, denn es ist ein wundervoller Torso von großartiger Anlage und glänzender Ausführung der fertig gewordenen Teile. Die psychologische Entwicklung der Hauptcharaktere erregt die höchsten Erwartungen: ein edler Jüngling, der sich für den echten Zarensohn hält, aber mitten im Siegeslaufe sich überzeugen muß, daß er ein unschuldiger Betrüger sei, der dann nach schweren Seelenkämpfen der Versuchung erliegt, seine Rolle weiterzuspielen, und schließlich an der Lüge zu Grunde geht. Und dem Helden gegenüber eine Mutter, die vom jauchzenden Hoffen durch die Folterqualen bitterster Zweifel hindurch zur furchtbaren Wahrheit geführt wird. Hinter den machtvollen inneren Konflikten bleiben die äußeren Vorgänge einer stark bewegten historisch-politischen Handlung an Bedeutung um nichts zurück. Wie besonders glücklich Schiller seine schwierige Aufgabe vom bühnentechnischen Standpunkt aus hier zu lösen im Begriffe stand, davon giebt die vollendete Szene des polnischen Reichstages die rechte Vorstellung, in der eine bunte Masse mit sicherer Kraft, wie nur im Wallenstein, kunstgemäß gegliedert und scharf individualisiert ist.

Während des Dichters willensstarker Geist sich zu den letzten Anstrengungen aufraffte, siechte sein Körper mehr und mehr dahin. Zwar ahnte er kaum, wie karg der Rest seiner irdischen Laufbahn bemessen sei; nach Art der Schwindsüchtigen füllten im Gegenteile seinen Kopf vielfältige Entwürfe für die Zukunft. Frühling 1804 reiste er mit seiner Frau und den zwei Knaben nach Berlin, einer Einladung seines alten Mannheimer Bekannten Iffland, jetzt Direktors am dortigen Nationaltheater, folgend. Man gab ihm zu Ehren verschiedene seiner Stücke, der Hof zeichnete ihn auf mannigfache Weise aus. Ja, Unterhandlungen wurden angeknüpft, die darauf abzielten, ihn ganz an die preußische Hauptstadt zu fesseln. Eine Gehaltserhöhung, die der Herzog bewilligte, bestimmte ihn jedoch dazu, die Sache, die auch von Berlin aus nicht allzu ernst gemeint war, fallen zu lassen. Am 25. Juli wurde ihm während einem Aufenthalte zu Jena eine zweite Tochter, Emilie († 1872), geboren, die sich an einen Freiherren von Gleichen-Rußwurm vermählte; durch sie allein wird die Familie noch fortgepflanzt. Im selben Sommer stellte sich Schillers altes Leiden mit erneuter Heftigkeit ein. Erst im Herbste konnte er den Demetrius wieder aufnehmen. Dazwischen hinein tauchte der Plan zu einer Prinzessin von Zelle auf, wurde zum Empfange der Erbgroßherzogin in vier Tagen ein artiges Festspiel „Die Huldigung der Künste" abgefaßt und am 12. November 1804 gegeben, sowie auf den Geburtstag der Großherzogin am 30. Januar 1805 Racines Phädra übersetzt. Damals begann er auch seine Dramen unter dem Titel „Theater von Schiller" zu sammeln (1807 in fünf Bänden vollendet). Die Katarrhe häuften sich den Winter über mehr, als je. Am 29. April stellte sich im Theater ein Anfall ein, der ihn auf das letzte Krankenlager warf. Mit Fieberphantasien wechselten ruhigere Stunden. Aber die Zerstörung der edlen Organe war, wie die Sektion ergab, so weit gediehen, daß die Lebensfähigkeit erloschen war. Am Abend des 9. Mai 1805 hauchte Friedrich Schiller seine Seele aus. Nach Weimarer Brauche ward die Leiche in der Stille der Nacht vom 11./12. Mai beerdigt und im sogenannten Kassengewölbe des Jakobikirchhofes beigesetzt. Im Jahr 1827 wurden dann die mühsam zusammengesuchten Gebeine

des Dichters nach einem würdigeren Orte, der Weimarer Fürstengruft, überführt. 1812—1815 veranstaltete der Cottasche Verlag im Vereine mit Körner die erste zwölfbändige Gesamtausgabe von Schillers Werken.

Wahrlich nicht mit Rosen war Schillers Pfad bestreut. Sein ganzes Leben bedeutete ein fortgesetztes Ringen mit feindlichen Schicksalsmächten. Aus ärmlichen Verhältnissen war er hervorgegangen, und unendliche Mühe kostete es ihn, sich aus der Dürftigkeit emporzuarbeiten. Was sonst dem Menschen als ein selbstverständliches Recht zufällt, den Weg, auf den ihn Talent und Neigung weisen, zu wandeln, mußte er sich durch schwere Opfer erkaufen. Auch der Kampf mit den eigenen Leidenschaften und Begierden blieb ihm nicht erspart; in den Jugendjahren neigte er stark zu einem ungeordneten Wandel. Unter Anspannung seiner ganzen sittlichen Energie gelang es ihm, Herr zu werden über gefährliche Anlagen. In reifer und fester Männlichkeit stand er da, eine äußere Stellung hatte er gewonnen, die, wenn auch bescheiden, ihm doch vergönnte, sich in Ruhe der Ausübung seines Poetenberufes zu widmen: aber nun war sein Organismus zerstört, und unter Qualen mußte er seine ewigen Kunstwerke einem siechen Leib, an dessen Vergänglichkeit ihn jede Stunde mahnte, abtrotzen. Doch ließ er die Bitterkeit nicht über sein Gemüt Herr werden. Die Seelengröße, sein Erbteil von Anbeginn, blieb ihm bis zum letzten Augenblicke treu und half sein hartes Los ihm tragen. Nur liebte er es, sich von der Welt, die ihm ein so wenig freundliches Antlitz zeigte, abzukehren und dafür im Reiche der Gedanken ein Glück zu suchen, das schrille Mißtöne der Wirklichkeit nicht störten.

Es ist keine Frage: Schillers Lebensschicksale und Lebensumstände haben viel dazu beigetragen, ihn in seinem idealistischen Hange zu bestärken. Indessen war schon von Natur aus sein ganzes geistiges Wesen für diese Richtung bestimmt. Hehre sittliche Ideen, erhabene Träume von unveränderlichen Naturgesetzen, von unveräußerlichen Rechten der Individuen wie der Völker, von Freiheit, Menschenliebe und Menschenglück erfüllten seine Seele und bewegten sein Herz von Jugend an. Sie machte er zu unverrückbaren Ausgangs- und Mittelpunkten seiner ganzen Poesie. Auf

dieser Grundlage weiterbauend, suchte er nach besonderen Fällen, um daran seine allgemeinen Sätze zu vergegenwärtigen, zauberte er Gestalten hervor, die er zu Wortführern seiner Gedanken erkor. Auf ganz entgegengesetztem Wege vollzog sich bei Goethe der künstlerische Schöpfungsprozeß. Die Erscheinungsformen der wirklichen Welt drängten sich diesem von selbst in üppigster Fülle auf, und erst nachträglich ordnete und verband er sie zu höheren Zwecken. Seit uralten Zeiten besteht der aus natürlichen Anlagen entspringende Gegensatz beider Methoden: es ist der Unterschied zwischen Natur- und Kunstpoesie oder, wie es Schiller ausdrückt, zwischen naiver und sentimentalischer Dichtung. Kaum kann man sich etwas Zweckloseres und Ueberflüssigeres denken, als den Streit über den Vorrang dieser zwei Geistesrichtungen: jede hat ihre eigentümlichen Vorzüge, und völlig gleichberechtigt stehen beide, wie vor allem ihre größten Vertreter Goethe und Schiller selbst es anerkannt und ausgesprochen haben, nebeneinander. Nur darauf kommt es an, was jede Natur innerhalb ihrer Sphäre leistet, ob es ihr gelingt, das höchste ihr vergönnte Maß der Durchbildung und Vollendung zu erreichen.

Und das gerade ist's, was man Schiller nachrühmen darf. Die Töne, die er anschlägt, hat er wirklich in der Tiefe seiner Seele vernommen, die sittlichen Gedanken, die er verficht, mit unmittelbarer Stärke in der eigenen Brust verspürt. Seine Ideale sind nicht etwa bloß Schmuck- und Schaustücke, mit denen er prunkt: sie bilden einen unabtrennbaren Bestandteil seiner selbst. Er glaubt an sie mit heiligem Ernst, er vertraut ihrer weltbewegenden Macht mit unerschütterlicher Zuversicht. Die Phantasiegestalten, durch die er seine Ideen hinaustragen läßt in alle Welt, liebt er mit der zärtlichen Liebe eines Vaters. Sein ganzes Gemüt nimmt an seinem Dichten leidenschaftlichen Anteil, das poetische Produzieren ist bei ihm ein tief innerlicher Prozeß, ein Zustand geistiger Trunkenheit, womit in jungen Jahren sogar gewaltsame Aeußerungen körperlicher Erregtheit Hand in Hand gegangen sind. Die Glut seines Herzens lodert allenthalben aus der Darstellung hervor. Und darin besteht das Hauptgeheimnis seiner Anziehungskraft auf die Massen. Nur der Ueberzeugte kann so überzeugend wirken, nur der

Begeisterte solche Begeisterung wecken. Ringsum Licht und Wärme verbreitet die Flamme, die er in seinem Busen nährt.

So ist Friedrich Schiller zum gewaltigen Lehrmeister seines Volkes geworden. Der Lehrtrieb steckte ihm schon im Blute. Nicht betrachtend und beobachtend trat er der Welt gegenüber, sondern prüfend und beurteilend. Er maß sie mit strengem Maßstab, und sie konnte nicht vor ihm bestehen. Er forschte nicht nach Erklärungsgründen, warum sie so geworden sei, er begnügte sich nicht mit der Annahme, daß sie bei der Beschaffenheit des Menschengeschlechtes gar nicht anders sein könne: vielmehr suchte er sie — auch hier wiederum der Idealist im Gegensatze zum Realisten — mit dem Wagemute des Enthusiasten zu erneuern und zu bessern. Mit ungestümer Kritik, mit kecker Satire rückte er in seinen revolutionär gefärbten Jugenddramen den bestehenden Zuständen auf den Leib, mit reiner Begeisterung zeigte er in den reifen Schöpfungen der Mannesjahre die sittlichen Ideale, durch deren verjüngende Kraft sich in neuer Ordnung die Welt schöner aufbauen werde. Es waren Fragen von der höchsten allgemeinen Bedeutung, um die sich sein Denken und Dichten drehte, es waren Gegenstände von dem größten öffentlichen Interesse, die seine Dramen behandelten. Gerechtigkeit und Menschenwürde, vor allem aber Freiheits- und Vaterlandsliebe predigt er den Völkern. Welche erhebenden Beispiele von opferwilliger Abwehr der Knechtschaft und Hingabe an das Gesamtwohl hat er in seiner Jungfrau von Orleans, in seinem Wilhelm Tell aufgestellt! Erhebend zumal für uns Deutsche; denn daß die handelnden Helden Fremde sind, daß die Befreiung der Schweiz, historisch betrachtet, sogar als eine deutschfeindliche That gelten muß, ist eine ziemlich gleichgültige Aeußerlichkeit. Auf das Typische, das Symbolische der Vorgänge kommt es allein an. So hat unser Volk diese Werke stets aufgefaßt. Es hat aus ihnen kurz nach ihrer Entstehung in den Zeiten schmachvollster Erniedrigung Trost, Hoffnung und Mut gesogen, es läßt sich durch sie noch heute zu patriotischen Gefühlen erregen. Seine feuerigste Beredsamkeit weiht Schiller dem nationalen Erziehungswerke. Den besten und schönsten Gebrauch, den man sich denken kann, macht er von seiner Gewalt über die Gemüter. Er führt seine Mitmenschen

aus diesem dumpfen und düsteren Leben in freiere, lichtere Zonen und lehrt sie, daß in der Brust jedes Sterblichen gute Geister wohnen, mit deren Hilfe er das feindliche Geschick bezwingen kann.

Ein wundervolles Geschenk der Natur besaß Schiller an seinem Idealismus: daneben war seine geistige Entwicklung, so gut wie die jedes Menschen, historischen Bedingungen unterworfen. Wie nachhaltig die in der Karlsakademie empfangenen Jugendeindrücke gewirkt haben, ist schon früher betont worden. Nicht minder hat er allgemeine Bildungselemente seines Zeitalters in sich aufgenommen. Er ist ein Sohn der Aufklärungsperiode. Sein religiöser Standpunkt, der ein diesseitiges Paradies einem jenseitigen vorziehen würde und in irdischer Pflichterfüllung, nicht in Gläubigkeit das höchste Verdienst erblickt, ist der rationalistische. Den Hang zum Lehren und Moralisieren teilt er mit seinen Zeitgenossen. Seine politischen Anschauungen decken sich vielfach mit denen der Aufklärungspublizistik. Auch er spielte mit dem revolutionären Feuer, auch er bejubelte die Anfänge der Volksbewegung jenseit dem Rheine; aber auch sein fühlendes Herz empörte sich gegen die furchtbar folgerichtige Entwicklung der Dinge. Schwerlich hätten ihn die französischen Republikaner, wenn sie seine Stimmung anders, als aus seinen Jugenddramen, gekannt hätten, mit dem Diplom eines citoyen français beehrt: träumte er doch eine Zeit lang davon, durch eine Denkschrift dem gefährdeten Bourbonenkönige zu Hilfe zu eilen. Im übrigen brachte es seine geistige Eigenart mit sich, daß er sich weit mehr für die großen Gesamtzüge als für die Einzelheiten der Tagespolitik interessierte. Es konnte nicht ausbleiben, daß die, welche in ihrer Engherzigkeit die allgemeine geistige Richtung der Epoche zu einem Schulprinzipe zusammenschrumpfen ließen, Schiller für sich beanspruchten, und daß in unvermeidlicher Folge die Gegner jener litterarischen Sekte, vor allem die Romantiker, ihn als Parteihaupt verdächtigten und befehdeten. Die einen hatten so wenig ein Recht dazu wie die anderen. Wohl hat Schiller die herrschenden Ideen seines Jahrhunderts fest ergriffen, die geistigen Interessen seines Zeitalters kraftvoll vertreten, und darum ist er zum Lieblinge der Mitwelt geworden. Aber er hat dem Zeitgeiste nur in seiner reinsten und edelsten

Form gehuldigt, er hat davon das Wesentliche und ewig Gültige, losgelöst vom Zufälligen und Nebensächlichen, festgehalten, und deshalb ist sein Einfluß an keine zeitlichen Schranken gebunden, deshalb prangen seine poetischen Schöpfungen in unverwelklicher Jugend.

Schillers Größe ist überhaupt nicht unangefochten geblieben. Während ihm die Massen der Durchschnittsgebildeten von jeher zugejubelt haben, ist in Vergangenheit wie in Gegenwart gerade ein Teil von denen, welche sich höherer ästhetischen Befähigung und Schulung rühmen dürfen oder doch rühmen, mit ihm streng in's Gericht gegangen. Es sind dieselben Vorwürfe, die schon Zeitgenossen erhoben haben, und die man heute noch vernimmt. Ihm mangle die künstlerische Objektivität, das Vermögen, seinen Phantasiegebilden reales Leben einzuhauchen; der charakteristische Ausdruck leide not unter dem Hange zur Schönrednerei. Durch alle Tonarten hindurch, von der sanftesten bis zur heftigsten, werden diese Beschwerden variiert, und manchmal hat sich sogar die lächerliche Behauptung hervorgewagt, Schiller sei überhaupt kein Poet, nur ein Rhetoriker und Phrasenheld. Schon ihm selbst haben die Rezensenten seiner Zeit, deren Besprechungen sich meist an Einzelheiten klammern und ein Chaos von Richtigem und Unrichtigem, Verständigem und Unverständigem bilden, manche verdrießliche Stunde bereitet. Denn er wußte wohl, daß die Kritik so wenig wie das große Publikum dem Dichter, vollends dem dramatischen, gleichgültig sein dürfe. Aber er bewarb sich um die Gunst beider Mächte nur auf dem Wege, der seinem vornehmen geistigen Wesen zusagte. Nichts lag ihm ferner, als niedrigen Neigungen und Gelüsten zu schmeicheln, vielmehr war er stets bemüht, seine Mitmenschen zu den Höhen, auf denen er wandelte, emporzuheben.

Schillers Geistesart war in scharf gezogene Grenzen gebannt, und daraus entsprangen gewisse Mängel: das muß anerkannt werden. Den unmittelbaren Zauber der Natur, wie er uns bei Goethe, ja, bei manchem Kleineren entzückt, vermochte er nicht wiederzugeben. Sein Anschauungs- und Beobachtungsvermögen war verhältnismäßig schwach entwickelt. Er lieferte deshalb meist Typen an Stelle bestimmt individualisierter Menschen. In die

tiefsten Geheimnisse des weiblichen Wesens einzudringen, war ihm nicht beschieden. Zwar empfand er diese Grundfehler und gab sich redliche Mühe, sie zu überwinden. Es gelang auch in einzelnen Fällen: bei der Zeichnung von Menschen im Wallenstein, bei der Schilderung der Natur im Wilhelm Tell. Aber immer wieder brach mit elementarer Gewalt seine Eigentümlichkeit hervor. Daß er von der mehr naturalistischen Darstellungsweise der Jugend frühzeitig zu einer idealistisch getragenen Stilart überging, war eine notwendige Folge seiner ganzen Veranlagung. Im Versdrama mußte dann unvermeidlich die rein poetische Sprache über den charakteristischen Ausdruck vorherrschen. Nur ganz gelegentlich, am meisten noch im Wallenstein, hat Schiller die Rede der handelnden Personen individuell abzustufen versucht. In der Hauptsache aber setzt er bei allen seinen Figuren, Männern wie Frauen, ohne Rücksicht auf ihren Stand und Bildungsgrad das gleichmäßige Vermögen voraus, ihren Gedanken in musterhafter Ordnung und schönen Worten Ausdruck zu verleihen. Warum sich gegen diese weitere Fiktion sträuben, wenn man doch einmal andere Dinge, die der Wirklichkeit nicht weniger widerstreben, im Drama gelten läßt? Daß nämlich die Menschen in Jamben reden, ihre geheimsten Gedanken in lautem Selbstgespräche von sich geben u. s. w. Uebrigens kann Schiller den Vorwurf eines Schönredners getrost auf sich nehmen. Die Poesie, die dramatische zumal, ist ja eine redende Kunst: wie sollte da die Beredsamkeit ein Tadel sein? Im Gegenteil: keiner, der nicht an dieser Gabe hervorragenden Anteil hat, wird von der Bühne herab große Wirkungen üben. Nur das ist vom Uebel, wenn eine prunkvolle Rhetorik den einzigen oder doch den alles andere überwuchernden Vorzug bildet, wenn zur glänzenden Schale der Kern im Mißverhältnis steht. Aber wer dürfte das im Ernste von Schiller behaupten? Der Gehalt bleibt bei ihm hinter der Form nicht zurück, gerade auf der innigen Vereinigung und Uebereinstimmung beider beruht nicht zuletzt die Größe seiner Poesie. Nirgends leuchtet dies mehr hervor, als aus den Sentenzen, mit denen seine Dramen, wie das Gewand einer Königin mit Edelsteinen, dicht besäet sind. Für allgemein gültige Gedanken unbestreitbarer Wahrheit und gereifter Lebenserfahrung,

deren tiefen Sinn jeder Denkende an sich selbst erproben kann, sind da unübertreffliche Formeln gefunden, durch die sie dem eisernen Bestand unserer volkstümlichen Spruchweisheit einverleibt worden sind.

Daß Schiller innerhalb den Grenzen des seiner Natur Erreichbaren wahrhaft Großes geleistet hat, giebt, wie gesagt, den Ausschlag. Wo so herrliche Tugenden bestehen, die Mängel einseitig zu betonen, ist eine schwere Ungerechtigkeit. Ob man den Idealismus oder den Realismus in der Kunst bevorzugt, ist schließlich eine Frage des Geschmackes. Die einzelnen Individuen werden sich stets je nach ihrer eigenen natürlichen Veranlagung mehr oder weniger von Schiller angezogen fühlen. Ja, viele pflegen sich ihm gegenüber in verschiedenen Lebensepochen verschieden zu verhalten. Der Knabe hängt sich von dem Augenblick an, da sich ihm das Verständnis für Poesie zu erschließen beginnt, mit schwärmerischer Liebe an den Dichter, der ihn in eine Welt der reinen Schönheit einführt. Wenn der Jüngling dann die ersten Schritte in das Leben thut und gleichzeitig mehr auf die wirklichen Erscheinungen der Dinge achtet, diesen erhöhten Wert beilegt, tritt meist ein starker Umschwung ein, und der einstige Liebling wird von der grünen Lebenserfahrung des Studenten verächtlich über die Achsel angesehen. Aber sachte stellt sich wieder das Gleichgewicht zwischen übertriebener Begeisterung und unbilliger Geringschätzung her: der reife Mann findet ein unbefangenes Verhältnis zu Schiller und kehrt zum richtigen Maße der Bewunderung zurück. Die Frauen dagegen, die nur selten in dieselben Beziehungen zum realen Leben treten und eine ähnliche Entwicklung durchmachen, stellen zu den lebenslänglich getreuen Schillerverehrern das stärkste Aufgebot. Und wie der einzelne auf verschiedenen Altersstufen seine Gesinnungen gegen den Dichter wechselt, so schwankt auch dessen Wertschätzung im Bewußtsein des ganzen Volkes, steigend in Epochen schwungvoll gehobener Stimmung, sinkend in materiell nüchternen Zeiten.

Die Urteile des Haufens sind für gewöhnlich in der Poesie so wenig maßgebend, wie in anderen Dingen. Stoffliche Interessen pflegen sie zu bestimmen, und zumeist erwerben sich die Dichter den lautesten Beifall, welche die Tendenzen des Tages geschickt auf-

spüren und unbedenklich ausbeuten. Aber im Laufe der Jahre verflüchtigen sich die zufälligen und unwesentlichen Elemente, die kurze Zeit eine Scheingröße schaffen können, und nur der unverfälschte Gehalt bleibt zurück. Wenn ein Dichter sich dann noch der Zustimmung der Massen erfreut, so liegt darin ein zwingender Beweis seines wahren Wertes. Schillers Volkstümlichkeit hat bereits ein Jahrhundert überdauert, heute noch übt er dieselbe Gewalt über die Herzen aus, wie in den Tagen seines Hervortretens; in diesem besonderen Falle hat sich also die Stimme des Volkes von vornherein als untrüglich erwiesen. Es ist eine seltene und höchst erfreuliche Erscheinung, wenn einmal das große Publikum die wirkliche Bedeutung eines Dichters unmittelbar zu würdigen versteht. Schiller verbindet eben mit seinen allgemein geistigen und poetischen Vorzügen die spezifische Gabe, stärkste szenische Wirkungen hervorzubringen. Auf seinen Dramen beruht seine Allmacht. Daneben sind nur noch die Balladen und eine Minderzahl der Gedichte unvergänglich. Seine Lyrik hat sich zum guten Teile schon überlebt, seine Prosaschriftstellerei, deren großartiger wissenschaftlicher Dilettantismus für die Vergangenheit Epoche gemacht hat, interessiert uns heute hauptsächlich darum, weil sie einen Durchgangspunkt für seine künstlerische Persönlichkeit bedeutet. Aber Schillers Dramen leben und werden fortleben, solang es eine deutsche Schaubühne giebt. Daran vermögen die zahllosen und teilweise gewiß nicht unbegründeten Ausstellungen einer strengen ästhetischen Kritik nichts zu ändern.

In einem gewissen Gegensatze zu der Verehrung, die Schiller in breiten Schichten des Volkes genießt, haben sich die fachwissenschaftlichen Kreise mit ihm niemals in demselben Umfang und mit derselben weitreichenden — und doch so engherzigen — Liebe, wie mit Goethe, beschäftigt, was übrigens kaum als ein Schaden betrachtet werden kann. Doch sind gerade in den jüngsten Zeiten Litterarhistoriker und Aesthetiker an der Arbeit, die Vernachlässigung unseres Dichters wieder wett zu machen. Ueberhaupt läßt sich neuerdings eine starke Bewegung zu Gunsten Schillers beobachten, die ihre Kreise noch weiter ziehen dürfte, und die ernsthaft zu nehmenden Schillerverächter verstummen mehr und mehr. Viel-

leicht hat eben die Ueberspannung des realistisch-naturalistischen Prinzipes am Ende des 19. Jahrhunderts die unbeabsichtigte Wirkung gehabt, ästhetisch feiner empfindende Geister zu dem großen idealistischen Dichter zurückzuführen.

Friedrich Schiller gehört der gesamten Nation an, ganz Deutschland hat an ihm Anteil. Aber im besonderen Sinne nennen ihn der schwäbische Stamm und das Württemberger Land ihr eigen. Unschwer lassen sich bei ihm die Hauptlinien des schwäbischen Charakters nachweisen: der Zug in die Wolken, die Begeisterung für die Freiheit, das Streben nach philosophischem Gehalt innerhalb der Poesie. Für seine Weiterentwicklung freilich war gerade die Abkehr von der engeren Heimat von entscheidenden günstigen Folgen. Die Gefahr, daß seinem Genie die Adlerfittiche beschnitten werden, war damit beseitigt. Wiewohl er dem Lande, das ihn geboren, erzogen und dann ausgestoßen hatte, niemals grollte, trat doch eine Entfremdung, eine Kälte ihm gegenüber ein. Schwaben suchte indessen gut zu machen, was es an einem seiner besten Söhne gesündigt hatte. Es brachte ihm noch zu Lebzeiten so manches Zeichen liebreicher Gesinnung entgegen, und nach seinem Tode huldigte es in den mannigfaltigsten Formen seinem Ruhme. Seit dem Jahr 1825 hält der Stuttgarter Liederkranz an jedem Todestage des Dichters ein Maienvolksfest im Freien ab mit Rede, Gesang und Festzug zu Thorwaldsens prächtigem Schillerdenkmale. Dieses wurde 1839 unter großen Feierlichkeiten enthüllt; 1876 erwarb sich Marbach das lang ersehnte Standbild, ein würdiges Werk des jung verstorbenen Ernst Rau, und 1882 stiftete der greise Bildhauer J. L. Hofer der Stadt Ludwigsburg eine Marmorstatue Schillers. Als sich 1859 das ganze deutsche Volk rüstete, den zum hundertstenmale wiederkehrenden Geburtstag seines Lieblinges festlich zu begehen, da blieb man auch in Württemberg nicht zurück. In den letzten Jahrzehnten hat sich die Geburtsstadt zu einer viel besprochenen und viel besuchten Stätte der Schillerverehrung entwickelt. Seit dem Jahr 1895 sind alle diese Bestrebungen in dem einen Strome des unter dem Schirme König Wilhelms II. von Württemberg begründeten schwäbischen Schillervereines zusammengeflossen, und in Marbach wird ein Schillerarchiv erstehen, das die

gewaltig anwachsenden Manuskriptenschätze des Vereines beherbergen soll. Daneben hat von jeher im Lande die Schule zur Popularisierung des Dichters das Ihrige redlich beigetragen. Ebenso ist das Stuttgarter Hoftheater seit den Zeiten, da es zum erstenmale die Wirkung der Schillerschen Stücke erprobt hat, dem großen Dramatiker ohne Unterbrechung treu geblieben und ehrt sein Andenken, indem es seine Schauspiele jedes Jahr fast vollständig in Einzelvorstellungen und von Zeit zu Zeit in zusammenfassenden Cyklen dem dankbaren Publikum vorführt.

Der Einfluß Schillers auf die poetische Produktion seiner eigenen wie der späteren Zeit muß sehr hoch veranschlagt werden. Teils war es sein künstlerischer Stil im allgemeinen, seine Richtung auf klassische Formschönheit, was Dichtern zum Leitsterne diente, teils wurden bestimmte Gattungen seiner Muse nachgeahmt. In Schwaben nahm man sich mit Vorliebe Schillers Lyrik zum Muster; die Dichtergruppe, die man unter dem Namen der schwäbischen Klassizisten zusammenzufassen pflegt, und die im nächsten Kapitel vorgeführt werden soll, huldigte namentlich seinem formalistischen Prinzipe. Dem historischen Drama höheren Stiles hat Schiller bis auf den heutigen Tag das Gepräge seines Geistes aufgedrückt. Aber es wäre ein Irrtum, wenn man annehmen wollte, daß durch sein Vorbild die dramatische Dichtkunst in Deutschland oder der gesamte Geschmack des Publikums sofort eine Umwandlung erfahren habe. Nur langsam rückte Schillers Einfluß vor. Konnten doch zunächst mit seinen Stücken an Beliebtheit die Machwerke eines Iffland und Kotzebue wetteifern. Auch die schwäbischen Dramatiker bewegten sich noch lange Zeit nach dem Erscheinen der Räuber vorzugsweise in den alten Geleisen. Aber die Neigung für diesen Zweig der Poesie nahm unter Schillers Einwirkung im Lande doch etwas zu, und hin und wieder waren wenigstens vereinzelte Schöpfungen seiner Nachfolger schwach von seinem Geist angehaucht.

Hohe künstlerische Ziele steckte sich bei freilich nur bescheidenen natürlichen Anlagen Friedrich August Klemens Werthes. Am 12. Oktober 1748 im reichsritterschaftlichen Dorfe Buttenhausen (O.A. Münsingen) als Pfarrerssohn geboren, durchlief er die

niederen württembergischen Klosterschulen und studierte im Tübinger Stifte Theologie. Da ihn jedoch die Sprachen und schönen Wissenschaften mehr anzogen, als die Gottesgelehrsamkeit, und da ihn das Los eines Landgeistlichen nicht verlockte, wandte er der Heimat den Rücken. Er begab sich im Jahre 1771 nach Erfurt zu Wieland, an dessen Werken er sich besonders begeistert hatte. Der berühmte Dichter nahm sich des Landsmannes freundlich an, behielt ihn längere Zeit in seiner Nähe und ließ ihn an seinem Teutschen Merkur mitarbeiten. Später wurde Werthes Hofmeister in hochadeligen Häusern, kam als solcher nach Göttingen, wo er litterarische Beziehungen anknüpfte, und später nach Lausanne, lebte dann mehrere Jahre in Venedig, wo er sich in der italienischen Sprache und Litteratur schöne Kenntnisse erwarb. Diese befähigten ihn, eine Professur für den genannten Wissenszweig an der Karlsschule in Stuttgart zu übernehmen. Er trat sein Amt am 15. Dezember 1781 an. Doch fühlte er sich auf seinem schlecht besoldeten und wenig dankbaren Posten nicht wohl. Mehrere Versuche, eine bessere Bedienstung in Württemberg zu erlangen, schlugen fehl, und so nahm er im Frühjahre 1783 seine Entlassung, um nach Wien zu gehen. 1784—1791 war er Professor der schönen Wissenschaften in Pest; dann versah er die Stelle eines Gesellschafters und Reisebegleiters bei einem reichen Russen. In seine schwäbische Heimat zurückgekehrt, privatisierte er zunächst in Ludwigsburg. Später redigierte er in der Hauptstadt das Staats- und Regierungsblatt und erhielt den Hofratstitel. Er beschloß am 5. Dezember 1817 zu Stuttgart sein bewegtes Leben.

Werthes hat als Dichter und Schriftsteller eine ausgiebige und vielseitige Wirksamkeit entfaltet. Er begann 1772 mit leichten und gefälligen, aber gedankenarmen und eintönigen „Hirtenliedern“, die unter Wielands Augen entstanden waren, und denen er ein Fragment seines Gönners „Der verklagte Amor“ anhängen durfte. Aus derselben Tonart gehen die 1774 folgenden „Lieder eines Mädchens beim Singen und Klavier“. Die weiteren lyrischen Erzeugnisse Werthes' sind im Almanach der deutschen Musen und in anderen Taschenbüchern und Kalendern zerstreut. 1782 erschien ein Roman in Briefen „Begebenheiten Eduard Bomstons

in Italien“. Er gehört zu den Denkmalen der empfindsamen Periode und ist halb von Goethes Werther, halb von Rousseau beeinflußt, an dessen Neue Heloise die Handlung anknüpft. Die Erhebung einer Gefallenen durch eine reine Liebe und die schließliche Entsagung der durch die Verhältnisse getrennten Liebenden bilden den Hauptinhalt des Buches. 1801 bereicherte Werthes die Reihe seiner Produktionen durch ein halb idyllisches, halb heroisches Epos „Die Klause“ auf nicht eben glückliche Weise. Form und Inhalt sind darin gleich anfechtbar; namentlich aber hat die psychologische Kunst des Autors gänzlich Schiffbruch gelitten. Die Tendenz der Dichtung besteht einerseits in Verherrlichung der Natur und naturgemäßer Lebensweise, andererseits in entschiedener Verdammung des Krieges. Später lieferte er Beiträge zum Morgenblatt und brachte 1816 seine poetische Wirksamkeit mit einem ziemlich wertlosen Cyklus von kleinen Epen zum Abschlusse: „Sieben Heroen in sieben Gesängen“. Außer seinen selbständigen Schöpfungen übersetzte er verschiedene Werke aus dem Italienischen, gab 1774 eine Abhandlung über den Atys des Catull nebst einer metrischen Uebertragung dieses Gedichtes heraus und verfaßte noch einige unbedeutende Schriften aus verschiedenen Gebieten.

Am liebsten und verhältnismäßig am erfolgreichsten pflegte er die dramatische Muse. Er begann mit zwei von Wieland angeregten Singspielen „Orpheus“ (1775) und „Deucalion“ (1777), übersetzte die „Theatralischen Werke von Carlo Gozzi“ (fünf Bände, 1777) aus dem Italienischen und verdeutschte 1783 das russische Schauspiel „Der rechtschaffene Unterthan“ von Beaumont und Fletcher, woran sich später noch einige weitere Uebertragungen englischer Stücke anreihten. 1785 wagte er sich erstmals, offenbar durch Schillers Beispiel ermutigt, mit seinem „Rudolf von Habspurg“ auf das Gebiet des großen historischen Dramas. 1786 behandelte er in dem fünfaktigen Schauspiele „Bayard oder der Ritter ohne Furcht und ohne Tadel“ eine Episode aus dem Leben dieses französischen Helden, ließ 1790 „Niklas Zrini oder die Belagerung von Sigeth“ folgen, welches Trauerspiel dem gleichnamigen Theodor Körners als Vorlage gedient hat, brachte 1800 den Manen „Konradins von Schwaben“ ein dramatisches Opfer und nahm schließ-

lich das Wagnis auf sich, in dem Schauspiele mit Gesang „Hermione“ (1801) den Stoff des Shakespeareschen Wintermärchens neu zu bearbeiten. Von Werthes' Dramen ist ein Teil in gebundener, der andere in ungebundener Redeweise geschrieben. Prosa gelingt ihm weit besser, als Verse. Seine Sprache ist etwas schwerflüssig, eher schlicht als glänzend, aber nicht ohne Kraft und ohne ausdrucksvolles Pathos in gehobenen Momenten. Erst sein Konradin trägt unter dem zunehmenden Einflusse des Schillerschen Jambendramas ein mehr rhetorisches Gepräge. Im übrigen ist Werthes für einen Bühnendichter zu steif, zu leidenschaftslos; die plastische Gestaltungskraft geht ihm ab; seine Erfindungsgabe ist bescheiden. Er muß deshalb Anlehnung suchen; doch weiß er sich seinen Vorgängern und Vorbildern gegenüber eine gewisse Selbständigkeit zu wahren. Seine Haltung nötigt Achtung ab. Er will nicht bloß Buchdramen liefern, sondern strebt praktische Bühnenwirkung an; seine Uebersetzungen und eigenen Werke sind teilweise am Wiener Hoftheater, in Mannheim und anderen Städten aufgeführt worden. Dennoch hörte er stets auf die Stimme eines zarten künstlerischen Gewissens und verschmähte es, zu dem Geschmacke des großen Publikums herabzusteigen. Er hat sich der Minderzahl zugesellt, die mit Lessing, Goethe, Schiller dem dramatischen Ideale nachjagte.

In einer anderen Richtung bewegte sich Karl Friedrich Hensler. Am 2. Februar 1759 zu Vaihingen a. d. Enz geboren, ergriff er die Laufbahn eines württembergischen Theologen, brachte es 1779 zum Magister in Tübingen, wurde dann Hofmeister in Mülheim am Rhein und kam 1784 nach Wien. Hier fand er den richtigen Boden für seine Neigungen und Talente. Er war zuerst Theaterdichter am Marinellischen Theater in der Leopoldsstadt, hierauf der Reihe nach Leiter dieses Institutes, des Theaters an der Wien, der Bühnen zu Preßburg und Baden, endlich des Josephstädtischen Theaters in Wien, für das er ein neues, 1822 eröffnetes Haus erbauen ließ. Bis zu seinem am 24. Februar 1825 erfolgten Tode war Hensler auf's innigste mit der Wiener Volksbühne verwachsen, die er auf eine höhere Stufe gehoben hat. Seine Stücke, deren er nicht viel weniger als ein Hundert verfaßt hat, erfreuten sich großer Beliebtheit und gingen lang über die Bretter. Lustspiele,

Schauspiele, bürgerliche Sittengemälde wechselten mit Possen und Liederspielen, Feenmärchen und Opern ab. Besondere Anziehung übten die zwei Singspiele „Das Donauweibchen" (1792) und „Die Teufelsmühle am Wienerberg" (1801) aus. Franz Karl Hiemer (1768—1822), ein Pfarrerssohn aus Rottenacker (O.A. Ehingen), pflegte dieselbe dramatische Gattung, wie Hensler, dem er aber weder an Begabung noch an zielbewußtem Streben gleichkam. In der Karlsschule erzogen, aus der er davonlief, um wieder eingeliefert zu werden, versuchte es der unruhige Mann abwechslungsweise als Maler, württembergischer Hofschauspieler, Offizier, Handlungsgehilfe, Institutsvorstand, um schließlich in die gediegenen Bahnen eines Registrators einzulenken. In Stuttgart war der joviale Dichter, der durch seinen schlagfertigen Witz die Geselligkeit belebte, eine populäre Persönlichkeit. Seine Schauspiele und Lustspiele, Opern und Operetten fristeten nur ein kurzes Bühnendasein, während sein Lied „Schön ist's unter freiem Himmel" noch heute gesungen wird.

Auch einer Schwäbin begegnen wir unter den Theaterdichtern jener Zeit: Elise Hahn (1769—1833) aus Stuttgart, der dritten Gattin Gottfried August Bürgers. Die poetisch eingeleiteten Beziehungen zwischen dem schönen und begabten „Schwabenmädchen" und dem berühmten, in Württemberg besonders gefeierten Dichter führten zum Ehebund, als dieser 1790 nach Stuttgart kam. Das Los an der Seite des verdüsterten Mannes mochte nicht eben beneidenswert sein. Aber Elise war der übernommenen Pflichten nicht im geringsten eingedenk: nicht nur verschwenderisch, vergnügungssüchtig, flatterhaft, sondern offenkundig untreu, machte sie ihrem Gatten das Leben zur Hölle, bis im Jahre 1792 die gerichtliche Scheidung dieser Tragödie ein Ende bereitete. Frau Bürger warf sich nun der Schauspielkunst in die Arme, fand in Altona, Hannover, Dresden Engagement, gastierte an verschiedenen Orten und durchzog schließlich als Deklamatorin von Frankfurt a. M. aus ganz Deutschland. 1799 trat sie erstmals mit einem Drama „Adelheit, Gräfin von Teck" hervor, einem geschickt gemachten, aber faden Ritterschauspiele, wie sie damals die Gunst des Publikums fanden. Es folgten noch eine Anzahl Bühnenwerke, von

denen nur ein Teil zum Drucke gefördert worden ist; „Die schwäbische Bäuerin“ führte sie mit Vorliebe auf ihren Gastreisen selbst vor. Außerdem schrieb sie mehrere Bücher für Frauen, sammelte 1812 ihre Gedichte und ließ 1813/4 patriotische Kriegslieder drucken.

Verschiedene andere Dichter bedienten sich nur gelegentlich der dramatischen Form, ohne Beziehungen zur praktischen Schaubühne zu suchen oder zu finden. So verfaßte der junge Conz zwei Jahrzehnte vor Werthes etwa zu gleicher Zeit, da sein Jugendgespiele Schiller sich mit diesem Stoffe trug, einen „Konradin von Schwaben“, über den wir im nächsten Kapitel Näheres vernehmen werden. Der unter den Romanschreibern erwähnte J. G. Essich gab 1792 ein Trauerspiel „Bianca Capello“ heraus. Armbrusters und Fr. K. Langs Stücke sind schon berührt worden, ebenso die Opern Hausleutners. Die dramatischen Leistungen Friedrich Weissers, der den „Peter Squenz“ des Andreas Gryphius erneuerte und ein paar Lustspiele nach Holbergschen Plänen ausführte, haben so wenig Bedeutung wie die des Epigrammatikers Haug, der für Zumsteeg den Text zu dem Singspiel „Elbondokani“ abfaßte. Von einem Rübezahltextbuche K. Ph. Lohbauers und anderen unbedeutenden Stücken wird später noch kurz die Rede sein. Auch Herzog Eugen von Wüttemberg-Oels (1758—1822), in Mömpelgard geboren, preußischer Offizier, zuletzt Generallieutenant und Gouverneur von Glogau, versuchte sich 1791 mit einem „Der glückliche Tag“ betitelten Schauspiel. Er war ein Verehrer Schillers, mit dem er Sommer 1803 im Bade Lauchstädt persönlichen Umgang pflog. Der Prinz hat außerdem eine Reihe religiöser und sonstiger Prosaschriften verfertigt. Der Philosoph Johann Jakob Wagner schrieb als Jenaer Student ein 1798 gedrucktes vieraktiges Lustspiel „Das Ständchen“. Gleichfalls in den neunziger Jahren verfaßten Karl Ernst Friedrich von Scheler und Ernst Friedrich Hesler einige Stücke. Letzterer, 1771 in Dettingen (O.A. Urach) geboren, wurde Kanzleiadvokat und fürstlich Isenburgischer Hofrat zu Vaihingen. Scheler, 1760 zu Stuttgart geboren, führte ein abenteuerliches Leben. Er war auch an verschiedenen journalistischen Unternehmungen beteiligt. Als Dramatiker wählte er gerne zeitgeschichtliche Stoffe, so in dem Lustspiele „Der Emigrant“ und in dem Trauerspiele „Ludwig der XVI.“

Von Dramatikern aus bayerisch Schwaben ist zunächst der 1750 zu Weißenhorn geborene Franz Xaver Jann, katholischer Priester und Gymnasialprofessor in Augsburg, zu nennen. Unter dem Titel „Etwas wider die Mode“ gab er „für die studierende Jugend“ seit 1782 in sieben Bändchen seine volkstümlichen Bühnenerzeugnisse „ohne Karessen und Heiraten“ heraus, die sich im Spielplane des süddeutschen Bauerntheaters bis auf den heutigen Tag erhalten haben. Lorenz Hübner (1753—1807), der aus Donauwörth stammte und als geistlicher Rat zu München starb, schrieb zwischen 1781 und 1784 einige in der bayerischen Hauptstadt zur Darstellung gebrachte Stücke: zwei musikalische Schauspiele „Semiramis“ und „Tancred“ und die beiden vaterländischen Schauspiele „Hainz von Stain der Wilde“ und „Camma, die Heldin Bojoariens“. Später gab er einen Salzburger Musenalmanach (1787/8) heraus. Der schon im fünften Kapitel genannte J. S. von Rittershausen dichtete namentlich die Trauerspiele „Die Tochter Jephte“ und die „Zerstörung von Jerusalem“ sowie die von Winter komponierte Oper „Orpheus und Euridice“. Franz Kratter (1758—1830) aus Oberdorf am Lech war Sekretär in Wien und Lemberg und beteiligte sich seit 1800 ein Vierteljahrhundert lang an der Leitung des Lemberger Theaters. Er begann seine poetische Laufbahn 1782 mit einem Gedicht in drei Gesängen „Der Augarten in Wien“, verfertigte mehrere Romane, wandte sich dann hauptsächlich der Theaterdichtung zu. Seine zahlreichen Dramen, von denen er 1795—1804 eine Sammlung veranstaltete, sind bühnengerechte, aber litterarisch ziemlich wertlose Machwerke. Dennoch wurden sie einst überall viel gespielt. Namentlich Kratters Schauspiele aus der russischen Geschichte erfreuten sich großen Erfolges, „Die Verschwörung wider Peter den Großen“ wurde 1790 von der deutschen Gesellschaft in Mannheim preisgekrönt, und „Das Mädchen von Marienburg“ hielt sich bis um die Mitte des 19. Jahrhunderts im Spielplane des Wiener Hofburgtheaters. In Karl Ludwig Giesecke (1761—1833) aus Augsburg stritt die Neigung zum Theater mit der zu den Naturwissenschaften um die Oberhand. Seine Jugendjahre sind in Dunkel gehüllt. Er scheint der Sohn eines wohlhabenden Schneiders gewesen zu sein und

eigentlich Mezler geheißen zu haben. In Altdorf hielt er sich zum Studium der Rechtswissenschaft auf, kam 1790 nach Wien, änderte seinen Namen und erhielt als Schauspieler und Schauspieldichter bei dem von Schikaneder geleiteten Theater an der Wien Anstellung. Er lieferte eine Anzahl Schauspiele, Burlesken, wie „Der travestierte Hamlet" und „Der travestierte Aeneas", insbesondere aber Operntexte: „Oberon", „Die Pfaueninsel" u. s. w. In das fragwürdige Verdienst, das Libretto zur Zauberflöte geschaffen zu haben, darf sich Giesecke mit Schikaneder teilen. Seit 1804 verlegte er sich ganz auf die mineralogische Wissenschaft, unternahm Forschungsreisen nach Grönland und Island, wurde 1813 Professor der Mineralogie zu Dublin und brachte seinen Schauspielernamen auf diesem völlig entgegengesetzten Gebiete zu den höchsten Ehren.

Neuntes Kapitel.

Die Zeiten des schwäbischen Klassizismus.

Auf die scharf ausgeprägte persönliche Herrschaft Karl Eugens folgten in Württemberg die kurzen, ziemlich farblosen Regierungen seiner beiden Brüder Ludwig Eugen (1793—1795) und Friedrich Eugen (1795—1797); erst seitdem des letzteren Sohn, Herzog Friedrich II. (1797—1816), das Szepter ergriffen hatte, machte sich wieder ein starker Wille im Lande geltend. Während Württemberg bis zur Revolution in seiner Sonderexistenz wenig gestört worden war, wurde es nun mehr und mehr in den Strudel der Weltbegebenheiten hineingerissen. Die politischen Interessen nahmen in ganz Schwaben überhand. Mit gespannter Aufmerksamkeit, mit Jubel oder Entsetzen, mit banger Furcht oder sehnsüchtigem Hoffen verfolgte man den Lauf der Dinge hinter den Vogesen. Zunächst überwog die Freude über den Anbruch einer neuen Zeit. Auch die ältere Generation, so weit sie zu den geistig Freien und Unabhängigen gehörte, konnte sich dieses Gefühles nicht ganz erwehren. Aber je besonnener einer zu urteilen, je besser einer die Bedeutung

historisch gewordener Verhältnisse zu würdigen verstand, desto größere Bedenken mußten sich von vornherein in seinen Beifall mischen, Bedenken, die durch den Gang der Ereignisse rasch verstärkt und gerechtfertigt wurden. So sahen sich die älteren schwäbischen Publizisten, die Wieland und Schlözer, ja selbst die Schubart und Wekhrlin, vor ein Dilemma gestellt, das ihre Haltung vielfach schwankend und unbestimmt erscheinen läßt. Andere, die eine liberale Vergangenheit vor dem Verdachte reaktionärer Gesinnungen schützte, wie der alte Karl Friedrich von Moser und Spittler in Göttingen, erhoben frühzeitig mit Entschiedenheit ihre warnende Stimme. Rückhaltloser gab sich die Jugend, bei der das begeisterungsfähige Herz weniger durch den kalten Verstand gemeistert zu werden pflegt, der revolutionären Bewegung hin. Die Studierenden thaten es allen zuvor. Der Enthusiasmus für die Völkerfreiheit wurde da durch persönliche Bestrebungen und Wünsche genährt. Die Stiftler in Tübingen bäumten sich gegen die strenge mönchische Zucht, die Karlsschüler in Stuttgart gegen die steife militärische Dressur auf. In beiden Anstalten bildeten sich förmliche Klubs, in denen man französische Zeitungen las, Reden hielt, Freiheitsfeste feierte, und es waren gerade die fähigsten Jünglinge, die sich an diesem Treiben beteiligten. Die Keckheit der Akademisten trieb es sogar bis zu öffentlichen Demonstrationen. Selbst die schwäbischen Reichsstädte wurden durch die Revolution aus ihrem vieljährigen Schlummer aufgerüttelt, und in dieser und jener schlug die große Bewegung ihre kleinen Wellen. Auch in der Grafschaft Hohenzollern verlieh das französische Beispiel dem Volke den nötigen Rückhalt, um seine Rechte gegen den Landesherren siegreich durchzufechten.

Der Sturz des französischen Königtumes brachte die erste Ernüchterung. Wie in ganz Deutschland war auch in Schwaben das monarchische Gefühl zu fest gewurzelt, als daß es durch den neuen Freiheitstaumel ohne weiteres hätte ausgetilgt werden können. Viele wandten sich jetzt von der Sache der Revolution ab; jene älteren Publizisten sahen ihren Weg deutlicher vorgezeichnet. Ein Teil der jugendlichen Schwärmer schwärmte fort, zu den Helden der Gironde emporschauend. Als deren Häupter gefallen waren und nackte Greuel und Schrecken zu herrschen begannen, wurden

auch viele von denen, welche in der Republik ihr Ideal sahen, zurückgeschreckt. Nur noch wenige Schwaben harrten aus, neben wirklich Ueberzeugten, wie Stäudlin, solche, welche es aus Charakterfestigkeit thun zu müssen glaubten, wie Reinhard.

Für die Widersprüche, in die sich edler veranlagte deutsche Parteigänger der Revolution verwickeln mußten, sind die Schicksale des Ludwigsburger Oberamtmannssohnes Georg Kerner (1770 bis 1812) ein hervorstechendes Beispiel. Schon in der Karlsakademie, wo er Medizin studierte, trieb er es am tollsten unter den Freiheitsschwärmern. Ueber Straßburg kam er dann nach Paris und sandte von hier Berichte an deutsche Blätter. Die häßliche Wirklichkeit kühlte die Begeisterung des Idealisten rasch ab. Tapfer verteidigte er das verfassungsmäßige Königtum, und mehr als einmal brachte ihn die mannhafte Weise, mit der er für seine Gesinnungen einstand, in Lebensgefahr. Obwohl er die Schreckensmänner an der Spitze des französischen Staates haßte, träumte er doch von einer neuen besseren Zeit, die durch die Siege des republikanischen Heeres über sein Vaterland heraufgeführt werde. 1795—1801 war er in Reinhards Gefolge als dessen Privatsekretär. Doch dem korsischen Gewalthaber wollte er nicht dienen. So trennte er seine Wege von denen seines Landsmannes. Er begründete 1802 in Hamburg eine Zeitschrift „Der Nordstern", die wegen ihrer feindlichen Haltung gegen Napoleon bald unterdrückt wurde. Nachdem er sich eine Zeit lang in Kopenhagen und Schweden aufgehalten und darüber ein Buch „Reise über den Sund" geschrieben hatte, ließ er sich in Hamburg als praktischer Arzt nieder und verbrachte in solider bürgerlichen Existenz und aufopfernder Thätigkeit für das Wohl der leidenden Menschheit den spärlichen Rest seines Lebens. Der Politik entsagte er nicht ganz, aber die französische Tyrannei hatte den einstigen Kosmopoliten zum leidenschaftlichen Patrioten umgewandelt.

Der Krieg zwischen den deutschen Großmächten und der jungen Republick, der Einbruch der französischen Heere in Deutschland verdoppelte die Aufregung und Verlegenheit der Gemüter. Jetzt mußte zwischen Liebe zum Vaterland und Liebe zur Freiheit gewählt werden; eine Vermittlung zwischen beiden, wie sie Stäud-

lin in seiner Chronik und andere versuchten, war ein Unding. Die süddeutschen Kleinstaaten befanden sich in einer schwierigen Lage, und ungeheure Verantwortlichkeit lastete auf den Regierenden. Herzog Ludwig Eugen von Württemberg, der die Revolution verabscheute und weit strenger, als der hierin äußerst nachsichtige Karl Eugen, gegen ihre Anhänger einschritt, schloß sich eng an Oesterreich an und entfaltete einen kriegerischen Eifer, der freilich an der Stimmung des Landes keine rechte Unterstützung fand, obgleich mancher thatkräftige Mann mitwirkte und der wackere Bahnmaier sogar durch Lieder Begeisterung zu entfachen suchte. Auch Friedrich Eugen hielt an der nationalen Politik fest, desgleichen anfangs sein Sohn Friedrich. Aber schließlich half der beste Wille nichts gegen die Uebermacht der Verhältnisse. Vor die Wahl gestellt, sich den Fremden in die Arme zu werfen oder den Besitz seines Landes auf das Spiel zu setzen, gehorchte der energische Herzog Friedrich II. dem Selbsterhaltungstrieb und verfolgte fortan eine zielbewußte dynastische Politik. Sie trug ihm 1803 die Kurwürde und zwei Jahre später die Königskrone ein, sie verschaffte ihm Gebietserweiterungen, gegen die der Verlust des überrheinischen Mömpelgard gar nicht in Betracht kam. Erst dadurch wurde Württemberg ein schön abgerundetes, im veränderten deutschen Reichsverbande lebensfähiges Land, erst jetzt war die Hauptmasse des schwäbischen Volksstammes zu einer politischen Einheit verschmolzen. Das neue Königreich von Napoleons Gnaden blieb von dem Sturze seines Protektors unberührt. Die großen Erfolge König Friedrichs, mochten sie auch auf bedenklichem Wege errungen sein, kamen nicht bloß ihm selbst und seiner Dynastie, sondern auch dem Land und Volke zu gut. Das sollte die Zukunft lehren. Zunächst freilich empfanden die Edleren nur den Druck und die Schmach der Gegenwart. Seitdem sich in Frankreich die Sirene der Freiheit in den Drachen der Despotie verwandelt hatte, war die Qual des Schwankens für die meisten vorüber. Der Patriotismus trat nun in seine vollen Rechte. Der französische Usurpator schärfte den Deutschen das nationale Gewissen. Der schwäbische Unabhängigkeitssinn, der sich noch vor kurzem in hellem Jubel über die Fesseln sprengenden Gallier geäußert hatte, wandte

sich gegen dasselbe Volk, das schon wieder ein Sklavenjoch ertrug und ein solches anderen Nationen aufzwang. Napoleon war ein Gegenstand des Abscheus für die überwiegende Mehrheit der Schwaben, wenn es auch an einzelnen ehrlichen Bewunderern seiner dämonischen Größe nicht fehlte. Aber die Klugheit erheischte, die wahren Gesinnungen gegen den Gewalthaber zu verbergen. Das blutige Schicksal des unglücklichen Nürnberger Buchhändlers Johann Philipp Palm, eines geborenen Württembergers aus Schorndorf, stand seinen Landsleuten warnend vor Augen. Im Lande selbst, wo die Regierung aus Rücksicht gegen Napoleon jede freie Meinungsäußerung zu unterdrücken und gegen jede öffentliche Kundgebung einzuschreiten sich genötigt sah, war doppelte Vorsicht geboten. Nur in zuverlässigen Freundeskreisen, in geheimen Gesellschaften durften die politischen Wünsche und Hoffnungen laut werden. Strafende Reden wechselten da mit zornigen Gedichten. Conz, Neuffer, Feuerlein, Lohbauer und andere mehr weihten dem Vaterland ihre Muse. Selbst Männer, die dieser Kunst sonst fremder gegenüber standen, machte leidenschaftliches patriotisches Empfinden zu Dichtern. Ein freisinniger Theologe, der Ludwigsburger Oberhelfer Friedrich Vischer (1768—1814) aus Stuttgart, ein Mann von kernhaftem Charakter, der bei Ausübung seines geistlichen Berufes in einem Militärlazarete vom Typhus angesteckt wurde und so im Dienste des Vaterlandes sein Leben ließ, legte in einem „Die Sonne von Austerlitz“ betitelten Stücke von seinem glühenden Hasse gegen den Korsen beredtes Zeugnis ab. Und der gewesene Jakobiner Georg Kerner machte seinem Ingrimm in einem derb kräftigen Gedichte „Das gelbe Fieber“ Luft, das eine Zeit lang Volkstümlichkeit genoß; soll es doch sogar Kaiser Franz II. auswendig gekannt haben. Seit der furchtbaren russischen Katastrophe wagte sich auch in Schwaben die wahre Meinung lauter und deutlicher hervor. Aber noch mußte die offizielle württembergische Politik im schroffen Gegensatze zur Volksstimmung verharren. Als dann endlich auch König Friedrich sich von Napoleon lossagte und die württembergischen Truppen unter der Führung des Kronprinzen an den deutschen Siegen in Frankreich teilnahmen, zog ein Gefühl der Befriedigung durch das

ganze Land. Jubelnd griffen jetzt die schwäbischen Sänger in die Saiten, und mit den Klängen der älteren Generation mischten sich die frischen Töne Ludwig Uhlands und eines jüngeren Poetenkreises.

Während Württemberg an den gewaltigen Erschütterungen, von denen ganz Europa und namentlich Deutschland ein Vierteljahrhundert lang heimgesucht wurde, teilnahm, hatte es gleichzeitig seine besonderen politischen Sorgen und Nöten. Im März 1797 war der seit vielen Jahren mit Rücksicht auf die finanzielle Lage erstmals wieder einberufene Landtag eröffnet worden. Das Beispiel der Franzosen ermutigte auch die württembergischen Volksvertreter zu einer festen und selbständigen Haltung mit schonungsloser Kritik der herrschenden Zustände. Der Konflikt war sofort vorhanden: Herzog Friedrich wollte allein herrschen, die Stände gelüstete es darnach, eine Nebenregierung zu führen. Nach der Einverleibung Neuwürttembergs verschärfte sich der Streit. Der Herzog erfaßte die Gelegenheit, den Staat neu zu ordnen, die Stände steiften sich auf die alte, unter den veränderten Verhältnissen zur Unmöglichkeit gewordene Verfassung mit einer Anhänglichkeit, die man rührend nennen müßte, wenn sie nicht zum Teile selbstsüchtigen Motiven entsprungen wäre. Schließlich machte der nunmehrige König kurzen Prozeß, hob am 30. Dezember 1805 die altwürttembergische Verfassung einseitig auf und errichtete ein autokratisches Regiment. Nach den Freiheitskriegen trug der kluge Herrscher unverzüglich dem neuen politischen Luftzuge Rechnung, berief im März 1815 eine Ständekammer zusammen und bot ihr eine Verfassung an. Sie ward zurückgewiesen, und auch als der König bis an die Grenzen des Billigen nachgab, machte die starre, zum Eigensinne gesteigerte Prinzipientreue der Vertreter des alten Rechtes einen Ausgleich unmöglich. Friedrich starb darüber (30. Oktober 1816), und noch unter seinem Nachfolger dauerte der unerquickliche Streit eine Zeit lang fort.

Diese politisch bewegten Zeiten förderten einen außerordentlichen Reichtum an publizistischer Litteratur zu Tage. Noch nie hatte Schwaben so viele freilich meist ephemere Blätter politischen und staatsrechtlichen Inhaltes, so viele Broschüren, so viele um-

fangreichere sozial-politische Werke ernsthafter oder satirischer Art, wie seit dem Ausbruche der französischen Revolution, gesehen. Der Landtag des Jahres 1797 namentlich beschwor einen endlosen Schwarm anonymer Flugschriften herauf. Die Rheinbundsepoche verurteilte die Federn dann zu unfreiwilliger Muße oder doch zur äußersten Zurückhaltung; aber nach dem Ende der Napoleonischen Herrlichkeit riß der entfesselte Strom der Publizistik von neuem die Dämme nieder. Ohne je selbst als Schriftsteller aufzutreten, war der Buchhändler Johann Friedrich Cotta auf diesem Gebiet eine maßgebende Persönlichkeit in Schwaben. Sein Verlag erstreckte sich auch auf politisch-historische Artikel. Die Gründung einer deutschen Tageszeitung großen Stiles war sein Lieblingsgedanke. Mancherlei Hindernisse stellten sich der Ausführung in den Weg. Nachdem Cotta von Schiller eine Absage erhalten hatte, gewann er den badischen Oberamtmann Dr. E. L. Posselt, einen geschätzten Publizisten und feuerigen Bewunderer der französischen Revolution, zum Redakteure. Zunächst erschien im Jahre 1795 eine von Posselt herausgegebene Monatsschrift „Europäische Annalen“, die lange Jahre in Ehren fortbestand. Erst Neujahr 1798 kam die geplante Zeitung in Tübingen unter dem Titel „Neueste Weltkunde“ mit württembergischer Zensurfreiheit zu stande. Vom Wiener Reichshofrat ihrer freimütigen Haltung wegen bald unterdrückt, lebte das Blatt schon im September 1798 als „Allgemeine Zeitung“ in Stuttgart unter herzoglicher Zensur wieder auf; die Leitung ging aus Posselts Händen in die des Schriftstellers Ludwig Ferdinand Huber, des bekannten Leipziger Schillerfreundes, über. 1799 reiste Cotta in geheimer diplomatischer Sendung als Vertrauensmann der württembergischen Landstände nach Paris und zog sich dadurch den Haß Herzog Friedrichs zu. Die Allgemeine Zeitung bekam dies am härtesten zu fühlen: nach fortgesetzten Belästigungen ward sie durch kurfürstliches Dekret vom 12. Oktober 1803 ganz verboten. Sie wurde nun auf bayerisches Gebiet nach Ulm und 1810, als diese Stadt württembergisch geworden war, nach Augsburg verlegt. Unter der liebevollen Fürsorge Cottas, der Richtung und Ton des Journales selbst zeitlebens bestimmte, gedieh es zu einem bis in die Gegenwart

blühenden Weltblatte. Vornehm in der Form und abweichenden Meinungen gerne das Wort vergönnend, vertrat die Allgemeine Zeitung einen gemäßigten Liberalismus. Allerorten verfügte sie über hervorragende politische Verbindungen und Korrespondenten, in Paris namentlich, wo ihr der mit Cotta befreundete Thiers eine Zeit lang seine Feder lieh. Für Künste, Litteratur, Wissenschaften standen die ersten deutschen Autoren in den Reihen ihrer Mitarbeiter. Einige später begründete politische Blätter Cottas fristeten dagegen nur ein kurzes Dasein.

Cotta selbst begann seine öffentliche politische Rolle erst seit dem Wiener Kongreß, auf dem er als Vertreter seiner Berufsgenossen die Interessen des deutschen Buchhandels wahrnahm, zu spielen. In der württembergischen Ständekammer, der er seit 1815 angehörte, überragte er seine Kollegen an Unbefangenheit des Urteiles und Weite des staatsmännischen Blickes. Sobald König Friedrich in der Verfassungsfrage einlenkte, suchte Cotta, dem es nicht um theoretische Rechthaberei, sondern um praktische Ergebnisse zu thun war, zu vermitteln, und der Haß der Oppositionsführer und des Pöbels beirrte ihn in seinem Handeln so wenig wie vorher die Ungnade des Monarchen. Seit der Thronbesteigung König Wilhelms I., dessen Gunst und Vertrauen Cotta von jeher in hohem Grade genossen hatte, mehrte sich sein Ansehen. Er hatte an dem endlichen Zustandekommen der Verfassung hervorragenden Anteil und war fortan als ritterschaftlicher Abgeordneter Mitglied der zweiten Kammer, zu deren Vizepräsidenten er 1824 gewählt wurde. In den wichtigsten nationalökonomischen und sozialpolitischen Fragen stand er seinem Landesherren wie dem Könige Ludwig I. von Bayern beratend und fördernd zur Seite. Er half die Dampfschiffahrt auf dem Bodensee begründen, er hatte an den Vorbereitungen für die Zoll- und Handelseinigung Deutschlands hervorragenden Anteil. Große Verdienste erwarb er sich um die öffentliche wie private Wohlthätigkeit in Württemberg. Als Landwirt leistete er auf seinen weiten Besitzungen Ausgezeichnetes, namentlich in Veredlung der Schafzucht. Kurz, es gab kaum irgend ein Gebiet, auf dem dieser vielseitige Mann nicht thätig war, kaum irgend ein Unternehmen im Lande, bei dem er

die Hände nicht mit im Spiele hatte. Und doch betrieb er seinen eigentlichen Beruf, den Buchhandel, in einer Weise, die schon eine volle Menschenkraft zu beanspruchen schien. Am 29. Dezember 1832 beschloß Johann Friedrich Cotta — seit 1817 Herr Cotta von Cottendorf und seit 1822 bayerischer Freiherr — sein an Arbeit und Erfolgen reiches Leben.

Den Durchschnitt der schwäbischen Publizisten jener Tage überragten Pahl und Rehfues. Am 12. Juni 1768 in der Reichsstadt Aalen als Sohn eines Kaufmannes geboren, studierte Johann Gottfried Pahl in Altdorf Theologie und wurde nach mehrjähriger Vikariatszeit 1790 Pfarrer im reichsritterschaftlichen Dorfe Neubronn (O.A. Aalen), mit seinem geistlichen Amte das eines weltlichen Amtmannes seit 1801 und eines Regierungskommissärs seit 1802 vereinigend. Frühzeitig begann Pahl seine umfassende und ehrenvolle Schriftstellerlaufbahn, zunächst mit Aufsätzen in der Schwäbischen Chronik und anderen Blättern. Erbauliche und pädagogische Schriften im rationalistischen Geiste folgten nach, ferner mehrere romantische Erzählungen aus dem Mittelalter, 1795 ein didaktischer Roman von spärlicher Handlung, aber psychologischem Gepräge, „Oswald, der Menschenhasser“ betitelt, dem 1797 ein ähnliches Buch „Herwart, der Eifersüchtige“ an die Seite trat. Ueberall bewährt sich Pahl als einen Mann von vielseitiger Bildung, gutem Geschmack und angenehmer Darstellungsgabe. Unter dem Eindrucke der großen Weltereignisse begann er seine Feder in den Dienst der Zeitgeschichte zu stellen. In jugendlichem Idealismus glühte er anfangs für die französische Revolution, bis die Pariser Schreckensszenen und das deutsche Kriegselend einen völligen Umschwung seiner Stimmung herbeiführten. Geraume Zeit später entwarf er in seinem „Ulrich Höllriegel“ (1802) nicht ohne Selbstironie ein anschauliches, satirisch gefärbtes Bild der Schicksale eines revolutionär und französisch gesinnten Tübinger Magisterleins. Die heimischen Verhältnisse erschienen indessen Pahl seit seiner Ernüchterung durchaus nicht in rosigerem Lichte. Seine Blicke richteten sich auf das benachbarte Württemberger Land. Durch eine Reihe hauptsächlich gegen den dortigen Adel gerichteter satirischer Broschüren, aber auch durch einen kurzen

„Geheimnisse eines mehr als fünfzigjährigen wirtemberg. Staatsmannes“ (1799) betitelten Abriß der württembergischen Geschichte suchte er auf Besserung der Zustände im Herzogtume hinzuarbeiten. Diese Schriften, die, wie die Mehrzahl der Werke Pahls überhaupt, anonym oder pseudonym erschienen, erregten großes Aufsehen. Gleichzeitig verfaßte er verschiedene Bücher über die Koalitionskriege und den Anteil Schwabens daran, machte in der Flugschrift „Patriotisches Appel an den Friedenskongreß in Lüneville und die Reichsversammlung in Regensburg“ 1801 einen Vorschlag zu einer Reichsreform und schleuderte dazwischen hinein durch das Werk „Leben und Thaten des ehrwürdigen Paters Simpertus“ (1799) einen Angriff gegen die Obskuranten. Seit Neujahr 1801 gab Pahl eine in Gmünd gedruckte politische Wochenzeitung heraus, die er in der Erinnerung an Schubart „National-Chronik der Teutschen“ (seit 1807 „Chronik der Teutschen“) nannte. Sie setzte sich die Aufgabe, das gebildete Publikum, bei dem sie rasch festen Fuß faßte, vom Standpunkte der Aufklärung zu belehren, unter ihm gemäßigt liberale und nationale Gesinnungen zu verbreiten. Seit den Rheinbundszeiten legte sich Pahl im Urteil äußerste Zurückhaltung auf. Dennoch konnte sein Journal dem Lose nicht entgehen, von König Friedrich Anfang 1809 verboten zu werden.

Neubronn war inzwischen württembergisch geworden und Pahl in den Dienst dieses Staates übergetreten. 1808 ließ er sich als Pfarrer nach Affalterbach (O.A. Marbach), 1814 nach Fichtenberg (O.A. Gaildorf) versetzen. Der politischen Journalistik vorderhand entsagend, veröffentlichte er 1810 ein Buch über den Krieg des Jahres 1809, leitete eine kritische Zeitschrift „Der litterarische Eilbote“ (Gmünd 1810), die nur von kurzem Bestande war, und entwarf in vier Bänden „Herda“ (1811/15) Erzählungen und Gemälde aus der deutschen Vergangenheit. Allerhand religiöse und zeitgeschichtliche Schriften sowie praktische Handbücher reihten sich an. 1820 begründete er eine „Neue National-Chronik der Teutschen“ und diente darin den Ideen eines gemäßigten Liberalismus. Aber die Zeiten politischer Stille waren dem Unternehmen wenig günstig, die Feder des Herausgebers hatte auch an Frische

eingebüßt, und so ging das Journal 1824 wieder ein. In dem genannten Jahre stieg Pahl zum Dekan in Gaildorf und 1832 zum Generalsuperintendenten des Jagstkreises empor. Als solcher saß er auf der Prälatenbank der zweiten württembergischen Kammer. Er nahm, seiner politischen Vergangenheit getreu, eine Mittelstellung zwischen der Rechten und der Linken ein. Er war zu spät in die parlamentarische Praxis eingetreten, um es darin noch zu besonderer Bedeutung zu bringen. Seine schriftstellerische Wirksamkeit beschloß er mit einem Werk über den Obskurantismus, einem im rationalistischen Geiste verfaßten Kirchenrecht und einer „Geschichte von Wirtemberg für das wirtembergische Volk“ (sechs Bändchen, 1827/31). Letztere verleugnet zwar nicht die Vorzüge der Pahlschen Darstellung, dringt aber nicht tiefer in den Stoff ein, wie es überhaupt bei einem so vielseitigen und fruchtbaren Autor nicht ausbleiben konnte, daß er mitunter an der Oberfläche der Dinge haften blieb. Nach Pahls am 18. April 1839 zu Stuttgart erfolgtem Tode wurden aus seinem Nachlasse bis zum Jahr 1814 reichende Memoiren unter dem Titel „Denkwürdigkeiten aus meinem Leben und aus meiner Zeit“ herausgegeben, die einen höchst anregenden und wertvollen Beitrag zur politischen wie geistigen Geschichte jener Epoche liefern.

Philipp Joseph Rehfues erblickte am 2. Oktober 1779 zu Tübingen das Licht der Welt. Nach Vollendung seiner Studien im Stifte lebte er als Hofmeister und dann als freier Schriftsteller in Italien und gab Monatsschriften sowie Reise- und Kunstwerke über dieses Land heraus, die sich mit Recht großer Wertschätzung erfreuten. Andere Arbeiten bezogen sich auf die italienische Litteratur. In die Heimat zurückgekehrt, wurde er Bibliothekar und Vorleser des Kronprinzen Wilhelm von Württemberg, dem er 1805 in Neapel näher getreten war, mußte jedoch nur zeitweise in Stuttgart Aufenthalt nehmen, so daß er auch fernerhin seine Reiselust befriedigen konnte, deren weitere Früchte „Briefe aus Italien“ in vier Bänden (1809) und Schriften über Spanien und Frankreich waren. Gleichzeitig leitete er ein belletristisches Blatt „Süddeutsche Miscellen für Literatur, Leben und Kunst“ (1811—1814) und ein „Europäisches Magazin für Geschichte,

Politik und Kriegskunst der Vorwelt und Gegenwart" (drei Bände, 1813/4). Dieser Zeitschrift drückte Rehfues, der von weltbürgerlichen Ideen und anfänglicher Bewunderung Napoleons zurückgekommen war, das Gepräge eines schwungvollen Patriotismus auf. Er selbst legte darin von seinen Gesinnungen durch zwei auch einzeln erschienene „Reden an das deutsche Volk" kräftiges Zeugnis ab. Die Kundgebung erregte Aufsehen und lenkte die Aufmerksamkeit des Freiherren von Stein auf den Verfasser, der 1814 zur Mitwirkung an der Organisation der zurückeroberten Rheinlande berufen wurde und dann in den preußischen Verwaltungsdienst eintrat. Alsbald zeigte sich, daß Rehfues auch für praktisches Wirken hervorragende Talente besaß. Namentlich bemühte er sich um die Gründung der Bonner Hochschule, deren Kurator er von 1819 bis 1842, zuletzt mit dem Titel eines geheimen Oberregierungsrates, war. Seine großen Verdienste wurden durch Erhebung in den preußischen Erbadel 1826 anerkannt. Nach längerer Unterbrechung nahm er in den dreißiger Jahren seine litterarische Thätigkeit wieder auf, und zwar verlegte er sich neben einer Reihe sonstiger, meist politischer Schriften und einem vierbändigen Werk aus der Geschichte der Eroberung Mexikos auf das von ihm vorher nicht angebaute Feld des Romanes. Es gelang ihm noch in höheren Jahren, poetische Lorbeeren seinen publizistischen hinzuzufügen. Rehfues starb am 21. Oktober 1843 auf seiner Villa zu Römlinghofen im Siebengebirge.

Unter den schwäbischen Publizisten niedrigeren Ranges ist zunächst Christoph Friedrich Cotta (1758—1838) aus Stuttgart, ein Bruder des berühmten Buchhändlers, zu nennen. Nach Vollendung seiner juristischen Studien redigierte er, der schon als Student staatswissenschaftliche und politische Schriften abzufassen begonnen hatte, von 1786 bis 1791 die „Stuttgarter privilegirte Zeitung", gab 1790—1792 eine Monatsschrift „Teutsche Staatslitteratur" heraus und lehrte daneben seit 1788 als Privatdozent Staatsrecht an der Karlsschule. Von der französischen Revolution leidenschaftlich erregt, ging er 1791 nach Straßburg, wurde dort französischer Bürger und führte in einem politischen Journale die Sache seiner Partei vor dem deutschen Publikum. Dann kam er als Kanzlist

in Custines Generalstab nach Mainz, nahm an der dortigen Bewegung lebhaften Anteil, machte durch zwei populäre Schriften, die von den französischen Heerführern in zahllosen Exemplaren unter die Massen geschleudert wurden, für die Einverleibung des linken Rheinufers in die neue Republik Propaganda und stand eine Zeit lang dem Postwesen in den von den Franzosen okkupierten Gebieten vor. Doch währte diese Glanzperiode in Cottas Leben nicht lang, und späterhin trat er völlig in Dunkel zurück. Der Stuttgarter Kanzleiadvokat Johann Georg Bäuerlen, 1764 zu Fellbach (O.A. Cannstatt) geboren, gab eine „Neueste deutsche Volkszeitung" heraus, die es auf zwei Jahrgänge brachte. Albrecht Lebret (1778—1864) aus Stuttgart, Professor der Naturgeschichte am hauptstädtischen Gymnasium, war auch als historisch-politischer Schriftsteller, namentlich als Mitarbeiter der Allgemeinen Zeitung, thätig; 1822 nahm er seine Entlassung aus dem Schuldienst, um das Ausland in Augsburg zu redigieren. Theodor Rübling (1766—1837), Buch- und Kunsthändler in seiner Vaterstadt Ulm, auch sonst Publizist, ließ 1797 eine politische Zeitschrift „Der Ulmische Bürgerfreund" erscheinen, die von der Ulmer Behörde bald verboten wurde. Eifriger noch handhabte ein anderer Reichsstädter die Feder: der begabte, aber allzu heftige und leidenschaftliche Reutlinger Jurist Johann Jakob Fetzer (1760—1844). Er geriet mit dem republikanischen Magistrat in arge Händel und mußte als Amtsbürgermeister vom Wiener Reichshofrate suspendiert werden. Fortan wirkte er als Rechtskonsulent in Reutlingen und beteiligte sich auch unter württembergischer Herrschaft am politischen Leben im oppositionellen Sinne. Seine staatsrechtlichen Schriften haben seine Geburtsstadt, deren Verfassung, hauptsächlich aber seine eigenen Angelegenheiten und Händel zum Gegenstande; daneben hat er geschichtliche und kirchengeschichtliche Arbeiten geliefert und seit 1786 drei Jahrzehnte lang einen für alle Konfessionen gemeinsamen österreichischen Reichskalender, von ihm „Oesterreichischer Toleranzbote" genannt, sowie seit 1787 einen „Wiener Damenkalender" herausgegeben.

Glücklicherweise vermochten die politischen Interessen die übrigen nicht zu verschlingen, wurden in den Wogen der Parteikämpfe und

im Getümmel der Waffen die litterarischen und gelehrten Bestrebungen nicht erstickt. Ungehemmt schritt die Geisteskultur in Deutschland vorwärts. Emsiger, als je, waren die deutschen Dichter und Denker in diesen stürmischen Zeiten bei der Arbeit. Manche versenkten sich recht geflissentlich in Phantasien und Studien, durch die sie sich dem widerlichen Treiben der Gegenwart mehr entrückt fühlten. Namentlich unter dem Drucke der Napoleonischen Despotie, da die Beschäftigung mit Politik ein ebenso unerquickliches als gefährliches Unterfangen war, schien es, als ob die Nation in inniger Hingabe an Litteratur und Wissenschaft Ersatz und Trost für die öffentliche Schande suche. Indessen blieb das stille und weltabgewandte Wirken der Poeten, Schriftsteller und Gelehrten nicht ohne Nutzen für die Sache des Vaterlandes: unverkennbar ist der Zusammenhang der geistigen Thätigkeit jener Tage mit der politischen Wiedergeburt Deutschlands. Die Philosophie vor allem, weiterbauend auf den Ideen des Königsberger Weltweisen, der seinem Volke den kategorischen Imperativ eingeprägt hatte, griff in das praktische Leben über.

Die zwei größten deutschen Philosophen, die nach Kant und Fichte hervorgetreten sind, entstammen dem Schwabenlande: der Stuttgarter Wilhelm Hegel (1770—1831) und der Leonberger Friedrich Schelling (1775—1854), beide Stiftler und in den Jugendjahren eng miteinander befreundet. Der frühreife Schelling, den seine wunderbaren Gaben schon in den Knabenjahren als außergewöhnliches Genie ankündigten, eilte dem älteren Genossen voraus. Ueber Fichte, seinen einstigen Meister, kühn hinwegschreitend, pflanzte er das Banner der Naturphilosophie auf und begründete sein Identitätssystem. Eine beispiellose Fülle von Anregungen und Ideen ließ er von sich ausgehen, aber er verschmähte es, sie zu einem festen Systeme zusammenzufügen. Sein Philosophieren war ein in ewigem Flusse begriffener Werdeprozeß; immer wieder auf eine höhere Entwicklungsstufe suchte sein ruhelos vorwärts stürmender Geist sich zu schwingen. Aber die positiven Ergebnisse entsprachen den kühnen Anläufen nicht, und je gewaltigere Erwartungen Schelling erregt hatte, desto weniger konnte das Gefühl der Enttäuschung ausbleiben. Hegel, der langsam und

bedächtig klaren Zielen Zuschreitende, der systematische Kopf, der Mann des eisernen Fleißes, Hegel, der noch seinen Studiengenossen als mittelmäßiges Talent gegolten hatte, überflügelte schließlich den genialer veranlagten Jugendfreund. Eine Zeit lang gingen die beiden Hand in Hand, bald kam es zum Bruch, und Schelling klagte nun, daß ihm der andere seine Ideen gestohlen habe. Diese Ideen waren Gemeingut geworden, und wenn ihr Urheber es selbst unterließ, sie methodisch zu verarbeiten, durfte er es anderen kaum verargen, daß sie sich dieser Aufgabe unterzogen. Hegel stellte das zusammenhängende System einer fest abgeschlossenen und alles umfassenden Weltanschauung auf. So war er ganz die Persönlichkeit dazu, ein gewaltiges Schulhaupt zu werden. Weit gehen die Ansichten über den Gehalt seiner Philosophie auseinander, aber das formale Verdienst muß ihm unbestritten bleiben, daß er das Denken diszipliniert, durch seine Logik Denkgesetze von bleibendem Werte geschaffen hat. Die indirekten Wirkungen seiner Philosophie auf die gesamte geistige Bildung der Nachwelt dürfen ziemlich hoch veranschlagt werden. Durch Vermittlung seiner Schule sind von seiner dialektischen Methode, von seinen ästhetischen Begriffen große Stücke als feste Bestandteile in die litterarische Konvenienz des 19. Jahrhunderts übergegangen.

Schelling und Hegel standen beide dem politischen Leben ihrer Zeit nahe. Als Stiftler schwärmten sie gemeinsam für die über den Rhein gekommenen freiheitlichen Lehren, und Schelling fertigte eine Uebersetzung der Marseillaise. Aber auch dieser franzosenfreundliche Republikanner wandelte sich zum deutschen Patrioten um. Durch eine „Allgemeine Zeitschrift von Deutschen für Deutsche“ wollte er vom wissenschaftlichen Standpunkt aus für Kräftigung des nationalen Lebens wirken. Erst 1813 kam das Unternehmen, dem keine lange Dauer beschieden war, zu stande. Hegel schrieb 1801 über die Verfassung des Deutschen Reiches, ohne jedoch die Schrift zum Drucke zu fördern. Er, dessen Geist sich vor dem Heroischen beugte, selbst wenn es in der brutalen Gestalt eines Napoleon auftrat, zeigte sich in den Rheinbundtagen für Patriotismus weniger empfänglich; redigierte er doch 1807—1808 die von offiziellen französischen Nachrichten zehrende Bamberger Zeitung. Aber später trug

er desto mehr durch seine Lehre, die sich vor der Hoheit des Staates beugte und dem Bürger Achtung vor den bestehenden Gewalten einschärfte, zur Hebung des Nationalbewußtseins bei. Und indem er, der gefeierte Berliner Professor, den man gern als preußischen Hofphilosophen bezeichnet hat, sein Staatsideal im Hinblick auf die Wirklichkeit der preußischen Monarchie aufstellte, vermochte er wenigstens mittelbar auf die endgültige Gestaltung der deutschen Verhältnisse in dem jüngst vergangenen Zeitalter einzuwirken.

Auch die politischen Zustände der engeren Heimat haben Schelling und Hegel aus der Ferne mit Aufmerksamkeit beobachtet. Letzterer, der in den äußeren Gewohnheiten und Formen des Lebens den nachlässig gemütlichen Schwaben niemals ausgezogen hat, besaß für die altwürttembergische Opposition kein Verständnis. Der moderne Staatsgedanke König Friedrichs war auch der seinige. Schon im Jahre 1798 verfaßte er in diesem Sinn eine Flugschrift „Ueber die neuesten inneren Verhältnisse Württembergs", die jedoch nicht veröffentlicht wurde, und 1817 ließ er in den Heidelbergischen Jahrbüchern eine wider die altwürttembergische Verfassungspartei gerichtete Beurteilung der Verhandlungen der Landstände in den Jahren 1815 und 1816 erscheinen. Schelling dagegen, der äußerlich weit weniger Schwabe blieb als Hegel, verleugnete in seinen Anschauungen nirgends den Abkömmling einer zur geistlichen Aristokratie Altwürttembergs gehörigen Familie und stand mit seinen Sympathien entschieden auf seiten der Verfechter des alten Rechtes.

Ein Bündnis zwischen Philosophie und Dichtung zieht sich durch die Litteraturgeschichte des schwäbischen Stammes. Wie die schwäbischen Dichter nicht selten waren, die sich, gleich Schiller, zur Philosophie hingezogen fühlten, so wagten manche schwäbische Philosophen den Flug in das Reich der Poesie. Selbst Hegel, der nüchterne, der in jungen Jahren sich eisig kalt gegen die Muse wie gegen die Natur verhalten hatte, verstieg sich, durch den Einfluß der hellenischen Litteratur begeisterungsfähiger gemacht, zu Versen, so unter anderem 1796 zu einem mystischen Gedicht „Eleusis". Viel vertrauter war dem phantasievollen Schelling von jeher der Geist der Dichtkunst. Ihn zog es unwiderstehlich hin zur Natur,

und er fühlte sich zum Verkünder ihrer Geheimnisse geweiht. Zugleich prägten sich die gotischen Klosterherrlichkeiten der Heimat tief seinem empfänglichen Gemüt ein. Ihr Anblick stärkte den künstlerischen Sinn, der ihm verliehen war. So wurde er zum Philosophen der deutschen Romantik. Während seinem Jenaer Aufenthalte stand er mit den übrigen litterarischen Häuptern dieser Geistesrichtung in engem Verkehr. Insbesondere damals ward er, der schon frühzeitig lateinische und griechische Verse von klassischem Gepräge verfertigt hatte, zu Versuchen in deutscher Poesie angeregt. Zum ausübenden Dichter fehlten ihm indessen wichtige Eigenschaften. Aber seine ganze Philosophie war mit poetischen Elementen zersetzt, zumal seine Religionsphilosophie, die mit den Jahren mehr und mehr in das mystische Fahrwasser trieb.

Die übrigen schwäbischen Philosophen dieser Periode schlossen sich hauptsächlich an Fichte und Schelling an; die Hegelsche Schule blühte erst geraume Zeit später. Immanuel Niethammer (1766 bis 1848) aus Beilstein (O.A. Marbach), als pensionierter Geheimerat zu München gestorben, der in die Entwicklung des bayerischen Unterrichtswesens kräftig eingegriffen hat, hält sich in seinen philosophischen Schriften an Fichte. Der Ulmer Johann Jakob Wagner (1775—1841), Universitätsprofessor in Würzburg, ist von der Naturphilosophie Schellings ausgegangen, von der er sich jedoch nachher abgewandt hat. Seine zahlreichen Werke bringen tief in das Reich der Spekulation ein, verlieren aber durch den mathematischen Formalismus, dem er huldigt, an Wirkung. Auch Wagner gehörte zu den Philosophen, welche der Versuchung, poetisch zu produzieren, nicht widerstehen konnten. Außer seinem schon früher erwähnten Lustspiele „Das Ständchen" und einzelnen über sein ganzes Leben zerstreuten Gedichten verfaßte er als Göttinger Student einen Roman „Lorenzo Chiaramonti oder Schwärmereien eines Jünglings", der 1801 erschien. Als Anhänger des Schellingschen Identitätssystemes sind ferner Johann Simon Erhardt (1776—1829) aus Ulm, Professor an den Universitäten Erlangen, Freiburg i. Br. und Heidelberg, und Johann Josua Stutzmann (1777—1816) aus Friolzheim (O.A. Leonberg), zuletzt Gymnasiallehrer und Privatdozent in Erlangen, zu nennen. Adam

Karl August Eschenmayer (1768—1852) aus Neuenbürg, langjähriger Professor der Medizin und Philosophie in Tübingen und fruchtbarer Schriftsteller, nahm von Schellings naturphilosophischer Richtung seinen Ausgang. Aber die Phantasie artete bei ihm in's Phantastische, die Gläubigkeit in Aberglauben aus, und indem er kühn in das dunkelste Gebiet der menschlichen Seelenkunde einzubringen suchte, stürzte er in den bodenlosen Abgrund der Dämonologie, so daß er sich vielseitigem Gespötte aussetzte.

Von Eschenmayer abgesehen, wirkten diese schwäbischen Philosophen außerhalb ihrer Heimat. Auch das erweiterte Württemberg war noch nicht weit genug, um allen den großen Männern, die es erzeugte, würdige Stellungen einräumen zu können. Seit Herzog Karl Eugens Heimgang hatte sich auf dem Gebiete der Geistesbildung mancherlei im Lande geändert. Die beiden nächsten Nachfolger dieses Fürsten teilten sein Interesse für Künste und Wissenschaften nicht. Während die schönsten Früchte der von Karl Eugen ausgestreuten Saat jetzt erst reiften, unterließ man es, das Feld auch für die Zukunft zu bestellen. Die Kunstschöpfungen des alten Herzogs zerfielen, es geschah nichts, die von auswärts berufenen oder im Lande herangebildeten Künstler festzuhalten. Solche Eindrücke bekam Goethe, als er auf der Durchreise nach der Schweiz Sommer 1797 ein paar Wochen in Schwaben weilte. Auch über die Tübinger Universität fällt derselbe Gewährsmann kein günstiges Urteil: sie verfüge zwar über verdienstvolle Leute und verwende ein ungeheueres Geld auf die verschiedenen Anstalten, sperre sich aber gegen das fortschreitende Leben ab. Herzog Friedrich war in den ersten Jahren seines Regimentes überwiegend von den Geschäften der äußeren und inneren Politik in Anspruch genommen; später entfaltete er eine mit Kunstsinn gepaarte Prachtliebe, die manchmal die Zeiten seines Oheimes Karl Eugen zurückrief. Namentlich war er bedacht, den Glanz seiner neu erworbenen Königskrone zu erhöhen. In Stuttgart wurde das Residenzschloß ausgebaut, der herrliche Park angelegt. Keine Gelegenheit zu prunkvollen Festlichkeiten und Schaustellungen ließ man vorübergehen. Auch die Muse wurde zu diesen Zwecken aufgeboten. Neben dem offiziellen Hofdichter Schlotterbeck und anderen Einheimischen war nach

dieser Richtung hauptsächlich Friedrich Matthisson (1761—1831) aus Hohendodeleben bei Magdeburg thätig. Er wurde bei einem Aufenthalt in Stuttgart dem Herzoge Friedrich vorgestellt und von diesem beauftragt, für die bevorstehende Feier seiner Erhebung zum Kurfürsten einen Prolog mit Chören abzufassen. Friedrich fand an dem Dichter großes Wohlgefallen, erhob ihn 1809 in den erblichen Adelsstand und zog ihn 1812 ganz in seine Dienste. Unter dem Titel eines Geheimen Legationsrates war Matthisson Vorstand der öffentlichen und Hofbibliothek sowie Mitglied der Hoftheater-Oberintendanz und versah seine Aemter noch unter König Wilhelm I. bis zum Jahr 1828. In seinen Hofgedichten sparte er den Weihrauch nicht, und seine Schilderung des Dianenfestes bei Bebenhausen stieß um so mehr auf Widerspruch, als gerade die großen Jagden König Friedrichs für das Volk außerordentlich drückend und darum im Lande gründlich verhaßt waren.

Das Stuttgarter Theater, das schon in der zweiten Regierungshälfte Karl Eugens von seiner einstigen Höhe herabgesunken war, fristete nach dessen Tode vollends ein dürftiges Dasein, in den Kriegsjahren vom Hof und Staate der Privatspekulation überliefert. Als Goethe 1797 in der württembergischen Residenz weilte, hatte das Institut so ziemlich seinen tiefsten Stand erreicht, und die Kritik dieses Kenners, der unter anderem der ersten Wiederholung des Don Carlos beiwohnte, mußte darum höchst abfällig lauten. Allmählich besserten sich unter Friedrich, der für seine Hofbühne große Teilnahme zeigte und fast keine Vorstellung versäumte, die Verhältnisse wieder. Hervorragende Kräfte wurden gewonnen: 1812—1816 saß Konradin Kreutzer am Dirigentenpult, 1807 und 1814—1818 begeisterte der unübertreffliche Heldenspieler Ferdinand Eßlair alt und jung. Die merkwürdige Theaterverfassung, an deren Spitze eine aus mehreren hohen Herren gebildete Oberintendanz stand, versprach freilich wenig Gutes. Doch war der eigentliche Hoftheaterintendant König Friedrich selbst, der auch in diesem Departement ein durchaus persönliches und autokratisches Regiment liebte, bis auf die kleinsten Einzelheiten alles selbst anordnete, die Künstler in strenger Zucht hielt und selbst dem Publikum gegenüber sein Hausrecht energisch wahrte.

Die Kulturverhältnisse in Württemberg blieben von der Veränderung der politischen Gestalt des Landes nicht unberührt. Die Vergrößerung des Staates durch vorderösterreichische, reichsstädtische, reichsritterschaftliche Landesteile, das Hinzukommen oberschwäbischer und fränkischer Unterthanen brachte mehr Bewegung in die abgeschlossene Masse der altwürttembergischen Bevölkerung. Die Neuorganisationen, die König Friedrich auf Grund der modernen Anforderungen rücksichtlos durchführte, mußten auch auf die Entwicklung des geistigen Lebens zurückwirken. Württemberg, dessen einzige größere Stadt bislang Stuttgart gewesen war, nahm jetzt eine Anzahl mittlerer Städte in sich auf, die zum Teil auf eine bedeutende Vergangenheit zurückblickten und geistige Ansprüche erhoben, vor allem Ulm, wo sich in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts litterarische Interessen wieder stark regten. Indessen bildete die Hauptstadt schon darum, weil sie die Vorteile der Residenz genoß, nach wie vor den Kulturmittelpunkt des Landes. Im damaligen Stuttgart, das mit seinen 20000 Einwohnern noch einen bescheidenen Umfang hatte, stand man sich räumlich und geistig viel näher, als jetzt; alle Männer, die nach Höherem strebten, hatten enge Fühlung untereinander. Die Mauern der Stadt beherbergten unter König Friedrich eine stattliche Schar bedeutend veranlagter und vielseitig gebildeter Persönlichkeiten aus den verschiedensten Berufsklassen und Lebensstellungen, die sich zu zwangloser Geselligkeit zusammenfanden. Neben dem erwähnten Hartmannschen Hause, dem auch nach Johann Georg Hartmanns Tode durch dessen ältesten Sohn, den nachmaligen Geheimerat August Hartmann (1764—1849), der gute Ruf und das litterarische Ansehen erhalten blieben, waren das Georgiische und das Rappsche Haus die hauptsächlichen Vereinigungsstätten für die Stuttgarter Geistesaristokratie. Eberhard Friedrich Georgii (1757—1830), der im Justizdienste seines Heimatlandes zuletzt zum Präsidenten des Obertribunales emporgestiegen ist, war ein Mann von echtem Schrot und Korn. Seine Anhänglichkeit an das Hergebrachte, die charaktervolle Art, wie er für die liebe alte Verfassung eintrat, erwarben ihm den Namen des letzten Württembergers. Er war nicht bloß ein trefflicher Jurist und juristischer Schriftsteller, sondern auch in

den antiken Autoren, wie irgend einer, bewandert und in die geistigen Interessen der Gegenwart verflochten. In seinem stattlichen Hause, das im Geschmacke der Zopfzeit behaglich eingerichtet war, gingen die bedeutenden Männer Stuttgarts aus und ein. Ueber die sommerlichen Kegelabende in Georgiis Garten existiert noch ein handschriftliches Diarium. Und in dem Gartensaale hinter dem Haus entwickelte 1810 Schelling vor einem erlesenen Kreis in einem Privatissimum seine philosophische Lehre, besonders seine Ideen über Tod und Unsterblichkeit.

Das gastliche Haus des Stuttgarter Kaufmannes Gottlob Heinrich Rapp (1761—1832), des Schwagers Danneckers, das in seinen Räumen Schriftsteller und Künstler aller Art versammelte, wußte etwas zu erzählen von berühmten Besuchern. Hier weilte Schiller bei seinem Aufenthalt in der Heimat 1793/4 mit Vorliebe, hier stiegen noch nach des Dichters Tode seine Witwe und Kinder ab. Hier las 1797 Goethe, von seinem schwäbischen Freunde namentlich an Rapp und Dannecker adressiert, sein eben im Drucke befindliches Epos Hermann und Dorothea vor. Rapp, der für einen Dilettanten beispielloses Kunstverständnis und Wissen auf diesem Gebiete besaß, erwarb sich um die Förderung des Kunstlebens in seiner Vaterstadt große, auch durch äußere Ehrungen und Titel gewürdigte Verdienste. Noch an seinem Lebensabende beteiligte er sich an der Gründung der württembergischen Kunstschule sowie des württembergischen Kunstvereines. Als Schriftsteller trat er zuerst mit Arbeiten über den Gartenbau hervor, woran sich novellistische Versuche reihten, die meist in der Cottaschen Monatsschrift Flora veröffentlicht wurden. Später widmete er seine Feder vorwiegend dem Kunstfach und stellte seine Aufsätze und Berichte über Kunstgegenstände hauptsächlich dem aufblühenden Morgenblatte zur Verfügung.

Mit den eingesessenen Stuttgartern von geistiger Bedeutung standen die zugewanderten in enger Verbindung. Neben Matthisson und Petersen war der Berliner Georg Reinbeck (1766—1849), Hofrat, Professor am Obergymnasium und später auch am Katharinenstifte, Dichter und Aesthetiker, eine bekannte und angesehene, seiner stadtkundigen Eitelkeit und sonstigen Schwächen wegen frei-

lich auch vielfach bespöttelte Persönlichkeit. Er ließ sich 1808 in Stuttgart nieder. Durch seine Ehe mit der Tochter August Hartmanns, Emilie, die er 1817 als zweite Gattin heimführte, im Schwabenlande vollends ganz eingebürgert, entfaltete er eine emsige öffentliche und gemeinnützige Thätigkeit nach den verschiedensten Seiten hin. Insbesondere zur Zeit König Wilhelms I. spielte sich in seinem Haus ein Stück schwäbischer Litteraturgeschichte ab. 1798—1803 hielt sich Ludwig Ferdinand Huber als Redakteur der Allgemeinen Zeitung in Stuttgart auf, und mit ihm kam seine Gattin, die Schriftstellerin Therese Huber, die nachmalige Leiterin des Morgenblattes. 1802—1805 weilte der um die Litteratur verdiente fränkische Edelmann Freiherr Leo von Seckendorff-Aberdar (1775—1809) als Kammerherr und Regierungsrat in der württembergischen Residenz; wir werden ihm später noch als litterarischem Berater Uhlands und seiner poetischen Freunde begegnen. 1807 stellte sich der junge Karl Maria von Weber ein und bekleidete den Posten eines Geheimsekretärs beim Herzoge Ludwig, einem Bruder des Königs Friedrich. Er komponierte in Stuttgart unter anderem die Oper Silvana, führte übrigens das leichtsinnige Leben eines flotten Kavaliers und mußte 1810 seinen Abzug auf nicht eben rühmliche Weise bewerkstelligen. Auch Freiherr Karl August von Wangenheim, der 1806 in den württembergischen Staatsdienst trat, der Kurator der Tübinger Universität und nachmalige Kultminister, nahm an dem geistigen Leben der Hauptstadt wie Tübingens regen Anteil.

Die vorübergehenden Besuche berühmter auswärtiger Dichter, Schriftsteller und Gelehrten in Stuttgart mehrten sich, seitdem Cotta 1810 von Tübingen dorthin seinen Wohnort und den größten Teil seines Geschäftes verlegt hatte. Damit war diese Stadt zum Hauptsitze des schwäbischen, ja des süddeutschen Buchhandels geworden. Ein Verleger vom Range Cottas konnte sich natürlich nicht von lokalpatriotischen Tendenzen leiten lassen. Wohl nahm er zahlreiche einheimische Artikel unter den Schutz seiner Flagge, wie das 1818 von Memminger begründete Württembergische Jahrbuch, wohl verlegte er die meisten Erzeugnisse der angeseheneren schwäbischen Poeten: aber das alles machte nur einen

kleinen Bruchteil seiner Unternehmungen aus. Es gab fast keinen deutschen Schriftsteller von Rang, mit dem Cotta nicht in Verbindung stand. Schiller führte ihm seinen Freund Goethe zu, die beiden ersten deutschen Poeten zogen die anderen nach sich. Klassische und romantische Dichter, Philosophen, Naturwissenschaftler, Historiker — sie alle vertrauten willig die Schicksale ihrer Geisteskinder dem schwäbischen Buchhändler an. Zu den meisten Autoren seines Verlages unterhielt Cotta nicht bloß geschäftliche, sondern auch freundschaftliche Beziehungen. Dies wurde dadurch erleichtert, daß er sie an seinem finanziellen Gewinne teilnehmen ließ. Er war kein ängstlicher Rechner, für seine weitsichtige Finanzkunst gab es kein kleinliches Kargen. Unermüdlich unterstützte er verheißungsvolle Talente. Wohl nahm er jungen Schriftstellern gegenüber gerne die Manieren eines großen Herren an, und alle die überschwenglichen Hoffnungen, die auf ihn gesetzt wurden, vermochte er nicht zu befriedigen. Aber die Zahl derer, welche er beglückte, übertraf doch die der Enttäuschten. Auch auf die Erweiterung seines Kunstverlages war Cotta stets bedacht. Noch 1827 errichtete er in München eine umfangreiche litterarisch-artistische Anstalt. Eine fast unübersehbare Menge von Zeitschriften und Taschenbüchern erschien in seinem Verlag. Er ließ es sich angelegen sein, allmählich für jeden Wissenszweig mindestens über ein Fachblatt zu verfügen. Bedeutsame und dauerhafte Organe, wie seit 1828 „Das Ausland", befanden sich darunter. Auf schönwissenschaftlichem Gebiet erfreuten sich neben der Monatsschrift Flora, den Horen und dem Musenalmanache Schillers namentlich das „Taschenbuch für Damen" (1799—1822 und 1828—1831) und der „Almanach des Dames" (1801—1831) viele Jahre hindurch großer Beliebtheit. Von der Allgemeinen Zeitung abgesehen, konnte sich indessen keine litterarische Gründung Cottas an Einfluß und Erfolg mit dem Neujahr 1807 in's Leben gerufenen „Morgenblatt für gebildete Leser" (später „Morgenblatt für gebildete Stände") messen.

Das Programm des neuen Journales berücksichtigte das gesamte Gebiet der unterhaltenden und belehrenden Litteratur mit Ausschluß der Tagespolitik. Für ein solches Unternehmen schienen sich um so günstigere Aussichten zu eröffnen, als sich die Deutschen

damals unter dem Drucke der öffentlichen Verhältnisse völlig in künstlerische und wissenschaftliche Interessen eingesponnen hatten. Cotta selbst war der geistige Schöpfer des Morgenblattes. Eine Reihe einheimischer Kräfte stand ihm beratend und helfend zur Seite, und in den ersten Jahrgängen war es auch hauptsächlich der Stuttgarter Litteratenkreis, der mit seinen Produkten die Spalten füllte: Karl Christian Heinrich Grüneisen (1765—1831), damals Generalsekretär im Kultministerium, zuletzt Oberregierungsrat, ein ebenso begabter, witziger und gebildeter als bescheidener schriftstellerischer Dilettant, G. H. Rapp, Rehfues, die schwäbischen Dichter Weisser, Friedrich Haug und von Tübingen aus Conz, ferner Matthisson, Reinbeck, Petersen u s. w. Diese Stuttgarter teilten sich auch anfangs in die Schriftleitung. Im ersten Jahre war Grüneisen der Hauptredakteur, dann versah Haug bis 1817 diese Stelle, zeitweise durch Weisser und Reinbeck ersetzt oder doch entlastet. 1815 kam Friedrich Rückert nach Stuttgart und trat in die Redaktion des Morgenblattes für den poetischen Teil auf zwei Jahre ein. Cotta versäumte von Anfang nicht, auch die auswärtigen Autoren, mit denen er in Verbindung stand, als Mitarbeiter heranzuziehen. So lieh Jean Paul von der ersten Nummer an der Zeitschrift seine Feder. Bald fand sich in Deutschland kaum noch irgend ein Dichter oder Schriftsteller von Ruf, der, wenn nicht regelmäßig, so doch gelegentlich, Beiträge zum Morgenblatte lieferte. Dieses bot dem Publikum einen außerordentlich reichen Inhalt: Gedichte, belletristische und populär wissenschaftliche Artikel aller Art, Korrespondenzen aus den deutschen und sonstigen europäischen Großstädten, Bücherbesprechungen, Mitteilungen aus dem Nachlasse berühmter Männer. Es vereinigte noch die ganze Stoffmasse, in die sich später mit ihm seine Abzweigungen, das „Kunstblatt" und das „Literaturblatt", teilten. Im Anfang überwogen die kleinsten litterarischen Gattungen ungebührlich: Epigramme, Rätsel, Gedankensplitter, Notizen; aber allmählich wurde aus dem bunten Vielerlei gediegene Abwechslung. Kurz, das Journal, das innerhalb den deutschen Sprachgrenzen weite, wenn auch nicht sehr dichte Verbreitung fand, entwickelte sich zu einem festen Mittelpunkte deutscher Litteratur.

Gerade durch die Unbefangenheit, mit der das Morgenblatt sich über die litterarischen Parteien gestellt und das Gute genommen hat, von welcher Strömung es ihm immer zugetragen wurde, hat es sich seinen langen, ehrenvollen Bestand gesichert. Doch erstreckt sich dieses Lob nicht schon auf die ersten Jahre. Unter der Einwirkung der einheimischen Dichter hatte zunächst der Klassizismus, so wie er sich bei diesen ausgebildet hatte, das Uebergewicht in den Spalten der Zeitschrift, die sogar zu Ausfällen gegen die romantische Richtung benützt wurde. Die tonangebenden schwäbischen Dichter, die einst alle durch Stäudlins Musenalmanach in die Oeffentlichkeit eingeführt worden waren, wiesen, bei starken Verschiedenheiten im einzelnen, doch eine gewisse Gemeinschaft in den Grundzügen ihrer künstlerischen Physiognomie auf. Es waren außer dem einen Hölderlin lauter Talente, die von der Linie des Mittelmaßes weder nach oben noch nach unten weit abbogen. Nirgends eine scharf ausgeprägte Eigenart, nirgends ein fortreißendes Temperament. Das Angelernte und Angeeignete überwog das Ursprüngliche. Mit gediegener litterarischer Bildung und reinem ästhetischen Geschmack ausgerüstet, wahrten diese Schwaben die klassischen Traditionen oder doch das, was sie just darunter verstanden. Sie kannten sich alle im griechisch-römischen Altertume wohl aus, Conz und Neuffer waren sogar hervorragende Philologen, von Hölderlins Griechenbegeisterung ganz zu schweigen. So jagten sie dem Ideal antiker Formschönheit nach. Sie brachten es in der That zu einer Sauberkeit und Glätte der Technik, woran die schwäbischen Lyriker der späteren Zeit nicht heranreichten. Schiller war der Heros, zu dem diese Poeten, die ihm ja zum Teile durch persönliche Beziehungen nahe standen, emporblickten. Das Morgenblatt hatte man gewissermaßen im Andenken und zu Ehren des jüngst Verstorbenen gegründet. Aber fast noch besser, als dieser Riese, eigneten sich Kleinere zur Nachahmung: Voß, das eigentliche Haupt des formalen Klassizismus, Wieland, Bürger und die Göttinger; selbst auf Klopstock griff man hin und wieder zurück. Als Meister der Zunft wurde der auch von Schiller stark überschätzte Matthisson von den Genossen anerkannt und bewundert. Ein verstandesmäßig nüchterner Zug geht durch die ganze Poesie des

schwäbischen Klassizismus. Woher hätten auch diese Männer, die sich in kleinen, aber gesicherten Verhältnissen behaglich und zufrieden fühlten, Professoren, Pastoren, mittlere Beamte, die aus den Schranken der Heimat nicht hinausstrebten, starke Impulse empfangen sollen? Sie hingen noch alle an der rationalistischen Weltanschauung. Sie verfolgten mit ihrem Dichten vorwiegend moralische und pädagogische Absichten; gehörte doch das Lehren, das Predigen, das Erbauen bei vielen von ihnen zum Lebensberufe. So bevorzugten sie auf der einen Seite die satirischen und epigrammatischen, auf der anderen die elegischen und idyllischen Gattungen. Die reine Lyrik, die von den schwäbischen Sängern seit Uhland mit unermüdlicher Lust und schönem Gelingen gepflegt worden ist, stand damals verhältnismäßig im Hintergrunde. Das Vorbild Goethes war für unsere Klassizisten verloren, sie drangen — immer von Hölderlin abgesehen — nicht zu seinem vollen Verständnis vor.

Eine Dichtergruppe, die im Rationalismus ihr materielles und im Klassizismus ihr formales Bildungsideal erblickte, mußte mit der aufkommenden romantischen Richtung trotz mannigfachen Berührungspunkten notwendig in feindlichen Zusammenstoß geraten. Doch stufte sich das Verhalten der Schwaben in dieser Angelegenheit merklich ab; sie bildeten eben nur eine lockere Gemeinschaft, keine disziplinierte Schule. Einige, wie Neuffer, sahen dem Streite gleichmütig zu, andere, wie der vielseitige Conz, der sich an den beiden Almanachen des Kerner-Uhlandschen Kreises vom Jahr 1812 und 1813 beteiligte, und Gräter, hatten sogar direkte Fühlung mit den Romantikern. Die Vorkämpfer auf klassizistischer Seite waren die beiden eng befreundeten Altersgenossen Friedrich Weisser und Friedrich Haug; der Heißsporn Weisser warf sich namentlich zum Wortführer seiner Partei auf.

Friedrich Christoph Weisser, am 7. März 1761 als Sohn eines Buchbindermeisters zu Stuttgart geboren, besuchte bis 1776 das Gymnasium seiner Vaterstadt und erlernte dann das Schreiberhandwerk in Brenz (O.A. Heidenheim). Seine ersten Dienste leistete er auf der Schreibstube in Herrenberg, wurde 1784 Accessist und Jahrs darauf Kanzlist bei der Landschaft in Stuttgart und

stieg allmählich zum Registrator und Landschaftssekretär empor. In dieser verhältnismäßig bedeutenden Stellung beteiligte sich Weisser mithandelnd an dem Drama, das sich zwischen Herzog Friedrich und den Ständen abspielte, und wurde von der Landschaft sogar mit diplomatischen Sendungen an die Höfe von Berlin und Wien betraut. Nach der Aufhebung der alten Verfassung trat er als Steuerbeamter in den Staatsdienst über, zuerst mit dem Titel Obersteuerrat; später wurde er Oberfinanzrat. Ein Gehörleiden hielt ihn seit 1822 von seinem Amte fern, 1826 wurde er in den bleibenden Ruhestand versetzt. Nach einem einsamen Lebensabende, den er vorwiegend der Beschäftigung mit dem Jenseits widmete, verschied der unverheiratete Mann am 9. Januar 1836 zu Stuttgart.

Mit Versen ist Weisser zuerst 1782 in Stäudlins Musenalmanach, mit Prosaaufsätzen geraume Zeit später in der Zeitschrift Flora hervorgetreten. Fortan füllte er mit seinen Erzeugnissen die Spalten zahlreicher Journale und periodischer Druckwerke, seit 1807 namentlich des Morgenblattes. Mit Herausgabe eigener Bücher zögerte er lange, warf aber dann eine große Menge Bände in raschester Folge auf den Markt. Den Anfang auf poetischem Gebiete machten „Acht Romanzen“ (1804), Trävestien von Götter- und Heroensagen enthaltend, und zwei Bände „Sinngedichte“ (1805/6); die erste Sammlung von Prosaschöpfungen nannte er „Kleine Satyren und Tändeleyen“ (1805). Die folgenden Bücher brachten unter den verschiedensten Titeln Verse und Prosa in buntester Mischung und häufiger Wiederholung derselben Stücke. 1807/9 gab er mit Haug eine „Epigrammatische Anthologie“ in zehn Bänden als Seitenstück zu Matthissons lyrischer Anthologie heraus. Hervorzuheben sind ferner „Die Mährchen der Scheherazade“ in sechs Teilen „neu erzählt“ (1809—1812) und eine Verwässerung des Simplicissimus unter dem Namen „Schalkheit und Einfalt“ (1822). Seine prosaischen Werke sammelte er 1818 bis 1820 in sechs Teilen und fügte 1826 nochmals eine neue dreibändige Sammlung hinzu. 1826/27 veranstaltete er eine „Ernste, fröhliche und scherzhafte Muse“ betitelte letzte Auswahl seiner Gedichte in zwei Teilen. Damit war seine schriftstellerische Thätigkeit abgeschlossen.

Weisser war eine wunderliche Erscheinung: ein putziges Männchen mit einem Faunsgesicht, aus dem ein Paar gescheiter Augen leuchtete, und seiner äußeren Gestalt entspricht seine litterarische Physiognomie. Er ist unter den Schwaben der heftigste und einseitigste Verfechter des Klassizismus, den er dazuhin noch in seltsamer Beschränkung auffaßt. Klopstock und Wieland gelten ihm mehr, als Schiller und Goethe. Die neue Poesie haßt er. Zu Prügelknaben seines grimmigen Spottes macht er vor allen die Schicksalstragiker und Romantiker, die übrigens dem „Plattisten" durchaus nichts schuldig geblieben sind. Er ist ein unermüdlicher Kämpe für das, was ihm als guter Geschmack erscheint. Gedichte, Novellen und Märchen verwendet er gleichermaßen wie Kritiken, belehrende Aufsätze und Skizzen dazu, um seine scharf ausgeprägten Anschauungen über künstlerische, wissenschaftliche und soziale Gegenstände an den Mann zu bringen, und oft genug zieht er die Gelegenheit dazu an den Haaren herbei. Seine Richtung geht durchaus auf das Satirische. Scharfen Witz hat ihm die Natur als beste Gabe verliehen: nur macht er zu ausgiebigen Gebrauch davon und witzelt unaufhörlich über alles. Bei erstaunlichem Reichtum an Einfällen jeder Art fehlen ihm die Ideen. Der Verstand überwuchert völlig das Gemüt; er ist niemals phantasievoll, immer nüchtern, niemals begeistert, immer kritisch. Er gehört zu den letzten Aufklärern aus Nicolais Schule. Er zeigt viel litterarisches, kein poetisches Talent. Seine ernsthaften Gedichte sind in formaler Hinsicht korrekt und glatt, aber oberflächlich und armselig; verhältnismäßig am besten gelingen ihm Elegien. Die humoristischen und satirischen Verse, die der Zahl nach stark vorwiegen, könnten eher befriedigen, wenn Weisser nicht in dem Irrtume befangen wäre, daß jeder noch so gewöhnliche Stoff zu einem Gedichte sich eigne. Unter seinen vielen Epigrammen, die sich auf alle denkbaren Gegenstände erstrecken, befindet sich manches scharf geprägte Witzwort, andere sind matt oder gekünstelt; oft haut er auch hier mehr um sich, als daß er trifft. Prosa steht ihm weit besser an, als Verse. Er hat sich an Wieland hauptsächlich gebildet und diesem einen klaren und flüssigen Stil abgelernt. Als witziger Kritiker und scherzhafter Plauderer ist er nicht ohne Verdienste.

Er hat so ziemlich über alles geschrieben, worüber sich irgendwie schreiben läßt. Rezensionen, ästhetische Abhandlungen, historische Aufsätze, soziale Studien, Aphorismen wechseln mit Anekdoten, feuilletonistischen Skizzen, Humoresken, Erzählungen, Märchen. Manches liest sich noch heute recht angenehm, und oft kann man seinen mit so großer Siegesgewißheit vorgetragenen Anschauungen den Beifall nicht versagen. Aber schließlich ärgert man sich über seine einförmige Weise, alles in's Witzige zu ziehen, das bei ihm häufig genug in's Gesuchte, Spitzfindige, Paradoxe, Sophistische, Rabulistische ausartet, und auf die Dauer langweilt seine nichts verschonende Schwatzhaftigkeit. Er selbst, der über die Vielschreiberei und Vieldichterei des Zeitalters, zumal der Weiber, so beweglich zu klagen und so lustig zu spotten versteht, läßt es sich nicht nehmen, jeden eigenen Gedankenfetzen zu Papier zu bringen und in die Druckerei zu schicken. Unter den erzählenden Prosawerken stehen die zahlreichen Märchen obenan. Wirklich gut dargestellt und elegant stilisiert, können sie noch heute genossen werden, sofern nicht ein ironisierender Ton, litterarische Polemik und sonstige Zeitanspielungen die naive Wirkung, die diese Kunstgattung erfordert, aufheben.

Johann Christoph Friedrich Haug, der Sohn Balthasar Haugs, kam am 9. März 1761 in Niederstotzingen, wo sein Vater damals Pfarrer war, zur Welt. Ursprünglich zum Theologen bestimmt, erhielt er auf der Ludwigsburger Lateinschule und dem Stuttgarter Gymnasium seine Vorbildung, bis er Dezember 1775 in die Karlsschule einberufen wurde. Hier studierte er die Rechtswissenschaft. Obgleich er zu den Musterschülern gehörte und 1779 unter den Chevaliers des kleinen akademischen Ordens Aufnahme fand, hielt er sich doch an das etwas leichtfertige Poeten- und Künstlervolk, namentlich an Schiller und dessen Freundeskreis. Sein jugendlicher Frohsinn und sein Talent für die heiteren Gattungen der Poesie, zumal für das Epigramm, machten ihn beliebt. Die Gewogenheit Karl Eugens wie seiner Nachfolger ebnete dem jungen Manne den Lebensweg. 1783 wurde er Sekretär und geheimer Kabinettskanzlist im Geheimen Ratskollegium, 1794 geheimer Sekretär, 1816 kam er als Bibliothekar an die öffentliche Bibliothek mit

dem Titel eines Hofrates. Am 30. Januar 1829 erlag er einer rasch verlaufenden Lungenentzündung.

Haug spielte Jahrzehnte lang in Stuttgart eine bedeutende Rolle. Der liebenswürdige und gutmütige Mann trug durch seine Unterhaltungsgabe, sein Improvisationstalent, seine frohe Dichterlaune zur Belebung der Geselligkeit in weiteren und engeren Kreisen nicht wenig bei. Stets zeigte er sich bei Veranstaltungen des Liederkranzes und sonstigen öffentlichen Festen dienstbereit. Sein Haus, das zugleich die Stätte glücklichsten Familienlebens war, stand für Gäste jederzeit offen. Er unterhielt mit allen, die auf geistige Bedeutung in Stuttgart Anspruch hatten, Verbindung, war namentlich mit den übrigen schwäbischen Dichtern, älteren wie jüngeren, befreundet, besonders nahe mit Weisser und Conz, ferner mit Petersen, später mit Matthisson. Auch über die engere Heimat reichten seine litterarischen Beziehungen hinaus.

Haugs Erstlinge erschienen im Schwäbischen Magazin seines Vaters, in Stäudlins Musenalmanach und in Schillers Anthologie. Ein halbes Jahrhundert lang bereicherte er dann die verschiedensten Zeitschriften und Taschenbücher, von jenen namentlich das Morgenblatt im ersten Jahrzehnte seines Bestehens; in den poetischen Kalendern war er Stammgast, selbst in den angesehensten, wie Schillers Musenalmanach. Den Reigen seiner zahlreichen, meist kleineren und nach poetischen Gattungen getrennten Gedichtsammlungen eröffneten 1791 „Sinngedichte“. Den größten Ruf erlangten die 1804 unter dem Pseudonym Hophthalmos herausgegebenen „Hundert Hyperbeln auf Herrn Wahls große Nase“, die, später auf zweihundert Nummern gebracht, wiederholt aufgelegt wurden. 1805 veranstaltete er eine zweibändige Ausgabe „Epigrammen und vermischte Gedichte“, denen nach seinem Tod 1840 ein Band ausgewählter „Gedichte“ an die Seite trat. Auch mehrere Taschenbücher brachte er auf den Markt, so auf die Jahre 1815 und 1816 einen „Almanach poetischer Spiele“. Schließlich kamen manche Gaben flüchtigerer Laune in der Form von Broschüren und Flugblättern unter die Leute.

Haugs litterarische Physiognomie ähnelt der seines Freundes Weisser. Auch er arbeitet weit mehr mit dem Verstand, als mit

der Phantasie, auch seine stärkste Hilfsmacht ist der Witz. Auch er hält an den poetischen Idealen seiner Jugend fest und kommt darüber nicht zur vollen Würdigung der großen Fortschritte seiner Zeit; hat er sich doch sogar vom Fürsten von Fürstenberg nach seines Vaters Tode den von diesem geführten, längst veralteten Titel eines Pfalzgrafen erbeten. Auch er stimmt in den Schlachtruf gegen die Romantik ein. Aber er ist weder so gallig noch so einseitig, wie Weisser. Die Bedeutung der mittelalterlichen Poesie verkennt er nicht; er übertrug Minnelieder und sonstige Gedichte älterer Epochen in's Neuhochdeutsche, diese Versuche 1819 zu einem „Poetischen Lustwald" vereinigend. Während Weissers Stärke in der Prosa lag, befaßte sich Haug nur verhältnismäßig wenig mit dieser und beschränkte sich auf ihre kleinsten Gattungen: Anekdoten und Geschichtchen, Kritiken, litterarische und sonstige Notizen. Als Dichter hat er in einem eng begrenzten Fache wirklich Hervorragendes und Bleibendes geleistet: im Epigramme. Niemals versagte ihm der Witz, und er verstand seine Einfälle blitzschnell zu drastischen Wendungen zuzuspitzen. Die Improvisationen, die dem Augenblicke dienten und nur von den Beteiligten verstanden werden konnten, teilweise auch für den Druck zu gepfeffert waren, sind der Mehrzahl nach verloren gegangen. Aber auch die Epigramme, welche er auf die Nachwelt gebracht hat, zählen nach vielen Hunderten. Kaum irgend ein Gegenstand, den er nicht in den Bereich seiner Satire gezogen hat! Doch zielt er weit mehr auf die Schwächen und Thorheiten seiner Mitmenschen, auf kleine Wunderlichkeiten und lächerliche Außenseiten, als auf ihre großen Gebrechen und Laster. Er ist ein gutmütiger Spötter, kein eifernder Sittenrichter. Seine Pfeile treffen, schlagen aber nicht tiefe Wunden. Er brandmarkt keine Individuen, nur Typen, meint nicht die Person, sondern die Sache, wenn ihm auch in einzelnen Fällen bestimmte Persönlichkeiten vorgeschwebt haben, wie in den zahlreichen Scherzen auf Zecher der trinkbare Petersen und in den Nasen-Hyperbeln ein anderer Stuttgarter. Der Dichter hat es nicht sowohl auf die besonderen Fehler seines Zeitalters als auf die allgemeinen und ewig bestehenden der Menschheit abgesehen. So eröffnen seine Erzeugnisse keine weite kulturhistorische Perspek-

tive; dafür ziehen sie noch heute durch lebendige Frische an und reizen unwiderstehlich zum Lachen — ein großer Teil wenigstens; in solcher Menge steckt natürlich manches Matte, Dunkle und Gesuchte, auch an Wiederholungen kann es da nicht fehlen. Der Dichter erreicht seine Zwecke durch die verschiedensten Mittel, bald durch einfaches Wortspiel, Metapher, Kontrastierung, bald durch kompliziertere Verstandesoperationen, hier durch verblüffende Ueberraschungen, dort durch ungeheuerliche Uebertreibungen; aber überall wird die Wirkung durch eine kurze und schlagkräftige Fassung gehoben. Außerdem hat Haug viele kleine Erzählungen und Fabeln gedichtet, die sich nicht durch behagliche Breite, sondern durch scharf pointierten Witz auszeichnen und meist den Epigrammen zum Verwechseln ähnlich sehen. Eine Reihe Rätsel, Charaden und Logogryphen sind Früchte von demselben Baum. In seiner eigentlichen Lyrik wechseln humoristische und elegische Klänge. Unter jenen stehen die sangbaren und flotten Gesellschafts-, namentlich Herbst- und Trinklieder, obenan. Die ernsten Gedichte — neben den eigenen laufen zahlreiche Uebersetzungen her — verraten ästhetischen Geschmack und formales Können, aber wenig Selbständigkeit, und nur spärlich fließt der Quell der Empfindung.

Karl Philipp Conz ist am 28. Oktober 1762 im Städtchen Lorch (O.A. Welzheim) als Sohn des Klosteramtsschreibers geboren. An der lieblichen Natur seiner Heimat und ihren Hohenstaufendenkmalen hafteten seine Jugenderinnerungen, denen er bis in das hohe Alter treu blieb. In Lorch hatte er den kleinen Schiller zum Spielkameraden, in Schorndorf, wo er später die Lateinschule besuchte, Karl Reinhard zum Freunde, mit dem er im Tübinger Stifte den Herzensbund erneuerte. Ehe Conz dort zum Studium der Theologie eintrat, hatte er die niederen Klosterschulen Blaubeuren und Bebenhausen durchlaufen. Der begabte und strebsame Jüngling warf sich neben seinem Fachstudium mit besonderem Eifer auf die klassische Philologie und die schönen Wissenschaften. Von Tübingen aus unterhielt er mit Schiller in Stuttgart Verkehr, was ihn aber nicht hinderte, sich gleichzeitig in Stäudlins Gefolgschaft zu begeben. Nachdem er eine Zeit lang Vikar und Stiftsrepetent gewesen war und sich ein wenig in Deutschland umgesehen

hatte, wurde er 1790 Prediger an der Karlsschule und 1793 Diakonus in Vaihingen a. d. Enz, wo er sich verheiratete. 1798 kam er in derselben Stellung nach Ludwigsburg und erhielt 1804 einen Ruf nach Tübingen als ordentlicher Professor der klassischen Philologie für den verstorbenen Seybold. Er dehnte seine Vorlesungen auf Aesthetik und Litteraturgeschichte aus und hielt praktische Uebungen im deutschen Stil ab. 1812 wurde ihm noch die Professur für Rhetorik übertragen. Von dem Ideal eines Dozenten war er weit entfernt. Seine körperliche Schwerfälligkeit stand in auffälligem Gegensatze zu seiner geistigen Lebhaftigkeit. Doch verdankte ihm mancher Jüngere Anregung und persönliche Förderung. Er war ein liebenswürdiger und herzensguter Mensch mit kindlichem Gemüt. Am 20. Juni 1827 starb er an der Wassersucht.

Als Dichter ist Conz zuerst mit Beiträgen zu Stäudlins Almanach und dem fünfaktigen Drama „Konradin von Schwaben" (1782) hervorgetreten. 1785 erschienen die gemeinsam mit Reinhard abgefaßten „Episteln" und ein Bändchen „Schildereien aus Griechenland", die er 1793 nochmals erweitert herausgab. 1787 wurde das lyrisch-didaktische Gedicht „Moses Mendelssohn, der Weise und der Mensch" gedruckt. Sammlungen seiner lyrischen Erzeugnisse, die sich außerdem in den verschiedensten periodischen Druckwerken, später namentlich im Morgenblatte, zerstreut finden, veranstaltete er 1792, 1806, 1818/9 und 1824. Daneben liefen noch Gedichtausgaben her, die besondere Zwecke verfolgten, wie „Morgenländische Apologen" (1803), „Biblische Gemälde und Gedichte" (1818) und anderes. Seine Uebersetzungsthätigkeit bezog sich namentlich auf die griechischen Dichter: Tyrtäos und andere Lyriker, Aeschylos, Sophokles, Aristophanes, ferner auf Cicero und Seneka. Ein umfangreicheres Prosawerk hat Conz nicht geschrieben. Seine historischen, biographischen, litteraturgeschichtlichen, ästhetischen, philosophischen und philologischen Arbeiten sind teils in Sammelwerken, teils als Einzeldrucke erschienen. Mit einer Auswahl davon hat er zwei Bändchen „Kleinere prosaische Schriften vermischten Inhalts" (1821/2) und einen Band „Kleine prosaische Schriften oder Miszellen für Litteratur und Geschichte" (1825) angefüllt. Die beiden Monographien über die Dichter Nikodemus

Frischlin und Georg Rudolf Weckherlin wurden besonders geschätzt. Zweimal gab er auch kurzlebige Zeitschriften heraus: „Beiträge für Philosophie, Geschmack und Litteratur" (ein Heft 1786) und „Museum für die griechische und römische Litteratur" (drei Stücke 1794/5).

Conz ist ein vielseitiger und nach Formen wie Stoffen reichhaltiger Dichter; künstlerischer Ernst, reiner Geschmack und Formsinn erheben ihn über den Durchschnitt seiner nächsten Umgebung; was ihm dagegen abgeht, ist ein starkes Naturell, eine bestimmte künstlerische Physiognomie. Seine Poesie besteht aus freien Umbildungen und Nachbildungen bewährter Muster. Er ist in erster Linie ein bewußter Jünger der Antike, zumal des Hellenentumes, in dessen begeisterter Bewunderung er mit Hölderlin zusammentrifft. Anklänge an die alten Klassiker, deren Metren er bevorzugt, ziehen sich durch sein ganzes Dichten. Deutsche Vorbilder gaben für ihn zunächst Klopstock und die älteren Sänger dieser Richtung, ferner Matthisson ab; später ließ er sich hauptsächlich von der Lyrik Schillers beeinflussen, dessen Lebens- und Kunstideale auch die seinigen waren. Nebenbei lernte er von Lessing und einiges selbst von Goethe. Conz' Anpassungsvermögen ging so weit, daß er schließlich noch romantische Bestandteile in seine Poesie aufnahm, was dieser keineswegs zum Schaden gereichte. Uebrigens bildeten seine frühzeitige Hohenstaufenbegeisterung, sein auch wissenschaftlich bethätigtes Interesse am Mittelalter überhaupt, seine Nachahmung von Minneliedern schon eine Vorstufe zu seiner romantischen Epoche. Seine natürlichen Anlagen und Neigungen wiesen ihn auf die philosophische und didaktische Lyrik hin. Bezeichnend hierfür ist seine wortreiche Totenfeier für den Philosophen Moses Mendelssohn, eine schwächere Nachahmung von Stäudlins Verherrlichung Hallers, wobei der Jüngling die Gelegenheit begierig ergreift, sein philosophisches Wissen auszukramen. Daran reihen sich Gedankendichtungen im Tone Schillers, Episteln nach der Art Horaz', Naturgemälde und Betrachtungen über Menschenstätten, religiöse Kundgebungen, Gnomen, Epigramme. Conz zeigt sich in seiner Lyrik als guten Patrioten. Die Erhebung der deutschen Nation entlockt ihm, der einst die französische Revolution freudig begrüßt hat,

echte Klänge. Seine eigentlichen Lieder, auch die erotischen, sind wenig von innerer Wärme beseelt. Am besten gelingen auch ihm Elegien, namentlich in den Klagegesängen um seinen frühe heimgegangenen Erstgeborenen findet tief empfundener Schmerz ergreifenden Ausdruck. In den Balladen und Romanzen kommt unser Dichter wenigstens über den Bürgerschen Ton, in dem seine schwäbischen Genossen meist verharren, hinaus. Einige Stücke sind Nachahmungen Schillers; stärker äußert sich aber in dieser Gattung der Einfluß der Romantik. Altdeutsche Sagen werden gestaltet, altenglische und schottische Vorlagen benützt. Freilich sind seine Balladen vielfach nur versifizierte Erzählungen ohne die zielbewußte Konzentration auf einen bestimmten Punkt, welche doch das Wesen der Ballade ausmacht. Seine religiöse Epik besteht aus Umschreibungen bekannter Erzählungen des Alten und Neuen Testamentes, deren schlichtere Fassung in Luthers Bibelsprache jedoch eindrucksvoller ist. Wo Conz die dramatische Form gewählt hat, ist es ohne Rücksicht auf die praktische Schaubühne geschehen. Sein Konradin von Schwaben ist vom technischen Standpunkt aus ganz mangelhaft. Auch hat das Historische darin eine oberflächliche und jugendlich naive Behandlung erfahren. Gegen die idealen Momente sticht der realistische Stil, in dem das Ganze gehalten ist, ab. Vertreter der unteren Volksstände werden handelnd eingeführt. Das Trauerspiel ist in einer etwas nüchternen Prosasprache geschrieben, und der Dichter befleißigt sich dabei einer Natürlichkeit, die mitunter einen burschikosen Anstrich bekommt. Eine Bearbeitung des Medea-Stoffes und ein paar weitere dramatische Kleinigkeiten stehen ganz unter dem Zeichen der griechischen Tragiker.

Zu dieser älteren Gruppe kassizistischer Dichter trat eine jüngere, aus den Freunden Magenau, Neuffer, Hölderlin bestehend, von denen die poetische Kraft des bedeutendsten, Friedrich Hölderlins, sich freilich im Verlauf ihrer Entwicklung weit über die Grenzen des schwäbischen Klassizismus hinausgeschwungen hat. Die drei Jünglinge führte das Tübinger Stift zusammen. Der älteste, Rudolf Magenau, war am 5. Dezember 1767 als Stadtschreiberssohn zu Markgröningen (O.A. Ludwigsburg) geboren, besuchte die

Klosterschulen Denkendorf und Maulbronn und bezog die Universität im Herbste 1786. Ludwig Neuffer, dessen Vater Registrator beim Konsistorium war, erblickte am 26. Januar 1769 zu Stuttgart das Licht der Welt. Er erhielt seine Erziehung im pietistisch gefärbten Elternhaus und seine Ausbildung im hauptstädtischen Gymnasium, bis er gleichzeitig mit Magenau in das Stift eintrat.

Johann Christian Friedrich Hölderlins Geburtstag ist der 20. März 1770, sein Geburtsort das liebliche Neckarstädtchen Lauffen, wo der Vater, wie bereits der Großvater, das Amt des Klosterhofmeisters versah. Ersterer starb schon 1772, und die Mutter, die Tochter eines Pfarrers Hayn, entschloß sich im folgenden Jahre zu einer zweiten Ehe mit dem Nürtinger Bürgermeister, Kammerrat Gock, einem wackeren Manne, den sie aber 1779 ebenfalls durch den Tod verlor. Nun war die Erziehung Friedrichs ganz der Mutter und der mit dieser zusammenhausenden Großmutter überlassen, zwei vortrefflichen Frauen, die ihren Liebling zu innerer Reinheit und edlen äußeren Sitten bildeten, aber doch seine gefährlichen Charakteranlagen, leicht verwundbare Weichheit des Gemütes und stillen Eigensinn, weder durch Beispiel noch durch Zucht wirksam zu bekämpfen vermochten. Schon von zarter Jugend an zeigte der Knabe jene Eigenschaften, die ihn später zum großen Lyriker gemacht, aber sein Verhältnis zum wirklichen Leben so unglücklich gestaltet haben: den unwiderstehlichen Hang zur Einsamkeit und die heilige, fast mystische Liebe zur Natur, die tiefe Innerlichkeit des ganzen Wesens und die gewaltsame Steigerung der ewig auf- und abwogenden Gefühle. Aus der Nürtinger Lateinschule kam er nach erstandenem letzten Landexamen Herbst 1784 in das Seminar Denkendorf, das damals im Rufe kleinlicher Pedanterie stand. Dort blieb er bis 1786 und verbrachte dann die beiden folgenden Jahre in der liberaler geleiteten Maulbronner Klosterschule. Die schematische Massenerziehung war ihm, der einer festen persönlichen Leitung unter sorgfältiger und schonender Berücksichtigung seiner geistigen Besonderheiten bedurft hätte, wiederum nicht günstig. Ueberdies haßte er den klösterlichen Zwang und verzehrte sich in Sehnsucht nach den schönen Tagen der Kindheit, da er ungebunden die Fluren nach Herzenslust hatte durchschweifen können. Lehrer,

die sich seiner liebevoll angenommen hätten, fand er nicht, und von der Schar seiner Mitschüler zog er sich scheu zurück, da er Scherz nicht verstand, ihren Uebermut für Bosheit nahm und sich selbst für besser hielt, als seine Umgebung. Ein in solcher Jugend unnatürliches Mißtrauen gegen die Menschen und gegen die Güte dieser Welt ließen ihn eine neue Welt in seinem Inneren sich aufbauen. In Maulbronn verschenkte Hölderlin erstmals sein Herz an die Klosterverwalterstochter Luise Nast. Das in manchen Punkten mit ihm gleich gestimmte Mädchen erwiderte seine Gefühle, und nun kostete er alle Wonnen und Marter einer überschwenglichen Liebe aus. Infolge räumlicher Trennung erkaltete dann das Verhältnis allmählich, und der Tübinger Student gab Luisen in der Professorentochter Elise Lebret eine Nachfolgerin. Jene erste Leidenschaft steigerte seine dichterische Produktion, deren Anfänge schon in eine frühere Zeit zurückreichen. Neben der Neigung zur Poesie erwachte bei ihm in den Klosterschulen die zum klassischen Altertume, vor allem zum Hellenentum. Obwohl gleichmäßiger Fleiß weniger seine Sache war, als Vertiefung in die ihm gerade zusagenden Materien, und obwohl er bezeichnenderweise die Realfächer stark vernachlässigte, behauptete er sich doch unter den Vorderen seiner Promotion.

Im Herbste 1788 trat Hölderlin in das Tübinger Seminar über. Bitter genug empfand er auch hier die Beschränkung der persönlichen Freiheit und die geringe Achtung, die der Stiftler draußen genoß. Aber dafür warteten jetzt zwei Freuden seiner: weitgehende Selbständigkeit in der wissenschaftlichen Arbeit und Freundschaft mit jungen Leuten, die denselben Idealen, wie er, nachjagten. Wenn Hölderlin wähnte, die Menschen seien ihm gram, so war das nichts als eine krankhafte Einbildung: vielmehr brachte man allenthalben dem schön gestalteten und fein gesitteten Jünglinge warme Teilnahme entgegen. In den ersten Jahren seines Tübinger Aufenthaltes stand die Freundschaft mit Ludwig Neuffer und Rudolf Magenau im Vordergrunde, die ihm beide um zwei Jahre im Studium voraus waren. Die Liebe zur Poesie war das einigende Band, das die drei umschlang. Sie stifteten einen förmlichen Dichterbund nach dem Muster des Göttinger Hains und

legten ein dickes Bundesbuch an, in das jedoch nur wenige poetische Einträge gemacht wurden. Neuffer war, gleich Hölderlin, zur Empfindsamkeit geneigt, und die beiden schwelgten in erhabenen Gefühlen um die Wette, wie sie sich auch gemeinsam in die altklassische Litteratur versenkten. Die heitere und lebensfrohe Natur Magenaus, der einen Wieland und Thümmel so gut, wie die sentimentalen Dichter, zu schätzen wußte, bildete einen heilsamen Gegensatz zu der Schwärmerei der zwei anderen. Neuffer war als geborener Stuttgarter in den litterarischen Kreisen der Hauptstadt heimisch und erfreute sich der Gönnerschaft Stäudlins und Schubarts. Er machte Magenau und Hölderlin mit diesen beiden bekannt, und als Stäudlin 1792 seinen Musenalmanach erneuerte, fand er in den drei Freunden wertvolle Bundesgenossen. Das war ein herber Verlust für Hölderlin, als im Herbste 1791 Neuffer und Magenau die Universität verließen; ein fleißiger Briefwechsel gewährte nur ungenügenden Ersatz für den persönlichen Umgang.

Indessen auch jetzt nicht war er von den guten Geistern der Freundschaft verlassen. Dem poetischen Dreibunde war schon früher ein philosophischer an die Seite getreten. Hegel hatte gleichzeitig mit Hölderlin in das Stift Aufnahme gefunden, und im Herbste 1790 trat der Wunderknabe Schelling, damals noch nicht sechszehn Jahre alt, ein. Er wurde Hölderlins Stubengenosse. Gemeinsam gaben sich die drei dem Studium Platos und der neueren Philosophie, namentlich Spinozas und Kants, hin. Gemeinsam begeisterten sie sich für die französische Revolution und nahmen sogar an dem politischen Klube teil, der sich damals im Stifte gebildet hatte.

Im Herbst 1793 schied Hölderlin von Tübingen, um sich vollends im Hause der Mutter auf das bevorstehende Examen vorzubereiten. Der Gedanke, den theologischen Beruf praktisch ausüben zu müssen, erfüllte ihn, der sich vom frommen Glauben der Kindheit abgekehrt hatte, mit Schrecken. Wiederholt war er an die Mutter mit der Bitte herangetreten, das Studium wechseln zu dürfen, hatte sich aber stets wieder beschwichtigen lassen. Es war sein Verhängnis, daß er sich zu einem kühnen Entschlusse nicht aufraffen konnte. Jetzt spähte er, um dem Elend eines Pfarrvikariats

zu entgehen, nach einem Hofmeisterspoften aus. Der damals in Schwaben weilende Schiller, der für den Sohn der Frau von Kalb einen Erzieher suchte, wurde durch Stäudlin auf Hölderlin aufmerksam gemacht. Dieser hatte eine persönliche Begegnung mit dem von ihm bewunderten Dichter, und der Handel wurde richtig. Ende Dezember 1793 reiste Hölderlin, nachdem er zuvor die theologische Staatsprüfung gut bestanden hatte, nach dem Kalbschen Gute Waltershausen bei Meiningen ab. Anfang ließ sich alles vortrefflich an, aber bald litt die Empfindlichkeit des jungen Mannes unter den mangelhaften Ergebnissen seiner erzieherischen Wirksamkeit. Ein Winteraufenthalt in Jena und Weimar brachte Zerstreuung; dort schloß er sich an Fichte an und zog aus der Nähe Schillers Gewinn, der ein Bruchstück aus dem schon in Tübingen begonnenen Romane Hyperion und einige Gedichte seines Schützlinges in die Neue Thalia aufnahm. In Weimar erwiesen sich ihm Goethe, Herder und andere freundlich. Januar 1795 löste Frau von Kalb, die für die Seelenzustände des jungen Dichters ein feines Verständnis hatte, sein Verhältnis zu ihrem Haus auf großmütige Weise. Er kehrte nach Jena zurück, und kurze Zeit erfüllte sich nun sein Sehnen nach einem völlig freien Leben. Schiller nahm sich seiner an und lud ihn zur Mitarbeiterschaft an den Horen ein. Aber Hölderlin war zu sehr Idealist, um sich durch seine Feder sein Brot verdienen zu können. Um eine Enttäuschung reicher, kehrte er Juni 1795 in die Heimat zurück. Nun verschaffte ihm ein Universitätsfreund, Isaak von Sinclair (1775 bis 1815), der es in Diensten des Landgrafen von Hessen-Homburg zum Geheimerate gebracht und sich auch als Dichter versucht hat, Ende 1795 den Hofmeisterspoften im Hause des reichen Frankfurter Bankiers J. F. Gontard. Hier stieg Hölderlin zur Höhe des Lebens empor; hier wartete seiner eine große Leidenschaft, die Entzückungen erwiderter Liebe, die herrlichste Vereinigung von Poesie und Wirklichkeit, aber zuletzt eine Katastrophe, die schon die ersten Keime einer furchtbaren Zukunft in sich barg. Wie ein Engel, in dem alle seine Ideale sich verkörperten, erschien ihm die Herrin des Hauses, Susette Gontard, geborene Borkenstein aus Hamburg. Die schöne und edle Frau, deren Seele ein nüchterner

Geschäftsmann, wie Gontard, nicht ausfüllen konnte, fühlte sich alsbald zu dem neuen Hausgenossen hingezogen, und ein gegenseitiges Verstehen schlug die Brücke zur Liebe. Der Gatte war den ganzen Tag von Haus abwesend, die beiden blieben sich allein überlassen. Als sich im Sommer 1796 die Kriegsgefahr Frankfurt näherte, schickte Gontard die Familie unter dem Schutze des Hofmeisters fort. Man nahm in Kassel und dann im westfälischen Bade Driburg Aufenthalt. Diese Reise entband die Liebenden jeden Zwanges und steigerte ihre Vertraulichkeit. Wie weit sie von der Leidenschaft hingerissen wurden? Keine Neugier wird jemals von diesem Geheimnis den Schleier lüften. Aber gewiß war das Bewußtsein der geistigen Gemeinschaft bei beiden stärker, als das sinnliche Verlangen. Im September 1798 mußte Hölderlin von seinem Glücke scheiden. Sein Verhältnis zu Gontard, der in dem Hauslehrer nicht viel mehr als einen Bedienten sah, war von vornherein nicht das beste; nur die Rücksicht auf seine Diotima, welchen Griechennamen er der Freundin gab, ließ ihn ausharren. Schließlich kam es doch zum Bruche. Die alte Tradition, daß Gontard in einem Anfluge von Eifersuchtslaune Hölderlin eine Beschimpfung zugefügt habe, ist nicht zu verwerfen.

Die Gemütsverfassung, in der sich Hölderlin befand, ließ ihm einen Besuch im Mutterhause nicht rätlich erscheinen. Er begab sich nach Homburg, wo er Sinclair, den Vertrauten seiner Liebe, hatte, wo er sich Diotima nahe wußte. Briefe wurden mit ihr gewechselt, deren Verlust schmerzlich zu beklagen ist. Das Liebesglück hatte die reifsten Früchte seiner lyrischen Begabung gezeitigt, und nun im Liebesgrame floß der Liederquell nicht weniger reichlich. Namentlich zierte Hölderlin die Almanache seines alten Freundes Neuffer mit seinen Schöpfungen. Ostern 1799 gab er den zweiten und letzten Band seines Romanes „Hyperion oder der Eremit in Griechenland“ heraus, dessen ersten Teil er zwei Jahre früher von Frankfurt aus in die Welt gesandt hatte. Mit heiligem Eifer dichtete er an einem Drama „Der Tod des Empedokles“. Er plante ferner die Begründung einer Zeitschrift „Iduna“. Ihn befeuerte offenbar der Wunsch, um der Geliebten willen etwas in der Welt zu gelten. Aber der erste Widerstand, auf den er stieß,

lähmte seine ganze Energie. Schiller lehnte die Beteiligung an dem Joural ab und widerriet das Unternehmen. Daraufhin gab Hölderlin seine Absicht auf. Inzwischen waren die Frankfurter Ersparnisse längst aufgezehrt, und so mußte er sich schweren Herzens zur Rückkehr in die Heimat entschließen. Von Homburg aus hatte er Ende 1798 mit Sinclair mehrere Wochen den Rastatter Kongreß besucht.

Es war kein fröhliches Wiedersehen, das Hölderlin Ende Mai 1800 mit den Seinigen feierte. Die Mutter erschrak über seinem Anblicke: denn was er erlebt und erlitten hatte, war auch an seinem Körper nicht spurlos vorübergegangen. Schwer bedrückte ihn zudem, daß er, der Dreißigjährige, noch keine feste Lebensstellung errungen hatte. Und doch wollte er sich nicht dazu bequemen, sich um einen Pfarr- oder Schuldienst im Lande zu bewerben. In Nürtingen duldete es ihn nicht lange; er wandte sich nach Stuttgart, wo er jungen Beamten Unterricht in der Philosophie erteilte und an Neuffer wie an anderen dort lebenden Dichtern anregenden Umgang hatte. Im Januar 1801 übernahm er einen Hofmeistersposten zu Hauptwyl bei St. Gallen. Die Naturschönheiten des Schweizerlandes thaten seinem wunden Herzen wohl. Aber man kündigte ihm bereits im April, und abermals mußte er zum Mutterhause seine Zuflucht nehmen. Noch einmal versuchte er es als Hauslehrer, und zwar beim Hamburger Konsul Mayer in Bordeaux. Ende Januar 1802 traf er dort ein. Indessen schon in der zweiten Juniwoche zeigte er sich unvermutet wieder in Stuttgart, in Nürtingen, und seine Mienen und Gebärden kündeten ihn als Wahnsinnigen an. Welche letzte Enttäuschung seinen kranken Geist vollends aus den Fugen gerissen hat, wird niemals zu ergründen sein. Wahrscheinlich hat ihm auch die anstrengende Fußreise von Südfrankreich nach der Heimat in der Sommerhitze geschadet. Die sorgsame Pflege der Mutter brachte zunächst Besserung. Er konnte dichten, er konnte sich in Uebersetzungen aus dem Griechischen üben. Mäßig gelungene Verdeutschungen von Sophokles' „Oedipus der Tyrann“ und „Antigone“ mit rätselhaften Anmerkungen erschienen sogar 1804 in zwei Bändchen. Der treue Sinclair setzte es durch, daß der Landgraf von Hessen

seinen Freund zum Bibliothekar ernannte, trat ihm einen Teil des eigenen Gehaltes ab und holte ihn selbst im Sommer 1804 nach Homburg. Doch nahm Hölderlins Tobsucht allmählich einen so bedenklichen Grad an, daß man ihn Sommer 1806 in das Tübinger Klinikum schaffen mußte. Eine einjährige Behandlung daselbst führte nicht zu der erwarteten Heilung. Nun wurde er dem wackeren Tischlermeister Zimmer in Tübingen überantwortet, in dessen Haus eine freundliche Stube für ihn hergerichtet ward. Sechsunddreißig Jahre träumte er von hier aus in ewigem Geistesschlummer auf den heimatlichen Fluß herab und zu den Bergen der schwäbischen Alb empor, die ihm so teuer waren. Seit 1812 hörten die heftigen Anfälle ganz auf, und er wurde immer stiller: der Unglückliche war nun dem Blödsinn anheimgefallen. Eine völlige Abspannung aller geistigen und seelischen Funktionen war eingetreten. Er vermochte nicht mehr, einen ergriffenen Gedanken auszudenken, einen begonnenen Satz richtig zu Ende zu führen. Der Außenwelt gegenüber verhielt er sich ganz teilnahmlos; höchstens daß ihm Nichtigkeiten ein kindisches Lustgefühl verursachten. Der Beschäftigung mit der Poesie entsagte er niemals: er las in den Dichtern seiner kleinen Bibliothek, fertigte verworrene Verse und trug sich sogar mit großen litterarischen Unternehmungen, wie mit einer Gesamtausgabe seiner Gedichte, die dann L. Uhland und G. Schwab 1826 veranstalteten, während Chr. Th. Schwab zwanzig Jahre später die „Sämmtlichen Werke“ Hölderlins erscheinen ließ. Er schrieb ferner zahlreiche Briefe, auch an seine Diotima, die längst im Reiche der Schatten wandelte; ob er ihren am 22. Juni 1802 erfolgten Tod überhaupt erfahren hat, weiß man nicht. Außerdem beschäftigte er sich, wie schon in seinen guten Tagen, viel mit Musik, sang, spielte Klavier, Violine, Flöte, auf welch letzterem Instrument er namentlich Meister war. Auch sonst gab es allerlei Zerstreuungen: viele schenkten ihm in Tübingen Teilnahme, einzelne, wie die jungen Dichter Wilhelm Waiblinger und Eduard Mörike, eine tiefer gehende; fremde Besucher wallfahrteten zu seiner abgeschiedenen Klause. So führte Hölderlin bei gesundem Leib ein erträgliches Leben, mehr für andere, als für sich selbst, ein Gegenstand des Mitleides. Er starb, ein Greis und doch ein

Kind, am 7. Juni 1843 eines sanften Todes, ohne daß eine längere Krankheit des Körpers vorhergegangen war.

Wer dieses unglückselige Dichterleben betrachtet, dem drängt sich unwillkürlich die Frage auf, ob das alles so hat kommen müssen, oder ob nicht vielmehr Hölderlin das Opfer widriger Verhältnisse geworden ist. Gewiß sind die äußeren Bedingungen seinem Entwicklungsgange nicht durchweg günstig gewesen: aber die zarte Pflanze seines Geistes hätte zum Gedeihen so ununterbrochenen Sonnenscheines bedurft, wie er Sterblichen nur in den seltensten Ausnahmefällen vergönnt ist. Jeder unsanfte Zusammenstoß mit dem Leben ließ in seinem verwundbaren Gemüt ewige Narben zurück. Jede Berührung mit dem Gewöhnlichen und Gemeinen, das nun einmal den Erscheinungsformen der Wirklichkeit anklebt, erschien ihm als eine Befleckung und Entheiligung der gottentstammten Seele. Ein gesteigerter Schillerscher Idealismus, ein auf die Spitze getriebener Schillerscher Subjektivismus war von Natur sein Erbteil, und diese Eigenschaften wurden, wie bei Schiller, durch das philosophische Studium genährt und vertieft. Aber Hölderlin besaß nicht, gleich jenem, die Energie des Willens, seiner gefährlichen Anlage entgegenzuwirken. Hölderlin gewann nicht, wie Schiller, eine feste sittliche Stütze an dem zielbewußt ergriffenen Lehrberufe, der wirklichen Welt den Spiegel einer schöneren und besseren Welt vorzuhalten. Wohl dünkte es auch ihm ein verlockendes Ziel, durch die Macht der Poesie die Menschen zu erheben und zu veredeln. Ihm mangelte jedoch die Beharrlichkeit, bei dieser Aufgabe auszudauern. Er hatte mehr Geschick, eine stille Gemeinde von Gläubigen zu erbauen, als eine Horde Ungläubiger zu bekehren.

Ein Fremdling blieb Hölderlin zeitlebens in der Welt, wie sie sich die Menschen im Laufe der Jahrhunderte zurechtgezimmert haben: desto vertrauter war ihm das Weltall, wie es aus der Hand des Schöpfers hervorgegangen ist. Mit vertrauender Liebe warf er sich an den Busen der Natur, die ihm die dunklen Regungen seines Gemütes erklären half. Mit Himmel, Wolken und Gestirnen, mit Flüssen, Wiesen und Wäldern hielt er Verkehr, als ob es beseelte Wesen wären. So bildete sich bei ihm jener ge-

heimnisvolle Pantheismus aus, der allmählich den von der Mutter und Großmutter überlieferten Christenglauben verschlang. Wie sein Romanheld Hyperion nach den schwersten Schicksalsschlägen sich ganz der Natur ergiebt, wie sein Trauerspielheld Empedokles sich zuletzt durch frei gewählten Tod in den Schlünden des Aetna mit der ewigen Mutter vereint: so flüchtet er selbst sich immer wieder in die schützenden Arme der stillen Trösterin, wenn ihm draußen in der Welt ein Leid widerfahren ist. Denn es kamen die Stunden, da auch ihn ein übermächtiger Drang zu Geschöpfen der gleichen Art hinzog. Sein Herz strömte ja über von Liebessehnen, und wie gerne hätte er alle Menschen an seine Brust gedrückt, wenn sie nur anders gewesen wären. Er verzehrte sich in Glückverlangen, nur daß er sich an dem unvollkommenen Glücke, das die wirkliche Welt darbietet, nicht genügen ließ. Doch es gab Zeiten, da auch er genoß. Die Freuden der Freundschaft harrten seiner; aber das Leben riß die Freunde von ihm und zerstreute sie nach allen Richtungen. Ihn erwarteten der Liebe seligste Entzückungen; aber er sah sich jäh aus dem Paradiese, das nicht für ihn bestimmt war, verstoßen. Selbst das Weltenschicksal ließ ihn nicht immer kalt. Er begeisterte sich in jungen Jahren für die Freiheit der Völker, für die Herrlichkeit des Vaterlandes. Doch bald sah er seine Ideale in den Staub getreten: die Freiheit ward zur bluttriefenden Zügellosigkeit, das Vaterland lag gefesselt in schimpflicher Schwäche. Statt an seiner Aufrichtung mitzuwirken, häufte er in seinem Hyperion auf die Deutschen noch mehr der bitteren Schmach, als recht war. Wohin er die Blicke wandte: überall Elend, Jammer, Abkehr vom göttlichen Urbilde. Die Gegenwart ekelte ihn an, und sein Vertrauen auf die Zukunft war nicht stark genug. Da schaute er rückwärts nach der Vergangenheit, nach der verblühten Jugend des Menschengeschlechtes. Im alten Griechenlande glaubte er das Traumland entdeckt zu haben, das seine Seele ahnte, und das seine Sinne in der Wirklichkeit nicht finden konnten. Mit heilig schwärmender Liebe hing er sich an dieses entschwundene Glück, das er sich groß und herrlich ausmalte mit dem Aufgebote seiner Dichterphantasie. Ach, wenn der Träumer unter den Athenern des Perikles hätte leben und wirken

sollen, wäre er vermutlich auch da einsam und unvergnügt beiseite gestanden.

Eine so geartete Natur war von vornherein zur Lyrik, aber auch nur zu Lyrik berufen. Dem Talente Hölderlins fehlte die Wandlungsfähigkeit: er vermochte immer nur sich selbst zu schildern, die Zustände seines Inneren, die Stimmungen seiner Seele, die Empfindungen seines Herzens. Rein lyrisch ist darum sein Roman Hyperion, rein lyrisch sein erhabener Dramentorso „Der Tod des Empedokles". Jene Erzählung, die so ganz und gar nicht die Bedingungen eines epischen Kunstwerkes oder gar eines historischen Romanes erfüllt, spielt in den Tagen des Jahres 1770, da sich die geknechteten Griechen, von den Russen begünstigt, zum Freiheitskampf erhoben. Von der Freundschaft gerufen, reißt sich Hyperion aus den Armen der Liebe, um dem Vaterlande zu dienen. Aber seine patriotischen Hoffnungen scheitern, er verliert den Freund, die Geliebte welkt dahin, von inneren Gluten aufgezehrt. Was Hölderlin da zeichnet, ist ein Bild seines eigenen Schicksales in durchsichtiger Verkleidung. Seine tiefsten Gefühle, seine höchsten Gedanken hat er in dem Romane niedergelegt. Dieser ist in Briefen abgefaßt, die eine sanft wehmütige Stimmung durchzittert, weil sie nicht unmittelbar vorher Erlebtes, sondern länger Vergangenes wiedergeben. So dürftig die Handlung, so bedeutend ist der poetische Gehalt des Werkes. Ein Geist der Weihe ruht auf diesen lyrischen Prosaergüssen, die in wunderbar melodischem Rhythmus dahinfließen und in sinnreiche Bildersprache gehüllt sind. Auch in dem leider unvollendeten Trauerspiele „Der Tod des Empedokles" bedeuten die äußeren Vorgänge wenig. Nicht von Thaten ist die Rede, nur von Leiden: von dem Grame des Philosophen Empedokles aus Agrigent, den sein undankbares Volk, durch einen Priester aufgehetzt, in die Verbannung treibt. Der Held, für den diese Erde keinen Raum bietet, ist wiederum Hölderlin selbst, aber er hat sich diesmal zu einem übermenschlichen Heros potenziert, zu einem Lieblinge der Natur und der Götter (was übrigens für unseren Dichter Eines ist), zu einem Hohepriester des Erhabensten und Heiligsten, zu einem Verkünder tiefer, freilich oft schwer verständlicher, mystischer Weisheit.

Während diese zwei größeren Schöpfungen bei allem Reichtum an poetischen Schönheiten keinen ungetrübten Genuß gewähren, weil sie in eine künstlerische Form gegossen sind, die zu anderen Erwartungen und Ansprüchen berechtigt, feiert der Genius Hölderlins in den Gedichten reine Triumphe. Auch ihm erging es, wie den meisten Dichtern: nur allmählich schälte sich der Kern seines eigentümlichen Wesens aus der Hülle des Erlernten und Nachgeahmten los. Seine Jugendlyrik ist auf dem Boden des schwäbischen Klassizismus erwachsen. Dieselben altklassischen Vorbilder, dieselben neudeutschen Muster, die Conz und Neuffer beeinflußten, wirkten auch auf ihn. Er läßt zunächst mit Vorliebe die ernst getragenen Töne Klopstocks und seiner Nachfolger, Ossians, gelegentlich auch Matthissons vernehmen. Daneben rührt die litterarische Bewegung von Sturm und Drang in ihm verwandte Saiten. Er begeistert sich für Rousseau, für Goethes Werther; selbst Schubarts Pathos ist ihm nicht fremd. Ganz nehmen ihn Schillers Erstlingswerke gefangen, vor allem Don Carlos, dessen Ideen in der Seele des Jünglinges mächtigen Widerhall gefunden haben. Und nun giebt er sich mehr und mehr seinem großen Landsmanne hin, an den ihn ja auch persönliche Bande fesseln. Schillers Lyrik bestimmte eine Zeit lang den Inhalt wie die Form der Weisen Hölderlins: aus dem Klopstockschen Odendichter ist ein Schillerscher Hymnendichter geworden. Aber auch im Banne dieses verehrten Vorbildes bleibt er nicht immer. Die Vertiefung in die Philosophie, zumal in Platos Schriften, hat nicht wenig zu seiner Befreiung beigetragen: seine Gedichte sind voll von Platonischen Anschauungen, die er sich völlig zu eigen gemacht hat. Die Besänftigung und Beseligung, die kurze Liebeswonne seinem Gemüte schenkt, hebt ihn vollends zur Selbständigkeit empor und lockt die schönsten Blüten seines Geistes an das Licht. Jetzt hält seine Lyrik die Mitte zwischen der Schillers und Goethes: gleich diesem singt er nur selbst und echt Empfundenes, gleich jenem strebt er darnach, seine Lieder zugleich einer erhabenen Idee dienstbar zu machen. Als ihn dann der Wahnsinn geschlagen hat, giebt sein Saitenspiel nur noch wirre Töne von sich, oft rührend durch den klaffenden Zwiespalt zwischen dichterischem Wollen und Können.

Wenn die innige Verschmelzung zwischen deutschem Geist und antiker Formschönheit in Wahrheit das bezeichnende Merkmal unserer klassischen Litteraturperiode ist, dann muß Hölderlin ihr zugerechnet werden. Er hat die Antike, im besonderen das Hellenentum so tief, wie nur die Allerbesten seiner Zeitgenossen, im Geist erschaut und erfaßt. Mit der Romantik dagegen hat er trotz seiner Jugendfreundschaft und trotz einer gewissen Ideengemeinschaft mit dem großen Philosophen dieser Richtung so gut wie nichts zu schaffen. Abgesehen davon, daß er zu den romantischen Dichtern gar keine persönlichen Beziehungen unterhielt, war ihm das deutsche wie das romanische Mittelalter eine fremde Welt, die er nicht kannte und nicht kennen lernen wollte, ging ihm das Verständnis für die Volkspoesie ab. Seine einförmige, tief ernste Art war von der geistreich spielenden und bunt schillernden der Romantiker himmelweit entfernt. Ohne Frage liegt ein Mangel darin, daß Humor, Witz und Satire ihm völlig versagt geblieben sind. Das ununterbrochen feierliche Gesicht, das er zeigt, hat etwas Ermüdendes. Ueberhaupt ladet Hölderlins Lyrik nicht zu leichtem und raschem Genuß ein. Nur in weihevoller Stimmung darf man sich diesem weihevollen Geiste nahen, wenn anders man ihm gerecht werden will. Man muß seinen einsamen und geheimnisreichen Pfaden nachspürend folgen, um zum Verständnis seiner Eigenart durchzudringen. So kann Hölderlin nicht zu den Lieblingen der Masse gehören, die in der Poesie lediglich einen flüchtigen Zeitvertreib erblickt. Aber allen denen, welche etwas Höheres bei dem Dichter suchen, ist er ein willkommener Führer in ein schöneres und besseres Land. Sie alle werden sich stets von dem begeisterungstrunkenen Frohlocken des Jünglinges gerührt, von dem tief empfundenen Weh des Mannes ergriffen fühlen, werden so viel Reinheit des Herzens und Adel der Gesinnung lieben, so großen Reichtum an hohen, selbständigen Gedanken bewundern, werden sich von dieser inbrünstigen Anbetung der Natur, von diesen erhabenen Schilderungen ihrer unvergänglichen Herrlichkeiten ebenso gerne fesseln lassen wie von des Sängers heiligem Verlangen nach dem entschwundenen Menschheitsideal und von seinen in solcher heißen Sehnsucht und Liebe empfangenen Ge-

mälden aus der alten Griechenwelt. Und wer den rechten Sinn für den Wohllaut der Sprache, die Musik des Verses, den innigen Zusammenklang von Inhalt und Form besitzt, dem wird Hölderlins Lyrik doppelte Befriedigung gewähren. Mit angeborener Sicherheit handhabt er schon in seinen Jugendgedichten die antiken Metren. Als er sich dann eine Zeit lang dem Reime zuwendet, übt er auch diese neue Kunst mit dem gleichen Glück und Geschick. Man kann es einerseits bedauern, daß er bald wieder den Reim verlassen hat; denn wenn er ihm treu geblieben wäre, hätte er sich vielleicht eher Volkstümlichkeit erworben. Aber andererseits läßt sich nicht verkennen, daß die altklassischen reimlosen Formen ihm ganz natürlich zu Gesicht stehen und sich seinem Ideengange mit wunderbarer Leichtigkeit anschmiegen. Kaum irgend ein anderer deutscher Dichter hat die alkäische Ode, das elegische Maß, freie Rhythmen mit derselben Meisterschaft beherrscht, wie Hölderlin. Und selbst noch in des Irrsinnes Nacht, da ihm die Gedanken nicht mehr gehorchen wollten, handhabte er die poetische Technik mit spielender Leichtigkeit.

Während Hölderlin vergebens darum rang, sich außerhalb der Heimat eine Existenz zu gründen, bewegte sich das Leben seiner beiden Jugendfreunde Neuffer und Magenau im vorgezeichneten Geleise des württembergischen Theologen. Ludwig Neuffer kam 1791 als Hilfsgeistlicher nach Stuttgart und wurde im folgenden Jahre Prediger am dortigen Waisenhause, zunächst provisorisch, seit 1799 definitiv. Daneben erteilte er Privatunterricht an Honoratiorentöchter, aus welchen Anfängen später das Stuttgarter Katharinenstift hervorwuchs. 1803 zum Diakonus in Weilheim a. d. Teck und 1808 zum Pfarrer in Zell unter Aichelberg (beide Orte im O.A. Kirchheim) ernannt, führte er, nachdem er sich 1804 einen eigenen Hausstand gegründet hatte, fortan das behagliche und idyllische Dasein eines Landpastors, bis er 1819 zum Stadtpfarrer am Ulmer Münster und Schulinspektor vorrückte. Zugleich stand er hier an der Spitze eines von ihm gegründeten Mädcheninstitutes. Als Mensch ebenso allgemein geschätzt wie als Prediger beliebt, füllte er seine Stellungen in Ulm bis zu seinem am 29. Juli 1839 erfolgten Tod aus.

Neuffer hat, seinem ehemaligen Gönner und Freunde Stäudlin nacheifernd, durch Herausgabe periodischer Sammelwerke die poetischen Bestrebungen seiner schwäbischen Heimat zu fördern gesucht. Das „Taschenbuch für Frauenzimmer von Bildung", das auf die Jahre 1799 und 1800 erschien, die „Monatschrift für Geistes- und Herzensbildung junger Frauenzimmer" (1802/3) und das „Taschenbuch von der Donau" auf die Jahre 1824 und 1825 verdienen Hervorhebung. Das Taschenbuch auf das Jahr 1802 wird ganz von Neuffers Sittengemälde „Die Herbstfeier" beansprucht. Rasch ließ der Dichter eine andere größere Idylle „Der Tag auf dem Lande" nachfolgen, in der Leipziger deutschen Monatschrift zuerst anonym veröffentlicht. Ein unverschämter Nachdrucker setzte Voß' Namen auf das Titelblatt, und das Werk gelangte unter diesem Aushängeschilde zu Ansehen, obgleich der wirkliche Verfasser den Betrug alsbald aufdeckte. 1816 veröffentlichte Neuffer das epische Gedicht „Günther oder Schicksal und Gemüth", während er seine „Kleine epische Dichtungen und Idyllen" 1835 zu einem Bande vereinigte. Auch mit Sammlungen seiner Lyrik trat er zu wiederholten Malen hervor. 1827/8 veranstaltete er eine dreibändige Auswahl seiner poetischen Schriften. Ueberdies füllte er wie die eigenen so fremde Almanache und Zeitschriften mit Gaben aller Art. Unter seinen Uebersetzungen aus der altklassischen Litteratur ragt die der Vergilschen Aeneis (1816) hervor, eine mit ungewöhnlicher Sorgfalt ausgeführte und von den Zeitgenossen hochgehaltene Arbeit. Rechnet man zu den dichterischen Darbietungen und Uebertragungen noch mehrere erbauliche und pädagogische Schriften hinzu, so ist damit Neuffers ziemlich umfassende schriftstellerische Thätigkeit erschöpft.

Neuffer ist mit Conz unter den Dichtern des schwäbischen Klassizismus derjenige, welcher seinen Erzeugnissen am deutlichsten den Stempel des altklassischen Stiles aufgedrückt hat. Das Uebertragen aus den antiken Sprachen mußte ihm als systematische Vorübung zur eigenen Produktion dienen, und manche seiner originalen Gedichte lesen sich geradezu wie solche Verdeutschungen. Ueberall stoßen wir nicht bloß in den Redewendungen und der Bildersprache, sondern auch in der Vorstellungsweise auf Bestandteile der

griechisch-römischen Kultur. Den großen antiken Mustern verdankt Neuffer die edle Haltung und die reine Form seiner Poesie, aber andererseits hat er sich niemals von ihnen unabhängig zu machen gewußt, hat sich niemals von kunstvollen Nachbildungen zu frei aus dem Inneren quellenden Schöpfungen erhoben. Je peinlicher er mit den Jahren die Verse geglättet und gefeilt hat, desto weniger erwärmt er. In der Lyrik ist Horaz sein unverkennbares Vorbild. Neuffer ahmt nicht bloß die wechselnden Versmaße der Horazischen Gedichte mit Leichtigkeit und Geschmack nach, sondern macht auch deren philosophischen Gehalt zu dem seinigen. Aus dem Munde des Römers und dem des Schwaben fließen dieselben Lehren der Gelassenheit und Genügsamkeit, dieselben Aufforderungen zu maßvoller Lebensfreude. Der größere Teil der Zeitgedichte des einen sind nichts als Modernisierungen der Staatsoden des anderen. Uebrigens wirkt Neuffers Rhetorik gerade in den politischen Gesängen, wenn er zürnend und strafend gegen Galliens Raserei und Napoleons Uebermut eifert oder der Not seines Vaterlandes gedenkt oder die deutschen Siege über den fremden Zwingherren verherrlicht, eindrucksvoll und überzeugend. Mit Horaz teilt Neuffer ferner das beschauliche und betrachtende Element. Die Neigung zum Lehrhaften steigert sich bei ihm allmählich in bedenklichen Maße. Der Liebe zur Natur, der er schon in seinen frühesten Liedern Ausdruck verliehen hat, ist er niemals untreu geworden. Ihn locken sanfte landschaftliche Reize, wie sie seine heimatlichen Fluren darbieten; und sein Führer in diesem Reich ist der ihm auch persönlich befreundete Matthisson. In jüngeren Jahren hat sich Neuffer zu schwungvollen Hymnen begeistert, worin er dem Pathos Klopstocks und Schillers gleichzukommen trachtet. In jüngeren Jahren hat er auch gesellige Lieder angestimmt, Rundgesänge zum Preise des Weines und der Freundschaft, die sich vor seinen anderen Erzeugnissen durch Frische auszeichnen. Seine Liebeslyrik, mit der er auch einen besonderen, „Erato“ (1818) betitelten Band gefüllt hat, läßt dagegen vielfach echte Empfindung und natürliche Leidenschaft vermissen, obgleich der Poet den Liebesschmerz an sich selbst erfahren hat: war ihm doch in jungen Jahren eine innig geliebte Braut, Rosa Stäudlin, des Dichters Schwester, in's frühe Grab

gesunken. Von Goethes Vorbild hat Neuffer so wenig, wie die übrigen schwäbischen Klassizisten, den richtigen Nutzen gezogen. Seine religiösen Gesänge endlich, die freilich mehr Moral- und Lehrgedichte, als eigentliche Kirchenlieder, sind, hat er mit allerhand erbaulichen Gelegenheitsstücken zu einer „Christlichen Urania“ (1820) vereinigt.

Mehr, als der Lyrik, hat Neuffer seinen Dichterruhm den beiden großen Idyllen „Der Tag auf dem Lande“ und „Die Herbstfeier“ verdankt. Zwar sind auch diese nicht original, ahmen vielmehr Art und Stil der griechisch-römischen Epik bis in's Einzelne nach und verraten die Einwirkung von J. H. Voß, an dessen berühmte Homerübersetzung Neuffer in seiner Ausdrucksweise Seite für Seite erinnert. Aber die genannten zwei Dichtungen ziehen nicht bloß durch Geschmeidigkeit der Form und Klarheit der Darstellung, sondern auch durch ihren tüchtigen Kern die Leser an. Bürgerliche Zustände, wie sie vor hundert Jahren geherrscht haben, sind hier mit liebevoller Sorgfalt, wenn auch mit übertriebener Geschwätzigkeit gezeichnet. Auf die Verherrlichung des Bürgertumes, das übrigens im schönsten Einverständnis mit dem Adel gezeigt wird, ist es abgesehen. Es geht alles höchst wohlanständig und gesittet her; böse Menschen erscheinen höchstens in der Ferne. Neuffers Vorliebe für das Reflektieren und Moralisieren ist hier ganz am Platz, und nicht minder gute Dienste leistet der Idyllenpoesie seine Gabe der Naturbeschreibung. Der Herbstfeier gebührt entschieden der Preis. Der Dichter versteht in eine einfache Familiengeschichte hübsche Bilder heimatlicher Sitten zwanglos einzuflechten. Der Tag auf dem Lande ist fast reicher an ethischem Gehalt, aber nicht so natürlich und frisch, auch in der Komposition zerfahrener. Das breit angelegte Epos Günther enthält vortreffliche Schilderungen von großer Lebendigkeit und Anschaulichkeit, doch drängt sich darin das lehrhafte Element zu absichtlich hervor und stört die Inszenierung der irdischen Vorgänge durch Engel nach Homerisch-Vergilischem Muster. Von den kleineren epischen Dichtungen sind die Idyllen und diejenigen Stücke, welche mit idyllischen Bestandteilen zersetzt sind, wie „Hilfar“, annehmbar, wogegen die poetischen Erzählungen, welche sich dem Balladentone nähern, bei aller Form-

gewandtheit durch Trivialität, ja teilweise Abgeschmacktheit des Inhaltes abstoßen. Angenehmer lesen sich Neuffers Prosanovellen, die sich da und dort in Taschenbüchern und Zeitschriften zerstreut finden: zwar nicht bedeutend und etwas hausbacken, zeugen sie doch von harmonischer Lebensanschauung und sind in flüssigem und durchsichtigem Stile geschrieben.

Von Rudolf Magenaus Leben ist nichts weiter zu berichten, als daß er seine erste feste Bedienstung 1794 zu Niederstotzingen (O.A. Ulm) erhielt und von dort 1819 als Pfarrer nach Hermaringen (O.A. Heidenheim) versetzt wurde, wo er am 23. April 1846 verschied. Sein Beruf vergönnte ihm reichliche Muße zu litterarischer Beschäftigung, und die Abgeschiedenheit seiner Wohnorte verdoppelte das Bedürfnis hierzu. Er sammelte 1795 erstmals seine Gedichte, 1798 schlossen sich „Versuche in christlich-religiösen Gesängen über vorzügliche Sprüche aus der heiligen Schrift" und ein Bändchen „Wend-Unmuth oder Erzählungen, Satiren, Gedichte, Einfälle" an. 1805 gab er abermals „Lyrische Gedichte" und 1825 „Poetische Volks-Sagen und Legenden" heraus. Seine dichterische Begabung ist sehr bescheiden und eng begrenzt. Zu den volleren Tönen eines weihevollen Hymnus oder einer tragischen Ballade seine Saiten zu stimmen, will ihm durchaus nicht gelingen. Ein leichter, heiterer Ton und anspruchslose Stoffe sagen ihm zu. Wenn er den Preis der heimatlichen Fluren, die stillen Freuden und kleinen Leiden eines idyllischen Daseins singt, spricht er das Gemüt am meisten an. In seinen „Poetischen Volks-Sagen und Legenden" finden sich romantische Anklänge; der vaterländische Hintergrund verleiht einzelnen dieser Gedichte Reiz und Wärme. Ein Formkünstler, wie sein Freund Neuffer, ist Magenau nicht. Er hat sich über die Tragweite seines Talentes keinen Täuschungen hingegeben und sich an ein größeres Dichtwerk niemals gewagt. Als Prosaschriftsteller warf er sich hauptsächlich auf die Pädagogik. In seinen Lesebüchern für Kinder und in der für junge Mädchen bestimmten Briefsammlung „Lottchens angenehme Unterhaltungen" suchte er mit Glück Belehrung und Ergötzung zu verbinden. Später wandte er sich dem biographischen und historisch-topographischen Gebiete zu und machte namentlich Studien

über das Brenzthal, deren Ergebnisse er in zwei Monographien niederlegte.

Johann Friedrich Schlotterbeck, der an poetischem Talente Magenau kaum gleichkam, verstand geschickt mit dem ihm anvertrauten Pfunde zu wuchern. Er erblickte am 7. Juni 1765 im Schwarzwaldstädtchen Altensteig als Pfarrerssohn das Licht der Welt, ergriff die theologische Laufbahn, wurde jedoch, nachdem er magistriert hatte, aus dem Tübinger Stifte relegiert. 1788 erhielt er eine Anstellung als Lehrer der alten Sprachen an den unteren Klassen der Karlsschule. Nach deren Aufhebung wurde er Sekretär bei verschiedenen Stuttgarter Kollegien; seine ausgesprochene Begabung für Fest- und Gelegenheitsverse trug ihm zugleich den Posten eines Hof- und Theaterdichters ein. 1817 als Kanzleirat nach Ulm versetzt, wurde er 1828 pensioniert und starb am 14. Juni 1840 zu Obertürkheim (O.A. Cannstatt). Schlotterbeck veröffentlichte 1786 „Fabeln und Lieder der Liebe“, 1790 „Fabeln und Erzählungen nach Phädrus, und in eigener Manier“ und 1825 unter dem Titel „Sammlung vermischter Gedichte“ eine Auswahl seiner Gelegenheits- und Festdichtungen, von denen manche auch als Einzeldrucke erschienen sind; ferner lieferte er dann und wann poetische Beiträge zu Taschenbüchern. Er dichtete durchaus in altmodischem Stile: nicht eben geistvolle Fabeln mit trivialer Schlußmoral, grausige Ritterballaden und sonstige Schauergeschichten im Bürgerschen Bänkelsängertone, mit dem sich stellenweise lüsterne Anwandlungen mischen. Am ehesten glückt ihm bisweilen ein heiteres Stück. Als offizieller Festpoet ließ er kein belangreiches Ereignis im Fürstenhause, keinen Geburts- oder Namenstag unverewigt, verherrlichte aber auch öffentliche Lokalbegebenheiten, diente Privatpersonen mit Hochzeitsgesängen oder Totenklagen. Für das Stuttgarter, später auch für das Ulmer Theater fertigte er mit beträchtlicher Gewandtheit Festspiele, Prologe und Kantaten aller Art und übersetzte gelegentlich Operntexte. Ohne gedankenlose Phrasen und schönrednerische Uebertreibungen ging es natürlich bei einer solchen berufsmäßigen Reimerei nicht ab, und für die Nachwelt sind diese Gelegenheitsverse nicht mehr genießbar. Den Mitlebenden haben sie jedoch viel Vergnügen bereitet, und

Schlotterbeck gehörte manches Jahrzehnt in Stuttgart, ja im ganzen Lande zu den populären Persönlichkeiten.

Auch Ludwig Schubarts poetische Versuche fallen im wesentlichen unter den Begriff des schwäbischen Klassizismus. Am 17. Februar 1765 zu Geislingen, wo sein Vater, der berühmte Dichter, damals Präzeptor war, geboren, wurde er nach dessen Einkerkerung in die Karlsschule aufgenommen und zum Juristen ausgebildet. Der ältere Schubart war in Preußen so wohl gelitten, daß der jüngere 1787 Anstellung im dortigen Staatsdienst erhielt, zunächst als Geheimsekretär in der Staatskanzlei des Ministers Hertzberg zu Berlin, seit Dezember 1788 als Legationssekretär der preußischen Gesandtschaft beim fränkischen Kreis in Nürnberg. Schon 1793 als Legationsrat pensioniert, kehrte er nach Stuttgart zurück und widmete sich bis zu seinem am 27. Dezember 1811 eingetretenen Tode ganz der schriftstellerischen Thätigkeit. Durch das Vorbild und die Einwirkung seines Vaters war frühzeitig in ihm die Neigung zur Litteratur geweckt worden; in der Akademie hatte er sich dann eine vielseitige Bildung angeeignet. Aber das frische Talent des alten Schubart erscheint beim Sohne nur in sehr verblaßten Farben. Seine Gedichte veröffentlichte dieser in Stäudlins Musenalmanach, dem Morgenblatt und anderen periodischen Druckschriften. Außerdem verfaßte er Erzählungen in Versen und Prosa, übersetzte aus dem Französischen und Englischen, namentlich Werke von Thomson und Shakespeare, lieferte politische Artikel, biographische Skizzen, ästhetische Aufsätze und Kritiken in angesehene Zeitschriften, wie Wielands Merkur, hatte vor und nach seines Vaters Tod an dessen Chronik Anteil. Von historischen Arbeiten ist ein 1791 erschienener „Ulrich von Hutten“ hervorzuheben. Seine Vorliebe für das Engländertum kam in den seit 1793 im Vereine mit anderen herausgegebenen „Englischen Blättern“ zum Ausdruck. Ein litterarhistorisches Verdienst erwarb er sich dadurch, daß er sich des Nachlasses und Andenkens seines Vaters annahm und dessen Autobiographie durch die nützliche Schrift „Schubart's Karakter von seinem Sohne Ludwig Schubart“ (1798) ergänzte.

Friedrich David Gräter hat als Altertumsforscher mehr ge-

leistet, denn als Dichter. Aber so bescheiden seine poetische Begabung war, fanden an ihr doch seine Bemühungen um Erschließung fremder Litteraturen eine willkommene Stütze. Er war am 22. April 1768 in der Reichsstadt Hall geboren und studierte zu Tübingen, Halle, Erlangen offiziell Theologie, in Wirklichkeit hauptsächlich Sprachen und Litteraturen. 1789 wurde er Lehrer, 1791 Konrektor, 1804 Rektor am Gymnasium seiner Vaterstadt, das 1811 zur Lateinschule degradiert wurde. 1818 kam er als Gymnasialrektor und Pädagogarch des Donaukreises nach Ulm. Seine amtliche Thätigkeit litt sehr unter seinen wissenschaftlichen Liebhabereien. Nach seiner Pensionierung 1827 zog er sich nach Schorndorf zurück, wo er am 2. August 1830 hinschied. Gräter war im Privatleben nicht unangreifbar. Selbstüberhebung, Eitelkeit und die Neigung, zur Befriedigung seines Ehrgeizes und persönlichen Vorteiles vor den Großen der Erde zu kriechen, verunstalteten überdies seinen Charakter; selbst sein Dichtertalent mußte zu übertriebener Verherrlichung König Friedrichs dienen. Solche Schwächen entfremdeten ihm zum Teile wieder die Freunde, die ihm seine gediegene Bildung gewann. Durch ein ungemein glückliches Gedächtnis unterstützt, hatte er sich die mannigfaltigsten Kenntnisse angeeignet und verfügte über eine außerordentliche Sprachkunde. Als Germanist namentlich ließ er eine Fülle von Anregungen von sich ausgehen und gehörte unter die Frühesten, die zur Erschließung der nordischen Litteratur und Mythologie beitrugen. Er genoß auch in wissenschaftlichen Kreisen großes Ansehen und stand mit den ersten skandinavischen und deutschen Fachgenossen in brieflichem Verkehre, so eine Zeit lang mit Jakob Grimm. Daß Gräter schließlich von Bedeutenderen überflügelt und an exaktem Studium übertroffen worden ist, schmälert seine Verdienste nicht. Nachdem er 1789 durch eine „Nordische Blumen“ betitelte Sammlung von Uebersetzungen aus der Edda und prosaischen Abhandlungen seinen Namen bekannt gemacht hatte, begründete er in Verbindung mit dem Pädagogen Christian Gottfried Böckh (1732—1792) aus Nähermemmingen (bei Nördlingen), einem Schwager Schubarts, 1791 die der Erforschung des germanischen Altertumes gewidmete Zeitschrift „Bragur“, die er — seit 1812 unter dem Namen „Idunna

und Hermode" — bis 1816 mit zeitweiser Unterbrechung allen Schwierigkeiten zum Trotze fortführte. 1822 stiftete er in demselben Geiste die Gesellschaft der Dänenfreunde an der Donau. Nicht bloß der skandinavischen Litteratur, auch der deutschen Poesie des Mittelalters widmete er seine Sorge, insbesondere dem Volkslied und der Volksdichtung. Ebenso beschäftigte er sich mit der Vergangenheit seiner Vaterstadt und ihrer Kultur im weitesten Umfang einschließlich der Mundart. Daneben verdeutschte er Proben aus morgenländischen Dichtern, brachte die Wielandsche Uebersetzung der Briefe Ciceros zum Abschlusse, schrieb philologische Abhandlungen, Gymnasialprogramme, Schulbücher. Die angesehensten Zeitschriften und kritischen Journale versah er mit Prosaaufsätzen. Seine lyrischen Gedichte stehen teils im Göttinger und anderen Musenalmanachen — 1802 war er selbst an der Herausgabe eines „Barden-Almanachs der Deutschen" beteiligt — teils in einer 1809 veranstalteten Sammlung, die übrigens reichlich zur Hälfte Uebertragungen altnordischer Gesänge oder deutscher Minnelieder enthält. Diese sind mit Geschick und Geschmack gefertigt. Auch in seinen eigenen Gedichten zeigt Gräter viel Form- und Sprachgewandtheit, aber keine schöpferische Kraft. Er ließ sich als Jüngling von Klopstock und den Barden begeistern und kam über diese Richtung nicht weit hinaus. Seine Liebes- und Freundschaftslyrik hat etwas Erkünsteltes und Süßliches an sich, und hinter der zierlichen Glätte seiner Verse steckt wenig echtes Empfinden. Weitere poetische Versuche epischer und sogar dramatischer Gattung sind mit wissenschaftlichen Studien und Uebersetzungen in den zwei 1822 und 1824 erschienenen Sammlungen „Zerstreute Blätter" vereinigt; schon 1799 hatte er eine Rittergeschichte „Kunigunde von Hoheneck" veröffentlicht. Was sich an diesen wenig selbständigen Erzeugnissen rühmen läßt, ist die klare und angenehme, stark von Wieland beeinflußte Darstellungsweise, die auch seinen wissenschaftlichen Arbeiten zum Vorteile gereicht. Als Dichter altmodisch, aber als Gelehrter modern, leistete Gräter der Poesie wenigstens mittelbare Dienste, indem er auf das heranwachsende romantische Sängergeschlecht seiner engeren Heimat anregend wirkte.

Der am 12. Juli 1774 zu Oberstenfeld (O.A. Marbach) als

Sohn des Stiftspredigers geborene Jonathan Friedrich Bahnmaier ließ 1794, noch Tübinger Stiftler, eine kleine Sammlung Gedichte drucken. Etwas Schwerblütiges und Schwerflüssiges haftet diesen religiösen und patriotischen Versen an, die mehr Kraft als Zartheit des Empfindens verraten. Der junge Dichter zeigt sich darin als Epigonen Klopstocks, als unmittelbaren Nachfolger der Thill und Hartmann. Der durch die französische Revolution entfachten Freiheitsbegeisterung setzte er mit Entschiedenheit den nationalen Standpunkt entgegen. 1806 wurde Bahnmaier Diakonus in Marbach, 1810 in Ludwigsburg, 1815 Professor der Theologie in Tübingen, 1819 Dekan in Kirchheim unter Teck. Er starb im nahen Owen auf einer Visitation am 18. August 1841. Mehr und mehr entwickelte er sich zum kirchlichen Eiferer und entfaltete als solcher eine rege Vielgeschäftigkeit. Auch seine schriftstellerische und poetische Begabung stellte er ganz in den Dienst christlich-pädagogischer Zwecke. Er gab 1811 „Gesänge für die Jugend“, 1817/8 das Familienblatt „Caecilia“, 1820 „Gesänge für christliche Feier vaterländischer Feste“, 1821 „Christliche Blätter aus Tübingen“ heraus. Teils in diesen, teils in fremden Sammelwerken sind seine Gedichte zerstreut. Als Mitstreiter Albert Knapps hat er an dem Wiedererwachen des Pietismus in Württemberg Anteil gehabt, und seiner Mitwirkung am Landesgesangbuche von 1842 wird noch gedacht werden.

In patriotischer Sinnesart begegnete sich mit Bahnmaier Karl Philipp Lohbauer. Er kam in Stuttgart am 30. Juni 1777 zur Welt und war der Sohn des aus Speyer gebürtigen Oberregierungssekretärs Philipp Gottfried Lohbauer, der sich wiederholt mit belletristischen Erzeugnissen an die Oeffentlichkeit begeben hat. Der Knabe erhielt seinen Unterricht in der Karlsschule und trat, erst sechzehnjährig, in das württembergische Heer ein. Er beteiligte sich an verschiedenen Feldzügen mit Auszeichnung, rückte allmählich zum Hauptmanne vor und erhielt den Militärverdienstorden nebst dem damit verbundenen Personaladel. Trotzdem nahm er 1806 seinen Abschied und verwendete seine Muße zu schriftstellerischer Beschäftigung und Vorbereitung auf einen Zivilberuf. Aber 1809 kehrte er zu den württembergischen Fahnen zurück, die damals

gegen die aufständischen Vorarlberger Bauern entrollt wurden. Im Treffen bei Jsny am 16. Juli 1809 fand er den Heldentod, der ihm offenbar willkommen war, da er seinem ganzen Temperamente nach schwer am Leben getragen und überdies unter dem Druck einer unharmonischen Ehe gelitten hatte.

Karl Lohbauer war nach verschiedenen Richtungen künstlerisch veranlagt. Er übte die Malerei wie die Poesie aus. Schon in jungen Jahren ließ er einzelne Gedichte drucken und wagte sich 1798 mit einer Sammlung hervor. 1811 wurden aus seinem Nachlasse zwei Bändchen „Auserlesene Schriften" herausgegeben, deren erstes Lyrik enthält, während das zweite einen mit liebevoller Sorgfalt durchgeführten, aber in der Erfindung wenig hervorragenden romantischen Operntext aus der Rübezahlsage „Der Berggeist", sowie verschiedene Proben erzählender und moralisierender Prosa bringt. Lohbauers Gedichte lassen mit den Jahren zunehmende Reife erkennen und verraten wachsende Vorliebe für antike reimlose Maße und die Form des Sonettes. Hölty und Matthisson sind seine Geistesverwandten, aber man vernimmt auch das ethische Pathos und den Redeprunk Schillers und dazwischen Hölderlinsche Töne. Das eigene Naturell des Dichters ist von dem Angelernten keineswegs erdrückt. Es setzt sich aus ahnungsvoller Schwermut, die namentlich in den zahlreichen Liebesliedern vorschlägt, und inniger Hingabe an die Natur zusammen. Diese und das Leben stimmen ihn gleichmäßig zu ernsten und schweren Gedanken. Gewiß sind die traurigen Zeitläufe nicht ohne Einfluß auf seine düsteren Anschauungen geblieben. Mitunter bricht auch zorniger Schmerz über die Weltlage und das gegenwärtige Menschengeschlecht durch, werden patriotische Wünsche und Hoffnungen laut, freilich nur in geheimnisvoller Verschleierung und vieldeutiger Rätselsprache, da Lohbauer als Offizier eines Napoleonischen Vasallenstaates seine Herzensmeinung nicht gerade heraussagen durfte. In der „Ein Traum" überschriebenen Ode erhebt sich seine Muse zu nicht gewöhnlicher Kraft poetischen Empfindens und Ausdruckes.

An diese Dichter, deren Andenken wenigstens in ihrer engeren Heimat noch fortlebt, reihen sich einige andere, die sogar hier völlig vergessen sind. Jakob Heinrich Duttenhofer (1758—1823) aus

Neubulach (O.A. Calw), zuletzt Pfarrer zu Deckenpfronn (O.A. Calw), füllte mehrere Bändchen mit Oden, geistlichen und sonstigen Gedichten oder mit Erzählungen und schrieb das Lustspiel „Menadia oder die Doctorwahl" sowie ein Jambendrama „Omar". Der Ulmer Schneiderssohn Lorenz Christoph Wießner (1759—1807), der als Besitzer einer Buchhandlung in Nürnberg starb, berechnete seine Sammlungen von Anekdoten und geselligen Liedern auf die mittleren Volksklassen; außerdem verfaßte er eine Reihe geschichtlicher Schriften. Johann Karl Höck (1761—1834) aus Gaildorf, zuletzt Oberjustizrat in Ellwangen, veröffentlichte 1784 Gedichte und 1815 Miszellen. Johann Friedrich Heigelin (1764—1845) aus Stuttgart, der mehrere Jahrzehnte als pensionierter Pfarrer und titulierter Professor in Geradstetten (O.A. Schorndorf) lebte, sammelte in jungen Jahren zweimal seine Gelegenheitsgedichte und trat später mit Schriften aus verschiedenen Fächern hervor. Der 1773 zu Sindelfingen (O.A. Böblingen) geborene Stuttgarter Advokat Sixt Gottlieb Kapf war Mitarbeiter an verschiedenen Taschenbüchern und veranstaltete 1801 eine Ausgabe seiner Gedichte, worin nüchternste Verstandespoesie didaktischen, insbesondere epigrammatischen Inhaltes vorherrscht. Fürchtegott Gustav Willibald Feuerlein (1781—1848) aus Stuttgart, langjähriger Pfarrer in Wolfschlugen (O.A. Nürtingen), dessen Heim Ottilie Wildermuth als „humoristisches Pfarrhaus" verewigt hat, fertigte eine lateinische Uebersetzung von Schillers Gedichten und ließ außer einem dramatischen Gelegenheitsstücke „Der Lohn der Tugend" unter dem Titel „Gynäceum" eine „Galerie satirischer Gemälde" 1812 erscheinen. Er schildert darin ein halbes Hundert Frauen, von denen jede an irgend einem Grundfehler krankt, nicht ohne Witz, Lebhaftigkeit der Darstellung und Sprachgewandtheit. 1815 veröffentlichte er eine Sammlung politisch-patriotischer Dichtungen aus der Zeit der Erniedrigung und Erhebung Deutschlands, die freilich mehr von wackerer Gesinnung, als von echter Poesie erfüllt sind.

Im Gebiete des jetzt bayerischen Regierungsbezirkes Schwaben gab es in dieser Periode verschiedene Bildungsstätten, wo litterarische Bestrebungen Pflege fanden, wie die Stadt Dillingen zur

Zeit, da der nachmalige Regensburger Bischof Johann Michael Sailer dort Professor war (1784—1794), die Grafschaft Oettingen-Wallerstein u. s. w. Aber die Poeten waren hier ungleich spärlicher vertreten, als in Württemberg. Außer dem im fünften Kapitel besprochenen Knebel und einigen gleichfalls schon erwähnten, zumeist geistlichen Dichtern ist Bronner der einzige, der sich einen Namen gemacht hat.

Franz Xaver Bronner, am 23. Dezember 1758 als Sohn armer Bauernleute zu Höchstädt a. d. Donau geboren und im Dillinger Jesuitenkollegium erzogen, wurde Benediktiner und Priester zu Donauwörth, entfloh aber aus seinem Kloster, da ihm das Mönchswesen zuwider war. Nach vorübergehendem Aufenthalt in der Schweiz trat er, vom Ordensverbande dispensiert, als Registrator in die Dienste des Bischofs von Augsburg. 1793 verließ er diesen Posten heimlich, entkleidete sich seines geistlichen Standes und wandte sich abermals nach der Schweiz, wo er sich zunächst als Journalist, hierauf als Lehrer der Naturwissenschaften an der Kantonschule zu Aarau sein Brot verdiente. 1810—1817 war er Professor an der russischen Universität Kasan, kehrte dann in seine alte Stellung nach Aarau zurück, vollzog 1820 seinen Uebertritt zum Protestantismus und rückte 1830 zum Archivare und Bibliothekare des Kantons Aargau empor. Als einundneunzigjähriger Greis beschloß er am 12. August 1850 sein langes und bewegtes Leben.

Bronner gehört zu den besten deutschen Idyllendichtern. Als Mönch in Donauwörth fand er Gelegenheit und Zeit, sich in die landschaftlichen Reize der Gegend zu versenken und das geschäftige Treiben der Fischer auf der Donau und Wörnitz zu betrachten. Dies gab ihm Stoff und Stimmung zu seinen ersten Idyllen, die, von Salomon Geßner bevorwortet, 1787 als „Fischergedichte und Erzählungen" erschienen. 1794 wurden zwei Bändchen „Neue Fischergedichte und Erzählungen" mit den alten zu einer dreiteiligen Sammlung vereinigt, 1833 nochmals „Lustfahrten in's Idyllenland" (in zwei Bänden) veranstaltet. Bronners Gemälde aus dem Fischer- und Landleben, teils kleine und kleinste Stimmungs- und Genrebilder, teils mehr oder weniger ausgeführte Erzählungen und

Novellen, meist in altgriechischem oder italischem Kostüme, beruhen auf liebevoll eindringender Beobachtung und anmutiger Schilderung der Natur. Sie sind im Tone zart, manchmal überzart gehalten, in der Tendenz edel und rein, mit starker Hervorhebung des moralischen Standpunktes. Des Dichters Prosa, die mitunter von Versen unterbrochen wird, ist klar und duftig, reich an poetischen Reizen. Noch heute bilden Bronners Idyllen für jeden unverdorbenen Geschmack eine gesunde und angenehme Lektüre. Außerdem veröffentlichte er hauptsächlich eine anziehende Geschichte seiner Jugendjahre in drei Bänden (1795/7), sechzig metrische Dichtungen „Der erste Krieg“ (1810) und eine historisch-geographisch-statistische Beschreibung des Kantons Aargau (1844/5).

Zehntes Kapitel.

Schwäbische Dialektdichtung.

Eine mundartliche Dichtung gab es vor dem Reformationszeitalter in Deutschland nicht, oder vielmehr war bis dahin die ganze deutsche Poesie im gewissen Sinne Dialektpoesie. Die litterarischen Schöpfungen wiesen insgesamt provinzielle Eigentümlichkeiten auf, und wenn auch viel fehlte, daß sich die Dichter und Schriftsteller genau an die Sprache hielten, deren sich ihr Stamm im mündlichen Umgange bediente, so war doch der Unterschied zwischen den Schrift- und Volkssprachen verhältnismäßig gering, über welchen Punkt die mittelalterlichen Urkunden die deutlichste Auskunft erteilen. Unter solchen Umständen konnte ein Bedürfnis, den gesprochenen Dialekt in der heute üblichen Weise litterarisch zu verwerten, nicht vorhanden sein, zumal da ein volkstümlicher Zug ohnehin durch die ganze Poesie des späteren Mittelalters ging. Diese Verhältnisse änderten sich gründlich seit dem Hervortreten Luthers und seiner Bibelübersetzung. Im Verlaufe des 16. Jahrhunderts gelangte die von ihm benützte Sprache in ganz Deutschland zum Sieg und wurde als einheitliche Norm für das Schrifttum anerkannt. Fortan schrieb und las man in einer anderen

Sprache, als man redete. Unter den Städtern aber bildete sich im mündlichen Verkehr eine Mischung von Mundart und Schriftdeutsch heraus, wobei letzteres mehr und mehr das Uebergewicht errang. Jetzt erst konnte der Gedanke auftauchen, der neuhochdeutschen Dichtung eine solche in den Dialekten an die Seite zu stellen und diesen also auf anderem Wege den Einfluß, den sie in der Litteratur verloren hatten, wieder zu gewinnen. Für Schwaben — und für Oberdeutschland überhaupt — fiel noch ein besonderer Grund in die Wagschale. Wir wissen, daß zur Blütezeit der mittelalterlichen Poesie das Schwäbische den Ton angegeben hat. Inzwischen hatte sich der litterarische Mittelpunkt mehr nach dem Norden verschoben, und das Mitteldeutsche herrschte in der neuen Schriftsprache. Je mehr sich aber diese von dem schwäbischen Volksidiom entfernte, desto eher konnte der Wunsch hervortreten, dem schwäbischen Dialekt in der Litteratur zu besonderen Zwecken Geltung zu verschaffen.

Mag indessen die mundartliche Dichtung ihre Kreise noch so weit gezogen und bei einzelnen Stämmen wirklich bedeutende Vertreter gefunden haben, so darf sie doch immer nur als ein untergeordneter Zweig der nationalen Litteratur, als eine ästhetische Spielart betrachtet werden, und es bedeutet eine maßlose Ueberschätzung, ihr mit der schriftdeutschen Poesie Gleichberechtigung zuerkennen zu wollen. Es war ein außerordentlicher Glücksfall, daß wir es, nachdem unsere Sprache in zwei Hauptgruppen, das Nord- und Süddeutsche, und diese wieder in viele Unterdialekte auseinandergefallen waren, im 16. Jahrhundert wenigstens zu einer einheitlichen Kunst- und Schriftsprache brachten. Wie sollte man da einer neuen Zerstücklung das Wort reden dürfen? Die litterarische Verwendung der Mundart ist von Natur in ganz bestimmte und ziemlich enge Grenzen gebannt, die nur hin und wieder künstlich erweitert worden sind. In der unverfälschten Volkssprache können mit Fug und Recht nur solche Gesellschaftskreise, die sich ihrer auch wirklich bedienen, abgeschildert werden, d. h. in der Hauptsache die ländlichen. Die Empfindungen der Gebildeten, die doch mundartlich weder reden noch denken, in ein solches Sprachgewand zu hüllen, ist eine unnatürliche Spielerei.

Von wem, für wen wird denn überhaupt im Dialekte gedichtet? Von Bauern gewiß nicht. Denn wenn ein solcher sich ausnahmsweise von der Muse begeistern läßt, so ergeht er sich erfahrungsgemäß gerade in möglichst hochtrabendem Schriftdeutsch. Für Bauern fast ebenso wenig. Die lesen nur ihre Bibel und ihre Zeitung und kümmern sich so wenig um die mundartliche als um die sonstige Litteratur. Für sie kommen höchstens Dialektlieder, die sich mündlich fortpflanzen und gesungen werden können, in Betracht, mit welcher Gattung von Dialektpoesie es dieselbe Bewandtnis hat, wie mit dem Volkslied im allgemeinen. Die mundartliche Dichtung wendet sich also, genau wie die hochdeutsche, an ein Publikum, das mindestens bis zu dem Grade gebildet ist, daß es sich mit gedruckter Litteratur befaßt. Innerhalb diesen Grenzen giebt es natürlich wieder Abstufungen, und so können die mundartlichen Dichter, wie die Dichter überhaupt, ihre Erzeugnisse auf verschiedene Schichten des Publikums berechnen. Die schwäbische Dialektlitteratur weist zwei Phasen auf, die sich eben in dieser Hinsicht voneinander unterscheiden. Die Vertreter der älteren Periode haben in der echten Volkssprache, aus den Gedanken- und Empfindungskreisen des Volkes heraus, dem sie durch ihre Lebensbeziehungen sehr nahe standen, gedichtet. Ihre durchaus auf das Volkstümliche gerichteten Erzeugnisse sind von ursprünglicher und kraftvoller Art. Aber der Dialekt, der schwäbische zumal, fordert zu Derbheiten heraus, und jene Autoren sind alle mehr oder weniger der Versuchung unterlegen, die Farben auf's dickste aufzutragen und so die Grenzen des ästhetisch Zulässigen zu überschreiten. Zudem war die unverfälschte Mundart der älteren Dichtergruppe kaum für die Mehrzahl der Gebildeten im Lande verständlich, geschweige denn für die übrigen deutschen Stämme. Das schwäbische Idiom ist durchaus keine Einheit, es wird in verschiedenen Gegenden mit starken Abweichungen gehandhabt, hier geht es in das Alamannische, dort in das Fränkische über, ja fast jedes Dorf hat seine kleinen Besonderheiten. Die Flüssigkeit des gesprochenen Dialektes mußte auch den geschriebenen beeinflussen, und besonders die Orthographie war großen Schwankungen ausgesetzt. Von den älteren Poeten benützte jeder genau die Mundart seiner engsten Heimat, und dieser

Mangel an Einheitlichkeit bildete ein weiteres Hindernis für die Ausbreitung ihrer Werke. Das Bestreben, die schwäbische Dialektpoesie nicht bloß allen Stammesgenossen, sondern auch den übrigen Freunden dieser litterarischen Gattung zugänglich zu machen, hat in neuerer Zeit zu einer modifizierten und verfeinerten Verwendung der Mundart geführt, die dem sogenannten Honoratiorendeutsch der schwäbischen Städter weit entgegenkommt. Zwar ist eine gleichmäßige Norm in der Behandlungs- und Schreibweise noch immer nicht durchgeführt und schwerlich durchführbar, aber doch ist in der jüngeren Dialektdichtung das Mittelschwäbische, wie es in der Gegend zwischen Stuttgart und Ulm zuhause ist, zur Vorherrschaft gelangt. Zugleich hat die schwäbische mundartliche Poesie in der Gegenwart ihre alte Derbheit abgestreift und ist so salonfähig geworden, womit sie allerdings auch viel von ihrer volkstümlichen Kraft preisgegeben hat.

Die früheste litterarische Verwendung deutscher Dialekte und auch des schwäbischen fand im Drama und zu komischen Zwecken statt. Beides ist ganz naturgemäß, beides ist in der Hauptsache bis auf den heutigen Tag so geblieben. Der Dialekt drängt auf die dramatische Form hin. Selbst in der mundartlichen Lyrik und Epik überwiegen Dialoge, Monologe, Erzählungen im Ichtone; die völlig objektive Darstellungsweise in der Volkssprache hat meist etwas Erzwungenes an sich. Das Ursprüngliche war also, daß die Mundarten in Schauspielen zur Charakteristik solcher Personen, welche sie in Wirklichkeit redeten, dienen mußten, und durch Kontrastierung dieser mit den hochdeutsch sprechenden Figuren wurden komische Wirkungen erzielt. In der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts begann der schwäbische Bauer auf der deutschen Bühne aufzutreten. Und zwar waren es zunächst nichtschwäbische Dichter, die ihn vorführten. Der erste, der nachweisbar eine Bühnenperson schwäbisch reden ließ, war der bayerische Schulmeister Simon Roth, aus Steiermark gebürtig. Er fand an dem Herzoge Heinrich Julius von Braunschweig (1564—1613) einen Nachfolger. Dieser, der gelehrteste und gebildetste Fürst seiner Zeit und der erste, der sich mit Hilfe der von England herübergekommenen Komödianten eine stehende Hofbühne errichtete, verfaßte 1593/4 eine Anzahl deutscher

Dramen, die, an sich ziemlich rohe Machwerke, dadurch litterarhistorische Bedeutung gewannen, daß sie sich im Gegensatze zum Schuldrama und im Anschluß an die englischen Komödien einer volkstümlichen Richtung befleißigten. Er ließ seine Volksfiguren in verschiedenen Dialekten reden und brachte unter anderem wiederholt einen schwäbischen Bauern Conrad (auch Davus) auf die Bühne, ohne freilich das schwäbische Idiom mit vollkommener Korrektheit zu handhaben. In umfangreicherem Maßstabe verwertete dann ein geborener Schwabe, der schon im vierten Kapitel behandelte Johann Rudolf Fischer, in seinen Schauspielen den heimatlichen Dialekt. Im Verlaufe des 17. Jahrhunderts entwickelte sich der schwäbische Bauer zu einer beliebten Charakterfigur auf der deutschen Volksbühne. Eine sonderlich würdige Rolle spielte er dabei nicht. Er hatte mit seinen Tölpelhaftigkeiten für die Lachlust des Publikums zu sorgen und artete schließlich zum völligen Hanswurst aus.

Neben der Benützung des schwäbischen Idiomes für die Szene lief im 16. und 17. Jahrhundert eine volkstümliche Dialektlyrik, die, von unbekannten Volksdichtern herrührend, für bäuerliche Kreise bestimmt und auf den Dörfern heimisch war. Liebeslieder und Liebeswerbungen, Hochzeitsgedichte, Tanzlieder, die meisten in Form von Wechselgesängen, ertönten allerorten und verherrlichten namentlich die ländlichen Feste. Dem dreißigjährigen Kriege, der die Freude an harmlosen Belustigungen im Volk ertötete, fiel auch das bäuerliche Volkslied zum Opfer. Diese ganze Poesie mußte schon darum zu Grunde gehen, weil sie weit mehr mündlich verbreitet und gesungen als aufgeschrieben und gedruckt worden ist. Nur ein verschwindend kleiner Rest hat sich davon erhalten: ein Liebesdialog zwischen Jäckli und Deinli, ein Hochzeitslied „Hans und Grete" und Aehnliches. Mit solchen Stücken wechselten andere, die nicht sowohl für als auf bäuerliche Kreise gedichtet waren: derbe Schilderungen des ländlichen Lebens, Bauerngespräche, Bauernklagen; letztere, in denen die Neigung des Bauern zur Unzufriedenheit mitgenommen wurde, entstanden hauptsächlich zur Zeit des großen Krieges. Damit war mit der Aufnahme von sozial-politischen Elementen begonnen, die sich in einem späteren Stadium der schwäbischen Dialektdichtung stark vordrängten.

Etwa gleichzeitig stoßen wir auf Spuren einer Verwertung der schwäbischen Mundart in der epischen Gattung. Die Geschichte von den sieben (ursprünglich neun) Schwaben, die auf gegenseitige Neckereien der oberdeutschen Stämme zurückzuführen und von den Schwankdichtern des 16. Jahrhunderts gerne bearbeitet worden ist, erscheint in einer versifizierten Darstellung, die einem zwischen 1610 und 1630 entstandenen Kupferstiche beigegeben ist, erstmals im mundartlichen Sprachgewande. Später griffen bekannte wie ungenannte Dialektdichter, Sebastian Sailer vor allem, wiederholt auf dieses Thema zurück.

Der früheste schwäbische Kunstdichter, der bescheidene Versuche mit dem heimatlichen Idiome wagte, war Georg Rudolf Weckherlin. In seine bei früherem Anlaß erwähnte Beschreibung des 1617 am Stuttgarter Hofe gefeierten Tauf- und Hochzeitsfestes legte er für eine Abteilung Ritter, die als Bauern verkleidet auftraten, ein prosaisches „Cartel" und „A Fuyer Nuyß Lied" in der Volkssprache ein, woran sich später noch ein kurzes Epigramm im Dialekt anschloß.

Von der Mitte des 17. bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts lag die schwäbische Dialektdichtung in tiefem Schlummer versenkt. Dann begann sie zu erwachen und gelangte — etwa gleichzeitig mit der Blüte der neuhochdeutschen Poesie — zu verhältnismäßig reicher Entfaltung. Das war schwerlich ein ganz zufälliges Zusammentreffen. Von Opitz bis auf Gottsched war ja alles Volkstümliche in der deutschen Poesie gewaltsam unterdrückt, diesem Elemente widerfuhr erst wieder sein Recht, seitdem die ästhetischen Grundsätze der Schweizer das Uebergewicht erlangt hatten. Damit war auch der Weg für die Verwendung der Mundarten in der Litteratur wieder gebahnt.

Der erste, der sich nicht bloß gelegentlich des heimatlichen Idiomes zur Abwechslung bedient hat, sondern dessen ganzes poetisches Wesen darin aufgegangen ist, und darum der eigentliche Vater der schwäbischen Dialektpoesie ist Johann Valentin — oder, wie er nach seinem Klosternamen meist genannt wird, Sebastian — Sailer. Am 12. Februar 1714 in dem damals vorderösterreichischen (jetzt bayerischen) Städtchen Weißenhorn geboren, wurde er frühzeitig

Konventuale im Prämonstratenserkloster Obermarchthal a. d. Donau. Dort nahm er eine Zeit lang den Lehrstuhl für Gottesgelehrsamkeit ein; 1757—1773 versah er die zu seinem Stifte gehörige Pfarrei Dieterskirch am Fuße des Bussen (O.A. Riedlingen). Ein Schlagfluß nötigte ihn, sich in das Kloster zurückzuziehen, wo er am 7. März 1777 erneuten derartigen Anfällen erlag. Sailer war eine in katholischen Kreisen allgemein bekannte und geschätzte Persönlichkeit. Er besaß ein achtbares Wissen, verfügte über Sprachkenntnisse, unterhielt einen ausgedehnten Briefwechsel mit bedeutenden Zeitgenossen. Namentlich als Kanzelredner genoß er Ansehen und Volkstümlichkeit: nach der Sitte des damaligen katholischen Klerus trat er als Wanderprediger in den verschiedensten Gegenden Deutschlands auf, so 1767 auch in der kaiserlichen Hofkirche zu Wien, von der Landsgenossenschaft aus Schwaben dorthin berufen. Sailer war ein biederer und sittlich reiner Charakter. Daneben that er sich durch seinen unverwüstlichen Humor, seine lustigen Einfälle und sein Improvisationstalent hervor, mit welchen Gaben er große Gesellschaften zu unterhalten und zu erheitern verstand. Zahllose Anekdoten liefen über ihn um. Unter der oberschwäbischen katholischen Priesterschaft des 18. Jahrhunderts war Sailer eine markante, aber keineswegs eine vereinzelte Erscheinung. Diese Geistlichen blieben mit dem Bauernstand, aus dem sie meist hervorgegangen waren, zeitlebens in enger Fühlung und regem persönlichen Verkehr; es waren joviale Herren, die keine Beeinträchtigung ihrer Würde darin erblickten, daß sie sich vor ihren Beichtkindern lärmender Fröhlichkeit überließen. Man darf dies nicht außer acht lassen, wenn man die poetischen Werke Sailers richtig verstehen will. Um den Beifall zu ermessen, den sie einst gefunden haben, muß man sich vorstellen, wie der Dichter selbst seine Singspiele Sonntag nachmittags im Wirtshause vor einer ländlichen Zuhörerschaft, mitunter aber auch in vornehmerem Kreise zum besten gab, die Dialogstücke rezitierend, die Arien nach eigener Melodie singend und dazu mit der Fiedel aufspielend. Er hat seine Dichtwerke nur sich selbst und seinen Nebenmenschen zum Vergnügen geschaffen, ohne damit künstlerische Zwecke zu verfolgen oder ästhetische Ansprüche zu erheben. Der beste Beweis dafür ist, daß er selbst,

von einem Festspiel auf die am 1./2. Mai 1770 als Braut im Kloster Obermarchthal einkehrende Marie Antoinette abgesehen, nichts von seinen poetischen Schöpfungen dem Druck übergeben hat. Sie wurden erst geraume Zeit nach Sailers Tod durch dessen jüngeren Mitbruder Sixt Bachmann nicht ohne Mühe gesammelt und an die Oeffentlichkeit gebracht. Daß sie heutzutage nicht mehr dieselbe Wirkung, wie zu Sailers Lebzeiten zu thun vermögen, ist begreiflich; indessen sind sie mit ihrer urwüchsigen Volkstümlichkeit und ihrem derben Humor immer noch stellenweise recht ergötzlich. Den oberschwäbischen Bauerndialekt giebt Sailer durchaus naturgetreu und ohne Verfeinerung wieder. Er bedient sich fast ausschließlich der dramatischen Form, schreibt aber nicht bloß, wie seine Vorgänger, einzelne Szenen, sondern ganze Schauspiele in der Mundart. Bald wählt er den Vers, bald die Prosa. Von seinen Stücken sind in erster Linie die drei burlesken Komödien namhaft zu machen, deren Stoffe der biblischen Geschichte entlehnt sind: „Die Schöpfung der Menschen, der Sündenfall und dessen Strafe," „Der Fall Luzifers," „Die schwäbischen heiligen drei Könige." Sie schließen sich an die älteren Mysterien und geistlichen Fastnachtsspiele an, die sie aber an Derbheit überbieten. Es sind kecke Parodien, nicht frei von starken Uebertreibungen, aber in Einzelheiten von unwiderstehlicher Komik. Die Ungeniertheit, mit der Sailer die biblischen Erzählungen in's Lächerliche zog, erregte natürlich bei Uebereifrigen Verstimmung; die Naivetät, mit der die Scherze vorgetragen werden, hilft jedoch über alle Bedenken hinweg. Gott Vater, Engel und Teufel, Adam und Eva, Herodes und sein Hausdrachen, die drei morgenländischen Könige — sie alle sind verkleidete schwäbische Bauern und Bäuerinnen und bewegen sich in deren Bildungs- und Empfindungskreisen, wie sie ja auch bäuerliche Sprache reden. Ohne den Dialekt freilich wäre die ganze Behandlungsweise kaum erträglich, denn eben er bedingt jene Naivetät hauptsächlich. In zwei anderen teilweise ebenfalls lustigen Komödien „Die sieben Schwaben oder die Hasenjagd" und „Schwäbischer Sonn- und Mondfang", die auf bekannte Volksschwänke zurückgehen, huldigt Sailer der löblichen Gepflogenheit der Schwaben, sich über sich selbst lustig zu machen. In der wenig

bedeutenden „Schultheißenwahl zu Limmelsdorf“ hat er ein von späteren schwäbischen Dialektdichtern begierig aufgegriffenes Thema angeschlagen. Sailers übrige Dichtungen verdienen die Erwähnung kaum. Seine zahlreichen sonstigen Schriften sind — außer einer, die sich auf die Geschichte seines Klosters bezieht — religiöser Natur. Ein zusammenfassendes Urteil über Sebastian Sailer hat dahin zu lauten, daß er kein bedeutender Dichter gewesen ist, wohl aber ein origineller und witziger Kopf, der auf dem Gebiete der niedrigen Komik Tüchtiges geleistet und sich durch die erstmalige umfassende Verwendung des schwäbischen Dialektes zu poetischen Zwecken ein eigentümliches Verdienst erworben hat.

Ganz im Stile der Sailerschen Komödien ist ein mundartliches Singspiel gehalten, das von Franz Jann, Pfarrer, Dekan und geistlichem Rate zu Scheppach (im bayerischen Bezirksamte Günzburg), auf den Namenstag Michaels III., Abtes im Ulmer Wengenstifte (1754—1765), verfaßt worden ist. Es führt den Titel „Die Englische Königswahl“ und schildert, wie der Erzengel Michael zum Meister der himmlischen Heerscharen erkürt wird. Ein 1770 zu Ueberlingen am Bodensee dargestelltes Trauerspiel enthielt zwei musikalische Zwischenscherze, worin ein Bauer Stoffel einen Hirten durch Verleumdung um seine Weibetriften betrügt und zur Strafe dafür von einer Nymphe in einen Stier verwandelt wird; die Bauern reden in den Zwischenspielen schwäbisch. Auch hier begegnen wir wieder der Form des Sailerschen Singspieles, aber die Rolle, die der Bauer dabei spielt, entspricht mehr der älteren Auffassung.

Bald darauf fing man auch wieder an, den schwäbischen Dialekt für andere poetische Gattungen zu benützen. Viktor Matthäus Bührer schuf — wohl als Tübinger Student im Anfange der achtziger Jahre — zwei „Das Konzert“ betitelte Idyllen in Steinlacher Mundart. Freilich ist auch hier die Dialogform für die Erzählung beibehalten. Ein Bauernbursche und dessen Schwester hören im nahen Tübingen Konzerte an und schildern zuhause — jedes in seiner Art — die gewonnenen Eindrücke. Damit war ein Thema angeschlagen, das von den nachfolgeuden schwäbischen Dialektdichtern in endlosen Variationen breit getreten wurde: die komische Be-

richterstattung von Landleuten über ihre städtischen Erlebnisse. Bührer hat sich als Versmaß für seine Idyllen merkwürdigerweise den Hexameter ausgewählt.

Die politischen und kriegerischen Ereignisse des endigenden 18. und beginnenden 19. Jahrhunderts fanden auch in der schwäbischen Volksdichtung Widerhall. 1794 wurde die von Herzog Ludwig Eugen einberufene Landmiliz Gegenstand von Gesängen; Schlotterbeck namentlich dichtete — neben einem weiteren Gemälde aus dem Soldatenleben — ein beliebtes Lied „Jörgle unter der Landmiliz" im heimatlichen Dialekt. Ein anonymes „Sendschreiben von Michael Bentele, Bauern in Pfuhl, an Marte Banzhaf, Karrenmann in Ulm" aus dem Jahr 1804 und ein Antwortschreiben vom Oktober 1812 erörtern die neuen Zustände des bayerisch oder württembergisch gewordenen Gebietes der alten Reichsstadt unter wehmütigem Rückblick auf die republikanische Vergangenheit. „Die Granate", eine hübsche Novellette in Versen von einem unbekannten Autor, entlehnt Motive aus dem Kriegsjahr 1815.

Diese gelegentlichen Dialektdichter, denen auch noch Friedrich Haug mit ein paar Bauernliedern beizuzählen ist, überbot an Wirkung in die Breite Karl Borromäus Weitzmann. Er erblickte im damals vorderösterreichischen Städtchen Munderkingen a. d. Donau am 25. Juni 1767 als Sohn des dortigen Amtsphysikus und Bürgermeisters, eines aus Magdeburg stammenden, ehedem preußischen Militärarztes, das Licht der Welt, besuchte die Gymnasien zu Ehingen und Konstanz und studierte dann die Rechtswissenschaft in Wien. Hier in den gemütlich und heiter veranlagten Kreisen einer leichtlebigen Gesellschaft, im Umgange mit Blumauer, dem Verfasser der travestierten Aeneide, und anderen Humoristen fand er Gelegenheit, seinen glücklichen Mutterwitz auszubilden und zu üben. Nach vorübergehender Anstellung in der österreichischen Hauptstadt wurde er Sekretär der vorderösterreichischen Landstände zu Ehingen und nach der Abtretung dieser Gebietsteile an den württembergischen Staat 1803 Advokat daselbst. Im Jahr 1803 veröffentlichte er einen ersten Band Gedichte, worin aber nur zwei Stücke im Dialekte stehen. 1819 gab er seine zweite Gedichtsammlung heraus, und in der Folge ließ er verschiedene seiner Schnurren einzeln in

Form von Broschüren drucken. Durch seine Dichtungen gewann sich Weitzmann viele Freunde, zog sich aber auch mancherlei — teilweise komische, teilweise ernste und unbequeme — Feindschaften zu. 1828 bereitete er eine Ausgabe seiner sämtlichen poetischen Werke in drei Bändchen vor, deren Erscheinen der Dichter indessen nicht mehr erleben sollte. Er starb am 30. Mai 1828 an einer Lungenlähmung.

Karl Weitzmann ist, wie Sailer, Oberschwabe und — freilich durchaus freisinniger — Katholik gewesen. Er hat ferner mit seinem Vorgänger die Unterhaltungsgabe und das Improvisationstalent geteilt, so daß er seinen Ruf fast ebenso sehr seinem persönlichen Auftreten als seiner litterarischen Wirksamkeit verdankte. Es ist unverkennbar, daß Weitzmann sich Sailer zum Vorbild ausersehen hat. Die von diesem erfundene Gattung des burlesken Singspieles in schwäbischer Mundart aufgreifend, suchte er „Die schwäbischen heiligen drei Könige“ in einer Neubearbeitung des Stoffes zu überbieten und schuf zu der Schöpfung in seinem „Weltgericht“ ein Gegenstück, das den heidnischen Olymp travestiert und in seinem zügellosen Uebermut an eine Offenbachiade erinnert. Weitzmann hat sich indessen nicht auf die Nachahmung Sailers beschränkt, vielmehr hat er sowohl komische poetische Schilderungen, Fabeln und Epigramme als auch nach dem Vorgange Hebels, des gefeierten alamannischen Dichters, ernsthafte Lieder in der Volkssprache abgefaßt und ist so der Begründer der eigentlichen schwäbischen Dialektlyrik geworden. Zugleich hat er der ganzen poetischen Gattung einen veränderten Charakter verliehen: an die Stelle von Sailers naiver Heiterkeit tritt bei ihm ein satirisch aggressiver Zug, ein Ueberwiegen des Aktuellen, und zwar im volksfreundlich demokratischen Sinne. Weitzmann hat es auf diese Weise zu großer Beliebtheit gebracht, und viele seiner Gedichte, wie z. B. die „Hundskonferenz“, sind lange Zeit wirklich im Munde des Volkes gewesen. Nicht ganz unverdient. Denn sein Witz ist schlagend, sein Spott beißend, der Volkston oft meisterlich getroffen. Allerdings beruhte die Wirksamkeit seiner Gedichte zum guten Teil auch noch auf anderen Eigenschaften: auf den zahlreichen mehr oder weniger versteckten Anspielungen auf Zeitereignisse und Zeitgenossen, hohe und höchste

Persönlichkeiten, auf Wielandscher Schlüpfrigkeit des Inhaltes und auf einer Derbheit des Stiles, die sich oft bis zu widerlichen Gemeinheiten steigert. Der Vorwurf kann Weitzmann nicht erspart, werden, daß er der schwäbischen Dialektpoesie die Harmlosigkeit genommen und sie aus der Sphäre des Niedrigen in die des Schmutzigen herabgezogen hat.

Weitzmanns hochdeutsche Gedichte, die der Zahl nach stark überwiegen, haben keine Bedeutung. Die ernsten sind schwülstige Aufgüsse Klopstockscher, Schillerscher und Bürgerscher Lyrik, die komischen erheben sich kaum je über die Durchschnittsstufe trivialer Gelegenheitsreimerei. Auf diesem Gebiet ist Weitzmann nicht mehr, als ein gewandter Versmacher.

Dionys Kuen (1773—1852) aus Buchau am Federsee beschränkte sich so gut wie ganz auf die Dichtung in schwäbischer Mundart. Er arbeitete sich vom Buchbinder zum Buchdrucker und Verleger empor, übernahm in seiner Vaterstadt die fürstlich Thurn- und Taxissche Druckerei, gab eine Zeitung und ein landwirtschaftliches Wochenblatt heraus und erfreute sich allgemeiner Beliebtheit und Achtung. Auf den Titelblättern seiner Bücher bezeichnete er sich naiv als „Der schönen Künste Beflissener und Buchdrucker". Außer verschiedenen Einzeldrucken von Gedichten ließ er 1819 ein dreiaktiges Lustspiel „Die Gartendiebe" und 1821/5 zwei Bändchen „Gedichte in oberschwäbischer Bauernsprache" erscheinen, denen er vorsichtigerweise eine wörtliche Uebersetzung in's Hochdeutsche beifügte. Kuens Lustspiel ist nach Erfindung und Handlung äußerst dürftig, wenn es auch einzelne Züge des Volkslebens hübsch wiedergiebt. Seine Gedichte bestehen vorwiegend aus lyrischen Stimmungsbildern, Anekdoten und Schwänken, die auf lokale Erinnerungen zurückgehen, Bauerngesprächen über allerlei zeitgemäße Gegenstände, wobei gelegentlich auch soziale Fragen, wie Priesterehe oder Judenbekehrung, gestreift werden. Kuens poetische Veranlagung ist weit schwächer, als die Weitzmanns, aber es fehlt ihm nicht an treuherzigem Humor, und er versteht sich wenigstens darauf, natürlich und volkstümlich zu bleiben, ohne gemein zu werden. Seine theoretischen Beobachtungen über das heimatliche Idiom hat er teils in der von ihm 1819 gedruckten ersten Ausgabe von „Sebastian

Sailers Schriften in schwäbischem Dialekte", teils in seinem „Oberschwäbischen Wörterbuch der Bauernsprache" (1844) niedergelegt.

Joseph Epple (1789—1846) leitet von den oberschwäbischen zu den mittel- und unterschwäbischen Poeten über. Er war in Biberach geboren und wirkte als katholischer Volksschullehrer zu Gmünd. Er beherrschte das Oberschwäbische und Mittelschwäbische gleich gut, bediente sich jedoch mit Vorliebe dieser Mundart, was ganz natürlich war, da die Thätigkeit eines Dialektdichters meist mit seinem jeweiligen Aufenthaltsort eng verwachsen ist. Eben der leichteren Verständlichkeit des von ihm gebrauchten Idiomes wegen drangen seine Verse, wie die Weitzmanns, in weitere Kreise. Er dichtete bis in die vierziger Jahre des 19. Jahrhunderts hinein und ließ außer einzelnen Stücken in Broschürenform drei Sammlungen „Vermischte Gedichte" (1821, 1826, 1842/4) erscheinen. Epple bewegt sich durchaus in der niedrig komischen Sphäre. Er erzählt Schwänke und schlaue oder dumme Bauernstreiche, entwirft lokale Sittenbilder, besingt allerlei Tagesereignisse, zeichnet ländliche Charaktertypen. Er ist ein Mann der geselligen Freuden und des sinnlichen Lebensgenusses, der den Wein und das Bier unermüdlich preist und dem Wassertrinken ewige Feindschaft geschworen hat. Er verfügt über urwüchsigen Humor, und manche seiner Schnurren wirken recht drollig. Aber der unflätige Ton, den er als würdiger Schüler Weitzmanns beharrlich festhält, verleidet den Geschmack an seiner schwäbischen Muse. Epples schriftdeutsche Poesie, die neben lustigen Stücken und Gelegenheitsversen jeder Art auch Natur- und Liebeslieder und salbungsvolle Gedichte moralischen und religiösen Gepräges umfaßt, ist dem Inhalte nach unselbständig und unbedeutend, der Form nach mangelhaft; nicht einmal die sprachliche Korrektheit ist gewahrt.

An Weitzmann, Kuen und Epple ist noch der Memminger Johannes Müller (1782—1837), Schreiber in seiner Vaterstadt, anzureihen. Er veröffentlichte unter dem Titel „Gedichte im schwäbischen Dialekt" eine kleine Auswahl seiner harmlos gemütlichen Gelegenheitsstücke, worin er meist lokalhistorische Genrebilder liefert.

Die schwäbische Dialektdichtung, als deren früheste Vertreter uns neuwürttembergische oder bayerische Oberschwaben und Katholiken begegnet sind, ist dann auf altwürttembergischem, protestantischem Boden in eine neue Phase ihrer Entwicklung getreten. Den Reigen der altwürttembergischen Dialektdichter eröffnet Gottlieb Friedrich Wagner. Als Schullehrerssohn zu Reusten (O.A. Herrenberg) am 3. November 1774 geboren, ergriff er den Beruf seines Vaters und wurde 1796 Dorfschulmeister in Maichingen (O.A. Böblingen), mit welchem Amt er seit 1818 das des Schultheißen vereinigte. In dieser Doppelstellung fand er Gelegenheit, den Bauerncharakter und die Verhältnisse des Bauernstandes auf's genaueste kennen zu lernen. Er legte seine Erfahrungen in mundartlichen Schauspielen nieder, die er seit dem Jahr 1824 in rascher Folge veröffentlichte. Am 14. Februar 1839 beschloß er seinen nicht eben abwechslungsreichen Lebenslauf.

Wagner hat sich ausschließlich der dramatischen Form bedient, aber er hat an Stelle der phantastisch burlesken Komödien Sailers und Weitzmanns das realistische Dialektschauspiel treten lassen und hat die gebundene Redeweise, die seine Vorgänger bevorzugten, durch die ungebundene ersetzt. Nur die unbedeutenden „Volks-Gedichte im schwäbischen Dialekte“ (1824), fünf kleine Lustspiele oder Dialoge, die hauptsächlich den Widerwillen der Bauern gegen Neuerungen zum Gegenstande haben, sind in Versen geschrieben, die Wagner indessen nicht so gut anstehen, wie die Prosa. Wenn Belustigung des Publikums für Sailer der einzige und für Weitzmann der hauptsächliche Zweck des Dichtens gewesen ist, so hat Wagner dem didaktischen Elemente, das sich gelegentlich auch bei Weitzmann bemerkbar macht, mit Bewußtsein das Uebergewicht verschafft. Von seinen Hauptwerken behandeln drei, nämlich „Die Schulmeisterswahl zu Blindheim“, „Die Repräsentantenwahl zu Dipplisburg“ und „Die Schultheißenwahl zu Blindheim“, das beliebte Thema der ländlichen Wahlen, die zwei untereinander im Zusammenhange stehenden Schauspiele „Der Handstreich bis auf Spitz und Knopf“ und „Es giebt doch noch eine Hochzeit“ sind als bäuerliche Familienstücke zu bezeichnen, das die Schulmeisterswahl fortsetzende Schauspiel „Ernennung und Heirat des

Schulmeisters zu Blindheim" nähert sich der letztgenannten Gattung, während in „Madame Justitia im Guckkasten" die Prozeßsucht der Bauern und der Schneckengang der Rechtspflege gegeißelt werden. Alle diese Dramen, deren Stoffe Wagner aus dem wirklichen Leben geholt hat, sind Sittenbilder von ungewöhnlicher Sicherheit der Beobachtung und nicht geringer Kraft der Darstellung. Der Bauernstand wird darin sowohl nach seinem Privatleben als nach dem öffentlichen einer scharfen Kritik unterzogen. Namentlich wird die politische Unreife der ländlichen Bevölkerung und ihre Unfähigkeit zur Selbstverwaltung an drastischen Beispielen nachgewiesen. Nun sind zwar die sozialen Zustände, die Wagners Schilderungen zu Grunde liegen, wenn auch in der Zwischenzeit das Volk noch nicht mündig geworden ist, heutzutage zum größeren Teil überwunden. Aber der Charakter des schwäbischen Bauern mit seinem Vernunftgründen unzugänglichen Eigensinne, seinem Festkleben am Bestehenden und Ueberlieferten, seinem unüberwindlichen Mißtrauen gegen alles Neue und ihm Unverständliche, seiner Hochachtung vor dem Besitze, die ihm die reichen Leute zugleich als „rechte Leute" erscheinen läßt, ist noch heute genau so, wie ihn Wagners Meisterhand gezeichnet hat. Darum wohnt seinen Werken eine über das kulturhistorische Interesse hinausgehende lebendige Wirkung inne. Außerordentlich mannigfaltig sind seine ländlichen Gestalten: neben rohen Männern und keifenden Weibern finden sich wackere Bursche und edle Mädchen; kluge Köpfe und Trobdel, pfiffige Wirte, wichtig thuende Barbiere, betrügerische Juden tummeln sich umher; nur die hochdeutsch redenden Würdenträger sind etwas langweilig ausgefallen. Dabei versteht sich der Dichter auf die Kunst des Individualisierens: er giebt nicht nur Typen, sondern Persönlichkeiten. Der herrische und querköpfige Strobel (im Handstreich bis auf Spitz und Knopf) kann sich mit den berühmtesten Bauernfiguren in der deutschen Litteratur messen. Was bei Wagner besonders angenehm berührt, ist die Ruhe und Objektivität seiner Haltung. Er entwirft seine Bilder von den herrschenden Zuständen mit unerbittlicher Wahrheitsliebe, doch ohne gehässige Uebertreibung. Er ist frei von Pessimismus: die Beamtenwelt erscheint bei ihm

in vorteilhaftem Licht, und auch unter seinen Bauern finden sich sympathische Charaktere. So hinterlassen seine Komödien bei aller Schärfe der Satire im ganzen doch einen behaglich humoristischen Eindruck. Derbheiten kann Wagner zur Charakterisierung des Bauernstandes nicht ganz missen, aber er hat doch keine Freude daran, wie seine Vorgänger und sein Nachfolger Nefflen, sie sind ihm lediglich Mittel zu künstlerischen Zwecken; er thut nicht zimpferlich, geht aber über die Grenze des Zulässigen und Notwendigen kaum jemals hinaus. Freilich scheint diese Zurückhaltung seiner Popularität eher Eintrag gethan als Vorschub geleistet zu haben. Den Dialekt handhabt Wagner mit großer Sicherheit und Leichtigkeit. Zumal seine Mannigfaltigkeit ist bewundernswert. Er unterscheidet nicht nur die Bewohner verschiedener Ortschaften durch mundartliche Nuancen, sondern macht auch in der Sprache seiner Bauern je nach ihrem Bildungsgrad Abstufungen. Köstlich trifft er den Handwerksburschenton in dem Hochdeutsch, das er seine Professionisten, namentlich den Schreiner Hobel (im Handstreich bis auf Spitz und Knopf) reden läßt. Die meisten Stücke Wagners sind regelrecht gebaute Dramen; zur Aufführung eignen sie sich indessen kaum. Dazu fehlt es ihnen an dramatischer Schlag- und Spannkraft. Die Handlung ist zu schleppend, es wird zu viel geredet, in den hochdeutschen Reden der Respektspersonen zu viel doziert und moralisiert. Der Verfasser selbst hat bei Abfassung seiner Schauspiele die Bühne keineswegs im Auge gehabt. Als Lektüre dagegen sind sie noch immer empfehlenswert. Denn wenn Wagner auch nicht den ersten deutschen Dialektdichtern zugezählt werden darf, ist er doch unter den schwäbischen ohne Frage der bedeutendste.

Im Jahr 1823 erschien eine kleine Sammlung „Lieder in schwäbischer Volkssprache von Heinrich Hofer". Der Verfasser (1778—1851), ein Pfarrerssohn aus Nordheim (O.A. Brackenheim), lebte als angesehener Rechtsanwalt in Heilbronn. Das Beispiel seines Vetters Uhland mochte ihn in den poetischen Neigungen bestärkt haben. Schon 1820 hatte er ein Bändchen „Gedichte und kleine prosaische Aufsätze" in hochdeutscher Sprache der Oeffentlichkeit übergeben. Frisch vom Herzen weg, um die ästheti-

schen Satzungen wenig bekümmert, singt und predigt er darin von Liebe, Freimut und Bürgertugend, Deutschtum und Vaterland. Hofers mundartliche Lieder, im schwäbisch-fränkischen Uebergangs-dialekte gehalten, malen Liebes- und sonstige Empfindungen der Bauern mit gedämpftem Humor und erbringen den Beweis, daß der Volksdichter naiv sein kann, ohne zum Schmutze seine Zuflucht zu nehmen.



Anhang.

Die nachfolgenden Seiten dienen hauptsächlich dem doppelten Zwecke, die bibliographischen Nachweise zu erbringen und eine Anzahl Autoren, durch deren Aufzählung der Text nicht belastet werden sollte, nachzutragen. Den Quellenangaben, die übrigens keineswegs Anspruch auf Vollständigkeit erheben, liegen die Werke von Heyd und Goedeke in der Weise zu Grunde, daß die dort angeführte Litteratur hier nicht wiederholt ist. (Wo bei Heyd Goedekes Grundriß zitiert ist, ist dieser nicht nochmals genannt.)

Erklärung der Abkürzungen:

A. D. B. = Allgemeine Deutsche Biographie. Band 1—42. Leipzig 1875—1897.

Allg. Ztg. B. = Allgemeine Zeitung Beilage.

B. B. d. St. = Besondere Beilage des Staatsanzeigers für Württemberg.

Bibl. d. l. V. i. St. = Bibliothek des litterarischen Vereins in Stuttgart.

G = Karl Goedeke, Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung aus den Quellen. (Wo nichts anderes gesagt ist, ist stets die zweite Auflage — Band I—VI, Dresden 1884/97 — gemeint; die arabischen Zahlen bedeuten die Seiten.)

Gradmann = Johann Jakob Gradmann, Das gelehrte Schwaben: oder Lexicon der jetzt lebenden schwäbischen Schriftsteller. Ravensburg 1802. (Das mit vielen Verbesserungen und Zusätzen versehene Handexemplar des Verfassers, Eigentum der K. öffentlichen Bibliothek in Stuttgart, ist benützt worden.)

H I = Wilhelm Heyd, Bibliographie der Württembergischen Geschichte. Erster Band. Stuttgart 1895.

H = Dasselbe. Zweiter Band. Stuttgart 1896. (Die arabischen Zahlen bedeuten die Seiten.)

Koch = Eduard Emil Koch, Geschichte des Kirchenlieds und Kirchengesangs der christlichen, insbesondere der deutschen evangelischen Kirche. Acht Bände. Dritte Auflage. Stuttgart 1866/76.

Liliencron = R. von Liliencron, Die historischen Volkslieder der Deutschen vom 13. bis 16. Jahrhundert. Fünf Bände. Leipzig 1865/9.

Schw. Kr. = Schwäbische Kronik, des Schwäbischen Merkurs zweite Abteilung.

Sittard = Josef Sittard, Zur Geschichte der Musik und des Theaters am Württembergischen Hofe. Zwei Bände. Stuttgart 1890/1.

Wackernagel = Philipp Wackernagel, Das deutsche Kirchenlied von der ältesten Zeit bis zu Anfang des XVII. Jahrhunderts. Fünf Bände. Leipzig 1864/77.

Weyermann I = Albrecht Weyermann, Nachrichten von Gelehrten, Künstlern und andern merkwürdigen Personen aus Ulm. Ulm 1798.

Weyermann II = Albrecht Weyermann, Neue historisch-biographisch-artistische Nachrichten von Gelehrten und Künstlern, auch alten und neuen adelichen und bürgerlichen Familien aus der vormaligen Reichsstadt Ulm. Ulm 1829.

Wohlwill = Adolf Wohlwill, Weltbürgerthum und Vaterlandsliebe der Schwaben, insbesondere von 1789 bis 1815. Hamburg 1875.

Württ. Jahrb. = Württembergische Jahrbücher für Statistik und Landeskunde.

W. V. f. L. (N. F.) = Württembergische Vierteljahrshefte für Landesgeschichte. (Neue Folge.)

Erstes Kapitel.

Zu S. 1—8. Aelteste Zeiten: Christoph Friedrich Stälin, Wirtembergische Geschichte I (Stuttgart und Tübingen 1841), Paul Friedrich Stälin, Geschichte Württembergs I, 1 (Gotha 1882). Schwaben und Alamannen: Fr. L. Baumann in Forschungen zur Deutschen Gesch. XVI (1876) S. 215—277, L. Wilser in Alemannia XXIII (1895) S. 50—74, 191 (s. auch H I 50 f.). Unter den unterscheidenden Merkmalen der Dialekte sticht der Gebrauch der Hilfszeitwörter „sein" und „wesen" besonders hervor: der Alamanne sagt „g'si", der Schwabe „g'we".

Zu S. 8—17. Charakter der Schwaben in früheren Zeiten: (J. Hartmanns) Schwabenspiegel aus alter und neuer Zeit (Stuttgart 1870). Charakter der heutigen Schwaben: H. Kurz in L. Bauers „Schwaben, wie es war und ist" (Karlsruhe 1842) S. 375—380, G. Rümelin, Reden und Aufsätze, 3. Folge, S. 375—405.

Zu S. 17—27. Kultur und Dichtung der älteren Zeit: Chr. Fr. Stälin I S. 395—413, 605—617, P. Fr. Stälin I, 1 S. 172 f., 244—146; vrgl. auch W. Wattenbach, Deutschlands Geschichtsquellen im Mittelalter (6. Auflage, 2 Bände, Berlin 1893 f.). Notker der Deutsche: G I 26 f., 485 f. Hermann der Lahme: H 420.

Zweites Kapitel.

Zu S. 27—34. Künste und Wissenschaften in der Stauferzeit: Chr. Fr. Stälin II S. 754—777, P. Fr. Stälin I, 1 S. 358—365. Ligurinus: Wattenbach (6. Auflage) II S. 286 ff. Spielleute und Gaukler: Die Namen einiger schwäbischen joculatores sind überliefert: zwei von ihnen, Falchelin und Rüdeger, erscheinen als in der Nähe des Klosters Weißenau begüterte Leute (Zeitschr. für die Gesch. des Oberrheins 29 S. 15, 52). Albertus Magnus: v. Hertling in A. D. B. 1 S. 186—196. Chronist Burchard: H 338. Schwäbische Predigten, deren Heimat der (badische?) Schwarzwald ist, hat Fr. K. Grieshaber unter dem Titel „Deutsche Predigten des XIII. Jahrhunderts" (2 Abteilungen, Stuttgart 1844/6) herausgegeben.

Zu S. 34—38. Hartmann von Aue: H 307, G I 89—93, 487, (Kürschners) Deutsche National-Litteratur 4. Bd., 1. Abt. 2, F. Saran, Hartmann von Aue als Lyriker (Halle a. S. 1889), Anton E. Schönbach, Ueber Hartmann von Aue. Drei Bücher Untersuchungen (Graz 1894), Th. Schön in Reutlinger Geschichtsblätter 1896 Nr. 3 u. 4. Uebrigens ist die Lokalisierung Hartmanns in Obernau durchaus nicht unangefochten. Neuerdings ist die Vermutung aufgetaucht, daß Eglisau am Rhein in der Schweiz des Dichters Heimat sei (Schulte in Zeitschr. f. D. Altert. 41 (1897) S. 261—282).

Fest steht folgendes: Hartmann war Ministeriale, der arme Heinrich Edelfreier, unmöglich können also beide demselben Geschlecht angehört haben, was sich übrigens auch schon aus dem ganzen Ton, in dem ersterer von letzterem spricht, mit Notwendigkeit ergiebt. Die jetzt noch in Württemberg blühenden Freiherren von Ow können den Dichter nicht für sich in Anspruch nehmen. Denn unter den zahllosen Mitgliedern dieser Familie, deren Namen uns aus dem späteren Mittelalter überliefert sind, befindet sich auch nicht ein einziger Hartmann. Bei dem gewaltigen Ansehen, dessen sich der Poet das ganze Mittelalter über erfreut hat, ist es ganz undenkbar, daß sich sein Name in seinem Geschlechte nicht fortgeerbt hätte. Hartmanns Familie dürfte frühzeitig, vielleicht schon mit ihm selbst, ausgestorben sein. Die Frage, ob die jetzigen Herren von Ow Nachkommen des armen Heinrich sind, berührt uns hier nicht; jedenfalls aber muß die Möglichkeit offen gehalten werden, daß ihre Vorfahren und der arme Heinrich zwei verschiedenen Geschlechtern von Dienstmannen angehört haben, die beide den längst ausgestorbenen Edelfreien von Au gedient und von diesen den Namen entlehnt haben. Ulrich von Thürheim: G I 115—118, 488 f., R. Bechstein in A. D. B. 39 S. 9 f. Die gute Frau: G I 104 f. Gottfried von Hohenlohe: G I 115, P. Stälin in A. D. B. 12 S. 690. Albrecht von Kemnat: G I 118, 196, Steinmeyer in A. D. B. 15 S. 597. Konrad Fleck: G I 103 f., 118, 488, Steinmeyer in A. D. B. 7 S. 111 f. Konrad von Stöffeln: G I 140, Ludwig Fränkel in A. D. B. 36 S. 316 f. In der württembergischen Familie Stöffeln ist wenigstens der Vorname Konrad heimisch. Mehrere Konrad, von denen einer unser Dichter sein könnte, treten in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts urkundlich auf. Andere haben ihn übrigens dem zu Hohenstoffeln im Hegau hausenden Geschlechte zugewiesen. Konrad von Heimesfurt: G I 86, 487, Steinmeyer in A. D. B. 11 S. 331 f. Albert von Augsburg: G I 44, Steinmeyer in A. D. B. 1 S. 207. Hugo von Langenstein: G I 260, Steinmeyer in A. D. B. 17 S. 673 f.

Zu S. 38—45. Minnesang: G I 45—47, 142 f., 486, (Kürschners) Deutsche National-Litteratur 8. Bd., 1. Teil, Fritz Grimme, Geschichte der Minnesinger I Die rheinisch-schwäbischen Minnesinger (Paderborn 1897). Meinloh von Söflingen: G I 49, Burdach in A. D. B. 34 S. 72 f., Grimme S. 123—127. Kaiser Heinrich VI.: G I 53. Man hat ohne triftigen Grund bezweifelt, daß dieser Fürst wirklich die ihm in den Liederhandschriften zugeschriebenen Lieder gedichtet habe. Heinrich von Ruck: H 578, Grimme S. 127—130. Hiltbold von Schwangau: G I 155, Burdach in A. D. B. 33 S. 184—186, Grimme S. 130—135. Berenger von Horrheim (H 442, G I 51, Grimme S. 19—22) scheint eher einer badischen Familie, als dem im Enzgau heimischen Dienstmannengeschlechte der Grafen von Vaihingen, angehört zu haben. Konradin: G I 160 f. Schenk von Limpurg: H 487, Grimme S. 192—198. Bruno von Hornberg (Wilmanns in A. D. B. 13 S. 147, Grimme S. 114—120) ist ebenfalls am

wahrscheinlichsten nach Baden zu verweisen. Gottfried von Neuffen: H 527, G I 154, Burdach in A. D. B. 23 S. 401—403, Wilhelm Uhl, Unechtes bei Neifen (Paderborn 1888), F. Vogt in Zeitschr. f. Deutsche Philologie XXIV (1892) S. 247—255, Grimme S. 135—157. von Brauneck: Chr. Fr. Stälin, Wirtembergische Geschichte II S. 764. Der Taler: Richard M. Meyer in A. D. B. 37 S. 362 f. Herren von Thal giebt und gab es in Württemberg nicht. An eine Familie von Thalheim (ursprünglich Thalen) ist kaum zu denken, da die Verkürzung Thaler aus Thalener sehr auffällig wäre. Ulrich von Winterstetten: H 690, G I 153, Grimme S. 157—165 (ein verunglückter Abschnitt). Hugo von Werbenwag: G I 159, Richard M. Meyer in A. D. B. 41 S. 743 f., Grimme S. 177—182. von Buwenburg: Wilmanns in A. D. B. 3 S. 667, Grimme S. 187—192. von Stammheim: G I 152, Burdach in A. D. B. 35 S. 427, R. Krauß in Zeitschr. f. D. Altert. 41 (1897) S. 87 f., Grimme S. 198—201. Sehr unsicher ist es, ob Württemberg auf den Minnesänger Wachsmut von Mühlhausen (W. Wilmanns in A. D. B. 22 S. 711, Grimme S. 165—173) Anspruch erheben darf. Ob der Minnesänger von Scharfenberg (G I 153, Burdach in A. D. B. 30 S. 774—777) aus Kärnten oder aus dem württ. O.A. Geislingen, wo noch die Ruinen einer Burg Scharfenberg vorhanden sind, gebürtig ist, läßt sich ebenso wenig entscheiden wie seine Identität mit dem Epiker Albrecht von Scharfenberg, der in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts drei verloren gegangene Dichtungen „Frau Ehren Hof“, „Merlin“ und „Seifried von Ardemont“, schwerlich aber den erhaltenen sog. jüngeren Titurel verfaßt hat (G I 213 f., P. Hamburger in A. D. B. 30 S. 583—586). Der mäßig begabte Heinrich von Tettingen (R. M. Meyer in A. D. B. 37 S. 592, Grimme S. 109—114) ist kaum ein Württemberger gewesen. Der Marner (vielleicht mit Vornamen Konrad): G I 158, W. Wilmanns in A. D. B. 20 S. 396, R. Krauß in Zeitschr. f. D. Altert. 41 (1897) S. 88. Rumeland aus Schwaben: G I 253. Nicht unmöglich ist es, daß auch die drei folgenden bürgerlichen Sänger aus der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts Schwaben im engeren Sinne gewesen sind: der Dürner, vielleicht in Mengen heimisch (Grimme S. 105—109), der Kanzler (G I 253, W. Wilmanns in A. D. B. 15 S. 98, Grimme S. 182—187), Meister Kelin (G I 142, Wilmanns in A. D. B. 15 S. 560, Grimme S. 173—176). Freidank: G I 165, 490, Karl Bartsch in A. D. B. 7 S. 336—338. Im Jahre 1287 verkauft Ritter Wolfram von Bernhausen den Freidankshof in Plieningen (bei Stuttgart) an Kloster Bebenhausen (Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins 4 S. 102, 106). Ob dieser Hof mit unserem Dichter im Zusammenhange steht oder gar, wie G. Bossert (H 375) meint, seine Heimat ist, muß dahingestellt bleiben.

Zu S. 45—50. Herkunft der Württemberger: H I 64—66 (namentlich die Arbeiten von Schneider S. 65 unten). Künste und Wissen-

schaften vom 13. bis 15. Jahrhundert: Chr. Fr. Stälin III S. 750—777, P. Fr. Stälin I, 2 S. 799—826. Stuttgart im Jahre 1414: Pogius, Hussens letzte Tage und Feuertod (1. Druck Konstanz 1523, Neudruck Reutlingen 1883 S. 10 f.).

Zu S. 50—54. Graf Albert von Hohenberg: H 429 f. Schmids Biographie trägt einen stark romanhaften Charakter. Vergl. auch L. Schmid, Gesch. der Grafen von Zollern-Hohenberg und ihrer Grafschaft (Stuttgart 1862) S. 27 ff. Die Verse aus dem ungedruckten „Wilhelm von Oesterreich", worin von dem Verhältnis Johanns von Würzburg zu Dieprecht die Rede ist, in (Haupts) Zeitschrift für Deutsches Alterthum I (1841) S. 222, 226. Heinzelin von Konstanz: G I 264 f., K. Bartsch in A. D. B. 4 S. 452 f. Graf Konrad von Kirchberg: H 463, W. Wilmanns in A. D. B. 15 S. 789, Grimme S. 209—219. Graf Hugo von Montfort: G I 305, Wackernell in A. D. B. 22 S. 190—193. Weingartener Liederhandschrift: Ausgabe von Franz Pfeiffer und F. Fellner in Bibl. d. l. V. i. St. Nr. 5 (Stuttgart 1843). Schulmeister von Eßlingen: H 611 f., Grimme S. 202—208. Rudolf der Schreiber: Burdach in A. D. B. 29 S. 569, Grimme S. 208 f. Heinrich Offenbach: Grimme S. 219—221. M. Beheim: H 316, G I 314, 491 f. Jörg Breining: G I 315 f., K. Bartsch in A. D. B. 3 S. 286. Albert Lesch: G I 312 f., K. Bartsch in A. D. B. 18 S. 436. Sighart (G I 313, Roethe in A. D. B. 34 S. 263) scheint kein Augsburger gewesen zu sein. Gilg Lieb: H 486. Konrad Harder: G I 313, K. Bartsch in A. D. B. 10 S. 592. In der Familie Harder oder Harderer, die 1400 durch Württemberg mit Gärtringen (O.A. Herrenberg) belehnt wurde und 1559 ausstarb (v. Alberti, Württ. Adels- und Wappenbuch S. 211), ist seit dem 14. Jahrhundert der Vorname Konrad sehr gebräuchlich. Ob der Meistersänger Jörg Schiller (G I 314 f., Roethe in A. D. B. 31 S. 210) mit Württemberg oder Schwaben etwas zu thun hat, ist unsicher.

Zu S. 54—55. Historische Volkslieder: G I 278 ff. Trütwein: Württ. Jahrb. 1864 S. 253 f., W. V. f. L. VI (1883) S. 1—6. Trütwein hat offenbar bald nach den Ereignissen gedichtet, die er beschreibt; darum können die wenigen lateinischen Verse auf die Döffinger Schlacht, die sich in derselben Handschrift finden, nicht von ihm sein. Silberdrat: H I 73, H 622. Winziecher: H I 73. Ulrich Wiest: G I 312. Küchlin: G I 277.

Zu S. 55—56. Rosengarten: G I 245 f., 338. Herzog Ernst: G I 338 f., 341 f. Moringer: G I 310. Friedrich von Schwaben: G I 258. Württemberger-Buch: G I 258, 303. Hans Mayr: G I 372.

Zu S. 56—58. Fressant: G I 298. Briolsheimer: H 663. Namminger: G I 303. Smieher: G I 303, Roethe in A. D. B. 32 S. 30 f. Hermann von Sachsenheim: H 579, G I 292—294. Hein-

rich von Beringen: G I 270, K. B(artsch) in A. D. B. 2 S. 398 f. Aus Württemberg stammen drei Familien von Böhringen (v. Alberti S. 72), die eine aus O.A. Geislingen, die andere aus O.A. Rottweil, die dritte aus O.A. Urach. Die mittlere kommt nicht in Betracht, da ihr Wappen mit dem in der Handschrift des Schachgedichtes überlieferten nicht übereinstimmt. Dagegen ist es wohl möglich, daß der Dichter dem dritten Geschlecht angehört hat, in dem schon um 1192 ein Heinrich vorkommt. Der Didaktiker Elblin von Eselsberg (G I 297) ist schwerlich einem der beiden auf wüttembergischen Eselsburgen (O.A. Heidenheim und O.A. Vaihingen) hausenden Geschlechter zuzuweisen, vielmehr scheint es sich um ein Pseudonym zu handeln. Hugo Spechtshart: H 624, Beschreibung des Oberamts Reutlingen (Stuttgart 1893) I S. 475. Die Flores musicae hat Karl Beck in Bibl. d. l. V. i. St. Nr. 89 (Stuttgart 1868) herausgegeben, die Chronik Karl Gilbert in Forschungen zur Deutschen Gesch. XXI (1881) S. 21—65, das Speculum grammaticale ist ungedruckt. J. Keck: Das Königreich Württemberg II, 1 S. 296.

Zu S. 58—60. Suso: H 642, G I 212, Philipp Strauch in A. D. B. 37 S. 169—179. Heinrich von Nördlingen: G. I 212, Strauch in A. D. B. 24 S. 7—11. Pfullinger Nonnenlieder: Ferdinand Weckherlin, Beyträge zur Gesch. altteutscher Sprache und Dichtkunst (Stuttgart 1811) S. 84—99, Wackernagel, das deutsche Kirchenlied (Stuttgart 1841) Nr. 730—745, Württ. Kirchengesch. (Calw und Stuttgart 1893) S. 205, 705. Die sog. amores Soeflingenses: Alemannia III (1875) S. 86—88, 140—148, 296, Württ. Kirchengesch. S. 205. J. Rider: H 529.

Zu S. 60—61. Künzelsauer Fronleichnamsspiel: H 132, Teiel Mansholt, Das Künzelsauer Fronleichnamsspiel (Marburger Inauguraldissertation 1892). Calwer Passionsspiel: Crusius, Annales Suevici III S. 519.

Drittes Kapitel.

Zu S. 61—71. Künste und Wissenschaften in zweiter Hälfte des 15. Jahrhunderts: Chr. Fr. Stälin III S. 750—777, P. Fr. Stälin I, 2 S. 799—826. Mechthild: Zeitschr. für Beförderung der Geschichts-, Alterthums- und Volkskunde von Freiburg II (1870/2) S. 145—272 und III (1873/4) S. 207 f., Philipp Strauch, Pfalzgräfin Mechthild in ihren litterarischen Beziehungen (Tübingen 1883). Püterich: G I 333 f., Roethe in A. D. B. 26 S. 744—746. Herzog Ernst: G I 341 f. Barbarossa: G I 343. Marquard vom Stein: H 630, G I 352 f. Hans Neidhart: H 526, G I 444. Zwei weitere Uebersetzer aus der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts macht Chr. Fr. Stälin (III S. 762 f., 765) namhaft: den Waldseer Schulmeister und Stadtschreiber Peter Königschlachter und den Augsburger Drucker Anton Sorg. Ueber den Uebersetzer Hans Lobenzweig vrgl. W. V. f.

L. N. F. V (1896) S. 126. Frühhumanismus in Schwaben: Paul Joachimsohn in W. V. f. L. N. F. V (1896) S. 63—126, 257—291. Niklas von Wyle: H 705, J. Baechtold, Gesch. der Deutschen Literatur in der Schweiz S. 225—240 und Anmerkungen S. 25—56. Anton von Pforr: H 551, G I 366. Steinhöwel: H 631, G I 366—370. Die Uebersetzung von Boccaccios Decamerone, als deren Verfasser Steinhöwel früher galt, wird diesem neuerdings abgesprochen. 1454 war St. in Freiburg, wohl um über die beabsichtigte Gründung der dortigen Universität mitzuberaten. Schon dieser Umstand läßt auf Beziehungen zu Mechthild schließen. Eberhard im Bart: H I 77—79; insbesondere seine litterarischen Beziehungen: Chr. Fr. Stälin III S. 760 f., G. Bossert, Eberhard im Bart S. 53—56. Georg von Ehingen: H 359, Th. Schön in B. B. d. St. 1893 Nr. 3/4. Paul Wüst: Alemannia IV (1877) S. 181—184. Tünger: G I 436, Roethe in A. D. B. 39 S. 114 f. Reuchlin: H 565 f., G I 413—416; seine Beziehungen zu Württemberg: J. Klaiber in B. B. d. St. 1880 Nr. 8 f. Universität Tübingen: H I 247 ff. Stift: H I 253 f. Collegium illustre: H I 254 f. Humanismus in Tübingen: H I 255 f. Johann Nauclerus: H 525.

Zu S. 71—72. Humanismus: H I 303. Eine vollständige Aufzählung der schwäbisch-württembergischen Humanisten würde über den diesem Buche gesteckten Rahmen hinausgreifen, nur wenige, besonders bedeutende Persönlichkeiten konnten hervorgehoben werden. Bebel: H 314, G I 437—440. Locher: H 490 f., G I 426—431. Böschenstein: H 329 f. Fabri: G II 5, 90.

Zu S. 72—78. Reformation: Württ. Kirchengesch. S. 250 ff. (nebst Anmerkungen). Eberlin: H 357, G II 221—223, 269. Schradin: H 607, G II 300. Julius Hartmann in seinem Matthäus Alber (Tübingen 1863) S. 33 spricht die Vermutung aus, hinter dem Reutlinger Bäcker Hans Staygmayer, der 1524 zwei Flugschriften wider die Mißbräuche der katholischen Kirche herausgab, stecke Schradin. Gretzinger: H 394. Lotzer: H 492. Als volkstümliche Reformationsschriftsteller seien hier noch erwähnt: Andreas Keller (1503—1562) aus Rottenburg, zuletzt Superintendent in Wildberg (Blätter für württ. Kirchengesch. 1888 Nr. 1—4), Ludwig Rabus (1524—1592) aus Memmingen, Superintendent in Ulm, (H 556) und Dr. Philipp Melhofer aus Eriskirch (O.A. Tettnang), Pfarrer daselbst, der ein gutes und kraftvolles Deutsch zu schreiben verstand (H 507). Speratus: H 624 f., G II 177 f., Karl Budde in Zeitschr. für praktische Theologie XIV (1892) S. 1—16. Urbanus Rhegius: H 568, G II 177, 265, 273. Oekolampadius: H 533, G II 180 f., Wagenmann in A. D. B. 24 S. 226—236. Stifel: H 634, G II 223 f. Sebastian Franck: G II 8—14, 184 f., Alfred Hegler, Geist und Schrift bei Sebastian Franck (Freiburg i. B. 1892), Karl Hartfelder in Zeitschr. für die Gesch. des Oberrheins, Neue Folge 8 (1893 S. 21—24. Emser: H 363, G 224 ff. Kaum minder heftig zog in seinen

Schriften ein anderer Ulmer, Konrad Kölle (um 1480—1536), gegen Luther zu Feld (H 470, G II 226). Ueber den katholischen Prediger und Schriftsteller Johann Winzler (1478—1554) aus Horb vrgl. H 690.

Zu S. 78—80. Buchdruck in Württemberg: H I 301 f., K. Steiff in B. B. d. St. 1896 Nr. 19/20. Augsburger Humanisten: H. A. Lier in Zeitschr. des Histor. Vereins für Schwaben und Neuburg VII (1880) S. 68—108. Meistersang: G II 247 ff. Augsburger Singschule und ihre zwölf Meister: G II 252 f. Von Sebastian Wild und Martin Schrot ist noch in anderem Zusammenhange die Rede. Ueber Schwarzenbach, Georg Danbeck, Martin Dürr vrgl. A. D. B. 33 S. 259, 4 S. 726, 5 S. 491. Ulmer Meistersänger: H I 248 (Nr. 6359), Beschreibung des Oberamts Ulm (Stuttgart 1897) II S. 251 f. Eßlinger Meistersänger: Karl Pfaff, Geschichte der Reichsstadt Eßlingen (Eßlingen 1852) S. 233. Matthäus Brunner: G II 315. Johann Staiger: H 628, G II 264. Johann Seyferdt: G II 286. Ein Lutherlied des nicht weiter bekannten Melchior Seyffert aus Ulm vom Jahre 1630 ist in der Ulmer Schnellpost 1883 Nr. 264—266 gedruckt. Marx Engelhardt: Alemannia XV (1887) S. 68 f. Nördlinger Meistersänger: Weng und Guth, Das Ries, wie es war, und wie es ist 1. Heft S. 87 f., 3. Heft S. 3—12, Karl Trautmann in Archiv für Litteraturgesch. XIII (1885) S. 34—71. Veit Fischer: Das Königr. Württ. II, 1 S. 298, E. Martin in Straßburger Studien I (1883) S. 92 f. Ob der Meistersänger Martin Schleich (G I 317, Roethe in A. D. B. 31 S. 397) um die Wende des 15. und 16. Jahrhunderts für Schwaben beansprucht werden darf, ist sehr fraglich.

Zu S. 80—93. Drama: Hugo Holstein, Die Reformation im Spiegelbilde der dramatischen Litteratur des 16. Jahrhunderts (Schriften des Vereins für Reformationsgesch. 14/15) und in Zeitschr. f. Deutsche Philologie 20 (1888) S. 97—108. Schauspiele in Württemberg: Sittard I S. 125 ff. Reypchen: H 567, G II 382. Leonhard Engelhart: H 363, G II 276, Holzer im Stuttgarter Gymnasialprogramm 1864 S. 40 f. Nikodemus Frischlin: H 377 f., G II 108, 129, 140, 385 f. Scherers Artikel in der A. D. B. ist in dessen Kleinen Schriften II S. 56—66 wiederholt. Dazu: J. Wallner im Laibacher Gymnasialprogramm von 1888. Jakob Frischlin: G II 290, 327, 386 f., 388, R. Krauß in Zeitschr. f. D. Altert. 41 (1897) S. 89 f. Hunnius: H 446, G II 141, 199. Schlayß (seit 1795 Pfarrer in Holzheim): H 597. Flayder: H 372, G II 146. Thomas Birck: H 325, Seybold, Vaterländisches Historienbüchlein (Tübingen 1801) S. 99 f. Seitz: H 618, G II 390. Volksschauspiele in Schiltach und auf dem Schwarzwald: E. v. Kausler in Germania 12 (1867) S. 206—220. Ulmer Theaterwesen: Beschreibung des Oberamts Ulm (Stuttgart 1897) S. 250 f. Balticus: H 310, G II 111, 140 f. Merck: H 507, G II 388 f. Schwerttänze in Ulm: Karl Trautmann in Alemannia XIV (1886) S. 183—185. Schauspiele in Augsburg: G II 379 f. Sixt Birck:

G II 134, 345, Max Radlkofer in Allg. Ztg. B. 1896 Nr. 299 f. Zwei Schüler Bircks, Martin Osterminchér und Johannes Entornius, beide aus Augsburg, bearbeiteten deutsche Dramen ihres Lehrers lateinisch. Diether: G II 186, Scherer in A. D. B. 5 S. 164. Distelmayer: G II 385. Rulich: G II 335, 388, H. Holstein in A. D. B. 29 S. 636 f. Wild: G II 383. Holtzmann: G II 384, 454, J. Franck in A. D. B. 13 S. 18, 794 f. Aufführungen in Nördlingen: Karl Trautmann in Archiv für Litteraturgesch. XIII (1885) S. 34—71, 429—433. J. Brummer: G II 385, W. Sch[erer] in A. D. B. 3 S. 422. Hermann: G II 405, Gg. Westermayer in A. D. B. 12 S. 188. Baumeister: G II 388. Ziegler: H 710, G II 137, 324, 380 f. Steffan: H 633, G II 385. Boltz: G II 275, 317, 348, W. Scherer in A. D. B. 3 S. 114. Der gewöhnlichen Annahme, daß Boltz zu Rufach im Oberelsaß geboren sei, steht die Tübinger Universitätsmatrikel „Valentinus Boltz Horbensis 1. Oktober 1522" (Urkunden zur Gesch. d. Universität Tübingen aus den Jahren 1476 bis 1550, Tüb. 1877, S. 628) entgegen. Bibermann: H 322. Rhode: G II 144, Martin in A. D. B. 28 S. 392 f. Gall: J. Bolte in Zeitschr. f. D. Altert. 32 (1888) S. 5—8. Oberschwäbisches Volkstheater: Paul Beck in Alemannia XX (1892) S. 73—97. Hospinius: G II 142, Archiv für Litteraturgesch. XI (1882) S. 318. Culmann: H 347, G II 281 f., 381, Zeitschr. f. Deutsche Philologie XX (1888) S. 346—349. Richthonius: H 529, G II 389. Schnurr: H 603, G II 388, 510 f.

Zu S. 93—95. Englische Komödianten: Annalen dieser und sonstiger Truppen bei G II 524—542. Englische Komödianten in Schwaben: Karl Trautmann in Archiv für Litteraturgesch. XI (1882) S. 625 f., XII (1884) S. 320, XIII (1885) S. 34—71, 315—324, XV (1887) S. 211 bis 217, Sittard I S. 205 ff. Französische Komödianten in Stuttgart: Trautmann a. a. O. XV S. 218—221.

Zu S. 95—98. Graf Heinrich von Württemberg: H 698; Ausgabe seiner Lieder von W. Holland und A. Keller, Tübingen 1849. Herzog Ulrichs Lied: G II 290. Kirchenlieder: Die Aufzählung der schwäbisch-württembergischen Kirchenliederdichter will nicht erschöpfend sein. Männer, die in Schwaben gedichtet haben, ohne Schwaben von Geburt zu sein, wie A. Blarer, Balthasar Bidembach im Württembergischen, Frosch, Meuslin (Musculus) in Augsburg, Zwick in Riedlingen u. s. w., sind hier nicht berücksichtigt. Litteratur über das Kirchenlied bei G II 175 f. Ueber die württembergischen geistlichen Dichter vrgl. auch [Moser,] Schwäbische Merckwürdigkeiten I (Stuttgart 1757) S. 656—684, Balthasar Haug, Die Liederdichter des wirtenbergischen Landgesangbuchs (Stuttgart 1780). Gäßler (auch Gosseler): G I 469. Miller (Myllius): H 510. Er gilt für den ersten Deutschen, der Alexandriner anwandte. Martin Weiß: G I 316; seine Lieder bei Wackernagel II Nr. 1399 f. Sollte mit diesem Reutlinger der Volksliederdichter Mertein Weisse bei G II 288 identisch sein? Gräter (Gretter): H 393, G II 257. Hornung: G II 191,

l. u. in A. D. B. 13 S. 159. Graf Georg von Württemberg: Koch I S. 409, dagegen G II S. 256 Nr. 23 r. Herzog Ludwigs Lied steht im heutigen Landesgesangbuche Nr. 596. Huber: Bertheau in A. D. B. 13 S. 258 f., G. Bossert in W. V. f. L. IV (1881) S. 63—65 und in Theologischen Studien aus Württ. I (1880) S. 198 ff., R. Krauß in Zeitschrift f. D. Altert. 41 (1897) S. 89. Assum: H 307. A. Osiander: H 536. Magirus: H 496. Sattler: H 581. Conrad: G II 197, Weyermann I S. 104. Jörg Graff: H 393. Bei Goedeke ist er aus keinem anderen Grunde zu einem Württemberger gemacht, als weil eine Verwechslung mit dem Grafen Georg (Jörg, Graf —) von Württemberg angenommen wird. Wolf Gernolt: G II 258 f., K. Bartsch in A. D. B. 9 S. 38. Harsch: H 406. Dachser: G II 172. Weynmar: G II 183, l. u. in A. D. B. 42 S. 283. Sunderreitter: G II 168, 171. Apffelfelder: G III 28 f. Schuler: G II 281. Kanz: G II 193. Heubolt: G II 201, 461, Zeitschr. des Histor. Vereins für Schwaben und Neuburg XX (1893) S. 116—135, XXI (1894) S. 165—168. Unsicher ist, ob auch Johann Pappus (G II 196) unter die Liederdichter zu rechnen ist. Sigismund Weingärtner (G II 198, l. u. in A. D. B. 41 S. 504) kann nicht sicher für Schwaben beansprucht werden. Augsburger Gesangbuch: Koch II S. 8 f. Württembergisches Gesangbuch: Koch II S. 293 f. L. Osiander: H 537. Lieder der Märtyrer und Wiedertäufer: G II, 240 ff., Koch II 143—145. Jörg Berkenmeyer: H 318, G II 180. Schwenkfelder Gesangbuch: Koch II S. 422. Behe: H 657, G II 237. Walasser: H 667. Haym: Koch II S. 439 f., l. u. in A. D. B. 11 S. 157 f.

Zu S. 98—99. Reiner: H 562, G II 54. Schaerer: G II 68. C. Widmann: H 684, G II 76—78, 573.

Zu S. 99—102. Ulrich Schwarz: G I 280, 286. Lindenschmid: G I 286. Der Haller Bürger, Schuhmacher und (1494—1515) Stadtbote Siegmund Weinbrenner verherrlichte 1494 die neue Prägung Hallischer Pfennige durch die reichsstädtische Obrigkeit in einem Meistergesange (Württ. Geschichtsquellen I, Stuttgart 1894, S. 106; ebenda S. 367—377 wird ein Landsknechtsgespräch aus dem Jahre 1544 in derben deutschen Versen mitgeteilt). Schwabenkrieg vom Jahre 1499: G I 281, 286. Hans Schneider: G I 280—282, 288, 302, Roethe in A. D. B. 32 S. 121—123. Hans Glaser: G I 281. Das Lied von Vilßhofen (G I 287 f.) darf vielleicht Jörg Widmann aus Bühlerthann (O.A. Ellwangen), dem Vater des Haller Chronisten, zugeschrieben werden (Archiv für Litteraturgesch. XI, 1882, S. 318). Martin Maier: H 504, G I 281, 317 f., Beschreibung des Oberamts Reutlingen (Stuttgart 1893) S. 476 f. Einnahme von Hohenkrähen: G I 288. Armer Konrad: G I 282. Herzog Ulrich: G I 289, II 290 f. Konrad Mayer: G II 280 f. Amman: G II 279., v. L[iliencron] in A. D. B. 1 S. 400. Bauernkrieg: G II 291. Waibel: G II 246, F. L. Baumann in Zeitschr. des Histor. Vereins für Schwaben und Neuburg IV (1877) S. 298 ff.

Schmalkaldischer Krieg: G II 299—304. Schrot: G II 276, 284, 294, Roethe in A. D. B. 32 S. 556—558. Hans Sigel: H 622, G I 317. Herbrot: Liliencron IV Nr. 609—612. Speltacher: Liliencron IV Nr. 592. Peter Fleischmann: G II 327. Augsburger Kalenderstreit: G II 308 f. Dilbaum: G II 285, 310, Max Radlkofer in Zeitschr. des Histor. Vereins für Schwaben und Neuburg XXII (1895) S. 57—96. Ueberschwemmung von Pforzheim und Calw: Alemannia XVIII (1890) S. 1—4. Feuersbrunst in Isny: Alemannia XVI (1888) S. 201—203.

Zu S. 102—103. Reimchroniken: einige schwäbische, darunter eine über den schmalkaldischen Krieg von dem Ulmer Wolfgang Stammler (Lycobatus Balbus, 1493—1558), bei G II 324 f. Reimchronik über Herzog Ulrich: Ausgabe der Bibl. d. l. V. i. St. Nr. 74 (Stuttgart 1863). Die Heilbronner Herkunft des Johannes Lenz, der 1500 eine Reimchronik über den Schwabenkrieg vollendete, ist höchst unsicher. Tethinger: H 645, Alemannia XX (1892) S. 254—270, XXI (1893) S. 93. Münsinger: H 523, G II 96. Gryphius: G. Sixt in B. B. d. St. 1891 Nr. 9. Im übrigen findet sich über die lateinischen Poeten Württembergs, aus deren Schar hier nur wenige herausgegriffen werden konnten, eine kurze Uebersicht in der Praefatio zu Fischlins Tecceis (Heilbronn 1706). Nachrichten über gekrönte württembergische Dichter liefert Haugs Schwäbisches Magazin von gelehrten Sachen auf das Jahr 1776 S. 638—650, 793—796, auf 1777 S. 31—37. Flexel: G II 325 f., K. Bartsch in A. D. B. 7 S. 119. Stuttgarter Herrenschießen: Schw. Kr. 1897 Nr. 118 (Sonntagsbeilage). Oetinger: G II 327.

Zu S. 103—106. Spreng: G II 319, 571, Roethe in A. D. B. 35 S. 288—291. Warbeck: H 671, G II 20, J. Bolte in A. D. B. 41 S. 165 f. G. R. Widmann: G II 567 f. A. J. Widmann: G II 322, Christian Kolb in Vierteljahrschr. für Litteraturgesch. VI (1893) S. 110—114. Haller Schriftstellerfamilie Widmann: L. Fränkel in A. D. B. 42 S. 344—352, J. Hartmann in W. V. f. L. III (1880) S. 226—229, G. Bossert in Archiv für Litteraturgesch. XI (1882) S. 317 f. Federmann: G II 472. Gerlach: H 387, G III 265. Walch: G II 131. Georg Mayer: G II 15, 276, 284, 324, J. Franck in A. D. B. 21 S. 136 f. Megiser: H 506, G II 16, 386.

Zu S. 106—107. P. Leyser: H 486. Ueber den katholischen Schriftsteller Reinhard Lutz aus Rottweil, 1551—1588 Pfarrer zu Schlettstadt im Elsaß, vrgl. N. Paulus in Diöcesanarchiv von Schwaben 1895 Nr. 6. Die Aufzählung der Historiker will keineswegs erschöpfend sein; die lateinisch schreibenden sind überhaupt nicht berücksichtigt. Carion: H 342, 726. Fries: H 377. Herolt: H 420. Georg Widmann: W. V. f. L. III (1880) S. 226. H. Hoffman: Württ. Geschichtsquellen I S. 271—352. S. Fischer: H 232, 371. Zimmerische Chronik: H I 75. Sie ist hauptsächlich ein Werk des Grafen Gustav Froben von Zimmern und des Johann Müller, Schreibers, später Obervogtes der Grafen von Zimmern (H 521). Götz von Berlichingen:

H 319 f. Fronsperger: H 378. Endlich sei noch Alexander Hug aus Calw, der sich 1487—1529 als Stadtschreiber zu Klein-Basel, Calw und Pforzheim nachweisen läßt, als Verfasser eines der verbreitetsten deutschen Formelbücher „Rhetorica und Formularium Teutsch" (1528) erwähnt (H 445).

Viertes Kapitel.

Zu S. 107—115. Poesie von 1600—1750: Carl Lemcke, Gesch. der Deutschen Dichtung neuerer Zeit. 1. Bd. Von Opitz bis Klopstock (Leipzig 1871). Vogel: H 660, G II 574. Weidner: H 674. V. Andreä: H 304 f., 725, G II 146, III 29, Karl Hüllemann, Valentin Andreä als Pädagog II (Leipzig 1893, Gymnasialprogramm). Freinsheim: H 375, G III 242 f. Maicler: H 496. Erhard: H 364, G III 145 f. Kepler als lateinischer Dichter: M. Carriere in Allg. Ztg. B. 1877 Nr. 292. Fischlin: H 371. Seybold: H 620, G II 17. Ueber humanistische und gekrönte württ. Dichter vrgl. die zum 3. Kapitel angegebenen Quellen.

Zu S. 115—122. G. R. Weckherlin: H 673, G III 31—33, Hermann Fischer in A. D. B. 41 S. 375—379, L. Tertsch im Gymnasialprogramm von Gaya in Mähren 1888, Wilhelm Bohm, Göttinger Inauguraldissertation 1893, Günther Koch in Vierteljahrschr. für Litteraturgesch. VI (1893) S. 481—483. Vollständige kritische Ausgabe der Dichtungen Weckherlins von H. Fischer in Bibl. d. l. V. i. St. Nr. 199/200 (Tübingen 1894/5). Weckherlins Brüder: H. Fischer, Beiträge zur Litteraturgesch. Schwabens S. 3. J. S. Wieland: G III 242, Ludwig Fränkel in A. D. B. 42 S. 395—398.

Zu S. 122—129. Geistliche Dichter Württembergs: Die zum 3. Kapitel angegebenen Quellen, namentlich Koch V S. 1 ff. Geschichte des württembergischen Pietismus: Württ. Kirchengesch. S. 477 ff. Greiff: H 394, G III 145. Wegelin: G III 161—163, H. A. Lier in A. D. B. 41 S. 783. Hesenthaler: H 421. Herrnschmidt: H 420, G III 205 f. Scheidt: H 585. Bertram: H 320, G III 341. Beyschlag: H 322, G III 290. Schellenbaur: H 585. J. J. Lang: H 480. Fr. K. Hiller: H 422. Hedinger: H 412, G III 288. Weißensee: H 677. Weismann: H 676, P. Tschackert in A. D. B. 41 S. 613—615. Urlsperger: H 654. Bengel: H 317, G III 313. L. E. Fischer: H 371. Ph. Fr. Hiller: H 423, G III 316. Oetinger: H 538 f. Steinhofer: H 631. Storr: H 636. Herzogin Magdalena Sibylla: G III 327, l. u. in A. D. B. 20 S. 49 f., J. P. Glöckler, Schwäbische Frauen (Stuttgart 1865) S. 68—107. M. S. Rieger(in): H 571, G III 331. Gruber: H 396. Rock: H 572. Nicht alle, die gelegentlich einmal ihren frommen Gefühlen in Versen Ausdruck verliehen haben, konnten aufgezählt werden. Herausgehoben wurden diejenigen, welche entweder in umfassenderem Maße gedichtet haben oder Persönlichkeiten von Bedeutung gewesen sind. Hier sollen noch folgende religiöse Dichter Erwähnung finden:

Dr. Josaphat Weinlein, 1601 zu Hall geboren, Arzt in Rothenburg o. d. Tauber, auch Komponist seiner Lieder (H 675), Bonifacius Stölzlin (1603—1677) aus Giengen a. d. Brenz, zuletzt Pfarrer in Kuchen (O.A. Geislingen), fruchtbarer erbaulicher Schriftsteller (Weyermann I S. 488—490), der unten bei den Dramatikern genannte Thomas(ius), die Brüder Siegmund Gmelin (1679—1707) aus Pfullingen (H 391) und Wilhelm Gmelin (1684—1746) aus Bothnang (M. Gmelin in A. D. B. 9 S. 274), beide wegen Separatismus ihrer württembergischen Pfarrämter entkleidet, Georg Albrecht Stübner (1680—1723) aus Heilbronn, als Oberhofprediger und Konsistorialrat in Bayreuth verstorben (H 639), Johann Christoph Breg (1681—1752) aus Stuttgart, Prälat von Murrhardt, Johann Martin Wieland (1685—1725) aus Biberach, Pfarrer zu Kleinbottwar (O.A. Marbach), Jakob Friedrich Jung (1689—1754) aus Sondelfingen (O.A. Urach), Superintendent und Stadtpfarrer in Blaubeuren, Christoph Friedrich Harpprecht (1700—1774) aus Tübingen, Professor der Rechtsgelehrsamkeit daselbst (H 405), Johann Christoph Bilhuber (1702—1762) aus Urach, Dekan in seiner Vaterstadt, einer der Bearbeiter des Landesgesangbuches vom Jahre 1741 (H 324), Johann Pöschel (1711—1741) aus Tübingen, Hofprediger des Grafen Castell in Rehweiler, zuletzt Diakonus in Tübingen (H 554), Philipp David Burk (1714—1770) aus Neuffen (O.A. Nürtingen), als Dekan in Kirchheim unter Teck gestorben (H 339). Auch die unter den Humanisten genannten Ebermaier und Fischlin waren religiöse deutsche Dichter. Ferner ist von Johannes Osiander (1657—1724), Professor in seiner Geburtsstadt Tübingen, der einen abenteuerlicheren Lebenslauf gehabt hat, als irgend ein anderer württembergischer Theologe, ein geistliches Lied bekannt geworden. Einige weitere geistliche Dichter aus Württemberg und Schwaben bei G: A. H. Berchtold (III 289), der Augsburger Narziß Rauner (III 290), Ph. A. Laub aus Pfedelbach im O.A. Oehringen (III 291), Graf Albert Wolfgang von Hohenlohe (III 325), Konrad Hößlin aus Langenau, Vater des Jeremias Hößlin (IV 121). Auch der unten zu erwähnende Zacharius Hermann aus Ulm war geistlicher Dichter. Ueber ein paar jüngere pietistische Liederdichter, namentlich die beiden Moser und Ph. Fr. Rieger, vrgl. das 5. Kapitel.

Zu S. 129—133. Theater am württ. Hof: Sittard I S. 39 ff., 226 ff. Prinz Friedrich Ludwig: Württ. Jahrb. 1864 S. 283. Französische Komödie in Stuttgart: Karl Trautmann in Archiv für Litteraturgesch. XV (1887) S. 219—221. J. R. Fischer: G III 212, August Holder in Bayerns Mundarten I (1892) S. 112—116, 161—192, 321—336 und in Gesch. der schwäb. Dialektdichtung (Heilbronn 1896) S. 12—17. Thomas(ius): G III 221, Roethe in A. D. B. 38 S. 104—107. Schuster und dessen Frau Sibylla, geborene Neithart aus Memmingen, die ein 1685 gedrucktes Drama „Verkehrter, bekehrter und wieder bethörter Ophiletes" verfaßt hat: G III 223, 228, H. Holstein in A. D. B. 33 S. 104—106.

Ueber den Augsburger Dramatiker Johann Baptist Renz vrgl. G III 227. König: H 471, G III 346 f. Scharffenstein: G III 365. Bernhold: G III 373, Lochner in A. D. B. 2 S. 466. Camerer: G III 356. Jakob von Stählin-Storksburg (1710—1785) aus Memmingen übersetzte 1734 das italienische Singspiel „Die treue Schäferin Likoris" (G V 255). Der mehrfach erwähnte Fischlin veröffentlichte 1708 den „Poetischen Entwurf einer geistlichen opera von den Zehen Jungfrauen". Johann Franz Metzger, Präzeptor und Kantor in Ulm, führte 1699 mit der dortigen studierenden Jugend eine von ihm eingerichtete Friedenskomödie „Ulmisches Jerusalem" auf (G III 230).

Zu S. 133—134. Langenmantel: G III 260. Hermann: G. III 267, 292 f. Haller Anekdotensammlungen: G III 267 f. Nr. 42/3. Robinsonaden: G III 262 ff. Vischer: H 660. Bartholomäi: G III 264.

Zu S. 134. Gerlach: H 387. Breuning: H 334. Kiechel: H 462. Krafft: H 473. Wenner: Hantzsch in A. D. B. 41 S. 723. Ulsheimer: H 653. Welsch: H 680 (wo Lauingen als Geburtsort angegeben ist), Viktor Hantzsch in A. D. B. 41 S. 682. Schweitzer: H 416. 1866 wurde das Tagebuch des Burkhard Stickel (1541—1613) aus Stuttgart, zuletzt württembergischen Obervogtes zu Leonberg, der als Kriegsmann viele Jahre Europa und Afrika durchzogen hat, herausgegeben (H 634).

Fünftes Kapitel.

Zu S. 135—137. Schwäbische Dichter vor 1750: E. von Gemmingen in seinem Aufsatze „Von dem Zustande der Dichtkunst in Schwaben" teilt die schwäbischen Versmacher ironisch in sechs Klassen. Als vornehmste führt er die Hofpoeten an. Der letzte, der dieses Titels sich wirklich erfreute, war der 1776 gestorbene Johann Jakob Fleischmann. Mack: G IV 118; er hat sich auch noch später in geistlichen Dichtungen versucht. J. Hößlin: H 443, G IV 39.

Zu S. 137—143. Periodische Presse in Schwaben: R. E. Prutz, Geschichte des deutschen Journalismus, 1. Teil (Hannover 1845) S. 221, 363 f., Th. Schott in Württ. Jahrb. 1877 IV S. 95 ff. In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts folgten mit Zeitungen nach: Nördlingen 1764 (G. Böhm im Nördl. Anzeigeblatt 1887 Nr. 1—3), Oehringen 1783, Hall 1788, Mergentheim 1794, Eßlingen 1796, Rottweil 1799, Ravensburg 1803 ꝛc. J. J. Moser: H 518 f., G IV 120. Fr. K. von Moser: H 517 f., G IV 45 f., 120. Dazu: R. Loebell, Der Anti-Necker J. H. Mercks und der Minister Fr. K. v. Moser (Darmstadt 1896). Bilfinger: H 323 f. Zustand des Herzogtumes Württemberg: G. Rümelin in Württ. Jahrb. 1864 S. 262—355. Herzog Karl Eugen: H I 120—127, Eugen Schneider,

Württ. Gesch. (Stuttgart 1896) S. 355—379, Richard Weltrich, Friedrich Schiller I S. 83 ff. Theater unter Karl Eugen: Sittard II S. 26 ff.

Zu S. 144—150. Anfänge der klassischen Litteratur in Schwaben: J. Lautenbacher im 6. Bericht des Stuttgarter Instituts Rauscher (1882), außerdem die teils im Texte genannten Schriften der Zeitgenossen. Hier sei noch der 1774 erschienenen Flugschrift „Die Ehre der Schwaben aus der alten und mittleren Geschichte gerettet" gedacht. J. L. Huber: H 444, G IV 59, V 405 f. (wo man unter den Werken des Dichters namentlich vermißt: Das Lotto oder Der redliche Schulze, Nachspiel, 1779 und Denkmal des Herzoglich Wirtembergischen Präsidenten der Regierung Eberhard von Gemmingen, Stuttgart 1793), Wohlwill S. 2—4, 66 f., Karl Trost in Zeitschr. f. Allg. Gesch., Kultur-, Litteratur- und Kunstgesch. IV (1887) S. 594—612, Wilhelm Lang, Von und aus Schwaben, 7. Heft (Stuttgart 1890) S. 3 ff. E. von Gemmingen: H 384, K. Trost a. a. O., W. Lang a. a. O. Faber: H 366, G IV 59. Eine 2. Auflage der Gedichte und Abhandlungen erschien Frankfurt und Leipzig 1755. Ueber die poetischen Bestrebungen der Tübinger Studenten vrgl. auch W. Lang a. a. O. S. 5 ff. Duttenhofer: G IV 356. Offenbar hat er auch an der Faberschen Sammlung mitgearbeitet. Schwab: H 613, G V 407.

Zu S. 150—153. B. Haug: H 410, G IV 62 (sehr unvollständig). Kazner: G IV 46 f. Bühler: G IV 63 (das Geburtsjahr 1733, nicht 1731), J. Gradmann S. 69 f. Pfleiderer: G IV 63, Gradmann S. 457 f. Die Haasin: Schwäb. Magazin auf das Jahr 1777 S. 109, 950, Gradmann S. 204. Schultes: G IV 60. Geßler: G IV 54, Gradmann S. 171. Hier seien noch die 1756 anonym erschienenen „Gedichte eines Schwaben" erwähnt. Auch der Tübinger Theologieprofessor Ludwig Joseph Uhland (1722—1803), der Großvater des berühmten Dichters, machte Verse (H 652).

Zu S. 153—168. Schubart: H 608—610, G IV 332—340, 766, Adolf Wohlwill in A. D. B. 32 S. 588—599. Neuere Schubart-Schriften in den jährlichen Uebersichten über die Geschichtslitteratur der W. V. f. L. Ueber die Chronik s. auch Karl Trost in Zeitschr. für Gesch. und Politik V (1888) S. 837—855. Ob man den 24. oder 26. März als Schubarts Geburtstag anzunehmen hat, ist noch nicht ausgemacht.

Zu S. 168—172. Der Maler Friedrich Heinrich Füger (1751—1818) aus Heilbronn, zuletzt Kais. Galeriedirektor in Wien, illustrierte den Klopstockschen Messias (H 379, H. M. Richter, Aus der Messias- und Werther-Zeit, Wien 1882, S. 60 ff.) Städele: G V 540, (Armbrusters) Schwäb. Museum I S. 295—307, Gradmann S. 643 f. Ein Stadtgerichtsassessor G. A. von Ammann (1743—1772) aus Augsburg veröffentlichte 1771 ein Lehrgedicht „Die Vorsehung" (G V 454). Plazzary: G V 442. Rittershausen: G V 362 f. Brüder Wiser: Gradmann S. 788 f., Wurzbach, Biographisches Lexikon des Kaiserthums Oesterreich 56 S. 53 f. Gaus: H 383, G IV 121. Thill:

H 646. G. D. Hartmann: H 407, G IV 108, 762, Wohlwill S. 66 f. In den Jahresfeiern hatte Hartmann an dem ländlichen Dichter Bernhard Mangold (1724 geboren) aus Suppingen (O.A. Blaubeuren), Weber, Bauer, Schultheißen und Organisten in einer Person, einen originellen Nebenbuhler (H 497).

Zu S. 172—177. G. D. Miller: G IV 404, Weyermann I S. 393 f., Gradmann S. 385 f. J. M. Miller: H 510, (Kürschners) Deutsche National-Litteratur 50. Bd. Der Göttinger Dichterbund II S. 117 ff. Knebel: G IV 261 f.

Zu S. 177—181. Kirchenliederdichter: Die zum 3. Kapitel namhaft gemachten Quellen, insbesondere Koch VI. Rieger: H 571. Seiz: H 619. Harttmann: H 408. Der Reichsfreiherr Chr. K. L. von Pfeil (1712—1784), Geheimerat in württ. Diensten, der zu den Pietisten im Lande Beziehungen unterhielt und einen Teil seiner vielen Lieder von hier aus in die Welt sandte, war aus Grünstadt (bei Worms) gebürtig; von mütterlicher Seite floß schwäbisches Blut in seinen Adern, so daß er halb und halb als Württemberger betrachtet werden kann und meist der schwäbisch pietistischen Dichtergruppe zugezählt wird (H 549, l. u. in A. D. B. 25 S. 646 f.) Göz: G IV 47. Angerer: G IV 118. Sturm: G IV, 117, P. Tschackert in A. D. B. 37 S. 4 f. Bäßler: Gradmann S. 16, P. Pr. in A. D. B. 2 S. 129 f. Hier seien noch eingefügt: Johann Rudolf Schlegel (1729—1790) aus Heilbronn, Rektor und Prediger daselbst, Verfasser des 1774 erschienenen neuen Heilbronner Gesangbuches (H 597), Johann Georg Schelhorn (1733—1802), Prediger und Superintendent in seiner Vaterstadt Memmingen, der 1772 eine „Sammlung geistlicher Lieder" veröffentlichte (Gradmann S. 553—555, Bernhard Bauer in A. D. B. 30 S. 759), Matthäus Bonacker (1734—1802) aus Memmingen, Pastor daselbst, mit einer „Sammlung etlicher Lieder" vom Jahre 1773 (Gradmann S. 54, 826), Superintendent Walfried Daniel von Tröltsch (1741—1811) aus Nördlingen, Herausgeber eines „Neuen Nördlingischen Gesangbuches" 1783 (G V 441), Johann Abdias Hocheisen (1742—1825) aus Ulm, Geistlicher in Biberach, der eine „Sammlung geistlicher Lieder" veranstaltete (Weyermann I S. 322 f., Gradmann S. 239), Karl August Gottfried von Seckendorf, 1747 in Stuttgart geboren, Verfasser eines Bandes „Geistliche Gesänge" (1777), auch Gelegenheitsdichter und Schriftsteller in verschiedenen Fächern (Gradmann S. 610 f.), Johann Adam Mayer (1762—1827) aus Nördlingen, Pfarrer zu Speyer und an anderen Orten, der 1785 die „Texte zur Kirchenmusik für die evangelische Gemeinde der freien Reichsstadt Speyer" besorgte (Gradmann S. 362—365, Neuer Nekrolog der Deutschen 1827 S. 1152), Friedrich Johann Albert Muck (1764—1839) aus Forheim bei Nördlingen, zuletzt Pastor und Kirchenrat zu Rothenburg o. d. Tauber, der sich um den Kirchengesang als Dichter und Komponist verdient machte (Gradmann S. 397 f., l. u. in A. D. B. 22 S. 439). Heckel: G V 443, l. u. in A. D. B. 11

S. 204 f. Württ. Gesangbuch von 1791: (außer Koch) Württ. Kirchengesch. S. 508 f., 724. Griesinger: H 395. Die Herausgeber des neuen Choralbuches waren: Johann Friedrich Christmann (1752—1817) aus Ludwigsburg, Pfarrer in Heutingsheim (O.A Ludwigsburg, H 343) und Justin Heinrich Knecht (1752—1817) aus Biberach, Musikdirektor daselbst (H 468), beide tüchtige Musiktheoretiker und Komponisten. Weitere württ. Choralkomponisten bei Koch VI S. 468—473, Württ. Kirchengesch. S. 504. Johann Jakob Mayer (1769—1844) aus Ulm war als Biberacher Stadtpfarrer der Hauptbearbeiter des 1802 unter dem Titel „Christliche Religionsgesänge" erschienenen evangelischen Gesangbuches für die Reichsstadt Biberach, in dem der rationalistische Standpunkt folgerichtig durchgeführt wurde. Mayer selbst, auch erbaulicher Schriftsteller, steuerte einige Lieder zu dem erwähnten Gesangbuche bei (H 503). Werkmeister: H 680, G IV 762, Schulte in A. D. B. 42 S. 11—13. Sperl: H 625. Johann Christoph von Zabuesnig (1747—1827), ein Augsburger Kaufherr, auch dramatischer Dichter, ließ sich noch als Greis 1817 zum katholischen Priester weihen und veranstaltete 1822 drei Bände „Katholische Kirchengesänge, in das Deutsche übertragen, mit dem Latein zur Seite" (G 1. Auflage III S. 1007, G V 362, Gradmann S. 797).

Sechstes Kapitel.

Zu S. 181—202. Wieland: H 685—687, G IV 186—208 d, 764 f., Max Koch in A. D. B. 42 S. 400—419; vrgl. auch die Uebersichten über die württ. Geschichtslitteratur in den W. V. f. L. Wielands in Weimar geborener Sohn Ludwig ist nicht mehr als Schwabe zu betrachten.

Zu S. 202—207. Sophie La Roche: H 481, G IV 215 f. Seybold: H 620. Korn: G IV 214, Weyermann II S. 229—233. Essich: G V 364. Ludwig: G V 475. Köhler: G IV 214, Gradmann S. 303 f., Neuer Nekrolog der Deutschen 1839 S. 35—37. Dillenius: G IV 228, Gradmann S. 102—104. Der 1750 zu Ludwigsburg geborene Friedrich Ludwig Fischer schrieb unter anderem (1771) eine komische Erzählung „Der neue Ganymed" (Gradmann S. 146). Ebenso verfaßte der 1756 zu Stuttgart geborene Wilhelm Friedrich Heller neben historischen Büchern belletristische (Gradmann S. 231). Bei G sind noch folgende Romanschriftsteller aufgeführt: der Württemberger Dr. Karl Fischer (VI 408) und Friederike von Reitzenstein, geb. von Spitznas, (1749—1819) aus Stuttgart (VI 431). Karoline Paulus: H 546. Paul von Stetten: G IV 210 f., W. Vogt in A. D. B. 36 S. 127 f. Zapf: G V 535. Wittich: H 691, G V 516. Erb: G V 534. Die Erzählungen einiger weiterer Dichter sind in anderem Zusammenhang unten behandelt. Da dieser Abschnitt dem Romane gewidmt sein sollte, so konnten auch Wielands Nachfolger auf den sonstigen Gebieten hier keine Stelle finden. Die sich an ihn anlehnenden Humoristen Hübner,

Bernritter, Weitzmann sind in späteren Kapiteln zu suchen. In der Märchendichtung ist von Schwaben hauptsächlich Friedrich Weisser in Wielands Fußtapfen getreten (über ihn s. das 9. Kapitel). Der Satiriker Karl Julius Weber (1767—1832) gehört zwar dem Lebensalter nach hierher, der Zeit seiner Schriftstellerei nach aber erst in den 2. Teil dieses Werkes. Ebenso ist der Satiriker Karl Heinrich Ritter von Lang (1764—1835) aus Balgheim in bayerisch Schwaben erst 1817 hervorgetreten. Ueber Pahls Romane vrgl. das 9., über G. J. Plancks Beschäftigung mit erzählender Prosa das 7. Kapitel.

Zu S. 207—219. Abbt: H 298. Wekhrlin (so schrieb er selbst im Gegensatze zu seiner Familie seinen Namen): H 678, G IV 331 f. (ganz unzuverlässig), Knoblauch v. Hatzbach in A. D. B. 41 S. 645—653, Grupp in den Historisch-politischen Blättern für das kathol. Deutschland 112. Bd. (1893) S. 381—396. Erst das Werk Böhms hat in das Leben Wekhrlins Klarheit gebracht, wenn auch nicht alle Lücken zu ergänzen vermocht. Der Artikel in der A. D. B., der sich in der Schilderung der Jugendzeit mit den Ausführungen Böhms nicht ganz deckt, dürfte früher niedergeschreiben sein und darum nicht den Vorzug verdienen. Affsprung: H 301. Schlözer: H 598, G VI 274—278.

Zu S. 219—222. Gerstlacher: H 388. Fr. Chr. J. Fischer: H 370. Klüpfel: H 466. Ruef: H 577. Palm: H 452. J. Kern: H 459. Wizenmann: H 691 (wo die Angabe, daß er in Pempelfort gestorben sei, irrtümlich ist). Salat: H 580. J. P. Miller aus Scharenstetten: H 510. J. P. Miller aus Leipheim: Wagenmann in A. D. B. 21 S. 749 f. Raff: H 556. Hier sei noch der Ulmer Verlagsbuchhändler Christian Ulrich Wagner (1722 ff.) als Kinderschriftsteller eingefügt (H 665). Der treffliche Christoph Schmid (1768—1854) aus Dinkelsbühl, dessen Erzählungen für die Jugend die weiteste Verbreitung gefunden haben, ist von Geburt (bayerischer) Franke, gehört also trotz mannigfachen Beziehungen zu Schwaben nicht hierher (H 599). Heinzmann: H 416, Weyermann I S. 304—310. S. Baur: H 313, G VI 420. Karl Zeller: H 709. Schmidlin: H 600. J. Fr. Schiller: Gradmann S. 564 f. (wo er zu einem Bruder des Dichters 'gemacht ist), R. Weltrich, Friedrich Schiller I S. 25 f. Pfingsten: H 549. Fr. A. Weber: H 672.

Siebentes Kapitel.

Zu S. 222—231. Theater: Sittard II S. 134 ff. Herzog Karl Eugen und das Stift: W. V. f. L. N. F. I (1892) S. 408—413, Julius Klaiber, Hölderlin, Hegel und Schelling in ihren schwäbischen Jugendjahren (Stuttgart 1877) S. 147 ff. Karlsschule: Die Litteratur bei H I 261—263; vrgl. auch R. Weltrich, Friedrich Schiller I S. 97—140. Nicolais Reisewerk: Rümelin in Württ. Jahrb. 1864 S. 296 ff. Geistiges Leben im allgemeinen: Karl Pfaff, Gesch. des Fürstenhauses und Landes Wirtemberg III 2 S. 448 ff.

J. G. Hartmann: H 407, Album schwäbischer Dichter, III. Lieferung, Karl Mayer (Tübingen 1864) S. 4 f.

Zu S. 231—235. J. Fr. Cotta: H 346. Periodische Druckwerke: Th. Schott in Württ. Jahrb. 1877 IV S. 94 ff. Elben: H 361 (nebst H I 306). Hier sei noch der 1756 zu Oberroth (O.A. Gaildorf) geborene Christian Kausler erwähnt, der unter anderem 1786 ein „Journal von Württemberg und den angränzenden Gegenden" (zwei Stücke) herausgab (Gradmann S. 279). Hausleutner: H 411. Gradmann: H 393, P. Stälin in A. D. B. 9 S. 547.

Zu S. 235—242. Uebersicht über die Wissenschaften: Pfaff a. a. O. III, 2 S. 481 ff. Planck: H 552, G VI 283—285. K. Fr. Stäudlin: H 629. Paulus: H 545, G VI 212—214. Storr: H 636. Flattich: H 372, G. Weitbrecht, Johann Friedrich Flattich, 2. Auflage, Stuttgart 1895. Ploucquet: H 554. Abel: H 298, G IV 221. Brastberger: H 331. Bardili: H 311, G V 6 f. Tafinger: H 643. Hutten: H 446. Beide Rast: H 525. Drück: H 355. Hier sei noch Johann Franz Wagner (1733—1778) aus Ulm, zuletzt Gymnasialrektor in Osnabrück, Philolog und lateinischer Poet, eingeschaltet (H 665). Schnurrer: H 603 f. Als Orientalist glänzte ferner der Hohenloher Johann Gottfried Eichhorn (1752—1827) aus Dörrenzimmern (O.A. Künzelsau), Professor in Jena und Göttingen (H 359, G VI 296 f.). Fulda: H 379. Volz: H 662. Lebret: H 482. Spittler: H 625 f., G VI 297—299, Wegele in A. D. B. 35 S. 212—216. Sattler: H 581. Pfister: H 549, G VI 324. Cleß: H 344. Weitere Historiker in Württemberg: Christian Friedrich Rösler (1736—1821) aus Cannstatt, Geschichtprofessor in Tübingen (H 575), Johann Gottlieb Schott (1751—1813) aus Nürtingen, Geschichtprofessor an der Karlsschule und Oberbibliothekar in Stuttgart, als Lehrer sehr anregend, als Schriftsteller unbedeutend (Gradmann S. 590 f., H. Wagner, Geschichte der Hohen Carls-Schule II S. 201). Felix Joseph Lipowsky (1764—1844) aus Wiesensteig, Diplomat und ständischer Archivar in München, schrieb über bayerische Geschichte (H 489). Ulmer Lokalhistoriker: Johann Christoph Schmid (1756—1827) aus Ebingen, Prälat in Ulm (H 599), Georg Veesenmeyer (1760—1833) aus Ulm, Gymnasialprofessor daselbst (H 657), Albrecht Weyermann (1763 bis 1832) aus Ulm, Pfarrer (H 682, W. Heyd in A. D. B. 42 S. 270 f.). Hohenloher Geschichtschreiber: Johann Christian Wibel (1711—1772) aus Ernsbach, Hofprediger in Langenburg (H 683, Rudolf Günther in A. D. B. 42 S. 300—302). Geschichtschreiber der Grafschaft Limpurg: Heinrich Prescher (1749—1827) aus Gaildorf, Pfarrer (H 555). Tob. Mayer: H 505. Kielmeyer: H 462. Cuvier: H 348. Ph. M. Hahn: H 401 f. J. A. Reuß: H 567.

Zu S. 242—254. Bernritter: H 320, G IV 236, R. Krauß in Frankf. Ztg. 1897 Nr. 227 1. Morgenbl. Schwindrazheim: H 616, R. Weltrich, Friedrich

Schiller I S. 592 f. K. von der Lühe=Brandenstein: G IV 63, Gradmann S. 343. Verse des von Hermann Kurz in Schillers Heimatjahren als Laura verherrlichten romantischen württembergischen Hoffräuleins in B. B. d. St. 1890 Nr. 13/14. Gotthold Stäudlin: H 629, G V 408, Wohlwill S. 28 f., 33—35, 83, 85—88, R. Krauß in Schw. Kr. 1896 Nr. 220 (Sonntagsbeilage) und in Allg. Ztg. B. 1896 Nr. 207, E. Planck, Die Lyriker des Schwäbischen Klassizismus S. 7—18; vrgl. auch die Schillerbiographien, namentlich von Minor und Weltrich. Außer Gotthold und Karl Friedrich Stäudlin haben sich auch zwei weitere Geschwister Stäudlin in Versen versucht: der schon im 19. Jahr abgeschiedene Gottlieb Friedrich und Charlotte, die wenigstens die Gewandtheit in der Formgebung mit ihrem Bruder Gotthold geteilt hat (vrgl. Vermischte Gedichte der Geschwister . . . . . Stäudlin, 2 Bändchen, Stuttgart 1827). Schwäbischer Musenalmanach: (Kürschners) Deutsche National=Litteratur 135. Bd. I S. 353 ff. (Die biographischen Notizen über die einzelnen Dichter darin belanglos.) Als Mitarbeiter des Almanaches seien hier noch namhaft gemacht: der im 6. Kapitel aufgeführte Konrad Friedrich Köhler, Johannes Lang (1758—1811) aus Blaubeuren, als Pfarrer zu Schnaitheim (O.A. Heidenheim) gestorben, der seine Feder namentlich in den Dienst der Jugendbildung gestellt hat (Gradmann S. 331 f., 864), Eugen von Scheler aus Stuttgart, auch sonst Schriftsteller, ein Schüler und Verehrer Schubarts (Gradmann S. 549—551, 869 f., W. B. f. L. I (1878) S. 243 f.). Reinhard (während seinen deutschen Jugendjahren: Reinhardt): H 562 f. Armbruster: H 306, G IV 404, VI 419, R. Weltrich, Friedrich Schiller I S. 493 f. Fr. K. Lang: H 480. Bührer: H 337, G V 421, A. Holder, Gesch. der schwäb. Dialektdichtung S 67. Hübner: G IV 238, K. Weitbrecht in B. B. d. St. 1876 Nr. 29. Schreiber: Gradmann S. 193 f.

Zu S. 254—270 und 274—311. Schillers Eltern: H 591 f., 596, G V 108 f. Schiller: H 592—596, G V 15—237, 553 f. Neuestes in den Uebersichten über die Württembergische Geschichtslitteratur in W. B. f. L. N. F., in den Jahresberichten für neuere deutsche Litteraturgeschichte 2c. Daß Schillers schwäbische Jugendjahre in einer Schwäbischen Litteraturgeschichte etwas eingehender behandelt sind, als sein späteres Leben, bedarf keiner ausführlichen Rechtfertigung.

Zu S. 262 f. Fr. W. v. Hoven: H 443. Scharffenstein: H 583. Petersen: H 546.

Zu S. 267. Als weitere Mitarbeiter der Anthologie hat man mit größerer oder geringerer Wahrscheinlichkeit den älteren Schubart, Reinhard, den aus Dalmatien gebürtigen Grafen Zukkato und Ferdinand Friedrich Pfeiffer vermutet; die beiden letzteren waren Mitschüler Schillers in der Akademie. Pfeiffer, am 4. Juli 1759 in Pfullingen geboren, Kameralist, eine Zeit lang — neben seinem Beamtenberufe — Lehrer der Landwirtschaft und des

Englischen an der Karlsschule, verfaßte einige nationalökonomische Schriften und bethätigte sein Interesse an der schönen Litteratur durch eine Uebersetzung von Voltaires Komödie „Nanine“ (1781) ꝛc. (Gradmann S. 450 f.). Uebrigens ist gerade Pfeiffers angebliche Mitwirkung an der Anthologie besonders verdächtig.

Achtes Kapitel.

Zu S. 270—274. Lederer: G IV 121, V 366. Michael Methie, gleichfalls im Ulmer Wengenkloster, hat nach Weyermann II S. 318 zu den zwei bei G V 369 aufgeführten Stücken nur die Musik, nicht auch den Text gemacht. Ueber weitere theatralische Darstellungen im Wengenstifte vrgl. Beschreibung des Oberamts Ulm (Stuttgart 1897) S. 251. Peter Fäustle (1753—1806) aus Daxberg bei Memmingen, Kanoniker im Stifte Weißenau, dichtete 1784 ein biblisches Singspiel „Das Blut des Lammes“ (Gradmann S. 137 f., 837). Gleis: G V 359. Keller: G IV 255 f., V 388. Braun: G IV 331, Gradmann S. 59 f. Wagenseil: G IV 218, V 360, Gradmann S. 718—724, M. Mendheim in A. D. B. 40 S. 479—481. O. v. Gemmingen: H 385. Hier sei noch J. G. Müller aus Herrenberg erwähnt, der 1781 einen Einakter „Der fleißige Schuster“ neben verschiedenen Theaterschriften herausgab (Gradmann S. 402).

Zu S. 311—318. Werthes: H 682, G IV 260, Max Mendheim in A. D. B. 42 S. 132 f., R. Krauß in Schw. Kr. 1897 Nr. 30 (Sonntagsbeilage). Hensler (eigentlich: Albrecht Friedrich Henseler): H 419, G V 327—330. Hiemer: H 422, J. G. v. Pahl, Denkwürdigkeiten aus meinem Leben und aus meiner Zeit S. 214. Elise Bürger-Hahn: G V 380, Friedrich W. Ebeling, Gottfried August Bürger und Elise Hahn (Leipzig 1868), J. Schall in B. B. d. St. 1894 Nr. 7/8. Herzog Eugen von Württemberg: G V 401, Gradmann S. 135. K. E. Fr. v. Scheler: Gradmann S. 547 bis 549, 869. E. Fr. Hesler: G VI 439, Gradmann S. 233. Der in seiner Vaterstadt Ravensburg angesehene Jurist Abraham Kutter (1751—1822) schrieb ein paar Stücke, von denen er eines 1797 mit Frau und Kindern selbst aufführte (Gradmann S. 321 f.). Der Dramatiker Koller, den Gradmann S. 861 f. aus Binsdorf (O.A. Sulz) stammen läßt, ist nach G V 295 kein Schwabe (A. D. B. 16 S. 476 f.). Jann: Gradmann S. 268 f., Franz Karl Felder, Gelehrten- und Schriftsteller-Lexikon der deutschen katholischen Geistlichkeit S. 351—353, Im neuen Reich 1879 II S. 567 f. L. Hübner: G IV 368, V 360 f. Kratter: G IV 227, V 288, Gradmann S. 318 f. Giesecke: G V 331, Gümbel und Holland in A. D. B. 9 S. 162 f., 12 S. 795. Der im Anhange zum 5. Kapitel erwähnte Zabuesnig vergnügte sich auch mit verschiedenen Trauerspielen, Lustspielen, Opern- und Oratorientexten sowie belletristischen und Gelegenheitsgedichten. Johann Joseph Huber aus Augsburg, Bürgermeister daselbst, veröffentlichte 1793 „Sappho, ein Melodrama,

nebst andern Gedichten". Ueber zwei Lustspiele des Andreas K. G. Rauser, K. K. Reichspostamtsverwalters zu Lindau, s. G. V 369.

Neuntes Kapitel.

Zu S. 318—330. Schwaben und die französische Revolution: Wohlwill, Wilhelm Lang, Für und wider die Revolution (Von und aus Schwaben, 3. Heft S. 57—130). G. Kerner: H 459 f., J. Kerner, Das Bilderbuch aus meiner Knabenzeit. Fr. Vischer (der Vater des berühmten Aesthetikers): H 658. Pahl: H 542, G V 546. Rehfues: H 561, G VI 396, Neuer Nekrolog der Deutschen 1843 S. 915—920, A. K. in Allg. Ztg. B. 1879 Nr. 16. Ueber die Romane Rehfues' vrgl. 2. Band. Ebenso wird Rehfues' Freund Christoph Friedrich Karl Kölle, der auch schon in die Zeitungen und Zeitschriften jener Tage schrieb, im 2. Bande behandelt. Chr. Fr. Cotta: H 345, Gradmann S. 88—90. Bäuerlen: Gradmann S. 17. A. Lebret: H 482. Th. Rübling: H 532, Weyermann I S. 417, Gradmann S. 418. Fetzer: H 369, Beschreibung des Oberamts Reutlingen (Stuttgart 1893) I S. 489. Pahl fand in dem Nagolder Apotheker Friedrich Streim (1750 geboren), dessen eine Broschüre auf die Flugschriftenlitteratur jenes direkten Bezug nimmt, einen Nachfolger. Johann Jakob Griesinger (1772—1833), auf der Solitüde bei Stuttgart geboren, zuletzt Pfarrer in Gültstein (O.A. Herrenberg), verfaßte 1798 eine Schrift „Was gewinnen wir, wenn Schwaben eine Republik wird?" Auch Bernritter gehört mit dem zweiten Teile seiner „Wirtembergischen Briefe" unter die politischen Autoren dieser Epoche.

Zu S. 330—335. Schelling: H 586, G V 11 f. Hegel: H 413, G V 10 f., Wilhelm Lang, Von und aus Schwaben, 4. Heft S. 110—120. Niethammer: H 530. J. J. Wagner: H 665, G V 12. Erhardt: H 364. Stutzmann: H 640. Eschenmayer: H 365, G VI 263 f. Hier sei noch der philosophische Schriftsteller Gottlob Christian Friedrich Fischhaber (1779—1829) aus Göppingen, Professor am Stuttgarter Obergymnasium, genannt (H 371).

Zu S. 335—340. Matthisson: H 501, G V 428. Stuttgarter Theater unter König Friedrich: C. A. von Schraishuon, Das Königliche Hoftheater in Stuttgart (Stuttgart 1879) S. 6 ff., Adolf Palm, Briefe aus der Bretterwelt S. 10 ff. August Hartmann: H 406 f. C. Fr. Georgii: H 385 f. Die Schilderungen altfränkischen Lebens in Mörikes Novelle „Mozart auf der Reise nach Prag" gehen auf Erinnerungen an das Georgiische Haus zurück (J. Klaiber, Eduard Mörike, Stuttgart 1876, S. 6 f.). G. H. Rapp: H 557 f. Reinbeck: H 562, G VI 445—448. L. F. Huber: H 443. L. v. Seckendorff: H 617. Weber in Stuttgart: Adolf Palm, Königin Pauline von Württemberg (Stuttgart 1891) S. 24—29.

Zu S. 340—370. Morgenblatt: [J. Klaiber] in diesem 1865 Nr. 52. Schwäbischer Klassizismus: Hermann Fischer in Beiträge zur Litteratur-

geschichte Schwabens (Tübingen 1891) S. 40 ff., E. Planck, Die Lyriker des Schwäbischen Klassizismus (Stuttgart 1896). Weisser: H 677, Max Mendheim in A. D. B. 41 S. 610 f., Wilhelm Waiblingers gesammelte Werke (Hamburg 1842) IV S. 254—256. Fr. Haug: H 410, G V 547 f. Conz: H 345, G V 429 f., Planck S. 18—40. Hölderlin: H 439 f., 728, G V 469 bis 472, Planck S. 55—70, August Sauer in Sammlung Gemeinnütziger Vorträge Nr. 189 (Prag 1894), Berthold Litzmann in seiner Hölderlin-Ausgabe (Cotta'sche Bibliothek der Weltlitteratur); vrgl. auch die Uebersichten über die württ. Geschichtslitteratur in den W. V. f. L. Neuffer: H 528, G V 449, Planck S. 40—55. Magenau: H 495, G V 444 f. (Geburtstag: 5., nicht 7. Dezember 1767).

Zu S. 370—376. Schlotterbeck: H 598, G (1. Auflage) III 1020 f., A. Holder, Gesch. der schwäb. Dialektdichtung S. 68 f. L. Schubart: H 610. Gräter: H 393, G IV 369, G (1. Auflage) III 174, J. G. v. Pahl, Denkwürdigkeiten aus meinem Leben und aus meiner Zeit S. 83 ff. und an anderen Stellen, Chr. Kolb im Haller Gymnasialprogramm 1889 S. 35—38. Chr. G. Böckh: W. Scherer in A. D. B. 2 S. 783. Bahnmaier: H 309, H I 221, G V 445. Lohbauer: H 491, G V 425, W. Lang in W. V. f. L N. F. V (1896) S. 150. J. H. Duttenhofer: Gradmann S. 113 f., 834. Wießner: G V 552. Höck: G V 407. Heigelin: Gradmann S. 221 f. Kapf: H 452. Feuerlein: Bei G (1. Auflage) III 236 und 1008 werden „Gustaf Feuerlein's Gedichte" (Nürnberg 1815) einem Crailsheimer Amtsphysikus und nachmaligen fürstlich Ansbachischen Rate Feuerlein (1752—1831) zugeschrieben. Dessen Vornamen lauten indessen nach den Kirchenregistern Johann Wallfried. So wird nicht er, sondern der Wolfschlugener Pfarrer der Verfasser der oben genannten Sammlung sein. Hier seien noch erwähnt: Johannes Schmidt aus Eßlingen, der 1795 eine Gedichtsammlung „Tellus und Urania", vorwiegend religiöse Moral- und Naturlieder ziemlich trivialen Charakters enthaltend, und 1800 „Apostrophen an den Genius des scheidenden Jahrhunderts" herausgab (Gradmann S. 570), und August Hoch, Notar in Ludwigsburg, der 1800 das dramatische Gedicht „Schiller's Todtenfeier" und 1809 ein inhaltleeres, aber formgewandtes moralisches Gedicht „Der Kirchhof" veröffentlichte (G, 1. Auflage, III 172). Fr. L. Bührlen, Heinrich Wagner und Friedrich Ritter sind zwar schon gegen Ende dieser Periode hervorgetreten und stehen im geistigen Zusammenhange mit den Klassizisten, ihr Wirken fällt aber der Hauptsache nach erst in den folgenden Zeitraum.

Zu S. 376—378. Bronner: G IV 51, Steichele in A. D. B. 3 S. 361, Neuer Nekrolog der Deutschen 1850 S. 475—477, Gradmann S. 69. Der 1768 auf Schloß Altenberg (im bayerischen Bezirksamte Gunzenhausen) geborene Reichsfreiherr Marquard von und zu Syrgenstein gab 1790 „Dichterische Versuche meiner Jugend" und 1800 „Gedichte" heraus (Gradmann S. 679 f.).

Zehntes Kapitel.

Zu S. 378—394. Schwäb. Dialekt und Dialektdichtung: H I 300 f. Dazu: Cäsar Flaischlen in B. B. d. St. 1890 Nr. 6/7 u. 9, August Holder, Gesch. der schwäb. Dialektdichtung (Heilbronn 1896). Die Poesie im Vorarlberger Uebergangsdialekt ist hier nicht mehr berücksichtigt. Simon Roth: G II 385, J. Bolte in A. D. B. 29 S. 340 f. Nikodemus Frischlins verlorenes Volksstück „Der Weingärtner" war in „variis linguis" gedichtet; ob darunter Dialekte zu verstehen sind, ist äußerst fraglich (D. Fr. Strauß, Leben und Schriften des Dichters und Philologen Nicodemus Frischlin S. 111). Herzog H. J. von Braunschweig: G II 519—521, F. Spehr in A. D. B. 11 S. 500—505. Schwäbischer Bauer im Volksdrama: J. Bolte in Alemannia XV (1887) S. 97 f. Sebastian Sailer: H 579 f., G (1. Auflage) III S. 211, G V 551, Paul Beck in Alemannia XIX (1892) S. 36—42 (mit vollständiger Bibliographie). Franz Jann war der Oheim des im 8. Kapitel besprochenen dramatischen Volksdichters Franz Xaver Jann. Ueberlinger Zwischenscherze: Alemannia II (1875) S. 159—169. Weitzmann: H 678, G (1. Auflage) III 1242, Hermann Fischer in A. D. B. 41 S. 635. Epple: G (1. Auflage) III 1243. J. Müller ist vielleicht auch der Verfasser der bei G (1. Auflage) III 1242 aufgeführten vier Gedichte im schwäb. Dialekte (Memmingen 1815). G. Fr. Wagner: H 665, G (1. Auflage) III 1242 f. Hofer: G (1. Auflage) III 1243.

Register.

C.

D.

J.

K.

L.

M.

T.

U.

V.

W.

Z.

Schwäbische Litteraturgeschichte.

Zweiter Band.

Schwäbische Litteraturgeschichte

in zwei Bänden.

Von

Rudolf Krauß.

Zweiter Band.

Die württembergische Litteratur im neunzehnten Jahrhundert.



Freiburg i. B.
Leipzig und Tübingen.
Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck).
1899.

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

Vorwort zum zweiten Band.

Hiermit übergebe ich den zweiten und letzten Band meiner Schwäbischen Litteraturgeschichte der Oeffentlichkeit. Die freundliche Anerkennung, die der erste Band des Werkes in weiten Kreisen gefunden hat, ist mir ein Sporn zu rascher Vollendung gewesen, während die Angriffe, die das Buch von anderer Seite erfahren hat, mich um so weniger beirren konnten, als sie von falschen Voraussetzungen ausgingen. Eine zusammenhängende und ausführliche Darstellung der schwäbischen Litteratur konnte erst um die Mitte des 18. Jahrhunderts einsetzen, die vier ersten, hauptsächlich angefochtenen Kapitel mußten der Natur der Sache nach einen mehr fragmentarischen Charakter tragen. Sie waren lediglich als orientierende Einleitung gedacht, die dem Leser einen bequemen Ueberblick über die noch ziemlich vereinzelten litterarischen Leistungen

der Schwaben von den ältesten Zeiten bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts gewähren sollte. Sie wollten nur die Ergebnisse fremder Forschung zusammenfassen, ohne auf Selbständigkeit Anspruch zu erheben. Wer sich dagegen die Augen nicht absichtlich verschloß, mußte dies von vornherein wahrnehmen.

Ganz von selbst verschob sich die räumliche Abgrenzung meines Werkes im zweiten Band einigermaßen. Seitdem die bunte Menge der kleinen schwäbischen Staatengebilde von der süddeutschen Landkarte verschwunden war und an ihrer Stelle die beiden Königreiche Bayern und Württemberg ihre Banner aufgepflanzt hatten, überwog das politische Moment so stark, daß dieses, nicht mehr der Stammeszusammenhang, bei der Betrachtung den Ausschlag gab. Während die in Bayern aufgegangenen schwäbischen Landesteile sich mit diesem Staate mehr und mehr verschmolzen, entwickelte sich gleichzeitig Württemberg zum alleinigen, in dieser Eigenschaft allseitig anerkannten Vertreter des Schwabentumes. Somit fällt eine schwäbische Litteraturgeschichte im 19. Jahrhundert mit einer württembergischen zusammen und kann in eine solche das außerwürttembergische Schwaben nicht mehr gut hereingezogen werden.

Ich habe die Darstellung trotz manchen entgegenstehenden Bedenken bis auf die jüngste Gegenwart mit Einschluß der Lebenden herabgeführt. Daß ich mich bei Behandlung der Jetztzeit kürzer gefaßt und häufig mehr referierend als kritisierend verhalten habe,

bedarf für Leser, die einen Einblick in die Verhältnisse haben, weder der Entschuldigung noch der näheren Erklärung.

Bei vielen Persönlichkeiten erhob sich die Frage, ob sie als Württemberger zu betrachten und demgemäß in das Werk aufzunehmen seien oder nicht. Die Entscheidung darüber ist von Fall zu Fall getroffen worden. Der Geburtsort konnte in zweifelhaften Fällen niemals allein maßgebend sein, Familienursprung und sonstige Lebensverhältnisse mußten mit in Betracht gezogen werden. Besondere Schwierigkeiten verursachten manche kleinere, heute so gut wie verschollene Poeten. Ihre Werke alle aufzutreiben, erwies sich oft beim besten Willen als unmöglich, weshalb sich vielleicht in ihrer Beurteilung da und dort Lücken fühlbar machen. Vielfach ist über solche Autoren wie auch teilweise über Lebende das biographische Material von mir zum erstenmale geliefert worden. Zu diesem Behufe mußte ich so zahlreiche Pfarr- und Schultheißenämter, so viele Privatpersonen in Bewegung setzen, daß ich unmöglich alle, die durch ihre liebenswürdige Bereitwilligkeit sich Anspruch auf meine Erkenntlichkeit erworben haben, hier einzeln namhaft machen kann. Doch möchte ich wenigstens Herrn Oberstudienrat Dr. Julius von Hartmann, der mir mit seiner erstaunlichen Erfahrenheit in der einheimischen Familienkunde oftmals als Retter in der Not erschienen ist, ausdrücklich meines Dankes versichern. Endlich bleibt mir noch die angenehme Pflicht, rühmend

der Hilfe zu gedenken, die mir die K. öffentliche Bibliothek in Stuttgart bei meinem Unternehmen geleistet hat, indem mir ihre Beamten jahrelang mit unveränderlicher Freundlichkeit und unermüdlicher Geduld Auskunft erteilten und förmliche Berge von Büchern herbeischaffen ließen.

Stuttgart im August 1899.

Rudolf Krauß.

Uebersicht des Inhaltes.

Siebentes Kapitel.

Achtes Kapitel.

Neuntes Kapitel.

Zehntes Kapitel.

Erstes Kapitel.

Die Jugend der schwäbischen Romantik.

Die klassische Periode der deutschen Litteratur hatte gegen Ende des 19. Jahrhunderts ihren Gipfel erreicht und nicht mehr zu überbietende Leistungen gezeitigt. Die alten Stoffe und Formen waren erschöpft, und so lag für befähigte Köpfe, die sich mit Nachahmungen nicht begnügen wollten, der Gedanke nahe, es mit neuen Mitteln und neuen Wegen zu versuchen. Die Universitätsstadt Jena bildete das Zentrum für die reformatorischen Bestrebungen, welche unter dem Namen der Romantik rasch zu Ruhm und Einfluß gediehen. Die Brüder August Wilhelm und Friedrich Schlegel waren die ästhetischen Wortführer, Friedrich von Hardenberg, genannt Novalis, und Ludwig Tieck die poetischen Koryphäen der Schule, die in genauer Verbindung mit der Naturphilosophie des zu ihrer Fahne schwörenden Schelling stand und auch zu Fichte und Schleiermacher Beziehungen unterhielt.

Die Romantiker kündigten sich zunächst durch lebhafte Aeußerungen kritischer und polemischer Art an. Sie eröffneten einen energischen Feldzug gegen die seichte Aufklärungslitteratur, gegen die banalen Bühnenerzeugnisse der Kotzebue und Genossen, gegen die belletristischen Schundwaren, gegen Sentimentalität und Philisterhaftigkeit in jeder Form. Luftreinigend war das Gewitter, das sie erregten. Aber bald schoßen sie weit über das Ziel hinaus. Sie machten weder vor Wieland noch vor Lessing Halt, sie sahen Schiller über die Achsel an, während sie Goethe den Zoll bedingungsloser Bewunderung wenigstens so lange entrichteten, als

er der neuen Richtung Zeichen seiner Gunst schenkte und noch nicht wider ihre Ausschreitungen die Stimme erhob. Die von der Romantik Angegriffenen wehrten sich natürlich nach Kräften, und so tobte der litterarische Streit hin und her, bis ihm die politischen Ereignisse der Jahre 1805 und 1806 ein vorläufiges Ende bereiteten.

Indessen waren die Absichten der Romantiker nicht ausschließlich auf kritische Thätigkeit gerichtet, vielmehr setzten sie ihrem negativen Wirken ein entschieden positives an die Seite. Sie fühlten den klaffenden Zwiespalt zwischen Leben und Kunst, den schroffen Gegensatz zwischen Volk und Gebildeten. Sie nahmen sich vor, die Einheit von Leben und Poesie herzustellen, die wirkliche Welt mit dem Geiste der Poesie zu erfüllen und so zu verklären. Fürwahr ein großartiges Ideal, für das alle Kräfte auf's höchste anzuspannen sich wohl der Mühe lohnte! Aber die Männer, über welche die neue Schule gebot, waren bei übermäßigem Selbstbewußtsein doch nicht groß und genial genug veranlagt, um das schöne Programm zu verwirklichen. Bei den praktischen Versuchen, ihre Gedanken durchzuführen, gingen sie vielfach in der Irre und gerieten auf schlimme Abwege.

In der Gegenwart, in der von den Wirkungen der französischen Revolution und der Napoleonischen Tyrannei zerrütteten Gegenwart konnten die Romantiker, was sie suchten, nimmermehr finden. Sie wandten sich deshalb von dieser ab, flüchteten sich in ferne Zeiten, zu fremden Völkern. Vor allem in das deutsche Mittelalter. Hier glaubten sie die innige Vereinigung aller künstlerischen Bestrebungen mit den wirklichen Lebensbedingungen, der sie nachjagten, zu erkennen. Aber es begegnete ihnen dabei, daß sie in jene von ihnen stark überschätzte Kulturepoche ihr Schönheitsideal künstlich hineintrugen, und so schwand ihnen der feste Boden der Wirklichkeit unter den Füßen, und sie sanken in eine reine Welt der Träume hinab.

Der rationalistischen Weltanschauung galt der Haß der Romantik. Sie setzte der Ungläubigkeit, zu der jene geführt hatte, strenge Gläubigkeit entgegen. Die Zeitläufe zu Ausgang des 18. und Beginn des 19. Jahrhunderts waren dazu angethan, die

Frömmigkeit im Preise steigen zu lassen, und das erstarrte religiöse Leben begann sich allenthalben wieder reicher zu entfalten. Aber die Romantik verfiel in das andere Extrem: sie huldigte dem Aber- und Wunderglauben und nahm zur mittelalterlichen Mystik ihre Zuflucht. Damit verband sich ein „Heimweh nach der verlorenen Heimat", wie es Eichendorff ausgedrückt hat, d. h. eine Hinneigung zum katholischen Glauben, der zwar bei der Mehrzahl ästhetisches Bedürfnis blieb, sich aber bei manchen doch bis zum wirklichen Uebertritte steigerte.

Auch für das politische Elend wurde die Aufklärung verantwortlich gemacht. War sie nicht die Nährmutter der Revolution, und hatte diese nicht wiederum den Unterdrücker Deutschlands erzeugt? Die Romantik leistete mit Bewußtsein dem nationalen Elemente Vorschub, und die patriotische Lyrik der Freiheitskriege stand mit ihr in unverkennbarem Zusammenhang. Leider ließ sie es dabei nicht bewenden. Sie dehnte ihre Vorliebe für das Mittelalter bis auf veraltete konservative Staatsformen aus, und diente der politischen Reaktion, die mit Geschick solche historische Neigungen für ihre praktischen Zwecke auszubeuten verstand.

So hat die Romantik in alle Verhältnisse des geistigen Lebens der Nation mit Entschiedenheit eingegriffen. Sie wirkte als gewaltige Kulturmacht noch lange fort, nachdem die litterarische Sekte, von der sie ihren Ausgang genommen hatte, vom Schauplatz abgetreten war. Die Schwäche der Schule lag in dem schreienden Mißverhältnis, das zwischen den Ansprüchen ihrer ästhetischen Lehre und ihrer Produktionskraft bestand. Wie ihr die Kunst als die höchste Erscheinung des Lebens galt, so, wähnte sie, throne auch der Künstler selbst hoch über den übrigen Sterblichen. Nichts, was ihm nicht gestattet sei. Sein Ich schwebe gleichsam über allen Dingen, könne darüber mit absoluter Freiheit schalten. Dieser Grundsatz, den manche auch auf die Praxis des Lebens ausdehnten, sich, nach Art der Stürmer und Dränger, allzu kühn über die Regeln der Konvenienz und die Gesetze der Sitte hinwegsetzend, wurde zum Verhängnis für die poetischen Schöpfungen der Romantiker. Sie nahmen sich das Recht, jeden dichterischen Stoff nach Laune und Willkür zu behandeln. Sie gaben sich niemals

den Gestalten ihrer Erfindung herzlich hin, sondern stellten sich stets als Herren und Meister absichtlich über diese. Aber nicht mit würdevoller Haltung, vielmehr mit jener viel berufenen Ironie, die, den Ernst zum Scherze verkehrend, in stetem Uebermute die eigene künstlerische Thätigkeit verspottete und zur völligen Verneinung des dichterischen Stoffes führte. Die Romantiker befreiten die Phantasie von jeder Fessel, sie verachteten die streng geschlossene Stilart, sie vermischten unbedenklich die verschiedenen poetischen Gattungen. Sie ließen dem Symbolischen, Mystischen und Spiritualistischen, dem Abenteuerlichen, Phantastischen und Grotesken den weitesten Spielraum. Ja, selbst ihr großes Verdienst um Bereicherung der künstlerischen Form schmälerten sie durch ihre Hinneigung zu Künsteleien und Spielereien mit Metrik und Reim.

Nicht also glänzende Aeußerungen poetischen Produktionsvermögens haben den dauernden Ruhm der Romantik begründet: ihre Hauptbedeutung liegt vielmehr darin, daß sie fruchtbringenden Samen nach allen Seiten ausgestreut hat. Ihre Ideen sind von Deutschland aus siegreich durch ganz Europa gedrungen. Und noch in der Gegenwart bilden sie zwar nicht mehr das allein herrschende, aber doch ein wichtiges Kulturelement. Ihr Einfluß erstreckt sich auf jedes Gebiet der Kunst, auf viele Zweige der Wissenschaft. Die Romantik brachte die gotische Architektur, die ältere deutsche Plastik und Malerei zu Ehren und trug zum Aufschwunge der bildenden Künste im 19. Jahrhundert wesentlich bei. Noch stärkere Antriebe lieh sie der Musik, zumal dem deutschen Tondrama, das ohne sie seine herrlichen Triumphe nimmermehr gefeiert hätte. Nicht minder waren fast alle späteren Dichter in Stoffen und Formen von ihr mehr oder weniger abhängig, gleichviel ob sie zur eigentlichen Schule in fester oder loser oder gar keiner Beziehung standen; konnten sich doch nicht einmal die, welche die ganze Richtung verachteten und verspotteten, ihrem Banne völlig entziehen.

Die Romantiker haben die Schätze vergangener Zeiten und fremder Völker ausgegraben, dem Verständnis erschlossen und die Poesie der Gegenwart damit befruchtet. Sie sammelten in großem Umfange Material und übergaben es der Oeffentlichkeit. Sie

lieferten ausgezeichnete Uebersetzungen und lenkten damit in Bahnen ein, in denen sich fortan zahlreiche philologisch-poetische Talente Deutschlands mit unübertroffener Meisterschaft bewegt haben. Sie machten vor allem die Dichtungen des Mittelalters zugänglich und erbrachten den Nachweis, eine wie eigenartige und schöne Kultur jene bisher vielfach verächtlich angesehene Epoche besessen habe. Die Erzeugnisse des Minnesanges wurden dem Publikum vermittelt, die Nibelungen zum deutschen Nationalepos von neuem geweiht, die alten Volksromane erneuert, die frühesten dramatischen Versuche hervorgezogen. Das Volkstümliche in der mittelalterlichen Litteratur betonte man nachdrücklich, alten Volksliedern spürte man mit leidenschaftlichem Eifer nach. Etwas völlig Neues boten die Romantiker damit nicht, sie erhoben nur ein auch in der klassischen Litteraturperiode vorhandenes, aber verhältnismäßig untergeordnetes Element zum herrschenden und maßgebenden. Schon durch Klopstock war eine freilich nebelhafte Begeisterung für die germanische Vorzeit in Mode gekommen, Herder und Goethe hatten das Volkslied liebevoll gepflegt. Jetzt wurden diese Tendenzen erweitert und vertieft. Noch in einem anderen Punkte zeigt sich, daß die romantische Richtung nicht in einem absoluten Gegensatze zur klassischen steht, vielmehr bestimmte Seiten dieser scharf und energisch weitergebildet hat: in ihrem Prinzip einer großartigen Universalität knüpfte sie an Herder an. Schon er hatte sich bemüht, die Kreise der Poesie möglichst weit zu ziehen, aber unter dem Einflusse des Bundes zwischen Goethe und Schiller war dann die Antike allmählich doch zur Alleinherrschaft gelangt. Die Romantiker ließen die altklassische Kultur, ohne sie gering zu schätzen, nur noch als *ein* Moment unter vielen gelten. Sie suchten die Dichtkunst bei allen Völkern und bevorzugten gerade die bis dahin vernachlässigten. Jetzt erst wurde man in Deutschland auf das ältere englische Drama aufmerksam, bürgerte sich Shakespeare bei uns völlig ein. Vor allem aber stieg man zu den verborgenen Quellen der romanischen Litteraturen hinab, von welcher Seite ihrer Thätigkeit die Romantik sogar ihren Namen bekommen hat. Die alten Meisterwerke der französischen, italienischen, spanischen und portugiesischen Poesie wurden zu Tage gefördert und übersetzt, die eigentümlichen Kunst-

formen jener in die deutsche Dichtung eingeführt. Ja, noch weiter drang man vor und eignete sich sogar von den poetischen Reichtümern der morgenländischen Welt an.

Die gründliche Beschäftigung mit der altdeutschen und den fremden Litteraturen mußte auch der Wissenschaft einen neuen Anstoß geben. Der Litteraturgeschichte wandte sich nun das allgemeine Interesse zu. Die nationale Philologie, die Germanistik, erblühte. Die historische und vergleichende Methode der Sprachforschung kam empor, und die Hauptvertreter des neuen Wissenszweiges, voran die Brüder Grimm, standen ganz auf dem Boden der Romantik. Allenthalben war diese an dem großen Aufschwunge, den im 19. Jahrhundert das wissenschaftliche Leben in Deutschland nahm, beteiligt.

Die litterarischen Kreise Württembergs sperrten sich lange gegen die Einflüsse der neuen Richtung ab. Dort herrschte ja noch im ersten Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts der Klassizismus, dem seit 1807 sogar ein eigenes Organ, das Morgenblatt, zur Verfügung stand. Die Fehde mit diesem und seinen Hintermännern focht namentlich eine jüngere Gruppe von Romantikern durch, die in Heidelberg ihr Hauptquartier hatte. Achim von Arnim, Klemens Brentano, Joseph Görres waren die führenden Namen. Sie traten für die volkstümliche Dichtung mit besonderem Nachdruck ein, und die beiden ersteren veröffentlichten seit 1805 unter dem etwas gesuchten Titel „Des Knaben Wunderhorn“ eine deutsche Liedersammlung von Umfang und Bedeutung. Der Kampf zwischen den Plattisten, mit welchem Ehrennamen die Anhänger des Morgenblatts bedacht wurden, und den Heidelbergern tobte am heftigsten, nachdem sich diese in der von Arnim redigierten „Zeitung für Einsiedler“ ein eigenes Blatt gegründet hatten, das sich allerdings nur von April bis August 1808 halten konnte.

Diesem Heidelberger Romantikerkreise, der unter allen Umständen dem Klassizismus gegenüber den ästhetischen Fortschritt vertrat, schlossen sich in froher Begeisterung eine Schar Tübinger Studenten an, die dazu ausersehen waren, in ihrem engeren Vaterlande die neue Dichtart zu Ehren zu bringen. An ihrer Spitze standen zwei Jünglinge, die bald den Stolz ihrer schwäbischen

Heimat bilden, ja der ganzen deutschen Poetenrepublik zur Zierde gereichen sollten: Ludwig Uhland und Justinus Kerner.

Johann Ludwig Uhland, am 26. April 1787 zu Tübingen geboren, gehörte einer altwürttembergischen Familie an, die seit 1720 in der Universitätsstadt ansässig war. Der Vater, Johann Friedrich Uhland (1756—1831), akademisch gebildeter Jurist, versah die Stelle eines Universitätssekretärs; er hatte 1783 die Tochter seines Amtsvorgängers, Elisabeth Hofer, geheiratet. Von dem Vater, einem ernsten und pedantischen, aber wohlwollenden Mann, erbte Ludwig den gediegenen Charakter, von der Mutter Phantasie und Gemüt; doch war die poetische Produktion mehr in der Familie jenes heimisch: der Großvater Ludwig Joseph Uhland, der Tübinger Theologieprofessor, hatte selbst Verse gemacht, und dessen Gattin stammte aus der bekannten Dichterfamilie Stäudlin. Der Großvater Hofer dagegen gab dem Enkelsohn ein Vorbild in der Kunst des Schweigens. Der Knabe erhielt unter der Obhut liebevoller Eltern eine sorgsame Erziehung, und alle von der Natur in ihn gesenkten Keime konnten sich frei und ungehemmt entwickeln. Mit ihm wuchs nur eine jüngere Schwester Luise, die später einen Theologen Meyer heiratete, heran; von zwei älteren Brüdern war der eine bald nach der Geburt, der andere, der vielversprechende Fritz, mit zehn Jahren gestorben. So ging es ziemlich geräuschlos im Elternhause zu, was gerade der Sinnesart Ludwigs entsprach. Frühzeitig neigte er zu stiller Betrachtung des Lebens und der Schöpfung. Er liebte die Natur und streifte gern in den reizvollen Umgebungen seiner Vaterstadt umher, die Landschaftsbilder mit empfänglichem Gemüt und achtsamem Sinn in sich aufnehmend. Gleichzeitig bildete er seinen Körper aus und zeigte in leiblichen Uebungen Gewandtheit. War sein Aeußeres auch nur kärglich mit augenfälligen Vorzügen bedacht, so verfügte er dafür über zähe Gesundheit und ausdauernde Kraft. In der Tübinger Anatolischen Schule, die der Knabe besuchte, nahm er meist den ersten Platz ein: Fleiß und Gewissenhaftigkeit wirkten mit glücklichen Anlagen zu diesem Ergebnis zusammen. Im Verfertigen lateinischer Verse eignete er sich bald große Gewandtheit an. Poetische Versuche in der Muttersprache bewahrte er seit 1800 auf; doch tragen diese

frühesten Gedichte noch wenig eigentümliches Gepräge. Da die Anatolische Schule keine oberen Klassen hatte, bezog Ludwig schon im Herbst 1801 die Tübinger Universität, und die Rücksicht auf ein großes Familienstipendium gab den Anlaß, daß er sich trotz entschiedener Neigung zur Philologie als Jurist inskribieren ließ. Zunächst hörte er jedoch nur allgemein bildende Vorlesungen, wobei keiner seiner Lehrer besondere Anziehungskraft auf ihn ausübte. Daneben erhielt er Privatunterricht in den klassischen Sprachen. Besonders zog ihn das Mittelalter an. Er las für sich, was ihm von Schätzen der mittelalterlichen Litteratur zugänglich war, und begann bereits mit germanischen und romanischen Sprachstudien. Seit 1805 mußte er sich der Rechtswissenschaft zuwenden, die er mit der ihm eigentümlichen Pflichttreue, aber ohne sonderliche Neigung betrieb. Im Frühjahr 1808 erstand er die Fakultätsprüfung und im Herbst darauf das Advokatenexamen. Dann blieb er noch in Tübingen, um seine Doktorarbeit abzufassen. Durch poetische Entwürfe immer wieder zurückgedrängt, rückte diese nur langsam vorwärts. Am 1. März 1810 endlich wurde die „De juris Romani servitutum natura dividua vel individua“ betitelte, von juristischen Autoritäten gerühmte Dissertation der Fakultät übergeben, Disputation und Schmaus folgten am 3. April, und nun stand die weite Welt dem neugeschaffenen Doktor offen.

Nicht so gemächlich wie Uhlands Jugendjahre waren die Kerners dahingeflossen. Der Sprosse einer dem lutherischen Glauben zulieb aus Kärnten nach Württemberg gewanderten Familie, war Justinus Andreas Christian Kerner am 18. September 1786 zu Ludwigsburg geboren. Der Vater, Oberamtmann und Regierungsrat Christoph Ludwig Kerner (1744—1799), war ein ebenso strenger als gerechter Charakter von anerkannter Ehrenfestigkeit und bildete eine Säule des altwürttembergischen Staates. Die Mutter, Wilhelmine Stockmayer, eine Beamtentochter, hat man sich als eine sanfte und nachgiebige Frau vorzustellen, bei der Gemüt und Gefühl weit stärker als Willen und Intellekt ausgebildet waren. Justinus war unter sechs Geschwistern der Jüngste. Von seinen drei Brüdern haben sich zwei auf verschiedenen Wegen ausgezeichnet: Georg, der revolutionär-patriotische Enthusiast und Hamburger Arzt,

Karl (1775—1840), der im württembergischen Militär- und Verwaltungsdienste gleich Bedeutendes geleistet, es zum General, Minister und Freiherren gebracht hat. Diese beiden älteren Brüder waren für Justinus Gegenstand der Liebe und Bewunderung und beeinflußten ihn in mannigfacher Hinsicht. 1795 kam der Knabe aus seiner an Abwechslung und Anregung reichen Geburtsstadt nach dem stillen Klosterorte Maulbronn, wohin sich der Vater hatte versetzen lassen. Der in der Ludwigsburger Lateinschule begonnene Unterricht wurde dort ziemlich unregelmäßig fortgesetzt; einige Zeit verbrachte Justinus zu Knittlingen und Brackenheim unter der Obhut und Zucht gefürchteter Präzeptoren. Das Lernen fiel ihm damals schwer, und zum Ueberflusse hemmte eine hartnäckige Entwicklungskrankheit die Fortschritte. Man versuchte es mit allerhand Arzneimitteln und Wunderkuren. Er selbst führte die endliche Wiederherstellung auf ein paar magnetische Striche zurück, die er von einem Arzt empfangen hatte.

Wenn man ein Bild von dem Wesen des Knaben zu gewinnen sucht, so begegnet man bereits allen den Eigenschaften, welche später für den Mann charakteristisch gewesen sind, insbesondere jenem gesteigerten Gefühls- und Nervenleben, das allerhand seelische Abnormitäten begünstigen mußte. Er schrieb sich ein Ahnungsvermögen und die Gabe voraussagender Träume zu, er glaubte an die reale Existenz von Geistern. Der entschiedene Drang zur poetischen Produktion stellte sich ungefähr im zwölften Jahr ein. Damit Hand in Hand ging ein ausgesprochener Sinn für schalkhaften Humor, den er vom Vater geerbt hatte, während seine übrige Geistesart mehr von der Mutter herrühren mochte. Eine frühzeitig hervortretende Neigung zur Natur und Naturwissenschaft schien den künftigen Lebenspfad anzudeuten. Auf die Darstellung des äußeren Menschen legte Justinus, obwohl von Natur ganz hübsch und wohlgestaltet, gar keinen Wert und vernachlässigte auch noch in späteren Jahren seine Kleidung und Haltung ungebührlich.

1799 starb der Regierungsrat Kerner, und nach seiner Anordnung kehrten seine Hinterbliebenen nach Ludwigsburg zurück. Justinus, der wieder die dortige Lateinschule besuchte, gewann jetzt den alten Autoren Geschmack ab: die Neigung zur Poesie schlug

ihm die Brücke zum Verständnis der fremden Sprachen. Er übte sich fleißig in metrischen Uebersetzungen. Durch einen Freund der Familie, den Dichter Conz, damals Diakonus in Ludwigsburg, sah er sich in seinen schönwissenschaftlichen Bestrebungen gefördert. Als jedoch nach der Konfirmation über seine Zukunft entschieden wurde, glaubte man bei den äußerst beschränkten Mitteln der Familie von einem gelehrten Beruf absehen zu müssen. Der Vorschlag des erleuchteten Vormundes, aus Justinus einen Konditor zu machen, drang zwar nicht durch, dafür wurde er aber als Lehrling auf das Kontor der herzoglichen Tuchfabrik in Ludwigsburg gebracht. Die geisttötenden Geschäfte, die er hier zu verrichten hatte, würzte er nach Möglichkeit durch Poesie. Er dichtete in den zwei Jahren seiner kaufmännischen Sklaverei außerordentlich viel zusammen, Ernsthaftes und Komisches durcheinander, sogar ein fünfaktiges Lustspiel in Jamben, „Die zwölf betrogenen württembergischen Pastores“, eine offenbar höchst ergötzliche Posse, deren Manuskript leider während der Tübinger Zeit verschwunden ist. Doch je mehr der Jüngling zum Selbstbewußtsein erwachte, desto unerträglicher wurde ihm seine Lage. Er suchte bei Conz, der inzwischen Professor an der Landesuniversität geworden war, Hilfe, und dieser setzte es durch, daß er die Tuchfabrik verlassen und das Studium der Medizin ergreifen durfte. Im Herbst 1804 zog er nach Tübingen. Der brave Conz nahm ihn anfangs in sein Haus auf, bis ihm das Stipendium im Neuen Bau, einem alten Familienstifte, zu teil wurde. Er hörte allgemein bildende Fächer, namentlich bei Conz, und lag unter der Leitung der Professoren Ferdinand Autenrieth, K. Fr. Kielmeyer und Ferdinand Gmelin mit Eifer und Erfolg seinen naturwissenschaftlich-medizinischen Fachstudien ob, die er Ende 1808 mit einer Doktordissertation über die Funktionen der verschiedenen Gehörorgane zum Abschlusse brachte.

Gemeinsame Verwandte, die Dekansfamilie Uhland in Brackenheim, hatten die Bekanntschaft zwischen Kerner und Uhland vermittelt. Nachdem ersterer die Universität bezogen hatte, schlossen sich die zwei Jünglinge bald eng aneinander an. Grundverschiedenere Naturen als den lebhaften, schelmischen, phantastischen, weichen, in Gefühlen schwimmenden Kerner und den ernsten, nüch-

ternen, zurückhaltenden, festen, willensstarken Uhland kann man sich kaum denken. Was sie einte, war die Liebe zur romantischen Poesie, die bei dem einen aus seinem innersten Wesen hervorströmte, während sie bei dem anderen mehr künstlerischem und wissenschaftlichem Bedürfnis entsprang. Als treue Menschen hielten sie dann zeitlebens an ihrer Jugendfreundschaft fest. Aus dem Austausch ihrer Eigentümlichkeiten zogen beide Nutzen: das frische Temperament Kerners wirkte belebend auf Uhland, der seinerseits dem Freunde das Beispiel eines früh gereiften Charakters gab. Auf poetischem Gebiet im besonderen konnte Kerner von Uhland die Bedeutung künstlerischer Zucht lernen, während jener die Phantasie des anderen befruchtete.

Uhland hatte in den ersten akademischen Jahren still vor sich hingelebt und die geräuschvollen Lustbarkeiten des studentischen Treibens gemieden. Jetzt wurde er durch Kerner in einen regeren Verkehr hineingezogen. Um die beiden Freunde scharte sich bald ein Kreis geistig regsamer Jünglinge, die später der Mehrzahl nach angesehene Stellungen im Leben eingenommen haben. Ein großer Teil von ihnen wohnte, gleich Kerner, im Neuen Bau, und dieser wurde das Hauptquartier der jungen schwäbischen Romantik. Die Zusammenkünfte fanden meist auf der Stube Kerners statt, der alle in den Bann seines originellen, phantastisch-humoristischen Wesens zwang. Manchmal traf man sich auch beim Wein in dem damaligen Gasthofe zum Ochsen. Die Studenten, die zu dem unter keinen äußeren Zeichen oder Regeln stehenden Bunde schworen, waren überwiegend Mediziner oder Juristen, diese Uhlands, jene Kerners Gefolge. Da ist zunächst Heinrich Köstlin (1787—1859) aus Nürtingen zu nennen, der später in Stuttgart als praktischer Arzt zu Ansehen gelangt ist und sich als Obermedizinalrat namentlich um das württembergische Irrenwesen große Verdienste erworben hat. Ferner Georg Jäger (1785—1866) aus Stuttgart, Professor am Obergymnasium und Obermedizinalrat daselbst, tüchtiger Paläontologe und Geologe und fleißiger Schriftsteller in diesen Wissenschaften, J. C. S. Tritschler (1785—1841) aus Rutzenmoos in Oberösterreich, Oberamtsarzt in Cannstatt, Ernst Uhland (1788—1834), der Sohn des Brackenheimer Dekans und ein

Vetter des Dichters, unter den Freunden „Zigeuner“ genannt, als Oberamtsarzt in Ludwigsburg seinem Berufe zum Opfer gefallen, Samuel Benjamin Härlin (1786—1865) aus Zavelstein (O.A. Calw), Kreisobermedizinalrat in Ulm. Von Theologen gehörte nur der als Diakonus in Cannstatt verstorbene Christoph Jäger (1785—1826) aus Stuttgart zu dem Kreise. Die Jurisprudenz vertraten außer Uhland Karl Mayer, Karl Roser und Hermann Gmelin. Roser (1787—1861), aus Vaihingen a. d. Enz gebürtig, Uhlands Schwager, hatte 1848/9 im Märzministerium das Portefeuille des Auswärtigen inne und lebte dann als Staatsrat in Stuttgart; er that sich auch als Naturforscher hervor. Hermann Gmelin (1786—1834) aus Tübingen, Oberjustizrat in Eßlingen, starb, geistiger Umnachtung anheimgefallen, in Weinsberg bei Kerner, der ihn von dem Leiden nicht befreien konnte. Mit Uhland verband Gmelin frühe Kameradschaft. Durch seine Gesangskunst und durch sein mimisches Talent bereitete er den Freunden manche fröhliche Stunde. Alle diese Jünglinge zeigten sich für die Poesie empfänglich, aber eine produktive Ader besaßen außer Uhland und Kerner nur noch Karl Mayer und Heinrich Köstlin. Während sich dieser lediglich in der Jugendzeit unter dem Schutze seiner vorwärts treibenden Genossen schüchtern an die Oeffentlichkeit gewagt hat, ist Mayer der Muse bis in's hohe Alter treu geblieben und hat Leistungen aufzuweisen, die neben denen seiner größeren Freunde in Ehren bestehen.

Karl Friedrich Hartmann Mayer stammte aus einer durchaus altwürttembergischen Familie und kam am 22. März 1786 zu Bischofsheim, dem jetzt badischen Neckarbischofsheim, zur Welt, wo sein Vater gerade als Konsulent und Amtmann in reichsritterschaftlichen Diensten stand. Von einer Schar jüngerer Geschwister umgeben, verlebte er in seinem Elternhause, das den verschiedensten künstlerischen Bestrebungen eine Stätte bereitete, glückliche und anregende Jugendtage. Noch bessere Gelegenheit, Bildungselemente aller Art in sich aufzunehmen, wurde ihm im Hause seines Großvaters, des Hof- und Domänenrates Johann Georg Hartmann in Stuttgart zu teil, wohin er 1795 zum Besuche des dortigen Gymnasiums übersiedelte. Als wirksames Gegenmittel gegen ein

etwaiges Uebermaß von Kulturgenüssen dienten Naturliebe und Wanderlust, die schon frühzeitig in dem Knaben erwachten. 1803 bezog er die Landesuniversität als Jurist, mußte aber schon im folgenden Jahre seine Studien eines Brustleidens wegen unterbrechen. Nachdem er in Kochendorf (O.A. Neckarsulm), wohin sein Vater inzwischen versetzt worden war, Heilung gefunden hatte, kehrte er im Herbst 1805 nach Tübingen zurück. Durch Hermann Gmelin dem Uhland-Kernerschen Kreise zugeführt, gehörte er bald zu dessen eifrigsten Mitgliedern, und jetzt begann er sich auch seiner poetischen Begabung bewußt zu werden.

Die erwähnten Jünglinge bildeten also den Kern der Vereinigung, die jedoch keineswegs so abgeschlossen war, daß sich ihr nicht zeitweise auch andere angegliedert hätten. Jeder der Teilnehmer hatte noch seine besondern Freunde, die er häufiger oder seltener zu den Zusammenkünften mitbrachte. So war der Philologe Gottlieb Lukas Friedrich Tafel (1787—1860) aus Bempflingen (O.A. Urach), später Universitätsprofessor in Tübingen, ein gerne gesehener Gast. Kerner und Köstlin führten den Bayern Heinrich Breslau, nachmaligen Leibarzt König Ludwigs I., Uhland und Kerner den in Göttingen geborenen und als Oberjustizprokurator in Tübingen verstorbenen Eduard Gmelin (1786—1873) ein. Einige norddeutsche Studenten näherten sich dem Kreise. Von auswärts trat zu diesem ein Vetter Mayers in freundschaftliche Berührung: Karl Gangloff (1790—1814) aus Leutkirch, der zu früh dem Leben und Wirken entrissene Maler, den Uhlands Vorbild sogar gelegentlich zu Versen begeisterte. Auch fremde poetische Größen, wie die Dänen Jens Baggesen und Adam Oelenschläger, gingen flüchtig an den Freunden vorüber. Professor Conz, der zwar als Dichter über den Klassizismus nicht weit hinauskam, schenkte wenigstens den romantischen Bestrebungen Teilnahme und ihren jungen Vertretern warmes persönliches Wohlwollen. Und noch zu einem anderen älteren Sangesgenossen, der von den Musen zärtlich geliebt und vom Schicksal grausam verfolgt war, fühlten sich die Freunde, Kerner vor allem, hingezogen: zu Hölderlin, der in unheilbarem Irrsinn, aber doch für menschlichen Umgang und Besuche nicht unempfänglich, in Tübingen seinen Lebensfaden ab-

spann. Endlich müssen aus der Zahl derer, die zu dem Romantikerkreise Beziehungen unterhielten, noch Rehfues, der Publizist Friedrich Kölle, sowie die Dichter Gustav Schober und Friedrich Harppreclt hervorgehoben werden. Alle vier waren spezielle Bekannte Uhlands. Der mehrere Jahre ältere Kölle, von dem in einem späteren Kapitel ausführlicher die Rede sein soll, hielt sich zu jener Zeit als Privatdozent und Hofgerichtsadvokat, seit 1806 als Obertribunalprokurator in Tübingen auf.

Gustav Schober erregt mehr Teilnahme durch seine merkwürdigen Lebensschicksale als durch seine unreife Poesie. Am 29. März 1785 zu Lauffen am Neckar als Pfarrerssohn geboren, machte er den üblichen Bildungsgang des württembergischen Theologen durch. Er war ein äußerst gutartig veranlagter Mensch, gefiel sich aber in einer zeitweise an Verrücktheit grenzenden Phantasterei und Originalitätssucht und bildete so, obgleich er jahrelang den ersten Platz in seiner Promotion behauptete, für seine Kameraden mehr einen Gegenstand des Spottes als der Bewunderung. 1805 ließ er als Stiftler eine Sammlung „Gedichte" erscheinen, die als getreues Abbild seines exzentrischen Wesens angesehen werden dürfen. In den Spuren seines von ihm vergötterten Landsmannes Schiller wandelnd, auch von Klopstockschen Einflüssen berührt, ahmt er gerade die tadelnswerten Eigenschaften seiner Vorbilder nach und treibt sie auf die Spitze. Er giebt sich seinem Hange zur Rhetorik bis zum Lächerlichen und Unsinnigen hin. Gänzlich unfähig, seine Gedanken und Empfindungen in einfachen und klaren Worten zur Darstellung zu bringen, versteckt er sie hinter geschwollenen Redewendungen und krausem Bilderwerk. Und doch kann man Schober keineswegs Talent absprechen; vor allem standen ihm mannigfaltige Mittel des poetischen Ausdruckes zu Gebot. Alles hing davon ab, ob es ihm gelang, von seiner Geschmacksverirrung zurückzukommen. Im Leben schien seine Ueberspanntheit nachzulassen, seitdem er sein Examen erstanden und in die praktische Thätigkeit eingetreten war. Da warf ihn ein unseliges Ereignis aus der geregelten Bahn. 1808 wurde gegen eine geheime, angeblich staatsgefährliche Gesellschaft von jungen Leuten eingeschritten, denen der thörichte Vorsatz, nach der

Südseeinsel Otaheiti auszuwandern und dort eine Republik nach Art der spartanischen zu gründen, zum Verbrechen angerechnet ward. Schober, damals Vikar in Feuerbach, wurde in die Untersuchung verwickelt und verhaftet. Zwar ließ man ihn wegen mangelnder Zurechnungsfähigkeit unbestraft, erklärte ihn aber aus demselben Grunde für unfähig, ein geistliches Amt zu verwalten. Unter diesen Umständen war für ihn an ein Fortkommen in seinem engeren Vaterlande nicht zu denken. Er wandte sich nach Norddeutschland, versah in den verschiedensten Gegenden Hauslehrerstellen, zuletzt in Schleswig, wo er im August 1813 beim Baden in der Ostsee ertrank. Ein Trauerspiel Schobers, „Die Albigenser", ist nicht auf die Nachwelt gekommen.

Friedrich Harpprecht erblickte am 10. Juni 1788 zu Stuttgart das Licht der Welt. 1805 bezog er die Landesuniversität zum Studium der Rechte, in welchem Fache sich mehrere Glieder seiner angesehenen Familie rühmlich hervorgethan hatten. Nach einem Jahre ging er indessen zur Forstwissenschaft über, die damals in einer Stuttgarter Anstalt gelehrt wurde, und trat Herbst 1807 als Kadett bei den Königsjägern ein. Jetzt erst hatte er seinen wahren Beruf gefunden. Den Feldzug des Jahres 1809 machte er als Ordonnanzoffizier des Marschalls Berthier mit und befand sich in der Schlacht bei Wagram im Generalstabe Napoleons. 1812 zog er als Oberleutnant gegen Rußland. Die Schlacht bei Smolensk bot dem kühnen Reiteroffizier Gelegenheit zu glänzenden Heldenthaten, die mit dem württembergischen Militärverdienstorden und dem Kreuze der Ehrenlegion belohnt wurden. Die Schlacht bei Mosaisk, in der ihm durch eine Kanonenkugel ein Bein zerschmettert wurde, machte seiner ruhmvollen Kriegerlaufbahn ein Ende. Aber sein Lebensmut war nicht gebrochen. Heiter und besonnen faßte er die Gestaltung seiner Zukunft in's Auge. Da vernichtete die entsetzliche Katastrophe des unerwarteten Rückzuges alle Hoffnungen auf Heimkehr und Wiedersehen. Harpprecht wurde zwar nach Wilna gerettet, erlag aber hier am 10. Januar 1813 den erlittenen Wunden und überstandenen Strapazen. Auf den Wunsch der Eltern gab Uhland aus dem Nachlasse des Freundes unter dem Titel „Denkmal Friedrichs von Harpprecht" 1813 ein

Bändchen mit Versen und Briefen heraus; einige Gedichte waren auch in den Jahrgängen 1812 und 1813 des Morgenblattes erschienen. Die poetischen Versuche Harpprechts stammen meist aus jungen Jahren, teilweise sogar aus der Knabenzeit. Der Dichter, der hauptsächlich in Schillers Spuren wandelt, ist über die Nachahmung noch nicht hinausgekommen, zur Einfachheit noch nicht durchgedrungen. Aber er zeigt beträchtliche Gewandtheit und bringt herzliche Anhänglichkeit an Familie und Freunde, zarte Empfänglichkeit für Liebe und Natur zu warmem Ausdrucke. Die glückliche Mischung von thatenlustigem Mute, gesunder Lebenslust und innigem Heimatgefühle, die das Merkmal seiner anziehenden Briefe aus dem Feld ist, hat gewiß auch die richtige Stimmung zu manchem frischen Lied abgegeben; leider hat sich von den Dichtungen aus Harpprechts letzten Lebensjahren fast nichts erhalten.

Kehren wir von Schober und Harpprecht, deren Geschicke sich allzu früh erfüllt haben, zu Uhland, Kerner und ihren Gefährten zurück! Sie hatten sich der Romantik mit Leib und Seele verschrieben. Der eine erwärmte sich, der andere glühte, je nach dem Temperamente. Was sie einnahmen und was sie verausgabten, was sie empfingen und was sie spendeten: alles war romantisch. Des Knaben Wunderhorn wurde gierig verschlungen und veranlaßte eine förmliche Jagd nach alten Volksliedern und Volksbüchern. Wie oft pilgerte man erwartungsvoll nach Reutlingen, wo der Buchhändler Justus Fleischhauer solche Artikel verlegte! Wie glücklich fühlte sich Uhland, als er auf einer Schweizerreise im Herbst 1806 bei einem Schuster in Meiringen zwei altenglische Balladen aufstöberte! Freilich zeigte sich wieder die Verschiedenheit der Freunde darin, wie sie sich den erbeuteten Schätzen gegenüber verhielten: Kerner rein genießend, Uhland schon wissenschaftlich, kritisch-historisch. Würdige Produktion ging damit Hand in Hand. Seitdem Uhland 1804 „Die sterbenden Helden" und „Der blinde König" geglückt waren, schüttete er ein Kleinod um das andere aus seinem poetischen Wunderhorne. Kerner blieb dahinter nicht zurück, schuf Gedichte, die ihn als begnadeten Lyriker zeigen. Beide wetteiferten zugleich in dramatischen Versuchen. Der eine bemühte sich, romantische Stoffe zu regelrechten Bühnenstücken zu gestalten,

ohne indessen etwas zu vollenden, der andere ließ nach seiner Art auch auf diesem Gebiete seiner genial phantastischen Laune die Zügel schießen. Gemeinsam verfertigten die beiden 1809 ein lustiges Singspiel von glücklicher Erfindung, „Der Bär“ oder „Die Bärenritter“ betitelt, das nach dem Tode der Dichter gedruckt worden ist, während die von einem ehemaligen Kameraden aus dem Neuen Bau, dem Registrator Friedrich Knapp, dazu gelieferte Komposition sich nicht erhalten hat.

Das natürliche Bestreben der jungen Poeten mußte dahin gehen, mit ihren Erzeugnissen sich nun auch an das Urteil der Welt zu wenden. Das Morgenblatt schien aus äußeren Gründen in erster Linie zur Vermittlung berufen: aber mit dem antiromantischen Journale wollte man nichts zu schaffen haben, und daß Friedrich Haug im Jahrgang 1807 jenes Blattes sieben Gedichte von Uhland, dem er sehr zugethan war, aufnahm, geschah ohne Vorwissen des Dichters, der sich ausdrücklich dagegen verwahrte. Um so erwünschter mußte es den Tübingern sein, als Kölle zwischen ihnen und dem Freiherren Leo von Seckendorff, einem Manne von litterarischem Namen, freundliche Beziehungen anbahnte. Persönlich sah man sich niemals. Wohl aber entspann sich zwischen Seckendorff und Uhland ein nicht unbedeutender Briefwechsel. Die Erstlinge der Uhlandschen wie Kernerschen Muse standen in dem von jenem herausgegebenen, ganz der Romantik geweihten „Musenalmanach für das Jahr 1807“. 1808 bildete die Zeitung für Einsiedler einen Sammelpunkt der Romantiker aus allen deutschen Gauen. Auch Uhland und Kerner lieferten zu dem Blatte Beiträge und kamen dadurch mit dem Heidelberger Kreis in direkte Verbindung. Außerdem waren sie in Seckendorffs Musenalmanach auf 1808, in der Zeitschrift Prometheus und bald noch in anderen Taschenbüchern oder Journalen vertreten.

Gerne wären die Tübinger schon damals mit einer selbständigen litterarischen Manifestation hervorgetreten, gerne hätten sie ihrer Bewunderung für die Romantik und ihrer Geringschätzung des in der Landeshauptstadt herrschenden Klassizismus gemeinsamen öffentlichen Ausdruck verliehen. Die Gründung des Morgenblattes gab den Anstoß, daß jener Gedanke wenigstens in improvisierter

Weise verwirklicht wurde. Man setzte dem „Morgenblatt für gebildete Stände" ein handschriftliches „Sonntagsblatt für ungebildete Stände" entgegen. Kerner war die Seele des Ganzen, der Herausgeber der Zeitung. Sie erschien am 11. Januar 1807 erstmals und wurde bis in den Mai hinein fortgesetzt. Jeden Sonntag wurde eine Nummer in Kerners Zimmer für alle, die sich dafür interessierten, ausgelegt, nachdem sie vorher unter den Vertrauten vorgelesen worden war. Das eigenartige Unternehmen lockte zahlreiche Besucher in den Neuen Bau, und selbst Professoren schenkten ihm Aufmerksamkeit. Vor allem erfreuten sich die Leser an den zahlreichen herrlichen Gedichten, die Kerner als Clarus und Uhland als Florens spendeten. Dieser schrieb außerdem die Vorrede zur ersten Nummer, lieferte einen Aufsatz „Ueber das Romantische" und weitere Prosastücke, teilte ein Fragment aus den damals den Genossen noch wenig bekannten Nibelungen, die Ueberfahrt über die Donau, mit und gab Erläuterungen dazu. Heinrich Köstlin steuerte ein philosophisches „Gespräch an einem Sonntagsmorgen" in poetisch gehobener Prosa und satirische Dialoge bei, Kölle Gedichte, ebenso Karl Mayer unter dem Namen Tiro, Schober Distichen, die von sehr gereinigtem Geschmacke gezeugt haben sollen, Tafel Uebersetzungen aus dem Griechischen. Auch an Illustrationen und musikalischen Beilagen fehlte es dem Journale nicht: Mayer zeichnete mit der Bleifeder humoristische Skizzen, während Tritschler die Liederkompositionen auf sich nahm. Die Mitarbeiter des Sonntagsblattes waren mehr darauf bedacht, durch ihre positiven Leistungen als durch kritische Aeußerungen das Morgenblatt zu besiegen. Doch ging es nicht ganz ohne Polemik ab. Uhland enthielt sich zwar in seiner würdevollen Schutzrede der Romantik jeglicher Ausfälle, parodierte aber in seinem Vorworte den Ton Weissers, den, als Haupt der Plattisten, auch sonst das Sonntagsblatt in Wort und Bild verhöhnte. Ueberhaupt neigten die jungen Romantiker zu satirischem Mutwillen. So hat sich eine die Manier Matthissons verspottende „Abendphantasie an Mayer", eine gemeinsame Arbeit Kerners und Uhlands erhalten, und ein andermal suchte ersterer Schobers Kraftlyrik parodistisch zu überbieten.

Die fortschreitende Zeit sprengte schließlich den Kreis der Freunde auseinander, von denen einer nach dem anderen die Universität verließ. Durch regen Briefwechsel, durch gegenseitige Besuche und Zusammenkünfte wurde indessen der Verkehr aufrecht erhalten; auch Prüfungen brachten kurze Rückkehr nach Tübingen mit sich. Karl Mayer ging schon im Herbst 1807 ab, um sich im Elternhause zu Kochendorf und später in Stuttgart auf sein Examen vorzubereiten. Nachdem dieses erstanden war, ließ er sich 1809 als Advokat in Heilbronn nieder, unterbrach jedoch seine praktische Thätigkeit durch eine dreivierteljährige Bildungsreise nach Norddeutschland, die er im September 1809 antrat. Uhland und Kerner blieben vorerst noch in Tübingen. Letzterer, der den Neuen Bau verlassen hatte, wohnte im Winter 1808/9 in einem Hause mit dem nachmals berühmt gewordenen Varnhagen von Ense, der sich ein Semester in Tübingen aufhielt, um medizinische Vorlesungen zu hören. Der feine und an eine anspruchsvollere Lebensführung gewohnte Norddeutsche fühlte sich in dem ärmlichen Städtchen äußerst unbehaglich. Einigen Ersatz für das, was er entbehrte, bot ihm der Umgang mit Kerner, der sich bald sehr lebhaft gestaltete. Er traf auch Uhland öfters und lernte Karl Mayer kennen, der im Januar 1809 nach Tübingen zu Besuch kam. Durch Varnhagens Vermittlung wurden die Schwaben noch mehr als bisher in den Verkehr mit den norddeutschen Romantikern hineingezogen, namentlich entwickelte sich ein von Kerner eifrig gepflegtes Freundschaftsverhältnis mit Varnhagens Schwester Rosa Maria und deren Freundin Amalie Weise-Schoppe, der fruchtbaren Romanschriftstellerin. Im Februar 1809 begab sich Varnhagen von Tübingen zur österreichischen Armee, um gegen Napoleon zu kämpfen. Bald darauf schied auch Kerner von dort. Eine längere Reise führte ihn hauptsächlich nach Hamburg, Berlin und Wien, wo er in den großen Spitälern seine Fachstudien fortsetzte. In Hamburg sah er zum letztenmale seinen teueren Bruder Georg, verkehrte hauptsächlich mit den Damen Varnhagen und Weise, die ein halbes Jahr später auch Karl Mayer aufsuchte. In Berlin hatte Kerner Umgang mit Chamisso und Fouqué, in Wien traf er Varnhagen wieder, befreundete sich mit dem „verhungerten" Poeten

Joseph Ludwig Stoll und dem israelitischen Arzte David Assur, der sich später Assing nannte und Rosa Maria Varnhagen heiratete, wurde von dem Ehepaare Friedrich und Dorothea Schlegel freundlich aufgenommen, lernte sogar Beethoven kennen. Diese Reise bereicherte nicht bloß Kerners medizinisches Wissen, sondern brachte ihm auch poetischen Gewinn. Der Ertrag bestand in einem umfangreichen Manuskripte, das ihm ein Jugendfreund, der Heidelberger Buchhändler Gottlieb Braun, Sohn seines ehemaligen Knittlinger Präzeptors, 1811 verlegte. „Reiseschatten. Von dem Schattenspieler Luchs.“ So lautete der Titel des phantastisch bunten Dichtwerkes, in dem so recht nach Romantikerart alle poetischen Gattungen und Formen durcheinander gemengt waren. Es bildete die erste selbständige Lebensäußerung des jungschwäbischen Dichterkreises und wurde je nach dem litterarischen Standpunkte mit Bewunderung oder Geringschätzung aufgenommen. Kerner hatte sich inzwischen, nachdem er ein paar Monate lang in Dürrmenz (O.A. Maulbronn) vergebens auf Patienten gewartet hatte, Oktober 1810 im Wildbad als Arzt niedergelassen. Auch hier wurde er nicht recht heimisch und vertauschte deshalb den angenehmen Badeort gerne mit dem abgelegenen Städtchen Welzheim, wo er von Anfang 1812 bis Juni 1815 weilte.

Uhland, der sich nach Kerners Abgang von Tübingen sehr vereinsamt fühlte, mußte dort noch ein volles Jahr ausharren. Endlich, im Mai 1810, durfte auch er den Flug in die weite Welt unternehmen. Paris war das Ziel seiner Reise. Ihr offizieller Zweck, sich mit den französischen Rechtseinrichtungen vertraut zu machen, wurde über den philologischen Studien vernachlässigt. Uhland saß fast täglich auf der Bibliothek über altfranzösischen und altdeutschen Manuskripten. Er schrieb ab, übersetzte, dichtete; mit dem bekannten Philologen Immanuel Bekker zusammen trieb er Spanisch und Portugiesisch. Die altfranzösischen Gedichte, den 1812 in Fouqués und Neumanns Musen gedruckten Aufsatz „Ueber das altfranzösische Epos“ zeitigte der Pariser Aufenthalt. Auch sonst gehörte dieser zu den glücklichsten Epochen in Uhlands Leben. Er fand dort einige Tübinger Freunde wieder, darunter Varnhagen, der ihn mit Chamisso zusammenführte, lernte den Dichter

Stoll und andere bedeutende Menschen kennen, während mit Fouqué eifrig korrespondiert wurde. Auch die Theater, die Sehenswürdigkeiten ließ er nicht unbesucht. Am 26. Januar 1811 fand die Abreise statt. In Tübingen erwartete ihn der Advokatenberuf. Ganz von litterarischen Interessen erfüllt, wandte er sich nur mit der größten Selbstüberwindung der verhaßten Juristerei zu. Auch als er im Dezember 1812 zum provisorischen zweiten Sekretär im Justizministerium ernannt wurde, nahm er diese Stelle, die zwar unbesoldet war, aber für die künftige Laufbahn große Vorteile versprach, widerwillig, lediglich dem Wunsche des Vaters zulieb an.

Während die Mitglieder des Tübinger Freundeskreises den Uebergang vom Studium zur praktischen Wirksamkeit bewerkstelligten, fand sich in der schwäbischen Universitätsstadt eine jüngere Generation gleichfalls für die Romantik begeisterter Studenten zusammen, die bald mit der älteren in enge Verbindung trat. Gustav Schwab hieß das Haupt jener Gruppe.

Gustav Benjamin Schwab erblickte am 19. Juni 1792 zu Stuttgart das Licht der Welt. Auf seinen Entwicklungsgang übte der Vater, der Professor und Geheimsekretär Johann Christoph Schwab, der sich als Dichter und mehr noch als philosophischer Schriftsteller bekannt gemacht hat, großen Einfluß aus, während die Mutter, Friederike Rapp, die Angehörige einer angesehenen Stuttgarter Kaufmannsfamilie, ihr bewegliches Naturell auf den Sohn vererbte. Dieser genoß, von trefflichen Eltern weise geleitet, im Vereine mit mehreren Geschwistern eine beneidenswerte Jugend. Ein mild christlicher Geist herrschte in der Familie. Sie zeigte sich den verschiedensten geistigen Interessen zugänglich und legte auch auf feine Umgangsformen den gebührenden Wert. Im Hause seiner beiden Oheime, des Bildhauers Dannecker und des Kunstfreundes Gottlob Heinrich Rapp, erhielt Gustav frühzeitig künstlerische Anregungen. Als Schüler des Stuttgarter Gymnasiums, dessen sämtliche Klassen er durchlief, behauptete er ununterbrochen den ersten Platz. Vom Vater wurde er nachdrücklich auf solche Fächer hingewiesen, welche im Gymnasiallehrplane hintangesetzt waren, namentlich auf die französische Sprache und den deutschen Aufsatz. Schon in diese Stuttgarter Zeit fallen die ersten poe-

tischen Uebungen, zu denen zunächst häusliche Feierlichkeiten den Stoff hergeben mußten. Bald erwachte die Liebe in dem Herzen des entzündbaren Jünglings, und er widmete der Reihe nach verschiedenen Schönen seine Lieder. Kräftiger noch entfaltete sich das seinem Alter angemessene Freundschaftsgefühl, für das er zeitlebens ungemein empfänglich blieb. Diesem konnte er sich besonders überlassen, seitdem er siebenzehnjährig die Universität bezogen hatte.

Vom Herbst 1809 bis zum Herbst 1814 hielt sich Schwab in Tübingen auf, und zwar als Zögling des evangelischen Stiftes, da er sich aus Neigung für das theologische Studium entschieden hatte. Der Uebergang aus der schönen Freiheit des Elternhauses in den kleinlichen Zwang des Seminarlebens war für ihn hart, und niemals vermochte er sich mit diesem ganz zu befreunden. Er suchte seine Beziehungen vorwiegend in der Stadt, was von seiten des Stiftes freilich übel vermerkt wurde. Schon vom Stuttgarter Gymnasium her mit Schwab befreundet war August Mayer, der am 26. Oktober 1792 zu Heilbronn geborene Bruder Karl Mayers, der gleichfalls im Herbst 1809 die Hochschule als Jurist bezog: ein liebenswürdiger, verheißungsvoller, für Musik und Poesie gleichermaßen veranlagter Jüngling. Ein Jahr später trat der nicht minder begabte Ludwig August Pauly (1793—1812), der Sohn eines Maulbronner Seminarprofessors, in das Stift ein, und ästhetische Neigungen brachten ihn bald dem Schwabschen Freundeskreise nahe. Zu diesem gehörten der vielseitig gebildete August Köstlin (1792—1873) aus Nürtingen, der Bruder Heinrich Köstlins, ein Mann, der dem württembergischen Staat in verschiedenen wichtigen Stellungen, zuletzt als Konsistorialpräsident, vorzügliche Dienste geleistet hat, die Theologen Ferdinand Dillenius und Ernst Osiander (1792—1870), nachmals Dekan in Göppingen und Prälat, sowie eine Reihe weiterer schwäbischer Stadtstudenten oder Stiftler, von denen sich übrigens nur Dillenius in der schönen Litteratur bemerklich gemacht hat. Auch mehrere Norddeutsche schlossen sich an, vor allem der talentvolle Karl Wilhelm Pauli aus Lübeck, der seit Ostern 1811 zwei Jahre lang in Tübingen Jura studierte; er wurde später Oberappellationsgerichtsrat in seiner Vaterstadt und erwarb sich namentlich als Lübecker Rechtshistoriker bleibende Ver-

dienste. Vom Herbst 1810 bis Herbst 1811 hielt sich David Assur in Tübingen auf. Die abendlichen Zusammenkünfte der zwanglosen Vereinigung fanden meist im Gasthofe zum Lamm statt, und sie wurde darum Lammia genannt. Man besprach die neuesten litterarischen Erscheinungen, teilte sich die eigenen Produkte mit und hielt strenges Gericht darüber. Der Tod riß zwar schmerzliche Lücken in den Freundeskreis. Im August 1811 erhielt August Mayer die Schreckenskunde, daß er zum Militär ausgehoben worden sei. König Friedrich hatte eine Anzahl studierender Honoratiorensöhne willkürlich für den erwarteten Feldzug zu Soldaten bestimmt, und darunter befand sich auch jener. Am 1. September mußte der zart organisierte und zum Kriegshandwerke wenig befähigte Jüngling die Tübinger Hochschule mit der Stuttgarter Kaserne vertauschen. Im Februar 1812 marschierte er mit seinem Regimente nach Rußland. Glücklich kam er, zum Offizier befördert, bis Moskau. Dem Rückzuge fiel er dann zum Opfer. Nach den zuverlässigsten Nachrichten soll er an der Beresina verschwunden sein, doch erhielt man niemals volle Sicherheit über das Schicksal des von Familie und Freunden tief Betrauerten. Schon vorher war der Maulbronner Pauly einem rasch verlaufenden Nervenfieber erlegen. Schwab veröffentlichte aus seinem Nachlaß in Rehfues' Süddeutschen Miszellen ein novellistisches Fragment, „Selbstbiographie eines Spaniers" betitelt, das Phantasie und Gefühl verrät.

An Stelle der Ausgeschiedenen traten neue Elemente. Im Januar 1813 konnte es der Schwabsche Freundeskreis sogar wagen, sich unter dem Namen Romantika als feste Verbindung aufzuthun, die schwarz-weiß-blaue Farben trug, Satisfaktion gab und von den Universitätsbehörden wie von den Landsmannschaften anerkannt wurde. Sie bestand zur Hälfte aus Stiftsstudenten, zur Hälfte aus Stadtburschen, überwiegend Norddeutschen und Schweizern. Diese Mischung war etwas Neues und verdroß eingefleischte Stiftler nicht wenig. Man kneipte im Löwen, doch legte man sich im Trinken Maß auf. Die romantische Litteratur war das Banner, um das sich die Gesellschaft scharte. Schwab, seiner feinen Manieren und sorgsamen Kleidung wegen Abbé genannt, gab den

Ton an. Offener Sinn für alles Schöne und inniges Gefühl für die Freundschaft verschmolzen sich glücklich mit studentischer Heiterkeit und Ausgelassenheit in der Romantika. Neben den poetischen Interessen kamen die politisch-patriotischen — Deutschland kämpfte ja damals um seine Freiheit und Unabhängigkeit — zu ihrem Rechte.

Lange vor Gründung der Romantika hatten sich die Beziehungen zwischen Schwab und seinen Genossen einerseits und dem älteren Tübinger Kreis Uhlands und Kerners andererseits geknüpft. Die zwei Brüderpaare Karl und August Mayer, Heinrich und August Köstlin bildeten die natürliche Vermittlung. Im März 1809 sandte Karl Mayer dichterische Versuche Augusts an Uhland zur Begutachtung, und dieser suchte im Herbst desselben Jahres für den Bruder seines Freundes eine Wohnung in Tübingen. Uhland traf schon damals August Mayer, wurde mit Schwab dagegen erst nach seiner Rückkehr von Paris bekannt. Kerner hatte letzteren bei einem Besuch in Tübingen September 1810 erstmals gesehen. Innige poetische Interessengemeinschaft herrschte zwischen den Aelteren und den Jüngeren, und aufrichtige Freundschaften für das ganze Leben gingen daraus hervor. Schwab errang sich bald Gleichberechtigung mit Uhland und Kerner. Seine Feuertaufe aber erhielt der neue Bund durch die Herausgabe eines Almanachs.

Schon das Sonntagsblatt hätten die Tübinger Romantiker gerne gedruckt gesehen, doch war die Absicht nicht ausführbar gewesen. Der Gedanke einer gemeinsamen poetischen Manifestation wurde niemals ganz aufgegeben. Endlich bekam er greifbare Gestalt. Uhland besuchte auf der Rückreise von Paris Kerner im Wildbad und besprach den Plan mit ihm. Kerner war der Hauptredakteur und figurierte als alleiniger Herausgeber. Er führte auch hauptsächlich die Korrespondenz mit den norddeutschen Mitarbeitern. Doch wurde er darin und in den sonstigen Geschäften von Schwab und den beiden Mayer tüchtig unterstützt. Uhland wurde über alles um Rat befragt, interessierte sich für alles. Zahllose Briefe flogen zwischen den Freunden hin und her. Ein Glück übrigens, daß Kerner Helfer hatte; denn Pünktlichkeit und Genauigkeit, wie sie ein solches Unternehmen erfordert, waren seine Tugenden ge-

rade nicht. Mußte doch noch in letzter Stunde das ganze von ihm übel zugerichtete Manuskript abgeschrieben werden. Im Herbst 1811 erschien das von Gottlieb Braun in Heidelberg verlegte Buch unter dem Titel „Poetischer Almanach für das Jahr 1812. Besorgt von Kerner". Es war eine entschieden romantische, aber keine spezifisch schwäbische Kundgebung, obschon die einheimischen Dichter überwogen. Kerners und Uhlands später meist in ihre Sammlungen übergegangene Gedichte bildeten Glanzpunkte in dem Ganzen; letzterer, der auch unter der Chiffre —d und unter dem Pseudonym Volker auftrat, spendete außerdem Bearbeitungen altfranzösischer Gedichte und das Dramenfragment Schildeis. Karl Mayer und Schwab wurden durch den Almanach vorteilhaft in die Litteratur eingeführt; ebenso wagte sich erstmals August Mayer mit fünf zart empfundenen Liedern hervor. Heinrich Köstlin versteckte seine lyrischen Beiträge hinter der undurchdringlichen Marke L. N. Friedrich Kölle lieferte eine ganze Abteilung Lyrik, sogar Conz stellte sich mit ein paar Stücken ein. Endlich teilte der mit Schwab befreundete Ferdinand Weckherlin (1795—1817) aus Stuttgart ein mittelalterliches Gedicht mit. Vom Gymnasium aus hatte dieser den Posten eines Unterbibliothekars bei der K. Hofbibliothek erhalten. Weckherlin begann seine schriftstellerische Laufbahn mit Arbeiten aus dem Gebiete der mittelalterlichen Litteratur und der vaterländischen Gelehrtengeschichte auf's glücklichste; aber ein früher Tod zerstörte alle auf sein vielversprechendes Talent gesetzten Hoffnungen. Von Auswärtigen beteiligten sich Hebel, Chamisso, Fouqué, Varnhagen und seine Schwester, Graf Otto Heinrich von Loeben, Helmina von Chezy, Amalie Schoppe an dem Taschenbuche.

Die mannigfache Anerkennung, die dieses fand, spornte seine Urheber an, auch für das folgende Jahr wieder eines vorzubereiten. Die Redaktion wurde auf gleiche Weise gehandhabt, doch sträubte sich Uhland diesmal nicht, daß sein Name neben dem Kerners und Fouqués auf das Titelblatt gesetzt werde. Das Erscheinen des Almanachs verzögerte sich, weil das Manuskript bei verschiedenen Verlegern herumwanderte und die Kriegszeiten, die einem solchen Werk überhaupt ungünstig waren, den Postverkehr

hemmten. Schließlich wurde man mit Osiander, dem Besitzer der J. F. Heerbrandtschen Buchhandlung in Tübingen, handelseinig, und im Juni 1813 gelangte der „Deutsche Dichterwald" zur Ausgabe. Das Taschenbuch trug im wesentlichen dasselbe Gesicht, wie sein Vorgänger, und auch der Kreis der Mitarbeiter hatte sich nur wenig geändert. Kerner und Uhland standen wieder in erster Linie, von Württembergern waren ferner Schwab, Kölle und die beiden Mayer vertreten, Heinrich Köstlin trug als Chrysalethes eine Reihe Epigramme bei. Hebels Name fehlte diesmal, von Norddeutschen war Chamisso ausgeschieden, Eichendorff (als Florens), David Assur, Graf Julius Soden und Karl Thorbecke hatten sich dafür eingefunden.

Der Deutsche Dichterwald war das letzte gemeinsame Unternehmen der schwäbischen Romantiker. Die Romantik in ihrer spezifischen Erscheinungsform ging überhaupt allmählich zu Ende und wurde als solche, so gut wie der Klassizismus, ein überwundener Standpunkt, während die von ihr ausgegangenen Anregungen fortwirkten. Auch die Fehde zwischen den Männern des Morgenblattes und den Tübingern erlosch. Haug hatte sich schon über den Poetischen Almanach für das Jahr 1812 lobend geäußert, während der hartnäckigere Weisser sich darüber lustig machte. Auf diesen hatten ja die Romantiker ihre meisten und schärfsten Pfeile verschossen, noch im Deutschen Dichterwald hatten ihm Uhland und Kerner unter dem Pseudonym „Spindelmann, der Recensent" vier polemische Gedichte gewidmet. Aber auch Weisser lenkte ein. Im September 1814 brachte das Morgenblatt ein ernst gemeintes Sonett von ihm, worauf Uhland als Antwort „Die Bekehrung zum Sonett" dichtete; diese von den Romantikern bevorzugte und von den Klassizisten verspottete Kunstform war nämlich eines der wichtigsten Kampfobjekte gewesen. Schon im vorhergehenden Jahre hatte das Morgenblatt Gedichte von Kerner, dem romantischsten aller schwäbischen Romantiker, aufgenommen, und fortan stand diese Zeitschrift, keiner bestimmten Tendenz mehr dienend, allen litterarischen Richtungen offen.

Indessen änderte sich auch das Verhältnis der Tübinger zur Romantik. Nur Kerner blieb, seiner natürlichen Veranlagung ge-

mäß, ohne Einschränkung romantisch im Leben wie in der Kunst, ja verrannte sich sogar mehr und mehr in die Abnormitäten der Richtung. Die übrigen, die mehr durch Beispiel und gegenseitige Anfeuerung in die Bewegung hineingerissen worden waren, wandten sich von ihr in dem Maße ab, als jene Momente ihre Geltung verloren. Uhland, der seinem Wesen nach am wenigsten Romantisches an sich hatte, räumte nun dem Historischen, Politischen, Patriotischen über sich, über sein Denken und Dichten die größte Macht ein, Schwab, bei dem das Aneignungsvermögen am stärksten entwickelt war, nahm die Bildungselemente in sich auf, von welcher Seite sie auch kamen, Karl Mayer versenkte sich als Poet ganz in das Naturleben und seine Reize. Alle drei haben zwar in ihren späteren Schöpfungen ihre Vergangenheit niemals ganz verleugnet, können überhaupt ohne die Romantik kaum gedacht werden: aber diese bildete doch nicht mehr, wie in der Jugendzeit, das einzige Prinzip, um das ihr gesamtes Dichten sich drehte. Und während in der Universitätszeit und den unmittelbar darauf folgenden Jahren eben die gemeinsame Begeisterung für die Romantik im Vereine mit dem engen Zusammenleben und regelmäßigen Gedankenaustausch eine gewisse Gleichmäßigkeit des poetischen Strebens und Schaffens bei den Freunden erzeugt hatte, führte nun, nachdem sie durch die Anforderungen des Lebens auseinandergerissen worden waren, jeder von ihnen seine litterarische Sonderexistenz und brachte seine geistige Eigenart zu voller Entfaltung.

Zweites Kapitel.

Die Häupter des schwäbischen Dichterkreises.

Eine streng geschlossene Schule haben die schwäbischen Dichter im 19. Jahrhundert so wenig wie in früheren Perioden gebildet. Denn es gab keine bestimmten Regeln, keine allgemein anerkannten Grundsätze, nach denen sie sich mit Absicht und Bewußtsein richteten. Freien Spielraum den Talenten vergönnen, hieß vielmehr

die Losung, und diese Talente verrieten keineswegs durchgängige innere Verwandtschaft, trugen vielmehr das verschiedenste Gepräge. Auch hielten die Schwaben in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts den Zusammenhang mit der übrigen deutschen Litteratur besser als in vergangenen Epochen aufrecht. Dennoch waren ihnen gewisse gemeinsame Merkmale eigen, durch die sie sich innerhalb der deutschen Dichtergemeinde zu einer unterscheidbaren Gruppe absonderten. Die meisten von ihnen gehörten ja demselben Stamm an, alle wurden, was noch mehr sagen will, unter denselben politischen und sozialen Verhältnissen groß, wuchsen in derselben landschaftlichen Umgebung heran und verwandten dieselbe Geschichte und Sage als Stoffe, dieselbe Natur als Szenerie für ihre Dichtungen. Alle standen zueinander in persönlichen Beziehungen, in unmittelbarem Verkehre, den die Enge der heimatlichen Grenzen sehr begünstigte. Diese einigenden Momente konnten ihre Wirkung nicht verfehlen. An der Spitze der ganzen Entwicklung schritten die Männer, deren Jugendjahre im vorhergehenden Kapitel geschildert worden sind: zwar keine Schulhäupter im strengen Sinne, wohl aber für die Jüngeren aufmunternde und fördernde Berater, anregende und maßgebende Vorbilder.

Den nachhaltigsten Einfluß hat Ludwig Uhland ausgeübt. Persönlich allerdings war er nicht so umgänglich und zugänglich wie Kerner und Schwab, und deshalb weniger geeignet, die Verbindung der Schwaben untereinander oder mit den Norddeutschen zu vermitteln. Aber seine Poesie gab für viele das angestaunte und zur Nachahmung erkorene Muster ab. Und nicht minder diente er als Mensch vermöge seiner seltenen und in jeder Lage mit fast beispielloser Folgerichtigkeit bewährten Charaktergröße Tausenden zum leuchtenden und erhebenden Beispiel. Er war einer der populärsten deutschen Männer, mit Schiller der populärste deutsche Dichter des schwäbischen Stammes, dem er in ganz anderem Sinn angehört, als der seiner Heimat fremd gewordene Schiller. Mit allen Fasern seines Herzens hing er an dem Land, in dem er geboren war, in dessen Grenzen sich sein ganzes Dasein abspielte, an dessen politischer Entwicklung er mitarbeitete. Seine Dichtung wurzelte fest im heimatlichen Boden, zog aus ihm kräftige Nah-

rung. Und an seinem menschlichen Wesen stechen manche von den Eigenschaften, welche den schwäbischen Stammescharakter ausmachen, in schärfster Prägung hervor.

Im ersten Kapitel ist Uhlands Leben bis zu dem Punkte geführt worden, da er als Ministerialsekretär nach Stuttgart übersiedelte. Er fühlte sich in der Hauptstadt nicht recht behaglich, obgleich es ihm an geselligem Verkehre nicht fehlte, er in dem heiteren Schattenkränzchen, einer geschlossenen Gesellschaft, die sich zweimal wöchentlich im Weinhause zum Schatten vereinigte, mit alten Universitätsfreunden zusammentraf. Seine amtliche Stellung sagte ihm wenig zu. Es widerstrebte schon an sich seinen Gesinnungen, einem autokratisch regierten Klientelstaate Napoleons zu dienen; überdies vermochten ihn die Geschäfte, die er zu verrichten hatte, nicht anzuregen. So ergriff er den willkommenen Anlaß, daß die in Aussicht gestellte Verwandlung seines provisorischen Postens in einen definitiven unterblieb, um am 16. Mai 1814 seine Entlassung zu nehmen. Der Advokatenberuf, dem er sich nun verschrieb, befriedigte ihn nicht viel mehr und gewährte ihm trotz seinem Fleiße, trotz mancherlei wertvollen Verbindungen und Gönnerschaften nur ein notdürftiges Auskommen: sein Geist und seine Zunge erwiesen sich nicht beweglich genug für diese Art von Beschäftigung. Die Bewerbung um eine Prokuratur schlug fehl. Aber wenigstens blieb ihm jetzt wieder einige Zeit für die Poesie übrig. 1815 erschienen erstmals seine gesammelten Gedichte dank der Vermittlung des Freiherren von Wangenheim bei Cotta; daß es nicht schon früher geschehen war, dafür traf die Schuld nicht Uhland, sondern die deutschen Verleger. Das Jahr 1820 brachte eine neue stark vermehrte Ausgabe, dann wieder die Jahre 1826, 1829, und immer rascher drängten sich fortan die Auflagen aufeinander.

Inzwischen verlieh die Politik seinem Leben, dessen harmonische Entwicklung der empfindliche Mangel an einem innerlich befriedigenden Berufe gefährdete, einen neuen bedeutsamen Inhalt. In den Verfassungsstreitigkeiten, die zwischen König Friedrich, später König Wilhelm I. und der Mehrheit der Landstände damals geführt wurden, ergriff Uhland mit Entschiedenheit für diese Partei,

sich bald zu einem gefeierten Haupte der demokratischen Opposition emporschwingend. War er auch selbst noch nicht zum Abgeordneten wählbar, so beteiligte er sich doch an Vorberatungen, veröffentlichte seine Herbst 1816 zu einem Heftchen vereinigten „Vaterländische Gedichte", die ihm große Popularität eintrugen, schrieb 1817 den als Flugblatt erschienenen Aufsatz „Keine Adelskammer!". Und nicht zum wenigsten förderte er die Sache, deren Dienst er sich geweiht hatte, durch das hohe Vorbild reiner Sittlichkeit, die seine ganze Persönlichkeit durchdrang, sein ganzes Verhalten bestimmte. Nach seiner Auffassung bestand noch die alte, einst willkürlich von König Friedrich aufgehobene Verfassung zu Recht, konnte also eine neue nicht von der Regierung einseitig erlassen, sondern nur auf dem Vertragswege vereinbart werden. Mit unbeugsamer, starrer Festigkeit vertrat er seinen Standpunkt, mit eiserner Stirne, mit eherner Stimme verteidigte er „das alte, gute Recht". Er war Idealist und Doktrinär bis auf den letzten Rest, das Wort Opportunität stand in seinem Wörterbuche nicht. Aber seine Grundsätze wurzelten in unerschütterlicher Ueberzeugung, in herzlichem Glauben, und er war der Mann dazu, persönliche Opfer für seine Ideale zu bringen. Unbedenklich verzichtete er auf die ihm vor allem zusagende Tübinger Litteraturprofessur, überhaupt auf die Aussicht sicheren Fortkommens in der Heimat, so daß er sogar nach einer Stellung außerhalb Württemberg ernsthafte Umschau hielt. Er mußte die Klagen der um seine Zukunft besorgten Eltern über sich ergehen lassen. Er mußte manche wertvolle Beziehungen, so die zum Freiherren von Wangenheim, der sich ihm früher sehr freundlich gezeigt hatte, zu Friedrich Rückert, preisgeben. Aber sein Ausharren wurde schließlich belohnt, und es war eine schöne Fügung, daß die glückliche Wendung seines Schicksales mit der Freude des Landes über das endlich gelungene Verfassungswerk zusammenfiel. In der neugewählten Ständeversammlung, die am 13. Juli 1819 zu Ludwigsburg eröffnet wurde, saß Uhland als Vertrauensmann des Tübinger Oberamtes. Er nahm in der Kammer sofort den ihm gebührenden Rang ein. Redefertigkeit oder die Gabe des Improvisierens besaß er freilich nicht. Aber wenn er in entscheidenden Momenten nach sorgfältiger Vor-

bereitung hervortrat, erzielte er stets durch den gediegenen Inhalt, die wuchtige Kraft und das sittliche Pathos seines Vortrages mächtige Wirkungen. Er gehörte dem Komite zur Abfassung der Adresse an den König an, die er selbst entwarf, und wurde jenem als Mitglied der landständischen Deputation vorgestellt. Diesmal gediehen die Arbeiten rasch zu einem guten Ende. Am 23. September ward die neue Verfassung von den Ständen angenommen, tags darauf von Uhland mit unterzeichnet, der mit Befriedigung auf die Anfänge seines parlamentarischen Wirkens zurücksehen konnte, wenn er auch seine Wünsche nicht alle erreicht, namentlich das Zweikammersystem nicht zu verhindern vermocht hatte. Zu den Veranstaltungen, womit der wiederhergestellte innere Friede gefeiert wurde, gehörte auch am 29. Oktober eine Festvorstellung im Stuttgarter Hoftheater, bei welchem Anlaß Uhlands fünfaktiges Trauerspiel „Ernst, Herzog von Schwaben" mit einem von dem Verfasser hinzugedichteten Prolog in Szene ging. Das Stück war in den Jahren 1816/7 herangereift, 1818 im Buchhandel erschienen und Mai 1818 von der Hamburger, Mai 1819 von der Stuttgarter Bühne einstudiert worden. 1819 folgte das Schauspiel „Ludwig der Baier" nach, das bei einer von der Münchener Hoftheaterintendanz ausgeschriebenen Preiskonkurrenz leer ausging. Sowohl die beiden Dramen als auch andere Schöpfungen aus diesem Zeitraume, so die 1815 entstandenen Rhapsodien über Graf Eberhard den Rauschebart, legen Zeugnis für den mächtigen Einfluß ab, den die Beschäftigung mit der Politik auf Uhlands ganze Poesie, auch auf die nicht direkt politische gewonnen hatte. Die Eltern hatten jetzt allen Grund, auf den so rasch zu Doppelruhm gelangten Sohn stolz zu sein. Und der Mutter, die sich schon lange darüber abhärmte, ihr Ludwig möchte ein Hagestolz werden, nahm er nun auch diese Sorge ab. Am 16. Januar 1820 verlobte er sich mit Emma Vischer (1799—1881), der Tochter eines verstorbenen Calwer Handelsherren, die zu Stuttgart im Haus ihres Stiefvaters, Hofrates Pistorius, lebte. Am 29. Mai desselben Jahres fand die Hochzeit statt. Das Verhältnis zwischen den Gatten war wohl mehr auf den Ton inniger Freundschaft, treuer Kameradschaft, als auf den leidenschaftlicher Liebe gestimmt. Frau

Uhland war eine gute und gescheite Frau, die nicht nur ihrem Gatten ein behagliches Heim zu schaffen verstand, sondern auch in die Eigenart seines Wesens tief eindrang, an seinen geistigen Arbeiten regen Anteil nahm, was sie am schönsten durch das Uhland nach seinem Tode von ihr gesetzte biographische Denkmal bewiesen hat. Das stattliche Vermögen, das sie in die Ehe mitbrachte, reichte im Vereine mit den stets reichlicher fließenden Honoraren der neuen Gedichtauflagen zu einem sorgenfreien und angenehmen Leben hin.

Das junge Ehepaar behielt zunächst seinen Wohnort in Stuttgart. Von der Advokatur zog sich Uhland mehr und mehr zurück, aber die politischen Arbeiten nahmen ihn stark in Anspruch. Er saß als Abgeordneter von Tübingen in dem ersten ordentlichen Landtage von 1820 bis 1826 und übte sein Mandat mit der größten Gewissenhaftigkeit und Pünktlichkeit aus, unterzog sich willig den mühsamen und häufig undankbaren Arbeiten für den weiteren Ausschuß, für Kommissionen, namentlich der Berichterstattung für solche. Daneben lag er mit erneutem Eifer den wissenschaftlichen Studien ob, denen zulieb er 1826 seine parlamentarische Thätigkeit einstellte. Zuerst wurde die Biographie Walthers von der Vogelweide vollendet und 1822 veröffentlicht. Dann machte er sich an ein umfassendes Werk über die Poesie des Mittelalters, wovon zunächst ein Teil, „Der Minnesang“, ausgeführt, aber nicht gedruckt wurde. 1826 besorgte er im Vereine mit Schwab die erste Ausgabe von Hölderlins Gedichten, im folgenden Jahre lieferte er als Einleitung der Hallingschen Ausgabe von Fischarts Glückhaftem Schiff einen Aufsatz „Zur Geschichte der Freischießen“. Mit vielen Germanisten und sonstigen Gelehrten trat er in brieflichen Verkehr, manche lernte er auch persönlich auf den häufigen Reisen kennen, die er, meist von der Gattin begleitet, durch ganz Deutschland und auch darüber hinaus, am liebsten nach der Schweiz und den Ufern des Bodensees, unternahm. Zu besonderer Freude gereichte ihm der vertraute Verkehr mit dem edlen Freiherren von Laßberg. Auch hatten sich in Stuttgart seine geselligen Verhältnisse allmählich sehr angenehm gestaltet, so daß ihm der Abschied von der Hauptstadt im Jahr 1830 nicht leicht fiel.

1829 hatte sich die württembergische Regierung endlich dazu bequemt, dem wiederholten Wunsche des Tübinger Senates zu entsprechen und dem ihr als Demokraten unangenehmen Uhland eine außerordentliche Professur für deutsche Sprache und Litteratur mit Sitz und Stimme in der philosophischen Fakultät anzuvertrauen. April 1830 bewerkstelligte er den Umzug nach Tübingen. Nicht nur durch den Glanz seines Namens, sondern auch durch seine hervorragenden Leistungen als Lehrer gereichte er der Universität in den wenigen Jahren, die er ihr angehörte, zur höchsten Zierde. Seine aus dem Nachlasse größtenteils herausgegebenen Vorlesungen bezogen sich auf folgende Gegenstände: 1830 Geschichte der deutschen Poesie im Mittelalter, im folgenden Semester Erklärung der Nibelungen, Sommer 1831 Geschichte der deutschen Poesie im 15. und 16. Jahrhundert, Winter 1831/2 Sagengeschichte der germanischen und romanischen Völker. Die vorhandenen Vorarbeiten wurden benützt und zu sorgfältig ausgeführten Heften umgearbeitet, an die er sich, auf freien Vortrag verzichtend, in seinen Kollegien genau hielt. Ton und Haltung des akademischen Lehrers traf er vorzüglich. Besonders anregend wirkte er durch die Uebungen in schriftlichem und mündlichem Vortrage, die er jedes Semester für Studierende aller Fakultäten veranstaltete. Gedichte oder prosaische Aufsätze der verschiedensten Art wurden von den Teilnehmern dieses Stilistikums preisgegeben und unter Uhlands Leitung auf's taktvollste beurteilt. Eine Reihe dankbarer Schüler, die sich später selbst in der Litteratur geachtete Namen erworben haben, saßen eifrig zu Füßen des verehrten Meisters. Am 22. November 1832 hielt Uhland seine lange hinausgeschobene Antrittsrede „Ueber die Sage vom Herzog Ernst". Sie sollte der Abschluß seiner akademischen Thätigkeit sein. Als sich infolge der französischen Julirevolution die Hoffnungen der liberalen Partei in Württemberg neu belebt hatten, glaubte er sich dieser wieder zur Verfügung stellen zu müssen. Bei den Neuwahlen am 3. Juni 1832 erhielt er das Stuttgarter Mandat. Erst Januar 1833 wurde der Landtag, der sogenannte vergebliche, einberufen. Uhland führte mit seinem Freunde Paul Pfizer, dessen Ideen über die künftige Gestaltung Deutschlands den seinen frei-

lich schnurstracks entgegenliefen, die Opposition. Die Kammer wurde bald aufgelöst. Als ihm nach heißem Kampfe das Mandat wieder zufiel, verweigerte ihm die Regierung den notwendigen Urlaub. Er zögerte auch diesmal keinen Augenblick, seiner Ueberzeugung das schwere Opfer zu bringen: er kam um seine Entlassung ein, die ihm „sehr gerne" gewährt wurde. Ehrungen von den verschiedensten Seiten leisteten ihm für diese Kränkung glänzende Genugthuung; aber es war doch ein Verhängnis, daß er für das segensreiche und beglückende Lehramt die verdrießliche und wenig fruchtbare ständische Thätigkeit eintauschen mußte. Als im Jahr 1838 die Landtagsperiode ihr Ende erreicht hatte, verzichtete er für alle Zeiten auf parlamentarisches Wirken in seinem engeren Vaterland.

Uhland blieb in Tübingen wohnen. 1836 kaufte er ein eigenes Haus mit großem Garten und Weinberg am Oesterberge bei der Neckarbrücke. Da seine Ehe kinderlos war, nahm er den kleinen Wilhelm Steudel, einen Sohn des verstorbenen Dekans Steudel, und später seinen verwaisten Neffen Ludwig Meyer in sein Haus auf, das sich auch sonst durch herzliche Gastfreundschaft und geräuschlose Wohlthätigkeit auszeichnete. Befreundete Dichter und Fachgenossen aus nah und fern sprachen bei ihm ein, und stets freute er sich innig über solche Besuche. Die wissenschaftlichen Arbeiten schritten rüstig vorwärts. 1836 bot er die erste Frucht seiner mythologischen Forschungen dar: „Der Mythus von Thôr nach nordischen Quellen." Alsbald nahm er die Odinsage in Angriff, welche Arbeit indessen erst aus seinem Nachlasse veröffentlicht wurde. Daneben beschäftigte er sich mit einer Volksliedersammlung, die 1844/5 in zwei Bänden unter dem Titel „Alte hoch- und niederdeutsche Volkslieder mit Abhandlung und Anmerkungen" erschien, zunächst freilich ohne die erst nach seinem Tode gedruckte Abhandlung und Anmerkungen. Manche Reise hatte er um dieses Werkes willen unternommen, manche fremde Bibliothek durchstöbert, manche Briefe gewechselt. 1838 hatte er Wien besucht, 1842 Kopenhagen, 1844 Belgien. Wo er hinkam, erwarteten ihn Ehren, die seinem schlichten Sinne wenig entsprachen, deren er sich aber nicht immer erwehren konnte. 1846

beteiligte er sich an der Germanistenversammlung in Köln, 1847 an der in Lübeck; bei ersterem Anlasse machte er die ersehnte persönliche Bekanntschaft der Brüder Grimm.

Da entriß die politische Bewegung des Jahres 1848 Uhland seinem beschaulichen Gelehrtenleben. Vor einer großen Volksversammlung im Tübinger Reithaus am 2. März trug er eine auf Verlangen seiner Mitbürger von ihm entworfene Adresse an den ständischen Ausschuß vor, worin die nationalen Wünsche und freiheitlichen Forderungen des Volkes zusammengefaßt waren. Von der neuen liberalen Regierung, dem sogenannten Märzministerium, dem verschiedene seiner nächsten Gesinnungsgenossen angehörten, als Vertrauensmann in den dem Frankfurter Bundestage zugesellten Siebenzehnerausschuß entsandt, reiste er nach einer kühlen Audienz beim König am 25. März an seinen Bestimmungsort ab. Ersprießliches konnte Uhland, der mit seinen großdeutschen Anschauungen und seinem Widerwillen gegen ein Erbkaisertum, zumal gegen ein preußisches, in dem Kollegium ziemlich vereinsamt dastand, hier nicht leisten. Er legte sein Mandat nieder, nachdem er vom Bezirke Tübingen-Rottenburg in die Nationalversammlung gewählt worden war. Im allgemeinen hielt er sich zur Linken, stimmte mit dieser; einem Klub schloß er sich nicht an, da er seine freie Ueberzeugung keinem Parteigebot unterordnen mochte. Nur selten betrat er die Rednertribüne in der Paulskirche: am 26. Oktober 1848 sprach er gegen den Ausschluß Oesterreichs, am 22. Januar 1849 gegen das Erbkaisertum und für periodische Wahl des Reichsoberhauptes durch die Volksvertretung. An diesem Tage schloß er mit der berühmten Weissagung, daß kein Haupt über Deutschland leuchten werde, das nicht mit einem vollen Tropfen demokratischen Oeles gesalbt sei. Historisch-romantische und demokratische Neigungen verbanden sich, um ihm das Wahlreich als Ideal vorzuspiegeln. In jenen beiden poetisch gefärbten, schwungvollen Reden wandte er sich vorzugsweise an das Gemüt seiner Zuhörer. Bei der Kaiserwahl enthielt er sich der Abstimmung, die Reichsverfassung lehnte er ab. Als dann die Mehrzahl der Abgeordneten austrat, hielt es Uhland, wiewohl von der Aussichtslosigkeit der Sache überzeugt, für seine Pflicht, mit der Minorität

auszuharren, und er übernahm es, in einer „Ansprache an das deutsche Volk“ dieses Verhalten zu rechtfertigen. Er erklärte sich gegen die Verlegung des Rumpfparlamentes nach Stuttgart, folgte aber doch dorthin, nachdem seine Meinung unterlegen war. Ein entschiedener, aber vornehmer Demokrat, hatte er extrem revolutionäres Treiben und wüstes Demagogentum stets gehaßt. Fortan betrachtete er es als seine Aufgabe, den Maßlosigkeiten der die Versammlung beherrschenden Radikalen entgegenzutreten. Bei der gewaltsamen Sprengung des Rumpfparlamentes durch das württembergische Militär am 18. Juni 1849 war er zugegen; die übertriebenen Gerüchte, die von körperlichen Verletzungen wissen wollten, widerlegte er in einer öffentlichen Erklärung.

Aermer an patriotischen Hoffnungen und reicher an bitteren Erfahrungen kehrte Uhland in seine Tübinger Heimat zurück. Mit politischen Fragen beschäftigte er sich fortan nur noch gelegentlich. Im Oktober 1849 veröffentlichte er im Beobachter einen gegen „Das Standrecht in Baden“ gerichteten Aufsatz. Juli 1850 wurde er zum Staatsgerichtshof einberufen, in den ihn die Zweite Kammer 1848 gewählt hatte. Als Korreferent in der Anklage gegen den provisorischen Minister des Auswärtigen, Freiherren von Wächter, wegen Verfassungsbruches, führte er in seinem Bericht aus, daß ein solcher wirklich vorliege, ohne jedoch mit seiner Ansicht durchzudringen. Seine letzte That, die öffentliches Aufsehen erregte, war Ende 1853 die Ablehnung zweier ihm fast gleichzeitig angebotenen Orden für Wissenschaft und Kunst: des preußischen Ordens pour le mérite und des neu gestifteten bayerischen Maximiliansordens. Uhland glaubte es mit seiner politischen Haltung nicht vereinen zu können, Zeichen von Fürstengunst anzunehmen. In dem letzten Jahrzehnte seines Lebens arbeitete er hauptsächlich an einer schwäbischen Sagengeschichte. Bruchstücke daraus wurden in der von einem jüngeren Fachgenossen und Freunde, dem Professor Franz Pfeiffer in Stuttgart, begründeten und von Uhland eifrig unterstützten Zeitschrift Germania gedruckt: „Die Pfalzgrafen von Tübingen“, „Dietrich von Bern“, „Bodmann“ und „Die Todten von Lustnau“. Außerdem ließ er dort zwei Aufsätze aus der deutschen Heldensage, „Sigemund und Sigeferd“ und „Der

Rosengarten von Worms", sowie drei Abschnitte aus der Abhandlung über die Volkslieder erscheinen. Reisen, so Sommer 1853 nach Berlin, und Verkehr mit Freunden brachten in das gleichförmige Dasein des Gelehrten einige Abwechslung. Mit manchen jüngeren germanistischen Kollegen oder Dichtern knüpften sich feste Bande. Die Anforderungen von Verlegern und werdenden Poeten, die sich, Rat und Hilfe suchend, an ihn wandten, häuften sich und nahmen bei seiner Gewissenhaftigkeit viel Zeit in Anspruch. Beim großen Schillerfest in Stuttgart am 10. November 1859 entschloß er sich zu einem Trinkspruch. Uhlands Kräfte blieben bis in's höchste Alter ungebrochen. Gehör und Gesicht wurden stumpfer, aber sonst wußte er nichts von Krankheit und körperlichen Beschwerden. Noch als Siebenziger war er ein rüstiger Fußgänger und Schwimmer. Im Februar 1862 reiste er trotz grimmer Winterkälte zur Beerdigung Kerners nach Weinsberg. Einige Tage später nahm er an einem Leichenbegängnis in Tübingen teil, wobei er sich erkältete. Eine Rippfellentzündung stellte sich ein. Er erholte sich nicht mehr ganz. Von den Ehren, die ihm an seinem 75. Geburtstage bereitet wurden, erfuhr er nur im Krankenzimmer. Eine kleine Operation, ein Sommeraufenthalt im Solbade Jagstfeld brachten nicht die erwartete Besserung. Am Abend des 13. November 1862 schlug nach einer langen, harten Prüfungszeit die Erlösungsstunde. Drei Tage später wurde ihm in seiner Geburts- und Todesstadt eine großartige Leichenfeier gehalten. Mit Recht besitzt auch Tübingen sein Hauptmonument: 1873 wurde das von Gustav Kietz gefertigte Standbild enthüllt, nachdem schon 1865 dem Dichter eine Erzbüste von der Hand Ernst Raus im Garten der Stuttgarter Liederhalle gesetzt worden war.

Dreifacher Ruhm hat den Namen Ludwig Uhlands zur Unsterblichkeit geführt: der des Dichters, des Gelehrten und des Politikers, der erste freilich die beiden anderen stark überragend. Doch ist er in allen drei Eigenschaften derselbe, stehen die verschiedenen Seiten seines Wirkens in enger Wechselbeziehung zueinander. Er hat seine Muse in den Dienst seiner politischen Ideen gestellt, und dafür erhöhte die Haltung des Politikers und Volksmannes die Popularität des Dichters. Aus seinen gelehrten

Studien zog seine Poesie Gewinn, und der Poet kam wiederum den wissenschaftlichen Forschungen und Darstellungen zu Hilfe. Seine politischen Ansichten hingen vielfach mit seiner Vertiefung in die Geschichte der deutschen Vergangenheit zusammen. Wie hätte dies auch anders sein können? Ist doch alles, was er gethan und geschaffen hat, der gemeinsame Ausfluß einer streng einheitlichen menschlichen Natur.

Uhlands Charakter ist sehr leicht zu verstehen. Er ist ganz einfach und klar, gerade und fest, bewegt sich nicht in Windungen und Schlangenlinien, macht keinerlei Seitensprünge. Was ihm gefehlt hat, ist auf der einen Seite das fortreißende Temperament, die lodernde Sinnlichkeit, auf der anderen das Glänzende, Blendende, in die Augen Stechende. Vollkommenste Gediegenheit war das Kaliber seines Wesens. Wer sich nur von seinen Werken, von seinem Ruf aus eine Vorstellung von ihm gemacht hatte, wurde meist durch seinen Anblick, seine persönliche Bekanntschaft sehr enttäuscht. Sein Kopf erschien nicht schön, ja nicht einmal bedeutend, er kleidete sich auf's einfachste, so daß er ganz das Aussehen eines wackeren Spießbürgers hatte und von Fremden in der That auch mehr als einmal für einen Handwerksmann gehalten wurde. Sein Auftreten war unsicher, schüchtern, sein Benehmen linkisch, unbeholfen. Der Mutter bereitete dieser Mangel an „äußerer Gefälligkeit" manche Sorge; vergebens hoffte sie, daß ihm der Pariser Aufenthalt gewandtere und leichtere Umgangsformen beibringen werde. Er war und blieb der schwerfällige und zurückhaltende Schwabe, der sich nicht äußerlich darzustellen, nicht aus sich herauszugehen vermochte. Die Pflichten der Repräsentation versetzten ihn in das größte Unbehagen; je mehr er sich als den Mittelpunkt der allgemeinen Aufmerksamkeit fühlte, desto steifer wurde er, desto fester schlossen sich seine Lippen zur Enttäuschung der vielen, die von dem berühmten Mann ein geistreiches, ein gewichtiges Wort erwarteten. Absichtliche Unfreundlichkeit lag ihm ferne, drückten doch seine Mienen reines Wohlwollen aus: es war vielmehr ein Versagen der Natur. Nur in vertrauten Kreisen taute er auf, konnte er sich mitteilen, sich zwangloser Heiterkeit überlassen. In oberflächliche Gespräche mischte er sich aber auch da

nicht gern, erst wenn ein bedeutender Gegenstand an die Reihe kam, belebte er sich. Seine besten Freunde, Kerner vor allem, brachte er durch Einsilbigkeit im mündlichen wie im schriftlichen Verkehr oft genug zur Verzweiflung. Selbst über Dinge, die der gemeinsamen Interessensphäre angehörten, hüllte er sich in Schweigen. So erwähnte er gegen Karl Mayer, als dieser seine Uhlandbiographie veröffentlicht hatte, nie mit einer Silbe des Werkes, obgleich er damals mit dem Verfasser täglich verkehrte. Jene Trockenheit, die man ihm schon von Jugend an in der Familie zum Vorwurfe gemacht hatte, haftete ihm zeitlebens an. Eine drastische Illustration hierzu liefert sein Tagebuch aus den Jahren 1810 bis 1820, das erst neuerdings zugänglich gemacht worden ist. Nichts als Thatsachen in Form knapper Notizen, keine Gefühlsergüsse, keine Reflexionen! Dem Spezialforscher bieten diese Blätter wertvolles Material, aber der gebildete Laie wird sich, falls er ehrlich ist, gelangweilt davon abwenden. Und doch fällt das Buch mit der Mittagshöhe seines Lebens zusammen! Dieselbe Pedanterie, mit der er dort jeden Spaziergang, jede Witterung, jeden Wirtshausbesuch eingetragen hat, herrscht vielfach auch in seinen musterhaft klar stilisierten und sauber geschriebenen Briefen, zu denen er Konzepte anzufertigen und aufzubewahren pflegte. Im schriftlichen wie mündlichen Verkehre mit Fernerstehenden nahm er gern eine formell abgemessene, peinlich ausgezirkelte, fast zeremoniöse Haltung an.

Nein, die Grazien hatten Uhland nicht zu ihrem Liebling auserkoren. Aber welch einen edlen Kern umschließt die rauhe Schale! Schlichte Bescheidenheit, lautere Ehrlichkeit und unverfälschte Wahrhaftigkeit kennzeichnen sein Wesen. Alles an ihm ist gesund, nichts von des Gedankens Blässe angekränkelt. Er hat sich von philosophischem Grübeln fern gehalten und ist deshalb von quälenden Zweifeln verschont geblieben; als überzeugter evangelischer Christ hat er an allen Heilmitteln seiner Kirche teilgenommen. Uhland ist Mann bis auf den letzten Rest, Weibliches klebt ihm in keiner Form an. Die Treue, welche in seinen beiden Hauptdramen, in vielen Gedichten das schöne Grundmotiv bildet, hat er selbst das ganze Leben hindurch bestätigt. Treue hielt er allen, die ihm nahe

standen. Darum gestaltete sich sein Verhältnis zu Verwandten und Freunden so herzlich; er wußte in ihnen das Gefühl inniger Anhänglichkeit und zugleich des Stolzes auf seine Liebe, seine Freundschaft zu wecken. Treue hielt er aber insbesondere sich selbst. Keiner hat es ihm in strenger Folgerichtigkeit des Handelns zuvorgethan. Recht und Pflicht hießen seine Leitsterne, niemals zögerte er, ihren Geboten zu folgen, stets erkannte er im ersten Augenblicke, wohin ihre Stimmen ihn riefen. Man mag seine Haltung in einzelnen Punkten kleinlich, engherzig, philiströs finden, die Ablehnung der Orden beispielsweise unter jenen Begriff des Mangels an äußerer Gefälligkeit bringen, man mag seine allzu ideale und keineswegs weitsichtige Auffassung politischer Dinge belächeln: aber, im Zusammenhange betrachtet, zwingt doch die reine und selbstlose Grundsätzlichkeit seines Handelns Bewunderung ab. Was er that, waren die Ausstrahlungen eines starren und spröden, aber in seiner Felsenfestigkeit wahrhaft großen und erhabenen Charakters im antiken Monumentalstile. Dieser steifnackige, hartköpfige Schwabe vertrat ein sittliches Prinzip, an dem das Volk sich aufrichtete, vor dem die Höfe zitterten. Nicht zu Unrecht hat man ihn als das Gewissen Deutschlands bezeichnet.

In Uhlands Poesie kehren die Grundzüge seines menschlichen Wesens wieder. Das Edle, einfach Schöne herrscht darin vor. Das Gemachte, Gekünstelte, Erzwungene, Zugespitzte, Ausgeklügelte, Spielende, Schillernde, Grillenhafte verschmäht er; das Freche, Unzüchtige, Unkeusche wehrt er von seiner Muse ab. Wo das Laster beginnt, hört seine Fähigkeit, sich in fremde Zustände zu versetzen, fast völlig auf. Ueber alle Töne, die im Bereich eines tiefen, reinen und warmen Menschengemütes liegen, gebietet er. Jetzt ist er zart und innig, dann wieder kraftvoll und energisch, wo es sein muß, strafend und zornig. Auch heiterer Laune frönt er in den verschiedensten Formen. Er kennt harmlosen Scherz so gut wie scharfen Witz und Spott. Er zeigt Sinn für drolligen Humor, mutwillige Späße im derben Volksgeschmacke. Sogar die anmutige Leichtigkeit, die er im Leben nicht zu üben verstanden hat, ist ihm in der Kunst nicht ganz versagt geblieben. Aber die erschütternde Gewalt, das zündende Feuer packender Leidenschaft eignet ihm

nicht. Eine gewisse Kühle liegt über seinen Schöpfungen. Er zwingt zur Hochachtung, zur Bewunderung, zur Liebe, doch den höchsten Grad der Begeisterung weckt er nicht. Insofern hat das bekannte, viel zu scharf formulierte Urteil Goethes, der an Uhland „Aufregendes, Tüchtiges, das Menschengeschick Bezwingendes“ vermißt, immerhin einige Berechtigung.

An spezifisch poetischer Veranlagung steht Uhland hinter manchem kleineren Dichter zurück. Kerner beispielsweise war gewiß eine poetischere Natur: Uhland selbst, die gemeinsamen Freunde haben dies gefühlt und anerkannt. Doch nicht darauf allein kommt es an. Uhlands Poesie ruht auf der gediegenen Grundlage einer durch und durch einheitlichen, harmonischen, gesunden menschlichen Natur. Seinen Dichtungen ist der Adelsstempel eines streng sittlichen Charakters aufgeprägt. Wie sich selbst, so hat er auch seine Muse in ernste Zucht genommen, hat es dadurch zur Meisterschaft in der Form gebracht. Versmaß, Rhythmus, Reim sind bei ihm von musterhafter Pünktlichkeit und Sorgfalt. Und die Form stimmt mit dem Inhalte genau überein. So kommt stets etwas Ganzes, Rundes, Ungebrochenes zu stande. Darin besteht das Geheimnis seiner künstlerischen Größe. Es ist eine Größe, die jedem sofort einleuchtet, die auch der unvollständig Gebildete begreift. Deshalb gehört Uhland zu den Lieblingen der Jugend, ist in breite Schichten des Volkes gedrungen; deshalb haben sich seine Werke, in vielen Tausenden von Exemplaren verbreitet, die Stelle eines Hausschatzes in der deutschen Familie erobert.

Uhlands poetische Produktion erstreckt sich nur über einen verhältnismäßig kleinen Raum seines Lebens. In den Jahren 1804 bis 1817 ist der Quell am reichsten geflossen. Diese Periode zerfällt wieder in zwei Hälften. In der früheren überwiegt das subjektive Empfinden, in der späteren die objektive Ausgestaltung realer Stoffe: von der Gefühlslyrik ging er allmählich mehr und mehr zu den lyrisch-epischen Gattungen über. Der Eintritt in die praktische Wirksamkeit, also ungefähr das Jahr 1812, bezeichnet den Wendepunkt. Im Winter 1829/30 erwachte dann seine Muse nach langem Schlummer von neuem. Zum letztenmal ergriff ihn 1834 die Schaffenslust in größerem Umfange. Nachher und in den

Zwischenzeiten entstanden nur ganz vereinzelte Stücke. Die Gabe der Dichtkunst stand ihm nicht in jedem Augenblicke zur Verfügung. Wenn der Geist über ihn kam, reihte sich Lied an Lied, eines das andere weckend. Dann gab es lange Pausen, und er wartete geduldig, ob der Ruf wieder an ihn ergehe. In seiner echten Art dichtete er nur, wenn sich die innere Stimmung von selbst einstellte. Bekannt genug ist seine Antwort auf einen bezüglichen Vorwurf: nicht er lasse die Muse, sondern sie lasse ihn in Ruhe. Was er in der Studentenzeit gedichtet hat, trägt bereits das Gepräge vollkommener Reife, und er hat sich später kaum überboten. Darum schaut seine poetische Physiognomie auch schon aus der ersten Auflage seiner Gedichte deutlich hervor.

Bestimmter Einfluß eines einzelnen Dichters läßt sich bei Uhland nirgends nachweisen. Die ganze mittelalterliche Poesie und Kultur hat er zu Lehrmeistern gehabt. Die Romantik hat, wie im vorhergehenden Kapitel geschildert worden ist, auf seine Ausbildung auf's entschiedenste eingewirkt. In seinen frühesten Gedichten macht sich dies sogar hin und wieder auf weniger angenehme Weise geltend. Aber rasch hat er dann die Einseitigkeiten der Schule überwunden. Das ernste wissenschaftliche Studium, die politische Wirksamkeit verhalfen ihm dazu. Doch vor allem bewahrten ihn sein kühler und klarer Verstand, sein Sinn für schlichte Natürlichkeit davor, daß er die Uebertreibungen, Ueberspanntheiten, Phantastereien und Spielereien der Romantik mitmachte. Er war historisch zu gut geschult, um bei aller Vorliebe für das Mittelalter etwas von der vergangenen Kultur dem Leben der Gegenwart aufnötigen zu wollen. Niemals schwand ihm der feste Boden der Wirklichkeit unter den Füßen. Auch die durch die willkürlichen und grillenhaften Bestrebungen seiner romantischen Vormänner in's Schwanken geratene formale Korrektheit stellte er wieder her. So kann man sich Strauß' geistreiches Wort, daß Uhland innerhalb der Romantik wiederum der Klassiker sei, wohl aneignen, sofern man nur bei dem Begriffe des Klassischen von der Antike, mit der unser Dichter wenig zu thun hat, absieht.

Wenn man Uhland dazu beglückwünschen muß, daß sein Talent die Fesseln der romantischen Schule gesprengt hat, so darf

man andererseits doch nicht vergessen, wie Großes er dieser Richtung verdankt hat. Von ihr empfing er Stoffe und geistige Anregungen für seine Epik und Lyrik. Im höchsten Grade besaß er die Fähigkeit, sich in den Volkston hinein zu versetzen. Unter seinen Liedern gebührt deshalb den einfachen, naiven Weisen der Preis. Sie haben es zu außerordentlicher Beliebtheit gebracht. Sie sind bei den festlichen Veranstaltungen der Liederkränze unentbehrlich, sie werden von Schülern und Studenten, Handwerksburschen und Wanderern, Turnern, Schützen und Soldaten gesungen. Sie werden gesungen: das bleibt doch immer das vornehmste Ziel, das sich der Lyriker stecken muß. Uhlands Lieder sind derart, daß sich die Melodie mit Leichtigkeit den Worten anschmiegt, und daß doch die selbständige Erfindung des Komponisten noch Spielraum hat. Darum sind sie auch so häufig in Musik gesetzt worden. Neben der volkstümlichen Lyrik hat Uhland die Kunstlyrik gepflegt. Mit den bevorzugten einfachen Versmaßen wechseln Stanzen, Sonette, Oktaven, Glossen, Distichen. Aber er legt sich im Gebrauche solcher Mäßigung auf, hütet sich vor Künsteleien, räumt der Form niemals ein Uebergewicht über den Inhalt ein. In Uhlands Lyrik verbindet sich ein starker Natursinn organisch mit den Regungen und Stimmungen seines Inneren. Die Liebe nimmt unter diesen den ersten Platz ein, doch tritt sie nicht als große Leidenschaft auf, wovon er ja auch an sich selbst so gut wie nichts erfahren hat, sondern mehr in der zarten Gestalt von Sehnsucht und Entsagung. Philosophische Betrachtung meidet er, dagegen hat er einen schönen Strauß von Epigrammen zusammengebunden. Seine politischen Gedichte zeichnen sich durch schwungvolles Pathos und überzeugende Wärme aus. Den meisten freilich haftet durch den kleinlichen Gegenstand des provinziellen Verfassungsstreites etwas Enges und Gedrücktes an, einige, wie das berühmte „Wenn heut' ein Geist herniederstiege“, erheben sich zur Höhe deutsch patriotischen Empfindens. Mitten im ständischen Kampfe hat er es sich abgewonnen, der edlen Königin Katharina von Württemberg nach ihrem frühen Tod ein würdiges poetisches Denkmal zu setzen. Sonst widerstrebte ihm die Gelegenheitsdichtung im niederen Sinne, wozu es ihm auch an Fertigkeit und Geschwindigkeit gebrach.

Noch Größeres, als in der reinen Lyrik, hat Uhland im lyrisch-epischen Fache geleistet. Die Grenzen zwischen beiden Gebieten sind allerdings, zumal da, wo es sich um volkstümliche Dichtart handelt, schwer zu ziehen, und vielgesungene Stücke, wie „Ich hatt' einen Kameraden“ oder „Was klinget und singet die Straß' herauf?“, können mindestens ebenso gut den Liedern als den Balladen und Romanzen zugerechnet werden. Die Kunst der Darstellung übt Uhland gleichmäßig in den Mischgattungen wie in den rein erzählenden Gedichten; auch die übermäßig bewunderten Fragmente eines längeren Epos im Ariostschen Stile, „Fortunat und seine Söhne“, zeugen von dieser Gabe. Das Mittelalter liefert ihm fast ausschließlich die Stoffe. Bald schöpft er aus der Vergangenheit Württembergs, bald aus der sonstigen deutschen Geschichte und Sage, wozu auch die karolingische gerechnet werden darf, obschon sie Uhland auf dem Umweg über Frankreich zugekommen ist, bald verwertet er die alten Schätze der Romanen, insbesondere der Franzosen, die er während seinem Pariser Aufenthalte gehoben hat. Manchmal, wie in dem unübertrefflichen Bertran de Born, muß ihm das mittelalterliche Motiv dazu dienen, eine allgemein menschliche Wahrheit zu verkünden. Aber bei ihm tritt die Moral niemals so stark hervor, wie in den Balladen Schillers, vielmehr bleibt der erzählende Inhalt stets das Wichtigste. Kein zweiter Poet hat es gleich gut verstanden, die sagenhaften und historischen Stoffe der Vorzeit zu neuem Leben zu erwecken und durch plastische Ausgestaltung dem Verständnis, durch seelische Wärme den Herzen der Zeitgenossen nahe zu bringen. Das Eiserne, das Thatenlustige, das Kühne an der mittelalterlichen Ritterwelt zieht Uhland besonders an, und darum erscheinen seine epischen Gedichte so kraftvoll und markig; nur ganz wenige, wie „Der Waller“, sind zu sentimental gehalten. Ueberall herrscht Klarheit, Bestimmtheit und jene nicht aus Armut, sondern aus weiser Sparsamkeit und Beschränkung hervorgehende Knappheit, die das Wesen der Ballade ausmacht. Auch an den längeren Stücken, deren Umfang durch die Fülle erzählender Einzelheiten gerechtfertigt ist, möchte man nichts missen. Durch eindringendes Studium des Mittelalters hat Uhland seine poetischen Ausdrucksmittel erweitert

und vervielfältigt. Die in seine Darstellung verflochtenen altertümlichen Sprachformen und volksmäßigen Wendungen verleihen ihr die rechte Stimmung und kräftige Farbe.

Mit dramatischen Arbeiten hat sich Uhland in weit umfassenderer Weise beschäftigt, als man außerhalb den Fachkreisen gemeinhin annimmt. Er selbst hat zwar nur zwei größere Dramen, die Szene „Normännischer Brauch“ und einige Bruchstücke dem Druck übergeben, aber aus seinem Nachlasse konnten viele Entwürfe, Fragmente, sogar einiges Vollendete veröffentlicht werden. Seine Thätigkeit auf diesem Gebiete beginnt schon mit den ersten Universitätsjahren und reicht etwa bis 1822. An der Spitze steht eine fertig gewordene Nachbildung von Senekas Thyest, die bloß den Wert einer Stilübung hat. 1805 taucht der Plan zu einem Achilleus auf. Die folgenden Stoffe — es sind etliche zwanzig — gehören insgesamt der Romantik an. Man hat dabei wieder zwei Perioden zu unterscheiden. In der früheren, die bis 1810 geht, hat er mehr phantastisch märchenhafte oder international ritterliche Fabeln behandelt. Er schöpft da aus den Volksbüchern, greift in Sage und Dichtung der Romanen, Skandinavier, Engländer hinein. Zu stande gekommen ist er nur mit dem ganz kurzen dreiaktigen Trauerspiel in Prosa „Benno“ (1809), einer von Blut triefenden Studie im Hebbelschen Lapidarstile, die Brudermord um eines Mädchens willen zum Gegenstande hat. Was wir von den ziemlich weit vorgeschrittenen Stücken „Francesca von Rimino“ und „König Eginhart“ oder „Schildeis“ besitzen, läßt bedauern, daß sie liegen geblieben sind. Ein Abfall von letzterem Stoff ist das prosaische Nachspiel zu Kerners Schattenspiel vom König Eginhart, das, wie auch Uhlands Beteiligung an der schon früher erwähnten Posse „Der Bär“, beweist, wie trefflich er sich in den burlesk komischen Ton zu finden wußte. Das urromantische Bruchstück „Tamlan und Jannet“ erinnert an die Märchenspiele Shakespeares, von dem Uhland übrigens keineswegs beeinflußt erscheint. Nach 1810 trat in seiner dramatischen Wirksamkeit eine Pause ein, 1814 nahm er sie wieder auf, und jetzt hielt er sich, von dem echt spanischen „Bernardo del Carpio“ abgesehen, ganz an deutsche Stoffe. Der vollständige Entwurf zu zwei Nibelungendramen liegt

vor, wobei der Dichter sich eng an das Epos anschließen, aber die Fabel aus der mythologischen Sphäre möglichst weit in die rein menschliche ziehen wollte; auch „Der arme Heinrich“ sollte dramatisiert werden. 1816 fing er „Die Weiber von Weinsberg“ auf humoristisch-genrehafte Weise in Reimpaaren zu behandeln an. 1819 wandte er sich der Bearbeitung des „Konradin“ zu, wovon sich eine schöne Probe in die Gedichtsammlung hinübergerettet hat. Am meisten lagen ihm in dieser Schaffenszeit, die mit dem Verfassungskampfe zusammenfiel, politisch-historische Vorwürfe am Herzen, weil diese mancherlei Bezüge zum öffentlichen Leben der Gegenwart boten. Außer einer Skizze zu einem „Otto von Wittelsbach“ sind „Ernst, Herzog von Schwaben“ und „Ludwig der Baier“ vollendet worden. Nach diesen beiden Werken muß Uhlands dramatisches Können im wesentlichen beurteilt werden. Auch hier ist er ganz er selbst: edel, bieder, gemütreich, von sittlicher Begeisterung erfüllt. Er motiviert sorgfältig, stilisiert vornehm, bedient sich einer frei und breit dahinströmenden Jambensprache, die in ihrer natürlichen Kraft, schlichten Klarheit und gehaltvollen Schönheit selbständig neben dem glänzenderen und schwungvolleren Verse des Schillerschen Dramas dasteht. Aber zum echten Bühnendichter fehlt ihm die lodernde Leidenschaft, das heiße Blut, das fortreißende Temperament, die scharfe Dialektik, die Fähigkeit, sich in das Laster zu versetzen, und damit die Kunst starker Kontrastierung. Die Gegensätze platzen nicht unmittelbar aufeinander, das Publikum wird nicht in Atem gehalten, gespannt, aufgeregt. Wie so gar nicht von weiblicher Leidenschaft bewegt erscheint diese Kaiserin Gisela, die doch mitten in einem gewaltigen Kampfe zwiefach geteilter Liebe und Pflicht steht. Um Uhlands dramatische Inferiorität zu begreifen, braucht man sich nur zu vergegenwärtigen, was etwa Schiller aus einer solchen Heldin gemacht hätte. Uhland vertauscht die Rolle des szenischen Dichters mit der des epischen und lyrischen. Statt fortschreitender Handlung giebt er Gespräche und Erzählungen, Stimmungen und Gefühlsergüsse. Ueberall Ruhepunkte und Episoden! Der Aufbau des Herzog Ernst ist besonders mißlungen. Nach einem vielversprechenden Expositionsakte, der eigentlich bereits den Höhepunkt des Ganzen enthält,

schleppt sich in den drei folgenden Aufzügen die Fabel ohne richtige Steigerung mühsam weiter, um schließlich im Kampfgetümmel des letzten das längst vorausgesehene Ende zu nehmen. Die Handlung in „Ludwig der Baier“ ist bewegter, lebendiger, reicher gegliedert, dafür aber weniger einheitlich, gesammelt, geschlossen. Und im Herzog Ernst greift uns der Dichter mit dem alles überragenden Motive männlicher Freundestreue bis in den Tod doch weit mehr an's Herz. Daß Uhland den dramatischen Nerv nicht besessen hat, muß um so mehr bedauert werden, als er sonst vermöge seiner poetischen und ethischen Eigenschaften wie kaum ein zweiter dazu berufen gewesen wäre, an der Veredlung unserer nationalen Schaubühne mitzuwirken.

Als Gelehrter marschiert Uhland mit an der Spitze der germanistischen Wissenschaft, die in ihm mit Fug und Recht einen ihrer Altmeister verehrt. Sind seine Leistungen jetzt auch zum großen Teil überholt und übertroffen, so bleibt ihm doch das unvergängliche Verdienst, grundlegend und bahnbrechend gewirkt zu haben. Er arbeitete mit deutscher Gründlichkeit und Gediegenheit. Langsam und bedächtig ließ er seine Werke heranreifen, er brachte sie erst zum Abschlusse, wenn er sich über den Gegenstand bis in die kleinsten Einzelheiten unterrichtet, das ganze Material beieinander hatte. Im Forschen und Sammeln ermüdete er nie, sogar dem Studium der Oertlichkeiten unterzog er sich an Ort und Stelle. Bei solcher Gewissenhaftigkeit blieb manches unvollendet oder konnte doch nicht mehr von ihm selbst veröffentlicht werden. Aber dafür ist alles, was er geschrieben hat, fertig und abgerundet. Mit zähem Fleiß, innigem Versenken in den Gegenstand, tief dringendem Verständnis, besonnener Urteilskraft vereinigt sich bei ihm der feine Geschmack und Takt des Poeten, so daß eine Darstellung von musterhafter Klarheit, Ruhe und Schönheit entsteht. Den höchsten Triumph feiert das enge Bündnis zwischen Gelehrtem und Dichter in der Volksliedersammlung. Das Material ist mit unermüdlicher Ausdauer zusammengetragen und mit kritischer Strenge gesichtet, die Lieder sind mit sicherem Blick ausgewählt, die Texte mit der äußersten Sauberkeit und Sorgsamkeit hergestellt. Die leider nur zur Hälfte vollendete Abhandlung setzt dem Ganzen

die Krone auf. Aber auch die Epoche machende Abhandlung über das altfranzösische Epos, die anziehende Biographie Walthers von der Vogelweide und andere Kapitel aus der mittelalterlichen Poesie, die durchaus selbständigen und in der Ausdeutung stets maßvollen Mythenforschungen, die besonders liebevoll bearbeiteten Abschnitte aus der schwäbischen Sagenkunde haben ihre Bedeutung noch nicht verloren. Einen vollständigen Einblick in seine wissenschaftliche Thätigkeit gewähren „Uhlands Schriften zur Geschichte der Dichtung und Sage“, 1865/73 in acht Bänden von befreundeten Fachgenossen herausgegeben.

Justinus Kerners Poesie ist nicht im gleichen Umfange wie die seines Freundes Uhland zum Vorbilde geworden, dafür hat seine hochpoetische Erscheinung als solche um so stärkere Wirkungen auf die Zeitgenossen hervorgebracht. Was Uhland zu geben vermochte, gab er in seinen Werken: wer Kerner ganz kennen wollte, mußte ihn sehen und den unmittelbaren Eindruck seiner Persönlichkeit empfangen. Tausende haben sich denn auch diesen Genuß verschafft, und zu einem förmlichen Wallfahrtsort ist des Dichters Haus in Weinsberg geworden.

Es dauerte freilich geraume Zeit, bis Kerner seine bleibende Heimat fand. Anfang 1812 hatte er sich in Welzheim niedergelassen. Hier fehlte es ihm nicht mehr an ärztlicher Praxis, und so konnte er es wagen, sich einen häuslichen Herd zu gründen. Schon seit dem Jahr 1807 war er mit Friederike Ehemann, einer verwaisten Pfarrerstochter, verlobt. Am 28. Februar 1813 vollzog Justinus' Bruder Louis in Enzweihingen (O.A. Vaihingen), wo er Pfarrer war, die Trauung. Kerner hätte keine passendere Lebensgefährtin finden können, als sein wackeres „Rikele“. Sie zeigte das richtige Verständnis für das poetische Wesen des Gatten und wurde zugleich ihm und seinem Haus eine starke Stütze in allen ökonomischen und praktischen Dingen. Dezember 1813 krönte das junge Eheglück die Geburt einer ersten Tochter, die auf die Vornamen ihrer Patin Rosa Maria Varnhagen getauft wurde. Im Juni 1815 siedelte Kerner als Oberamtsarzt nach Gaildorf über, wo ihm Juni 1817 sein Sohn Theobald geboren wurde. Das dortige Klima sagte indessen der Familie nicht zu, und so vertauschte er

im Januar 1819 das Gaildorfer Physikat mit dem Weinsberger. Aus den ernsten Waldlandschaften seiner früheren Aufenthalte sah er sich nun in das freundliche Rebengelände des Unterlandes versetzt. Anfangs quälte ihn Heimweh nach den Wäldern, fühlte er sich auch sonst in Weinsberg nicht recht behaglich. Das Städtchen war damals kaum mehr als ein großes Weingärtnerdorf und kam erst durch Kerner empor. Aber bald gewann er als Arzt wie als Mensch festen Boden, und als ihn vollends die Wohnungsnot zum Bau eines eigenen Hauses zwang, war es entschieden, daß er nun eine bleibende Stätte gefunden habe. Die Gemeinde schenkte ihm ein Grundstück an der Oehringer Straße bei der alten Stadtmauer. Im Sommer 1822 wurde das sogenannte kleine Haus errichtet, und im November hielt die Familie ihren Einzug. Wenige Tage darauf schenkte Rikele ihrem Justinus das dritte und letzte Kind, die Tochter Emma. Im Laufe der Jahre vergrößerte Kerner, den vermehrten Bedürfnissen Rechnung tragend, sein Anwesen wiederholt: 1827 baute er an die Rückseite des kleinen Hauses das Schweizerhaus, hierauf erwarb er von der Stadt einen die Mauerecke bildenden alten Turm und richtete im ersten Stock ein Zimmer, auf dem platten Dache, das schöne Aussicht bot, ein Zelt ein. Schließlich erkaufte er den gegenüberliegenden Garten, einen eingegangenen Friedhof, und wandelte das ehemalige Totenhäuschen in ein bewohnbares Gartenhaus um. Das ganze anmutige Besitztum lag frei, rings von Bäumen, Reben und Blumen umschlossen. Die Wohnung war auf's einfachste eingerichtet, ohne des künstlerischen Schmuckes zu entbehren.

So war Justinus Kerners Heim beschaffen. Darin waltete unbegrenzte, überschwengliche, märchenhafte Gastfreundschaft, die von Standesunterschieden nichts wußte, die sich vom Prinzen bis auf den Handwerksburschen herab erstreckte. Stets waren die Zimmer besetzt, der Tisch voll. Es kam wohl vor, daß die Kinder, wenn Fremde spät einfielen, aus dem Schlafe geweckt wurden, um ihre Lagerstätten abzutreten, oder, wenn sich unerwartete Teilnehmer an der Mahlzeit einstellten, die Speisen an sich vorübergehen lassen mußten. Der herzlichen Einladung Kerners und Rikeles vermochte niemand zu widerstehen. Und wie wohl, wie behaglich

fühlte man sich unter seinem Dache! Niemals hatte man die Empfindung, eine Störung verursacht zu haben. Umstände wurden nicht gemacht, alles ging seinen gewohnten Gang. Der Hausherr ließ sich von seinen regelmäßigen Arbeiten und Krankenbesuchen nicht abhalten. Doch fand er, als ein Frühaufsteher, immer die Zeit, sich seinen Gästen zu widmen. Er übernahm die Führung durch Haus und Garten und meist auch nach der sagenberühmten Weibertreu mit ihren Burgruinen, für deren Erhaltung und Verschönerung er rastlos thätig war und 1824 den Weinsberger Frauenverein in's Leben gerufen hatte. Wie köstlich wußte Kerner aus dem Schatze seiner Erinnerungen zu erzählen oder, wenn es die Stimmung ergab, humoristische Szenen vorzuführen! Dann holte er wieder Teile seiner außerordentlich reichen und interessanten Korrespondenz, die er, wohl geordnet, aufbewahrte, oder sonstige Andenken an Freunde herbei. Und wenn es Abend geworden war, griff er im dunkeln Zimmer zu seiner Maultrommel, um dem wunderlichen Instrument, auf dem er sich seit den Knabenjahren zum unübertroffenen Meister ausgebildet hatte, zum Entzücken der Zuhörer die rührendsten Töne zu entlocken. Fernher von der Weibertreu erklangen im Windspiele die Aeolsharfen, die er dort im dicken Turme hatte anbringen lassen. Das ganze Haus war von Poesie, von Humor erfüllt. Im Bunde damit standen Güte, Milde, Wohlwollen, Tugenden, die, von der Persönlichkeit Kerners ausstrahlend, sich seiner ganzen Umgebung mitteilten. So schwebte der Engel des Friedens über dieser Menschenstätte.

Kerner hat von 1839 bis 1854 eine Fremdenliste geführt. Man ersieht daraus, daß damals kaum irgend ein Reisender von Ansehen Württemberg berührt hat, ohne in Weinsberg einzusprechen. Manche kamen eigens, um Kerner aufzusuchen, in das Land. Wie viele zeitgenössische Schwaben und Schwäbinnen haben vollends zum Kernerhause Beziehungen unterhalten! Die Motive der Besucher waren gar verschiedene. Die einen suchten den Menschen, die anderen den Dichter, diese den Arzt, jene den Geisterbanner. Bald lenkte Freundschaft die Schritte, bald Teilnahme, bald bloße Neugierde, manchmal sogar das Gelüste, sich leiblich oder geistig gütlich zu thun. Es konnte nicht ausbleiben, daß hier auch

Schmarotzerpflanzen gediehen, daß Kerners Güte mißbraucht wurde. Wer wollte es Rikele verargen, wenn sie sich hin und wieder über das mangelnde finanzielle Talent ihres Gatten ereiferte? Mußte sie doch die ganze großartige Gastlichkeit mit den bescheidensten Mitteln bestreiten.

Es würde zu weit führen, alle hervorragenden Gäste des Kernerhauses einzeln zu nennen. Besonders willkommen waren die Jugendfreunde, Uhland, Mayer, Schwab, willkommen die jüngeren schwäbischen Sangesgenossen. Ein Festtag war es jedesmal, wenn sich einer der Koryphäen der norddeutschen Romantik, ein Tieck oder Arnim, einfand; aber nicht minder freundlich wurde Matthisson, der Liebling der Klassizisten, aufgenommen. Einen starken Eindruck hinterließ auch der Besuch Wilhelm Müllers, des Dichters der Griechenlieder, im Jahr 1827. Mörike, so lang er im nahen Cleversulzbach hauste, kam manchmal herüber. Im Herbst 1838 hielt Emma von Niendorf die erste ihrer Villegiaturen in Weinsberg, die sie mit weiblichem Enthusiasmus geschildert hat. 1829 kam erstmals Graf Alexander von Württemberg, 1831, von Schwab gesandt, Niklas Lenau. Beide traten zu Kerner in die herzlichsten Beziehungen, blieben oft Wochen lang bei ihm, meist zusammen, da sie untereinander innig befreundet waren. Lenau pflegte im Turmzimmer zu wohnen, Graf Alexander im Gartenhäuschen, das auf seinen Namen getauft wurde. Der frühe Verlust dieser zwei Freunde schnitt Kerner tief in's Gemüt. Indessen füllten andere die Lücke aus: die Freiligrath, Geibel, Auerbach fanden so gut wie die älteren Poeten den Weg nach Weinsberg, und der joviale alte Herr, als Papa oder Onkel verehrt, öffnete ihnen nicht nur sein Haus, sondern auch sein Herz, manchen Bund durch ein brüderliches Schmollis bekräftigend.

Außer Poeten begegnete man in Weinsberg Gelehrten aller Art, namentlich Aerzten, Naturwissenschaftlern, Philosophen. Mit einheimischen Berühmtheiten, wie Fr. Strauß, Fr. Th. Vischer, Friedrich List, wechselten die Münchener Breslau, Schubert, Ennemoser; überhaupt stand Kerner mit der bayerischen Hauptstadt und auch mit dem bayerischen Königshaus in enger Fühlung. Nicht selten fand man Mitglieder dieses oder der württembergischen

Regentenfamilie in Weinsberg. „Es prinzelt wieder", pflegten dann, eine harmlose Schwäche Kerners gutmütig verspottend, die Freunde zu sagen. Politische Persönlichkeiten stellten sich nur ausnahmsweise im Haus am Fuße der Weibertreu ein. Winter 1831/2 gewährte Kerner polnischen Flüchtlingen eine Zufluchtsstätte: ein ganzer Schwarm nistete bei ihm wochenlang, im Frühjahre kam sogar der Polenfeldherr Rybinski in eigener Person und wohnte einige Monate im Alexanderhäuschen. Denn Kerner faßte die Gastfreundschaft zugleich als eine Pflicht christlicher Nächstenliebe auf. Von diesem Standpunkt aus gewährte er auch Leidenden, zumal Nervenleidenden, wie 1824 dem Dichter Grafen Loeben, bereitwillig Unterkunft. Der Zufall und bald der wachsende Ruf des Magnetiseurs führte ihm allerhand merkwürdige Geisteskranke zu: Somnambulen, Besessene und Dämonische, darunter die aus dem Dorfe Prevorst (O.A. Marbach) stammende Försterstochter und Kaufmannsfrau Friederike Hauffe, geborene Wanner (1801 bis 1829). Sie weilte vom 25. November 1826 bis zum 5. Mai 1829 bei Kerner. Das Nervensystem der von Natur außerordentlich sensitiv veranlagten Frau war durch körperliche Leiden und Kurpfuschereien auf's äußerste zerrüttet worden. In schlafwachem Zustande gab sie über das innere Leben, das Jenseits, die Offenbarungen abgeschiedener Seelen und ähnliche Dinge die seltsamsten Aufschlüsse. Diese unter dem Namen der Seherin von Prevorst weltbekannt gewordene Unglückliche begründete eigentlich den Ruhm des Kernerhauses. Von allen Seiten kamen die Aerzte und Naturforscher, die Philosophen und Mystiker, um das Wunder zu sehen, zu hören, zu erforschen. Religiöse und sonstige Dunkelmänner machten sich in Weinsberg breiter, als den alten Freunden des Dichters lieb war. Kerner gestattete den Zutritt zu seinen Kranken in liberalster Weise. Die Behexten waren bald in Weinsberg etwas so Gewöhnliches, daß man von ihnen und den in ihnen hausenden Geistern nicht mehr viel Aufhebens machte. Kerner selbst verleugnete trotz dem ernsthaftesten und festesten Glauben an das Hereinragen einer übersinnlichen Welt in unsere sinnliche auch in diesen Dingen den von ihm unzertrennlichen Weggefährten, den Humor, niemals. So führten die Geister manche ergötzlichen Auftritte herbei. Und

der Sohn des Hauses machte sich wohl auch den Spaß, durch künstlichen Geisterspuk ängstliche Gemüter in Schrecken zu setzen oder ungebetene Gäste zu verscheuchen.

Unter Familienfreuden und geselligen Vergnügungen im eigenen Haus, unter treuer Ausübung seines ärztlichen Berufes, unter poetischen und wissenschaftlichen Arbeiten und brieflichem Verkehre mit den fernen Freunden und Freundinnen gingen die Tage Kerners gleichmäßig dahin. Er verließ Weinsberg selten, weite Reisen vermied er; hin und wieder unternahm er Sommerausflüge, mit Vorliebe nach Lichtenthal bei Baden-Baden, 1855 zum Freiherren von Laßberg nach Meersburg am Bodensee. Im Jahr 1840 machte sich bei ihm eine empfindliche Abnahme der Sehkraft bemerklich; er selbst erblickte die Ursache in den vielen Thränen, die er über den Heimgang seines ihm besonders nahe stehenden Bruders Karl vergossen habe. Die Untersuchung ergab den grauen Star auf beiden Augen. Sein zunehmendes Leiden, das übrigens niemals zur völligen Erblindung führte, entlockte ihm manchen Seufzer, hinderte ihn aber noch Jahre lang keineswegs an der gewohnten Thätigkeit. 1842 bis 1849 wurde er in der ärztlichen Praxis von seinem Sohn unterstützt. Erst 1851 zog er sich ganz in den Ruhestand zurück. Seine schmale Oberamtsarztspension vermehrten stattliche Jahrgehalte, die ihm seit 1848 der ihm besonders gnädig gesinnte König Ludwig, später König Max von Bayern und seit 1853 König Wilhelm I. von Württemberg ausbezahlten. Auch Ordensverleihungen wurden ihm von württembergischer wie von bayerischer Seite zu teil. Zahlreiche Vereine und gelehrte Gesellschaften ernannten ihn zu ihrem Mitglied oder Ehrenmitglied, hauptsächlich aus Anlaß seines fünfzigjährigen Doktorjubiläums im Jahr 1858. Das getreue Rikele durfte dieses Fest nicht mehr mitfeiern. Am 16. April 1854 war sie einer rasch verlaufenden Krankheit erlegen — für Kerner ein vernichtender Schlag, von dem er sich nicht mehr ganz erholte. Es wurde nun stiller und ernster im Kernerhause. Die ältere verwitwete Tochter, Marie Niethammer, zog zu dem greisen Vater, um ihn zu pflegen. Während seinen letzten Lebensjahren wurde er von Nervosität und Schlaflosigkeit, körperlicher Schwäche und Schwerfälligkeit viel ge-

plagt. Aber er blieb für geistige Interessen zugänglich. Bis zuletzt diktierte er Briefe, dichtete, fertigte Klexographien, jene phantastischen, aus Tintenflecken gebildeten, von ihm durch Verse erläuterten Figuren, von denen er 1857 in einem besonderen Büchlein dem Publikum Proben vorgelegt hat. Mitte Februar 1862 wurde Kerner von einer heftigen Grippe befallen, der sich seine Kräfte nicht mehr gewachsen zeigten. Am 21. Februar eine halbe Stunde vor Mitternacht verschied er sanft. Auf dem Weinsberger Kirchhofe ward er mit den gebührenden Ehren neben seinem Rikele beigesetzt. 1865 erhielt er ein Denkmal am Orte seines langjährigen Wirkens.

Kerners litterarische Thätigkeit erstreckte sich über sein ganzes Leben. Seine poetischen Erzeugnisse brachte meist zuerst das Morgenblatt, doch auch der Deutsche Musenalmanach und andere Taschenbücher oder Journale. 1826 erschienen Kerners Gedichte bei Cotta, 1834 die Dichtungen, die außer der Lyrik die Reiseschatten und das 1816 im Morgenblatte veröffentlichte Märchen „Die Heimathlosen" enthielten. Das Schattenspiel „Der Bärenhäuter im Salzbade" wurde in Lenaus Frühlingsalmanach auf das Jahr 1835, 1837 auch einzeln gedruckt. 1841 erlebten die Dichtungen eine vermehrte Auflage, 1847 und 1854 wurden die lyrischen Gedichte für sich zum vierten- und fünftenmal ausgegeben. 1852 kam eine neue Sammlung, „Der letzte Blüthenstrauß", heraus, der 1859 die wirklich letzte, „Winterblüthen" betitelt, folgte.

Die erste medizinische Schrift war „Das Wildbad im Königreich Württemberg", ein seit 1812 wiederholt aufgelegtes treffliches Werkchen, das in einfach klarer Darstellung neben fachwissenschaftlichen Schilderungen auch landschaftlich-historische brachte und den Ruf des württembergischen Wildbades begründen half. In Welzheim und Gaildorf beschäftigte er sich mit eingehenden Untersuchungen über das Wurst- und Fettgift und schrieb wiederholt unter dem entschiedenen Beifalle der Fachkreise über diesen Gegenstand, wie 1831 über die Cholera. Seit 1824 drängten sich die spiritistischen Studien in den Mittelpunkt seines medizinischen, ja gesamten litterarischen Wirkens. Sein erstes derartiges Werk, die im genannten Jahre gedruckte Geschichte zweier Somnambulen,

macht den frischesten und unbefangensten Eindruck. Ungleich größere Wirkung that freilich „Die Seherin von Prevorst", die seit dem ersten Erscheinen im Jahr 1829 häufig aufgelegt, auch in's Englische übersetzt wurde, eine Menge ähnlicher Schriften und Entgegnungen hervorrief und den schlichten Weinsberger Dichter plötzlich in den Mittelpunkt des öffentlichen Interesses und des religiös-wissenschaftlichen Tagesstreites rückte. Kerner hat das merkwürdige Buch so gewiß im guten Glauben geschrieben, als die Seherin selbst eine Seelenkranke, keine Betrügerin gewesen ist. Er hat nach Kräften objektiv beobachtet und das Beobachtete gewissenhaft überliefert. Aber die Erklärungen, die er für die rätselhaften Erscheinungen beibringt, befriedigen nicht. Er hat sich zu sehr von Theosophen und Mystikern, zumal dem extremen Eschenmayer, beeinflussen lassen und einem philosophischen Formalismus zu weiten Spielraum vergönnt. Die Angriffe, die nicht ausbleiben konnten, ließ er mit Humor über sich ergehen; er beantwortete sie, ohne sich auf eigentliche Polemik einzulassen, mit neuen ähnlichen Werken, von denen namentlich die 1836 mitgeteilte Erscheinung aus dem Nachtgebiete der Natur mit Grund angefochten wurde. Da ihm von allen Seiten reiches Material aus dem Gebiete des magnetischen und magischen Lebens zufloß, entschloß er sich zur Herausgabe einer spiritistischen Zeitschrift. 1831/9 erschienen in zwölf Bändchen die „Blätter aus Prevorst" und 1840/53 in fünf starken Bänden das „Magikon". Jetzt trat Kerner vollends mit allen Vorkämpfern dieser Richtung in Verbindung und Briefwechsel, zugleich auch mit Theologen beider Konfessionen. Die Freundschaft mit dem katholischen Prälaten Fürsten Alexander von Hohenlohe-Waldenburg-Schillingsfürst veranlaßte Kerner zu seiner merkwürdigsten litterarischen Leistung, zur Abfassung von sechs populären Fastenpredigten, die jener Kirchenfürst als seine Erzeugnisse mit einer siebenten, eigenen 1836 veröffentlichte unter dem Titel „Das entstellte Ebenbild Gottes in dem Menschen durch die Sünde". Kerners letzte spiritistische Schriften waren 1853 eine Studie über das damals in Mode gekommene Tischrücken und 1856 eine Biographie Franz Anton Mesmers, des Entdeckers des tierischen Magnetismus. Damit ist seine schriftstellerische Wirksamkeit in-

dessen noch nicht erschöpft. In jungen Jahren gab er Aufsätze über diesen und jenen Gegenstand in das Morgenblatt. Auch die württembergischen Verfassungsstreitigkeiten in den Jahren 1816 und 1817 setzten seine Feder in Bewegung. So völlig, wie man gewöhnlich annimmt, mangelte ihm das politische Verständnis doch nicht. Zum Parteimanne war er freilich verdorben. Lediglich Gefühlspolitiker, handelte er nach den augenblicklichen Eingebungen seines Herzens, nicht nach bestimmten Theorien und festen Grundsätzen. Er teilte im wesentlichen den Standpunkt des mit ihm befreundeten Freiherren K. A. von Wangenheim, des bekannten Staatsmannes, und seines Bruders Karl, der damals kurze Zeit dem Ministerium des Inneren vorstand; nach dem Rücktritte beider zog auch er sich von der Regierungspartei mehr zurück. Seine Ansichten legte er bald im regierungsfreundlichen Württembergischen Volksfreund, bald im oppositionellen Volksfreund aus Schwaben nieder. Daß die politischen Wege Kerners und seiner Jugendfreunde Uhland und Mayer auseinandergingen, war für alle Beteiligten schmerzlich; aber das Freundschaftsband war zu fest geknüpft, als daß es solche Meinungsverschiedenheiten zerreißen konnten. 1817 verfaßte Kerner eine Flugschrift über die Besetzung der Physikate und gab „Herzog Christoph's Leben, geschrieben von seinem Beichtvater" nach dem Drucke von 1660 neu heraus. In jenen Tagen verhandelte er auch auf den Wunsch der Königin Katharina mit Hebel über die Umgestaltung des württembergischen Landeskalenders zu einem nützlichen Volksbuche; die Sache zerschlug sich jedoch. 1820 veröffentlichte er im Morgenblatt und 1821 in Buchform ein Schriftchen über das Schicksal Weinsbergs im Bauernkrieg. 1849 endlich erschien sein bestes Prosawerk, „Das Bilderbuch aus meiner Knabenzeit", eine liebenswürdige, an interessanten Erinnerungen aller Art reiche Autobiographie, die leider nur bis zum Jahr 1804 reicht und die beabsichtigte Fortsetzung durch den Dichter selbst niemals erhalten hat.

Kerner war ein echter Schwabe sowohl nach seinen inneren Eigenschaften als nach der bequemen Zwanglosigkeit seines äußeren Menschen. Schon als Student erschien er Varnhagen als der wahre Ausdruck seines sagen- und wunderreichen Landes und Volkes,

nur emporgehoben aus der untersten Region in eine höhere. Im gewissen Sinne blieb er aber auch zeitlebens ein Kind, ein Kind an Reinheit des Wesens und Harmlosigkeit des Gemütes. Bei ihm herrschte nicht der Kopf und der Verstand, sondern das Herz und die Phantasie. Als Mensch, als Arzt und Naturforscher, als Schriftsteller und Gelehrter — immer hörte er nur auf die Eingebungen seines vollen und überströmenden Herzens. Wo gab es einen treueren Sohn und Bruder? wo einen zärtlicheren Gatten und Vater? wo einen anhänglicheren Freund? Er fühlte sich tief unglücklich, wenn auch nur die leichtesten Wölkchen seinen Freundschaftshimmel trübten, und ruhte nicht, bis er sie zerstreut hatte. Am Krankenlager litt er mit seinen Patienten. Er war reich genug an Liebe, um damit alle Menschen zu umfassen. Er verhielt sich ihnen gegenüber nichts weniger als kritisch, war in seinem Umgange nichts weniger als wählerisch. Als Menschenkenner und Psychologen bewährte er sich weder im Leben noch in seinen Werken. Oftmals wurde er hintergangen, aber er dachte darum nicht geringer von der Menschheit. Er brachte es fertig, mit den verschiedensten Leuten ohne Rücksicht auf ihre soziale, politische, religiöse Stellung auf gleich gutem Fuße zu stehen, und seine Freunde schalten ihn darum nicht charakterlos. Wie hätten sie über die kleinen menschlichen Schwächen eines Mannes, der eitel Liebe, Wohlwollen und Güte war, richten sollen! Höchstens von Fernstehenden wurde Kerner verkannt. Wer sein Treiben aus der Nähe beobachtete, erklärte es aus seiner ganzen Persönlichkeit, ehrte und liebte seine Eigenart. Diese war ganz in natürliche Poesie getränkt, von angeborener Romantik umflossen. Kerner war und blieb ein Naturkind; für die Fortschritte der verfeinernden Kultur konnte er sich nicht begeistern. Er hatte von Jugend auf ein innigeres persönliches Verhältnis zur Natur als die Mehrzahl. Er umgab sich mit Blumen, hielt mit allerhand Getier Hausgenossenschaft. Aber ihn fesselte an der Natur nicht bloß das Oberflächliche, das Sichtbare: er wollte auch in ihre Tiefen, in ihre Geheimnisse eindringen. Ja, ihre Nachtseiten zogen ihn von jeher besonders an. Rechnet man dazu, daß seine nervöse Konstitution ihm von Jugend auf Gelegenheit gab, über gesteigertes Seelenleben

am eigenen Ich Beobachtungen anzustellen, zieht man einerseits seinen ärztlichen Beruf, andererseits seine poetischen, seine romantischen Neigungen in Betracht, so versteht man, wie er zum Verkünder geheimer Naturvorgänge werden konnte. Sein spiritistisches Treiben ging mit einfältiger Frömmigkeit Hand in Hand, war zugleich der Ausfluß religiösen Bedürfnisses, der unerschütterlichen Ueberzeugung, daß es etwas Höheres als diese unvollkommene Welt geben müsse. Darum vermochten alle diese aufregenden Forschungen und Untersuchungen das Gleichgewicht seiner Seele nicht zu stören, den Mittelpunkt seines Wesens nicht zu verrücken, wie auch äußerlich der große, beleibte Mann mit dem lieben Vollmondsgesichte ganz und gar nicht der Vorstellung entsprach, die man sich von einem Geisterbanner zu bilden pflegt.

Ganz dieselben Einflüsse, die Kerner zum Spiritisten gemacht haben, bestimmen auch den Charakter seiner Poesie. Die Erde ist ihm ein Jammerthal, eine tiefe Sehnsucht nach dem Ueberirdischen erfüllt ihn. Den Schmerz betrachtet er als Grundton der Natur wie des Menschen, darum ist für ihn auch Poesie „tiefes Schmerzen". Dessen bleibt er sich stets bewußt. Der Thränen, der gebrochenen Herzen giebt es gar viele in seinen Gedichten. Wenn ihm leicht und wohl zu Mut ist, fällt ihm plötzlich der rasche Umschwung des Glückes ein; heitere Lieder läßt er oft unerwartet in wehmütigen Akkorden ausklingen. Niemals entschlägt er sich des Gedankens an den Tod, an das Grab. Die Tanne bringt ihm den Sarg, der Flachs das Leichengewand in Erinnerung, und wenn er eine schöne Hand sieht, wünscht er, daß sie ihm die Augen zudrücken möge. In seinen erzählenden Gedichten zieht er vollends alle Register der Kirchhofschrecken und des Gespenstergrausens auf. Aber obgleich solche Stimmungen unserem Dichter ganz natürlich sind, entspringen sie doch nicht aus einem zerrissenen Gemüte. Sie stehen vielmehr mit innigem Gottvertrauen im Bunde. So kennt er nur die mild elegischen Klänge der Wehmut, nicht den wilden Aufschrei des Welthasses, weiß nur von sanfter Ergebung, nichts von trotziger Empörung. Etwas Krankhaftes liegt trotzdem in diesem Hange zu weichlichen Klagen, und auch das Ausmalen von Tod und Verwesung geht manchmal bis zum Geschmacklosen, ja Widerwärtigen,

wogegen man Kerner unmöglich dafür verantwortlich machen kann, daß von Nachahmern und Nachfolgern sein echtes Schmerzgefühl zum erzwungenen und erkünstelten Weltschmerze verzerrt worden ist.

Kerner ist weit mehr Natur- als Kunstdichter: darin liegt seine Stärke, aber auch seine Schwäche. Seine Lieder sind unmittelbare seelische Kundgebungen. Durchzuckte ihn eine poetische Eingebung, so erklang auch schon die richtige Melodie dazu in seinem Inneren. Er empfing Stoff und Form zugleich, Gedanke und Ausführung lagen nahe bei einander. Diese Entstehungsweise verleiht seinen Schöpfungen einen wahren, natürlichen, ungekünstelten Ausdruck, und was ihm in guten Stunden beim ersten Anlaufe gelungen ist, gehört zu den unvergänglichen Perlen unserer deutschen Lyrik. Aber oft erzeugte der Augenblick nur Unvollkommenes, und da hätte es nachträglich ernster künstlerischen Arbeit bedurft, um Geringes zu Gutem umzuschaffen. Das war nun eben Kerners Sache nicht. Er ließ es meist bei der ersten Niederschrift bewenden. Uhlands Ermahnungen zu größerer Regelmäßigkeit und Korrektheit verlachte er und gestattete höchstens ihm, wie später Lenau, an seinen Erzeugnissen zu feilen. So sind viele Gedichte Kerners durch falsche und willkürliche Betonungen, unmögliche Reime, sprachliche und grammatikalische Verstöße, Provinzialismen entstellt. Ebenso wenig verstand er sich auf das Sichten. Nicht leicht entschloß er sich, unbedeutende oder schlechte Gedichte auszuschießen: alle waren ihm ja aus dem Herzen geflossen und darum alle auch an's Herz gewachsen. Ihm war das Dichten überhaupt mehr ein menschliches Bedürfnis als ein künstlerischer Vorgang. Nicht als ob ihm eine vollkommene Technik unerreichbar gewesen wäre. Sind doch merkwürdigerweise die Gedichte, welche sich aus seiner Knabenzeit erhalten haben, geglätteter als die späteren. Aber er verachtete mit Bewußtsein die Bedeutung der Form. Die deutschen Volkslieder kümmerten sich ja auch nicht um solche Kleinigkeiten, und in ihnen erblickte er nun einmal den Gipfel der Poesie. Sie nahm er sich zum Vorbild, ihren Ton traf er so täuschend, daß von seinen sangbaren und viel komponierten Weisen manche Gemeingut des deutschen Volkes, eiserne Bestandteile der deutschen Liederbücher geworden sind. Köstliche Gaben hat er in solchen Natur- und Wandergesängen, Gesell-

schafts- und Trinkliedern gespendet; man braucht nur an das eine Wanderlied „Wohlauf noch getrunken!“ zu erinnern. Da begegnet es ihm wohl auch, daß er allen Jammer vergißt, daß er sich in kraftvollem Lebensgefühl, in Munterkeit und Schalkheit über den Schmerz erhebt. Mit der volkstümlichen Lyrik wechselt in Kerners Sammlungen die subjektive und persönliche, die Stimmungs- und Gelegenheitsdichtung, namentlich im Letzten Blütenstrauß und in den Winterblüten stark vertreten. Mancher schwäbischen Berühmtheit aus vergangenen Zeitaltern errichtet er Denkmale, keiner ein würdigeres, als dem Herzog Eberhard im Bart in dem fast zur württembergischen Nationalhymne gewordenen Gedichte „Der reichste Fürst“. Gelegentlich stimmt er auch ein Preislied auf lebende Mitglieder des württembergischen Königshauses an, und sogar große Zeitereignisse, wie die Befreiungskriege, die griechische Erhebung, der Polenaufstand, entlocken seiner Leier Klänge. Mit besonderer Liebe hat er stets Verwandte und Freunde im Leben und Sterben verherrlicht. Doch niemand hat er aus gleich vollem Herzen besungen wie seine Lebensgefährtin, sein Rikele. Die „An Sie“ gerichteten Stücke gehören zum Wärmsten und Wahrsten, seine Klagen um die Vollendete zum Ergreifendsten, was er gedichtet hat, was je gedichtet worden ist.

Die Balladen und Romanzen Kerners, denen häufig schwäbische Stoffe zu Grunde liegen, stehen im ganzen nicht auf der Höhe seiner Lyrik. Die Unvollkommenheiten der Ausführung stören hier, wo auf kunstvolle und planmäßige Komposition das meiste ankommt, besonders empfindlich. Gespensterhafte, schauerige Motive beherrschen die Handlungen, die ganz in das Halbdunkel geheimnisvoller, visionärer Beleuchtung gerückt sind. Doch hat er innerhalb dieser Sphäre manches Schöne geschaffen, wie z. B. Kaiser Rudolfs Ritt zum Grabe, den Geiger von Gmünd. In dem zuletzt genannten Gedichte greift Kerner, wie auch sonst, in das Gebiet der Legende über und bringt der Marienverehrung eine sinnige Huldigung dar. Auch in seinem unbefangenen Verhältnis zum Katholizismus, der ihn, den gläubigen Protestanten, mit aufrichtiger ästhetischen Bewunderung erfüllt, zeigt er sich als echten Romantiker. Kerners umfangreichere Schöpfungen werden heute nur noch selten

gelesen. Und doch darf man, wenn man seine poetische Art ganz kennen lernen will, zum mindesten an seinem Erstlingswerke, den Reiseschatten, nicht vorübergehen. Hier sind alle Elemente, aus denen sich seine Muse zusammensetzt, vereinigt: ungebundener Humor und übermütige Satire, tiefes Empfinden und träumerische Schwermut, die Wunder der Märchenwelt und die Schauer des Geisterreiches. Reiseerlebnisse, die Ereignisse seines Liebesfrühlinges, Begebenheiten aus dem Freundeskreise, Erinnerungen an Ludwigsburger Originale, den armen Hölderlin und sonstige merkwürdige Personen werden im freisten und kühnsten Spiele der Phantasie durcheinandergewirbelt. Das Ganze ist zu ungeordnet, zu barock, um einen reinen Genuß zu gewähren, einzelne Teile dagegen sind von so eigenartigem Reize, daß man wohl begreift, wie das hyperromantische Werk bei seinem Erscheinen von den Anhängern dieser Richtung, zumal von den Vertrauten des Dichters, bejubelt worden ist. Die andere Prosaerzählung Kerners, Die Heimatlosen, trägt einen mehr sentimental traurigen Charakter. Die Linien sind wiederum stark verschwommen, statt Menschen von Fleisch und Blut liefert der Dichter in Nebel zerfließende Traumgestalten. Aber über dem Ganzen liegt ein zarter Hauch unverfälschter Poesie, und das eingelegte Märchen „Goldener" ist, um mit Uhland zu sprechen, ganz Goldglanz. Vom Kunstdrama hat sich Kerner, dem als Ideal das Wiener Marionettentheater vorschwebte, klüglich ferngehalten. Doch hat er — außer dem mit Uhland gemeinsam verfaßten Singspiele „Der Bär" — in die Reiseschatten einige dem Tone der Dichtung angepaßte Schattenspiele eingefügt, worunter der dämonische Totengräber von Feldberg hervorragt, und überdies eine harmlose Posse, „Der Bärenhäuter im Salzbade", geschrieben, worin er den Geisterglauben und damit sich selbst gutmütig verspottet.

Wo Uhland und Kerner genannt werden, da darf auch Karl Mayers Name nicht fehlen. Zwar hat er in der deutschen Litteratur keine unverlöschlichen Spuren hinterlassen, hat nicht, wie jene, eine führende Rolle gespielt, aber doch ist auch er mitten in der litterarischen Bewegung seiner engeren Heimat gestanden, ist seine poetische Auffassung der Natur nicht ganz ohne Einfluß geblieben. Und schließlich hat er, der seine Jugendfreunde alle betrauern

mußte, noch zur Feder gegriffen, um der glücklichen Vergangenheit ein historisches Denkmal zu setzen.

Mayer hatte sich, wie schon erwähnt, nach erstandenem Examen als Advokat in Heilbronn niedergelassen. 1815 wurde er in die damals tobenden Verfassungsstreitigkeiten verwickelt: als Urheber einer Adresse zu Gunsten des freisinnigen und darum in Ungnade gefallenen Heilbronner Oberamtmannes Wächter drohte ihm eine Untersuchung, die jedoch zur Beschwichtigung der erregten Gemüter niedergeschlagen wurde. Der Vorfall schadete ihm in seiner Laufbahn nicht. Eine Bewerbung um eine Assessorsstelle am Ulmer Gerichtshofe war von Erfolg begleitet. Neujahr 1818 trat er den Posten an, und im Februar feierte er seine Hochzeit mit Friederike Drück, der Tochter des verstorbenen Philologen Fr. F. Drück. Schon im November desselben Jahres ließ sich Mayer, dessen starken Schwankungen unterworfenem Gesundheitszustande das rauhe Ulmer Klima nicht zuträglich war, in gleicher Eigenschaft nach Eßlingen versetzen. Hier beschenkte ihn die Gattin mit einem Sohne, der den Vornamen des Vaters erhielt; ein halbes Dutzend Mädchen folgte im Laufe der Jahre auf den Erstgeborenen. Den Eßlinger Aufenthalt machte ihm hauptsächlich die Nähe der Hauptstadt angenehm, die ihm den Umgang mit seinen alten Freunden, namentlich Uhland und Schwab, sowie wertvolle neue Beziehungen zu bieten vermochte. Er blieb dem Mittelpunkte des schwäbischen Geisteslebens ebenso nahe, als er 1824 zum Oberamtsrichter in Waiblingen mit dem Titel Oberjustizrat befördert wurde. Engere Freundschaftsbande knüpften sich namentlich mit Graf Alexander von Württemberg, Eduard Mörike und Niklas Lenau; mit letzterem unterhielt Mayer seit September 1831 regen persönlichen und schriftlichen Verkehr. Lenau war es auch, der den Freund bestimmte, seine Gedichte endlich zu sammeln. In Waiblingen, dessen Umgebung, das liebliche Remsthal, der Wanderlustige dichtend zu durchstreifen pflegte, hatte sich bei ihm der poetische Trieb stärker als je eingestellt. Seine Erzeugnisse veröffentlichte er hauptsächlich im Morgenblatt, im Deutschen Musenalmanach und in Lenaus Frühlingsalmanach. Auf 1833 erschien bei Cotta die erste Buchausgabe der „Lieder von Karl Mayer", die 1839 und 1864 als „Gedichte" neu aufgelegt wurden. In die

Waiblinger Zeit fiel auch Mayers kurze politische Thätigkeit. Vom Oberamte Weinsberg als Abgeordneter in den vergeblichen Landtag von 1833 geschickt, stand er mit seinem Freund Uhland auf seiten der Opposition. Als er nach Auflösung der Kammer abermals gewählt wurde, versagte ihm die Regierung den erbetenen Urlaub. Da seine finanzielle Lage ihm nicht vergönnte, nach dem Beispiel Uhlands sein Amt niederzulegen, verzichtete er auf die Fortsetzung seiner parlamentarischen Laufbahn, machte übrigens aus seinen freisinnigen politischen Anschauungen auch fernerhin kein Hehl.

1843 wurde Mayer seinem Ansuchen gemäß als Oberjustizrat an den Gerichtshof in Tübingen versetzt. Jetzt war er wieder ganz mit Uhland vereinigt, den er fast täglich sah; auch sonst vermißte er in der Universitätsstadt geistige Anregung nicht. 1844 verlor er, der an vielen Gräbern von Lieben schon gestanden hatte und noch stehen sollte, seine treue Lebensgefährtin, die er schmerzlich betrauerte. Doch hielt er sich aufrecht. Auch als er 1851 wegen Abnahme des Gehöres gegen seinen Willen pensioniert wurde, wußte er sich zu trösten, obgleich er bei vollkommener körperlichen wie geistigen Rüstigkeit den Mangel an fester Berufsthätigkeit sehr unangenehm empfand. Er konnte nun seiner Reiselust noch mehr als seither frönen. Sein liebstes Ziel war die Schweiz, wo sein einziger Sohn als politischer Flüchtling weilte und auch eine Tochter von ihm verheiratet war, wo er sich in die herrlichsten Naturgenüsse versenkte und noch im höchsten Alter Alpentouren unternahm, wo er sich des Umganges mit Männern wie G. Keller, Fr. Th. Vischer, J. Scherr, L. Pfau erfreuen durfte. Ebenso unterhielt er im Heimatlande zu dem Dichternachwuchse die freundlichsten Beziehungen. Einen großen Teil seiner Zeit beanspruchte ein Arbeitsfeld, das er sich jetzt erst in seinem Ruhestand eroberte: die Litteraturgeschichte. Von einzelnen Aufsätzen abgesehen, veröffentlichte er 1853 „Nicolaus Lenau's Briefe an einen Freund“, als erste und dritte Lieferung des Albums schwäbischer Dichter 1861 Uhlands und 1864 seine eigene Biographie, 1867 endlich das zweibändige Hauptwerk „Ludwig Uhland, seine Freunde und Zeitgenossen“. Alle diese Bücher, aus zuverlässigen persönlichen Erinnerungen und reichem handschriftlichen Materiale geschöpft, sind, wiewohl sie keinen streng

wissenschaftlichen Charakter tragen, für die Geschichte des schwäbischen Dichterkreises höchst wertvolle Quellen, wie sie eben nur ein völlig Eingeweihter erschließen konnte. Nachdem Mayer von den Jugendfreunden allein noch übrig geblieben war, mochte ihm die Schilderung des gemeinsamen Lebens und Strebens als eine teuere Pflicht erscheinen. Er selbst begann seit 1869 zu kränkeln, ohne daß sich eine bestimmte Krankheit feststellen ließ. Das langsame Erlöschen seiner zähen Natur führte am 25. Februar 1870 zur vollständigen Auflösung.

Karl Mayer ist ein kleines, aber eigenartiges Dichtertalent. Schlichtheit und Einfachheit sind die bezeichnenden Merkmale seiner Erzeugnisse. Aengstlich hält er sich innerhalb den enge gezogenen Kreisen seiner Begabung, die er dafür aber auch bis auf den letzten Rest ausgeschöpft hat. Er beschränkt sich auf die anspruchslosesten Gattungen der Lyrik: nirgends epische oder dramatische Anläufe, nicht einmal in Balladen und Romanzen versucht er sich. Als Lyriker besitzt er echte Naivetät und Unmittelbarkeit der Empfindung, weiß er nichts von falschem Pathos und prunkender Rhetorik. Der Ideengehalt seiner Poesie ist freilich nicht groß: sie weist mehr glückliche Einfälle als bedeutende Gedanken auf. Auch durchwühlt sie nicht die Tiefen der menschlichen Seele. Bei Mayer ist ja erst in reiferen Jahren der Liederquell reichlicher geflossen, in einem Lebensalter, da Besonnenheit es über die Leidenschaft gewonnen zu haben pflegt. Ueberdies ist er eine durch und durch harmonische Natur. Zartheit, Milde, Duldsamkeit, Gläubigkeit sind die Grundzüge seines Wesens, dem Uebermaße zeigt er sich in allen Dingen abhold. Trauer und Wehmut steigern sich bei ihm nicht zu wildem Schmerz oder zu Pessimismus, Unwillen und Zorn nicht zu Grimm und Wut, Freude nicht zu Ausgelassenheit, Humor nicht zu scharfem Spott und bitterem Hohn.

Mayer hat sich fast ganz einer einzigen, allerdings unerschöpflichen Gattung der Lyrik zugewandt: der Naturdichtung. Wohl spricht aus seinen Versen auch hin und wieder der zärtlich liebende Gatte, der schmerzlich trauernde Witwer, der sich innig hingebende Freund, ja sogar — selten freilich — der Volksmann und Patriot. Aber das alles tritt zurück hinter der Verherrlichung der Natur.

Und zwar besingt Mayer nur die Natur, die er selbst geschaut und beobachtet hat, holt mit Vorliebe seine Stoffe aus nächster Nähe, aus seinem schwäbischen Heimatlande. So darf man von ihm keine großartigen, erhabenen Schilderungen erwarten, auch nicht solche, denen der Reiz des Geheimnisvollen oder Schauerigen anhaftet. In einer kleinen Welt geht sein Dichten auf. Ungemein zärtlich ist sein Verhältnis zu der ihn umgebenden Natur. Er spielt ihr gegenüber den Liebhaber, dem an der Geliebten jede Kleinigkeit wichtig, alles entzückend erscheint. Die armseligsten Stiefkinder der Natur, Würmer und Insekten, trägt er so gut im Herzen wie ihre herrlichsten Geschöpfe. Unleugbar verliert der Sänger sich dabei oft in's Kleinliche und Aermliche, und von dieser Seite versteht man, daß seine Poesie vielfachem Spotte begegnet ist. Mayer tritt der Natur bald rein betrachtend und beschreibend, bald mehr reflektierend gegenüber. Im ersten Falle liefert er anmutige Bildchen, die scharf Erschautes und sicher Erfaßtes sauber abgerundet wiedergeben. Wo er das Leben der Natur mit den Regungen des Menschenherzens in Zusammenhang bringt, läßt er unter dem Zwang eines mehr nüchternen als phantasievollen Wesens ebenfalls die Beziehungen ganz klar hervortreten, begnügt sich nicht mit Andeutungen, sondern deutet den Naturvorgang aus. Nimmt man seine Vorliebe für knappe Form hinzu, so begreift sich, daß seine meisten Gedichte ein geradezu epigrammatisches Gepräge tragen oder doch in der Mitte zwischen Lied und Epigramm stehen. Es ist eine Eigentümlichkeit Mayers, daß er seine Gedanken und Gefühle meist nur in ganz kurze Gedichte von ein bis zwei Strophen niederlegt. Solche Kleinigkeiten finden sich gelegentlich bei jedem Dichter, aber keiner hat, wie Mayer, diese Dichtart zu einem förmlichen Prinzip erhoben. Schon äußerlich zeigen seine Gedichtsammlungen ein merkwürdiges Gesicht: eine unübersehbare Menge von Nummern mit vielfach ähnlichen Ueberschriften, teilweise zu Gruppen vereinigt. Schwer, fast unmöglich ist es, einzelne Stücke zu unterscheiden und sich einzuprägen. Dieser keineswegs belanglosen Aeußerlichkeit entspricht es, daß bei Mayer die Stimmungen nur anklingen, nicht voll ausklingen, daß seine ganze Poesie einen fragmentarischen Eindruck macht. Mayer ist darum von Gegnern wie Freunden an=

gefochten worden. Lenaus Einwände bewogen ihn, zu seiner Verteidigung einen besonderen Aufsatz, „Ueber kurze Gedichtgattungen", zu schreiben. Ein bedenklicher Mangel lag unleugbar in dieser poetischen Kurzatmigkeit. Aber es war ein Mangel der natürlichen Veranlagung, und Mayer that ganz wohl daran, daß er so dichtete, wie es ihm naturgemäß war. Bilden doch gerade seine wenigen längeren Gedichte die wertlosesten Bestandteile der Sammlung. Im übrigen handhabt er die Technik mit Geschick, wenn er gleich kein außerordentlicher Formkünstler, namentlich kein Reimkünstler genannt werden darf.

In höherem Grad als die drei Altersgenossen Uhland, Kerner und Mayer ist der jüngere Schwab nicht der poetische Lehrmeister, aber doch der Berater und Beschützer der einheimischen Talente geworden. Sein lebhaftes Naturell und sein warmes Herz trieben ihn, eine Rolle zu übernehmen, zu der ihn seine reichen Kenntnisse, seine auserlesene Bildung, sein geläuterter Geschmack befähigten und berechtigten. Lange Zeit liefen die Fäden der litterarischen Interessen Württembergs in seiner Hand zusammen, vermittelte er die Verbindung zwischen den nord- und süddeutschen Dichtern, bildete sein gastliches Haus in Stuttgart den Sammelpunkt für alle Einheimischen und Fremden, die am Baue der deutschen Litteratur als Mitarbeiter oder aufmerksame Zuschauer beteiligt waren.

Wir haben im vorigen Kapitel das studentische und poetische Treiben Schwabs während seiner Universitätszeit noch kennen gelernt. Er versäumte darüber nichts von seinen Fachstudien, weder von den philosophisch-philologischen noch von den theologischen, und verließ im Herbst 1814 die Hochschule mit ausgezeichneten Zeugnissen. Nachdem er den Winter als Pfarrvikar zu Bernhausen bei Stuttgart verbracht hatte, trat er im Mai 1815 die damals übliche Bildungsreise nach Norddeutschland an, die ihn über mancherlei Stationen — in Weimar ward er von Goethe empfangen und nahm bei Schillers Witwe den Thee — nach Berlin führte. Hier wurde der an Leib und Seele blühende, begeisterungsfähige, liebenswürdige und im Umgange gewandte junge Mann, dessen Namen man schon zu nennen anfing, in den besten Kreisen,

nicht zuletzt von der Damenwelt herzlich aufgenommen. Er selbst fühlte sich in Berlin außerordentlich wohl, sah und genoß, was nur zu sehen und zu genießen war. Er lernte fast alle geistigen Größen der preußischen Residenz kennen: Gelehrte, Künstler, Dichter. Manches feste Band wurde geknüpft, so namentlich mit Chamisso. Nahe trat er ferner dem Schriftsteller Franz Horn, zu dessen Geburtstag er ein Festspiel verfaßte, den Koryphäen der romantischen Schule E. Th. A. Hoffmann, Brentano, Fouqué; letzterer entführte ihn auf einige Zeit nach seinem Ritterschlosse Nennhausen in der Mark. Das nationale Selbstgefühl der Preußen, dessen elementare Ausbrüche Schwab bei der Nachricht von der zweiten Einnahme von Paris erlebte, war für ihn als Süddeutschen etwas durchaus Neues und Gegenstand höchster Bewunderung. Im Herbst 1815 kehrte er, nachdem er von Berlin aus noch einen Abstecher nach Hamburg und Bremen gemacht hatte, in die Heimat zurück. Er war inzwischen zum Repetenten am Tübinger Stifte bestellt worden. Das richtige Verhältnis zu dieser Anstalt fand er jetzt so wenig wie früher: er gehörte eben einmal nicht zu denen, welche sich ihre Weltanschauung durch den Stiftshorizont beschränken ließen. Er verkehrte mit den alten Freunden und erwarb sich neue, so den Pfälzer Karl Ullmann, damals Studierenden der Theologie, später Oberkirchenratsdirektor und Prälaten zu Karlsruhe. Er nahm am geselligen Leben regen Anteil, behielt mit Studentenkreisen Fühlung; 1815 war sogar von ihm — man denke sich! von einem Stiftsrepetenten — ein wiederholt aufgelegtes „Neues allgemein Deutsches Commers- und Liederbuch" herausgegeben worden. Auch ernstere Thätigkeit entfaltete Schwab in Tübingen. Er predigte öfters, hielt ästhetische Vorlesungen und bemühte sich um Vervollständigung seiner Kenntnisse in der klassischen Philologie, da ihm ein höheres Lehramt als verlockendes Ziel vorschwebte. Er bearbeitete Rollenhagens Frosch-Mäusekrieg neu und dichtete seine Romanzen aus dem Jugendleben Herzog Christophs, zu denen der württembergische Verfassungsstreit die Veranlassung gab, insofern er die Erinnerung an jenen um die Gestaltung des Staatswesens hochverdienten Fürsten hell aufleuchten ließ. Beide Bücher erschienen im Jahr 1819, die Romanzen, Schwabs erste selbständige

Kunstleistung, im Cottaschen Verlage, mit dem der Dichter dadurch in folgenreiche Verbindung getreten war.

Neujahr 1819 übernahm Schwab die ihm inzwischen übertragene Professur am Stuttgarter Obergymnasium, und zu Ostern führte er Sophie Gmelin, die Tochter des Professors der Rechte Christian Gottlieb Gmelin, als Gattin heim. Er hatte sich mit dieser, nachdem er als Student schon einmal bei ihr vergebens angefragt hatte, im Frühjahr 1816 verlobt. Sie wurde ihm eine liebreiche, zuverlässige und verständnisvolle Lebensgefährtin, mit der er sich zeitlebens in allen wichtigen Dingen eins wußte.

Die neunzehn nun folgenden Stuttgarter Jahre waren die fruchtbarsten und bedeutendsten in Schwabs Leben. Er lud die verschiedenartigsten Verpflichtungen auf sich und verfügte über die nötige physische wie geistige Kraft, um allen gerecht zu werden. In sein Lehramt, das keineswegs ein Ruhepöstchen war, und dessen Last noch durch private Sophoklesvorlesungen, Prinzenunterricht und dergleichen zeitweise vermehrt wurde, arbeitete er sich rasch ein. Er wußte seine Schüler anzuregen, trat ihnen auch persönlich nahe, und zu manchen, wie zu den beiden Pfizer und Adolf Schöll, entwickelten sich vertraute Beziehungen für das ganze Leben. Schwabs schriftstellerische Thätigkeit nahm einen außerordentlichen Umfang an. Seine Gedichte und Romanzenkränze standen in Journalen, Taschenbüchern, Sammelwerken; der 1822 von ihm bearbeiteten Legende von den Heiligen drei Königen von Johann von Hildesheim gab er zwölf eigene Romanzen bei. 1828/9 erschienen zum erstenmale seine „Gedichte“ in zwei Bänden; 1838 folgte eine neue einbändige Auswahl, 1846 und 1851 weitere Auflagen. Einen besonders glücklichen Griff that er mit seinen beiden Führern durch die schwäbische Alb (1823) und die Bodenseegegend (1827), die, ganz aus den Erfahrungen und Bedürfnissen eigener Wanderschaften hervorgegangen, in buntem Wechsel landschaftliche Schilderungen, historische Bemerkungen, Gedichte und praktische Winke für die Reisenden brachten. Ferner gab er das Sammelwerk „Die Schweiz in ihren Ritterburgen und Bergschlössern“ (1828/39) heraus und beschrieb für ein anderes großes Unternehmen, „Das malerische und romantische Deutschland“, 1837 als ersten Band

sein schwäbisches Heimatland. Daneben lieferte er gediegene Aufsätze und Lob und Tadel gerecht abwägende Rezensionen, meist aus dem Gebiete der schönen Litteratur, für angesehene Blätter, zeigte sein philologisches Können in Abhandlungen, hauptsächlich über Sophokles, und einer Latinisierung der politischen Gedichte Uhlands, verdeutschte Lamartines Méditation und anderes, gab „Paul Flemings erlesene Gedichte“ sowie die gesammelten Schriften der jüngst verstorbenen Dichter Wilhelm Müller und Wilhelm Hauff heraus, veranstaltete für den Schulgebrauch die nach künstlerischen Grundsätzen geschmackvoll ausgewählte Mustersammlung „Fünf Bücher deutscher Lieder und Gedichte“ und bearbeitete 1835 „Die deutschen Volksbücher“ in zwei Bänden für „alt und jung“ auf's anziehendste. Die beiden zuletzt genannten Werke fanden weite Verbreitung. Seit 1827 beteiligte sich Schwab, einer Einladung des Metzlerschen Verlages in Stuttgart folgend, an der Herausgabe der Uebersetzungen griechischer und römischer Prosaiker und Dichter und nahm dabei das Geschäft der Revision der eingelieferten Manuskripte auf sich. Noch ungleich wichtiger und einflußreicher war seine Mitwirkung am Morgenblatt und am Deutschen Musenalmanache. Den poetischen Teil des ersteren übernahm Schwab Neujahr 1828, nachdem er früher schon einmal vertretungsweise die mühselige Redaktion des mit dieser Zeitschrift verbundenen Kunstblattes geführt hatte. Er benützte das Morgenblatt dazu, um eine Anzahl jüngerer schwäbischen und sonstigen Dichter in die Oeffentlichkeit einzuführen. Vom Deutschen Musenalmanache, dem hervorragendsten unter den damals wieder massenhaft auftauchenden poetischen Taschenbüchern, besorgte er in Gemeinschaft mit Chamisso die Jahrgänge 1833 bis 1836 und 1838. Die Süddeutschen hatten ihre Beiträge an Schwab einzusenden. So nahmen seine Beziehungen, Briefwechsel wie persönlicher Verkehr, eine außergewöhnliche Ausdehnung an. Mit liebenswürdiger Bereitwilligkeit ging er auf jeden erfüllbaren Wunsch ein, mit neidloser Freude förderte er jedes aufstrebende Talent. Freilich ging es nicht ohne Verdrießlichkeiten ab, die er sich besonders durch die notwendige Abweisung unberechtigter Ansprüche zuzog. Für das Jahr 1837 blieb Schwab und mit ihm das süddeutsche Dichtervolk überhaupt

dem Almanache ganz fern, weil ihm das Bild Heines vorgesetzt wurde. Von diesen Streitigkeiten und ihren Folgen soll noch in einem späteren Kapitel ausführlicher die Rede sein.

Während allen diesen Jahren war Schwab die Seele des Stuttgarter litterarischen Lebens. Daß sich dieses damals so glänzend entfaltete, war nicht zuletzt sein Verdienst. Zu allen schwäbischen und nichtschwäbischen Dichtern, die in der Hauptstadt wohnten, unterhielt er mehr oder weniger vertraute Beziehungen, alle Geistesgrößen, die sich dort zu vorübergehendem Aufenthalt einstellten, suchten in erster Linie ihn. Seit 1831 wurde Lenau das Sorgenkind seiner Freundschaft, und wie Schwab schon längst der Mittelsmann zwischen seinen Landsleuten und den Norddeutschen war, knüpfte er nun ein festes Band zwischen den schwäbischen und den österreichischen Dichtern. Sein Heim bildete das litterarische Hauptquartier Stuttgarts. Nicht minder war er in allen anderen Häusern, wo geistige Regsamkeit herrschte, stets ein hochwillkommener Gast, bei Lesekränzen und ähnlichen Veranstaltungen ein unentbehrliches Mitglied. Auch sonst stand er mitten im geselligen, im öffentlichen Treiben. Durch seine Fähigkeiten und seine Bereitwilligkeit, sie auszuüben, machte er sich der Residenz unentbehrlich. Er war Fest- und Prologdichter. Er sammelte für das Schillerdenkmal, bemühte sich um das Zustandekommen des Schilleralbums. Er gehörte dem Komite zur Unterstützung der Griechen und später einem Polenverein an, für beide unterdrückte Nationen sich begeisternd. Er trat dem politischen Leben nahe, bewarb sich sogar wiederholt, aber vergeblich um ein Landtagsmandat. Unter solchen Verpflichtungen und Beschäftigungen litt Schwabs Familienglück, das sich im Laufe der Jahre durch die Geburt von drei Söhnen und zwei Töchtern vermehrte, keineswegs not. Auch zu Reisen und Ausflügen, die dem rastlos Thätigen als unentbehrliches Erholungs- und Auffrischungsmittel dienten, wurde noch Zeit erübrigt. Bald begleiteten ihn Freunde oder Schüler, bald die Gattin auf seinen Fahrten, deren bevorzugte Ziele die heimatlichen Berge, der Bodensee, die Schweiz, die Rheingegenden und Heidelberg, wo Freund Ullmann damals Professor war, bildeten. Im Frühjahr 1827 besuchte er Paris, fand dort

in den ersten Salons Zutritt und lernte viele hervorragende Politiker, Gelehrte, Schriftsteller und Künstler kennen.

Freiwillig gab Schwab schließlich seine litterarische Machtstellung auf. In den dreißiger Jahren störten die politischen Meinungsverschiedenheiten empfindlich die Behaglichkeit der Stuttgarter Verhältnisse. Sie führten zu unerquicklichen Spannungen in den Kreisen, in welchen Schwab zu verkehren pflegte, ja drangen sogar in die Familie: Schwab hielt sich zur liberalen Opposition, während sein Bruder Karl Heinrich Chef des Justizministeriums war. Schon 1833 wollte er sich losmachen, ließ sich aber dann doch wieder in Stuttgart festhalten. Das Ruhebedürfnis stellte sich bei ihm indessen immer mächtiger ein. Auch lockte es ihn, seine religiöse Meinung, die sich in den letzten Jahren mehr und mehr dem positiven Christentume zugewandt hatte, vor der Welt zu verkündigen. Das verdrießliche litterarische Gezänke, das infolge des Auftretens der Jungdeutschen entstand, brachte seinen Entschluß vollends zur Reife. Er bewarb sich um die freigewordene Pfarrei Gomaringen (O.A. Reutlingen) und erhielt im September 1837 seine Ernennung. Schwab fühlte sich an seinem neuen Aufenthaltsort, einem großen, am Fuße der Alb freundlich gelegenen Dorfe, bald wohl, und der Frohsinn kehrte ihm rasch zurück. Er widmete sich mit Ernst und Liebe seinem neuen Beruf. Er genoß die Freuden der Natur und trieb harmlose ländliche Beschäftigungen. Dabei mußte er geistige Anregungen keineswegs missen. Im Pfarrhause stellten sich viele Gäste ein, Schwab selbst pilgerte häufig nach Tübingen, wo ihm der Verkehr mit Uhland und anderen Gelehrten zu teil wurde, und reiste hin und wieder nach Stuttgart, wohin ihn mancherlei Geschäfte riefen, so namentlich die Kommission für das neue Landesgesangbuch, deren Mitglied er war, und die Enthüllung des Schillerdenkmales am 8. Mai 1839, wobei er die Festrede hielt. Die dadurch eingeleiteten Studien über diesen Dichter führten zu einem größeren, 1840 veröffentlichten Werke, „Schiller's Leben", das Schwab neben warmer Anerkennung auch herben Tadel eintrug; die eine Ausstellung ist mindestens nicht abzuweisen, daß er Schiller zu sehr für die christliche Weltanschauung zu retten suchte. Ferner zeitigte die Schiller-

feier eine ästhetisch-theologische Abhandlung über die Geniefrage, die, vereinigt mit einem Sendschreiben Ullmanns, 1840 unter dem Titel „Der Cultus des Genius“ erschien. Von kleineren Arbeiten abgesehen, entstand noch in jener Periode das bei der Jugend sehr beliebt gewordene Lesebuch „Die schönsten Sagen des classischen Alterthums, nach seinen Dichtern und Erzählern“ (drei Bände, 1838/40). Hier wie überall bewährte er sich als einen guten und geschmackvollen, wenn auch nicht eben glänzenden Prosaschriftsteller.

Die Gomaringer Idylle fand durch den Tod des jüngsten Sohnes, des Lieblinges der ganzen Familie, einen traurigen Abschluß. Der Mutter kam jetzt die Abgeschiedenheit schmerzlicher als früher zum Bewußtsein; außerdem drängten Schwabs Freunde, er solle sich um die erledigte Stadtpfarrei an der Stuttgarter Leonhardskirche melden. Er entschloß sich dazu und erfuhr auf einer Nordlandsreise den Erfolg seiner Bewerbung; Ende Juli 1841 bewerkstelligte er dann seinen Umzug nach der Hauptstadt. Seine Predigten rissen die Zuhörerschaft gerade nicht hin, waren aber doch beim gebildeten Publikum geschätzt. Besonders gerühmt wurde sein Konfirmandenunterricht. Andere Proben seines noch frischen Lehrtalentes legte er in den Litteraturstunden ab, die er einige Winter lang jungen Mädchen in seiner Wohnung erteilte. Später gab er den Litteraturunterricht an der obersten Klasse des Katharinenstiftes. 1844 wurde er als Hilfsarbeiter in den Studienrat berufen und trat nun das mit seiner Pfarrei verbundene lästige Dekanat für den Stuttgarter Amtsbezirk ab. Sein Predigtamt behielt er bei, bis er im folgenden Jahre zum Oberkonsistorialrat und Oberstudienrat befördert wurde. Nun fiel ihm ein großer Teil der Leitung der württembergischen Gelehrtenschulen zu: eine seinen Fähigkeiten und Neigungen gleichermaßen entsprechende Aufgabe. Zur Poesie und Schriftstellerei blieb nur noch wenig Zeit übrig. Doch stellte Schwab wenigstens 1842 eine schon in Gomaringen begonnene zweibändige Auswahl aus deutschen Prosaisten als Gegenstück zu seiner poetischen Mustersammlung fertig und gab 1846 in Gemeinschaft mit seinem Schwiegersohne Karl Klüpfel einen „Wegweiser durch die Literatur der Deutschen“ heraus, der seinen Zweck, die Gebildeten in der Wahl ihrer Lektüre zu beraten,

auf's beste erfüllte. Obgleich Schwab weit davon entfernt war, nochmals unter völlig veränderten Verhältnissen eine führende litterarische Stelle anzustreben, pflegte er doch die alten Beziehungen zu Dichtern, knüpfte neue an und nahm am geselligen wie am öffentlichen Leben regen Anteil. Bei mancherlei Anlässen zeigte sich übrigens, daß er sowohl in kirchlichen als in politischen Fragen von seinen freieren Anschauungen allmählich doch abgewichen war.

Schwab durfte noch erleben, wie seine Kinder selbständig wurden, wie von den beiden übrig gebliebenen Söhnen der ältere, Christoph, als Theologe und Lehrer in die väterlichen Spuren trat, der jüngere, Gustav, in Bremen und New-York als Kaufmann sein Glück machte. Er durfte noch alljährlich sich seiner Sommerreise freuen. Aber 1847 stellten sich in der Schweiz die ersten Anzeichen eines Herzleidens ein. Im Frühjahr 1850 mahnte eine bedenkliche Affektion stärker daran. Die folgenden Monate verliefen dann auf's fröhlichste: da durcheilte am 4. November 1850 die unerwartete Kunde die Stadt, Schwab sei in der vorhergehenden Nacht plötzlich an einem Herzschlage verschieden. Am 6. November wurde seine irdische Hülle unter großartiger Beteiligung, auch von auswärts, auf dem Hoppenlaufriedhofe beerdigt, am 23. November noch eine besondere Trauerfeier auf dem Museum veranstaltet. Später stellte man seine vom Münchener Bildhauer Zell modellierte Büste im Garten der Stuttgarter Liederhalle auf.

Vielseitigkeit ist der Grundzug von Schwabs Wirken. Jeder im Leben an ihn herantretenden Forderung hat er Genüge zu thun vermocht, in den verschiedensten Berufsarten hat er sich mit gleicher Geschicklichkeit zurechtgefunden. Seine schriftstellerische Thätigkeit umspannt die weitesten Gebiete. Heute folgt er dem Drange, sich in eigenen Dichtungen zu ergehen, morgen übersetzt oder kritisiert er fremde. Bald stellt er selbständige gelehrte Untersuchungen an, bald begnügt er sich mit der Aufgabe des Sammlers, Ordners, Herausgebers. Geographische, philologische, theologische Schriften bekunden, mit wie vielen Wissenszweigen er vertraut ist, wenn schon die Litteraturgeschichte sein bevorzugtes Fach bleibt. Hier ist er fast in allen Epochen, unter vielen Völkern heimisch. Seine Kenntnisse erstrecken sich von den Griechen und Römern

über das deutsche und romanische Mittelalter bis auf seine eigene Zeit. Dabei hat Schwab durchaus mit der Gegenwart und für die Gegenwart gelebt, hat sich gegen kein Interesse des Tages ablehnend verhalten. Aus dem weiten Umfange seiner Bildung, aus der großen Beweglichkeit und Spannkraft seines Geistes hat auch seine Poesie Nutzen gezogen. Mit seltener Gewandtheit verstand er es, sich Stoffe und Formen anzueignen. Seine Vertrautheit mit den technischen Hilfsmitteln, sein geläuterter Geschmack, sein sicherer Einblick in die Aufgaben und Ziele der Dichtkunst verliehen einer auf schwachem natürlichen Grunde ruhenden Begabung starke Stützen. So erlangte er — bei seinen Zeitgenossen wenigstens — auch als Poet mehr Geltung, als sein Talent rechtfertigte, dem die Ursprünglichkeit und Tiefe fehlte. Er selbst war sich dieses Mangels klar bewußt und sprach es in verschiedenen Formen aus, daß er die echte lyrische Empfindung, die ihn an anderen so mächtig ergreife, aus sich gar nicht erzeugen könne. Er selbst erkannte dankbar und bescheiden an, was er Uhland schulde: ihn nannte er Lehrer und Meister, sich Schüler und Gesellen, ihm räumte er sogar als seinem „poetischen Gewissensrat" unmittelbare Einwirkung auf sein künstlerisches Schaffen ein.

Schwab hat sich auf die rein lyrischen und lyrisch-epischen Gattungen der Poesie beschränkt. In der Jugend bevorzugte er jene, in späteren Zeiten diese. Der dichterische Trieb waltete stark vom neunzehnten Jahre bis über das dreißigste hinaus, um dann rasch nachzulassen, ohne daß der Quell je ganz versiegte. Im allgemeinen zeichnen sich seine früheren Erzeugnisse mehr durch Frische und Wärme, die anderen mehr durch Reife aus.

Jeder Empfindung zugänglich, für jeden Gedanken empfänglich, hat Schwab in seinen Liedern nicht vermocht, sich einer einzelnen Empfindung mit leidenschaftlichem Nachdrucke zu überlassen, einen einzelnen Gedanken in seiner vollen Tiefe zu erfassen und zu erschöpfen. Seine Lyrik geht mehr in die Breite: was sich nur immer seinem regen Geiste darbietet, wird ihm zum Gedichte. Wohl steht es dem Lyriker frei, der geringfügigsten Gegenstände sich zu bemächtigen, aber dann muß er sie durch echt poetischen Schimmer zu verklären wissen. Eben diese Gabe besitzt Schwab

nicht im wünschenswerten Maß: es findet sich zu viel des Nüchternen, Alltäglichen, Hausbackenen, kurz des Prosaischen bei ihm. Auch ist er vielfach zu gedehnt, arbeitet die Hauptidee nicht scharf genug heraus, läßt die Nebenbeziehungen überwuchern. Angenehm wirken dagegen seine Treuherzigkeit, sein gesundes Lebensgefühl, seine innere Heiterkeit, die auf dem festen Grund einer glücklichen Gläubigkeit fußt. Wo er seinen ungezwungen munteren Sinn frei walten läßt, erfreut er am meisten. So in seinen Gesellschaftsliedern, namentlich in dem noch heute von Studenten viel gesungenen „Lied eines abziehenden Burschen", in seinem reizenden „Schlittenlied", in seinen Natur- und Wanderliedern, die hauptsächlich die teueren Berge und Fluren der Heimat verherrlichen. Den erhabenen Ton trifft er nicht so gut wie den naiven; doch sind ihm wenigstens die in der Mitte liegenden ernsten Tonarten geglückt, sobald er seine Neigung zu rhetorisierender Breite überwunden hat. Von den erotischen Gedichten sprechen die, welche seiner Sophie gewidmet sind, am meisten an. Die religiöse Lyrik hat er nicht allzu häufig, aber mit Erfolg gepflegt. Sein Lied „Am Morgen des Himmelfahrtstages" hat mit Recht Aufnahme in das württembergische Landesgesangbuch gefunden. Bezeichnend für seine versöhnliche Denkart ist das gute Lehrgedicht „Christus und die Vernunft", das zwischen dem Kultus der letzteren und der christlichen Strenggläubigkeit zu vermitteln sucht. Auch Zeitereignisse hat Schwab dann und wann behandelt, dagegen an dem litterarischen oder sonstigen Tagesstreite nur ganz ausnahmsweise öffentlichen Anteil genommen; zahlreiche, zum Teile scharfe Epigramme polemischer Art sind von ihm zurückgehalten worden. Seinen Fest- und Gelegenheitsdichtungen im engeren Sinne darf zum mindesten sicherer Takt nachgerühmt werden.

Die Stoffe zu seinen Balladen, Romanzen und poetischen Erzählungen hat Schwab mit Vorliebe der schwäbischen Geschichte und Sage entnommen, andere hat er aus der benachbarten Schweiz, aus der deutschen Vergangenheit, aus der nordischen oder romanischen Helden- und Ritterwelt, kurz, wo sie immer zu finden waren, geholt. Häufig sind die von ihm ausgewählten Gegenstände weder recht geeignet noch bedeutend genug, worüber man

sich übrigens bei der Masse seiner epischen Produktion nicht wundern darf. Häufig steht auch der Umfang seiner Gedichte zu ihrem Inhalt im Mißverhältnis. Selten trifft Schwab den dramatisch knappen Ton der Ballade; das erzählende Element herrscht zu sehr vor, der leitende Gedanke ist nicht mit der erforderlichen Bestimmtheit ausgeprägt. Andere Stücke leiden an romantischer Unklarheit und Verschwommenheit. Manchmal ist ihm indessen doch der echte Balladenwurf gelungen, so in seinem bekanntesten Gedichte, „Das Gewitter", wo der glücklich angebrachte Refrain die Wirkung erhöht, und in dem Mahl zu Heidelberg. Im ganzen gebührt unter seinen Erzeugnissen erzählender Art denen der Vorzug, in welchen frisch volkstümliche Töne angeschlagen sind, obgleich auch hier nicht selten triviale Wendungen stören. Gerne preist er die Macht reiner und edler Menschlichkeit über verwilderte Gemüter, gerne schildert er auch das würdige und selige Ende eines Menschenlebens.

Wiederholt hat Schwab umfangreichere Themata in sogenannten Romanzenkränzen behandelt, einer bequemen und lockeren Kunstform, die wenigstens so, wie sie von unserem Dichter geübt wird, nicht recht befriedigt. Der epische Stoff ist zerpflückt, kann nicht im Zusammenhange genossen werden, und die einzelnen Romanzen sind wiederum in sich nicht abgeschlossen, für sich nicht verständlich. Zumal an dem frühesten und umfangreichsten dieser Cyklen, der Herzog Christophs Jugendleben zum Gegenstande hat, läßt sich kaum etwas anderes als die gute patriotische Meinung loben. Siebenunddreißig langweilige Romanzen in unerträglicher Bänkelsängermanier, zu der Schwab durch das Bestreben, recht volkstümlich zu sein, verführt worden ist! Auch ist hier die Form nachlässiger, das Versgefüge holpriger, als es sonst die Gepflogenheit des mit der Technik wohl vertrauten Dichters ist. Glücklicher in der Anlage und sorgfältiger in der Ausführung sind die zwei anderen historischen Romanzenkränze „Der Appenzeller Krieg" und „Die Kammerboten in Schwaben". Einem noch günstigeren Stoff, der Sage von Robert dem Teufel, den Schwab seinem Freund Uhland verdankte, wußte er nicht viel abzugewinnen. Dagegen gehört die Legende von den Heiligen drei Königen zu Schwabs besten Werken.

Der Zug der morgenländischen Fürsten zur Krippe nach Betlehem und die sich daran knüpfenden biblischen Ereignisse werden vortrefflich in schlichter Sprache dargestellt, ohne daß der Verfasser diesmal auf eine zu niedrige Stufe herabsinkt. Endlich verdient etwa noch die freilich neuerdings überholte Bearbeitung des Walthariliedes Erwähnung.

Drittes Kapitel.

Eduard Mörike und seine Jugendfreunde.

Im 18. Jahrhundert hatte sich die schöne Litteratur in Württemberg ohne die Beihilfe, ja teilweise unter dem Widerstande der Landesuniversität Geltung verschafft. Das änderte sich im 19. gründlich. Die studentische Jugend, die ja in erster Linie zur Pflege der Poesie berufen ist, unterzog sich dieser Aufgabe mit Begeisterung und stieß dabei von seiten ihrer Vorgesetzten, ihrer Lehrer nicht mehr auf Hindernisse, sondern auf mannigfache Förderung. Vor allem unterstützten die Professoren, welche selbst Dichter waren, die ästhetischen Bestrebungen ihrer Schüler: Conz, besonders nachdrücklich Uhland während seiner kurzen akademischen Thätigkeit, später Moriz Rapp, Fr. Th. Vischer. So fiel seit den Tagen, da Kerner und Uhland von Tübingen aus unter ihren Landsleuten das Evangelium der romantischen Litteratur verbreitet hatten, der poetische Frühling der meisten schwäbischen Dichter mit ihren Tübinger Universitätsjahren zusammen. Stadtstudenten und Stiftler wetteiferten miteinander im Dienste der Muse. Bald schritt die Poesie im Gefolge der burschenschaftlichen Bestrebungen einher, bald bildete sie die Würze vertrauterer Freundeskreise. Doch in ihr tiefstes und reinstes Wesen haben keine anderen so wonnevolle Blicke gethan als die Jünglinge, die sich in den zwanziger Jahren um Eduard Mörike scharten.

Eduard Mörike hat am 8. September 1804 in Ludwigsburg das Licht der Welt erblickt. Die Familie, der er angehörte, war vor langen Zeiten aus Norddeutschland nach Schwaben einge-

wandert, und eine seiner Urmütter leitete ihre Abstammung auf Martin Luther zurück. Der Vater, Dr. Karl Friedrich Mörike, wirkte, wie auch schon der Großvater, als angesehener Arzt in Ludwigsburg; die Mutter, Charlotte Dorothea Beyer, eine Pfarrerstochter, war eine vortreffliche Frau, die bis an ihr Ende dem Herzen ihres Sohnes die Nächste blieb. In einem Kreis älterer und jüngerer Geschwister wuchs Eduard auf. Der schöne und zarte blondhaarige Knabe verriet schon frühzeitig das eigentümliche Gepräge seines Geistes. Von träumerischem Wesen, wußte er seinen Kinderspielen eine gewisse Weihe zu geben, liebte er es, weltentrückt in einem selbst geschaffenen Märchenreiche zu weilen. Heiter und sorglos eilten ihm die Jahre der ersten Jugend dahin, bis ihn der Tod des Vaters im Herbst 1817 an den Ernst des Menschenlebens mahnte. Den ersten Unterricht hatte er in der Ludwigsburger Lateinschule genossen: jetzt sollte er das hauptstädtische Gymnasium besuchen. Ein Oheim, Oberjustizrat, später Obertribunalpräsident E. Fr. Georgii, nahm ihn bei sich auf. In dem angesehenen Hause dieses bedeutenden Mannes gingen manche Geistesgrößen an dem Knaben vorüber. Doch nahm sein Hang zur Einsamkeit eher zu als ab. Sein mildes und weltscheues Wesen ließ ihn für den Beruf des Geistlichen besonders geeignet erscheinen — eine Wahl, die übrigens schon die Mittellosigkeit der Familie bedingte. So trat er Herbst 1818 nach erstandenem Landexamen in das Seminar Urach ein. Hier vertiefte sich seine schon in Stuttgart hervorgetretene Neigung zum klassischen Altertume, zumal zu den Hellenen, mehr und mehr. Hier zog aus der herrlichen Gebirgsumgebung das ihm angeborene Naturgefühl reichliche Nahrung und weckte wiederum in dem Inneren des heranreifenden Jünglings eine Fülle poetischer Stimmungen, die er schon in Worten, in Liedern festzuhalten suchte. Hier entstanden ferner innige Freundschaftsbündnisse, die allen Wechselfällen des Lebens Trotz boten. Kurz, alles wirkte zusammen, daß sein Uracher Aufenthalt von wohlthuenden Folgen für seine geistige Entwicklung war und ihm zeitlebens in freundlicher Erinnerung stand.

Herbst 1822 siedelte Mörike als Stiftsstudent nach Tübingen über. Gab er sich auch seinem theologischen Berufsstudium nicht

mit übermäßigem Eifer hin, so waren doch die damit in Verbindung stehenden philosophischen Vorlesungen und Uebungen für ihn ein nicht zu unterschätzendes Bildungsmittel. Sein Gesundheitszustand war häufig unbefriedigend und blieb sein ganzes Leben über starken Schwankungen unterworfen, die sich ihm höchst unangenehm fühlbar machten, obschon die thatsächlich vorhandenen Krankheitserscheinungen den subjektiven Empfindungen von Unbehagen keineswegs entsprachen. Am studentischen Treiben nahm er wenig Anteil, von Studentenverbindungen, Studententracht wollte er nichts wissen, und an der Burschenschaft sprangen ihm die lächerlichen Seiten so sehr in die Augen, daß er entschiedenen Widerwillen gegen sie faßte. Er errichtete, wie sein Freund Strauß sagt, schon auf der Hochschule eine Art Freimaurerloge um sich her, aus welcher alle Profanen ausgeschlossen waren. Aber glücklich, wer Zutritt zu dem engen Kreis erlesener Genossen fand, in dem der seelenvolle Jüngling herrschte, bald durch die Aeußerungen einer seltenen Dichterphantasie seine Freunde entzückend, bald sie durch sein mimisches Talent ergötzend! Für jeden, der ihm nahe trat, war er die Verkörperung der Poesie; er verstand es, auf seine Umgebung wahrhaft erhebende und begeisternde Wirkungen hervorzubringen. Unter Mörikes Uracher Kameraden, die mit ihm aus dem Seminar in das Tübinger Stift übergetreten waren, standen ihm Hartlaub und Mährlen besonders nahe. Wilhelm Hartlaub (1804—1885) aus Wermutshausen (O.A. Mergentheim), dessen stilles Dasein sich fast ganz in den drei Pfarrhäusern zu Wermutshausen, Wimsheim bei Leonberg und Stöckenburg bei Hall abgespielt hat, blieb zeitlebens der würdige Vertraute und treubesorgte Berater Mörikes, der selbst einmal dieses schöne Verhältnis treffend als „einen ewigen Kreislauf der Liebe“ bezeichnet hat. Ohne selbst über eine produktive Ader zu verfügen, war der hochgebildete und namentlich in der klassischen Musik ungemein bewanderte Hartlaub doch vielleicht der beste Kenner und feinsinnigste Beurteiler, den die Muse Mörikes je gefunden hat, und mit gutem Grunde hat dieser ihm seine erste Gedichtsammlung gewidmet. Auch Johannes Mährlen (1803—1871) aus Ulm war nicht Dichter, vertauschte aber frühzeitig die theologische Laufbahn mit der publizistischen,

wurde nach einigen Jahren journalistischer Wirksamkeit 1832 Lehrer für allgemein bildende Fächer an der Stuttgarter Gewerbeschule, dem späteren Polytechnikum, und später Professor für Nationalökonomie und Gewerbestatistik an derselben Anstalt, nachdem er sich wissenschaftlich und praktisch für diesen Beruf umgebildet hatte. Sein Name ist in der Geschichte der gewerblichen Entwicklung Württembergs rühmlich eingetragen. Auch er bewährte sich in mancherlei Lagen als stets zuverlässigen und hingebenden Freund Mörikes. Während dessen Universitätszeit standen jedoch die Dichterfreundschaften mit Ludwig Bauer und Wilhelm Waiblinger noch mehr im Vordergrunde. Ludwig Amandus Bauer, am 15. Oktober 1803 zu Orendelsall (O.A. Oehringen) geboren, war der Herkunft nach Franke, aber alle seine Lebensbeziehungen stempelten ihn bald zum Schwaben. Sein Vater, Pfarrherr in Orendelsall, erteilte den ersten sorgfältigen und umfassenden Unterricht dem Sohne, der nach einer Vorbereitungszeit beim Brackenheimer Präzeptor 1817 in das Seminar Blaubeuren eintrat. Professor Baur, der nachmalige gefeierte Tübinger Universitätslehrer, wußte ihn hauptsächlich für das klassische Altertum zu begeistern. Auch nachdem er 1821 als Stiftler die Landesuniversität bezogen hatte, zeigte er für Philosophie, Philologie und Geschichte größeren Eifer als für sein Berufsstudium, die Gottesgelehrsamkeit.

Wie so ganz anders, als die in ruhigen, gewöhnlichen Bahnen dahingeflossenen Jugendjahre Mörikes und Bauers, hatte sich die Entwicklung Waiblingers gestaltet! Wilhelm Friedrich Waiblinger war am 21. November 1804 zu Heilbronn als Sohn eines Subalternbeamten geboren. Frühzeitig kam er dann nach Stuttgart, erhielt am dortigen Untergymnasium die erste Ausbildung. Kräftig entfalteten sich die blendenden Geisteseigenschaften des frühreifen Knaben, glühende Lern- und Wißbegier, die sich freilich nicht in die Schablone eines pedantischen Schulunterrichtes einzwängen ließ, erfüllte ihn. Aber nicht weniger deutlich traten bedenkliche Charaktereigenschaften hervor: Eitelkeit, Selbstliebe, Eigenwille, Herrschsucht. Die Erziehungskunst der Eltern erwies sich nicht stark genug, um den gefährlichen Naturanlagen des Sohnes erfolgreich entgegenzuwirken. Was er betrieb, that er mit Leidenschaft. Seine rege

Phantasie warf sich der Reihe nach auf die verschiedensten Gegenstände. Bald suchte er das Weltall in den Kreis seines Zeichenstiftes und Malpinsels zu bannen, bald erzählte er dem atemlos lauschenden Chore bewundernder Kameraden, die er abwechslungsweise mit schwärmerischen Liebesbezeugungen überhäufte und tyrannisierte, die wunderbarsten Geschichten, deren Held stets er selber war, oder inszenierte gar einen kleinen Liebesroman mit tragikomischem Abschlusse. Vom neunten Jahr an nahm die ihm durch Voß' Uebersetzung vermittelte Heldenwelt Homers sein Denken und Fühlen in Anspruch, dann erfaßte ihn die Theaterwut, und er tragierte auf seinem Puppentheater selbstentworfene Stücke. Im dreizehnten Jahr endlich kam der Drang über ihn, Verse zu machen, und er gab auch diesem mit dem ihm eigenen Ungestüme nach. Es war nicht nach Waiblingers Geschmack, als er sich 1817 infolge der Versetzung seines Vaters plötzlich aus der Residenz in die Landstadt Reutlingen verbannt sah. Die dortigen Philister schienen ihm unerträglich, und auf die vormals reichsstädtische Jugend, die mit ihm auf denselben Schulbänken saß, schaute er stolz herab. Um so größere Fortschritte machte er hier, wo es wenig Zerstreuung gab, in den klassischen Sprachen, zu denen der verständige Rektor Gayler ihm Liebe einimpfte. Derselbe Lehrer leitete auch seine Privatstudien, die sich hauptsächlich auf die deutsche Litteratur bezogen. Er verschlang der Reihe nach die großen deutschen Dichter und ahmte sie in eigenen Erzeugnissen stufenweise nach. Nach der Konfirmation wurde der Jüngling, der sich selbst zum Juristen bestimmt hatte, Frühjahr 1819 als Inzipient auf die Uracher Oberamtsgerichtskanzlei gebracht, um zunächst das Mechanische des Berufes praktisch zu erlernen. Die Schreiberarbeiten, denen er sich zu unterziehen hatte, bereiteten ihm wenig Freude, und sein Oberamtsrichter hatte Grund genug, sich über den widerspenstigen Zögling bitter zu beklagen. Nebenher fuhr Waiblinger fort, sich emsig mit klassischer Philologie und deutscher Litteratur zu beschäftigen, nahm auch an einzelnen Unterrichtsstunden im Seminare teil. An dem als Oberfinanzrat in Stuttgart verstorbenen Aktuare Friedrich Eser (1798—1873), einem fein gebildeten Manne, gewann er einen treuen Freund und besonnenen Berater, dessen Bemühungen

nicht wenig dazu beitrugen, daß er Frühjahr 1820 aus der Uracher Schreibstube erlöst und in das Stuttgarter Obergymnasium verpflanzt wurde. Der hochgewachsene Jüngling mit den glänzenden Augen, der bleichen Gesichtsfarbe, dem braunen auf den Nacken herabfallenden Gelocke, der die Gestalt des von der deutschen Jugend vergötterten Sand hatte und sich nach dessen Vorbild trug, blieb in der Hauptstadt nicht unbemerkt. Mehr noch als seine poetische Erscheinung fiel seine geistige Frühreife, seine für einen Gymnasiasten unerhörte Lebensweise auf. Strotzende Körperkraft und zähe Gesundheit, die das Schlafbedürfnis auf das denkbar geringste Maß herabsetzten, staunenswerte Arbeitsfähigkeit und seltene Energie gestatteten ihm, den verschiedenartigsten Beschäftigungen gleichzeitig mit demselben nachhaltigen Ernst obzuliegen. Er kam seinen Pflichten als Schüler nach, verlegte aber den Schwerpunkt seiner Studien auf die Privatarbeit. Seine Kenntnisse im Griechischen verblüfften: er kannte Homer fast auswendig, studierte die Tragiker und Aristophanes. Er lernte Englisch, um Shakespeare im Originale lesen zu können. Die zeitgenössische Litteratur verfolgte er auf's genauste. Immer noch übte das Theater auf ihn große Anziehungskraft. Er plante mehrere Schauspiele; einige satirische Lustspiele in der Art des Aristophanes und ein exzentrisches Trauerspiel, „Haß und Liebe", im Stile der Räuber gelangten auch zur Ausführung. Er knüpfte mit Mimen persönliche Verbindungen an. Von dem trefflichen Charakterdarsteller Gnauth ließ er sich die Rolle des Franz Moor einstudieren und dachte eine Zeit lang daran, sich ganz der Bühne zu widmen. Der Verkehr mit den bedeutendsten Männern Stuttgarts bot ihm eine Fülle von Anregung. Er fand bei dem von ihm damals bewunderten Matthisson, bei Haug und Weisser, bei Uhland Zutritt. Diese alle ermunterten und berieten ihn in seinen poetischen Versuchen. Besonders aber nahm sich Waiblingers Lehrer Gustav Schwab des talentvollen Schülers an, nicht ohne dessen vorzeitiger Geniesucht und sonstigen Fehlern energisch entgegenzutreten. In dem Rappschen Haus, in Danneckers Atelier, in der Galerie der Brüder Boisserée ging der Jüngling aus und ein und legte so den Grund zu einem achtbaren Wissen auf dem Gebiete der bildenden Künste. Seinen Mitschülern gegen-

über verhielt er sich ziemlich zurückhaltend, doch trat er wenigstens zu Moriz Rapp und einigen anderen in ein näheres Verhältnis. Mehr schmeichelte es seiner Eitelkeit, mit Tübinger Studenten, wie Paul Pfizer, Georg Rapp, dem Historiker Stälin, schriftlichen und gelegentlich auch persönlichen Verkehr zu pflegen. Daß die Liebe schon in Waiblingers damaligem Leben eine wichtige Rolle gespielt hat, versteht sich fast von selbst. Mit harmlosen Schwärmereien wechselte eine ernsthafte Leidenschaft für ein schlichtes Mädchen, das mit ihm zugleich das Haus von Verwandten bewohnte; die Hindernisse, auf die er stieß, schürten den Brand, und der Dämon der Eifersucht steigerte seine Raserei bis zu einem Selbstmordversuch. Er selbst hat sich über die Leiden und Freuden seiner Liebe wie überhaupt über alle seine äußeren und inneren Erlebnisse in ausführlichen Tagebüchern gewissenhaft Rechenschaft abgelegt. Was aber nun ebenso merkwürdig als bezeichnend für seinen Charakter ist: er schrieb diese Blätter nicht für sich allein, sondern von vornherein mit dem Gedanken an die Oeffentlichkeit. Er war überhaupt kaum fähig, etwas in sich zu verschließen: sein ganzes Wesen drängte nach Aeußerung, nach Mitteilung. Das war das Südländische, das der germanischen und insbesondere der schwäbischen Art Widersprechende in seiner Natur; das eben war es, was seine engeren Landsleute an ihm nicht fassen und ihm darum nicht verzeihen konnten. Er zeigte sich stets bereit, das Heiligste, was er gefühlt, das Süßeste, was er genossen, das Bitterste, was er erfahren hatte, nicht etwa in künstlerisch objektivierter, sondern in rein persönlicher Weise auf den Markt zu werfen. Sein Lieblingswunsch, die Tagebücher drucken zu lassen, ließ sich zwar nicht verwirklichen, aber er gönnte zahlreichen Freunden und Bekannten Einblick. Er lieh sie aus, versandte sie, und so kamen sie in die Hände Unberufener, Uebelwollender, während es doch in seinem eigenen Interesse gewesen wäre, diese Ergüsse, in denen er der rücksichtslosesten Offenheit und Ehrlichkeit gegen sich selbst frönte, vor jedem fremden Auge strenge zu hüten. Diese Unvorsichtigkeit hat viel dazu beigetragen, ihn in einen Ruf zu bringen, der weit schlimmer war als er selbst.

Unter dem Einfluß eines Juni 1822 ausgeführten Besuches

bei dem wahnsinnigen Hölderlin in Tübingen entwarf Waiblinger den Plan zu seinem Romane „Phaethon", über dessen Vollendung der Rest seines Stuttgarter Aufenthaltes verstrich. 1823 kam das Werk in den Buchhandel, von einzelnen Gedichten abgesehen, seine erste zum Drucke geförderte Arbeit. Noch vor ihrem Erscheinen hatte Waiblinger die Tübinger Hochschule bezogen, um sich im Stift auf den theologischen Beruf vorzubereiten. Man sah in der Musenstadt dem Ankömmlinge mit begreiflicher Spannung entgegen. Bald staunte man ihn als Genie an, und viele setzten auf seine Zukunft keine geringeren Hoffnungen als er selbst, was gewiß nicht wenig sagen wollte. Waiblinger hielt sich von dem gewöhnlichen Burschenleben, das ihm abgeschmackt erschien, fern. Dagegen kam sein reicher Geist, sein kühnes Streben, seine beflügelte Beredsamkeit in engeren Kreisen, die sich ihm willig aufthaten, zur rechten Geltung. Aber so leicht es ihm wurde, neue Freunde zu gewinnen und deren Bewunderung zu erregen, so wenig verstand er es, sich die alten Freunde zu bewahren. Seine anspruchsvolle, herrische Liebe wurde denen, die er damit beschenkte, oft genug zur Qual; er verkümmerte den anderen das Recht der Individualität, das er für sich selber im höchsten Maße beanspruchte.

Indessen hielt Waiblingers enger Bund mit Mörike und Bauer geraume Zeit vor. Waiblinger und Mörike, die gleichzeitig in das Stift eintraten, hatten sich schon vorher kennen gelernt. Bauer war den beiden um ein Jahr voraus. Er und Waiblinger fanden sich zuerst: in einem einsamen Kreuzgange ward die Freundschaft zur Mitternachtsstunde feierlich beschworen. Durch Waiblinger wurde dann Mörike zu Bauer geführt. Bald schlossen sich die drei enge zusammen, durch gemeinsame poetische, romantische Neigungen, durch das phantastische Bestreben, die Poesie in Wirklichkeit umzusetzen, aneinander gefesselt. Mörike hatte es schon früher geliebt, sich in eine einsame Waldhütte, in einen verborgenen Pavillon zu flüchten, wenn er sich geistigen Genüssen überlassen oder Zwiesprache mit der Muse halten wollte. Ohnehin mußte man, wenn man ungestört sein wollte, das jedermann zugängliche Stift meiden. So trieben die Freunde ihr Wesen auf einsamen Waldpfaden, in einem geheimnisvollen Brunnenstübchen, vor allem aber in einem

Gartenhäuschen auf dem Oesterberge, das Waiblinger den Tag über bewohnen durfte. Hier, wo der Tradition nach einst Wieland gehaust hatte, pflegten sie gemeinsam die jugendlichen Ideale, lasen in den Meisterwerken deutscher wie ausländischer Litteratur, vertieften sich in den göttlichen Homer, staunten Shakespeares weltumfassendes Genie an, ließen die Schöpfungen des einzigen Goethe auf sich wirken. Hier gaben sie sich ihren romantischen Phantastereien hin, schwelgten in selbstgeschaffenen Wunderwelten, gefielen sich in Spielen jugendlich übermütigen Humors. Künstlich pflegten sie die Stube bei Tag zu verdunkeln und durch Kerzen zu erleuchten. An diesem Ort empfingen sie auch den unglücklichen Hölderlin, dem sie die wärmste Teilnahme schenkten. Waiblinger fühlte sich durch Mitleid, pathologisches Interesse und vielleicht auch das Gefühl geistiger Verwandtschaft zu ihm so mächtig hingezogen, daß er während seinem ganzen Tübinger Aufenthalte mit ihm Verkehr pflog. Die Studie, die er in Italien Hölderlin widmete, gehört zum Besten, was er geschrieben hat. Natürlich unterhielten sich die drei Gefährten auch von ihren dichterischen Plänen und Entwürfen, teilten das Vollendete einander mit. Mörike streute von seinen lyrischen Perlen aus; ein im Jahr 1824 verfertigtes Trauerspiel ließ er alsbald wieder in Rauch aufgehen. Waiblinger entrichtete in seinen 1823 gedruckten „Liedern der Griechen“ der damals Deutschland beherrschenden Begeisterung für die Sache dieses Volkes seinen Zoll und erntete damit mehr Beifall als mit seinem Phaethon. Seine durch Byron angeregte poetische Erzählung „Kalonasore“ fand im Freundeskreise freudige Zustimmung; ein neuer Roman Feodor wurde dagegen den Flammen geweiht. In der ersten Zeit waren die Beziehungen zwischen Waiblinger und Bauer besonders innig, ja leidenschaftlich; Mörike zog sich immer wieder gern auf sich selbst zurück und lehnte mit sanfter Zähigkeit fremde Einflüsse ab. Der weichherzige Bauer dagegen gab sich Waiblinger ganz hin, und dieser überschüttete den fügsamen und in Bewunderung zu ihm emporschauenden Freund mit Zärtlichkeit. Bestand konnte ein solches Verhältnis bei der Verschiedenheit der beiderseitigen Naturen nicht haben. Sobald Bauer die Erkenntnis aufging, daß durch den erdrückenden Einfluß Waiblingers die

selbständige Entwicklung seines Wesens gefährdet sei, mußte er sich davon zu befreien suchen. So lockerten allmählich heftige Stürme den Freundschaftsbund, der schon viel an Idealität eingebüßt hatte, als 1824 ein unglücklicher Liebeshandel Waiblingers den endgültigen Bruch herbeiführte. In demselben Jahre schlug eine leidenschaftliche Liebe Mörike wie Waiblinger in Fesseln. Jener erglühte für eine geheimnisvolle Landstreicherin, Maria Meyer, die ihm im Zauber verführerischer Weiblichkeit entgegentrat, ihn durch eine für ihren Stand ungewöhnliche Geistesbildung fesselte. Doch bald mußte er erkennen, daß sie seiner unwürdig sei. Er riß sich los, tief verwundet in seinem Herzen, das schon zuvor durch den Tod eines geliebten älteren Bruders, August, stark erschüttert war. Der Liedercyklus „Peregrina" erzählt von den Stimmungen jener Tage. Während in Mörikes gesunder Natur diese Kämpfe und Leiden keine dauernden Spuren zurückließen, wurde für Waiblinger sein vertrautes, doch offenbar reines Verhältnis zu der geistvollen und mit allen Reizen des semitischen Stammes geschmückten Jüdin Julie Michaelis verhängnisvoll. Ein elender Nebenbuhler führte einen öffentlichen Skandal herbei, der Stadtklatsch bemächtigte sich des Falles, ein Prozeß entstand, in den auch Waiblinger verwickelt wurde, und obgleich er sich rechtfertigen konnte, war es nun doch um seinen guten Ruf geschehen. Bauer, der Waiblingers Vertrauter, wohl auch sein Warner in allen Stadien dieses Liebesdramas gewesen war, erhielt einen mütterlichen Befehl, mit jenem zu brechen. Als guter Sohn gehorchte er, und gewiß benützte er gerne dieses Gebot der Pflicht, sich von dem unheimlichen Freunde loszumachen. Mörike wandte sich niemals ganz von Waiblinger ab, versagte ihm und seinem Geschicke niemals die Teilnahme, wenn in der Folge auch die Wege beider mehr auseinander gingen, ihr Umgang seltener wurde.

Waiblinger, mit den Besseren mehr und mehr zerfallen, geriet in eine seiner unwürdige Gesellschaft. Die damaligen Erfahrungen sammelten in seinem Herzen ein hohes Maß von Bitternis an und machten ihm Tübingen, die Heimat überhaupt verhaßt. Seine Menschenverachtung nahm zu, der cynische Zug seines Wesens bildete sich schärfer aus, in der Liebe blieb er fortan nicht mehr

„der platonische Narr", der er nach seiner Versicherung bis dahin gewesen war. In seinen litterarischen Erzeugnissen trat die satirische Ader jetzt stärker hervor. Der Roman „Lord Lilly", in dem er sich selbst und seine Freunde porträtiert hat, ist nicht auf die Nachwelt gekommen. Die satirische Flugschrift „Drei Tage in der Unterwelt" erschien 1826, ein umfangreicheres Werk derselben Gattung, „Vampyr Olura", blieb ungedruckt. Die Dichtung Kalonasore wurde mit ein paar ähnlichen 1826 unter dem Titel „Vier Erzählungen aus der Geschichte des jetzigen Griechenlands" veröffentlicht, und dieses Buch begründete mehr als die früheren seinen Dichterruhm, namentlich in Norddeutschland. Für das in kurzer Frist Ende 1825 vollendete Trauerspiel „Anna Bullen" fand sich zunächst kein Verleger, und die Hoffnung, es in Stuttgart oder anderswo auf die Bühne zu bringen, scheiterte. Auch mit allerhand Zeitungen, mit Buchhändlern, mit Redakteuren und Schriftstellern von Einfluß, wie Winkler in Dresden, Müllner und Menzel in Stuttgart, knüpfte Waiblinger Verbindungen an. Zu dieser fieberhaften Thätigkeit trieb ihn nicht nur sein brennender Ehrgeiz, sondern auch die Sorge um seine Zukunft. . Seine einzigen ernsthaften Studien hatten sich auf die schöne Litteratur und allgemein bildenden Fächer bezogen, die Theologie war ganz hintangesetzt worden, auch der methodischen Philosophie hatte er wenig Geschmack abgewonnen. Aus dem Stifte wurde er schließlich nach zahllosen Noten und Karzerstrafen September 1826 ausgeschlossen. Im württembergischen Kirchendienste hatte er also nichts Gutes zu erwarten, auch wenn er selber Lust gehabt hätte, in einem Berufe zu verharren, für den er nimmermehr taugte. Zunächst bemühte er sich um einen Hofmeisterposten. Italien schwebte ihm als Ziel seiner Sehnsucht vor Augen. Er hatte schon wiederholt Ausflüge nach Oberitalien unternommen und jedesmal den glühenden Wunsch heimgebracht, einst ganz in diesem Wunderlande leben zu dürfen. Da eröffnete sich ihm eine Aussicht, die seine kühnsten Träume überstieg. Freiherr von Cotta wollte, infolge der Vermittlung Schwabs, auf seine Kosten den jungen Dichter zwei Jahre lang Italien und Sizilien bereisen lassen, und dieser sollte zum Ersatze dafür den Cottaschen Unternehmungen seine Feder leihen. Aber

Waiblinger war unbedacht genug, die Empfindlichkeit des Buchhändlerfürsten zu reizen, und so mußte er, statt mit einem festen Wechsel, mit einem bescheidenen Vorschuß Oktober 1826 die Reise antreten, die er nicht mehr rückgängig machen wollte.

Anfangs ließ sich alles vortrefflich an. Wie mochte er nur schon bei dem Gedanken aufatmen, aus engen Verhältnissen, aus einer engherzigen Umgebung für immer befreit zu sein, hinausziehen zu dürfen in die ungemessenen Weiten, nach denen sein feueriger Geist sich sehnte! Frohgemut pilgerte Waiblinger durch Oberitalien nach der ewigen Stadt. Ausgestattet mit der höchsten Fähigkeit, das Schöne in sich aufzunehmen, gab er sich rückhaltlos den machtvollen Eindrücken des italischen Himmels, der italischen Kunst hin. In Rom staunte er wechselweise die erhabenen Werke der Vergangenheit an und stürzte sich in das bunte Volksleben der Gegenwart. Er konnte halbe Nächte in zweifelhaften Kaffeehäusern verbringen in Gesellschaft der niedersten Volksklasse. Wenige Deutsche haben denn auch den italienischen Volkscharakter so genau wie er kennen gelernt. Die Landessprache beherrschte er bei seinem ungewöhnlichen Sprachtalente bald wie ein Eingeborener. Kurz, er fühlte sich nach wenigen Monaten als ganzen Italiener, es schien, als ob er jetzt erst seine wahre Heimat gefunden habe. Er verkehrte auch mit den in Rom weilenden Deutschen: Graf Platen erwies sich ihm freundlich, mit den Künstlern hielt er anfangs gute Kameradschaft. Doch bald gestaltete sich seine äußere Lage mißlich, kam der Kampf mit der bittersten Not des Lebens. Cotta, den Waiblingers schriftstellerische Leistungen nicht zufrieden stellten, zog die Hand ganz von ihm ab. Er mußte sich auf das Borgen verlegen, und trotzdem wußte er oftmals nicht, wie er sich kleiden, womit er sich nähren sollte. In seinem herabgekommenen Aufzuge wurde er zum Gespötte der Gassenjungen und der deutschen Maler, die er freilich in guten Tagen durch Uebermut gereizt haben mochte. Genelli und andere stellten von ihm Karikaturen her, die in Bücherläden feilgeboten wurden, und gegen dieses drastische Kampfmittel konnten seine beißendsten Epigramme nicht aufkommen. In Schwaben verbreiteten sich teils übertriebene, teils verleumderische Gerüchte über den Unglücklichen, dessen Herz sich nun vollends ganz von

allem Heimatlichen in Bitternis abkehrte. Aber auch in jenen Tagen düsteren Verhängnisses verzagte er nicht, verlor er nicht den unerschütterlichen Glauben an sich selbst. Mit erstaunlicher geistigen Spannkraft arbeitete er sich aus dem Sumpf empor. Von Norddeutschland kam Hilfe. Es gelang ihm, dort wertvolle Beziehungen mit Blättern und Verlagshandlungen anzuknüpfen, so daß er endlich sein poetisches Talent materiell ausbeuten konnte. Besonders folgenreich wurde seine Verbindung mit dem Berliner Buchhändler Georg Reimer. Dieser verlegte 1829 seine Gedichte unter dem Titel „Blüthen der Muse aus Rom 1827“ und sein Trauerspiel „Anna Bullen“, verabredete mit ihm die Herausgabe eines „Taschenbuches aus Italien und Griechenland“, das auf die Jahre 1829 und 1830 auch wirklich erschien, so gut wie ganz mit eigenen Arbeiten Waiblingers, Dichtungen, Novellen und Skizzen, angefüllt. Der Ertrag seiner schriftstellerischen Arbeiten verschaffte ihm allmählich ein behagliches Auskommen, und mit der Daseinsfreude steigerte sich auch seine Schaffenslust. Seine Reisen durch Italien lieferten ihm unerschöpfliche Stoffe, die er in den verschiedensten künstlerischen Formen bearbeitete. Von Rom aus durchstreifte er die Umgebungen der Stadt, das Latiner- und Sabinergebirge, die Abruzzen. Gerne weilte er in Albano, Frascati, Genzano, aber nichts ging ihm über das reizende Olevano, das abgelegene Felsendorf, wohin ihn eine idyllische Liebe zu einem einfachen, als Nazarena besungenen Landmädchen von strahlender Schönheit immer wieder zog. Den Herbst des Jahres 1828 verbrachte er in Neapel und Umgebung. Wie wenige verstand er von seinen Reisen den mannigfachsten Gewinn zu ziehen. Er nahm die Schönheiten der Natur mit höchster Empfänglichkeit in sich auf, er ließ die Blicke fest an allen historischen Denkmalen haften, er beobachtete auf's schärfste die Eigentümlichkeiten jeder Gegend und ihrer Bewohner. Doch andererseits verzehrten diese Fußwanderungen mehr als alles andere seine Körperkräfte. Immer drängte er vorwärts, in Gewaltmärschen mußte um jeden Preis das bestimmte Ziel erreicht werden. Um Verpflegung, um Witterung kümmerte er sich so wenig wie um das Fieber, das oft genug seinen Körper durchschüttelte. Schon in dem ausnehmend kalten Winter 1828/9 fühlte er sich leidend.

Im Frühjahre mußte er eine bereits angetretene Reise nach Unteritalien wieder aufgeben. In Rom pflegte ihn eine von ihrem Gatten verlassene junge Frau von mehr Bildung des Herzens als des Geistes, mit der er seit Sommer 1828 in wilder Ehe lebte, und die ihm eine Tochter schenkte. Kaum genesen, reiste Waiblinger Juni 1829 nach Neapel, nahm dort längeren Aufenthalt, schiffte sich dann nach Sizilien ein und durchquerte die ganze Insel, sich dabei unerhörte Strapazen zumutend. Ende Oktober war er wieder in Rom. Nach wenigen Tagen warf ihn eine Krankheit auf das Lager, von dem er nicht mehr erstehen sollte. Der mit Blutspucken verbundenen Lungenentzündung konnten seine herabgeminderten Körperkräfte nicht Widerstand leisten. Drei Monate währte es, bis sich seine Feuerseele aus der zerstörten Hülle losrang. Von seiner treuen Genossin und dem jungen Philologen Schluttig sorgfältig gepflegt, durch viele Zeichen von Teilnahme aus nah und fern aufgemuntert, verbrachte er in einer vom tollsten Uebermute bis zur düstersten Verzweiflung hin- und herschwankenden Stimmung die langen Leidenstage. Doch starb er mit Fassung. Am 17. Januar 1830 trat der Tod nach schwerem Kampf ein. Auf dem protestantischen Friedhofe bei der Pyramide des Cestius liegt er begraben; 1864 ward seine Ruhestätte mit seiner Reliefbüste geschmückt. Da Schluttig über der Beschäftigung mit Waiblingers Nachlasse wegstarb, währte es noch fast ein Jahrzehnt, bis H. von Canitz die Werke des Dichters 1839/40 zu einer Gesamtausgabe von neun Bändchen vereinigte, die übrigens nur den bescheidensten wissenschaftlichen Anforderungen genügt.

Was Waiblinger im Leben immer verschuldet haben mag, er hat es gesühnt durch sein tragisches Schicksal, das ihn von der Erde nahm, da er eben nach heißem Ringen sein Ziel erreicht zu haben schien. Freilich hatte er schon so ziemlich alles ausgekostet, was die Welt zu bieten vermag. In einem Vierteljahrhundert hat er weit mehr erlebt, als der Durchschnitt in der drei- und vierfachen Zeit zu erleben pflegt. Mit einer fast beispiellosen Genußfähigkeit ausgerüstet, hat er alle nur denkbaren Genüsse von den feinsten geistigen bis zu den gröbsten sinnlichen ausgeschöpft. Er hat von poetischen Lorbeeren bereits in dem Alter gepflückt, da

die Mehrzahl kaum verstohlen nach ihnen zu schielen wagt. Es ist fraglich, ob er, wenn er zu Jahren gekommen wäre, noch Höheres erreicht hätte, ob die deutsche Litteratur durch seinen vorzeitigen Tod eine nennenswerte Einbuße erlitten hat. Solche frühreifen Naturen pflegen durch ungestümes Vorwärtsdrängen die natürliche Entwicklung ihres Talentes zu schädigen, sich sehr rasch zu verausgaben. Auch Waiblinger hat sich in den Erzeugnissen seiner letzten Jahre häufig in denselben Gedankenkreisen bewegt, sich nicht selten in bedenklicher Weise wiederholt. Ohne Zweifel hat seine Frühreife seiner Eigenart Eintrag gethan. Er erscheint in seinen Werken mehr äußerlich blendend als tief veranlagt, mit ungemein entzündbarem, aber nicht nachhaltigem Gefühl ausgestattet, mit rastlos schaffender Phantasie, aber nicht mit entsprechender Fülle des Gedankens begabt. Aber eines darf ihm nachgerühmt werden: stets hat er von der Poesie die würdigste Auffassung gehabt, nach bestem Wissen und Können nur den höchsten Zielen und Aufgaben seiner Kunst zugestrebt.

Man muß in Waiblingers litterarischem Wirken zwei Perioden unterscheiden, die deutsche und die italienische. Die erstere läßt sich unter keinem gemeinsamen Merkmale zusammenfassen. Seine Schwärmerei für das Griechentum ist etwas mehr Angelerntes und Anempfundenes; denn eine griechische Natur war er nicht, dazu mangelte ihm zu sehr das edle Ebenmaß, das Gleichgewicht der Seelenkräfte. Die erhaltenen Jugendgedichte tragen kein bestimmtes Gepräge, auch die schwung- und ausdrucksvollen Griechenlieder lehnen sich an berühmte Muster an. In den Erzählungen aus der Geschichte des jetzigen Griechenlands schwelgt der Dichter in Byronschem Weltschmerze; der erzählende Teil davon ist schwach, aber in den wortreichen Gefühlsergüssen der Helden und Heldinnen wird eine bei allen Uebertreibungen imponirende Fülle der Beredsamkeit und leidenschaftliche Energie der Sprache entwickelt. Der Roman Phaethon gleicht seinem Vorbilde Hyperion im Mangel an epischer Handlung und im Ueberwiegen der Lyrik, erreicht es aber an edlem Gehalt und reifer Formschönheit entfernt nicht. Die gewaltsame Steigerung der Empfindung und die geschmacklosen Ueberschwenglichkeiten im Ausdrucke bringen statt des beabsichtigten erhabenen

Eindruckes häufig einen lächerlichen hervor. Das Shakespeares Einfluß verratende, doch ziemlich konventionelle Trauerspiel Anna Bullen weist mehr poetische als dramatische Vorzüge auf.

Was Waiblinger in Italien gedichtet hat, steht alles unter dem Zeichen seiner großen und echten Begeisterung für dieses Land und Volk. Das Römische mit seinen kolossalen Größenverhältnissen stand seiner Natur viel näher als das Griechische. Italien mit all seinen Wundern, mögen es Werke aus Gottes oder der Menschen Hand, Herrlichkeiten der Vergangenheit oder der Gegenwart sein, liefert die Szenerien für seine Epik und Lyrik. Er vermittelt in seinen Gedichten, was er gesehen und genossen hat, anderen durch glanzvolle Schilderungen. Aber inmitten der sich gleichbleibenden Schönheit der Natur taumelt seine Seele rastlos von einer Stimmung zur anderen. Heute frivol, wird er morgen von religiösen, ja abergläubischen Gefühlen heimgesucht. Bald wendet er seinen Geist nach rückwärts, nach der Heimat, von der ihm so viel Böses widerfahren ist, und deren Erinnerung ihn doch nicht losläßt, bald schweifen seine Blicke vorwärts in die Zukunft. Aeußerungen stärksten Selbstbewußtseins wechseln mit maßlosen Selbstanklagen: er zeiht sich der Untreue und Falschheit in der Liebe, setzt sogar seine poetischen Leistungen herab. Fast kein Lied ohne Klagen über sein Geschick, über die Schlechtigkeit der Welt! Gewiß hat er des Schlimmen genug erfahren, aber wäre ihm die Wahl vergönnt gewesen, hätte er vermutlich um keinen Preis auf sein Los verzichtet. Wie alles betrachtete er auch seine Leiden unter dem Gesichtspunkte der Eitelkeit: er erschien dadurch interessant, konnte damit prahlen. Das fortgesetzte Wühlen in seinen Wunden, das Zuschaustellen des zerrissenen Gemütes hat bei ihm schließlich die Grenzlinie zwischen echtem Schmerzgefühl und dem Kokettieren damit verwischt. Ueberhaupt bringt das Hereinzerren der persönlichen Verhältnisse häufig in die schönsten poetischen Schilderungen Waiblingers einen Mißklang. Für ihn war das Dichten nicht Erlösung aus einem überreizten Seelenzustande, sondern Festhalten, Steigerung der Ekstase. So haftet seiner ganzen Lyrik etwas unruhig Flackerndes an, hinter dem subjektiv Besonderen tritt das allgemein Menschliche zu sehr zurück. Die der Lebenslust und der

Liebe geweihten Lieder atmen kräftige Sinnlichkeit, doch ohne je in das Gemeine auszuarten. Besonders anmutig weiß er sein stilles Glück in Olevano auszumalen. Sonst freilich ist die Haltung seiner Lyrik durchaus pathetisch, nicht naiv; den Volkston, der ihm von Natur nicht verliehen war, hat er glücklicherweise nicht zu erkünsteln gesucht. Unter seinen Epigrammen, die teils satirischer, teils allgemein didaktischer Natur sind, ragen die aus Neapel hervor, in denen er sich über sich selbst Rechenschaft ablegt. Seinen Neigungen für das klassische Altertum entsprechend, hat er das elegische und sonstige ungereimte antike Versmaße mit Vorliebe verwendet.

Von Waiblingers prosaischen Gaben ist die satirische Erzählung „Die Britten in Rom", die mit drastischem Witze das närrische Treiben der Insulaner geißelt, am bekanntesten geworden. In den übrigen Novellen und Skizzen — es seien nur noch „Francesco Spina", „Das Blumenfest" und „Das Märchen von der blauen Grotte" genannt — erhebt sich die Erfindungsgabe des Dichters, wie sehr er bemüht ist, die Fabeln bunt und abenteuerlich zu gestalten, doch selten über das gewöhnliche Maß. Auch hier liegt der Schwerpunkt in den trefflichen Schilderungen der italienischen Landschaft, des südländischen Volkslebens, in den glänzenden Gemälden, die er von dem römischen Karneval, den Feierlichkeiten der heiligen Woche und ähnlichem aufrollt. Noch in reinerer und anziehenderer Form zeigen alle Vorzüge seiner Feder die Beschreibungen seiner Wanderungen durch Italien und der dabei überstandenen Abenteuer. Er entwickelt hier eine erstaunliche Sicherheit und Schärfe des Anschauungs-, Auffassungs- und Beobachtungsvermögens. Die fröhliche Stimmung, in der die Reisegenüsse von ihm ausgekostet worden sind, hat noch ungeschwächt beim Niederschreiben fortgewirkt und eine liebenswürdige, durch Witz und Selbstverspottung gehobene Frische der Darstellung erzeugt. Das selbstbewußte Hervortreten der Persönlichkeit des Autors schadet in diesem Falle nichts: durch sein kraftvolles Handeln, seinen kecken Wagemut, sein starkes Lebensgefühl, seine Virtuosität in der Behandlung des italischen Landvolkes nimmt uns trotz mancher entgegenstehenden Bedenken der Held dieser Erlebnisse gefangen. Willig

lassen wir uns auch von Waiblinger durch seine Jugendzeiten führen, deren leider nur bis zum vierzehnten Jahre reichende Geschichte er in Italien mit psychologischem Blick und der ihm eigentümlichen schonungslosen Aufrichtigkeit abgefaßt hat.

Seitdem Waiblinger aus dem Bund ausgeschieden war, gestaltete sich die Freundschaft zwischen Mörike und Bauer um so fester und inniger. Dieser gab sich mit einer fast religiösen Inbrunst seinem Eduard hin. Die beiden fuhren fort, sich aus dem wirklichen Leben in ein selbstgeschaffenes Reich der Phantasie zurückzuziehen. Jetzt erst wurde die von Weyla beschützte Zauberinsel Orplid erfunden, mit Menschen und Göttern bevölkert, mit einer Mythologie, Geschichte, Topographie versehen. Von Bauer ging der Gedanke aus, die Hohenstaufen gemeinsam in einer Dramenreihe zu bearbeiten. Mörike ging anfangs mit Wärme auf den Plan ein und warf sich auf den König Enzio, erlahmte aber bald in seinem Eifer. Durch die Einflüsse der Romantik war jener nationale Stoff den schwäbischen Dichtern besonders nahe gerückt worden. Kaum einer, der an ihm vorüberging. Auch Waiblinger dachte wiederholt an einen Cyklus von Hohenstaufenschauspielen, ohne je über Vorstudien hinauszukommen.

Im Herbst 1825 verließ Bauer die Universität, und wenn auch das alte innere Verhältnis zwischen den Freunden fortbestand, war es nun doch um ihren dauernden äußeren Verkehr für immer geschehen. Mörike blieb noch ein Jahr in Tübingen, um dann nach erstandenem Examen in den praktischen Kirchendienst einzutreten. Er spürte zum geistlichen Stande, den er unter dem Zwange der Verhältnisse ergriffen hatte, weder Neigung noch Beruf in sich. Immer unabweisbarer drängte sich ihm diese peinigende Ueberzeugung auf, als er ein Jahr lang an verschiedenen Orten, zuletzt in Köngen (O.A. Eßlingen), die Dienste eines Pfarrvikars that. Da zugleich seine angegriffene Gesundheit der Wiederherstellung bedurfte, erwirkte er endlich von seiner Familie die Erlaubnis zu einem längeren Urlaube. Weihnachten 1827 „von aller Vikariatsknechtschaft befreit", hielt er sich zunächst in Oberschwaben, meist bei seinem ältesten Bruder Karl, Amtmann in Scheer (O.A. Saulgau), auf. Von hier aus schmiedete er mit

Freund Mährlen, der sich damals in einer ähnlichen Lage befand, allerlei Pläne und knüpfte zur Cottaschen Buchhandlung, bei der er Beschäftigung zu finden hoffte, Beziehungen an. Sommer 1828 begab er sich nach Stuttgart, wo er seine Interessen energischer wahrnehmen konnte. Während die Verhandlungen mit Cotta noch schwebten, suchten die unternehmungslustigen Brüder Franckh das junge Talent für ihren Verlag zu gewinnen. Im Herbste schloß Mörike mit ihnen einen Vertrag ab, wonach er gegen einen festen Gehalt sich zu regelmäßigen Beiträgen für ihre belletristischen Unternehmungen anheischig machte. Aber schon nach wenigen Wochen sah er ein, daß er die übernommenen Verpflichtungen, an denen er „vor Ekel fast krepierte", auf die Dauer unmöglich erfüllen könne. Rasch entschlossen, löste er die lästigen Fesseln. In der That eignete sich Mörike, dessen Produktionsfähigkeit durchaus von seiner inneren Stimmung abhing, und den eine ängstliche künstlerische Gewissenhaftigkeit von jeder handwerksmäßigen Ausbeutung seines Talentes zurückhielt, durchaus nicht für die hastige Thätigkeit des Berufsschriftstellers. Es war gut, daß er bei Zeiten zu dieser Einsicht kam, gut aber auch, daß er sie sich mit eigenen Erfahrungen erkaufte. Jetzt blieb ihm nichts anderes übrig, als wieder in den Kirchendienst zu treten. So schwer ihm dieser Entschluß anfangs fiel, söhnte er sich nach und nach doch mit seinem Stande bis zu einem gewissen Grad aus. Nach kürzerem Aufenthalte zu Pflummern (O.A. Riedlingen), wo er Pfarrverweser war, wurde er im Mai 1829 in gleicher Eigenschaft nach Plattenhardt (im Stuttgarter Amtsbezirke) geschickt. Die Familie des verstorbenen Pfarrherren wohnte noch im Pfarrhaus, und Mörike verliebte sich in das anmutige Töchterlein seines Vorgängers. Es kam bald zur Verlobung. Nach mehr als vierjähriger Dauer wurde sie wieder rückgängig gemacht. Luise Rau, ein einfaches, aber wackeres Mädchen, hätte es wohl verdient, daß Mörike sein Schicksal ganz mit dem ihrigen verkettet hätte. In ihr haben wir das Urbild der Agnes im Maler Nolten zu erblicken.

Von Dezember 1829 bis Mai 1831 weilte Mörike in Owen (O.A. Kirchheim), war dann ein halbes Jahr Pfarrverweser in Eltingen (O.A. Leonberg) und wurde Januar 1832 auf ein stän-

diges Vikariat im Albdorf Ochsenwang (O.A. Kirchheim) versetzt. Von hier aus sandte er den zweibändigen Roman „Maler Nolten" in die Welt, den er selbst damals unrichtig als Novelle bezeichnete. Mit diesem von einer kleineren Gemeinde begeistert aufgenommenen und auch von der Kritik willig anerkannten Erstlingswerke stellte sich der junge Pfarrgehilfe sofort in die vorderste Reihe der vaterländischen Poeten. Indessen verschlimmerte sich seine äußere Lage. Herbst 1833 sah er sich genötigt, den Aufenthalt zu Ochsenwang, den seine Mutter mit ihm geteilt und in dem er sich verhältnismäßig wohl gefühlt hatte, aufzugeben, da das dortige rauhe Klima seine Gesundheit schädigte. In raschem Wechsel wurde er nun von Ort zu Ort versandt, bis er endlich Frühjahr 1834 nach mancher vergeblichen Bewerbung seine Ernennung zum Pfarrer in Cleversulzbach (O.A. Neckarsulm) erhielt. Diese letzte Zeit der Wanderschaft war eine herbe Prüfung für ihn gewesen, da die Unsicherheit seiner Existenz und der im Zusammenhange damit erfolgte Bruch mit der geliebten Braut schwer auf seinem Gemüte lastete.

Im Juli 1834 hielt Mörike seinen Einzug in das Cleversulzbacher Pfarrhaus. Neun zufriedene Jahre verbrachte er in dem trauten, unweit von Heilbronn gelegenen Dorf. Er erwarb sich einen reichen Segen an Liebe bei denen, welche seiner Seelsorge anvertraut waren. Doch wurden ihm seine nicht allzu schweren Amtsgeschäfte bald zur Last. Den größten Teil davon überließ er einem Vikare, den er sich ständig hielt. Im Pfarrhause schalteten des Dichters Mutter und seine Schwester Klara; als erstere im Jahr 1841 starb, erhielt sie an der Seite von Schillers Mutter auf dem Dorffriedhof ihre letzte Ruhestätte. Von dem Verkehre mit der Nachbarschaft sperrte sich Mörike nicht ganz ab. Häufig war er in Neuenstadt a. d. Linde zu treffen, manchmal in Heilbronn oder Weinsberg. Lieber noch empfing er Gäste bei sich. Bei den Besuchen von Jugendfreunden konnte es recht ausgelassen hergehen, und wenn der Hausherr in der Stimmung war, gehörte er wohl zu den Lustigsten und Uebermütigsten. An die alten Freunde schlossen sich neue an, namentlich die Dichter Karl Mayer, Hermann Kurz und der Aesthetiker Vischer, der nachdrücklicher als irgend ein anderer für die Ausbreitung von Mörikes Dichterruhm gesorgt hat.

Fremden gegenüber zeigte sich der Cleversulzbacher Pfarrherr freilich meist zurückhaltend, wenn nicht mißtrauisch, und nicht von allen, die den Dichter kennen lernen wollten, ließ er sich finden.

Mancherlei litterarische Arbeiten sind in der Stille des Cleversulzbacher Aufenthaltes entstanden. 1836 gab Mörike mit Wilhelm Zimmermann das Jahrbuch schwäbischer Dichter und Novellisten heraus, in das er selbst außer einigen lyrischen Gaben die Märchennovelle „Der Schatz" gestiftet hat. 1838 sammelte er zum erstenmale seine Gedichte, nachdem er bereits zahlreiche Proben davon in verschiedenen Almanachen, dem Morgenblatte, seinem Maler Nolten u. s. w. bekannt gegeben hatte. Das Bändchen von mäßigem Umfang erhielt in den drei weiteren Ausgaben, die der Dichter selbst 1848, 1856 und 1867 veranstaltete, nicht unbedeutenden Zuwachs. 1839 veröffentlichte er unter dem Titel „Iris" fünf Dichtungen: das erwähnte Märchen „Der Schatz", den Text zu der von Ignaz Lachner komponierten und damals in Stuttgart aufgeführten Oper „Die Regenbrüder", das aus dem Maler Nolten entnommene Schattenspiel „Der letzte König von Orplid", die erstmals unter dem Titel „Miß Jenny Harrover" im Taschenbuch Urania 1834 gedruckte Novelle „Lucie Gelmeroth" und das Märchen „Der Bauer und sein Sohn". 1840 verband sich Mörike mit anderen Freunden der antiken Poesie zur Herausgabe einer klassischen Blumenlese. 1842 endlich förderte er eine Auswahl aus Waiblingers Gedichten zum Druck.

1843 entschloß sich Mörike, sein Amt aufzugeben, und schied im Herbste von dem ihm teuer gewordenen Cleversulzbach. Zunächst folgte er einer Einladung Hartlaubs in das Wermutshauser Pfarrhaus. Im nächsten Frühjahre schlug er seinen Wohnsitz in Hall auf. Da ihm das dortige Klima nicht gut bekam, siedelte er bald nach dem Städtchen Mergentheim über, in dessen milder Luft er schon früher Erholung gesucht hatte und sich seine Gesundheit auch jetzt langsam stärkte. Hier reifte wieder eine größere Dichtung heran, die „Idylle vom Bodensee", zu der ihm durch wiederholte Aufenthalte am See die rechte Stimmung geworden war. 1846 erschien das dem Kronprinzen Karl von Württemberg gewidmete Werkchen. In Mergentheim fand Mörike endlich die Gattin. Er

bewohnte dasselbe Haus mit der katholischen Familie eines pensionierten bayerischen Oberstleutnants von Speth. Dessen Tochter Margarete befreundete sich bald mit Klara Mörike, und ein lebhafter Verkehr entspann sich zwischen den beiden Familien. Schließlich kam es zur Verlobung zwischen Mörike und Gretchen. Nunmehr mußte er sich entschließen, nach einer neuen Lebensstellung Umschau zu halten. Mancherlei Plane wurden entworfen und wieder verworfen; es lag auf der Hand: in Stuttgart war am ehesten für ihn ein geeigneter Posten zu finden. Aber ihm graute insgeheim vor dem lärmenden Treiben der großen Stadt. Dennoch reiste er Sommer 1851 dorthin, um seine Sache persönlich zu führen. Wirklich gelang es den Bemühungen seiner Freunde, ihm eine Professur für Litteraturgeschichte am Katharinenstifte zu verschaffen, eine Sinekure, die ihn nur zu einer wöchentlichen Stunde verpflichtete. Herbst 1851 hielt er Hochzeit. Der trotz gegenseitiger Zuneigung nicht ganz harmonischen Ehe entstammten zwei Töchter, Fanny und Maria, von denen die jüngere dem Vater bald im Tode nachgefolgt ist. Mörike vermied es auch in Stuttgart, sich in das öffentliche Leben oder in den gesellschaftlichen Strudel reißen zu lassen. Doch nicht alle Forderungen, die an ihn herantraten, durfte er abweisen, und so völlig wie auf dem Dorf oder in einem Landstädtchen konnte er sich nicht mehr seiner Bequemlichkeit hingeben; häufig waren darum seine Klagen, wie ihm das Leben zerstückt werde. Indessen hatte die Residenz für ihn ohne Zweifel auch ihre Vorzüge: sie vermochte ihm geistige Anregungen verschiedener Art und den Verkehr mit alten Freunden, mit bedeutenden Männern zu bieten. Dichter, Schriftsteller, Gelehrte, Künstler — alle schätzten sich glücklich, Eduard Mörike nahe treten zu dürfen. Besonders wert war diesem der Umgang mit Fr. Th. Vischer, Friedrich Notter, Georg Scherer, Julius Klaiber, Karl Wolff, dem Rektor des Katharinenstiftes. Fremden Besuchern wich er nach wie vor gern aus, aber vertrauliche Beziehungen zu verwandten Geistern, wie Theodor Storm und Moriz von Schwind, gereichten ihm doch zur aufrichtigen Freude. An äußerer Anerkennung fehlte es ihm nicht ganz, so wenig er sich darum bemühte. 1852 verlieh ihm die philosophische Fakultät in Tübingen

den Ehrendoktorgrad, 1862 wurde er, der auch den württembergischen Friedrichsorden besaß, zum Ritter des bayerischen Maximiliansordens ernannt. Er sah einzelne seiner Dichtungen von Moriz von Schwind, Ludwig Richter und Eugen Neureuther illustriert, seine Lieder von zahllosen Komponisten, zum Teil ersten Ranges, komponiert; übrigens haben ihren musikalischen Gehalt am besten, weil am einfachsten, vielleicht ein paar weniger berühmte zeitgenössische Musiker wiedergegeben, die mit Mörikes Wesen innig vertraut waren, vor allem sein Jugendfreund und Ludwigsburger Landsmann Friedrich Kauffmann.

Mörike hat in diesem Lebensabschnitte seine Schriftstellerlaufbahn mit einer Anzahl verschiedenartiger Arbeiten beschlossen. Zu Weihnachten 1852 bescherte er seinen Verehrern „Das Stuttgarter Hutzelmännlein"; die Historie von der schönen Lau, die einen Bestandteil dieser Dichtung ausmacht, wurde 1873 einzeln mit sieben von Schwind gezeichneten Blättern ausgegeben. 1855 besorgte er in Gemeinschaft mit Notter eine Uebersetzung des Theokrit, Bion und Moschos; doch entfallen auf seinen Anteil nur elf Idyllen Theokrits. Zum Mozartjubiläum erschien 1855 im Morgenblatt und Jahrs darauf in Buchform Mörikes letzte größere Schöpfung, die Novelle „Mozart auf der Reise nach Prag", die auch in den deutschen Novellenschatz von Heyse und Kurz übergegangen ist. Dasselbe Jahr brachte unter dem Titel „Vier Erzählungen" die drei schon gedruckten Prosastücke „Der Schatz", „Lucie Gelmeroth", „Der Bauer und sein Sohn" und das vor geraumer Zeit entstandene, aber jetzt erst veröffentlichte Märchen „Die Hand der Jezerte". 1864 endlich gab er eine Neubearbeitung des Anakreon und der sogenannten Anakreontischen Lieder heraus.

Im Jahr 1866 verzichtete Mörike auf sein Lehramt am Katharinenstifte, da ihm bei zunehmender Kränklichkeit die regelmäßige Verpflichtung immer mehr zur Last fiel, so geringe Ansprüche sie an ihn stellte. Bald floh er die Hauptstadt, wo ihn nun nichts mehr festhielt. Er verbannte sich nach dem einsamen Lorch, nach Nürtingen. Herbst 1871 verlegte er indessen seinen Wohnsitz wieder dauernd nach Stuttgart, wo er verborgen seine Tage in den bescheidensten, fast dürftigen Verhältnissen beschloß.

Nur selten noch entlockte er seiner Leier einen Ton. Hin und wieder beschäftigte ihn ein schon lange begonnenes größeres Werk: die Umarbeitung seiner Jugendschöpfung Maler Nolten. Gar langsam rückte die Arbeit vor und war beim Tode des Dichters erst halb gethan. Professor Julius Klaiber, der in die Absichten Mörikes eingeweiht war, machte den Roman vollends druckfähig„ der jetzt in seiner neuen Gestalt den dritten und vierten Band der gesammelten Werke bildet. Mörike starb am 4. Juni 1875 im 71. Lebensjahre, nachdem sich eine Unterleibskrankheit zu seinen alten Nervenstörungen hinzugesellt hatte. Eine schwere Leidenszeit war der Auflösung vorangegangen. Am 6. Juni begrub man ihn auf dem Stuttgarter Pragfriedhof. Es war ohne Frage ein Leichenbegängnis nach dem Herzen des Dichters: kein geräuschvoller Trauerzug, kein eitles Schaugepränge. Ein würdiger Kreis wahrhaft Trauernder versammelte sich in weihevoller Stimmung um das Grab des seltenen Mannes und lauschte den herrlichen Worten, zu denen die Liebe einen der treuesten Freunde des Toten, Friedrich Theodor Vischer, entzündete. Im Jahr 1880 ist Mörike zu Stuttgart in den Anlagen am Fuße der Silberburg ein Denkmal gesetzt worden: die von W. Rösch modellierte Büste giebt die weichen und edlen Züge des Sängers trefflich wieder.

Arm an bedeutsamen Ereignissen, thatenlos und still ist das äußere Leben Mörikes hingeflossen. Wohlmeinende Beurteiler haben es bedauert, daß er sich so völlig auf sich selbst zurückgezogen, nicht mehr in und mit der großen Welt gelebt habe: denn dann hätte er wohl seinen Gesichtskreis und damit die Grenzen seiner Begabung erweitert, einen reicheren Inhalt für seine Poesie gewonnen. Es läßt sich ja nicht leugnen, daß Mörikes Produktionskraft dem Umfange nach nicht eben bedeutend, daß er keineswegs mit allen Erscheinungsformen der Wirklichkeit vertraut gewesen ist. Aber dieser Mangel oder vielmehr diese Beschränkung lag zu tief in seiner Natur begründet, als daß sich hätte dagegen siegreich ankämpfen lassen. Und den unwahrscheinlichen Fall gesetzt, daß er sich selbst überwunden und zum öffentlichen Getriebe mehr positive Beziehungen gefunden, daß er auf diese Weise an Berühmtheit, an Einfluß zugelegt hätte: er wäre dann eben ein anderer ge-

worden. Und das müßte man sicher als Verlust für die deutsche Litteratur bezeichnen. Denn gerade so wie Mörike ist, in seiner ausgeprägten Eigenart, selbst in seiner Beschränkung, bildet er unter den schwäbischen, unter den deutschen Dichtern des 19. Jahrhunderts jene die Herzen erquickende und erhebende Erscheinung. Kaum jemals ist in einem anderen Poeten die Poesie in ihrer reinsten, ursprünglichsten Gestalt ähnlich wie in Mörike verkörpert gewesen. Alles, was er geschaffen hat, trägt das weihevolle Gepräge unmittelbaren künstlerischen Schauens und Empfindens. Nirgends begegnet man bei ihm gewaltsamer Anstrengung, naturwidriger Steigerung der Kräfte, künstlichem Hineinversetzen in fremde Stimmungen, falschem Pathos. Peinlich hat er darüber gewacht, daß jede Absichtlichkeit, jede Tendenz seinem Dichten fernbleibe. Stets ist ihm dieses Selbstzweck gewesen, niemals hat er irgend welchen äußeren Beweggründen, mögen sie Eitelkeit oder Gewinnsucht oder Rücksicht auf den Geschmack des Publikums heißen, das geringste Recht eingeräumt. Er pflegte nicht die Muse an sich zu locken, sondern ließ sich von ihr rufen; er dichtete nur, wenn die richtige Stimmung über ihn kam, ohne diese erzwingen zu wollen. Aber wenn ihn die innere Erregung erfaßte, stand er unter einem unentrinnbaren Zwang, unter einem gebieterischen Gesetze seiner Natur. Alles war bei ihm auf Vertiefung, auf Verinnerlichung gerichtet: je mehr er sich vertiefte und verinnerlichte, um so wertvoller mußten die Aeußerungen seines Genius werden. Ruhe und Einsamkeit waren aber hierfür gewiß die günstigste Bedingung. Nur eines wäre ihm zu gönnen, zu wünschen gewesen: ausreichende Mittel, um, von jeder irdischen Sorge befreit, ganz seinem Genius sich widmen zu können. Der sich allzu weiche, willensschwache und bequeme Mann war nun einmal zu jedem Beruf außer zu dem des Dichters verdorben. Wohl hatte er für alles, was in der Welt vorging, reges Interesse: aber bloß beschauen und betrachten wollte er die Dinge innerhalb seinen vier Wänden, nicht auf den Markt treten, nicht handelnd in das Leben eingreifen. Was für andere nur die Feierstunde bringt, das bildete für ihn das Tagewerk: die Zeit mit Poesie und poetischer Beschäftigung auszufüllen. Er besaß die wunderbare Gabe, was er that und trieb, zu adeln und zu ver-

klären, so daß sich, um mit seinem Freunde Hermann Kurz zu reden, alles unter seiner Hand in Gold verwandelte. Von Hast wußte er nichts, zu den geringfügigsten Geschäften gönnte er sich Muße, den kleinsten Dingen gab er sich liebevoll hin: er besaß, um einen bezeichnenden Ausdruck zu wiederholen, die Andacht zum Unbedeutenden. Er bewies dies in seinem Verhältnis zur Natur, zu den Künsten, zu den Wissenschaften und ebenso gut in den Verrichtungen des alltäglichen Lebens. Er hatte einen offenen Blick, ein inniges Verständnis für die sichtbaren Herrlichkeiten der Natur wie für ihr verborgenes Walten, vertraute Beziehungen fesselten ihn an die Pflanzen-, an die Tierwelt, in den Blumen lag für ihn ein tiefer Sinn, mit allerhand Haustieren und Vögeln hielt er gerne Gemeinschaft. Seine künstlerische Begabung beschränkte sich nicht auf die Poesie. Er war musikkundig in hohem Grade, verfügte über ein vorzugsweise auf das Humoristische gerichtetes Zeichentalent, das der Ausbildung wohl wert gewesen wäre. Das Theater übte auf ihn große Anziehungskraft, und er selbst gebot über die Eigenschaften, welche den Schauspieler ausmachen. Er glänzte ebenso sehr im Vorlesen wie in der Mimik. Legte er in der Jugendzeit während seinem Aufenthalt in Oberschwaben doch sogar eine öffentliche Probe seines Könnens ab! Es war am 4. Februar 1829, daß er zu Mengen, einer wandernden Schauspielertruppe aushelfend, den Hofmarschall Kalb tragierte. Zwar ließ er es bei diesem einmaligen öffentlichen Versuche bewenden, aber manchmal belustigte er, falls ihn die rechte Laune anwandelte, engere Kreise durch seine Nachahmungsgabe. Er erfand allerhand komische Typen, versetzte sich völlig in diese imaginären Charaktere und hielt die Fiktion bis in die kleinsten Einzelheiten aufrecht. Naive Freude am Versteckensspiel, an der Maskerade haftete ihm an. Ein großer Freund von Kindern, wußte er sich in die Vorstellungsweise der Kleinen völlig einzuleben, ergötzte sie durch Märchen, Marionettenspiel und allerhand Kurzweil. Den Künsten war er auch auf ihren untersten Stufen zugethan. Er schätzte das Kunsthandwerk und entwickelte selbst in Handarbeiten kein geringes Geschick. Als Greis noch gab er sich in Lorch einem Töpfer in die Lehre, lernte Blumentöpfe und andere einfache Gefäße selbst

herstellen, die er als Geschenke für Freunde verwandte. Das Schenken war ihm überhaupt Bedürfnis. Was er spendete, waren sinnige Gaben, die meist nur für den Empfänger Wert besaßen: Blumen, Bücher, Noten, Kupferstiche oder selbstgefertigte Sachen. Er selber nahm ähnliche Geschenke von Freundeshand mit naiver Freude entgegen. Glänzende und bunte, seltene und altertümliche Dinge, wie historische Reliquien oder Naturmerkwürdigkeiten, bevorzugte er. Seine Liebhabereien konnten sich bis zum Sammeltriebe, ja zur Sammelwut steigern; seine Autographen- und Petrefaktensammlungen erreichten eine ansehnliche Höhe. Einen nicht unbeträchtlichen Teil seiner Zeit nahm das Briefschreiben in Anspruch. Oftmals brachte er Freunde und Bekannte durch seine Saumseligkeit in der Korrespondenz zur Verzweiflung, denn er griff niemals zur Feder, ohne daß er sich in der rechten inneren Verfassung befand, und formelle Briefe aller Art waren ihm ein Greuel. Aber wenn ihn das Bedürfnis erfaßte, mit einem Vertrauten, zumal mit seinem Hartlaub, schriftliche Zwiesprache zu halten, dann schüttete er sein Herz, breitete er seinen Geist aus und geizte mit keiner Zeit, um dem Freunde verschwenderisch von seinen reichen Schätzen mitzuteilen. Da verschmähte er es nicht, frisch entstandene Gedichte oder Stücke aus seiner jeweiligen Lektüre, die ihm besonders zusagten, als „Lesefrüchte" abzuschreiben. Da erzählte er launige Anekdoten aus seinem Alltagsleben, von ihm „Musterkärtchen" genannt, sie manchmal durch Zeichnungen illustrierend. Da streute er in die Prosa von seinen köstlichen „Hausversen" ein. Mörike war als Gelegenheitspoet fast ausschließlich Haus- und Freundschaftspoet, aber dies auf einzige Weise. Er, der sich niemals zum öffentlichen Festdichter an Gräbern, bei Denkmalweihen oder anderen Feiern hergab, er, der die Höchsten umsonst um eine Strophe bitten ließ, überschüttete freiwillig Schwester, Gattin, Freunde und Freundinnen mit den Gaben seiner Muse. Festliche und zufällige Gelegenheiten nahm er hierzu gleichermaßen wahr. Seinen Geschenken verliehen die beigegebenen Verse erst ihren Wert. Auch äußerlich stattete er seine Widmungsgedichte kunstvoll aus; er holte seine kalligraphische Meisterschaft hervor, verwandte bunte Tinten, zeichnete zierliche Randeinfassungen. Dann

schrieb er wieder seine Reime auf ein Ei oder grub sie auf ein Geschirr, auf ein Stück Holz ein. Natürlich sind diese Verse meist Kinder des Augenblickes, rasch und leicht auf das Papier geworfen, zum Teile förmliche Improvisationen: dem plötzlichen Einfalle folgte die Ausführung unmittelbar auf dem Fuß. Und, von den Stücken abgesehen, welche nachträglich für die Veröffentlichung bestimmt wurden, blieb alles so, wie es entstanden war, wurde kaum je daran gebessert und gefeilt. Darum kann die Form dieser anspruchslosen Gedichtchen so wenig vollendet sein, als ihrem Inhalte Bedeutung zukommt. Aber doch gelangt darin die ganze Eigentümlichkeit und Besonderheit des großen Lyrikers zum Ausdrucke: der ihm angeborene feine Formsinn und die ihm zu Gebote stehende Kunst, die gewöhnlichsten und einfachsten Dinge poetisch zu verklären und auf eine ideale Stufe zu erheben. Wer sich in das geheimste Wesen Mörikes versenken, wer den vollen intimen Reiz seiner Dichterpersönlichkeit auf sich wirken lassen will, darf auch diese unscheinbaren Blüten seines Geistes nicht unbeachtet lassen.

Der künstlerischen Beurteilung und Würdigung Mörikes muß freilich ausschließlich das von ihm selbst dem Druck Uebergebene und in die vierteilige Sammelausgabe Aufgenommene zu Grunde gelegt werden. Der erste Band, der die Lyrik enthält, ist der bedeutungsvollste; denn daß Mörike vorwiegend ein lyrisches Talent ist, bedarf nach dem bereits Gesagten nicht mehr näherer Ausführung. Die Muse hat ihn fast auf seinem ganzen Lebenswege begleitet. Doch macht sich seit der Uebersiedlung nach Stuttgart im Jahr 1851 eine entschiedene Abnahme der Produktionskraft bemerklich; mehr und mehr beschränkt er sich jetzt auf das eigentliche Gelegenheitsgedicht, den Anlaß zum Dichten vorwiegend von außen empfangend. Eine nennenswerte Entwicklung hat er nicht durchgemacht: die Gedichte aus der Studentenzeit und der sich unmittelbar daran anschließenden Periode zeigen ihn bereits auf der Höhe seines lyrischen Vermögens, wie ja auch seine erste epische Leistung seine bedeutsamste geblieben ist. Bescheiden ist der Umfang seiner Gedichtsammlung für den Ertrag eines langen Lebens. Aber auf dem verhältnismäßig beschränkten Raume welch eine Fülle des Lebens, welch ein Reichtum des Inhaltes, welch eine

Mannigfaltigkeit der Stimmungen, Töne und Formen! Bald ist er naiver, bald erhabener, jetzt objektiv volkstümlicher, dann wieder subjektiv kunstmäßiger Lyriker. Tiefgründiger Ernst wechselt mit schalkhaftem Humor, ungebundene, aus sich selbst schaffende Phantasie vermischt sich mit Gefühl, das aus dem innersten Heiligtume der Seele geschöpft ist. Mit einer unendlich künstlerischen, poetischen Anschauungsweise verbindet er Gestaltungskraft und Ausdrucksfähigkeit. Die Figuren seiner Erfindung gewinnen dadurch an Lebendigkeit und Wahrheit, daß er mit ihnen den vertrautesten inneren Verkehr pflegt, ehe er sie zu äußerem Leben erweckt. Ein Hauptgeheimnis seiner Kunst liegt darin, daß seine Worte sich auf das genaueste mit den entsprechenden Gedanken decken, weder hinter ihnen zurückbleiben noch über sie hinausgreifen. Dadurch ergiebt sich die bewundernswerte Natürlichkeit, Klarheit und Anmut seiner Darstellung. Niemals ist er um den rechten Ausdruck verlegen. Als ein Sprachgewaltiger greift er kühn zu charakteristischen Neubildungen. Instinktiv findet er für jeden Gegenstand das passende metrische Gewand. Er handhabt antike und gereimte Versmaße mit gleicher Sicherheit. So straff er in der Form sein kann, wenn ihn dies unerläßlich dünkt, wahrt er sich doch meist mit Bewußtsein einen freieren Standpunkt, der indessen nicht in Willkür ausartet; nur im Bau des Hexameters ist er zu sorglos. Rhythmischer Wohllaut erfüllt seine melodisch dahinfließenden Lieder. Sie haben darum bis in die jüngste Gegenwart die Komponisten angezogen.

Wie bei den meisten großen Lyrikern stehen auch bei Mörike die Liebeslieder in der vordersten Reihe. Wiederholt hat er selbst die Wonnen und Leiden dieses Zustandes durchgekostet. Einer Jugendfreundschaft mit seiner Base Klara Neuffer verdankt man sein frühestes Liebesgedicht von unübertroffener Zartheit („Erinnerung. An C. N."), der Peregrina-Episode jenen Cyklus, der in seiner prachtvollen Bildersprache zum Herrlichsten gehört, was auf dem Gebiete der pathetischen Lyrik geleistet worden ist; andere vortreffliche Stücke sind seiner ersten Braut Luise Rau oder seiner Gattin gewidmet. Ebenso wahr und schön wie persönliche weiß er auch allgemeine Empfindungen wiederzugeben. Seine Liebeslieder im Volkston („Ein Stündlein wohl vor Tag", „Nimmersatte

Liebe", „Das verlassene Mägdlein", „Agnes" u. s. w.) sind Muster innigster Auffassung und anmutigster Behandlung. Vornehmlich giebt er die Gefühle ungestillter Sehnsucht, nicht gefundenen oder verlorenen Liebesglückes wieder; die Entzückungen der Erfüllung, wie er sie in „Schön-Rohtraut" malt, werden nicht in die Welt geposaunt, sondern im schweigenden Herzen verschlossen oder höchstens stummen Zeugen vertraut. Daß Mörike die kecken, übermütigen Klänge des Volksgesanges so gut zu Gebote stehen wie die sentimentalen, dafür legen Gedichte wie „Jung Volker" und „Jung Volkers Lied" glänzendes Zeugnis ab. Nicht minder groß ist er als Dichter der Natur, ob er nun ihre lieblichen oder ihre erhabenen Seiten ins Auge faßt. Mit rein beschreibender Poesie giebt er sich nicht ab. Er pflegt die Natur im Zusammenhange mit den Stimmungen seiner Seele zu betrachten. In derartigen Gedichten („An einem Wintermorgen vor Sonnenaufgang", „Im Frühling", „Besuch in Urach", „Die schöne Buche" u. s. w.) findet er für die ursprünglichsten Gefühle den großartigsten und doch zugleich natürlichsten Ausdruck. Von der Reflexionspoesie hält er sich fern, und nur ganz ausnahmsweise, wie in den sehr jugendlichen Elementen, ist seine Muse mit Philosophie zersetzt. Es wäre ein nutzloses Unterfangen, aus vereinzelten zufälligen Aeußerungen eine bestimmte Weltanschauung Mörikes konstruieren zu wollen. Nur so viel geht aus allem hervor: diese Welt erscheint ihm eher als die beste denn als die schlechteste. Ihm ist gesundes Lebensgefühl eine Quelle frohen Behagens und vergiftet kein Tropfen Weltschmerz die Freude am Dasein. Mild denkt und urteilt er auch über seine Mitmenschen. Mit Gelassenheit nimmt er ihre Thorheiten hin. Seine Satire wird nicht leicht bitter. Gutmütig spöttelt er über „Sommerwesten" oder „Vanillegesichter" und ähnliche von ihm ersonnene Typen, höchstens die „Sehrmänner" („An Longus") vermögen ihn in Harnisch zu bringen. Auch seine Epigramme sind allgemein gehalten, entbehren der persönlichen Spitze. Nach religiösen Gedichten sucht man in Mörikes Sammlung vergebens. Er ist eine tief religiöse Natur, aber kirchliche Rechtgläubigkeit liegt ihm ferne; konfessionellen Uebereifer, dogmatische Streitigkeiten haßt er.

Die Romanzen und Balladen Mörikes zeichnen sich durch bewegte Rhythmik aus. Im ganzen gelingen ihm diejenigen Stücke am besten, welche sich mehr dem volksmäßigen Liede nähern. Die Grenze seines Könnens nach dieser Richtung bezeichnet die wundervolle Romanze vom Feuerreiter. An seinen erzählenden Balladen vermißt man vielfach raschen Fortschritt der Handlung; manche sind auch zu nebelhaft, stehen zu wenig auf dem festen Boden der Wirklichkeit. Dagegen kann sich Mörike als poetischer Märchenerzähler in seinem ureigenen Reich, in dem der Phantasie, frei bewegen. In dem köstlichen „Märchen vom sichern Mann" hat der abenteuerlichste Humor der Romantik mit der gestaltungskräftigsten Plastik der Antike einen äußerst originellen Bund eingegangen. Nicht minder Vorzügliches bietet Mörike in seinen Idyllen. Er schildert darin teils die Reize beschaulichen Stilllebens überhaupt, teils die unschuldigen ländlichen Vergnügungen im besonderen, beides nach eigener Erfahrung. Alles ist naiv aufgefaßt und anschaulich dargestellt und doch zugleich aus der alltäglichen Sphäre in die höhere der Poesie gerückt. Neben dem reizenden alten Turmhahn und anderem gehört dieser Gattung auch Mörikes umfangreichste Schöpfung in gebundener Redeweise, die „Idylle vom Bodensee", an. Die liebenswürdige Dichtung krankt an einem unverkennbaren Fehler der Komposition: die Haupthandlung dient eigentlich nur dazu, eine Episode, die von den sieben Gesängen vier beansprucht, zu umrahmen, und der Zusammenhang der beiden Hälften ist ziemlich locker. Aber welch ein ausbündiger Humor herrscht namentlich in der Episode, zu dem die überaus zarte und duftige Liebesszene des fünften Gesanges auf's wirksamste kontrastiert! Und wie reizend weiß der Dichter die Ufer des schwäbischen Meeres in ihrer ganzen Lieblichkeit, das Treiben des dortigen Fischer- und Schiffervölkleins in bunt wechselnden Bildern dem Leser vorzuzaubern!

Die beiden dramatischen Arbeiten, das Schattenspiel „Der letzte König von Orplid" und das Singspiel „Die Regenbrüder", sind romantische Gelegenheitsstücke, die wohl allgemein dichterische, aber keine spezifisch szenischen Vorzüge aufweisen. Für dieses Fach fehlen Mörike wirklich die „derberen poetischen Freß- und Ver-

bauungswerkzeuge", die Strauß ihm gewünscht hat. Unter seinen epischen Prosadichtungen ragt nach Umfang und Bedeutung der Roman „Maler Nolten" hervor. Während die Braut des Titelhelden, die anmutige Försterstochter Agnes, sich in quälenden Zweifeln verzehrt, ob sie, das einfache Landkind, als Gattin dem Geliebten genügen werde, wendet sich Theobald Nolten auf einen Scheinbeweis ihrer Untreue hin ohne jede Erklärung von ihr ab, der er innerlich bereits völlig entfremdet ist. Die Liebe zu einer schönen jungen Witwe, der Gräfin Konstanze von Armond, gewährt ihm Ersatz; er wird durch sie in die vornehme Welt eingeführt und gelangt so als Künstler rasch zu Ansehen. Aber Noltens vertrauter Freund, der Schauspieler Larkens, betrachtet den Bruch mit Agnes als das größte Unglück für jenen und erhält deshalb durch gefälschte Briefe das Mädchen in dem Wahn, als ob zwischen ihr und Theobald alles in bester Ordnung sei. Durch ein gewagtes Intriguenspiel trennt Larkens dann den Freund von Konstanze und führt ihn in die Arme der Verlobten zurück. An ihrer Seite verlebt Nolten, der nahen Hochzeit entgegenharrend, Tage reinsten Glückes, auf das nur Agnes' überreizter Gemütszustand Schatten wirft. Nach Larkens' tragischem Ende läßt er sich von der Erinnerung an den teueren Freund verleiten, der Braut zu gestehen, was sie dem Toten zu danken habe. Doch ihr angegriffener Seelenorganismus hält den Aufregungen dieser Entdeckung nicht mehr stand, der längst in ihr schlummernde Wahnsinn bricht aus, und sie benützt einen unbewachten Augenblick, um sich in einem Waldbrunnen zu ertränken. Nolten folgt der Geliebten im Tode nach. Obgleich diese ganze menschliche Charakterentwicklung vollkommen glaubhaft dargestellt und auf's sorgfältigste motiviert ist, hat der Dichter doch noch durch romantische Zuthaten die Wirkung zu verstärken gesucht. Höhere, übersinnliche Mächte, hauptsächlich durch die Zigeunerin Elisabeth vertreten, greifen geheimnisvoll in den Gang der Handlung ein, ja, bestimmen das Schicksal der Liebenden im voraus. Diese Duplizität der Grundidee schadet, wie schon die zeitgenössische Kritik bemerkt hat, dem Romane. Ein innerer Zwiespalt durchzieht ihn, der sich bis auf die Katastrophe erstreckt, die Komposition ist zu verwickelt und

undurchsichtig geworden. Mörike, der dies selbst fühlte, hat in der Umarbeitung, die sich vorzugsweise auf die vorderen Partien bezieht, den romantischen Bestand stark beschnitten, ohne indessen den Grundmangel beseitigen zu können. Was man sonst an Maler Nolten ausgesetzt hat, sind Aeußerlichkeiten, die nicht viel bedeuten. Was ließe sich dagegen alles zu seinem Lobe sagen! Das ist keines von den Büchern, die man mit atemloser Spannung durchrast, aber je vertrauter man sich damit macht, zu desto größerer Bewunderung zwingt die ungewöhnliche Durchgeistigung des schon an sich anziehenden Stoffes. Selten ist das innere Leben mit ähnlichem psychologischen Tiefblicke gezeichnet worden, wie von diesem Dichter, der den leisesten und zartesten Regungen der Seele nachzuspüren versteht. Die Darstellung hält sich überall streng an die Gesetze edelster Schönheit. Ueberwiegt auch im Ausdrucke das Feine, Sinnige, Duftende, so fehlt doch keineswegs kräftige, ja leidenschaftliche Beredsamkeit, wenn sie der Augenblick erfordert. Klar und rein fließen die Perioden dahin. An Goethe hat Mörike seinen Stil gebildet, und der Meister darf stolz sein auf solchen Schüler.

Die kleine Novelle „Lucie Gelmeroth" steht dem Maler Nolten zeitlich wie innerlich nahe. Auch hier ist mit außerordentlicher Feinheit die seelische Verwirrung eines Mädchens geschildert; der Krankheitsprozeß endet aber diesmal mit Heilung. Als die abgeklärteste und ausgereifteste, wenn auch nicht tiefste und bedeutendste Prosaschöpfung Mörikes muß die Novelle „Mozart auf der Reise nach Prag" bezeichnet werden. Ein sonniger Tag aus dem Leben des Meisters, auf dessen Haupt sich bereits Todesschatten senken, wird darin vorgeführt. Die Geschichte ist keineswegs historisch, aber ein völlig lebenswahres Charakterbild des Helden, zu dem sich Mörike sympathetisch hingezogen fühlt, tritt uns entgegen. Der Wert des Ganzen beruht weniger auf der Handlung, die einfach ist, sogar eines eigentlichen Höhepunktes entbehrt, als vielmehr auf der Stimmungsmalerei, der geistvollen Detailarbeit. Die Sprache hat hier den höchsten Grad der Veredlung und ungesuchten Vornehmheit erreicht. Die Stoffe zu Mörikes Märchen sind vom Dichter durchweg frei erfunden. In den beiden größeren

Stücken, „Der Schatz“ und „Das Stuttgarter Hutzelmännlein“, werden Menschenkinder und Fabelgestalten in wundersamer Weise durcheinandergewirbelt. In ersterem durchkreuzen sich ein höchst profaner Liebeshandel, eine romantische Rittergeschichte und ein luftiger Elfentraum. Reiner und naiver ist der Märchenton im Hutzelmännlein getroffen. Dieser gutmütige Kobold, den der Dichter in und um Stuttgart sein Wesen treiben läßt, setzt zwei Paare Glücksschuhe in die Welt, deren Besitzer die merkwürdigsten Abenteuer erleben. In die Haupthandlung sind Episoden geschickt verwoben. Lustige Schwänke vom Hutzelmännlein, vor allem aber die poesievolle Historie von der schönen Lau, einer Wasserfee, die, weil sie ihrem Gemahl, einem alten Donaunix, nur tote Kinder zur Welt gebracht hat, von dessen Hof verbannt bleibt, bis sie fünfmal von Herzen gelacht hat. Erstaunliche Phantasie und erfrischender Humor walten in der ganzen Dichtung, und überdies ist der schwäbische Volkston vorzüglich getroffen, sind volkstümliche Bräuche und Redensarten glücklich verwendet, so daß die täuschende Wirkung hervorgebracht wird, als ob ein uraltes Volksmärchen vorliege.

Trotz aller scharf ausgeprägten Eigenart steht Mörike mit den litterarischen Strömungen seiner Epoche in nahem Zusammenhang. Er ist vor allem ein echter Sohn der Romantik. Ihre wissenschaftliche Seite hat ihn freilich weniger gekümmert, mit der systematischen Erforschung und Wiederbelebung des Mittelalters hat er sich nicht abgegeben, hierin sich bestimmt von Uhland unterscheidend. Aber es ist unverkennbar, daß sein poetisches Wesen in der allgemein geistigen Atmosphäre dieser Richtung herangereift ist. Das Phantastische, das Abenteuerliche, das Märchenhafte, das Ahnungsvolle an der Romantik hat er freudig aufgegriffen und energisch festgehalten. In dieser Hinsicht steht er Kerner am nächsten. Allerhand Aberglauben bewältigt ihn, und die Geisterwelt ist für ihn kein leerer Wahn. Indessen hält bei Mörike ein unwiderstehlicher Zug zum klassischen Schönheitsideale der Hingabe an die Romantik das Gleichgewicht. Er steht im Banne Goethes. Er bewundert die griechisch-römische Kultur, und die Beschäftigung mit dieser zieht sich durch sein ganzes Leben hindurch. Die Annäherung

an die griechische Lyrik gehört zu den wesentlichen Bestandteilen seiner Gedichte höheren Stiles. So bewahrt ihn der Geist der Antike davor, sich in den Irrgärten der Romantik zu verlieren. Diese und die Klassizität haben an seiner Bildung fast gleichermaßen Anteil. Von seinen beiden Jugendfreunden Waiblinger und Bauer gilt ungefähr dasselbe; aber nur bei Mörike haben sich beide Elemente organisch zu einer neuen Einheit verschmolzen.

Eine Reihe hervorstechender Eigenschaften teilt Mörike mit seinen Stammesgenossen. Schwäbisch ist an ihm das Ueberwiegen der lyrischen Begabung, die starke Einbildungskraft, der fröhlich frische Humor, schwäbisch der Gegensatz zwischen dem kühnen Fluge der Phantasie in's Schrankenlose und dem Vergraben der eigenen Person in der Enge des Heimatlandes, schwäbisch eine gewisse Schwerfälligkeit im Leben wie in der Komposition größerer Kunstwerke. Diese allgemeinen Züge haben indessen bei Mörike eine so eigentümliche Ausbildung erfahren, eine so charakteristische Richtung genommen, daß er sich doch wieder von allen seinen dichtenden Landsleuten auf's entschiedenste abhebt. Man kann vielleicht sagen, daß nur auf schwäbischem Boden ein derartiger Dichter gedeihen konnte, gewiß aber ist auch hier nur einmal ein solcher erstanden. Mörike überragt an rein poetischen Eigenschaften die schwäbischen Dichter des 19. Jahrhunderts insgesamt, auch Kerner und Uhland. Letzterer konnte andere Vorzüge in die Wagschale werfen, wodurch er kräftiger und mehr in die Weite gewirkt hat als Mörike; auch zeigt er sich diesem in der Ballade entschieden überlegen. Mörike ist innerhalb der schwäbischen Dichtergruppe der erste Liedersänger, ja sogar unter den deutschen Lyrikern, die nach Goethe aufgetreten sind, darf er getrost jedem die Siegespalme streitig machen. Lange genug hat es gewährt, bis sich sein Genie siegreich durchgekämpft hat. Sein Hervortreten fiel in eine Periode, da die tendenzlose Poesie im Preise gesunken war. Die mächtig brausenden Wogen der politischen Bewegung übertönten die süßen Lieder des unpolitischen Sängers. Mit dem Strome der Zeit zu schwimmen, war ihm nicht gegeben, und von seinen ästhetischen Grundsätzen opferte er nicht den geringfügigsten Teil der Mode. So schloß sich zunächst nur ein kleines Häuflein erlesener Geister mit Be-

geisterung an ihn an. Doch diese Schar ist im Laufe der Jahre stätig gewachsen, Mörikes poetische Größe gehört schon heute zu den feststehenden Dogmen unserer litterarhistorischen Wissenschaft, und wenn nicht alles trügt, ist sein Gestirn noch immer im Aufstiege begriffen. In die Massen wird er allerdings niemals dringen. Die Zartheit seiner Auffassung, die Eigenart seiner Phantasie und seines ganz von Phantasie durchtränkten Humors setzt eine Reinheit und Feinheit des Geschmackes voraus, wie sie nur die Kunstgebildeten besitzen. Diese aber werden sich erquicken und erbauen an seiner Muse noch in den fernesten Zeiten.

Ludwig Bauer, der dritte im Jugendbunde mit Mörike und Waiblinger, hat weder von der nachhaltig wirkenden Größe des einen noch von dem genialischen Ungestüme des anderen etwas an sich. Zwar verleugnet er in seinem litterarischen Schaffen niemals den kenntnisreichen und geschmackvollen Mann von hohem Streben und künstlerischem Ernst. Aber seine poetischen Leistungen sind mehr Erzeugnisse der Bildung als ursprünglicher Begabung, sie tragen keine deutlich erkennbare Physiognomie und sind darum trotz mancherlei Vorzügen rasch der Vergessenheit anheimgefallen.

Nach Beendigung der Universitätsstudien übernahm Bauer mit 22 Jahren die ihm angebotene Hohenloher Patronatspfarrei Ernsbach (O.A. Oehringen). Wohl hätte es ihn gelüstet, sich vorher in der Welt umzusehen, was bei seiner großen Rezeptivität gewiß für die Entwicklung seines Talentes nützlich gewesen wäre: aber er hatte sich schon als Student verlobt, und so spann er sich, noch ein Jüngling, auf einem einsamen Dorf in die Enge eines allerdings glücklichen Familienlebens ein. 1831 folgte er einem Ruf als Lehrer für klassische Philologie an die neu gegründete Erziehungsanstalt Stetten im Remsthal. 1835 siedelte er nach Stuttgart über, wo er als Professor, zunächst am Katharinenstifte, nach Schwabs Abgang am Obergymnasium, thätig war. Jetzt stand er auf dem richtigen Posten. Mit gründlichen Kenntnissen in den alten Sprachen und der Geschichte, in welchen Fächern er zu unterrichten hatte, verband er eine seltene Lehrgabe und gewann durch liebenswürdiges Wesen die Herzen seiner Schüler. Im Winter hielt er wiederholt Vorträge für Damen über neuere Ge-

schichte und Litteratur. An dem geselligen Leben der Residenz nahm er regen Anteil. Mit der ihm angeborenen Beweglichkeit und Munterkeit des Franken bildete er den Mittelpunkt der geselligen Kreise, in denen er sich bewegte. „Es war ihm wohl," sagt Strauß, „und so wurde es auch denen wohl, die ihn sprechen hörten und trinken sahen." Ein Stück Schubart steckte in ihm. Gleich diesem wirkte er am stärksten durch den unmittelbaren Reiz seiner Persönlichkeit, gab er im mündlichen Umgange sein Bestes. Seine musikalische Begabung war eine Quelle des Genusses für ihn und andere, zumal wenn er am Klaviere frei phantasierte. Aber von Schubarts bösen Leidenschaften wußte Bauers harmonische Natur nichts. Er war gewissenhaft und pflichtbewußt, bieder und treuherzig, dabei jedoch ungemein empfindsam und gar zu weich, so daß er fremden Einwirkungen nicht immer widerstand. Ein langes Leben schien dem kräftigen Manne beschieden zu sein. Da raffte ihn eine rasch verlaufende Lungenentzündung am 22. Mai 1846 in der Blüte der Jahre hinweg.

Bauer hat, namentlich während seiner Stuttgarter Zeit, eine emsige und vielseitige litterarische Thätigkeit entfaltet. Seine hauptsächliche Liebe gilt dem Drama. Er verfügt über die für dieses Fach unentbehrliche Lebendigkeit, aber nicht im hinreichenden Maß über festes Gestaltungsvermögen. Seine Personen sind ganz von Gefühlen, und zwar vorzugsweise von edlen, beherrscht, seinen Charakteren mangelt die Realität, seinen Handlungen der ernsthafte Konflikt. Verhältnismäßig am meisten befriedigt die 1836 erschienene Trilogie „Alexander der Große". Der als „Dichtergabe zum Kölner Dombau" 1842 veröffentlichte „Kaiser Barbarossa" ist eine gut gemeinte, aber schwächliche poetische Leistung. Die beiden der Orplidsage entnommenen, ganz im Tone der Shakespeareschen Märchenspiele gehaltenen Dramen, „Der heimliche Maluff" (1828 gedruckt) und „Orplids letzte Tage" (erst in Bauers Schriften 1847 gedruckt), werden schon durch den zu grillenhaft subjektiven Stoff auf das Niveau von Gelegenheitsstücken herabgedrückt. Ferner hat Bauer sechs Dramen, Finrod, Abälard und Heloise, zwei weitere Hohenstaufenschauspiele und zwei Lustspiele, vollendet, die niemals gedruckt worden sind. Dasselbe

Schicksal erfuhren einige Erzählungen, während ein zweibändiger burlesk komischer Zeitroman, „Die Ueberschwänglichen“, 1836 an die Oeffentlichkeit trat. In der teilweise von Jean Paul beeinflußten Erzählung waltet bei frischer Darstellungsweise und glücklicher Erfindungsgabe gute Laune und mitunter treffende Satire. Seine gefälligen, aber wenig bedeutenden lyrischen Gedichte sind nicht gesammelt. Proben davon enthalten „Ludwig Bauer's Schriften“, 1847 nach dem Tode des Dichters in einer einbändigen Auswahl von Freunden herausgegeben. Darin finden sich außer einigen Dramen auch vorzügliche, musterhaft stilisierte populär-wissenschaftliche Abhandlungen, zuerst in dem Morgenblatt oder der Allgemeinen Zeitung abgedruckt, und eine Anzahl herrlicher Briefe. Bauer ähnelt auch darin Schubart, daß ihm die dem Gesprächstone nahe stehende, einfach ungezwungene Gedankenmitteilung am besten gelingt. Seine gewichtigste wissenschaftliche Leistung war eine sechsbändige im Vereine mit zwei Freunden geschriebene „Allgemeine Weltgeschichte“ (1836/9). Außerdem beteiligte er sich an einer Don Quijote-Uebersetzung, bearbeitete eine Auswahl römischer Satiren und Epigramme für reifere Schüler und veröffentlichte 1842 das Jahrbuch „Schwaben, wie es war und ist“, wozu namhafte schwäbische Autoren wertvolle Aufsätze geliefert haben.

Viertes Kapitel.

Die Lyrik.

„Singe, wem Gesang gegeben!“ Kein Geringerer, als Uhland, hatte diese Losung ausgeteilt. Sie wurde von Berufenen wie Unberufenen aufgegriffen und befolgt. Eine wahre Sintflut von Versen ergoß sich über das Schwabenland, eine lyrische Fieberepidemie packte die ganze Bevölkerung. Den wenigen großen Dichtern gesellten sich viele mittlere und kleine bei. An die wirklichen poetischen Talente hängte sich eine endlose Schar von reimenden Männern und Frauen, Jünglingen und Mädchen. Je mehr die Poesie Ge-

meingut des ganzen Volkes wurde, desto mehr lag das Handwerkszeug der Kunst für alle zur Benützung bereit, desto leichter ließ sich jene äußerliche Fertigkeit erwerben, mit der Dichterlinge den Schein der Poesie erhaschen, ohne ihres Geistes einen Hauch verspürt zu haben. Man durfte sicher sein, in jedem zehnten Schwaben wenigstens einen Gelegenheitspoeten zu finden, der, wenn seine Erzeugnisse auch nicht durch den Druck verbreitet wurden und in die Weite wirkten, doch im engsten Kreis als Genie angestaunt ward. Alle Stände, alle Schichten der Bevölkerung, Gebildete und Ungebildete, Vornehme und Geringe, Städter und Dörfler waren in Mitleidenschaft gezogen. Niemand wollte zurückbleiben. Als man eines Abends im Weinsberger Kernerhause Gedichte vorlas, stellte sich schließlich auch der Hausknecht mit Versen ein, die er „dem treuen Doktorsgaul am gelben Chaislein" gewidmet hatte. Ein Stubenmädchen im Stuttgarter Gasthofe zum König von England setzte in Lenau, den sie zu bedienen hatte, so großes Vertrauen, daß sie ihm ihre handschriftliche Gedichtsammlung zur Beurteilung übergab. Derselbe unglückliche Dichter entdeckte, nachdem ihn die Irrenanstalt Winnenthal aufgenommen hatte, in seinem Wärter Sachsenheim einen „Kollegen in Apoll". Auf manchen Dörfern trieben sogenannte Naturdichter ihr Wesen, die für frohe und traurige Fälle Verse in Bereitschaft hielten, von den übrigen Bauern ihrer brotlosen Kunst wegen jedoch öfters mißachtet als bewundert wurden. Mit dem poetischen Drange hielt die Sangeslust gleichen Schritt. Singvereine und Liedertafeln erstanden allerorten.

Gewiß war es ein goldenes Zeitalter der Poesie, da diese in ihrer reinsten Gestalt die allgemeine Teilnahme in Anspruch nehmen, da ein einzelnes Gedicht das Tagesereignis, das Tagesgespräch bilden konnte. Aber das Uebermaß, das unleugbar in der geschilderten Bewegung lag, erzeugte Lächerlichkeiten, forderte zu Spott heraus. Und schließlich mußte sich Uebersättigung einstellen. Die Liebhaberei für den Roman verschlang nach und nach das Interesse an der Lyrik. Gleichzeitig ging in den sich höher und höher türmenden Wogen des politischen Kampfes die tendenzlose Poesie zum guten Teil unter. Um die Mitte des Jahrhunderts war die Lyrik bereits in der allgemeinen Wertschätzung tief gesunken, und

bis auf den heutigen Tag hat sie sich noch nicht ihre alte Stellung zurückerobert. Daß die Schwaben dieser edelsten Form der Dichtkunst, auch noch in einer Periode, da Geld und Ehren kaum mehr damit zu gewinnen waren, unverbrüchlich treu geblieben sind, darf ihnen die deutsche Litteraturgeschichte nicht vergessen.

In der Pflege der Lyrik mit Einschluß der verwandten epischen Gattungen, Romanze, Ballade und Verserzählung, haben sich also die schwäbischen Dichter im 19. Jahrhundert, von Uhland ihren Ausgang nehmend, zusammengefunden. Und zwar erwies sich ihre Vorliebe für die Lyrik so stark, daß sie auch in anderen Gattungen nicht selten den lyrischen Elementen ein störendes Uebergewicht einräumten. Innigkeit des Gefühles, Wärme des Gemütes bildete den Grundton ihrer Liederweisen. Eine leicht erregbare und weit tragende Phantasie gesellte sich hinzu, ohne daß sie sich — dank ihrem gesunden Sinne für das Wirkliche — in die Phantastereien anderer Romantiker verloren. Ein unwiderstehlicher, tief innerlicher Zug zur Natur nahm die verschiedensten Gestalten an. Ihre reine und keusche Muse war ein Hort deutscher Zucht und Sitte, wie diese schwäbischen Dichter auch im Leben der überwiegenden Mehrzahl nach als charaktervolle und gesinnungstüchtige Männer aufrecht dastanden. In der Darstellung bevorzugten sie frische Natürlichkeit, schmucklose Einfachheit; auf die Form verwandten sie nicht immer die gebührende Sorgfalt, und durch ihren Dialekt ließen sie sich, wie schon Schiller, leicht zu schlechten Reimen verführen. Häufig schlug ihre Empfindung in Weichlichkeit, ihr schlichtes Wesen in Plattheit um. Die wenigsten von ihnen lebten sich völlig aus, wußten ihren eng gezogenen heimatlichen Horizont zu erweitern. Bei vielen wollte deshalb der Fortgang dem Anfange nicht entsprechen: sie gaben in jungen Jahren ihr Bestes und verstummten frühzeitig. Es fehlte ferner die heiße Leidenschaft, die mächtige Sinnlichkeit, Eigenschaften, die wir schon bei Uhland vermißt haben. Bei den kleineren Geistern zumal pflegte der Gehalt nicht der mechanischen Fertigkeit zu entsprechen. Weit mehr als für die eigentliche Lyrik gilt dies für die Balladendichtung. Die von dem Durchschnitte hierfür verwendeten Stoffe waren entweder verbraucht oder unbedeutend. Die Hohenstaufen wurden bis zum Ueberdrusse

breit geschlagen, die wenigen markanten Gegenstände aus der württembergischen Sage und Geschichte unermüdlich variiert. Schließlich klammerte man sich an jede Bergruine, mit der sich irgend eine Ueberlieferung verknüpft hatte. Die Gestaltungskraft erwies sich dabei meist als unzulänglich, und es entstanden reizlose Bilder von unklarer Zeichnung und verschwommenen Farben.

An diesen allgemeinen Vorzügen und Schwächen nehmen natürlich die einzelnen Glieder des schwäbischen Dichterkreises in sehr verschiedenem Maße teil. Manche haben sich wirklich unabhängig zu stellen gewußt und aus eigenem Schnabel gesungen, was ihnen aus dem Herzen drang, welches Wort Justinus Kerner in zu verallgemeinender Weise auf alle seine Sangesgenossen angewandt hat. Der Selbständigsten einer war Gustav Pfizer, der als einer der Koryphäen der schwäbischen Lyrik anerkannt ist. Er kam am 29. Juli 1807 in Stuttgart, wo sein Vater Obertribunaldirektor war, zur Welt. Vom dortigen Gymnasium trat er 1821 in das Seminar Blaubeuren über. Strauß, mit dem er innerhalb einer beispiellos begabten Promotion um den ersten Platz zu ringen hatte, charakterisiert ihn als eine feine, im besten Sinne vornehme Natur, die sich von dem nicht immer feinen Treiben der Mehrzahl reinlich und ironisch zurückzog, nur einem gewählten Kreise von Fähigeren und Gebildeteren die Schätze seines Inneren erschloß. So blieb seine geistige Physiognomie das ganze Leben über. Nach fünfjährigem Studium im Tübinger Stifte, das ihm auch die Freundschaft mit seinem Lehrer Uhland eintrug, legte er ein glänzendes Examen ab, wurde Stiftsrepetent, verzichtete dann aber auf die theologische Laufbahn. In Stuttgart führte er ein durch den Umgang mit vielen bedeutenden Genossen angeregtes freies Litteratenleben, das 1834 durch eine italienische Reise eine Unterbrechung erfuhr. Schon 1831 hatte er seine „Gedichte“ herausgegeben. 1835 veranstaltete er eine „Neue Sammlung“, 1840 reihten sich „Dichtungen epischer und episch-lyrischer Gattung“ an, 1844 folgten „historisch-poetische Bilder aus dem fünfzehnten Jahrhundert“ unter dem Titel „Der Welsche und der Deutsche. Aeneas Sylvius Piccolomini (Pabst Pius II.) und Gregor von Heimburg“. Daneben liefen allerhand sonstige Arbeiten her: 1836 „Martin Luthers

Leben", ein gutes Volksbuch, dem sich 1840 eine Ausgabe der Werke des Reformators anschloß, 1836/9 die Verdeutschung der Dichtungen Byrons, 1837 eine kritischer Versuch über Uhland und Rückert, 1843 eine Uebertragung der Nibelungen in's Neuhochdeutsche. Auch bestellte Ware, wie die im Vereine mit Notter übersetzten Romane von E. L. Bulwer (1838/43) und G. P. R. James (1838/44), wurde geliefert. Seit 1836 redigierte Pfizer die dem Ausland beigegebenen „Blätter zur Kunde der Literatur des Auslandes", seit 1838 den poetischen Teil des Morgenblattes. Indessen mußte es ihm, nachdem er mit Marie Jäger einen eigenen glücklichen Hausstand gegründet hatte, doch wünschenswert erscheinen, in eine feste Lebensstellung einzurücken. Die ihm völlig zusagende Professur für deutsche Sprache und Litteratur am Stuttgarter Obergymnasium bot sich ihm 1846 dar, und er behielt sie bis 1872 bei. Damals entstanden zwei gediegene Werke für die Jugend, eine „Geschichte Alexanders des Großen" (1846) und eine „Geschichte der Griechen" (1847). Das Jahr 1848 rief ihn, der die Gesinnungen seines Bruders Paul völlig teilte, in die politische Arena. Er gehörte der Bürgerwehr an, spielte im Vaterländischen Verein eine hervorragende Rolle. In schneidigen Zeitungsartikeln und Flugschriften trat er für die deutsche Einheit und die preußische Vorherrschaft mit rücksichtsloser Energie ein. 1849 wurde er vom Stuttgarter Amt in die erste verfassungsberatende Landesversammlung gewählt. Als dann die Reaktion hereinbrach, zog er sich mißmutig mehr und mehr von der Politik, von der Oeffentlichkeit zurück. Aber es war ihm wenigstens beschieden, die Erfüllung aller seiner patriotischen Wünsche zu erleben. Jetzt erhob er auch wieder die Dichterstimme, indem er 1876 anonym „Gereimte Räthsel aus dem Deutschen Reich" veröffentlichte. Der an Körper und Geist frische Greis führte ein durch viele Verluste von Lieben getrübtes, vereinsamtes Alter. Er erlag am 19. Juli 1890 in Stuttgart den Folgen eines Schlagflusses. 1891 wurde noch von ihm ein Band „Gereimte Rätsel aus dem Nachlaß" als Manuskript gedruckt.

Mit Uhland und den übrigen schwäbischen Dichtern trifft Gustav Pfizer in der edlen, keuschen Haltung, in der echt deutschen Gesinnung zusammen. Aber sonst bildet er in den entscheidenden

Punkten ihr gerades Widerspiel. Von ihrer heiteren Sangeslust, ihrer harmlosen Naturfreude, ihrer einfachen Gefühlssprache hat er sehr wenig an sich. Anmut und Leichtigkeit, Scherz und Humor weichen bei ihm vor einem fast unbesiegbaren, strengen, oftmals düsteren Ernste zurück. Etwas Greisenhaftes klebt seiner Muse an. Gedankentief, gedankenschwer giebt sie sich. Er ist nicht naiver Lyriker, sondern durch und durch Reflexionspoet. Er liebt es, in den Born geheimnisvoller, manchmal auch dunkler Lebensweisheit hinabzutauchen. Seine Phantasie ist auf das Große, das Imposante gerichtet. Zum Gewöhnlichen, zum Trivialen läßt er sich nicht herab. Er meidet die viel begangenen Wege. Er sucht nach eigenartigen Stoffen, deren Wirkung freilich darum oftmals versagt, weil man ihnen die Mühe des Suchens zu deutlich anmerkt. In der Darstellung verfügt er über rhetorische Fülle, über Schwung und Phantasie des Ausdruckes. Aber neben Bildern von überraschender Neuheit und Kühnheit finden sich viele seltsame und unklare Wendungen. Ein ungewöhnlicher Reichtum an poetischen Formen steht ihm zu Gebote. Seine wirklich schönen Sonette, seine zahlreichen Gaselen, deren Inhalt allerdings nur eine Spielerei des Gefühles ist, beweisen seine technische Meisterschaft. Leider hat es ihm nicht immer beliebt, diese auszuüben. Kaum ein anderer schwäbischer Dichter hat sich so willkürlich über die prosodischen und metrischen Regeln hinweggesetzt. Namentlich erzeugt die gewaltsame Vertauschung von Hebungen und Senkungen im Versbau unerträgliche Härten. Das musikalisch-rhythmische Gefühl scheint Pfizer völlig abgegangen zu sein. Nicht minder mißachtet er die grammatikalischen Gesetze. So machen seine Leistungen einen äußerst ungleichen Eindruck. Er gewährt im einzelnen wunderbare poetische Tiefblicke, befriedigt aber im ganzen wenig.

Offenbar hat Pfizer es selbst empfunden, daß die reine Lyrik seinem Talente nicht anstehe. Von Liebe hat er fast gar nicht gesungen. Neben der Balladen- und Gedankenpoesie hat er die Zeitdichtung gepflegt, namentlich die polnischen Vaterlandskämpfer verherrlicht. Ein wichtiges Element seiner Muse bildet — wiederum im Gegensatze zu Uhland und dessen Jüngern — die Begeisterung für die Antike, zumal das Hellenentum. Allmählich ist dann Pfizer ganz

zur Didaktik und Epik übergegangen. Die „Fragmente aus Italien", „Pompeji" und „Meerfahrt", verraten eine schöne Begabung für lehrhaft-betrachtende Poesie. Eine eigenartige, nur durch den übereilten Schluß beeinträchtigte Wirkung thut die groß gedachte und philosophisch gehaltvolle Dichtung „Salomos Nächte". Die beiden Romanzenkränze „Ezzelin, Tyrann von Padua" und „Die Tartarenschlacht bei Wahlstatt" müßten sorgfältiger durchgearbeitet sein, wenn ihre Breite nicht den Leser ermüden sollte. Noch mehr werden durch Weitschweifigkeit die unter dem Titel „Der Welsche und der Deutsche" zusammengefaßten Kulturbilder aus dem 15. Jahrhundert beeinträchtigt.

Was hat doch einer so reichen poetischen Kraft — denn das ist Gustav Pfizer trotz allem gewesen — vorzeitig die Schwingen gelähmt? Eine herbe Verurteilung seiner Muse durch den greisen Goethe verwundete ihn allerdings tief. Daß ihn Heine, gegen den er in der Deutschen Vierteljahrsschrift von 1838 schonungslos, aber würdevoll aufgetreten war, in dem berüchtigten Schwabenspiegel begeiferte, konnte ihm kaum eine so große Anfechtung sein, zumal da er sich in dieser Fehde vielseitiger Zustimmung erfreuen durfte. Doch welche Gründe immer vorgelegen haben mögen, man muß es unter allen Umständen bedauern, daß Pfizer nach so stolzen Anfängen im besten Mannesalter seine Muse feiern ließ, um sie erst wieder als Greis zu endlosen Rätselspielen zu erwecken.

Eine ebenso eigenartige als sympathische Erscheinung ist Graf Alexander Christian Friedrich von Württemberg. Als Sohn Herzog Wilhelms, eines Bruders König Friedrichs, aus dessen Ehe mit einer Burggräfin von Tunderfeld-Rhodis am 5. November 1801 zu Kopenhagen, wo sein Vater damals Gouverneur war, geboren, erhielt er teils in seiner schwäbischen Heimat, teils in der Schweiz eine gediegene Erziehung. Dann trat er in das württembergische Heer ein. Der schöne, kraftstrotzende, in allen Leibesübungen gewandte Prinz mit dem ritterlichen Anstand im Wesen schien zum Soldatenhandwerk eigens geschaffen. Zu seinem Unglücke fiel jedoch sein Leben in eine Periode tiefsten Weltfriedens. Der Paradeplatz bot ihm keinen ausreichenden Ersatz für das Schlachtfeld, und die Nichtigkeiten des Garnisondienstes waren für ihn auf die Dauer

nicht zu ertragen. Da er nirgends die Möglichkeit sah, sein kühnes Streben zu bethätigen, seinen Ehrgeiz zu befriedigen, schied er frühzeitig als Oberstleutnant aus dem aktiven Dienst. Als Ersatz für den Krieg, nach dem er sich vergebens sehnte, mußten ihm gefahrvolle Jagden, wilde Ritte, mühsame Gletscherwanderungen, reizvolle Abenteuer aller Art dienen. Was Wunders, daß überschäumendes Kraftgefühl ihn mitunter die Schranken der Sitte durchbrechen ließ? Den Adel seiner Seele hat er niemals verleugnet. Er hielt sich abwechslungsweise in der Heimat und in Wien auf. Er gehörte dank der sieghaften Liebenswürdigkeit seines Wesens zu den beliebtesten und am meisten besprochenen Persönlichkeiten der österreichischen Hauptstadt. Im Schwabenlande residierte er am liebsten auf seinem hübschen Landgute Serach bei Eßlingen, wo er auch seine Dichterfreunde empfing: Kerner, Karl Mayer, Schwab, Emma von Niendorf, Lenau, mit dem er besonders innig verbunden war. Innere Verwandtschaft fesselte die beiden aneinander. Die Schwermut vor allem hatten sie gemein. Bei Graf Alexander war der Weltschmerz freilich weniger ein unablösbarer Bestandteil seiner Natur als vielmehr das Ergebnis böser Erfahrungen und trauriger Enttäuschungen. Keine große Schicksalsforderung wollte an ihn, den Thatenlustigen, herantreten: er sah sich dazu verdammt, in kleinlichen Sorgen und Kämpfen seine Kräfte aufzureiben. Es fehlten ihm die Geldmittel, um die hohen Ansprüche, wozu ihn Geburt und Erziehung berechtigten, zu befriedigen. Seine häuslichen Verhältnisse waren in fortgesetzter Zerrüttung, und er zog sich deshalb die Ungnade seines königlichen Vetters zu. Die 1832 mit der Gräfin Helene von Festetics eingegangene, mit vier Kindern gesegnete Ehe brachte ihm, der für die Freuden des Familienlebenswegs keineswegs unempfänglich war, wenig Glück. Schwere körperliche Krankheit kam hinzu, die, wechselweise von den Leiden des Gemütes genährt und diesen wieder Nahrung leihend, rasch das Mark seines Lebens aufzehrte. Als im Jahr 1843 der Winter anbrach, suchte er unter dem milden italienischen Himmel Heilung. Aber bald trieb es den Grafen, der sich schwächer und schwächer fühlte, von dem schönen Florenz in die Heimat, nach seinem geliebten Serach zurück. Frühjahr 1844 schickten ihn die

Aerzte zur Kur in das Wildbad. Hier machte ein Hirnschlag in der Frühe des 7. Juli seinem Leben ein plötzliches Ende. Am Abend des 9. Juli wurden die irdischen Ueberreste des leutseligen Herren unter großer Teilnahme der Bevölkerung in der Fürstengruft der Stuttgarter Stiftskirche beigesetzt.

Graf Alexanders Dichterlaufbahn umspannt nur ein Dezennium. Zu Anfang der dreißiger Jahre machte er sich durch Vermittlung des Morgenblattes und Deutschen Musenalmanaches der litterarischen Welt bekannt. Die günstige Beurteilung, die seine Gedichte fanden, veranlaßte ihn, sie 1837 zu sammeln. 1838 folgten die „Lieder des Sturms". Durch diesen Cyklus sowie die bald darauf entstandenen „Lieder eines Soldaten im Frieden" wurden die gesammelten Gedichte vermehrt, als sie 1841 zur zweiten Ausgabe gelangten. Sein letztes Werk waren die Sonette „Gegen den Strom", die er 1843 anonym zum Besten des Kölner Dombaues der Oeffentlichkeit übergab.

Das Wesen des Grafen setzt sich hauptsächlich aus zwei Elementen zusammen, die sowohl den Gang seines Lebens als den Charakter seiner Poesie bestimmt haben: aus einer — fast möchte man sagen: mittelalterlichen — kraftvollen Frische und Keckheit und aus einem mehr modernen Pessimismus und Weltschmerz, den er als „das tiefe Trauern und des Herzens wilde Glut" bezeichnet hat. Zum Glück überwiegt die gesunde Natur. Er selbst sucht, wenn auch nicht immer mit Erfolg, die schwermütigen Anwandlungen zu bekämpfen. In den Soldatenliedern, den Alpenbildern ist ihm dies besonders gut gelungen. Auf mutigem Renner über die Heide zu rasen, das Wild mit Gefahr des Lebens zu jagen, der Schneeberge Gipfel zu erklettern — sind das nicht Ziele, des Tapferen würdig? Die Naturwüchsigkeit unseres Poeten ist durchaus nicht erkünstelt oder künstlich gesteigert, vielmehr seinem Wesen ganz angemessen; eben darum weht uns etwas wie frische Gebirgsluft aus seinen Liedern entgegen. Auch seine Balladen und epischen Schöpfungen tragen das gemeinsame Merkmal oft bis zur Wildheit anwachsender Kraft. Am liebsten singt er von Krieg, Kampf und Sturm. Mit seinem Freunde Lenau trifft er im Hange zum Abenteuerlichen, Düsteren, Schauerigen, Dämonischen, Gigantischen

zusammen. Er ist der gespensterhaft geheimnisvollen Seite der Romantik zugewandt, und seine üppige Phantasie, der Reichtum der ihm zu Gebote stehenden Bildersprache, die Kunst, poetische Stimmungen zu erzeugen, lassen ihn für derartige Stoffe besonders geeignet erscheinen, wenn er auch der nahe liegenden Gefahr, des Guten zu viel zu thun, nicht immer ausgewichen ist. In den Zeitgedichten, namentlich in den Sonetten „Gegen den Strom", zeigt sich Graf Alexander als einen freisinnigen Mann, aber bewußten Gegner der demokratischen Tendenzdichter. Warmes patriotisches Empfinden übt stets den entscheidenden Einfluß auf seine Ansichten von Politik und Geistesbildung aus. Er ist Vollblutgermane, Deutschtümler. Er haßt den Kosmopolitismus. Er haßt das Romanentum, den Semitismus; er flucht dem Hange zum Fremdländischen. Seine Liebe gilt dem Mittelalter, „dem großen Geist der alten deutschen Zeit". Gewiß schießt der Graf mehr als einmal weit über das Ziel hinaus, gewiß wendet sich sein Eifer mitunter gegen die falsche Seite: aber in vielen Punkten ist ihm doch beizupflichten, und auch da, wo er irrt, ist die Geradheit und Ehrlichkeit seiner Natur, die Festigkeit und Unerschrockenheit seines Charakters wahrhaft erquickend.

Ohne Frage wäre Graf Alexanders schönes und selbständiges Talent bei sorgfältiger Behandlung noch einer höheren Entwicklung fähig gewesen. Seine Dichtergabe galt ihm aber nur als ein Vorzug unter vielen, und sein Ehrgeiz, damit zu glänzen, war nicht übermäßig groß. Er empfand mehr Freude am Schaffen selbst als an seinen fertigen Schöpfungen. Er betrieb das Dichten mit vornehmer Lässigkeit, er produzierte ungewöhnlich rasch. Seine Erzeugnisse strenge zu prüfen und zu sichten, daran mühsam zu feilen, ging ihm wider die Natur. So ließ er manches Störende stehen: seltsame Bilder und unedle Vergleiche, Sorglosigkeiten und Undeutlichkeiten im Ausdrucke, falsche Betonungen, erzwungene Wortstellungen, namentlich die fast zur Regel gewordene Anwendung der Inversion.

Eine unverkennbare Aehnlichkeit mit Graf Alexanders geistiger Art zeigt der diesem nahe befreundete Arthur Schott in seiner 1850 veranstalteten Gedichtsammlung. Er war am 27. Februar 1814 zu Stuttgart als Sohn des bekannten freisinnigen Politikers, Ober-

tribunalprokurators Albert Schott, geboren, widmete sich der Landwirtschaft, hielt sich längere Zeit als Gutsadministrator im Banat auf, ging 1850 nach Nordamerika, wo er Forschungsreisen unternahm und von den Regierungen der Vereinigten Staaten und Mexikos zu wichtigen Aufträgen verwendet wurde, und starb am 26. Juli 1875 zu Georgetown bei Washington. In Natur- und Reisebildern, Wald- und Jagdstücken bringt Schott gesundes Lebensgefühl, frohe Wagelust zu frischem Ausdrucke, während er dann wieder melancholischen Stimmungen nachhängt oder gegen die gesellschaftlichen Gebrechen des Zeitalters zu Felde zieht. Die Farben sind ungefähr in derselben Weise gemischt, wie bei Graf Alexander, wenngleich nach beiden Seiten hin schwächer aufgetragen. Auch das hat er mit seinem Vorbilde gemein, daß er über dem Vergnügen an den ihm mühelos zuströmenden poetischen Gedanken und Stimmungen vergißt, diesen eine edle Prägung zu verleihen. Insbesondere pflegt er durch Verstöße gegen die prosodischen Regeln den Rhythmus des Verses arg zu verzerren; auch meidet er nicht immer prosaische oder triviale Wendungen. Außer seinen Gedichten hat Arthur Schott im Vereine mit seinem Bruder Albert (1809 bis 1847), Gymnasialprofessor in Stuttgart, einem tüchtigen Sprach- und Geschichtforscher, 1845 „Walachische Maehrchen" herausgegeben, die unsere Kenntnis fremder Volkspoesie in erwünschter Weise bereichern.

Im Jahr 1823 erschien ein Bändchen „Lieder von Carl Grüneisen". Der Verfasser, ein kaum der Schule entwachsener Theologe, war am 17. Januar 1802 zu Stuttgart geboren, hatte das hauptstädtische Gymnasium und dann das Tübinger Stift durchlaufen. Im Hause seines kunstsinnigen Vaters, des Oberregierungsrates Grüneisen, eines der Begründer des Morgenblattes, war im Verkehre mit den Stuttgarter Dichtern und Künstlern sein Sinn für die Welt des Idealen früh geweckt worden. Die Jugendpoesie Karl Grüneisens besteht vorwiegend aus echter Lyrik im schlichten Liedertone. Sie nimmt nicht durch schöpferische Phantasie, durch großes Ausdrucksvermögen, wohl aber durch zarte und keusche Auffassung eines warmen und gefühlvollen Herzens für sich ein. Sie steht unter dem Zeichen Goethes. In den folgenden Jahren hat

Grüneisen noch da und dort einzelne Gedichte veröffentlicht, ist aber frühzeitig als weltlicher Sänger verstummt. Später hat er einige Kirchenlieder von sich bekannt gegeben, wovon zwei im württembergischen Landesgesangbuche stehen. Grüneisen stieg allmählich zu den höchsten kirchlichen Würden empor. Nachdem er noch in Berlin unter Schleiermacher seine theologischen Kenntnisse vervollständigt und in Italien Kunststudien gemacht hatte, wurde er 1825 Hofkaplan in Stuttgart, 1835 Hofprediger und Oberkonsistorialrat, 1846 Oberhofprediger, 1848 Prälat. 1868 ließ er sich in den Ruhestand versetzen, dessen er sich bis zum 28. Februar 1878 erfreuen durfte. Neben einer umfassenden und bedeutenden praktischen Thätigkeit wirkte er auf den verschiedensten litterarischen Gebieten. Sein Hauptbestreben richtete sich darauf, die Kunst innerhalb der Religion, die Religion innerhalb der Kunst zu Ehren zu bringen. Seine Bemühungen erstreckten sich auf Poesie, Musik, bildende Künste. Um das Zustandekommen des württembergischen Gesangbuches von 1841, dem er durch seine Schrift „Ueber Gesangbuchsreform“ (1838) vorgearbeitet hatte, erwarb er sich große Verdienste, ebenso um das neue Choralbuch. Später dehnte er seine Sorge auf die übrigen deutschen Landesgesangbücher aus. Viele Jahre stand er an der Spitze des Vereines für klassische Kirchenmusik. Im Fache der bildenden Künste glänzte er als Schriftsteller und erzielte auch praktische Erfolge, indem er seinen Einfluß bei Neubauten und Restaurationen von Kirchen zu Gunsten eines edlen Stiles in die Wagschale warf. Er begründete 1857 den Verein für christliche Kunst, beteiligte sich an der Redaktion des von diesem herausgegebenen Christlichen Kunstblattes; schon früher hatte er eine Zeit lang das dem Morgenblatte beigesellte „Kunst-Blatt“ geleitet. Seine feinen kunsthistorischen und kunstästhetischen Arbeiten erschienen teils in den beiden genannten oder anderen Zeitschriften, teils in Buchform, wie die Schriften über die biblische Darstellung der Gottheit (1828), über den Maler Niklaus Manuel (1837), über Ulms Kunstleben im Mittelalter (1840), über Dannecker (1841). Außerdem ließ er einen Band Predigten (1834), ein wiederholt aufgelegtes Hausgebetbuch (1846), den „Abriß einer Geschichte der religiösen Gemeinschaften in Württem-

berg" (1841), eine Ausgabe von V. Andreäs Christenburg (1836) drucken.

Eduard Vogt lebte vom 20. April 1814 bis zum 8. Mai 1880. Der Ehinger Stadtschultheißensohn studierte in Tübingen katholische Theologie, wurde 1837 zum Priester geweiht, versah kurze Zeit die Stelle eines Repetenten am Tübinger Wilhelmsstifte, von 1839 bis 1844 die eines Kaplanes und Präzeptors zu Scheer (O.A. Saulgau) und erhielt 1844 das Amt eines Stadtpfarrers und Garnisonpredigers zu Ludwigsburg, womit er seit 1858 das eines Dekanes für Stuttgart verband. Seit 1864 bis an sein Ende wirkte er, für seine Gemeinde ein Gegenstand hoher Verehrung, als Pfarrer in Betzenweiler (O.A. Riedlingen) und seit 1867 zugleich als Dekan des Riedlinger Landkapitels. Schon 1839 waren die „Gedichte von Eduard Vogt" erschienen, seine einzige selbständige Sammlung, nach der er als Poet beurteilt werden muß. Frische Natur- und Wanderlieder wechseln darin mit zarter erotischer Lyrik, die merkwürdigerweise dem Versenken in fremde Gefühle, nicht eigenen ihre Entstehung verdankt haben soll. Dazwischen Töne inniger Frömmigkeit, frei von aufgeblasener Rhetorik. Auch an poetischen Erzählungen, Romanzen, Legenden fehlt es nicht; doch reicht für diese Gattung das Gestaltungsvermögen des Autors nicht immer aus. Alles in allem zeigt sich Vogt als ein schlichtes, anspruchsloses Talent, dessen Entwicklung von der im Lande herrschenden poetischen Strömung und im besonderen von dem Vorbild Uhlands beeinflußt worden ist. Die Verse fließen leicht und natürlich, aber die Feile vermißt man häufig, und an schwäbischen Reimen darf man sich nicht stoßen. 1840 hat Vogt noch eine geschätzte Biographie des heiligen Franziskus von Assisi und 1843 eine Uebersetzung von Louis Veuillots heiligem Rosenkranz in Gedichten und Betrachtungen herausgegeben. 1848 begründete er das kirchliche Wochenblatt aus der Diöcese Rottenburg und redigierte zwei Jahre lang dieses mit Entschiedenheit für die Ansprüche der katholischen Kirche eintretende Organ. Vier religiöse Dramen, zum Teile von volkstümlicher Haltung, die er während der Betzenweiler Zeit dichtete, blieben in seinem Pulte vergraben.

Karl August Lebret war am 7. Mai 1809 zu Stuttgart ge-

boren, widmete sich in Tübingen dem Studium der Rechtswissenschaft, wurde Auditeur bei der württembergischen Armee und später Sekretär beim Oberkriegsgericht in Stuttgart, wo er am 12. März 1855 starb. 1840 gab er unter dem Pseudonym Julius Alfret einen Band „Lieder“ heraus, der 1851 unter seinem wirklichen Namen wiederholt wurde. Es sind vorwiegend kunstlose, aber aus der Tiefe des Herzens geschöpfte Lieder der Liebessehnsucht, in denen die Grundstimmung gelassener Freude oder milder Wehmut nur selten leidenschaftlicheren Tönen weicht und die seelischen Regungen häufig in sinnige Beziehung zur Natur gesetzt sind. Daneben besingt Lebret in frisch frohen Weisen Wein und Geselligkeit. Seine Balladen und Romanzen bleiben hinter der reinen Lyrik weit zurück. Er steht als Epiker ganz im Bann Uhlands, hat aber dem Meister nicht abgelernt, wie man die Umrisse der Handlung fest und sicher zieht. Vergebens sucht er durch übertriebene Betonung des schauerigen und blutigen Elementes oft behandelten romantischen Stoffen neuen Reiz zu verleihen.

Reinhold Seubert, am 27. April 1819 als Pfarrerssohn zu Freudenthal (O.A. Besigheim) geboren, besuchte das Gymnasium in Stuttgart, wohin sein Vater als Garnisonprediger versetzt worden war, begann in Tübingen die Rechte zu studieren, ergriff jedoch 1840 die militärische Laufbahn und wurde Leutnant bei der Reiterei in Ludwigsburg. Hier erschoß er sich am 23. November 1847. Den Schlüssel zu diesem tragischen Ausgange geben seine noch im selben Jahr erschienenen „Gedichte“. Darin redet der echte Schmerz eines verzweifelten und zu Tod verwundeten Gemütes. Schwermütige Veranlagung und Liebesgram haben im Bunde miteinander das äußerste Maß von Lebensekel, Weltverachtung und Bitternis gegen die Menschen bei dem jungen Dichter gezeitigt. Die Erinnerung an die treulose Geliebte läßt ihn nicht los, und selbst seine romantisch düsteren Balladen sind nichts als Spiegelbilder eigener traurigen Erfahrungen. Wie viel Seuberts Lieder an Reife und Abklärung sowohl in der Lebensauffassung als in der künstlerischen Gestaltung und Form vermissen lassen, sind es doch ergreifende Aeußerungen eines Talentes, dem das Unglück die höhere Weihe aufgedrückt hat.

Karl Schmidlins dichterische Leistungen sind weiteren Kreisen erst nach seinem Tode bekannt geworden. Er erblickte am 1. Mai 1805 zu Schönthal als Sohn des dortigen Oberamtmannes und späteren Ministers Chr. Fr. Schmidlin das Licht der Welt, studierte nach Absolvierung des Stuttgarter Obergymnasiums in Tübingen außerhalb dem Stifte Theologie und wurde nach kurzer Vikariatszeit der Reihe nach Hofmeister in Lausanne, Lehrer an der Privatanstalt Stetten im Remsthal, Erzieher der Söhne des verstorbenen Ministers Weishaar zu Köngen (O.A. Eßlingen). 1835 kehrte er zum geistlichen Berufe zurück und erhielt nach verschiedenen provisorischen Stellungen 1838 die Pfarrei Wangen (O.A. Göppingen), wo er sich ein eigenes Hauswesen gründete, aber schon am 22. Juni 1847 einem Brustleiden erlag. Schmidlin war ein liebenswürdiger Mensch, der seine Freunde gleichermaßen durch ein reiches Gemüt und durch gesellige Talente, namentlich die Gabe humoristischer Mimik, an sich fesselte. Bereits in Tübingen, wo er ein rühriges Mitglied der Burschenschaft war und zu dem Freundeskreise Paul Pfizers und Friedrich Notters gehörte, dichtete er. Doch hielt er in seiner Bescheidenheit seine Schöpfungen fast vor allen geheim. Erst nach seinem Tode wurde ein Bändchen „Bilder aus Natur und Leben" gedruckt, zuerst 1851 für die Freunde und bald darauf auch für die Oeffentlichkeit. Das Buch vereinigt Verse und Prosa. Die Gedichte lassen den schwäbischen Ursprung nicht verkennen: sie enthalten gemütvolle Naturbetrachtungen, lebhaft empfundene Naturschilderungen, dazwischen hinein ergießen sich Freundschaftsgefühle, zittern Todesahnungen. Schmidlins lyrische Begabung ist ebenso tief als zart, trägt aber nicht in die Weite. Desgleichen bewegt sich seine Prosa in engstem Kreise: Natur- und Stimmungsbilder wechseln mit sozialen, für das Göppinger Wochenblatt geschriebenen Skizzen, worin er den Bauern die Wahrheit sagt, und kleinen, auf Erfahrungen bei seinem Seelsorgerberuf oder sonstige Beobachtungen zurückgehenden Geschichten, die warmes Gefühl für die leidende Menschheit bekunden. Alle diese Erzeugnisse sind anspruchslos, aber liebenswürdig und feinsinnig und, wenn nicht als Kunstwerke, doch darum anziehend, weil sie den Einblick in das Herz eines edlen Menschen eröffnen.

Eduard Paulus (der ältere) wurde am 29. Januar 1803 zu Berghausen bei Speyer geboren; sein einer altwürttembergischen Beamtenfamilie zugehöriger Vater hielt sich nur vorübergehend in der Pfalz auf und kehrte schon 1806 mit den Seinen in die schwäbische Heimat zurück. Paulus wurde zum Forstmanne herangebildet, aber seine mathematischen und topographischen Talente führten ihn frühzeitig einem anderen Berufe zu. 1824 trat er in das statistisch-topographische Bureau ein, wo er, allmählich zum Finanzrat aufsteigend, bis zum Jahr 1877 wirkte. Zunächst lieferte er eine Reihe kartographischer Arbeiten, beschäftigte sich dann mit den geognostischen Verhältnissen des Landes und ging zuletzt zum Studium der Altertumskunde über, wobei er sich als Autodidakt und Praktiker in bewußten Gegensatz zur gelehrten Archäologenzunft setzte. Sein hauptsächliches Bemühen galt der Wiederauffindung des römischen Straßen- und Befestigungsnetzes auf württembergischem Boden. Diesem Zwecke diente seine zuerst 1859 erschienene Generalkarte von Württemberg mit archäologischer Darstellung der römischen und altgermanischen Ueberreste. Außerdem arbeitete er an den verschiedenen Publikationen des statistisch-topographischen Bureaus sowie des württembergischen Altertumsvereines, um dessen Gründung und Leitung er sich besondere Verdienste erwarb, mit. Während Paulus als Altertumsforscher weithin Ansehen und Anerkennung genoß, fand er als Dichter nur im engeren Kreise Würdigung. 1850 gab er ein Bändchen „Waldbilder" heraus, 1861 als „Wald- und Jagdbilder" wiederholt. Es sind schlichte und schmucklose, aus warmer Liebe und vertrauten Beziehungen zur Natur und zum deutschen Walde hervorgegangene Lieder, die noch mehr fesselten, wenn sie nicht meist mit dem Schwergewicht einer Alltagsweisheit belastet wären. Man begegnet in der Poesie des älteren Eduard Paulus manchen Motiven, die, schärfer ausgeprägt, in der seines Sohnes wiederkehren, namentlich dem Hasse gegen die Ueberkultur und die Heuchelei des Jahrhunderts. Paulus starb am 16. Juni 1878 zu Stuttgart.

Theobald Kerner, der Sohn Justinus', kam am 14. Juni 1817 in Gaildorf zur Welt, studierte in Tübingen Medizin, vollendete in München, Wien und Würzburg seine Ausbildung und blieb dann

in Weinsberg als ärztlicher Gehilfe seines Vaters. In die revolutionäre Bewegung des Jahres 1848/9 verwickelt, mußte er nach Straßburg fliehen, kehrte aber infolge schwerer Erkrankung einer Schwester zurück und wurde zu zehn Monaten Festungshaft verurteilt, die er auf Hohenasperg verbüßte. 1852 gründete er in Stuttgart eine vom Glücke begünstigte galvano-magnetische Heilanstalt, die 1856 nach Cannstatt verlegt wurde. Ein medizinisches Schriftchen, „Galvanismus und Magnetismus als Heilkraft", stammt aus jenen Tagen. Nach des Vaters Heimgang bezog der Sohn das Weinsberger Kernerhaus, wo er, zugleich die ärztliche Praxis ausübend, den sichtbaren und unsichtbaren Erinnerungen an die schöne Vergangenheit, der er selbst einen reichen Schatz geistiger Genüsse und Anregungen dankte, in treu hingebender Liebe diente und als jugendfrischer Greis an der Seite seiner zweiten Gattin noch heute dient. Hat er doch erst 1894 in seinem liebenswürdigen Buche „Das Kernerhaus und seine Gäste" über alte Zeiten auf's anmutigste geplaudert und drei Jahre später mit einer zweibändigen Auswahl von „Justinus Kerners Briefwechsel mit seinen Freunden" der litterarischen Welt eine bedeutsame Gabe dargeboten. Wie als Arzt und Menschenfreund, so auch als Dichter hat er seinem Vater nachgeeifert. Seine Muse verleugnet ihre Herkunft nicht. Auch in seiner Lyrik klingen Herzensweichheit und Schalkheit zu echten Tönen zusammen. Auch bei ihm ist viel von Tod und Grab die Rede, kehren wehmütige Volksweisen wieder. Trefflich gelingt ihm das leicht hingleitende Liebeslied, allerhand heiter-satirisches Geplänkel. In Scherz und Ernst knüpft er gern an Weinsberger Erinnerungen an. Aber er ist zugleich ein Sohn seiner Zeit und darum über Justinus' extreme Romantik hinausgewachsen. Seine politischen Meinungen sind entschiedener, seine religiösen Ansichten freier. Das Naturgefühl hat sich bei ihm zum begeisterten Pantheismus verdichtet. Noch mehr als in den Gedichten triumphiert dieser in Theobalds erzählender Prosa. In seinen Märchen und Parabeln, Idyllen und Stimmungsbildern, Skizzen und Betrachtungen, meist kurzen Stücken, sind die Farben ähnlich wie in den Reiseschatten gemischt. Das Sentimentale und Elegische wechselt mit dem Phantastischen und Humoristischen, und als weitere Würze

kommen satirisch-pessimistische Ausblicke auf die Gegenwart und das neue deutsche Reich hinzu, das vor des Dichters Augen keine Gnade gefunden hat. Theobald Kerner hat seine Gedichte 1845 und 1852 herausgegeben, während die beiden Sammlungen „Natur und Frieden“ (1859) und „Tragische Erlebnisse“ (1864) Erzählungen enthalten. „Die Dichtungen“, 1879 erschienen, vereinigen dann seine poetischen Erzeugnisse in gebundener und ungebundener Redeweise. Außerdem hat er seine Muße auf dem Asperg dazu benützt, Text und Zeichnungen zu einem originellen Blumenbilderbuche für Kinder, „Princessin Klatschrose“ (1853, wiederholt 1893), herzustellen, welcher Veröffentlichung 1855 eine ähnliche, „Aus dem Kinderleben“, folgte, hat in einem anspruchslosen komischen, von Gustav Pressel komponierten Singspiele, „Der fliegende Schneider“ (1860), die bekannte Geschichte von dem mißglückten Fliegversuche des Ulmer Meisters Berblinger behandelt, einen Volkskalender, „Der Einsiedler an der Weibertreu“ (1870), verfaßt und endlich in einem witzigen, wenn auch nicht bühnenfähigen Lustspiele, „Der neue Ahasver“ (1885), mancherlei Zeiterscheinungen gegeißelt.

Julius Ernst Günthert, am 20. Januar 1820 als Sohn eines Offiziers zu Ludwigsburg geboren, ergriff die Laufbahn des Vaters, trat 1856 von der Linie zur Gendarmerie über und rückte zum Kommandeur dieses Corps und Obersten vor. 1887 pensioniert, beschloß er am 5. Dezember 1892 seine Tage zu Stuttgart. Schon als junger Leutnant hat er an den litterarischen Bestrebungen seiner Zeit mannigfachen Anteil genommen und ist dieser Neigung bis in sein Alter getreu geblieben. Kein poetisches Feld ließ er unbebaut. Seit 1850 gab er verschiedene Sammlungen kriegerischer und patriotischer Lyrik, 1869 und 1887 vermischte „Gedichte“ heraus. In diesem Fach ist ihm manches Schöne gelungen, wenn man auch nicht jedes seiner volltönenden Worte auf seinen Sinn hin genau prüfen darf. Zu größeren Schöpfungen reicht seine Gestaltungskraft trotz redlichem Bemühen nicht aus. Er ist mehr auf effektvolle Einzelheiten als auf plan- und lichtvolle Kompositionen bedacht. Eine längere, die Heldenthaten des Jahres 1870 verherrlichende Rhapsodie, „Barbablanca“, der bereits 1864 eine kürzere ähnliche Dichtung, „Leipzig 1813“, vorangegangen war,

wirkt einförmig, obgleich der Verfasser mit epischen Zierraten nicht gespart hat: aber aus einer Aneinanderreihung von — wenn auch gut dargestellten — Schlachtenszenen entsteht niemals ein rundes Kunstwerk. In dem seltsamerweise als Hexengeschichte bezeichneten historischen Roman aus dem 16. Jahrhundert „Agnes" (1887), der die Schicksale des Kölner Kurfürsten Gebhard von Waldburg und seiner Gemahlin, der Gräfin Agnes von Mansfeld, schildert, sind weder die Zustände des Zeitalters noch die handelnden Personen zu echtem Leben erweckt. Die vier Dramen Güntherts, „Sampiero" (1857), „Liudolf, Herzog von Schwaben" (1865), „Dornenkrone" (1887), „Der schwarze Hauptmann" (im Vereine mit Liudolf 1891 unter dem Titel „Dramatische Dichtungen" gedruckt), lassen Gliederung, Zusammenhang, Einheit der Handlung vermissen. Das Beste daran ist die Sprache, wie überhaupt Güntherts ganze poetische Begabung rhetorischer Natur ist. Außerdem hat er drei ihm nahe befreundeten Dichtern, Mörike, Notter, Vischer, biographische Denkmale gesetzt, die wertvolles, mündlich und handschriftlich überliefertes Material in wirrer Form darbieten. Am meisten haben die „Erinnerungen eines Schwaben" (1874/7) Anklang gefunden. Im Mittelpunkte dieser anziehenden Kulturbilder aus dem Ende des 18. und Anfange des 19. Jahrhunderts steht der oberschwäbische Genremaler J. B. Pflug, dessen Erzählungen Günthert fleißig benützt und vielfach treu wiedergegeben hat.

Freiherr Eduard von Seckendorff-Gutend, am 3. Mai 1813 zu Stuttgart geboren, Jurist, an verschiedenen Orten und in verschiedenen Stellungen thätig, zuletzt Archivbeamter in Stuttgart und Ludwigsburg, Hofrat und königlicher Kammerherr, fand am 19. Oktober 1875 infolge Verunglückung auf dem Ludwigsburger Bahnhofe den Tod. Er hatte sich in Tübingen, noch unter Ludwig Uhlands Leitung, auch mit Litteraturgeschichte und Germanistik beschäftigt. Die hauptsächlichen Früchte dieser Studien waren die im Vereine mit Adelbert Keller gefertigte Uebertragung der „Volkslieder aus der Bretagne" (1841) und die Ausgabe der Reimchronik über Herzog Ulrich (1863). Als Dichter veröffentlichte er zuerst 1834 das fünfaktige Trauerspiel „Der Irre", eine phantastische Schöpfung, das Vorbild Shakespeares bis in Einzelheiten verratend, aber ohne

Shakespeareschen Realismus, von reich bewegter Handlung, aber des festen dramatischen Kernes entbehrend. Mehr Beifall fand „Der Civil-Proceß“ (1843, neu aufgelegt 1867), eine freilich nicht allzu geistreiche humoristische Dichtung, die Schillers Glocke parodiert. Eine Auswahl von Seckendorffs Gedichten erschien erst nach seinem Tod 1877. In seinen Liedern und Balladen wandelt er nicht ohne Glück auf den romantischen Wegen Uhlands, Kerners und Schwabs: persönliche Beziehungen gemütlicher Art verbinden den Sprossen eines alten Rittergeschlechtes mit der alten Ritterwelt. Hübsche selbständige Gedanken, warmherzige Regungen finden sich da und dort; nur vermißt man zumeist die Weihe der künstlerischen Vollendung. Das niedrig Komische und Parodistische ist noch mehr sein Element. Seit der Studentenzeit schuf er eine Reihe humoristischer Gelegenheitsgedichte, und auch im Leben war der gesellige Herr eine witzige und den Witz herausfordernde, höchst originelle, darum weithin bekannte und namentlich in heiteren Kreisen beliebte Persönlichkeit.

Noch größere Popularität genoß Wilhelm Ganzhorn (1818 bis 1880) aus Sindelfingen (O.A. Böblingen), der Reihe nach Oberamtsrichter in Aalen, Neckarsulm und Cannstatt. Er hatte fast ganz Europa bereist und sich allerwärts Freunde erworben. Unter dem gastlichen Dache „des trinkbaren Mannes“ versammelten sich oftmals feuchtfröhliche Gesellen, die sich an den edlen Weinen des liebenswürdig originellen Hausherren labten. Vor allem pflegte Ganzhorn Dichterfreundschaften, unter denen die mit Scheffel und Freiligrath obenan standen. Er selbst gebot über ein hübsches poetisches Talent. Seine kräftigen patriotischen und sonstigen Gelegenheitsgedichte, seine volksmäßigen Lieder, darunter das viel gesungene „Im schönsten Wiesengrunde“, sind niemals zu einem selbständigen Buche vereinigt worden, was sie eher als die Erzeugnisse mancher anderen verdient hätten. Ferner hat Ganzhorn auf dem Gebiete der lokalen Altertumsforschung, namentlich während seinem Neckarsulmer Aufenthalt, Ersprießliches geleistet.

Auch zwei der berühmtesten württembergischen Gelehrten haben sich dem Chore der Lyriker zugesellt: David Friedrich Strauß und Friedrich Vischer. Strauß, dessen Leben und Wirken einem späteren

Abschnitte vorbehalten bleibt, hat seine Liebhaberei vor der Mitwelt geheim gehalten; erst nach seinem Tode ließ sein Sohn 1876 für Freunde als Manuskript ein „Poetisches Gedenkbuch" drucken, das später in strengerer Auswahl den zwölften Band der gesammelten Schriften bildete. Die Ueberraschung konnte freilich bei den Kennern der wissenschaftlichen Werke des gewaltigen Kritikers nicht groß sein: denn auch schon in diesen begegnet man da und dort Eigenschaften poetischer Art. Strauß' Gedichte erstrecken sich über sein ganzes Leben; hatte er doch bereits als Seminarist Schwänke verfertigt. Daß auf diesem Gebiete das höchste Ziel für ihn nicht erreichbar sei, hat er selbst deutlich erkannt. Ihm fehlt die Gestaltungskraft im großen, die frei waltende Phantasie. Klüglich hat er sich deshalb auf die Schilderung rein subjektiver Empfindungen und persönlicher Beobachtungen, auf Stimmungsbilder, Episteln an Freunde, Epigramme, sinnvolle Betrachtungen über Gegenstände der Kunst beschränkt. Innerhalb dieser eng begrenzten Sphäre gelingt ihm Ausgezeichnetes. Seine Gelegenheitsgedichte sind des von ihm bewunderten Goethe nicht ganz unwert, tragen manchmal einen wahrhaft Mörikeschen Charakter. Niemals wird er gewöhnlich. Er dichtet nur sich selbst zur Erbauung, zur Besänftigung. Gerade darum bleibt er immer wahr. Sein tiefer Schmerz über das verlorene häusliche Glück ergreift eben so sehr, wie die Festigkeit des schwer Leidenden und dem Tod Entgegengehenden Achtung gebietet. Die Aeußerungen eines starken männlichen Selbstbewußtseins berühren nicht unangenehm, weil man ihnen Berechtigung zusprechen muß. Dabei verfügt er über lichtvolle Klarheit der Darstellung, ungesuchte Meisterschaft der Form. Fürwahr, wer das, was Strauß in der Dichtung geleistet hat, nur so nebenbei, zum Zeitvertreibe gewissermaßen, leisten konnte, muß eine königlich reiche Natur gewesen sein!

An Vischers Poesie ist ein wesentlich anderer Maßstab anzulegen. Er hat sich von Jugend auf nicht bloß in den verschiedensten Gattungen versucht, sondern auch mit seinen Produkten immer wieder an die Oeffentlichkeit gewandt. Seine kritische und seine schöpferische Thätigkeit sind miteinander Hand in Hand gegangen, haben sich gegenseitig befruchtet, und es empfiehlt sich darum nicht,

seine poetischen Leistungen von seinen wissenschaftlichen gesondert zu betrachten. So möge denn das Gesamtbild des großen Aesthetikers hier in die Dichtergalerie eingereiht sein.

Friedrich Theodor Vischer, der Sprosse altwürttembergischer Beamten- und Theologenfamilien, erblickte am 30. Juni 1807 zu Ludwigsburg als Sohn des patriotischen und ebenfalls poetisch angehauchten Oberhelfers Friedrich Vischer und der Christiane Stäudlin, einer Schwester des Dichters Gotthold Stäudlin, das Licht der Welt. Nach dem frühen Tode des Vaters zog die Mutter mit ihren drei Kindern nach Stuttgart, wo Friedrich das Gymnasium besuchte. Seinem Wunsche, Maler zu werden, stellte sich die ungünstige ökonomische Lage der Witwe als Hindernis entgegen, und so wurde auch in diesem Falle der beliebte Ausweg des kostenlosen theologischen Studiums ergriffen. Nach erstandenem Landexamen trat er gleichzeitig mit seinem Ludwigsburger Jugendfreunde Strauß 1821 in das Blaubeurer Seminar ein. Schon hier that er sich durch Geistesgaben wie durch Willenskraft hervor und fesselte überdies seine Kameraden durch originellen Humor und allerlei komische Talente. Während den fünf Jahren, die er von 1825 an im Tübinger Stifte verbrachte, ließ ihn der äußere Zwang, dem er unterthan war, des akademischen Lebens nicht so recht froh werden. Er studierte mit Fleiß die philosophischen und theologischen Fächer und erwarb sich im Examen die höchste Note nebst einem Predigerpreis. Als Vikar in Horrheim (O.A. Vaihingen) und Repetent am Seminare Maulbronn versenkte er sich tief in die Philosophie Hegels, die erst gegen Ende seiner Tübinger Zeit in das Stift eingedrungen war. Nachdem er Herbst 1832 den theologischen Doktorhut mit einer Abhandlung über die Gliederung der Dogmatik gewonnen und die zweite Prüfung abgelegt hatte, trat er die Reise durch Deutschland an, mit welcher der schwäbische Magister damals seine Ausbildung abzuschließen pflegte. In Göttingen, Berlin, Wien machte er längere Stationen. Nach der Heimkehr kam er Juni 1833 als Stiftsrepetent nach Tübingen, in welcher Stellung er sich gemeinsam mit seinem Kollegen Strauß die Ausbreitung der Hegelschen Philosophie angelegen sein ließ. Seit Sommer 1834 machte er von seinem Recht, an der Universität

zu dozieren, Gebrauch und las hauptsächlich über Goethes Faust und Aesthetik. Die ihm 1835 übertragene Stelle eines Diakonus in Herrenberg trat er nicht an, da er sich der christlichen Kirche allmählich völlig entfremdet hatte. Ostern 1836 habilitierte er sich mit einer Abhandlung „Ueber das Erhabene und das Komische" in Tübingen, anfangs seine Vorlesungen auch auf die Philosophie ausdehnend. Schon im folgenden Jahre wurde er außerordentlicher Professor. Eine emsige litterarische Thätigkeit lief neben der akademischen her. Gleichzeitig überließ er sich heiterer Geselligkeit. Noch reicher an Anregung gestaltete sich für ihn später das Tübinger Leben, als seine geistesverwandten Freunde Albert Schwegler und Eduard Zeller sich dort niedergelassen hatten. Ein Aufenthalt in Italien und Griechenland vom Spätsommer 1839 bis Herbst 1840 warf, zumal für den Kunsthistoriker, außerordentlichen Gewinn ab. Die gewaltigen Eindrücke, die Vischer im Süden empfing, frischte er im Verlaufe seines Lebens durch häufige Reisen dorthin auf. Am 7. Mai 1844 vermählte er sich mit der Oesterreicherin Thekla Heinzel. Im folgenden September erhielt er seine Ernennung zum ordentlichen Professor der Aesthetik und deutschen Litteratur in Tübingen trotz der Machenschaften seiner zahlreichen Gegner. Seitdem er sich in seinem Artikel der Hallischen Jahrbücher von 1838 „Dr. Strauß und die Wirtemberger" gegen die Pietisten gewandt hatte, verfolgten ihn diese mit ihrem unversöhnlichen Haß. Aber auch im Senate der Universität hatte er viele Feinde. Warum war er so unvorsichtig gewesen, sich durch seine Geist und Witz sprühenden, die akademische Jugend befeuernden Vorträge dem hergebrachten Schlendriane des Durchschnittsprofessorentumes unangenehm zu machen! Eine leidenschaftslosere Natur hätte sich mit dem Erfolge begnügt. Vischer konnte es sich nicht versagen, in der Antrittsrede, die er am 21. November 1844 über das Verhältnis der Aesthetik zu den Fakultätswissenschaften hielt, seinem gepreßten Herzen Luft zu machen und eine geharnischte Kriegserklärung gegen den Pietismus loszulassen. Die Dunkelmänner im Lande setzten nun alles daran, um „den Atheisten" zu verderben, und sie erreichten wenigstens soviel, daß ihn die Regierung auf zwei Jahre — allerdings mit vollem Gehalte —

vom Lehramte suspendierte. Die aufgezwungene Muße benützte er zur Arbeit an einem großen systematischen Werk über die Aesthetik. Die im Sommer 1847 wieder aufgenommenen Vorlesungen erlitten Jahrs darauf eine abermalige Unterbrechung durch seine Wahl zum Frankfurter Parlamente, die in dem Kreise Reutlingen-Urach von den Liberalen gegen eine konservative Mitbewerbung durchgesetzt wurde. Vischer nahm seinen Platz in den Reihen der gemäßigten Linken und gehörte dem Klub des Württemberger Hofes, später der Westendhalle an. Er ergriff wiederholt zu Fragen, die ihm besonders am Herzen lagen, das Wort. Im wesentlichen stand er auf Uhlands Standpunkt. Wie dieser harrte er im Stuttgarter Rumpfparlamente, den Ausschreitungen der Radikalen entgegentretend, bis zur Schlußkatastrophe aus.

Die noch immer lauernde und wühlende Unduldsamkeit seiner Feinde bestimmte Vischer, die 1855 an ihn ergehende Berufung auf den Lehrstuhl für Aesthetik und deutsche Litteratur an Polytechnikum und Universität Zürich anzunehmen. Gleichzeitig mit dem Abzuge von Tübingen trennte er sich von seiner Gattin auf immer. Obwohl alle Bedingungen zu einer gedeihlichen Wirksamkeit in der geistig regsamen Schweizerstadt gegeben waren, ließ ihm doch die Heimatliebe die Rückkehr nach Württemberg wünschenswert erscheinen. Dort suchte man die vorzügliche Lehrkraft des immer berühmter werdenden Landsmannes um jeden Preis zurückzugewinnen. 1866 wurde Vischer zum ordentlichen Professor der Aesthetik und deutschen Litteratur gleichzeitig an der Tübinger Universität und dem Stuttgarter Polytechnikum ernannt. Er hatte zunächst seinen Wohnsitz in Tübingen und kam jede andere Woche zu Vorlesungen nach der Hauptstadt. Diese seine Kräfte zersplitternde Doppelstellung blieb ihm auch dann noch unerträglich, als ihm gestattet worden war, den Winter nur in Stuttgart, den Sommer in Tübingen zu dozieren. Ein Ruf nach München kam dazwischen. Schließlich fiel die Entscheidung Ende 1868 dahin, daß Vischer ganz in Stuttgart blieb. Fast noch zwei Jahrzehnte wirkte er hier in einer für sein Alter seltenen Frische. Die alten Gegensätze hatten sich ausgeglichen, Vischer selbst war in manchen Stücken milder geworden, und so genoß er fast von allen Seiten

Liebe und Verehrung. Sein Hörsaal war stets nicht nur mit Studierenden, sondern auch mit reifen Männern und strebsamen Frauen aus der Stadt dicht gefüllt. Sein Lehramt und seine geistige Arbeit blieben bis zuletzt seine Freude und sein Glück. Sie mußten ihm manches, was er entbehrte, ersetzen. Denn das Gefühl der Verlassenheit beschlich ihn doch bei dem einsamen Leben, das er in seiner bescheidenen Junggesellenwohnung führte, obschon er sein Bedürfnis nach Mitteilung im Verkehre mit Männern und Frauen der verschiedensten Art befriedigte und mit einzelnen, namentlich Mörike, Notter, Günthert, treue Freundschaft hielt. Ende Juni 1887 hatte er noch die zur Feier seines achtzigjährigen Geburtstags veranstalteten Festlichkeiten in voller Gesundheit glücklich überstanden. In der Sommerfrische zu Miesbach in Oberbayern erkrankte er dann an einem Magenübel. Trotzdem wollte er auf eine verabredete Reise nach Gmunden nicht verzichten. Todkrank kam er an und verschied am 14. September 1887; drei Tage darauf wurden auf dem Gmundener protestantischen Friedhofe seine irdischen Ueberreste zur Ruhe bestattet.

Der Aesthetiker Vischer! Unter diesem Schlagworte wird Friedrich Theodor Vischer wohl stets durch die Geschichte des deutschen Geisteslebens wandeln. Und doch ist damit seine Bedeutung entfernt nicht erschöpft. Die Aesthetik ist zwar sein hauptsächlicher wissenschaftlicher Beruf gewesen, aber nicht sein einziger. In seiner großartigen Vielseitigkeit liegt nicht zuletzt sein Ruhm. Fast alle Wissensgebiete hat sein Geist durchmessen, von keinem praktischen Tagesinteresse ist er unberührt geblieben. Und er hat im Reiche der Phantasie so gut wie in dem des Gedankens gewaltet. Dieser tiefdringende Kunstkritiker ist zugleich ausübender Künstler gewesen. Er selbst konnte wohl darüber klagen, daß von dem ihm verliehenen Doppeltalente das eine dem anderen im Wege stehe. Gewiß aber hat der produktive Drang seinen Einblick in die Theorie der Künste nur vertieft, wogegen allerdings die Gewöhnung, Kunstwerke systematisch zu zergliedern, die rechte Unbefangenheit des poetischen Schaffens nicht immer aufkommen ließ.

Vischers größte wissenschaftliche Leistung, die „Aesthetik oder Wissenschaft des Schönen. Zum Gebrauche für Vorlesungen“, er-

schien zwischen 1846 und 1857 in drei Teilen und vier starken Bänden; die Bearbeitung des Abschnittes über die Musik hatte er, selbst für das Ohr weniger als für das Auge veranlagt, Karl Köstlin anvertraut. Die Einzwängung der Gedanken in die dialektische Methode Hegels, die Zweiteilung des Stoffes in lehrhafte Paragraphen und freie Erläuterungen, die namentlich in den ersteren herrschende, mit spröden Begriffen operierende Schulsprache erschweren sehr den Genuß des Werkes, das, auf metaphysischer Grundlage ruhend, mehr noch als durch seinen gewaltigen, mit zähem Fleiß aufgeführten systematischen Aufbau durch den verschwenderischen Reichtum an Geist, Urteilskraft und Wissen, der den konkreten Ausführungen eignet, zur Bewunderung zwingt. Vischer selbst ist später, wie sich aus seinen Vorlesungen, einzelnen theoretischen Aufsätzen, einer Selbstkritik seiner Aesthetik ergiebt, über seinen ursprünglichen Standpunkt hinweggeschritten, ohne zu einer völligen Erneuerung seines Systemes zu gelangen. Während das genannte Hauptwerk seinen Gelehrtenruhm in Fachkreisen begründet hat, ist er in die Massen der Gebildeten mehr durch seine einzelnen Aufsätze eingedrungen. Diese erstrecken sich über fünfzig Jahre seines Lebens. In den Hallischen Jahrbüchern, in Schweglers Jahrbüchern der Gegenwart verdiente er sich die Sporen, um fortan zahlreiche Blätter von den vornehmsten wissenschaftlichen Zeitschriften bis zu gelesenen Tageszeitungen herab mit den Erzeugnissen seines Geistes zu schmücken. Er hat seine Prosa zu verschiedenen Sammlungen vereinigt: zwei Bänden „Kritische Gänge" (1844) mit einer 1860/73 in sechs Heften veröffentlichten Neuen Folge, drei Heften „Altes und Neues" (1880/2), wozu 1889 eine Neue Folge aus dem Nachlasse trat. Der Kreis seiner Studien und Betrachtungen ist außerordentlich weit gezogen. Mit Untersuchungen aus der spekulativen Philosophie und theoretischen Aesthetik wechseln kunst- und litterarhistorische und kunstkritische. Besonders auf letzterem Gebiete herrscht er als unumschränkter Meister. Seine kritischen Essais sind wahre Muster tief eindringenden Verständnisses, nachspürenden und gleichsam mitschaffenden Scharfsinnes, die feinsten Fäden der Kunstwerke auseinanderlegender Deutungsgabe. Seine Produktivität äußert sich auch in mancherlei Abände-

rungsvorschlägen. Der bevorzugte Gegenstand seiner kritischen Thätigkeit ist die Poesie. Am tiefsten hat er sich in seinen Liebling Shakespeare und in Goethe versenkt, dessen Faust ihn sein ganzes Leben über beschäftigt hat. 1875 widmete er dem unsterblichen Werk ein eigenes „Göthe's Faust. Neue Beiträge zur Kritik des Gedichts" betiteltes Buch, das eine vollständige Uebersicht über die gesamte damalige Faustlitteratur und zugleich eine vorzügliche Analyse der Dichtung giebt. Auch zeitgenössische Größen, wie Strauß, Uhland, Hebbel, Mörike, G. Keller, hat er in lichtvollen Aufsätzen behandelt, hat zum Teile für ihre richtige Wertung klärend gewirkt. Doch nicht auf solche fachwissenschaftliche Arbeiten beschränkte sich der Essaiist Vischer. Sowohl von den politischen als den kulturellen Fragen seiner Zeit fühlte er sich unwiderstehlich angezogen. Die Geschicke des Vaterlandes bewegten sein Herz auf's tiefste. Ein glühender Patriot, erhoffte er allzu lange von der großdeutschen Idee die Erfüllung seiner nationalen Wünsche. Als dann die Wirklichkeit gegen ihn entschieden hatte, wurde er rasch ein aufrichtiger Anhänger des neuen Reiches, wenn ihm auch das Spezifische des preußischen Wesens stets unsympathisch blieb. Mit der Demokratie verfeindete er sich trotz seinen echt liberalen Anschauungen von Jahr zu Jahr mehr, da ihn deren kleinliche Behandlung der großen nationalen Fragen anwiderte. In zahlreichen Aufsätzen und einzelnen Broschüren hat Vischer seinen selbständigen und von der Schablone abweichenden politischen Meinungen feuerigen Ausdruck verliehen. In der Erregung des Augenblickes pflegte er die Feder anzusetzen, und rasch genug wurden seine Ausführungen vom Gange der Weltereignisse überholt. Mit derselben leidenschaftlichen Subjektivität nahm er zu den verschiedensten Erscheinungsformen der modernen Kultur Stellung. Er wollte in der Erziehung der deutschen Jugend die körperliche Ausbildung stärker betont wissen, er begeisterte sich für Schützenfeste, stellte die Tierquälerei an den Pranger, eiferte in Artikeln und einer besonderen Schrift, „Mode und Cynismus" (1878), wider die Modethorheiten, verschmähte sogar nicht, über Reiseunarten und ähnliches seine Glossen zu machen, sich dabei mitunter der Form des Feuilletons nähernd. Es darf als Vischers eigentümliches Ver-

dienst gelten, daß er die Aesthetik nicht bloß als eine theoretische Wissenschaft aufgefaßt hat, sondern bemüht gewesen ist, mit seinen Ideen vom Schönen und Wahren das praktische Leben zu durchdringen und zu befruchten. Selbst wenn man seine kräftig ausgeprägten Antipathien und Sympathien im einzelnen nicht teilt, muß man doch an seiner Art, die Dinge zu betrachten und wiederzugeben, Wohlgefallen haben. Er besitzt die Kunst, geistreich, witzig, unterhaltend zu sein, ohne je oberflächlich zu werden, die Ergebnisse ernstester Denkarbeit und gewissenhaftester Forschung darzubieten, ohne dabei in Trockenheit zu verfallen und Langeweile zu erzeugen. Die Sprache, in die er seine Gedanken kleidet, ist frisch und lebendig, scharf und schneidig, individuell und charakteristisch, reich an die Darstellung sinnlich belebenden Bildern und schöpferischen Neubildungen. Er liebt das Urwüchsige, das Kernige, das Vollsaftige, das derb Volkstümliche und läßt dieser Neigung in seiner Prosa fast zu sehr die Zügel schießen. Sein Stil ist das Abbild seines persönlichsten Wesens, seiner echt schwäbischen Kraftnatur, die, scharfkantig, eigenwillig, selbstherrisch, streitlustig, ihr ganzes Schwergewicht zu Gunsten der höchsten ethischen Forderungen in die Wagschale wirft und mit allem Niedrigen, Gemeinen, Schmutzigen Krieg führt bis auf's Messer.

Wie viel Bewunderung Vischer als Prosaschriftsteller gefunden hat, so hat er doch noch mehr Begeisterung als akademischer Lehrer bei der großen Zahl seiner Schüler geweckt. Durch den Zauber seines temperamentvollen, eigenartigen Vortrages wußte er alles zu packen, hinzureißen, nicht nur die Jugend, nicht nur mehr oder weniger exaltierte Frauen: auch reife Männer, kühle Greise. Systematisch erzog er sich selbst zu einem Redner ersten Ranges. Bei der sorgfältigsten Vorbereitung sprach er durchaus frei. Erst der Augenblick erzeugte Form und Fassung der Gedanken, was seiner Rede einen eigentümlich naiven Reiz verlieh. Durch innige Hingabe an seinen Gegenstand zwang er die Hörer zum Gleichen. Robert Vischer hat sich entschlossen, die Vorlesungen seines Vaters dem deutschen Volke zugänglich zu machen, und hat das ebenso mühselige als dankenswerte Unternehmen mit einer „Das Schöne und die Kunst" (1898) betitelten ästhetischen Propädeutik eröffnet.

Der poetische Trieb hat sich bei Vischer schon in den Jünglingsjahren eingestellt, im Mannesalter ist er durch die wissenschaftlichen Bestrebungen in den Hintergrund gedrängt worden, um in der letzten Lebensperiode mit fast elementarer Gewalt wieder hervorzubrechen. Er begann mit Volksgesängen im Bänkelsängertone, sich hinter der frei erfundenen Figur des biederen Schulmeisters Philipp Ulrich Schartenmayer versteckend. Seinem ersten derartigen, noch in Blaubeuren 1825 veröffentlichten Werkchen, „Datpheus“, das die Hinrichtung eines Raubmörders behandelt, folgten weitere gereimte Schauer- und Mordthaten nach, darunter „Leben und Tod des Joseph Brehm, gewesten Helfers zu Reutlingen“ (1829). Diese Schartenmayeriade, aus der mancher Vers zum geflügelten Worte geworden ist, machte Vischers Pseudonym zuerst populär. Als A. Treuburg beteiligte er sich an dem 1836 von Mörike und Zimmermann herausgegebenen „Jahrbuch schwäbischer Dichter und Novellisten“ mit zwei Erzählungen, einer humoristischen, „Freuden und Leiden des Scribenten Felix Wagner“, und einer ernsten, „Cordelia“. Beide zeigen originelle Züge und sind für die Entwicklungsgeschichte des Poeten von Interesse; beide entbehren aber der Reife, zumal in Cordelia ist die Handlung allzu unsicher geführt. Lyrische Proben teilte Vischer sowohl in dem genannten Jahrbuch als auch dann und wann an anderen Orten mit. Erst 1862 trat er wieder mit einer größeren Schöpfung hervor: „Faust. Der Tragödie dritter Theil in drei Acten. Treu im Geiste des zweiten Theils des Göthe'schen Faust gedichtet von Deutobold Symbolizetti Allegoriowitsch Mystifizinsky“. Die Spitze dieser litterarischen Burleske richtet sich gleichermaßen gegen den zweiten Teil des Faust wie gegen seine Bewunderer und Erklärer. Faust ist Knabenpräzeptor geworden und muß sich vor seiner Begnadigung noch verschiedenen Prüfungen unterwerfen. Die phantastische Laune des Dichters ergeht sich in den buntesten Erfindungen und durchläuft die ganze Skala des Komischen von der feinsten Satire bis zur übermütigsten Narrheit. In den Geisterchören namentlich wetteifert er mit Fischart in den kühnsten Sprachschöpfungen und übertrifft mit seinen tollen Reimspielen die verwegensten Reimkünstler. Manches freilich macht einen gesuchten und erzwungenen Eindruck,

und eine Vorliebe für gewisse, nichts weniger als ästhetische Naturalien verunziert die Dichtung. Die Derbheiten sind in der zweiten, 1886 erschienenen Auflage der Faustparodie gemildert. Diese bedeutet überhaupt eine gründliche Umarbeitung. Neues ist hinzugefügt, Altes verändert, das Ganze jedoch zu sehr in die Breite geschlagen. Das Zeit- und Sittengeschichtliche tritt jetzt stark in den Vordergrund, eine satirische Szene wider das Papsttum und den Ultramontanismus und ähnliches ist eingeschaltet. In einem trefflichen Nachspiele vollzieht Vischer ein köstliches Strafgericht an der zünftigen Goethephilologie und rechtfertigt dann seinen Frevel vor dem Gewaltigen selbst, dessen Genie er in begeisterter Rede preist. Aber darauf, daß der zweite Teil des Faust ein seniles, des ersten Teiles und seines Dichters nicht würdiges Machwerk sei, beharrt er. Er kann sich in der Verspottung dieses gar nicht genug thun. So hat er 1885 in der Zeitschrift „Das humoristische Deutschland" einen einfacheren Schluß der Tragödie mitgeteilt, wobei er etwa dieselbe Tonart wie in seiner großen Parodie anschlägt.

1867 ließ Vischer anonym „Epigramme aus Baden-Baden" erscheinen. Sich hauptsächlich gegen die an jenem internationalen Modeplatz epidemisch auftretende Spielwut, doch auch gegen andere Unsitten und Laster wendend, verleiht er der gerechten Entrüstung des Patrioten pathetisch kraftvollen Ausdruck. Die Erhebung der Nation lieferte ihm dann den Stoff zu seiner volkstümlichsten Dichtung: „Der deutsche Krieg 1870—71, ein Heldengedicht aus dem Nachlaß des seligen Philipp Ulrich Schartenmayer, herausgegeben von einem Freunde des Verewigten" (1872). Die großen Ereignisse werden aus dem naiven Gemüte jenes fingierten Biedermannes heraus in scherzhafter Weise besungen; aber in der „Schlußpredigt" verwandelt sich der Humorist in einen Sittenrichter, der die Zustände im neuen Reich einer scharfen Kritik unterzieht.

Mehr als auf die bisherigen Veröffentlichungen gründen sich Vischers poetische Ansprüche auf die beiden folgenden: den Roman „Auch Einer" (1879) und die „Lyrischen Gänge" (1882). Jener schildert den vom Komischen zum Tragischen fortschreitenden Kampf einer geistig und sittlich vornehmen, durch starke, wenn auch wunder-

liche Individualität fesselnden Natur gegen die Widersprüche des Lebens, die Tücken des Zufalles, die ihn stets wieder von den Höhen des Idealen in die Tiefen der gemeinen Wirklichkeit hinabschleudern. Ein gutes Stück Selbstbekenntnis steckt darin: auch Vischer hat gegen die kleinen alltäglichen Uebel und Leiden, die in Gestalt von Katarrhen und dergleichen den Menschen plagen, außerordentliche Empfindlichkeit gezeigt. Der Held, Albert Einhart, ist zugleich Poet: wir lernen von ihm außer Gedichten eine originell satirische Pfahldorfgeschichte und ein gedankenschweres Tagebuch im Lapidarstile kennen. Hinter den technischen Anforderungen seiner Kunstgattung bleibt dieser Roman in seiner formlos bunten Eigenart zurück, aber er gehört zu den bedeutendsten und geistreichsten Büchern unserer Litteratur, wenngleich stets nur eine Minderzahl des Publikums für den barocken und grillenhaften Humor der Schöpfung das richtige Organ haben wird. Der geistige Gehalt von „Auch Einer" berührt sich nahe mit dem von Vischers Aesthetik und Aufsätzen. Dasselbe gilt von den lyrischen Gedichten. Auch hier begegnen wir seinen aus den Prosaschriften bekannten Lieblingsideen und Lieblingsvorstellungen wieder. Auch hier bricht er in tragikomische Klagen über den Unstern aus, der ihn im Leben verfolge, schlägt auf das Philistertum in jeder Gestalt los, macht seinen politischen Gefühlen Luft. Der Inhalt mancher seiner beschaulichen und Spruchgedichte deckt sich mit den Gedanken in Albert Einharts Tagebuch. Und seine längeren Paraphrasen über die Orestes- und Oedipussage erinnern an seine Art, Dichtwerke zu analysieren und zu interpretieren. Vischers Bedürfnis, was ihm am Herzen liegt, auch auf poetischem Wege zu äußern, erhält seine Rechtfertigung durch die vorzügliche Darstellungsweise und die reichen Darstellungsmittel, über die er gebietet. Virtuos in der Behandlung von Sprache und Form, versteht er es, jedem Stoff eine eigentümliche künstlerische Prägung zu geben. Das komische Element nimmt in seiner Lyrik einen breiten Raum ein. Groß ist er hauptsächlich im Epigrammatischen und Satirischen: die Hiebe, die er mit kühner und scharfer Klinge austeilt, pflegen tadellos zu sitzen. Dann wieder läßt er seinem Hange zu tollen Scherzen die Zügel schießen, den ulkhaften Unsinn unversehens in tieferen Sinn ver-

kehrend. Dazwischen hinein entwirft er Naturschilderungen von ausgesuchter Schönheit, wie den charakteristisch rhythmisierten „Wasserfall", oder leuchtende Bilder aus der Pracht des Südens. Die reine, unmittelbare Empfindung ergießt sich merkwürdigerweise am stärksten und freisten in den Gedichten der spätesten Periode, zumal wenn ihn die Erinnerung an die Jugendzeit zur Weichheit stimmt. Im ganzen ist bei Vischer das Denken und Betrachten zu eng mit dem Gefühle und der Phantasie verschwistert, als daß die volle Naivetät des Lyrikers auf die Dauer die Oberhand gewänne. Auch waltet in seiner Poesie eine selbstherrliche Subjektivität, wodurch die Fähigkeit, sich in fremde innere Zustände zu versetzen, auf ein geringes Maß herabgemindert wird. Dennoch wäre ohne diese Seite seiner schöpferischen Thätigkeit seine Gesamterscheinung nicht lückenlos; ja, noch mehr: die Schatzkammer der neuen deutschen Litteratur wäre ohne die Lyrischen Gänge um ein vollwertiges Schmuckstück ärmer.

Vischer hat bis an sein Ende fröhlich weiter gedichtet. 1884 bescherte er noch das dreiaktige Lustspiel in schwäbischem Dialekte „Nicht Ia", zwar keineswegs seine bedeutendste, wohl aber seine liebenswürdigste poetische Gabe. Auf dem politischen Hintergrunde des berüchtigten Franzosenfeiertages hebt sich ein Pfarrhausidyll ab, das nicht bloß durch unverfälschten Lokalton, durch eine Fülle fein und derb komischer Züge und satirischer Streiflichter ergötzt, sondern auch, wenn von Schauspielern, die der Mundart völlig mächtig sind, dargestellt, szenische Wirkung thut. Ein weihevolles Festspiel zur Uhlandfeier des Stuttgarter Hoftheaters am 24. April 1887 war das letzte, was ihm die Muse zu vollenden vergönnte. Viele Gedichte aus dem Nachlasse wurden teils in der Deutschen Dichtung veröffentlicht, teils von Robert Vischer mit allerlei Gedrucktem zu dem Sammelbande „Allotria" (1892) vereinigt.

Auch des trefflichen Adolf Schöll darf hier gedacht werden. Einer durchaus württembergischen Familie entsprossen, erblickte er zwar ferne vom Schwabenlande das Licht der Welt, verdankte jedoch diesem seine Erziehung und geistige Bildung und blieb mit ihm stets in Verbindung, nachdem das Schicksal dem Mann einen Wirkungskreis an anderem Orte zugewiesen hatte. Er begann am

2. September 1805 zu Brünn, wo sein Vater ein angesehener Fabrikant war, seine Lebensbahn, besuchte das Stuttgarter Gymnasium und die Tübinger Hochschule, von der Theologie bald zur Altertumswissenschaft übergehend. In diesen glücklichen Jünglingsjahren schloß er innige Freundschaften mit anderen schwäbischen Dichtern auf Lebenszeit. 1828 begab er sich nach Göttingen, um unter dem von ihm bewunderten Otfried Müller seine Studien zu vollenden, bereitete sich dann im Elternhaus auf die akademische Laufbahn vor, habilitierte sich 1833 in Berlin und wurde 1835 zum Lektor der Mythologie und Kunstgeschichte an der dortigen Akademie der Künste ernannt. Nachdem er eine außerordentliche Professur für Archäologie an der Universität Halle nur ein halbes Jahr lang innegehabt hatte, siedelte er Frühjahr 1843 nach Weimar über, wo er als Direktor der Großherzoglichen Kunstsammlungen, seit 1861 als Vorstand der Bibliothek fast vier Jahrzehnte verbrachte und sich und sein Haus zum Mittelpunkte der vielfältigen geistigen Bestrebungen der Residenz machte. 1880 stellte sich bei dem Greisen ein schweres Nervenleiden ein, von dem er am 26. Mai 1882 in einer Jenaer Heilanstalt durch den Tod erlöst wurde.

Schöll, eine außerordentlich reich begabte Natur, war nicht bloß als tiefgründiger, gedankenvoller und scharfsinniger Gelehrter auf den verschiedensten Gebieten des Wissens zu Hause, sondern verband, ähnlich wie Vischer, mit den Eigenschaften des Forschers und Kritikers solche des frei schaffenden und gestaltenden Künstlers. Mit mythologischen Aufsätzen, vielen archäologischen und kunsthistorischen Arbeiten, gewichtigen Werken über Sophokles und das griechische Drama, namentlich in Bezug auf die tetralogische Kompositionsweise der großen Tragiker, gingen Studien über die neuere deutsche Litteratur, hauptsächlich über Goethe, mit dessen Leben und Werken er innig vertraut war, und populäre Schriften aus Weimars Vergangenheit und Gegenwart Hand in Hand. Er verdeutschte ferner auf's glücklichste den Herodot, Sophokles' sämtliche Dramen und einiges andere aus der schönen Litteratur der Griechen. Hierbei kam ihm sein poetisches Talent zu gut, dessen selbständige Aeußerungen aus dem Märchen „Der arme Stephan" für W. Hauffs Märchenalmanach auf das Jahr 1827, einigen feinen Erzählungen

für Journale, dem 1827 erschienenen Jugenddrama „Dido" und lyrischen Erzeugnissen bestehen. In dem genannten Schauspiele, worin sich der Autor der poetischen Sprache in nicht gewöhnlicher Weise mächtig erweist, ist der Versuch gemacht, die antike Fabel nach dem Vorbilde der Goetheschen Iphigenie zu veredeln und zu verinnerlichen; der dramatische Gehalt nähert sich dabei allerdings bedenklich dem Nullpunkte. Seine im Morgenblatt und an sonstigen Orten zerstreuten „Gedichte aus den Jahren 1823—1839" stellte Schöll schon während dem Berliner Aufenthalte zusammen, veröffentlichte sie jedoch erst 1879. Aus später Zeit wurden noch manche Lieder, Gelegenheitsstücke und Prologe einzeln gedruckt. Schölls Lyrik ist reich an tiefen Empfindungen, hohen Gedanken, erlesenen Schönheiten der Sprache. Er bewahrt sich stets eine vornehme Eigenart, die nur mitunter den Eindruck des Gesuchten macht, wie ihn gelegentlich auch die Gewalt, die er über die künstlerische Form ausübt, zu Spielereien verleitet. So stößt man bei ihm auf manches Absonderliche, auf manches, was keine deutliche Ausprägung erhalten hat. Der echt sinnliche Reiz geht seiner veredelten Darstellung ab.

Die vorher Genannten alle hat Johann Georg Fischer an Umfang, die meisten auch an Bedeutung des poetischen Schaffens übertroffen. Dieses erstreckte sich über sechs Jahrzehnte. Als junger Mann rang er noch mit den Häuptern und ältesten Gliedern des schwäbischen Dichterbundes um die Palme, als Greis stellte er den Jüngsten nachahmenswerte, aber freilich wenig nachgeahmte Muster edler lyrischen Kunst vor Augen. Wie ein gewaltiger Fels ragte er als Wahrzeichen der großen klassisch-romantischen Vergangenheit in die vom Naturalismus überflutete Gegenwart herein, zu deren Treiben er verächtlich das Haupt schüttelte.

Fischers Geburtstag ist der 25. Oktober 1816, sein Geburtsort der Marktflecken Großsüßen (O.A. Geislingen). Er entstammte einer ländlichen Handwerkerfamilie. Seinen früh verstorbenen Vater, einen Zimmermann, zeichnete sinniges Wesen, Streben nach Höherem, große Freude an der Natur aus, und von ihm scheint die poetische Begabung des Sohnes herzurühren. Der Knabe wuchs in den bescheidensten Verhältnissen auf. Da er in der Dorfschule

sich hervorthat, wurde er zum Schullehrer bestimmt und trat 1831 in das Eßlinger Seminar ein. Nach absolviertem Provisorsexamen amtete er der Reihe nach als Schulgehilfe in Neckarhausen (O.A. Nürtingen), Ettlenschieß (O.A. Ulm), Mehrstetten (O.A. Münsingen) und Eningen (O.A. Reutlingen). Dann erstand er die Schulprüfung und erhielt im November 1840 die Stelle eines Unterlehrers in Bernstadt (O.A. Ulm). Hier verlobte er sich mit Auguste Neubert, einer der vielen Töchter des Ortspfarrers. Diese Verbindung, die ihn in eine andere Gesellschaftssphäre hob, brachte den Entschluß in ihm zur Reife, zum höheren Schulfach überzugehen. Er besuchte seit Herbst 1841 das Reallehrerseminar in Tübingen. 1843 unterzog er sich der Reallehrerprüfung mit Erfolg. Er wurde nun als Unterlehrer an der Mittelschule in Langenau bei Ulm, als Vikar an der Ulmer Realschule, als Elementarlehrer in Stuttgart verwendet. Anfang 1848 erhielt er die zweite Klasse der hauptstädtischen Elementarschule definitiv übertragen, und jetzt endlich konnte Hochzeit in Bernstadt gefeiert werden. Da seine ökonomische Lage ihn nötigte, auf Nebeneinkünfte bedacht zu sein, erteilte er von 1847 bis 1857 Singstunden an dem Gymnasium und der Realschule sowie seit 1853 Unterricht in deutscher Sprache und Litteratur an der kaufmännischen Fortbildungsschule. 1858 wurde er zum Vorstande der Elementarschule mit dem Titel eines Schulinspektors ernannt; sein Avancement hatte sich ungebührlich lange verzögert, weil er infolge seiner politischen Haltung bei König Wilhelm I. von Württemberg mißliebig geworden war. 1859 erhielt er zugleich die Leitung der Fortbildungsschule, die er bis 1872 beibehielt. 1861 übernahm er einen Lehrauftrag für deutsche Sprache, Geschichte und Geographie an der Stuttgarter Oberrealschule und trat Jahrs darauf als Professor in diesen seinen Fähigkeiten und Neigungen zusagenden Wirkungskreis definitiv ein, noch bis 1866 die Vorstandschaft der Elementarschule damit vereinigend. 1867 wurde Fischers glückliche Ehe, der ein einziger Sohn entsprossen ist, durch den Tod der Gattin getrennt. Die Einsamkeit und Oede des Hauses war ihm auf die Dauer unerträglich, und so schloß er 1870 einen neuen Bund. Seine Wahl war auf Bertha Feucht, Wirtstöchterlein aus Marbach, gefallen,

wohin ihn damals die Bemühungen für das dortige Schillerdenkmal öfters führten. Die junge Frau brachte wieder Sonnenschein in das Haus, das sich bald mit froher Jugend belebte. 1885 trat Fischer in den Ruhestand, als ein rüstiger und ungebeugter Greis, der nach redlich vollbrachter Lebensarbeit sich noch manchen schönen Tages freuen durfte. Einen schweren Schlag versetzte ihm der Verlust der zweiten Gattin im Jahr 1890. Ende April 1897 befiel ihn, nachdem 1893 eine ähnliche Gefahr glücklich vorübergegangen war, eine leichte Entzündung der Lungen, die am 4. Mai ganz unerwartet zu einem sanften und schmerzlosen Ende führte. Am Abend des 6. Mai fand auf dem Pragfriedhofe das Begräbnis unter großartiger Beteiligung der Stuttgarter Bevölkerung statt.

Fischer gehörte zu den Männern, welchen öffentliche Wirksamkeit, öffentliche Anerkennung ein Bedürfnis ist. Beides fand er während seinem fünfzigjährigen Stuttgarter Aufenthalt im reichsten Maße. Weiteren Kreisen wurde er namentlich durch seine Beziehungen zum Liederkranze bekannt, dem er als Sänger, später als Ehrenmitglied angehörte und auf's bereitwilligste seine poetischen und oratorischen Talente zur Verfügung stellte. Bei dem jährlich wiederkehrenden Schillerfest an des Dichters Todestage hielt er zwischen 1849 und 1893 nicht weniger als einundzwanzigmal die Festrede, seinen Liebling mit sich gleich bleibender Begeisterung in allen Tonarten preisend. Auch sonst machte er sich die Verherrlichung Schillers, mit dessen Werken er auf's innigste vertraut war, zur Aufgabe, trat als Redner und Dichter beim großen Schillerfest im Jahr 1859, bei der Einweihung des Marbacher Schillerhauses und des Marbacher Denkmales auf, bemühte sich eifrig um die Gründung der allgemeinen Schillerstiftung, wirkte an der Redaktion von Auswahlen aus Schillers Gedichten und Prosa für die Jugend mit, besorgte 1877 die illustrierte Hallbergersche und kurz vor seinem Tod eine erst 1898 erschienene, einbändige volkstümliche Schillerausgabe. Desgleichen brachte er zahlreichen anderen befreundeten Poeten oder Männern öffentlichen Wirkens bei Jubiläen oder an ihren Gräbern Huldigungen dar. Das Jahr 1848 führte ihn in die Arme der Politik. Er beteiligte sich am Volksverein, an der Stuttgarter Bürgerwehr, trug da und dort patriotische Gedichte

vor. Uebrigens war er zu sehr Gefühlsmensch, um zum aktiven Politiker geschaffen zu sein. Ohne fernerhin in die Zeitbewegungen mithandelnd einzugreifen, verfolgte er doch alle Ereignisse mit gespannter Aufmerksamkeit und begleitete sie vielfach mit poetischen Aeußerungen. Als echter Süddeutscher sympathisierte er ursprünglich mehr mit Oesterreich als mit Preußen und blieb bis 1866 in der Hauptsache Großdeutscher. Dann wandelte er sich zum begeisterten Verehrer Bismarcks, zum warmen Anhänger des neuen Reiches um. Im geistigen Leben Stuttgarts spielte Fischer eine bedeutende Rolle. Er war in gelehrten und litterarischen, künstlerischen und Theaterkreisen zu Hause. Zahlreichen Vereinen und Gesellschaften gehörte er als Mitglied oder als Ehrenmitglied an. Doch nicht in solchen lag für ihn der Schwerpunkt der Geselligkeit, vielmehr im zwanglosen Verkehre mit geistig angeregten und anregenden Männern, namentlich mit Dichterkollegen, wie Mörike, Notter, Gustav Pfizer, Schönhardt, Freiligrath. Sein 60., 70. und 80. Geburtstag wurde mit steigenden Ehren gefeiert, der letzte nicht bloß von seiten seiner engeren Heimat, sondern von der litterarischen Welt des gesamten deutschen Vaterlandes. Es gereichte ihm zur besonderen Genugthuung, daß sich allmählich sein Dichterruhm auch über den deutschen Norden ausbreitete. Seine Ansprüche an Lebensgenuß beschränkten sich auf ein bescheidenes Maß. Er war ein rüstiger Fußgänger, reiste gern im Schwabenlande herum, besuchte wohl auch dann und wann fremde Länder und Großstädte. Innige Liebe zur Natur durchzog sein ganzes Leben. Im Umgange mit ihr kam ihm eine seltene Schärfe der Sinnesorgane zu gut. Blumen und Pflanzen und Singvögel waren seine hauptsächliche Liebhaberei. Sein ganzes Haus war mit blühenden und grünenden Gewächsen ausgeschmückt, in deren Pflege es ihm kein gelernter Gärtner zuvorthat. Ebenso kamen ihm in der Kenntnis der einheimischen Singvögel nur wenige gleich.

Als Dichter ist J. G. Fischer schon im 22. Lebensjahre mit einer ziemlich unselbständigen, noch wenig ästhetische Bildung und Geschmack verratenden Sammlung „Gedichte" (1838) hervorgetreten. Auf einer nicht viel höheren Stufe stehen die drei Jahre später gedruckten „Dichtungen" (1841), worin die Form, namentlich der

Reim, noch immer äußerst mangelhaft gehandhabt ist. Fischer selbst hat später an diesen beiden vorzeitigen Veröffentlichungen wenig Freude gehabt. Geraume Zeit schwieg nun seine Muse: es kamen die Jahre der inneren Sammlung, der höheren Ausbildung. 1851 trat er wieder als ein anderer, Gereifterer auf den Plan, zunächst mit einzelnen Gedichten im Morgenblatte, dessen eifriger Mitarbeiter er fortan blieb, bald auch in anderen Zeitschriften. 1854 erschien eine neue Sammlung „Gedichte", die Fischer bereits auf der Höhe seines Könnens zeigt und seinen Ruf dauernd begründet hat. Sie wurde, jedesmal stark vermehrt, 1858 und 1883 neu aufgelegt. Da die letzte Ausgabe auch aus anderen Sammlungen des Dichters vervollständigt ist, gewährt sie einen guten Ueberblick über sein gesamtes poetisches Schaffen. Außerdem veröffentlichte er folgende Gedichtbücher: „Neue Gedichte" (1865), „Den deutschen Frauen" (1869), „Drei Kameraden" (in Gemeinschaft mit F. Löwe und K. Schönhardt, 1870), „Aus frischer Luft" (1872), „Neue Lieder" (1876), „Merlin" (1877), „Der Glückliche Knecht" (1881), „Auf dem Heimweg" (1891), „Mit achtzig Jahren" (1896). In die sechziger Jahre fällt Fischers kurze dramatische Thätigkeit. In rascher Folge gab er vier Trauerspiele in den Buchhandel: 1862 „Saul", 1863 „Friedrich der Zweite von Hohenstaufen", 1866 „Florian Geyer der Volksheld im deutschen Bauernkrieg", 1868 „Kaiser Maximilian von Mexiko". Nur Saul und Friedrich II. gingen über die Bretter, beide in Stuttgart, letzterer auch in Weimar. Die Enttäuschungen seiner kurzen dramatischen Laufbahn hat er nie ganz verwunden. Fischers Prosaschriftstellerei beschränkte sich auf ein feines naturpsychologisches Schriftchen, „Aus dem Leben der Vögel" (1863), und auf Aufsätze und Kritiken, meist litterarischen Inhaltes, für angesehene Journale. Was er vorbrachte, hatte stets Gehalt und Charakter, aber ein Meister im Prosastile war er keineswegs.

Wie eifersüchtig Fischer über seinem eigenen Dichterrufe wachte, wie wohl ihm das Lob that, ließ er sich doch zu Konzessionen nicht herbei und räumte der Rücksicht auf den Beifall der Menge auf seine künstlerische Haltung keine Macht ein. Sein Ziel war die Verkörperung von Ideen, und der Flug, den sein Geist nahm,

führte empor zu den reinsten Höhen des Lichtes. Nicht umsonst hatte sein Abgott von Jugend auf Schiller geheißen. Seine ganze Denkart und Lebensauffassung steht unter dem Zeichen dieses großen idealistischen Dichters. Doch handelt es sich dabei nur um eine allgemeine geistige Beeinflussung: in seiner reifen Lyrik hat sich Fischer von Schiller sehr weit entfernt. Da berührt er sich näher mit Goethe, Hölderlin, Mörike. Immer nur kann von Berührungspunkten die Rede sein. Denn was seiner Lyrik eben ihren besonderen Wert verleiht, ist ihr durchaus eigenartiges Gepräge. Schon längst hat man erkannt, daß nichts für ihn bezeichnender sei, als die inbrünstige Liebe zur Natur und zum Weib und das geheimnisvolle, fast mystische Ineinanderfließen dieser beiden Gefühle. Seit seiner Kindheit beobachtete, belauschte er die Natur, und zum Danke dafür schenkte sie ihm ihr Vertrauen wie wenigen, gestattete sie ihm die tiefsten Blicke in ihr geheimstes Walten. Schon als Dorfschüler hatte er sich in eine Mitschülerin verliebt, und bis zuletzt blieb er diesem unwiderstehlichen Zuge zum anderen Geschlechte treu: hielt er doch noch „mit achtzig Jahren" erotische „Herzensgespräche". Doch weder der Natur noch der Liebe gegenüber verhält er sich nur kühl beobachtend, leidenschaftslos schildernd. Eine erregbare Natur, giebt er sich vielmehr seinen Empfindungen und Stimmungen rückhaltlos hin. Frische, gesunde Lebenslust ist ein Grundzug seines Wesens. Wohl sind auch für ihn die Zeiten gekommen, da er sich in düsteres Grübeln verlor, wohl haben auch ihm schwere Verluste, wie die seiner beiden Auserkorenen, elegische Klänge entlockt: aber das waren Krisen, die vorübergingen, die Freude am Dasein kehrte ihm, der vom Pessimismus nichts wußte und nichts wissen wollte, immer wieder. Der vorherrschende Ton seiner Poesie ist darum ein dithyrambisch jauchzender: ihm ist die Zwiesprache mit der Muse ein Zustand der Ekstase, der göttlichen Trunkenheit. Dennoch hat die Begeisterung ihn niemals vergessen lassen, daß das Dichten zugleich ein künstlerischer Vorgang sei. Nach seinen verunglückten Jugendversuchen ist ihm diese Erkenntnis aufgegangen, hat er gelernt, alle Formen zu beherrschen. Besonders neigt er zu antiken Maßen, die er mit Sicherheit und Feinheit handhabt, und nicht minder gut gelingen ihm freie, reimlose Rhythmen.

So gewährt Fischers Muse einen weihevollen Genuß. Mühelos lassen sich freilich die Früchte von seinem poetischen Baume nur selten pflücken. Das bloß Oberflächliche, Aeußerliche haßt er; was er bietet, ist vorher durch das Medium seines eigenen Geistes gegangen. Um ihn ganz zu verstehen, muß man sehen und hören, denken und fühlen können wie er. Es liegt etwas energisch Subjektives, etwas herb Charaktervolles in seiner Art, das vom Leser völlige Hingabe verlangt. In früheren Jahren glückte ihm wohl auch manches im naiven Tone des Volksliedes, aber mehr und mehr kam ihm dann die einfach populäre Haltung abhanden. Je tiefer er sich in die Rätsel des Weltalls und der Frauenseele verbohrt, desto schwerer fällt es ihm, für das, was ihm ahnend vorschwebt, den deutlichen Ausdruck zu finden. Es ist oft ein Ringen mit dem Stoff, über den er nicht ganz Herr wird, und der deshalb nicht zu vollkommener Plastik ausgeprägt ist. Darum erscheint an seinen Erzeugnissen manches geschraubt und gekünstelt. Namentlich mit dem beginnenden Alter macht sich der Ueberschuß an Reflexion geltend: in seinem von dunkler Naturmystik durchtränkten Liedercyklus „Merlin“ hat diese Neigung ihren Gipfel erreicht. Aber wunderbar ist es, wie Fischer dann wieder zur völligen Klarheit sich durchgekämpft und schließlich in der Sammlung „Mit achtzig Jahren“ seine ganze Kraft zu den reifsten und süßesten Gaben zusammengefaßt hat.

Neben der geschilderten Lyrik, die den Kern der Poesie Fischers bildet, hat er zeitlebens das Epigramm gepflegt, und zwar mit entschiedenem Glück. Ob nun seine Sprüche mehr allgemein beschaulicher und lehrhafter Natur sind, oder ob sie eine geschärfte Spitze aufweisen: immer sind sie selbständig im Gedanken, entschieden in der Gesinnung, edel in der Form. Aus seinen Zeitgedichten flammt ein heißblütiges Temperament, sprüht ein feueriger Geist. Er rüttelt die Deutschen aus ihrer Trägheit und Stumpfheit auf, er mahnt sie an die unvergänglichen Menschheitsideale. Kraftvoll liebt er sein Vaterland, haßt er dessen Feinde. Bismarck vor allen ist sein Held. Ihn hat er bereits im Jahr 1849 herbeigesehnt, vorausgeahnt, als er in einem seiner berühmtesten Gedichte „nur einen Mann aus Millionen“ für sein Volk begehrte. In

seinen Gelegenheitsgedichten meidet er die breite Heerstraße des Alltäglichen und Gewöhnlichen, bindet sich durchweg an den höheren poetischen Stil und bewährt so gerade auf diesem gefährlichen Gebiete seine volle Meisterschaft.

In der lyrischen Kunstpoesie, in der höheren Gelegenheitsdichtung und im Epigramme liegt die Stärke J. G. Fischers. Von den epischen Gattungen sagt nur eine seiner Begabung völlig zu: das Idyll. Die Naturbetrachtung führt ihn zur Schilderung des bäuerlichen Lebens. Mit großer Anschaulichkeit zeichnet er das höher strebende Landvolk, mit wohlthuender Wärme frischt er Jugenderinnerungen an das Elternhaus, den Vater, das Heimatdorf und dessen Bewohner auf. Einige dieser Idyllen gehören zu den eigentümlichsten und schönsten Blüten, die Fischers Dichtergeist getrieben hat. Darüber hinaus reicht sein episches Vermögen nicht. Daß er später die köstliche Dichtung „Beim Kirchenbauer“ zu dem längeren selbständigen Werke „Der Glückliche Knecht“ gestreckt hat, ist kaum zu ihrem Vorteil ausgeschlagen. Eigentliche Balladen und Romanzen gelingen ihm nicht. Er giebt weniger Handlungen als Situationen, liefert nicht sowohl fortschreitende Erzählungen als durch Monologe oder Dialoge festgehaltene Momentbilder, darunter allerdings solche von ausgesuchter Schönheit.

An dem längst feststehenden Urteil über Fischers Dramen ist nicht zu rütteln. Sie sind reich an poetischen Vorzügen, selbst an szenisch wirksamen Momenten im einzelnen, aber der eigentliche dramatische Nerv, die sichere Gestaltungskraft fehlt, die Mängel der Komposition und Technik sind zu auffallend, als daß das Gefühl vollständiger Befriedigung aufkommen könnte. Der Dichter hat sich große und oft behandelte historische Stoffe aus den verschiedensten Weltepochen vom orientalischen Altertume bis zur Gegenwart ausgewählt. Dabei durchzieht sein dramatisches Schaffen ein gemeinsamer Grundgedanke: der Gegensatz zwischen den staatlichen Gewalten und dem Priestertume. Diese Tendenz, hervorgerufen durch die damals Deutschland bewegenden kirchlichen Kulturkämpfe, beherrscht sowohl in Saul als in Kaiser Maximilian, übrigens seiner schwächsten Leistung, die ganze Handlung, wirkt in Friedrich II. mehr latent, um in Florian Geyer hinter dem sozial-politischen

Motive völlig zurückzutreten. Die Sprache ist in dem zuletzt genannten Trauerspiele wuchtige Prosa, deren Periodenbau freilich nicht immer durchsichtig genug ist, in den übrigen Stücken waltet der Jambus, den Fischer mehr mit der Kraft und Würde Uhlands als mit dem hinreißenden Schwunge Schillers handhabt. Seine klassischen Vorbilder sind im allgemeinen, stellenweise sogar im einzelnen deutlich erkennbar. Immerhin hat sich J. G. Fischer auch in diesem Fache, das jenseits den Grenzen seines natürlichen Talentes liegt, als einen Dichter von höchstem Streben und reinstem Wollen angekündigt.

Dem Geschichtschreiber der allgemeinen Nationallitteratur liegt die Pflicht ob, das Wesentliche vom Unwesentlichen sorgsam zu scheiden und nur diejenigen Namen auf die Nachwelt zu bringen, deren Träger individuelle Züge aufweisen oder zu den Vordersten einer bestimmten Richtung gehören; an der Masse der unbedeutenderen Geister geht er stolz vorüber, das Typische an ihnen zu einem Gesamtbilde zusammenfassend. Andere Zwecke verfolgt eine Provinziallitteraturgeschichte, die nach möglichster Vollständigkeit streben muß. So sollen auch hier an die größeren und mittleren Lyriker die kleineren und kleinsten, wenigstens soweit sie durch selbständige Sammlungen deutliche Spuren ihrer Existenz hinterlassen haben, angereiht werden.

Die alte Dichtart war in Württemberg auch jetzt noch nicht ganz ausgestorben. Die Hauptvertreter des schwäbischen Klassizismus brachten ja einen Teil ihrer poetischen Werke und Sammlungen erst auf den Markt, nachdem die Romantiker im Lande bereits zu Ansehen gelangt waren, und sogar ein paar neu auftretende Autoren schlossen sich der Manier jener an. So Benedikt von Wagemann (1763 bis nach 1835) aus Altdorf (O.A. Ravensburg), Arzt in seinem Vaterorte, dann bis 1834 Stadtphysikus in Ehingen, der sein bescheidenes Talent sehr in die Breite geschlagen hat. Auf seine erste 1803 erschienene Sammlung „Gedichte" folgten 1826 „Sämmtliche Gedichte" in zwei Bänden. Seine ernsthafte Lyrik ist stark rhetorisch gefärbt. Er ergeht sich mit Vorliebe in moralisierenden Betrachtungen über abstrakte Begriffe oder schmiedet altmodische Fabeln und Sinngedichte nach dem Muster Haugs und

Weissers; triviale Schauerballaden in Bürgerscher Manier wechseln damit ab. Der verschnörkelte Humor seiner heiteren Poesie neigt hauptsächlich zum Parodistischen. Er hat sich denn auch die Mühe genommen, „Des Publius Ovidius Naso fünf Trauer-Bücher" (1829) auf 499 Seiten und „Die Abenteuer Telemachs Sohnes des Ulysses" (1834/5) gar in zwei Bänden zu travestieren. Von den weiteren Schöpfungen Wagemanns sei nur noch das Schauspiel „Irmengard, die Mutter von zwölf Knaben" (1825) erwähnt, das eine bekannte Legende im Stile des oberschwäbischen Volksdramas behandelt. Chr. G. Vischer (1786—1836) aus Ludwigsburg, Postbeamter in Stuttgart, später in Frankfurt a. M., veröffentlichte 1821 unter dem Titel „Lautentöne" eine Sammlung lyrischer Gedichte, von denen eine große Zahl vorher im Morgenblatte gedruckt worden war. Es sind meist hochtrabende Oden in antiken Metren, teilweise patriotischen Inhaltes, dazwischen didaktisch-epigrammatische Stücke. Der Geist von Schillers Laura wird in dem Buche heraufbeschworen. Trotz beträchtlicher formalen Korrektheit und Gewandtheit, trotz Fülle des Ausdruckes läßt diese altmodische Stelzenpoesie den Leser, der sich dabei in die Zeiten des Stäudlinschen Musenalmanaches zurückversetzt fühlt, völlig kalt. Auch Ernst Christian Friedrich Kraus (1799—1872) aus Weikersheim (O.A. Mergentheim), Pfarrer in Unterjesingen (O.A. Herrenberg) und Altdorf (O.A. Böblingen), der zwischen 1825 und 1840 mehrere Gedichtsammlungen teils religiösen, teils vermischten Inhaltes herausgab, hängt noch im wesentlichen an der klassizistischen Dichtweise. Seine Haltung ist ernst und würdig. In seinen weltlichen Gedichten schlägt er gerne die Töne der Ode, des Hymnus, der Elegie an, liebt die Verherrlichung abstrakter Begriffe. Doch läßt er hin und wieder einfachere Liederklänge, wie sie durch die Romantiker in Schwaben eingeführt worden sind, vernehmen. In seiner religiösen Poesie wirkt noch der Einfluß Klopstocks und Gellerts nach. Er bietet weder schlichte Kirchengesänge noch pietistische Strafpredigten, sondern biblische Betrachtungen und Schilderungen, christliche Moralgedichte, Lobpreisungen des Höchsten und seiner Werke. Vollends ein nichtiger Reimer ist der gewesene Rottweiler Hofgerichtsassessor Karl von Langen. In seinen 1824 erschienenen

„Gedichten“ verzerrt er das ernsthafte Gefühl zur Tändelei und den Humor zur niedrigsten Komik; in den „Erzählungen des Klausners auf Neckerburg“ (1825) behandelt er heimatliche Sagen im kläglichsten Bänkelsängerton. Einigermaßen hat er seine poetischen Sünden durch brauchbare „Beiträge zur Geschichte der Stadt Rotweil am Neckar“ (1821) gut gemacht.

Immanuel Gottlieb Moser (1790—1846) aus Stuttgart, als Oberbibliothekar und Oberstudienrat in seiner Vaterstadt verstorben, der lange Jahre das Morgenblatt mit gereimten Rätseln und Charaden regelmäßig versah und 1836 und 1838 zwei Sammlungen von seinen Erzeugnissen veranstaltete, besaß für diesen Zweig der Didaktik ein artiges Talent. August Konrad Magenau (1801—1857) aus Niederstotzingen, der Sohn Rudolf Magenaus, Kaufmann in Stuttgart und dann in Heidenheim, ist unter anderem in zwölf auf einen allzu niedrigen Ton gestimmten poetischen Erzählungen „Eberhard im Bart“ (1822) als Nachahmer der Schwabschen Romanzencyklen aufgetreten und hat in seinen „Kennenburg-Liedern“ (1841, zweite Auflage 1842) den Preis dieser damaligen Wasserheilanstalt und ihrer landschaftlichen Umgebungen gesungen. Legt man an die zuletzt genannte Leistung den Maßstab der Gelegenheitspoesie, so kann man sie, namentlich die heiteren Stücke, darunter eine unterhaltende kleine Posse, wohl gelten lassen. Theodor Beyttenmiller (1820 — 1897) aus Weinsberg, Volksschullehrer und Hofmeister in vornehmen Häusern, dann Elementar- und Reallehrer in Stuttgart, zuletzt mit dem Titel eines Oberreallehrers, trat in jüngeren Jahren mit zwei lyrischen Sammlungen hervor: „Gedichte“ (1846) und „Maiglöckchen“ (1854). Er zeigt darin viel Gewandtheit und weiß die Worte gut zu setzen, die poetischen Redeblumen geschickt zu verwenden. Während das erste Buch noch durch viele unreine Reime entstellt wird, haftet dem zweiten auch dieses formelle Gebrechen nicht mehr an. Beide enthalten unleugbar schöne Gedichte. Recht warm wird man jedoch bei dieser vorzugsweise erotischen, weichlich schmachtenden Poesie nicht. Man vermißt die Ursprünglichkeit der Begabung. Goethesche, Kernersche Reminiscenzen sind nicht selten; aber auch da, wo sich keine direkten fremden Einflüsse nachweisen lassen, kann man

sich des Eindruckes nicht erwehren, daß der Dichter Ureigenes nicht zu bieten habe. Die späteren, nicht mehr gesammelten Erzeugnisse Beyttenmillers waren hauptsächlich patriotische Gelegenheitsstücke. Außerdem gab er verschiedene poetische Anthologien heraus. Auch sonst entfaltete er mannigfache litterarische Thätigkeit, so eine Zeit lang als Theaterreferent des Stuttgarter Neuen Tagblattes und als Redakteur der Stuttgarter Frauenblätter. Johann Georg Rathfelder (1793—1868) aus Rutesheim (O.A. Leonberg) war, nachdem er die Feldzüge von 1813 und 1814 mitgemacht hatte, langjähriger Kanzlist im württembergischen Kriegsministerium und widmete, 1854 als Kanzleirat pensioniert, den Rest seiner Tage mancherlei gemeinnützigen Aufgaben. Damals trat er auch erst mit Gedichten hervor und veröffentlichte 1865 eine kleinere, Vorträge bei Veteranenfesten enthaltende Sammlung, „Ernst und Humor“, Jahrs darauf eine größere, „Herbstblumen“, worin die anspruchslos hausbackene Moral eines wohlmeinenden Biedermannes das Wort führt. Paul Pressel (1824—1898) aus Tübingen, der als Helfer in Brackenheim und Geislingen, als Dekan in Neuenstadt a. d. Linde und Ulm wirkte, that sich innerhalb der protestantischen Kirche Württembergs vielfach hervor und trat entschieden in seiner Heimat für die Verwirklichung des nationalen Gedankens ein, indem er sich frühzeitig dem kleinen Häuflein der süddeutschen Anhänger einer preußischen Hegemonie beigesellte. Patriotischer Sinn und evangelischer Geist reichen sich auch in seinem 1860 erschienenen erzählenden Gedichte „Franz von Sickingen“ die Hand. Im Versmaß und Tone der Uhlandschen Eberhardromanzen werden die Thaten jenes kühnen Kämpen für die Reformation besungen. Der Dichter formt sich den historischen Stoff mehr durch Gruppierung der thatsächlichen Ereignisse und Personen als durch freie Erfindung zu einem poetischen um. Nur langsam kommt das Epos in Fluß und erwärmt den Leser, aber allmählich steigt es, zumal mit der Belagerung der Burg Landstuhl und dem Ende des Helden, zu schöner Wirkung empor. Pressel hat sich außerdem in jungen Jahren an einem Familienblatte, „Die Spinnstube“, beteiligt und einen Volkskalender herausgegeben sowie später mehrere Prosaschriften verfaßt. Gustav

Hauff (1821—1890) aus Auenstein (O.A. Marbach), Pfarrer an verschiedenen Orten, zuletzt in Beimbach (O.A. Gerabronn), der 1880 „Schillerstudien“ und 1885 eine Schubartbiographie lieferte, sammelte 1861 einen „Liederstrauß“. Seine Gedichte, spröd in der Form, enthalten mehr Gedanken und Gesinnungen als Gefühle und Stimmungen, verraten eher epigrammatisch-satirisches als lyrisch-poetisches Talent. Er liebt politische und soziale Betrachtungen, des Vaterlandes Uneinigkeit und Zerrissenheit erfüllt ihn mit Zorn und Schmerz, sein Liebling Schiller gilt ihm als geistiger Bannerträger einer besseren Zukunft. Andreas Beck (1825—1882) aus Cannstatt, der lange Jahre als Hofmeister und dann als Lehrer an verschiedenen Schulen in Moskau wirkte, gab 1840 als Seminarist unter dem Titel „Frühlingsknospen“ ein Heftchen unreifster Knabenlyrik heraus. Diesem voreiligen Versuche, seinen Namen unsterblich zu machen, ließ er viel später zwei mit offenbarer Sorgfalt gesichtete Sammlungen, „Gedichte“ (1871) und „Deutsche Klänge aus Moskau“ (1879), folgen, worin er sich zu anständigem Können, wenn auch nicht zu unterscheidbarer Eigenart erhoben hat. Der zu Stuttgart verstorbene Kaufmann Wilhelm Elwert (1834—1895) aus Tübingen veröffentlichte 1868 „Heimatlieder“, die später als „Lieder aus Schwaben“ wiederholt wurden. Manches Hübsche ist dem Verfasser, der einen vorwiegend munteren Ton angeschlagen hat, gelungen, indessen befriedigen seine Gedichte in formaler Hinsicht nicht vollständig. Eine posthume Gedichtsammlung erschien 1896 unter dem Titel „Aus frühen und späten Tagen“ von dem Oberlandesgerichtspräsidenten Gustav Häcker (1822—1896) aus Stuttgart, der, ein Freund und Förderer der Künste, zumal der Musik, 1873 ein Jahr lang seine juristische Thätigkeit mit der provisorischen Führung der Stuttgarter Hoftheaterintendanz vertauscht hatte. Ein warmes, reines und frommes Gemüt, ein froher Sinn und echt schwäbisches Naturgefühl sprechen aus Häckers nicht eben gehaltvollen, aber in sauberer und geschmackvoller Form dargebotenen Liedern.

Die schwäbischen Frauen haben die lyrischen Schätze des Stammes nur in sehr bescheidenem Maße bereichert. Henriette Ottenheimer (1807—1883) aus Stuttgart, seit der Kindheit am

Körper gelähmt, entfaltete eine vielseitige litterarische Thätigkeit und benützte ihre Feder auch dazu, die Sache ihrer jüdischen Glaubensgenossen zu führen. Zwischen 1832 und 1841 veröffentlichte sie mehrere mit Gedichten und Erzählungen gefüllte Bändchen. Ihre Lyrik ist vorwiegend Reflexionspoesie eines frommen Gemütes mit stark ausgeprägtem transzendentalem Zuge, während in ihrer zarten Novellistik Welt und Menschen in weiblich gefühlvoller Spiegelung erscheinen. Die zu Oehringen geborene Prinzessin Mathilde von Hohenlohe-Oehringen, verehelichte Fürstin von Schwarzburg-Sondershausen (1814—1888), ließ außer dem dramatischen Gedicht „Jadwiga, Königin von Polen“ (1857) eine Sammlung lyrischer Erzeugnisse unter dem Titel „Lose Blätter“ erscheinen. Ferner wurde aus dem Nachlasse der Gräfin Julie zu Ortenburg, geborenen Freiin von Wöllwarth-Lauterburg (1819 bis 1883) aus Stuttgart, 1885 eine kleine Auswahl Gedichte herausgegeben. Endlich zählt auch die Mutter eines der volkstümlichsten Dichter der Neuzeit, der selber freilich für Württemberg nicht in Anspruch genommen werden darf, zum schwäbischen Poetenvolk: Josephine Scheffel (1805—1865), die Tochter des Bürgermeisters Krederer in Oberndorf, mit dem Major Philipp Jakob Scheffel zu Karlsruhe vermählt. Eine bewegliche und muntere Frau, mit Talenten aller Art ausgerüstet, zu heiter geselligem Leben so recht geschaffen, spielte sie in der guten Gesellschaft der badischen Residenz eine wichtige Rolle. Sie ließ ihr poetisches Licht bei öffentlichen und privaten Anlässen leuchten, sie wußte von der Schablone abweichende Märchen zu erzählen, wovon eines, „Rhodopis“, 1884 gedruckt worden ist und weitere Proben durch die mit der Dichterin befreundete Alberta von Freydorf in dem Buch „In der Geißblattlaube“ (1886) auf die Nachwelt gebracht worden sind, sie versuchte sich in dramatischen Gelegenheitsstücken; wurde doch sogar von ihr ein in schwäbischer Mundart geschriebenes Lustspiel „Lorle und Dorle“ in den fünfziger Jahren auf der Karlsruher Hofbühne aufgeführt. Den Umfang des poetischen Talentes der Frau Josephine Scheffel lernte man jedoch erst kennen, als ihre Gedichte von ihrem Enkel Viktor von Scheffel 1892 herausgegeben wurden. Die Sammlung interessiert schon durch die Anklänge an die Art

Joseph Viktor Scheffels, die sich bei der Mutter da und dort, namentlich in den volkstümlichen Balladen, finden. Zugleich gewährt sie aber auch einen willkommenen Einblick in die Gedanken- und Empfindungswelt einer Frau, deren nähere Bekanntschaft sich wohl verlohnt. Unsere Dichterin beschränkt sich nicht auf Gelegenheitsgaben und lyrische Ergüsse, sondern liefert auch Stücke erzählender Art aus der Vergangenheit wie aus der Gegenwart und ergreift gerne zu brennenden Zeitfragen das Wort. Sie bewährt sich dabei als eine warmblütige Patriotin, als eine echte Deutsche, der jedes Kokettieren mit der französischen Kultur gründlich verhaßt ist, daneben aber auch als eine religiös veranlagte Christin. Mit den ernsteren Weisen wechseln Aeußerungen eines schalkhaften und neckischen Humors, der ein paarmal in Verbindung mit dem Dialekt auftritt. Immer dichtet Frau Scheffel frisch vom Herzen weg, naiv und unbefangen, ohne Absichten und ohne Ansprüche. Von dem strengsten ästhetischen Maßstabe darf man bei ihr um so eher absehen, als sie ja selbst zu Lebzeiten das litterarische Urteil nicht herausgefordert hat.

Eines dauerhafteren Erfolges als viele, die ihre Leier auf den höchsten Ton gestimmt haben, durfte sich der anspruchslose Friedrich Ritter (1774—1843) erfreuen. Er war Stadtrat in seiner Vaterstadt Stuttgart, ein wohlhabender Mann, beweglichen Temperamentes und Geistes, munter veranlagt. Für festliche Stunden verwandte er sein hübsches Talent zur Gelegenheitsdichtung. Manches von ihm findet sich da und dort gedruckt; einiges ist auch in Lieder- und Kommersbücher übergegangen, aber gesammelt wurden seine Erzeugnisse weder von ihm selbst noch von anderen. Seinen Haupttreffer that Ritter mit dem stimmungsvollen Frühlingsliede „Regst du, o Lenz“, das, von Lindpaintner trefflich komponiert, zuerst bei der Stuttgarter Schillerfeier des Jahres 1830 vorgetragen worden ist, seitdem regelmäßig dieses Fest verschönen hilft und sich mit der Zeit in ein förmliches schwäbisches Volkslied verwandelt hat. Auch anderen, die auf den Poetennamen keinen Anspruch erheben können, ist gelegentlich wohl ein glücklicher Wurf gelungen. So gebührt dem als Missionar zu Mangalur in Ostindien verstorbenen Gottfried Weigle (1816

bis 1855) aus Zell (O.A. Eßlingen), einem hervorragenden Sprachkenner, der Ruhm, das von Silcher in Musik gesetzte, viel gesungene Lied „Drunten im Unterland" verfaßt zu haben.

Ein fruchtbarer, aber ziemlich trivialer Gelegenheitsdichter war Heinrich Wagner, am 10. Januar 1783 zu Stuttgart als Sohn eines Mesners geboren und am 23. April 1863 ebenda als pensionierter Kanzleirat gestorben, ein braver Subalternbeamter, loyal, konservativ und christlich gesinnt, mehrmals verheiratet und im Besitz einer großen Kinderschar, dabei in engen Verhältnissen lebend. Er veröffentlichte 1833/4 „Ergüsse meiner Laune" in drei Bändchen, 1849 „Rittersporen und Schwertlilien, oder jüngste Ergüsse meiner Laune", 1863 „Sylvester-Blüthen oder Gedichte" und außerdem noch allerhand Gereimtes in Broschürenform teils unter seinem eigenen Namen, teils unter dem anagrammatischen Wergan. Alles zieht er in den Bereich seiner Muse: häusliche und gesellschaftliche, politische und patriotische Ereignisse. Kein ihm bekannter Dichter bleibt unbesungen; gleich üppigen Wucherpflanzen winden sich seine Verse um Taufen, Geburts- und Namenstage, Hochzeiten, Denkmalweihen. Er neigt stark zum leichten, volkstümlichen Tone, der aber durch ihn oft in's Gewöhnliche, Derbe, Bänkelsängerische verzerrt wird. Seine Dialektgedichte atmen so wenig echte Poesie wie seine schriftdeutschen. Doch einmal ist ihm ein Wurf geglückt: er hat dem viel gesungenen schwäbischen Volksliede „Muß i denn, muß i denn zum Städtele 'naus" seine endgültige Gestalt verliehen. Noch matter und nüchterner ist er in seinen Erzeugnissen höheren Stiles: hartnäckig fährt er im alten klassizistischen Schlendrian fort, ohne nach den ästhetischen Anforderungen neuer Zeiten und Dichtarten zu fragen. Seine vielen Satiren und Epigramme lassen treffenden Witz und scharfe Pointirung vermissen. Uebrigens hat Wagner als stets bereiter Verfertiger von Gelegenheitsversen und Gesellschaftsliedern, die ihre Komponisten fanden, seinen Zeitgenossen Freude bereitet und im Vereins- und Kunstleben seiner Vaterstadt eine Rolle gespielt: war er doch sogar geschäftsführendes Mitglied der Direktion der K. Kunstschule und des Stuttgarter Kunstvereines. Ein bleibenderes Verdienst als durch seine Poesie erwarb er sich durch seine „Geschichte der Hohen Carls-Schule"

(1856/8), ein auf den Archivalakten ruhendes, reichhaltiges und gründliches, aber äußerst schwerfälliges Quellen- und Nachschlagewerk.

Nicht bloß die Residenz, auch andere schwäbische Städte verfügten über ihre Dichtergrößen, die sich die Verherrlichung lokaler Begebenheiten und Festtage angelegen sein ließen. So erstand in dem aus Balingen gebürtigen Karl Bames (1806—1875), der viele Jahre als Lehrer, zuletzt Oberpräzeptor in Reutlingen wirkte, dieser Stadt ein unermüdlicher Sänger. Seine Gelegenheitsverse, die auch allerhand sonstige Schwabenstreiche und Anekdoten in ihren Bereich ziehen und meist einen ganz niedrigen Ton anschlagen, sind teils in den 1857 erschienenen „Volksgedichten aus Schwaben von Bamesius" enthalten, teils in die nach dem Tode des Verfassers herausgegebene „Chronica von Reutlingen in Freud und Leid, im Festtags- und im Werktagskleid. (Von 1803—1874.)" eingeflochten. Ebenso besaß Ravensburg seinen Lokaldichter in dem daselbst geborenen Aktuar Johann Georg Eben (1795—1838), der später als Archivordnungskommissär die Geschichte dieser Stadt in zwei Bänden (1830/2) bearbeitet hat. 1825 sammelte er seine „Gelegenheits-Gedichte", worin er mancherlei Vorgänge aus dem Leben seiner Vaterstadt und seiner Mitbürger, doch auch Ereignisse aus dem württembergischen Königshause mit der langweiligsten Ernsthaftigkeit in hochtrabenden Phrasen feiert.

Als poetischer Lobredner der Tübinger Burschenherrlichkeit erlangte Gustav Griesinger (1804—1888) aus Leonberg eine Art von provinzieller Berühmtheit. Er studierte zuerst in Tübingen Medizin, trat dann zur Theologie über, wurde 1834 Helfer in Münsingen, 1839 Stadtpfarrer in Leutkirch, 1859 Pfarrer in Ehningen (O.A. Böblingen) und verbrachte das letzte Jahrzehnt seines Lebens im Ruhestande zu Ravensburg. Schon als Student dichtete er singbare Lieder, die in Kommersbücher aufgenommen wurden, und ließ 1825 unter seinem Kneipnamen „Dr. Caspar" ein mehr derbes als witziges Scherzepos, „Die Buckeliade", in holperigen Hexametern drucken. 1830 erschien von ihm „Wallensteins Lager ins Lateinische übersetzt", 1834 „Humoristische Bilder-Reime und Reim-Bilder, ein ABC für Alt und Jung" (dritte Auflage 1841), 1877 als Festgabe zum Tübinger Universitätsjubiläum unter dem

Titel „Fuimus Troes“ eine Sammlung heiterer Gelegenheitsgedichte zu Zusammenkünften alter Burschenschafter. Bei den Beteiligten haben diese breiten, mit persönlichen Anspielungen gespickten Reimereien gewiß stets Beifall gefunden, für andere aber sind sie völlig ungenießbar. Griesinger pflegte als Ueberlebender den Genossen der schönen Jugendzeit auch im Schwäbischen Merkur biographische Denkmale zu setzen. Nach seinem Tod erschien noch ein schon 1859 entstandenes Werk: „Schillers Leben und Wirken in zwanglos gebundener Rede dargestellt von einem Ungenannten aber doch Bekannten“ (1888, unter Griesingers Namen 1890 wiederholt). Diese komische Epopoe in Knittelversen ist teilweise mit glücklichem Humor, aber nicht immer mit sicherem Takte durchgeführt, und die, welche zuerst auf Schartenmayer-Vischer als Verfasser rieten, haben ihr damit entschieden zu große Ehre angethan.

Von den poetischen Erzeugnissen der untersten Stände ist begreiflicherweise nur ein verschwindend kleiner Teil auf die Nachwelt gekommen. Ludwig Lohrmann (1776—1839) aus Stuttgart, der in Ansbach Hans Sachs' Gewerbe trieb, veröffentlichte 1816 „Vermischte Gedichte“. Das äußerst dürftige Talent des am 22. Juni 1763 auf Lämmershof (O.A. Gaildorf) geborenen Johannes Lämmerer, Leinewebers, später Filialschulmeisters und Unterumgelters zu Unterdeufstetten (O.A. Crailsheim), zog Justinus Kerner an das Licht, indem er 1819 eine Auswahl der Gedichte des im alten Meistersängerstile dichtenden Mannes zum Drucke beförderte. 1836 veranstaltete der damals 33 Jahre alte Valentin Baur, Bauer in Hailfingen (O.A. Rottenburg), eine kleine Sammlung seiner Gedichte, und durch das Morgenblatt drangen Proben daraus in weitere Leserkreise. Was diese Leute gedichtet haben, ist weit weniger merkwürdig, als die Thatsache, daß sie in ihrer Lebensstellung, auf ihrer Bildungsstufe überhaupt den poetischen Trieb in sich spürten. Bei Valentin Baur, der sich bis zur Nachahmung der hochfliegenden Ideenlyrik Schillers versteigt, überraschen mitunter Blitze eigener Gedanken, die freilich sehr unbeholfen dargestellt sind. Auch Gottlob Eitle (1820—1872) aus Herzogsweiler (O.A. Freudenstadt), Buchbinder, dann Unteroffizier und Stabsfourier in Ulm und zuletzt Kanzlist im Kriegsministerium zu Stutt-

gart, mag in diesem Zusammenhang erwähnt sein. Er veröffentlichte zwischen 1857 und 1862 drei Sammlungen ernster und heiterer Soldatenpoesie, teilweise im Dialekt, und 1867 ein Bändchen „Wahrheitsstrahlen", worin sich der Pietismus in seiner abgeschmacktesten Form breit macht. Gleichfalls als Autodidakten verkündet sich Heinrich Gebhardt (1817—1877) aus Musberg (im Stuttgarter Amtsbezirk), Lithograph in Kirchheim u. T., in der Dezember 1861 geschriebenen Vorrede zu seinem Gedichtbuche „Klänge vom Fuße der Teck", dessen mannigfaltiger Inhalt das Mittelmaß nicht übersteigt, teilweise sogar darunter bleibt.

Die mundartliche Lyrik, die in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts durch Karl Weitzmann und seine Nachfolger in weiten Kreisen des Volkes Eingang gefunden hatte, fiel bald den trivialsten Reimern anheim, die, im Wahne, der Dialekt vermöge jede poetische Unfähigkeit zu verdecken, über öffentliche Feste aller Art oder die Gemüter bewegende Zeitfragen ihre kläglichen Verse schmiedeten. Solche Autoren ließen ihre Machwerke meist unter herausfordernden Pseudonymen in Flugschriftenform drucken und durch Hausierer vertreiben oder auf den Jahrmärkten feilbieten. Die Blütezeit dieser Bänkelsängerei fiel in das fünfte Dezennium des 19. Jahrhunderts. Allmählich begann dann das Volksidiom wieder zu würdigeren poetischen Zwecken verwendet zu werden. Die 1857 zu einem dünnen Bändchen vereinigten „Gedichte in schwäbischer Mundart" von Wilhelm Friedrich Wüst (1796—1863) aus Murrhardt (O.A. Backnang) bedeuten schon eine kleine Wendung zum Besseren, wenn sie sich auch noch ganz in der alten Manier bewegen. Es sind Festberichte, Schwänke und Bauernstreiche, teils in Gesprächsform, mit leichter moralischer Tendenz, in kräftiger, aber nicht gemeiner Volkssprache gehalten. Der Verfasser, Knabenschullehrer in Tübingen, hat sich durch Gründung von Gesangvereinen um die Hebung des Volksgesanges bemüht, allerhand gemeinnützige Bestrebungen gefördert und eine Reihe Volksschriften veröffentlicht.

Andere Bahnen wandelte Friedrich Richter. Am 2. September 1811 zu Crailsheim geboren und im Seminar und Stifte

zum Theologen herangebildet, versah er seit 1839 die Stelle eines Präzeptors an der Lateinschule in Besigheim, seit 1846 die eines Pfarrers in Pfaffenhofen (O.A. Brackenheim), seit 1851 das Diakonat in Pfullingen und seit 1856 die Stadtpfarrei in Bopfingen, wo er am 28. August 1865 starb. Richter hatte schon 1832 als Tübinger Student im Vereine mit Ludwig Seeger, Heinrich Loose und einigen anderen eine „Neckar-Harfe" betitelte Gedichtsammlung herausgegeben. 1852 folgten „Violen. Ausgewählte Lieder und Epigramme von Friedrich Stromberg", 1858 „Lieder in schwäbischer Mundart", 1862 „Eine Liedergabe in schwäbischer Mundart für Jedermann", 1863 „Lieder heiliger Liebe". Obgleich der Zahl nach seine Erzeugnisse in Schriftdeutsch die im Dialekt überwiegen, liegt doch der Schwerpunkt seiner Poesie in letzteren. Es sind gemütlich harmlose, halb heitere, halb sentimentale Liedchen in treuherzigem Volkston und glatter, allgemein verständlicher Volkssprache. Die hochdeutsche Lyrik Richters, die teils aus leichtem Getändel, Naturbildchen in der Art Karl Mayers, Epigrammen und ähnlichem, teils aus ernsten, namentlich religiösen Stücken besteht, gefällt durch Flüssigkeit und Klarheit der Darstellung, ohne daß ihr Inhalt sich zu irgend welcher Bedeutung erhebt. Manche Lieder Richters sind in Kompositionen Silchers Gemeingut des Volkes geworden.

Eduard Hiller, am 14. Dezember 1818 in der Stuttgarter Vorstadt Berg geboren, ein Nachkomme des Kirchenliederdichters Philipp Friedrich Hiller, studierte in Tübingen Staatswissenschaften, sah sich aber durch ein Nervenleiden veranlaßt, zur Landwirtschaft überzugehen. Die Zunahme des Uebels nötigte ihn auch, den 1851 übernommenen Posten eines Gutsadministrators zu Assumstadt (O.A. Neckarsulm) wieder aufzugeben. Einige Jahre völliger Ruhe stellten ihn soweit her, daß er 1860 einem Lehrauftrag an der landwirtschaftlichen Akademie Hohenheim, zuerst als Repetent, dann als Professor, genügen konnte. Aber einem neuen heftigen Rückfalle gegenüber erwiesen sich alle Heilversuche machtlos: fast drei Jahrzehnte schon lebt der kranke Mann in ländlicher Zurückgezogenheit zu Buoch (O.A. Waiblingen). Hillers erste während seiner Leidenszeit zu Ende der fünfziger Jahre entstandene, „Stim-

men vom Krankenlager" (1861), in dritter, neu gestalteter Auflage „Wintergrün" (1886) betitelte Sammlung enthält zum größeren Teile hochdeutsche, zum kleineren schwäbische Gedichte. Jene, in leichtem, schlicht anmutigem Liedertone gehalten, haben zum hauptsächlichen Gegenstande das Leben der heimatlichen Natur, dessen alltägliche Ereignisse und kleine Geheimnisse der Dichter liebevoll beobachtet hat und sinnig zu deuten weiß, dessen stille Freuden ihn unwiderstehlich anziehen. Nur der lehrhafte Zug, der sich in die Naturbetrachtung eingeschlichen hat, erinnert an das Krankenlager. In den mundartlichen Stücken kehren zunächst dieselben Stoffe wieder, bald aber schreitet Hiller zur Schilderung des bäuerlichen Lebens in idyllischen Stimmungsbildern und humoristischen Erzählungen vor. Diese Dichtweise hat erst in einer zweiten, ausschließlich dem Dialekte gewidmeten Sammlung, „Naive Welt" (1891), ihre volle Ausprägung erhalten. Das Buch führt seinen Titel mit Fug und Recht: Hiller hat das moralische Mäntelchen abgeworfen, er ist jetzt ganz naiver, realistischer Schilderer des ländlichen Treibens, der ländlichen Sitten, der ländlichen Liebe. Seine Darstellung setzt den Reichtum und die Kraft der schwäbischen Volkssprache in helles Licht. Der Durchschnitt, den er aus dem unterschwäbischen Dialekte gezogen hat, eignet sich für litterarische Zwecke vorzüglich. Kraftvoll, kernig in der Ausdrucksweise, bewegt sich Hiller doch — mit seltenen Ausnahmen — innerhalb den Grenzen des ästhetisch Zulässigen.

Fast gleichzeitig mit Hiller ist der oberschwäbische Hermann Knapp (1828—1890) aus Schwendi (O.A. Laupheim) aufgetreten, der als Journalist und Redakteur von Lokalblättern, seit 1864 als Privatlehrer in Stuttgart sein Dasein kümmerlich gefristet hat. In drei 1863 und 1865 erschienenen Bändchen, „Poetische Versuche eines Prosaikers", huldigt er abwechslungsweise der hochdeutschen und der schwäbischen Muse, während von zwei weiteren Sammlungen, „Hellauf und Glattaweg!" (1873) und „Aus meinem Gärtlein" (1878), die erste nur Gedichte in der Mundart, die zweite nur solche in der Schriftsprache bringt. Letztere, meist Gelegenheitsstücke, sind ohne Belang. In der Dialektpoesie verlegt sich Knapp nach der älteren Manier mehr auf

die Epik als auf die Lyrik: er berichtet von bekannten und unbekannten Schwabenstreichen in kräftiger, aber übermäßig breiter Darstellung.

Fünftes Kapitel.

Politik und Poesie.

Die Losung des 19. Jahrhunderts hieß wie allerwärts so auch in Deutschland Emanzipation der Massen in politischer und sozialer Hinsicht, Freiheit des Wortes für jedes Einzelindividuum in allen zeitbewegenden Fragen. Solchen Ansprüchen wußte das deutsche Volk, den Hemmungen des Bundestages und der Regierungen zum Trotz, steigende Geltung zu verschaffen. Nur im Jahrhundert der Reformation hatte die Teilnahme der gesamten Nation an den öffentlichen Angelegenheiten einen ähnlichen Höhegrad erreicht. Wie damals fand auch jetzt wieder die engste Wechselwirkung zwischen der Litteratur und den Zeitereignissen statt. Die Presse, der Journalismus, die Publizistik gewann eine von Jahrzehnt zu Jahrzehnt zunehmende Ausdehnung und Bedeutung. In zahllosen Tageszeitungen, Flugschriften, umfangreicheren Büchern klärten Berufsschriftsteller wie Männer aus den verschiedensten Lebenskreisen und Lebensstellungen das Publikum auf. Alle Stände trugen ihr Scherflein zur Bildung der öffentlichen Meinung bei, wirkten an der Vermehrung der litterarischen Produktion mit, der auf diese Weise eine demokratische Prägung aufgedrückt wurde. Die Poesie im besonderen ließ sich von der herrschenden Strömung fortreißen. Die Macht der Zeitideen erwies sich im 19. Jahrhundert zu groß, als daß die Dichter sich ihnen hätten entziehen dürfen, wenn sie im Zusammenhange mit dem Volksgeiste bleiben wollten. Sie trugen denn auch der Bewegung das Banner voran und sicherten sich dadurch einen Einfluß auf die Menge, ja auf den Gang der Geschichte. Von jeher hatte in stürmischen Epochen die politische Poesie in Deutschland geblüht. Unter dem Einflusse der gewaltigen Kämpfe zwischen dem

hohenstaufischen Kaisertum und dem Papsttume wandelten sich die Minnesänger in Spruchdichter um. Dann spiegelten sich die Weltbegebenheiten in den sogenannten historischen Volksliedern wider, die während den großen kirchlichen Erschütterungen im 16. Jahrhundert zum Gipfel emporstiegen. Gleichzeitig schwang ein Heer von Satirikern geschärfte Waffen. In ruhigeren Zeitaltern verstummte dann die politische Poesie. So vor allem in der ersten Hälfte unserer klassischen Litteratur, deren Leistungen gerade darum so bewundernswert sind, weil sie es auf die reinsten und zartesten ästhetischen Wirkungen abgesehen haben. Seit der französischen Revolution konnten sich indessen die Dichter nicht mehr gegen die Tendenzen des Tages absperren. Die Schwärmerei für republikanische Grundsätze und Weltbürgertum ging bei der Mehrzahl bald in Haß gegen fremde Zwingherrschaft und in Begeisterung für nationale Selbständigkeit über, welche Stimmungen in der patriotischen Lyrik der Freiheitskriege ihren lautesten Ausdruck fanden. In der Periode der heiligen Allianz, als die Fürsten das deutsche Volk um die wohlverdienten Früchte seines Opfermutes betrogen, machte die norddeutsche Romantik mit der Reaktion gemeinsame Sache. Erst nach der französischen Julirevolution gewann die litterarische Opposition wieder an Boden, und sie wurde, von der Volksgunst getragen, um so kühner und maßloser, je hartnäckiger die Regierungen auf ihrem freiheitsfeindlichen Standpunkte beharrten. Jetzt lief ein Börne, ein Heine gegen die bestehenden staatlichen wie gesellschaftlichen Ordnungen Sturm, und an sie schlossen sich die Schriftsteller des Jungen Deutschland an. Aber während diese mit ihren vorzugsweise in Romanen eingekleideten Ideen sich mehr an ein aristokratisches Publikum wandten, berechneten die politischen Lyriker, die in wachsender Zahl von Jahr zu Jahr bedeutungsvoller hervortraten, ihre leidenschaftlich erregten und Leidenschaften erregenden Gesänge auf die politisch und sozial Zurückgesetzten und Enterbten. Indem sie wechselweise den Gesinnungen der Massen Worte liehen und auf diese bestimmend, weiterbildend, fortreißend wirkten, konnten sie ein beträchtliches Gewicht in die Wagschale der deutschen Entwicklung werfen. Mit dieser demokratischen Strömung kreuzte sich vielfach eine

patriotische. Eine Minderzahl von Poeten stellte die Wünsche für äußere Einheit des Vaterlandes von Anfang an entschieden über die für innere Freiheit. Aber auch die Männer des Fortschrittes empfanden bald mehr, bald minder die Schmach der Nation, sehnten sich nach Zusammenfassung der deutschen Volkskräfte zu einem festen Staatengebilde. Je näher die Einheitsbestrebungen dem Ziele rückten, desto voller stimmten die deutschen Sänger ihre Lauten auf diesen Ton. Und als die Zeit der Erfüllung gekommen war, fanden sich radikale Brauseköpfe von ehedem mit Konservativen und Gemäßigten in dem Preise deutscher Ruhmesthaten, in dem Jubel über das neu erstandene Reich zusammen.

Württemberg war wie in früheren Jahrhunderten so auch im 19. einer der wichtigsten Herde der politischen Litteratur und Poesie. Der schwäbische Stamm hielt an seiner uralten Gepflogenheit fest, selbständige Meinungen sich zu bilden und abzugeben, und auch in den Zeiten der ärgsten Reaktion war in Württemberg das freie Wort niemals so völlig unterdrückt wie im deutschen Norden. Die inneren Landesangelegenheiten und die Beziehungen zur allgemeinen deutschen Politik lieferten den Federn doppelten unerschöpflichen Stoff. Doch gingen die Wogen der litterarischen Bewegung mehr oder weniger hoch, je nachdem in den großen Tageskämpfen Ebbe oder Flut herrschte.

Am 30. Oktober 1816 war König Wilhelm I. auf den Thron seiner Väter berufen worden. Ihn beseelte der redlichste Wille, ein liberales Regiment aufzurichten und vor allem den von seinem Vorgänger überkommenen Verfassungsstreit aus der Welt zu schaffen. Daß dies erst nach hartnäckigen Kämpfen glückte, war zum größeren Teil die Schuld der Kammermehrheit, die sich allzu starr auf den Standpunkt des alten Rechtes stellte. Die Furcht vor einer Einmischung des Bundestages brachte endlich im September 1819 das Werk zum Abschlusse, wodurch Württemberg ein zwar nicht allen modernen Wünschen und Bedürfnissen genügendes, aber im wesentlichen freisinniges und lebensfähiges Staatsgrundgesetz erhielt. In der Konfliktszeit erschienen unter dem Schutze weitgehender Preßfreiheit viele Flugschriften, entstanden zahlreiche Journale, die meist nur ein kurzes Dasein führten, weil sie auf einen bestimmten

Zweck hin begründet waren, nach dessen Erfüllung sie überflüssig erschienen. Das Hauptorgan der landständischen Partei bildete „Der Volksfreund aus Schwaben", von dem Advokaten Schübler 1818 bis 1822 geleitet, während in dem 1818 existierenden Blatte „Der Würtembergische Volksfreund" des Professors Dr. Michaelis die Männer der Regierung ihre Ansichten niederlegten. Bald begab sich König Wilhelm selbst unter die Publizisten. Er bediente sich als Mittelsmannes des Livländers Friedrich Ludwig Lindner (1772 bis 1845) aus Mitau, eines gewandten und fruchtbaren Publizisten, der schon 1819 ein Regierungsorgan, „Die Tribüne", herausgegeben hatte. Der Fürst inspirierte Lindner zu dem 1820 anonym erschienenen „Manuskript aus Süddeutschland", worin einer Konzentration der Mittel- und Kleinstaaten nach dem Vorbilde des Rheinbundes das Wort geredet wird. Die Machtmittel des Königes entsprachen jedoch keineswegs seinen kühnen Planen, und er mußte, auf selbständige Politik verzichtend, schließlich dem Drucke der Großmächte und des Bundestages nachgeben. Seit 1824 zog das Metternichsche System auch in Württemberg ein. Damals geschah es, daß Heinrich Heine, der die Weinsberger Weibertreu besuchte, über die Grenze geschafft wurde. Die Universität Tübingen, wo man von preußischer Seite einen Geheimbund entdeckt hatte, wurde geknebelt, durch massenhafte Untersuchungen und Verurteilungen Studierender sollten die burschenschaftlichen Ideen ausgerottet werden. Auch die Presse hatte viel unter den veränderten Verhältnissen zu leiden. Davon konnte der begabte und charaktervolle Friedrich Seybold ein Lied singen. Am 25. April 1783 als Sohn des schwäbischen Philologen und Schriftstellers David Christoph Seybold zu Buchsweiler im Elsaß geboren, trat er 1801 vom Maulbronner Seminare hinweg in das französische Heer ein und nahm 1809 württembergische Kriegsdienste, die er 1815 als Hauptmann verließ. Er veröffentlichte 1817 eine Schrift „Ueber Landwehr", begründete 1818 die alsbald von der Regierung unterdrückte Neue Stuttgarter Zeitung und im unmittelbaren Anschlusse daran die erst 1824 verbotenen Neuen Stuttgarter Hefte, wurde 1819 vom Oberamt Brackenheim in die Kammer gewählt. Einige weitere von ihm herausgegebenen oppositionellen Journale, wie 1827 die Süd-

deutschen politischen Blätter, existierten gleichfalls nur kurze Frist. 1830 begab sich Seybold nach Paris, schrieb von dort aus seine an Börne gemahnenden „Erinnerungen aus Paris. Im Jahr 1831" (1832), die ihm nach seiner Rückkehr eine siebenmonatliche Festungshaft auf dem Asperg einbrachten. Dazwischen redigierte er eine Zeit lang die 1831 begründete Donau- und Neckarzeitung. 1836 übernahm er die Redaktion des Beobachters und behielt sie bis zu seinem am 23. Juli 1843 eingetretenen Tode bei. Neben weiteren publizistischen Arbeiten und Uebersetzungen aus dem Französischen lieferte er das stellenweise ergreifende politische Trauerspiel aus dem damaligen Karlistenkriege „Zumala-Carregui oder der Tod des Helden" (1836), ein Lustspiel „Das Testament" (1836) und eine Reihe Romane, von denen später noch die Rede sein soll. Im ganzen erschien in den zwanziger Jahren die Teilnahme des Publikums an der Politik und der Tagespresse verringert, so daß selbst ein Pahl mit seiner gemäßigten „Neuen National-Chronik der Teutschen" (1820/4) keine dauernden Erfolge zu erzielen vermochte. Erst im Jahr 1830, als der Sturm der Pariser Julirevolution über den Rhein herüberbrauste, kam die politische Bewegung wieder in Fluß. Auch in Württemberg faßten die Männer des Fortschrittes neuen Mut. Eine flammende Begeisterung für die aufständischen Polen fand in Gründung von Polenvereinen ihren Ausdruck, und der burschenschaftliche Geist erwachte wieder auf der Landeshochschule. Unter den Zeitungen, die damals neu entstanden, steht der Beobachter nach Bedeutung und Lebensdauer weitaus obenan. 1830 begründeten die beiden Stuttgarter Advokaten Gottlob Tafel (1801—1874) und Friedrich Rödinger (1800—1868) den Hochwächter als Organ der württembergischen Fortschrittsmänner. Er war das erste derartige Parteiblatt nicht nur in Württemberg, sondern in Süddeutschland überhaupt. Am 1. Dezember 1830 erschien die erste Nummer in bescheidenem Oktavformate. Neben Tafel selbst beteiligten sich anfangs hauptsächlich Wilhelm Zimmermann und Rudolf Lohbauer (1802—1873) aus Stuttgart an der Redaktion. Letzterer leistete wohl am meisten für das neue Journal. Der Sohn des Dichters Karl Philipp Lohbauer, zeigte er für alle Künste fast gleich große Anlagen,

brachte es aber in seinem wechselreichen Leben nicht zu innerer Ruhe und Sammlung, nicht zu zielbewußter Zusammenfassung seiner Talente. Nachdem er dem militärischen Berufe, zu dem er ursprünglich bestimmt war, entsagt hatte, beschäftigte er sich mit topographischen Arbeiten, widmete sich auf der Landesuniversität als Genosse des Mörikeschen Kreises mehr dem Freundschaftskultus als einem ernsthaften Studium, trieb sich in verschiedenen Gegenden herum, veröffentlichte geistreiche, aber in der Form unzulängliche Zeichnungen, streute seine poetischen Versuche da- und dorthin aus. Von dem Stuttgarter Lokalblatte „Die Stadtpost" hinweg wurde er in die Redaktion des Hochwächters berufen. Er bemühte sich besonders um ein gutes Feuilleton und schrieb Aufsehen erregende Theater- und Musikberichte. Auch im politischen Teile führte er eine witzige und wirksame Feder. Anfangs nahm der Hochwächter eine gemäßigte Haltung ein, die aber seit Frühjahr 1831 einer immer schärferen und keckeren Tonart weichen mußte. Repressalien von seiten der Regierung ließen nicht auf sich warten, die Zensurlücken mehrten sich von Tag zu Tag. Da kam Lohbauer, der auch sonst in der vordersten Reihe der demokratischen Kämpfer stand, auf den Einfall, alle von der Behörde gestrichenen Aufsätze und Stellen des Blattes als „Hochwächter ohne Zensur" zu einem besonderen Bande zu vereinigen. Das Buch wurde mit Beschlag belegt, ein Preßprozeß drohte, Lohbauer entfloh im September 1832 nach Straßburg und ein halbes Jahr darauf in die Schweiz. Hier fand er eine bleibende Heimat. Nach schwerem Ringen gelang es ihm, sich mit Hilfe seiner kriegswissenschaftlichen Kenntnisse eine bürgerliche Existenz zu gründen. Er nahm an der Herausgabe der helvetischen Militärzeitung teil, erhielt eine außerordentliche Professur in Bern, heiratete und wurde 1848 Lehrer an der Militärschule in Thun. Seine radikalen politischen und religiösen Anschauungen schlugen zeitweise sogar in das direkte Gegenteil um. Den künstlerischen und litterarischen Neigungen blieb er treu, ohne deutliche Spuren in der deutschen Litteratur zu hinterlassen.

Bald nach Lohbauers Flucht aus Stuttgart belegte die Regierung den Hochwächter mit Verbot. Am 15. Januar 1833

wurde die letzte Nummer ausgegeben: schon Tags darauf lebte das Blatt unter dem Namen „Der Beobachter“ wieder auf. Tafel, bis 1864 der Besitzer der Zeitung, beeinflußte stark die Entwicklung des Blattes, in dessen Redaktion der Reihe nach nicht nur hervorragende Politiker und Publizisten, sondern auch Dichter von Rang, wie Hermann Kurz, Ludwig Pfau, und tüchtige Gelehrte, wie der Philologe K. Fr. Schnitzer, gesessen haben. Der Beobachter blieb bis 1864 das Sprachrohr der vereinigten württembergischen Liberalen; als in dem genannten Jahre der linke Flügel von der Partei sich losriß und die Volkspartei gründete, gelang es dieser, das Blatt und damit ein nicht zu unterschätzendes Machtmittel an sich zu bringen. Das eigentümliche Verdienst des noch immer gefürchteten und einflußreichen Organes der württembergischen Demokratie besteht darin, daß es ein wachsames Auge auf alle Mißstände und Schäden des öffentlichen Lebens hat und solche einer rücksichtslosen, in der Form freilich nicht immer feinen Kritik unterzieht, während es auf dem Gebiete der hohen Politik nach wie vor einen partikularistischen Standpunkt einnimmt.

Die politischen Anregungen und Aufregungen des Jahres 1830 gingen rasch ohne tiefere Wirkung vorüber und gaben nur der Regierung den willkommenen Anlaß, die Zügel desto straffer anzuziehen. Aber mit dem Jahr 1848 schienen sich mit einem Zauberschlage die kühnsten freiheitlichen und patriotischen Hoffnungen erfüllen zu wollen. In Württemberg fegte der unter dem Einflusse der französischen Februarrevolution das Land durchbrausende Sturm das reaktionäre Regiment hinweg. Am 1. März wurde wieder das liberale Preßgesetz vom Jahr 1817 eingeführt, und wenige Tage darauf mußte der König die Macht der Thatsachen dadurch anerkennen, daß er Führer der Opposition zu Beratern der Krone erkor. Dieses sogenannte Märzministerium, mit Friedrich Römer an der Spitze, behütete dank seiner ebenso volksfreundlichen als besonnenen und energischen Haltung Württemberg vor revolutionären Abenteuern, wozu die Extremen in dem durch die Verlegung des Rumpfparlamentes nach Stuttgart und das Scheitern des nationalen Verfassungswerkes aufgeregten Lande starke Neigung verspürten. An den Verhandlungen in der Frankfurter Reichs-

versammlung nahmen die 28 württembergischen Abgeordneten bedeutenden Anteil. Die Mehrzahl unter ihnen hegte mit Uhland großdeutsche Gesinnungen, und das entsprach vollkommen der im schwäbischen Volke vorherrschenden Stimmung. Zu dem tiefen politischen Mißtrauen gegen den straff organisierten und autokratisch regierten preußischen Staat trat ein gemütlicher Grund hinzu: die Schwaben fühlten sich innig zu den Deutsch-Oesterreichern hingezogen, deren Wesen und Kultur der ihrigen weit näher stand als die des deutschen Nordens. Nur eine Minderzahl vorausschauender Männer, darunter die beiden Pfizer, Friedrich Notter, Gustav Rümelin, erkannte, daß trotz allem einzig und allein im engsten Anschluß an Preußen unter Ausschluß Oesterreichs das Heil Deutschlands beruhe. Der Kampf der Meinungen wurde in Broschüren und Journalen ausgefochten, die vom Wellenschlage der Ereignisse ebenso rasch an die Oberfläche geworfen als wieder von der Tiefe verschlungen wurden. Die Demokraten unterhielten von 1848 bis 1852 den anfangs von Ludwig Pfau redigierten „Eulenspiegel. Ein Volks-, Witz- und Carricaturen-Blatt", dem die beiden in Hofdiensten stehenden Dichter Dingelstedt und Hackländer August 1848 ein ähnliches Unternehmen im konservativen Interesse, „Die Laterne", entgegensetzten, die sich aber nur sieben Monate halten konnte. Die Hofpartei gebot auch über die gewandte und schneidige Feder Heinrich Elsners, der die Liberalen mit dem beißendsten, das Gebiet persönlicher Gehässigkeiten nicht vermeidenden Hohn überschüttete. Am 31. Dezember 1806 als Pfarrerssohn zu Hebelfingen (O.A. Cannstatt) geboren, besuchte er, ein Mitschüler von Strauß und Vischer, das Blaubeurer Seminar und das Tübinger Stift, gab jedoch der Theologie den Laufpaß, schriftstellerte, lieferte mancherlei historische Werke und Uebersetzungen aus dem Französischen, redigierte mit allezeit schlagfertigem Witze verschiedene Zeitungen, zuletzt die 1842 bis 1852 in Stuttgart existierende Deutsche Chronik. Ohne Frage ist er den ersten journalistischen Talenten Württembergs zuzuzählen, aber von hingebender und selbstloser Ueberzeugungstreue hat der genial veranlagte Mann nichts gewußt. Seine verschiedenen poetischen Versuche, das scherzhafte Heldengedicht in Knittelversen „Die Straußiade in Zürich"

(1840), das die über der Berufung Strauß' auf den Züricher Lehrstuhl dort entstandenen Wirren behandelt, die mit Schmeicheleien nicht geizende Epopoe „König Wilhelm der Erste von Württemberg" (1841) und ein in Erfindung, Technik und Sprache gleich stümperhaftes Trauerspiel, „Don Sebastian, König von Portugal" (1854), verraten auch nicht den geringsten inneren Beruf zur Dichtkunst, ja nicht einmal die bescheidenste formale Sicherheit. Elsner zog sich schließlich auf einen Landsitz nach Wangen (O.A. Cannstatt) zurück, wo er am 30. Juni 1858 verschied.

Unter den Führern der Demokratie that sich Karl Mayer hervor. Er war am 9. September 1819 zu Eßlingen als Sohn des gleichnamigen Dichters zur Welt gekommen, vertauschte die juristische Laufbahn bald nach Erstehung des Staatsexamens mit der kaufmännischen, trat 1848 an die Spitze des Eßlinger Volksvereines und der Volksvereine überhaupt. Durch geschickt und leicht faßlich geschriebene Broschüren und Zeitungsartikel, mehr noch durch die Gabe volkstümlicher Beredsamkeit von treffsicherem Witz und zündender Kraft fesselte er die Massen an sich. Aber er ließ sich von der politischen Leidenschaft fortreißen. Er spielte in der radikalen, republikanischen Bewegung eine leitende Rolle, mußte fliehen, wurde in Abwesenheit zu 20 Jahren Zuchthaus verurteilt. In der Schweiz fand er ein Asyl. 1862 durfte er in die Heimat zurückkehren. Er nahm sofort wieder innerhalb der Demokratie eine führende Stellung ein und redigierte von 1863 bis 1870 den Beobachter, den er durch seine geist- und witzsprühende, drastisch populäre, freilich auch rücksichtslos verletzende Schreibart zu einer förmlichen Macht im Staat emporhob. Die Ereignisse des Jahres 1870 brachen seinen Einfluß, da er den Anforderungen der neuen Zeit keinerlei Rechnung zu tragen wußte. Obgleich er noch zeitweise im württembergischen Landtag und dann im Reichstage saß, war seine Geltung doch fast völlig dahin, als er am 14. Oktober 1889 nach schwerem Leiden aus dem Leben schied. Die künstlerischen und schönwissenschaftlichen Neigungen, die Karl Mayer als Familienerbteil zugefallen waren, hat er sich niemals ganz durch die Politik verleiden lassen. Die spärlichen lyrischen Proben, die er veröffentlicht hat, lassen bedauern, daß das meiste zurückgehalten worden

ist. In dem 1888 erschienenen volkstümlichen Festspiele „Die Weiber von Schorndorf“ mit seiner charakteristisch abgestuften Sprache tritt schwäbisches Wesen und Leben in greifbare Erscheinung, aber der rechte dramatische Zusammenhang ist nicht vorhanden.

Auch die Begründung der katholischen Presse Württembergs fällt in das Jahr 1848. Schon 1841 hatte im Lande der Kampf zwischen dem Staat und der römischen Kirche, die sich von der Aufsicht des ersteren zu befreien und ihre Hoheitsrechte zu erweitern suchte, begonnen. Der Besitz einer eigenen Zeitung schien den Katholiken zur Unterstützung ihrer Ansprüche unerläßlich. Nicht ohne mancherlei Schwierigkeiten gelang es ihnen, 1848 in dem Stuttgarter Deutschen Volksblatt ein noch heute existierendes Zentralorgan für ihre gemeinsamen Interessen zu schaffen. Zur Verwirklichung der Sache trug wohl am meisten Florian Rieß (1823—1882) aus Tiefenbach (O.A. Neckarsulm) bei. Gleichzeitig ein tüchtiger Theologe und ein gewandter, schneidiger Publizist, erschöpfte er in neun Jahre langer, aufreibender Thätigkeit seine Kräfte. Er leitete nicht bloß das Deutsche Volksblatt, sondern rief auch zwei andere ebenso dauerhafte periodische Druckwerke in's Leben: das Katholische Sonntagsblatt und den Katholischen Volks- und Hauskalender. 1857 trat er, weltmüde, in den Jesuitenorden ein und wurde schließlich Professor der Kirchengeschichte in Maria-Laach. Neben Rieß machte sich insbesondere der Kunsthistoriker Franz Joseph Schwarz um das katholische Zeitungswesen Württembergs verdient. Dieses hat sich im Laufe der Zeit noch beträchtlich ausgedehnt.

Das Jahr 1849 war noch nicht zu Ende gegangen, als sich im Land ein Umschwung der Dinge vollzogen hatte. Im Oktober erhielten die Märzminister konservative Nachfolger, die zwar anfangs noch die Stärke der liberalen Strömung berücksichtigen und behutsam auftreten mußten. Drei seit Dezember 1849 in rascher Folge zur Beratung einer neuen Verfassung einberufene Landesversammlungen verliefen ohne Ergebnis, so daß die alte in Kraft blieb. Die folgenden Maßnahmen der württembergischen Regierung standen unter dem Zeichen der siegreichen Reaktionspolitik Oester-

reichs und des wieder in seine Rechte eingesetzten Deutschen Bundes. Durch eine lange Reihe politischer Prozesse und Disziplinarbestrafungen wurden viele geistig hervorragende Männer aus dem Lande, hauptsächlich nach der Schweiz und Amerika, vertrieben oder doch aus dem Staats- und Kirchendienste gestoßen. Die inneren Fehden zwischen Kammer und Regierung verloren in dem Maß an Interesse, als die deutsche Frage seit 1859 in den Vordergrund trat. Mit dem Jahr 1864 begann die gründliche Umbildung der württembergischen Parteiverhältnisse. Damals entstand, wie schon erwähnt, aus dem linken Flügel der allgemeinen Fortschrittspartei die Volkspartei, die während dem Kriege des Jahres 1866 alle Großdeutschen und Preußenfeinde in sich aufsog. Im Gegensatze zu ihr wurde im August 1866 die Deutsche Partei gestiftet mit dem ausgesprochenen Zweck engsten Anschlusses an den Norddeutschen Bund. Obgleich sie sich vorwiegend aus den Reihen des gemäßigt liberalen Bürgertumes rekrutierte und zu den Nationalliberalen anderer Provinzen nahe Beziehungen unterhielt, bildete sie doch einen Sammelpunkt aller, welche die nationale Einheit auf die praktisch allein erreichbare Weise erstrebten, und behielt die freikonservativen Elemente auch dann noch bei, als sich eine besondere konservative Partei in Württemberg gebildet hatte. Die Volkspartei, anfangs mit der Regierung im Bunde, hatte noch bis zum Jahr 1870 das Uebergewicht; dann verhalf die Aufrichtung des Deutschen Reiches der Deutschen Partei für eine längere Periode zur Vorherrschaft im Lande.

In den Zeiten der Reaktion wurde den Journalisten das Leben sauer genug gemacht; erst König Karl stellte bald nach seinem Regierungsantritte die volle Preßfreiheit am 24. Dezember 1864 wieder her. Doch keine Hindernisse und Schwierigkeiten vermochten die stätige Entwicklung des württembergischen Zeitungswesens seit 1848 aufzuhalten. Unter den neu erstandenen, aber rasch wieder verschwundenen Organen sind zwei demokratische erwähnenswert, der 1862 auf zwei Jahre in's Leben zurückgerufene illustrierte „Eulenspiegel“ in Stuttgart und das erst in Eßlingen, dann in der Hauptstadt erschienene Wochenblatt „Gradaus“ (1862/6). Dieses begründete und leitete Franz Hopf (1807—1887) aus

Winterlingen (O.A. Balingen), Pfarrer an verschiedenen Orten und 1849 bis 1876 Landtagsabgeordneter, unter der Reaktion 1853 seines Amtes entsetzt, seit 1857 eine Zeit lang Beobachtersredakteur. Die Wirksamkeit des originell gearteten und vom redlichsten Wollen beseelten Mannes blieb fruchtlos, weil er sich eigensinnig in die extremsten Anschauungen verbohrte, die so weit reichten, daß er 1870 in der württembergischen Kammer als einziger gegen den Militärkredit stimmte.

Während bisher hauptsächlich diejenigen Journale berücksichtigt worden sind, welche in die politische Bewegung kräftig eingegriffen haben, meist aber auch von den Wogen dieser rasch verschlungen worden sind, möge nun ein kurzer Ueberblick über den ruhigeren und beständigeren Teil der württembergischen Presse im 19. Jahrhundert folgen. Die Zeitungen der Hauptstadt, die zugleich über das ganze Land und auch unter den in der Fremde lebenden Schwaben verbreitet sind, stehen natürlich in vorderster Linie. Dort erscheint seit 1850 der „Staats-Anzeiger für Württemberg" mit einer wertvollen wissenschaftlichen Beilage. Dort erscheinen die offiziellen Parteiorgane, außer dem demokratischen Beobachter und dem klerikalen Deutschen Volksblatte die 1880 von Frankfurt nach Stuttgart übergesiedelte konservative „Deutsche Reichs-Post" und seit 1890 die deutschparteiliche „Württembergische Volkszeitung". Die Interessen der zuletzt genannten Partei vertrat auch die 1879 bis 1890 bestehende Württembergische Landeszeitung, eine Fortsetzung älterer Unternehmungen: die 1858 begründete Bürgerzeitung, die unter der Redaktion des Bäckermeisters Eduard Schwarz, eines ungezogenen Originales, die Rolle eines unfreiwilligen Witzblattes spielte, ging 1875 in die Neue Bürgerzeitung, 1878 in die Stuttgarter Zeitung, 1879 in die Württembergische Landeszeitung über. Der Umstand, daß von den beiden am meisten gelesenen Blättern des Landes das eine, der Schwäbische Merkur, ganz auf dem nationalliberalen Standpunkte steht, das andere, das Neue Tagblatt, gleichfalls eine nationale Haltung einnimmt, hat von jeher das Dasein eines offiziellen Organes der Deutschen Partei verhindert oder doch erschwert. Der Merkur, noch immer im Besitz und unter Leitung der Familie Elben, hat alle Klippen der Zeitverhältnisse geschickt

zu umschiffen gewußt, die deutsche Einheit mehr und mehr zum festen Ziel- und Mittelpunkte seiner Bestrebungen machend. Er wird auch von vielen, welche seine politischen Anschauungen nicht teilen, wegen der ungemein vielseitigen Leistungen der mit ihm vereinigten Schwäbischen Kronik auf dem weiten Gebiete der Landeskunde geschätzt. An Abonnentenzahl hat den Merkur längst das Weihnachten 1843 in's Leben getretene Neue Tagblatt überflügelt, das sich zu einem Lokalblatte großen Stiles ausgewachsen hat und unter Professor A. Müller-Palms Führung den weitgehenden Ansprüchen an ein solches immer mehr zu genügen versteht. In den drei letzten Dezennien des Jahrhunderts hat auch in Württemberg die sozialdemokratische Presse Eingang gefunden und rasch zugenommen. Zuerst erschien seit Dezember 1873 die Süddeutsche Volks-Zeitung, seit 1882 das Schwäbische Wochenblatt; dieses ging 1890 in eine größere Tageszeitung, „Schwäbische Tagwacht", über, welche unter mehreren Kolleginnen im Land immer noch weitaus den ersten Rang einnimmt.

Die württembergische Provinzpresse hat allmählich eine außerordentliche Ausdehnung angenommen: seit 1875 besitzt jede Oberamtsstadt mindestens ein Blättchen, und darüber hinaus hat es der Ehrgeiz der übrigen Landstädtchen darauf abgesehen, politische und sonstige Weisheit aus einem eigenen Lokalorgane zu beziehen. Verhältnismäßig am meisten blüht das Zeitungswesen in den ehemaligen Reichsstädten, namentlich in Ulm, Reutlingen, Ravensburg, Hall, Eßlingen. Unter allen Provinzialblättern hat die weiteste Verbreitung der von Wilhelm Brandecker (1814—1887) aus Oberndorf 1835 in Sulz begründete und 1837 nach Oberndorf verlegte Schwarzwälder Bote; an zweiter Stelle folgt die uralte Heilbronner Neckarzeitung. Die Gesamtzahl der politischen Blätter Württembergs erreichte 1866 die Ziffer 88, 1876 die Ziffer 108, 1886 die Ziffer 129 und dürfte jetzt das dritte halbe Hundert überschritten haben. Es versteht sich, daß sich auch der einheimische Journalistenstand in entsprechender Weise gemehrt hat.

Württemberg war im 19. Jahrhundert reich genug an publizistischen Kräften, um einen Teil davon an die Fremde abtreten zu können. Besonders zog es die Schwaben zur Allgemeinen Zei-

tung im benachbarten Augsburg hin. Drei hervorragende Publizisten, Kolb, Mebold, Bacmeister, wirkten an diesem ersten deutschen Weltblatt in einflußreichen Stellungen. Gustav Kolb (1798—1865) aus Stuttgart, Kameralist, und Karl August Mebold (1798—1854) aus Spielberg (O.A. Nagold), Theologe, hatten das gemeinsame Schicksal, daß sie — jener als städtischer Steuerkommissär in Stuttgart, dieser als Repetent am Tübinger Stifte — Herbst 1824 wegen Teilnahme an dem Tübinger politischen Geheimbunde verhaftet und Mai darauf zu längeren auf dem Asperg zu verbüßenden Festungsstrafen verurteilt wurden. Kolb ward sofort nach seiner Begnadigung September 1826 von Cotta an die Augsburger Allgemeine Zeitung gezogen, zunächst als Korrektor und Uebersetzer, bald als Redakteur, seit 1837 als Chefredakteur. Viele Jahre leitete er das Blatt in vornehmer und unabhängiger Weise und brachte namentlich die wissenschaftliche Beilage in die Höhe; er nahm eine bedeutende litterarische Stellung ein, ohne selbst jemals etwas anderes als anonyme politische Artikel zu schreiben. Mebold lebte nach seiner Entlassung vom Asperg als Schriftsteller in Stuttgart. Er redigierte die tüchtige, aber bald an den Zeitverhältnissen scheiternde Deutsche Zeitung und wurde dann vom Cottaschen Verlag am Ausland und anderen Unternehmungen beschäftigt. Er übersetzte Schriften von Cicero, verfaßte ein zweibändiges Werk, „Der dreißigjährige Krieg und die Helden desselben" (1835/40), veröffentlichte auch einzelne poetische Erzeugnisse. 1842 trat er in die Redaktion der Augsburger Allgemeinen Zeitung ein, der er zwölf Jahre seine reiche Begabung und umfassenden Kenntnisse widmete, bis er ein Opfer der Cholera wurde. Namentlich seine 1848/50 in diesem Blatt erschienenen „Erörterungen über deutsche Politik" legen ein glänzendes Zeugnis für seinen Kopf wie für sein Herz ab. Sein so ganz anders denkender Jugendfreund Albert Knapp rühmte in der Leichenrede von ihm, daß er als Publizist mit seinem tiefen, dem sittlichen Freiheitsideale nachringenden Gemüte dem großen vaterländischen Dichter Schiller ähnlich gewesen sei.

Adolf Bacmeister darf Württemberg mit Stolz unter seinen besten Söhnen nennen, freilich auch mit dem demütigenden Be-

wußtsein, daß es einen solchen Mann in keinen angemessenen Wirkungskreis zu stellen gewußt hat. Am 9. Juli 1827 zu Eßlingen als Sohn des dortigen kinderreichen Stiftungsverwalters geboren, erhielt er in der Lateinschule seiner Vaterstadt, im Seminare Blaubeuren und im Tübinger Stifte seine Ausbildung. Der Jüngling, in dessen Seele es schon lange gärte, ließ sich von dem politischen Sturme des Jahres 1848 fortreißen, entwich im März heimlich nach Straßburg, schloß sich Herweghs Freischar an, wurde im Gefechte bei Dossenbach gefangen genommen und mußte sein Abenteuer mit viermonatlicher Gefangenschaft in Bruchsal und auf dem Hohenasperg büßen. Er nahm dann in seiner Heimat das philologische Studium auf, war 1850 bis 1854 Hofmeister zu Deidesheim und Crefeld, wurde 1853 endlich zum sogenannten Präzeptoratsexamen zugelassen. Nachdem er seit 1854 in Weinsberg, Ulm und Eßlingen untergeordnete Lehrämter bekleidet hatte, erhielt er 1857 seine Ernennung zum Präzeptor in Reutlingen. Aus dieser seiner keineswegs würdigen Stellung befreite ihn 1864 ein Ruf an die Augsburger Allgemeine Zeitung, der er schon vorher wissenschaftliche Beiträge geliefert hatte. Außer Besorgung der ihm oftmals überlästigen Redaktionsgeschäfte schrieb er, seit 1866 in das preußische Fahrwasser einlenkend, Leitartikel und Aufsätze für die Beilage. Den Anstrengungen seines Berufes hielt seine Gesundheit um so weniger stand, als er noch nebenher, die Nachtstunden zu Hilfe nehmend, selbständige Bücher vollendete. Eine Brustkrankheit war im Anzug, und so gab er nach der großen Kriegszeit seinen Posten auf, redigierte noch ein Jahr lang das Ausland und siedelte 1872 nach Stuttgart über, um hier ganz seinen litterarischen Aufträgen und Arbeiten zu leben. Aber schon am 25. Februar 1873 raffte ihn der Tod weg.

Das Gewichtigste hat Bacmeister ohne Frage im Felde der Sprach- und Altertumsforschung geleistet; daneben ist er aber auch ein Dichter und Uebersetzer, ein Publizist und Feuilletonist von Begabung gewesen. Ein 1849 abgeschlossenes Drama, „Konradin“, fand keinen Verleger. Mit den formschönen „Deutschen Sonetten von Theobald Lernoff“ (1860) stellte er sich in das vordere Glied derjenigen Zeitsänger, welchen das Elend des Vaterlandes Töne

wahrsten Schmerzes und edelsten Zornes aus der Brust gelockt hat. Seine geist- und witzsprühenden Plaudereien überragen an Gedankengehalt weit den Durchschnitt dieser Gattung. In seinen Uebertragungen von Tacitus' Germania (1868) und Agricola (1871) und von Horaz' Oden (1871) zeigt er sich als tüchtigen Philologen und Meister der deutschen Sprache. Er bearbeitete ferner 1858 das Nibelungenlied für die Jugend, der er schon 1856 ein seitdem oft aufgelegtes Liederbuch geschenkt hatte, 1860 Gudrun und 1861 Freidanks Bescheidenheit neudeutsch, übersetzte 1861 aus dem Englischen Margaret Mores Tagebuch von 1522 bis 1535 und gab 1862 Fizions Reutlinger Chronik heraus. Mit den linguistischen Studien nahm es Bacmeister sehr ernst und dehnte sie der vergleichenden Sprachforschung zulieb auf die verschiedensten Zweige des Indogermanischen aus. Namentlich bildete er sich allmählich zu einem ausgezeichneten Germanisten heran. Er hatte es auf nichts Geringeres als eine germanische Synonymik, d. h. einen nach Sachen geordneten altgermanischen Sprachschatz, abgesehen; sein früher Tod hat die Ausführung dieses gewaltigen Planes vereitelt. Gleichzeitig verlegte er sich auf die Erforschung der deutschen, hauptsächlich schwäbischen Ortsnamen. Auf diesem Felde war es ihm vergönnt, eine prächtige Frucht zur Reife zu bringen: die 1867 erschienenen „Alemannische Wanderungen", deren wissenschaftlicher Wert durch den leichten und humoristischen Ton der Darstellung nicht herabgemindert wird, wenn auch da und dort einige Witze entbehrlich wären. Die Einkleidung gediegener Forschungen und tiefgründiger Ideen in heitere Form ist überhaupt für seinen Prosastil charakteristisch. Eine Sammlung „Germanistische Kleinigkeiten" erschien 1870, und bei Bacmeisters Tod lagen die den letzten Leidenswochen abgerungenen „Keltische Briefe" fertig auf dem Schreibtische, die 1874 von Otto Keller herausgegeben wurden. Weit gediehene Uebertragungen von Juvenals Satiren und Horaz' Episteln blieben der Nachwelt vorenthalten, während noch 1886 „Abhandlungen und Gedichte" von Freunden des Dichters für den Druck ausgewählt wurden.

Im hohen deutschen Norden wirkte der Jurist Eugen Rommel (1832—1881) aus Boll (O.A. Göppingen) zu Gunsten der natio-

nalen Sache, indem er seit 1863 als Redakteur Schleswig-Holsteinischer Zeitungen gegen das Dänentum und dann für die Angliederung des befreiten Landes an Preußen entschiedene Stellung nahm. Er beschloß seine Tage als angesehener Rechtsanwalt in Flensburg. Christian Abt (1820—1869) aus Dobel (O.A. Neuenbürg), ursprünglich Theologe, spielte als nassauischer Journalist in den letzten Zeiten dieses Herzogtumes eine Rolle und gab vom Juni 1868 bis Dezember 1869 in Stuttgart ein bissiges Blatt, „Die Kritik", heraus. Einer stattlichen Schar württembergischer Zeitungsschreiber und politischer Schriftsteller begegnen wir in Nordamerika, und zwar manchen, wie Friedrich List oder dem vielseitigen Karl Gustav Rümelin (1814—1896) aus Heilbronn, schon vor 1848; seit diesem Jahre mehrten sich durch den starken Zufluß der von den Stürmen der Revolution über den Ozean Verschlagenen die schwäbischen Journalisten in Amerika.

Neben der flüchtigeren Art der Publizistik, die sich in Zeitungsartikeln, Broschüren und Schriften von mehr feuilletonistischem Gepräge verausgabte, lief eine ernstere und gediegenere her, die gleichfalls die Tendenzen des Tages berücksichtigte, aber ihr geistiges Vermögen zu geschlossenen, auf wissenschaftlicher Grundlage ruhenden Werken zusammenfaßte. Berühmte Rechtsgelehrte und Staatsrechtslehrer, wie Robert Mohl und Ludwig Reyscher, der in seinen Büchern unverdrossen gegen Absolutismus und Reaktion ankämpfte, stiegen von ihrem Katheder in die politische Arena herab. Als hellster Stern hat an diesem Himmel der schwäbischen Litteratur Paul Pfizer geleuchtet.

Paul Achatius Pfizer, der ältere Bruder Gustav Pfizers, erblickte am 12. September 1801 zu Stuttgart das Licht der Welt. Durch Familientradition zum Juristen bestimmt, bezog er, nachdem er auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt Lehrer und Mitschüler durch die Fülle seiner Talente und Kenntnisse verblüfft hatte, 1819 die Landeshochschule, wo er außer der Rechtswissenschaft sich gründlichen naturwissenschaftlichen und philosophischen Studien hingab. Ein glänzendes Examenszeugnis stellte ihm eine ebensolche Laufbahn im Staatsdienst in sichere Aussicht: er wurde sofort Sommer 1823 als Sekretär in der Kanzlei des Justizministeriums ver-

wendet und nach drei Jahren zum Assessor am Gerichtshof in Tübingen ernannt. Frühjahr 1831 sandte er seinen „Briefwechsel zweier Deutschen“ in die Welt, der ihn mit einem Schlage zum berühmten Manne gemacht hat. Das denkwürdige Buch zerfällt in zwei Teile. Der erste, theoretische, der aus einer zwischen Pfizer und seinem vertrauten Freunde Rotter wirklich geführten Korrespondenz entstanden ist, legt den philosophischen Grund zu dem wichtigeren zweiten, praktischen Abschnitte, der, in der Neuauflage von 1832 beträchtlich erweitert, im würdevollsten und edelsten Tone die politischen Zustände Deutschlands einer kühnen und freimütigen Kritik unterzieht. Aber Pfizer kommt über die bloße Kritik hinaus: er sucht die Lösung der nationalen Frage auf dem Wege, welchen unsere Geschichte nach vielen Irrgängen wirklich eingeschlagen hat. Darin liegt sein eigentümliches Verdienst. Erfunden hat er den Gedanken der preußischen Vorherrschaft über Deutschland natürlich nicht, wohl aber zum erstenmal eingehend begründet und bis zu seiner letzten Konsequenz, dem Ausschluß Oesterreichs, welchem Staate bereits die Rolle eines Verbündeten des künftigen deutschen Reiches zuerteilt wird, bestimmt entwickelt. Aus den tiefsten Tiefen einer gläubigen und hoffnungsfrohen Seele ist dieses gleichermaßen durch Kraft der Begeisterung und Schwung der Rede wie durch Klarheit und Schärfe des Urteiles fesselnde Buch geschöpft. Zunächst freilich schätzte und bewunderte man es mehr seines philosophischen Inhaltes und seiner freisinnigen Meinungsäußerungen wegen, während seine produktive Idee durchaus nicht in ihrer ganzen Tragweite ermessen wurde.

Der Briefwechsel zweier Deutschen gab dem Lebensschicksale seines Verfassers eine entscheidende Wendung. Der Minister sah sich veranlaßt, seinen Untergebenen über die Tendenz des Werkes zur Rede zu stellen, worüber man sich nicht wundern darf, da ja den Kleinstaaten, also auch Württemberg, darin zugemutet war, sich eines Teiles ihrer Souveränetät zu Gunsten Preußens zu entäußern. Rasch, vielleicht allzu rasch zog Pfizer die Schlußfolgerung und nahm seine Entlassung. So drängten ihn die Verhältnisse ganz auf die Bahn des Politikers und politisch-staatsrechtlichen Schriftstellers. Lange genug hatte ihn der Zweifel gepeinigt, wo

der Schwerpunkt seiner Begabung eigentlich liege. Er schwankte anfangs hauptsächlich zwischen Philosophie und Poesie. Es gab Stunden, da er sich in dem Traume wiegte, der dichterische Lorbeer werde seine Stirn umflechten, und nicht ohne schwere innere Kämpfe drang er zu der Ueberzeugung durch, daß er nicht dazu berufen sei, in diesem Fache das Höchste zu erreichen. Als Student trug er sich mit einer Tragödie aus der Merowingergeschichte, „Fredegunde". Ein Epos, „Hermann der Cherusker", ward wirklich vollendet, aber bald wieder vernichtet. Fortan beschränkte er sich auf die Lyrik. In den Jahren 1831 bis 1833 hat er etwa vierzig Gedichte im Anhange zum Briefwechsel zweier Deutschen, im Morgenblatt, im Deutschen Musenalmanach und in den 1831 von ihm, seinem Bruder Gustav und Hermann Hauff anonym veröffentlichten „Fünfzehn politischen Gedichten" bekannt gegeben. Seine Schöpfungen haben zum größeren Teile politisch-patriotischen, zum kleineren erotischen Inhalt. Naivetät, Leichtigkeit und Anmut geht ihnen ab, dagegen überragen sie durch Tiefe der poetischen Anschauung, Erhabenheit der Gedanken, Kraft der Gesinnung das Durchschnittsmaß. Pfizer klagt über die Schande und das Elend des Vaterlandes, über die Schwäche und Stumpfheit der Nation. Er beschwört die Schatten deutscher Heldengestalten herauf, um durch die Beispiele vergangener Größe die Gegenwart aufzurütteln. Aber er verzagt und verzweifelt nicht an der Zukunft. Ist manches bei ihm schwerflüssig und in nicht ganz deutliche Bildersprache gekleidet, so trifft er dafür den Ton sehnsuchtsvoller Hoffnung, ahnungsreicher Erwartung vorzüglich. Die dunkle Färbung gießt über seine Poesie eine Stimmung von eigentümlichem Reiz aus. Ein unheimliches Feuer glüht gleichsam unter der Asche, heiße, aber zurückgehaltene und gedämpfte Leidenschaft rollt und grollt durch seine Verse. Den Ton hoher Begeisterung schlägt er dann an, wenn er auf „den künftigen Messias", auf Preußen, zu reden kommt.

Ende 1831 zum Abgeordneten von Tübingen erwählt, saß Paul Pfizer bis 1838 in der württembergischen Kammer: im Privatleben bescheiden, schüchtern, schwerfällig, war er dort einer der mutigsten und entschlossensten Führer der Opposition. Ver-

mochte er auch in den unfruchtbaren Kämpfen jener Tage keine greifbaren Erfolge zu erzielen, so mehrte sich doch sein Ansehen und seine Volkstümlichkeit. Später nahm er die Advokatur in Stuttgart auf, war zugleich Vorstand des Handelsschiedsgerichtes, eine Zeit lang rechtskundiger Gehilfe des Stadtschultheißen und dann Gemeinderat; die ihm 1846 angebotene Tübinger Professur des Staatsrechtes schlug er aus. Das Jahr 1848 schien ihn auf die Höhe des Lebens zu führen, seinen Talenten endlich den rechten Wirkungskreis zu eröffnen. Er trat als Staatsrat und Departementschef des Kirchen- und Schulwesens in das Märzministerium ein, wurde von der Hauptstadt in die Frankfurter Nationalversammlung entsandt und dort in den Verfassungsausschuß berufen. Aber jetzt ereilte ihn das tragische Verhängnis, das schon lang über seinem Haupte geschwebt hatte. Eine außerordentlich tief veranlagte Natur, faßte er von jeher das Menschenleben über Billigkeit schwer und ernst auf. Ein dunkles Element war in seinem Geiste: die Sehnsucht nach dem Geheimnisvollen, dem Unerklärlichen. Seine Seele war nicht ganz gesund. Von Jugend an eignete ihm eine große nervöse Empfindsamkeit und Reizbarkeit, deren Wachstum die Seinen mit banger Sorge erfüllte. In der That entwickelte sich bei ihm ein schweres Kopf- und Nervenleiden Im Jahr 1848 kam die Krankheit infolge der ungewöhnlichen Aufregungen und Anstrengungen seiner neuen Stellungen und Pflichten zu vollem Ausbruch. Er konnte nur an wenigen Sitzungen des Frankfurter Parlamentes teilnehmen und mußte sein Mandat schon am 12. August niederlegen. Fünf Tage darauf wurde er auf sein Verlangen auch der Funktion als Kultusminister enthoben. Einst von der Familie, von den Freunden und als interessanter Mann von den Frauen verhätschelt und umschwärmt, schleppte der Junggeselle jetzt einsam und verdüstert seine Tage hin. Sein Zustand grenzte oftmals an geistige Umnachtung. In den Pausen, die seine Krankheit machte, führte er unablässig die keineswegs stumpf gewordene Feder. Ein Versuch, zu praktischer Thätigkeit zurückzukehren, mißlang jedoch. Als er sich 1851 eine Ratsstelle am Tübinger Gerichtshof übertragen ließ, mußte er bald einen Hilfsarbeiter beiziehen; 1858 trat er von neuem in den Ruhestand.

Er behielt seinen Wohnsitz in Tübingen bei, wo er am 30. Juli 1867 verschied. Die Morgenröte der deutschen Einheit hatte auf seine letzte Lebenszeit einen vergoldenden Schimmer geworfen: aber die herrliche Erfüllung seiner heißen patriotischen Wünsche ganz zu schauen, weigerte ihm das neidische Schicksal.

Paul Pfizer hat seinem Erstlingswerke, dem Briefwechsel zweier Deutschen, eine Anzahl von größeren und kleineren Schriften und Aufsätzen nachgeschickt und darin, teils an brennende Tagesfragen anknüpfend, teils von theoretischen Erörterungen ausgehend und diese auf die Zustände der Gegenwart anwendend, seine politischen und staatsrechtlichen Ansichten in erschöpfender Weise niedergelegt. Er schrieb, um nur das Wichtigste hervorzuheben, 1835 ausführlich „Ueber die Entwicklung des öffentlichen Rechts in Deutschland durch die Verfassung des Bundes", faßte 1842 in seinem umfangreichsten und bedeutendsten zweibändigen Werke seine „Gedanken über Recht, Staat und Kirche" energisch zusammen, von dem praktischen Hauptteil unter dem Titel „Das Vaterland" 1845 eine Separatausgabe veranstaltend, und erhob 1862 nochmals kräftig „Zur Deutschen Verfassungsfrage" seine Stimme. In den dreißiger Jahren, so lange er der württembergischen Abgeordnetenkammer angehörte, beschäftigten ihn hauptsächlich die staatsrechtlichen Verhältnisse seiner engeren Heimat und deren Stellung zum Deutschen Bunde: widmete er doch dem Rechte der Steuerverwilligung in Württemberg 1836 ein ziemlich dickes Buch. Ein unverkennbarer Widerspruch lag darin, daß er, der Vorkämpfer des konstitutionellen Systemes, der fortschrittliche Parteiführer, das autokratische Preußen an die Spitze des gesamten Vaterlandes stellen wollte. Er selbst rief allen spitzfindigen Scharfsinn, über den er gebot, zu Hilfe, um den Zwiespalt zu überwinden, den er auf's klarste fühlte, unter dem er unsäglich litt. Jede freiheitfeindliche That Preußens war für ihn ein Faustschlag in's Gesicht. Schonungslos hielt er diesem Staate seine Schwächen und Sünden vor, so schonungslos, daß sein Schriftchen „Deutschlands Aussichten im Jahre 1851" von der dortigen Regierung verboten wurde. Er forderte, daß Preußen konstitutionell werde, um seinen erhabenen Beruf erfüllen zu können. Aber wenn ihm auch quälende Zweifel

nicht erspart blieben, rang sich doch immer wieder siegreich seine politische Lieblingsidee durch, die sich mehr und mehr zur unerschütterlichen Ueberzeugung verdichtete. Stärker und freudiger wurde mit den Jahren sein Glaube, fast noch wärmer und bewegter der Ton seiner Darstellung; immer fester schloß sich die eherne Schlachtlinie der Gründe zusammen, die er für sein Dogma in's Feld führen konnte. Vierthalb Jahrzehnte hat er als ein wahrer Seher unter seinem Volke gelebt, als ein Seher von reinster, lauterster, selbstlosester Sinnesart. Aber er hat dafür auch das gewöhnliche Prophetenlos durchkosten müssen, daß er nur von wenigen verstanden worden ist. Volkstümlichkeit hat er bloß als liberaler Politiker genossen. Von seinen Büchern ist keines recht populär geworden. Wer der Menge die Gedanken, die in der Luft liegen und sich von jedem Findigen und Fähigen aufgreifen lassen, mundgerecht zu machen weiß, um den drängt und reißt sie sich, wie um einen Gott: aber wer seiner Zeit mit schöpferischen Ideen vorauseilt, der muß es sich schon gefallen lassen, auf einsamen Bahnen hoch über dem Menschentrosse zu wandeln.

Unter den wenigen Mitstreitern Paul Pfizers begegnen wir dem Historiker Otto Abel, der in seiner Schrift „Das neue deutsche Reich und sein Kaiser" (1848) der preußischen Hegemonie das Wort redete, ferner Ludwig Frauer (1820—1894) aus Reutlingen, zuletzt Professor für allgemein bildende Fächer an der Baugewerkeschule und dem Polytechnikum in Stuttgart, der außer Büchern aus dem Gebiete der deutschen Sprache und Grammatik seit 1848 in Zeitungsartikeln und selbständigen Schriften für die Einigung Deutschlands unter Preußens Führung eintrat. Erst als der Stein in's Rollen geraten und die Deutsche Partei in Württemberg gegründet war, gewannen Pfizers Ideen an Boden, durch Robert Römer und andere schriftstellerisch vertreten. Doch kämpften noch bis 1870 Federn von dem Rang eines Moriz Mohl gegen den Anschluß Süddeutschlands an Preußen.

Von älteren Publizisten genoß Friedrich Kölle aus Stuttgart Ansehen. Er lebte vom 11. Februar 1781 bis zum 12. September 1848. Er studierte Rechtsgelehrsamkeit in Tübingen, Staatswissenschaften und Geschichte in Göttingen, wurde Privatdozent

und Hofgerichtsadvokat, seit 1806 Obertribunalprokurator in Tübingen. An allen litterarischen Bestrebungen der Universitätsstadt nahm er regen Anteil, hielt mit Rehfues Freundschaft, ebenso mit seinem Verleger Cotta, dessen Zeitschriften und sonstigen Unternehmungen er zeitlebens ein treuer Berater und fleißiger Mitarbeiter blieb, verkehrte mit Uhland und dessen Freunden und steuerte zu den beiden Almanachen der jungen schwäbischen Romantiker eine große Zahl Gedichte bei. Später trat er in den diplomatischen Dienst über und kam in den verschiedensten Hauptstädten herum. Von 1809 bis 1812 Legationssekretär in Karlsruhe, gehörte er zu dem Hebelschen Kreis und lieh dem Rheinländischen Hausfreund als unerschöpflicher Anekdotenmann und virtuoser Erzähler wertvolle Unterstützung. 1817 bis 1833 versah er, zuletzt mit dem Titel eines Geheimen Legationsrates, den nicht unwichtigen Posten eines württembergischen Geschäftsträgers beim Vatikan in Rom. Nach seinem Rücktritte lebte er zwei Jahre in Paris und dann in Stuttgart, wo er, selbst ein eifriger Sammler von Kunstgegenständen und Altertümern, alle künstlerischen Bestrebungen förderte, eine dankenswerte gemeinnützige Thätigkeit entfaltete und im Vordergrunde der hauptstädtischen Geselligkeit stand, überall beliebt, wenn auch gewisser Schwächen wegen viel bespöttelt. Kölle, zugleich ein biederer Charakter, war ein Schriftsteller von Geist, von vielseitigen Erfahrungen, von umfassender Bildung. In den Traditionen des altwürttembergischen Juristenstandes aufgewachsen, verquickte er mit diesen das Wesen des modernen Diplomaten. Er hatte einen freien und weiten politischen Horizont, und seine in elegantem Stile geschriebenen, teils anonymen publizistischen Leistungen, darunter „Rom im Jahre 1833“ (1834), „Betrachtungen über Diplomatie“ (1838), „Aufzeichnungen eines nachgeborenen Prinzen“ (1841), „Einige Anliegen Deutschlands“ (zwei Bände, 1844), „Italiens Zukunft“ (1848), sind teilweise noch heute lesenswert.

Groß ist im 19. Jahrhundert die Zahl der württembergischen Prosaschriftsteller gewesen, welche sich an der Bildung der öffentlichen Meinung beteiligt haben: fast ebenso viele Schwaben haben politische Verse gemacht. Unter der ganzen Dichterschar hat es

kaum einen gegeben, der nicht wenigstens gelegentlich dem Zeitgeiste gehuldigt hat. Man mußte schon ein Mörike sein, um sich in einen Winkel des Parnasses flüchten zu können, wohin das Geschrei der Parteien nicht drang. Bereits die ältesten schwäbischen Romantiker, vor allem Uhland, schlugen politische Töne an. Sie zeigten im Gegensatze zu den aristokratischen Neigungen der norddeutschen Romantik mehr demokratische Gesinnungen. Zugleich aber waren sie grunddeutsch und wußten nichts von kosmopolitischer Schwärmerei und Liebäugelei mit dem Franzosentume. Die jüngere Generation blieb hinter der älteren nicht zurück: je brennender die politischen Fragen in Deutschland wurden, desto mehr schwammen die württembergischen Poeten mit dem Strome der Zeit. Viele von ihnen traten nach Uhlands Beispiel in die Praxis des öffentlichen, des parlamentarischen Lebens. Die politischen Beziehungen zahlreicher Lyriker, wie G. Pfizers, Graf Alexanders, Fr. Vischers, J. G. Fischers, haben wir schon im vorhergehenden Kapitel kennen gelernt; die Kurz, Scherr, Auerbach, die gleichfalls in der Zeitgeschichte Rollen gespielt haben, werden uns noch unter den Romandichtern begegnen. Selbst die geistlichen Sänger haben sich — natürlich im konservativen Sinne — vielfach in die Welthändel gemischt. Während sie alle jedoch nur in zweiter oder dritter Linie politische Dichter gewesen sind, haben einige andere Württemberger gerade auf diesem Gebiet ihr Bedeutendstes geleistet. Ist doch sogar derjenige deutsche Freiheitssänger, welcher seinen Genossen die Fahne vorangetragen und den lautesten Beifall gefunden hat, Georg Herwegh, von Geburt ein Württemberger gewesen, wenn es gleich schwer fallen dürfte, an ihm von dem spezifisch schwäbischen Wesen etwas zu entdecken.

Georg Herwegh kam am 31. Mai 1817 als Sohn eines Koches und Wirtes in Stuttgart zur Welt. Auf dem dortigen Gymnasium für das Landexamen vorbereitet, erhielt er seine weitere Ausbildung im niederen theologischen Seminare zu Maulbronn und im höheren zu Tübingen. Der bestehenden Disziplin sich zu fügen, wollte dem begabten Jünglinge nicht gelingen. August 1836 wurde er wegen ungebührlichen Benehmens gegen einen Repetenten aus dem Stift entfernt. Das juristische Studium, womit er es nun

versuchte, zu Ende zu führen, fehlten ihm die materiellen Mittel. Ostern 1837 siedelte er als Litterat nach Stuttgart über. August Lewald beschäftigte ihn an seiner Zeitschrift Europa, die Riegersche Buchhandlung übertrug ihm die Uebersetzung von Lamartines sämtlichen Werken; von sechs Bänden brachte Herwegh selbst fünf (1839/40) zu stande. März 1838 zum Militär ausgehoben, wurde er zwar bald beurlaubt, aber im Juli 1839 infolge einer unliebsamen Begegnung mit einem Offiziere seines Regimentes zur Strafe wieder einberufen. Er zog es vor, nach dem Städtchen Emmishofen im Schweizer Kanton Thurgau zu flüchten, wo er in die Redaktion der Deutschen Volkshalle von August Wirth eintrat. Seine Beiträge zu diesem Blatt erschienen 1845 in Buchform unter dem Titel „Gedichte und kritische Aufsätze aus den Jahren 1839 und 1840". April 1840 ging Herwegh nach Zürich, hielt dort erfolgreiche Vorträge über die neue deutsche Litteratur und sandte Ende 1840 seine „Gedichte eines Lebendigen" in die Welt. Diese wurden mit beispiellosem Jubel aufgenommen und erlebten in rascher Folge sieben Auflagen. Herwegh reiste 1841 nach Paris, 1842 nach Deutschland, um Mitarbeiter für den von ihm beabsichtigten Deutschen Boten aus der Schweiz zu werben. Auf seinem Triumphzuge durch sein Vaterland in Berlin angelangt, erhielt er dort bei König Friedrich Wilhelm IV. eine Audienz, die glücklich verlief, obgleich die Gegensätze zur Sprache kamen. Als aber der Dichter bald darauf in Königsberg vernahm, die preußische Regierung habe seine Zeitschrift verboten, machte er dem Monarchen in einem Schreiben heftige Vorwürfe. Da er nicht einmal so rücksichtsvoll war, die Veröffentlichung des Briefes in der Presse zu verhindern, traf ihn die Ausweisung aus Preußen nicht unverdient. Er kehrte in die Schweiz zurück, aber selbst hier verweigerten ihm Zürich und andere Kantone das Bürgerrecht, das ihm endlich Basel gewährte. 1843 veröffentlichte er die für die ersten Hefte seiner niemals in's Leben getretenen Zeitschrift gesammelten Beiträge als „Einundzwanzig Bogen aus der Schweiz"; von ihm selber rühren darin nur einige poetische Erzeugnisse her. Diese bildeten mit anderen den 1843 erschienenen zweiten Band der Gedichte eines Lebendigen, der jedoch keinerlei Aufsehen mehr erregte. Nachdem sich Herwegh

Frühjahr 1843 mit einer reichen Berliner Jüdin, Emma Siegmund, vermählt hatte, die ihn zeitlebens vergötterte, ohne dafür den gebührenden Lohn von ihm zu ernten, reiste er nach Südfrankreich und ließ sich dann in Paris nieder. Bis zum Jahr 1848 war er so gut wie vergessen. Damals bildete er eine Arbeiterlegion, marschierte an ihrer Spitze im März von der französischen Hauptstadt aus, proklamierte die deutsche Republik, rückte über den Rhein vor, um mit den badischen Aufständischen unter Hecker zu kooperieren, trat aber auf die Kunde von der Niederlage dieser den Rückzug an. Am 27. April 1848 wurde die Freischar bei Dossenbach von württembergischen Truppen ereilt und auseinandergesprengt. Herwegh gelang es mit Hilfe seiner entschlossenen Frau, sich aus dem Kampfe zu retten und über den Rhein zu entkommen. Mag auch die Legende die Einzelheiten seiner Flucht in einer für ihn ungünstigen Weise umgebildet haben: jedenfalls stand das Maß seines praktischen Heldenmutes zu seinen Freiheitsgesängen in so lächerlichem Widerspruche, daß er fernerhin höchstens noch von seinen engsten Parteigenossen ernst genommen wurde. Er hielt sich abwechselnd in Paris und Zürich, Nizza und Genf, seit 1866 bis zu seinem am 7. April 1875 erfolgten Tod in Lichtenthal bei Baden-Baden auf, das Leben eines vornehmen Müßiggängers führend und in seinen Gewohnheiten mehr einem Marquis der Restaurationsperiode als einem modernen Revolutionäre gleichend. Im Auftreten fein, doch etwas blasiert, im Benehmen freundlich, im Umgang anregend, verkehrte er in vornehmen, meist fremdländischen Kreisen, war mit bedeutenden Männern, wie Richard Wagner, befreundet, unterhielt mit den Häuptern der europäischen Demokratie ununterbrochene Verbindung. Litterarisch war er nur noch wenig thätig. An Planen mangelte es ihm nie, wohl aber an der Ausdauer, sie auszuführen. So blieben auch einige dramatische Entwürfe liegen. Dagegen bearbeitete er Koriolan (1870) für H. Ulricis, König Lear und mehrere Komödien (1869/71) für Fr. Bodenstedts Shakespeare-Uebersetzung. Hin und wieder trat er bei festlichen Anläßen mit Gedichten hervor oder spendete solche für die Frankfurter Zeitung, den Stuttgarter Beobachter, den Berliner Kladderadatsch. Diese Stücke wurden nach Herweghs

Ableben mit einigen Jugendpoesien 1877 zu der Sammlung „Neue Gedichte" vereinigt.

Ein großer Poet ist Georg Herwegh ganz und gar nicht gewesen. Aber er hat für das, was Tausenden seiner Zeitgenossen das Herz durchwühlte, zur rechten Stunde die rechten Worte gefunden. Wie ein Sturmwind braust seine Rede in wilden Wirbeln dahin, wie zündende Blitze schlagen seine Worte ein. Er gebietet über ätzende Schärfe, vernichtenden Hohn. Seine Gedanken sind in eine auf's wirksamste zugeschliffene und zugespitzte, Béranger abgelauschte Form gegossen. Er ist fast unerschöpflich an anschaulichen Bildern, drastischen Vergleichungen, ist um treffende Pointen, glückliche Reime, ohrenfällige Refrains niemals verlegen. Dem geläuterten Geschmack erscheint freilich vieles an ihm zu gesucht, gekünstelt, gespielt. Auch scheut er sich nicht vor den Derbheiten, ja den Frechheiten der Gassenhauermanier: aber rhetorischen Eindruck weiß er mit den verschiedensten Mitteln gleich sicher zu erzielen.

Und der geistige Gehalt seiner Poesie? Sie ist schlechtweg revolutionär. Sie ist dem allgemeinen Gefühl entsprungen, daß die bestehenden Zustände unerträglich seien, daß irgend etwas Großes geschehen müsse. Worin der Umsturz, für den er sich so heiß begeistert, gipfeln, gegen wen der Kampf, zu dem er so leidenschaftlich auffordert, gehen soll, bleibt unbestimmt. Er schwankt zwischen den verschiedensten Idealen. Am stärksten ist sein Freiheitsdurst, aber anfangs haben noch patriotische Empfindungen daneben Raum, wie sie beispielsweise in dem frischfröhlichen Rheinweinlied, in dem schönen Gedichte „Die deutsche Flotte" anklingen. Erst allmählich hat er sich zum starren Republikaner, zum vollendeten Demokraten, zum fanatischen Preußenhasser ausgebildet. Indessen unklar wie in Herweghs Seele gärte es ja damals auch in der des deutschen Volkes. So setzte man sich über das Gegenstandslose seines Enthusiasmus hinweg. Man übersah, daß er seine Gedanken nicht streng logisch entwickelte und zu fortschreitenden Handlungen verband, daß er oftmals nichts als eine Anhäufung volltönender Worte, eine Reihenfolge mehr oder weniger zusammenpassender Bilder lieferte.

Ohne Frage steckte ursprünglich in Herwegh etwas vom echten Lyriker, was leider frühzeitig in der politischen Rhetorik und Satire untergegangen ist. In einigen Liebesliedern, in Sonetten, die hinter denen seines bewunderten Vorbildes Platen keineswegs zurückbleiben, zeigt er sich den zartesten Regungen, den weichsten Empfindungen zugänglich. Wundervoll trifft er mitunter den schwermütig sehnsuchtsvollen Ton, so vor allem in den schmelzenden Strophen aus der Fremde „Ich möchte hingehn wie das Abendrot".

Doch ist die schöpferische Kraft Herwegh jedenfalls nur in bescheidenem Maße verliehen gewesen. Schon der zweite Teil der Gedichte eines Lebendigen bleibt hinter dem ersten zurück. Schon dort erscheint die Begeisterungsfähigkeit, die der Dichter bald völlig eingebüßt hat, stark vermindert, tritt seine Eitelkeit, seine Selbstgefälligkeit, woran er von Anfang an gekränkelt hat, deutlicher hervor, weil ihm eben sein leicht erworbener Ruhm zu Kopf gestiegen ist. Mehr und mehr thut er mit seiner Person wichtig. Als politischer Rhetoriker weiß er nicht mehr viel zu sagen, deshalb geht er zur politischen Satire über, um sich fortan ganz auf diese Tonart zu beschränken. Die Treffsicherheit und Schlagkraft seines Witzes versagt fast niemals, in epigrammatischen Pointen entwickelt er außerordentliche Geschicklichkeit. Manches, so einen Teil der Xenien im zweiten Bande der Gedichte eines Lebendigen, liest man mit wirklichem Vergnügen. Aber meist sind seine Pfeile zu sehr in Gift getaucht, entsendet er seine Geschosse nach unpassenden Zielen. Er ergeht sich mit Vorliebe in bitterbösen persönlichen Invektiven. Seine hämischen Ausfälle auf Geibel und Freiligrath sind unerträglich: macht seine lose Zunge doch nicht einmal vor dem ehrwürdigen Arndt Halt. In seinen späteren Gedichten sinkt er immer mehr auf das Niveau eines reimenden Pasquillanten herab. Schmähungen auf die Fürsten, die er für alles Elend der Völker verantwortlich macht, bilden den Anfang und das Ende seiner politischen Weisheit. Den dritten Napoleon und den Preußenkönig verhöhnt er um die Wette. An seine Glossen zur Zeitgeschichte knüpft er Weissagungen an, von denen jedesmal sofort das gerade Gegenteil eingetroffen ist, was ihn aber nicht gehindert hat, lustig weiter zu prophezeien. Voll von Wider=

sprüchen, bleibt er sich nur in dem einen gleich, daß er eben alles in den Staub zieht. Bissige Kritik ist ihm zu sehr zur zweiten Natur geworden, als daß er noch davon lassen könnte. Auch der Gang der Weltgeschichte von 1864 bis 1871 vermochte an seinen Gesinnungen und an seiner Dichtweise nicht das Geringste zu ändern. Auch jetzt wußte er, dessen Herz doch einstens höher für die deutsche Einheit geschlagen hatte, nichts Besseres, als ungezogene Grimassen zu schneiden. Er hatte sich schließlich völlig zu einem politischen Randalierfuren ausgebildet, dem Spottlust und Oppositionssucht Selbstzweck geworden waren.

Weit mehr als Herwegh wurzeln zwei andere politische Dichter mit ihrem ganzen Wesen und Wirken in schwäbischem Boden, in württembergischen Verhältnissen: Ludwig Seeger und Karl Fetzer. Beide sind jenem nicht nur an Reinheit des Charakters und Vornehmheit der Gesinnung, sondern auch an Tiefe der poetischen Veranlagung überlegen, obschon es ihnen nicht gelungen ist, denselben kräftigen Einfluß auf das große Publikum zu gewinnen.

Ludwig Wilhelm Friedrich Seeger ist am 30. Oktober 1810 in Wildbad als Sohn eines Reallehrers geboren. Zum Geistlichen bestimmt, erhielt er seine Ausbildung in der Calwer Lateinschule, seit 1824 im Seminare Schönthal, seit 1828 im Tübinger Stifte. Philologie und schöne Litteratur zogen ihn indessen mehr an als sein Fachstudium; er sah sich in seinen Bestrebungen namentlich durch den damaligen Universitätsprofessor Ludwig Uhland gefördert. Seiner Neigung entsprechend, ging er nach kurzer theologischen Dienstzeit zum Lehrfach über, wurde Hofmeister in der Schweiz und seit 1835 Professor der alten Sprachen am Gymnasium in Bern, mit welchem Amt er das eines Dozenten für alte und neue Litteratur an der dortigen Universität verband. Er setzte sich in den Ruf eines tüchtigen und anregenden Lehrers. Sein poetisches Talent, das schon in Tübingen hervorgetreten war, stärkte sich an der Landschaft und an den politischen Verhältnissen, die ihn umgaben. Er begann seine Gedichte in Journalen, namentlich im Morgenblatte, zu veröffentlichen. Er gab unter dem Titel „Der Sohn der Zeit" 1843 eine Sammlung sozialer und politischer Lieder heraus, die 1847 zum zweitenmal aufgelegt werden konnte.

Er verdeutschte Bérangers sämtliche Werke (1839/42) unter dem Namen L. S. Rubens, sowie Aristophanes' Werke (1844/8). Als sich 1848 Seegers politische Träume auch in seinem Vaterlande zu verwirklichen schienen, entsagte er seinem bisherigen Wirkungskreis und siedelte mit seiner Familie — er hatte sich 1842 verheiratet — nach Ulm über, um die Redaktion der Ulmer Schnellpost zu übernehmen. Schon 1850 verlegte er seinen Wohnsitz nach Stuttgart, nachdem ihn das Oberamt Ulm in diesem Jahre zum Landtagsabgeordneten gewählt hatte. 1851/3 und 1854/5 entsandte ihn der Bezirk Waldsee in die zweite Kammer. Als entschiedenes und thatkräftiges Mitglied der liberalen Partei, als ehrlicher und überzeugter Kämpe für die Volksrechte, als schneidender und warmblütiger Redner gewann er bald eine einflußreiche und beherrschende politische Stellung. Daneben erübrigte er noch Zeit für journalistische Arbeiten, die zum Teile seinen Lebensunterhalt bestreiten mußten. 1862 kam er abermals als Abgeordneter von Ulm in den Landtag. Die schleswig-holsteinsche Frage gab jetzt seiner politischen und patriotischen Energie einen neuen Schwung. Das öffentliche Vertrauen berief ihn zu manchem Ehrenamte. Zugleich entfaltete Seeger gerade in seinen letzten Lebensjahren eine besonders rege litterarische Thätigkeit. Er gab 1860/2 eine Uebertragung von Viktor Hugos sämtlichen Werken heraus, beteiligte sich seit 1862 an der Dingelstedtschen Shakespeare-Uebersetzung, für die er noch König Johann, Hamlet, Timon von Athen und Teile des Othello zu stande brachte, besorgte 1863/4 seine gesammelten Dichtungen, das „Liederbuch" und „Ein Sohn der Zeit" enthaltend, und vereinigte 1864 in dem „Deutschen Dichterbuch aus Schwaben" einen stattlichen Kreis einheimischer und auswärtiger Dichter von Bedeutung. Außerdem redigierte er 1863 das „Stuttgarter Literarische Wochenblatt", die belletristisch-wissenschaftliche Beilage des „Eulenspiegel". Da wurde er durch einen vorzeitigen Tod mitten aus seiner reichen und ersprießlichen Wirksamkeit herausgerissen. Im Februar 1864 ergriff ihn ein heftiges Gliederweh, dem er am 22. März desselben Jahres nach schweren Leiden erlag. Eine glänzende Leichenfeier legte von dem Ansehen, das er unter seinen Mitbürgern genossen hatte, Zeugnis ab.

Wie Ludwig Seeger im Leben eine charaktervolle, feste und entschiedene Persönlichkeit war, so ging er auch in der Poesie, selbständig und zielbewußt, seine eigenen Wege. Klarheit des Geistes, Stärke des Gefühles und Schwung der Phantasie verbinden sich bei ihm mit Ausdrucksvermögen, Sprachgewandtheit und Formsinn. Als politischer Dichter ist er frühzeitig von kosmopolitischer Schwärmerei zu patriotischer Sinnesart übergegangen. Mit wie glühender Liebe er die Freiheit umfängt, will er doch nicht, daß sie den Deutschen durch fremde, durch französische Hilfe zu teil werde. Mit eigenem Arm, auf selbstgebautem Kahne dem Freiheitsport entgegenzusteuern, ist sein Ideal. Er sinkt in seinen Zeitliedern nicht zum reinen Rhetoriker herab, er bleibt stets aus dem Inneren schaffender Poet. Sein jugendliches Pathos hat sich rasch abgeklärt und in satirische Laune, in epigrammatische Schärfe verwandelt. Mit derbem Zorne, mit bitterem Hohn entblößt er die Schmach des Vaterlandes und die Gebrechen der Zeit, zieht er gegen Lüge und Dummheit, gegen Unterdrückung und Sklavensinn, gegen Frechheit und Stumpfheit zu Felde. Gerne giebt er seine Meinung durch Gleichnisse kund, und er gebietet über einen erstaunlichen Reichtum an charakteristischen Bildern, die er jedesmal in besonderen Gedichten folgerichtig durchzuführen weiß. Seine Liebeslieder sind voll von leidenschaftlichem Empfinden, aber frei von schwächlicher Empfindsamkeit. Treffliches hat Seeger auch in der Naturschilderung geleistet; zumal die Herrlichkeiten der Alpenwelt, an die er sich auf's innigste hingab, von denen er sich auf's willigste hinreißen ließ, haben an ihm einen begeisterungstrunkenen Sänger gefunden. Unter seinen Schöpfungen erzählender Art fallen ein paar Legenden angenehm auf. Wenn trotz diesen entschiedenen Vorzügen seine Gedichte heute nur noch wenig bekannt sind, so liegt der Grund hierfür vielleicht in einem gewissen Mangel an plastischer Ausgestaltung, durch welche das Gute und Schöne erst zum Vorbildlichen und ewig Gültigen emporgehoben wird. Zum Uebersetzer war Seeger durch seine glückliche Vereinigung poetischen Talentes und philologischer Kenntnisse in besonderem Maße berufen. Er traf den leichten Fluß der Bérangerschen Weisen ebenso gut wie den gesalzenen Witz eines Aristophanes, die derbe Volks-

tümlichkeit eines Shakespeare, und er wetteiferte mit den jedesmaligen Originalen in Kraft und Kühnheit des sprachlichen Ausdruckes. Wo die ersten Meister deutscher Uebertragungskunst aufgezählt werden, darf man den Namen Ludwig Seeger nicht übergehen.

Karl August Fetzer, der Sohn des Rechtsanwaltes Karl Heinrich Fetzer, der selber als Parlamentarier und Schriftsteller einst „das alte gute Recht" verfochten hatte, erblickte am 5. August 1809 in Stuttgart das Licht der Welt, durchlief das hauptstädtische Gymnasium und studierte Jura in Tübingen und Heidelberg. Nach vorübergehender praktischen Thätigkeit im württembergischen Justizdienste ließ er sich 1835 als Advokat in Stuttgart nieder und wirkte als solcher bis zum Jahr 1879. Der württembergischen Ständeversammlung gehörte er mit kurzer Unterbrechung von 1845 bis 1876, meist als Abgeordneter des Maulbronner Oberamtes, an. Lange Zeit zählte er, obgleich kein glänzender Redner, unter die energischsten und angesehensten Führer der demokratischen Opposition. 1848/9 saß er als Mitglied der Linken im deutschen Parlamente, dessen Schriftführer er bis zur Schlußkatastrophe war. Aber seit 1864 gewann in Fetzer der nationale Gedanke über den demokratischen allmählich das Uebergewicht, und er wandelte sich zu einem eifrigen Anhänger der Deutschen Partei um, seine politischen Ansichten fortan nicht mehr im Beobachter, sondern im Schwäbischen Merkur verkündend. Krankheit der Augen zwang ihn schließlich, sich ganz in das Privatleben zurückzuziehen. Er widmete seine Muße philosophischen Studien, als deren hauptsächliche Frucht 1884 „Philosophische Leitbegriffe" erschienen. Am 14. September 1885 wurde er durch den Tod von schweren Leiden erlöst. Er war zweimal verheiratet gewesen.

Als lyrischer Dichter hat Fetzer höchst Beachtenswertes geleistet. Er hat die Stoffe, die ihm reichlich zuflossen, sicher zu gestalten und mannigfaltig zu formen gewußt. 1841 trat er zum erstenmal unter dem Pseudonym Berthold Staufer mit einem Bande „Gedichte" hervor. Jugendliches Gefühl überwiegt darin, der Liebe wird vor allem, meist in einfachen Weisen gehuldigt, dazwischen stehen ziemlich wertlose Balladen aus der romantischen Traumwelt. Aber in der letzten Abteilung nimmt Fetzer bereits mit tempera-

mentvollen Sonetten zu Zeitfragen entschiedene Stellung. Die zweite, bedeutsamste Sammlung, die er 1861 unter seinem eigenen Namen veröffentlichte, ist fast ganz von politisch-sozialen Gedichten, reifen Erzeugnissen männlicher Muse, angefüllt. Mit kühner Beredsamkeit, mit schneidender Schärfe rückt er allen Feinden der Freiheit und des Vaterlandes auf den Leib. Aehnlich wie Ludwig Seeger setzt er das Messer schonungslos an alles, was faul ist in Staat und Gesellschaft, verhöhnt die schlechten Fürsten, rüttelt die Lauen und Feigen empor, nimmt sich der Unterdrückten und Bedrängten mit innigem Erbarmen an; für die nationale Ehre und Einheit ruft er begeistert auf zu entschlossenem Handeln, zu mutigem Kampfe. Die meisten dieser Gedichte sind populär gehalten, etwa in der Weise Bérangers, häufig mit einem in die Ohren klingenden Refrain versehen. In der Balladendichtung hat Fetzer jetzt den Uebergang von romantischer Spielerei zum Ernste der Geschichte, der Wirklichkeit vollzogen und legt von Recht und Unrecht, von Tyrannenübermut und Mannesthat, kurz von allem, was für die Zeitgenossen als Vorbild oder Warnung vonnöten ist, Zeugnis ab. Auch seine ebenfalls 1861 herausgegebene Tragödie „Carl der fünfte", die den endgültigen Untergang der alten deutschen Kaiserherrlichkeit schildert, steht in naher Beziehung zur Gegenwart. Vertreter des Bürgertumes geben, als eine Art von Chor, in lyrischen Versmaßen die politische Meinung des Volkes ab. Sonst ist das Stück im engen Anschluß an das antike Drama und unter Wahrung der Aristotelischen Einheiten edel stilisiert, jedoch handlungsarm und szenischer Wirkungen bar. Mit dem 1882 erschienenen, aber viel früher entstandenen epischen Gedichte „Melusine" hat Fetzer einen Ritt in das romantische Land gewagt. Er hat das schöne Märchen anziehend und selbständig in Strophenform behandelt, wenn auch durch die siebenzehn Gesänge hindurch nicht alles mit gleicher Sorgfalt ausgearbeitet und namentlich der Inhalt der Verse zu oft durch den Reim bestimmt erscheint. In einer dritten, dem Nachlaß entnommenen Sammlung, „Gedichte" (1886), herrscht das Betrachtende und Reflektierende einerseits, das Elegische andererseits; alles ist glatt und formschön, das meiste einem noch immer warmen Herzen entströmt.

Die folgenden Dichter haben zwar nicht in demselben Maße wie Ludwig Seeger und Fetzer der politischen Muse gedient, aber doch ist auch für sie die Verbindung von Politik und Poesie charakteristisch.

Friedrich Seeger, am 11. November 1798 als Oberamtmannssohn zu Neuenbürg geboren, besuchte die niederen Seminare Schönthal und Maulbronn und das Tübinger Stift, aus dem er jedoch austrat, um sich dem juristischen Studium zu widmen. 1823 ließ er sich als Advokat in Stuttgart nieder und gehörte bald zu den beliebtesten und angesehensten Rechtskonsulenten der Stadt, später mit seinem Berufe die Stelle eines Prokurators beim Obertribunal und Nebenämter von Bedeutung vereinigend. Mit der Tochter des Ministers des Inneren, Schmidlin, begründete er einen eigenen Herd. Die Politik beschäftigte Seeger, der schon als Student eifriges Mitglied der Burschenschaft gewesen war, fortgesetzt. Die sieben letzten Monate des Jahres 1832 redigierte er sogar den politischen Teil des „Württembergischen Land-Boten", 1844/8 vertrat er den Kirchheimer Bezirk im Landtage; daß er sich keiner Partei anschloß, erschwerte und lähmte einigermaßen sein praktisches Wirken. 1848 nahm er am Frankfurter Vorparlament und am Stuttgarter Vaterländischen Vereine teil, zu dessen Vorstand er nachmals auserkoren wurde. Im geselligen Leben der Residenz spielte er eine wichtige Rolle, namentlich als Sänger und Dichter des Liederkranzes. So riß sein Tod, der am 26. Juni 1868 eintrat, manche schmerzliche Lücke.

Seegers Schriftstellerlaufbahn eröffnete 1832 das politische Werk „Vaterländische Briefe", worin eine eingehende Schilderung und ehrliche Kritik des gesamten württembergischen Staats- und Verwaltungswesens gegeben und die Sache eines besonnenen Fortschrittes gleichermaßen gegen Reaktionäre und Radikale verteidigt wird. Seine Gedanken schweifen über das engere Vaterland hinaus zu den Geschicken des weiteren. Ein einiges und mächtiges deutsches Reich ist das höchste Ziel seiner patriotischen Wünsche, aber auf welchem Wege dies zu erreichen sei, weiß er nicht zu sagen; gegen die kurz vorher von P. Pfizer im Briefwechsel zweier Deutschen vorgeschlagene Lösung polemisiert er, da Preußen die Vor-

aussetzung bürgerlicher Freiheit nicht erfülle. 1835 verlieh Seeger seinen politischen Ansichten in einer Novelle, „Christoph Walter", auch poetische Gestalt. Er stellte in dem Helden das Ideal eines volksfreundlichen und charakterfesten Abgeordneten auf, den sein mannhaftes und rechtliches Verhalten auf die Festung bringt, der aber zuletzt glänzend gerechtfertigt dasteht und mit der Wiederherstellung seiner Ehre auch die Hand seiner Geliebten erringt. Durch den warmen Ton der Darstellung, den gewandten und angenehmen Stil, die klare und folgerichtige Entwicklung der Dinge zieht diese schlichte Geschichte den Leser an, obgleich die Phantasie des Autors darin nirgends einen höheren Schwung nimmt. Die nächsten Jahrzehnte brachten, von Uebertragungen philosophischer Schriften Ciceros abgesehen, keine größere Publikation. Erst 1861 sammelte Seeger seine Gedichte (zweite Auflage 1863), die der Mehrzahl nach schon vor langer Zeit entstanden waren. In dem reichhaltigen Buche wechselt mit Liedern, von denen der auch musikalisch begabte Dichter einige mit eigenen Melodien versehen hat, Reflexions- und politische Lyrik, erzählende und Gelegenheitsdichtung. Empfindung und Denkkraft, Formgefühl und Sauberkeit der Technik sind vorhanden, aber der zündende Funke fehlt Seegers gefälligen Schöpfungen. Die gleichfalls 1861 veröffentlichten „Erzählungen und Bilder aus dem Leben" weisen die an „Christoph Walter" gerühmten Vorzüge auf, doch wünschte man, der Dichter möchte über lebhaftere Farben gebieten. Am meisten ist die Novelle „Die Sängerfahrt" von echter Poesie erfüllt.

Friedrich Notters Leben erstreckte sich vom 23. April 1801 bis zum 15. Februar 1884. Er war der Sohn eines Offiziers, der im russischen Feldzuge verschwand. Frühzeitig schärfte sich ihm, dessen Kindheit unter dem ernsten Zeichen der Napoleonischen Gewaltherrschaft stand, das nationale Empfinden. Den ersten Schulunterricht erhielt er in Heilbronn und seiner Geburtsstadt Ludwigsburg. Auf dem Stuttgarter Obergymnasium zum Universitätsstudium vorbereitet, bezog er 1819 die Landeshochschule. Die burschenschaftlichen Bestrebungen gewannen an ihm einen feuerigen Anhänger. Bald ging er von der Rechtswissenschaft zur Medizin über, mit Vorliebe hörte er philosophische Vorlesungen. Nachdem

er 1827 den Doktorgrad erworben und so sein medizinisches Fachstudium zu einem gewissen Abschlusse gebracht hatte, trat er eine fast zweijährige Bildungsreise an. Herbst 1829 bis Ende 1830 war er zweiter Redakteur am Ausland in München und Augsburg. Nach längerem Aufenthalt in Paris und Südfrankreich übernahm Notter in Stuttgart 1832 die Redaktion des Hesperus, 1833 des Unparteiischen, eines kurzlebigen Journales. 1834 vermählte er sich mit einer Tochter des Generales von Theobald und führte seine Frau auf den Berkheimer Hof, einen zwei Stunden von Stuttgart gelegenen Familiensitz, wo der bekannte Architekt Zanth ein reizendes Wohnhaus im pompejanischen Stil errichtet hatte. Mit mancherlei litterarischen Arbeiten und Entwürfen beschäftigt, von befreundeten Dichtern und Schriftstellern häufig besucht, verbrachte Notter dort manches Jahr. Auf heitere Stunden folgten freilich auch trübe. Häusliche Sorgen, körperliche Leiden stellten sich ein. Dazu quälten den tief veranlagten und zur Mystik geneigten Mann die Zweifel, ob er je seine hochgesteckten künstlerischen Ziele erreichen werde. Da war es gut, daß das Jahr 1848 dem Verzagenden eine neue Aufgabe zuwies: die des Politikers. Er saß im sogenannten langen Landtage von 1848/9, in der dritten verfassungsberatenden Landesversammlung von 1850, in dem Landtage von 1851/5, den gemäßigt liberalen und konstitutionellen Standpunkt vertretend. Vor allem aber lag ihm die Einigung des Vaterlandes am Herzen, und gleich seinem Freunde Paul Pfizer erblickte er frühzeitig die einzige Rettung im engsten Anschluß an Preußen. Er stellte sich in die Dienste der Deutschen Partei seit deren Begründung, und es war eine wohl verdiente Auszeichnung, daß ihm ein Mandat für den ersten deutschen Reichstag 1871/3 zufiel. Nach dem Hinscheiden seiner Gattin im Jahr 1850 hatte Notter seinen Wohnsitz nach Stuttgart verlegt. 1854 fand er in der Pfarrerswitwe Karoline Schmidlin, geborenen Faber, eine neue Lebensgefährtin, die an allen seinen idealen Bestrebungen lebhaften Anteil nahm. In dem gastlichen Hause Notters, der auch eine weit verzweigte Korrespondenz unterhielt, gingen die Männer von litterarischem Ansehen, auch manche Künstler und Schauspieler Stuttgarts aus und ein, sprachen häufig auswärtige Dichter und

Schriftsteller vor. Besonders anregend gestalteten sich die regelmäßigen traulichen Zusammenkünfte eines kleinen Kreises, in dem Mörike und Vischer den Ton angaben. Die letzte Lebenszeit verbrachte der Greis mehr in stiller Zurückgezogenheit, nachdem ihm das Schicksal zwei Jahre vor seinem Abscheiden eine furchtbare Prüfung auferlegt hatte: das jähe Ende seines einzigen Kindes.

Als Dichter und Uebersetzer, Gelehrter und Prosaschriftsteller hat Notter dem Publikum verschiedenartige, von einem hohen Geiste zeugende Gaben gespendet. Manches, was ihn beschäftigt hat, ist jedoch nicht zur Reife gediehen. Denn einerseits pflegte er an sich selbst die höchsten Anforderungen zu stellen, andererseits fiel es ihm schwer, die Welt von Gedanken, die in seinem Inneren versenkt lag, in körperliche Erscheinung treten zu lassen. Sein poetisches Schaffen zumal ist ein unausgesetztes Ringen, über den Stoff Meister zu werden. Alle seine Dichtungen zeichnen sich durch reichen Gehalt, edlen Stil aus. Er wehrt das Gemeine, das Alltägliche ängstlich von seiner Muse ab. Aber die Leichtigkeit der Darstellung, die sichere Anmut der Formgebung, das mühelose Finden des rechten Ausdruckes blieb ihm versagt. So erscheint bei ihm vieles erzwungen und gekünstelt, wird er oft dunkel und unverständlich. Er selbst ist niemals dazu gekommen, seine zerstreuten lyrischen Erzeugnisse zu sammeln, erst 1893 sind seine „Gedichte in Auswahl" erschienen, Lieder, Balladen und Romanzen, politische und Gelegenheitsstücke enthaltend. Das gleichfalls aus dem Nachlaß 1885 herausgegebene philosophisch-religiöse Werk „Gott und Seele" giebt die Ansichten und Aussprüche der verschiedensten Völker und Denker über jenen Gegenstand meist in Gedichten wieder, die teils Eigentum Notters, teils nur Uebersetzungen sind. In dem Romanzenkranze „Dante Alighieri", den Notter 1861 mit sechs über diesen Poeten im Stuttgarter Museum gehaltenen Vorträgen zu einem Buche vereinigt hat, werden einundneunzig poetische Bilder aus dem Leben Dantes, seiner Zeit und seinen Dichtungen entrollt. Notter hat sich fast zeitlebens mit dem gewaltigen Italiener befaßt, dessen Gedankentiefe wie Patriotismus ihn gleichermaßen fesselte. Als bedeutendste Frucht dieser Studien reifte allmählich eine vollständige Uebersetzung der Göttlichen

Komödie mit gründlichen Erläuterungen und Exkursen (zwei Bände, 1871/2) heran. Außerdem hat der sprachenkundige Mann hauptsächlich Romane von Bulwer und Cervantes und einiges aus der griechischen Poesie verdeutscht. Von mancherlei dramatischen Planen gelangte nur ein einziger, „Die Johanniter", zur Ausführung. Nach umfassenden Vorbereitungen und oftmaligen Umarbeitungen erschien das sich an die Skizze der Schillerschen Malteser anlehnende Schauspiel 1865 im Buchhandel, 1867 auf der Stuttgarter Hofbühne. Obgleich das hohe Streben des Dichters und die poetischen Vorzüge seiner Schöpfung die gebührende Anerkennung fanden, mußte doch der durchschlagende Erfolg ausbleiben, da die unmittelbaren dramatischen Impulse des Stückes zu schwach sind, um eine volle Wirkung zu erzielen. Endlich hat Notter gediegene Aufsätze geschichtlicher, litterarhistorischer und biographischer Art für Tagesblätter, Zeitschriften und Sammelwerke geliefert, so namentlich Nachrufe auf berühmte Württemberger für die Allgemeine Zeitung und den Schwäbischen Merkur. Aus solchen Nekrologen ist 1863 sein „Ludwig Uhland", die erste ausführliche Lebensbeschreibung dieses Dichters, in der wertvolles Material allerdings noch nicht genügend gesichtet ist, und 1875 die Monographie „Eduard Mörike" entstanden.

Wilhelm Zimmermann, am 2. Januar 1807 als Sohn armer Handwerksleute zu Stuttgart geboren, kam 1821, ein frühreifer und geistig stark entwickelter Knabe, in das Seminar Blaubeuren, wo er als einer der Ausgezeichnetsten innerhalb seiner ausgezeichneten Promotion galt und auf die Kameraden großen Einfluß ausübte. Sein Mitschüler Strauß schildert ihn als eine mitteilsame, enthusiastische Natur, mit barockem Humor, guten philosophischen Kenntnissen und reger Empfänglichkeit für die Größe und Schönheit des klassischen Altertumes ausgestattet. 1825 trat Zimmermann in das Tübinger Stift über. Hier gefiel er sich mehr und mehr in exzentrischem Wesen und huldigte einer maßlosen Geniesucht, worunter die natürlich gesunde Entwicklung seines Talentes und Charakters litt. 1828 brach er mit dem Stift, unterzog sich aber schon 1829, ein Jahr vor seinen Altersgenossen, der theologischen Prüfung mit gutem Erfolge. Nach kurzer Verwen-

bung im Kirchendienste lebte er seit 1830 als Privatgelehrter in Stuttgart, an politischen und schönwissenschaftlichen Blättern mitarbeitend. Schon 1832 sammelte er seine Gedichte, die 1839 und 1854 vermehrte Auflagen erlebten. In der Lyrik läßt er der Sentimentalität weiten Spielraum, findet zwar für das Gefühl nicht immer den unmittelbaren Ausdruck, weiß aber doch häufig echte Stimmung zu verbreiten. Im epischen Stile hält er sich an seinen Lehrer Uhland. Seine Balladen sind phantasievoll und malerisch, wenn auch teilweise zu sehr von romantischen Schleiern überzogen. Auch Zeitgedichte, namentlich solche zu Gunsten der Polen, fehlen in dem Buche nicht. Stärker tritt das freiheitliche Element hervor in dem 1833 veröffentlichten fünfaktigen Trauerspiele „Masaniello, der Mann des Volkes“, das in stark rhetorisierendem Jambentone den bekannten Aufstand der Neapolitaner gegen die spanische Herrschaft im Jahre 1647 behandelt. Glückliche Einzelheiten entschädigen nicht genügend für die mangelhafte Komposition: die Handlung ist zerfahren, und der Held beherrscht die Situation zu wenig. 1834 erschien eine zweibändige Sammlung von Erzählungen unter dem Titel „Amor's und Satyr's“ sowie die Novelle „Fürstenliebe“. Zimmermann unterhält als gewandter Erzähler seine Leser, ohne daß er in die Tiefe zu dringen weiß. Einige Stücke zehren von persönlichen Erinnerungen, andere behandeln historische Stoffe. Die Novelle „Gräveniz“ erregt als freilich nicht ganz gleichwertiges Seitenstück zu W. Hauffs „Jud Süß“ am ehesten Interesse.

Zimmermann ist frühzeitig als Poet verstummt; er hat außer einzelnen Gedichten nur noch eine Verdeutschung von R. Savages Trauerspiel „Thomas Overbury“ (1864) bekannt gegeben. Er weihte fortan seine ganze Kraft der Muse der Geschichtschreibung. In rascher Folge veröffentlichte er eine zweibändige Geschichte Württembergs (1836/7), Werke über die Befreiungskämpfe der Deutschen gegen Napoleon (1836), über Prinz Eugen und seine Zeit (1838) und über die Hohenstaufen (1838/9), eine „Allgemeine Geschichte des großen Bauernkrieges“ in drei Bänden (1841/3), einen illustrierten Teutschen Kaisersaal (1841). Geschichten der deutschen Nationallitteratur (1846) und der Poesie

aller Völker (1847) unterbrachen die politisch-historischen Arbeiten. Alle diese zum Teil wiederholt aufgelegten Veröffentlichungen zeigen viel Leichtigkeit in der Darstellung, aber wenig selbständige Forschung. Nur in der Geschichte des Bauernkrieges ist er in größerem Umfang auf ungedruckte Quellen zurückgegangen. Diese gilt mit Recht als sein bestes und sorgsamstes Werk, zumal in der ganz umgearbeiteten Auflage von 1856, wo auch der extrem demokratische Standpunkt, von dem Zimmermann überall auszugehen pflegt, zum mindesten in der Form sehr gemildert erscheint.

1840 hatte Zimmermann das Diakonat Dettingen a. d. Erms und das damit verbundene Pfarramt Hülben (O.A. Urach) übernommen, welche Stellung er 1847 mit der für ihn besser geeigneten eines Professors der Geschichte und deutschen Sprache an dem Polytechnikum und der Oberrealschule Stuttgarts vertauschte. Die Stürme des Jahres 1848 trieben sein Lebensschifflein von neuem aus dem sicheren Hafen auf die hohe See. Er stürzte sich mit dem ihm eigenen zügellosen Enthusiasmus in die politische Bewegung, ließ sich in das Frankfurter Parlament wählen, gehörte dort der äußersten Linken, dem Donnersberg, an und erlangte als streitbarer Volksredner eine etwas zweifelhafte Berühmtheit. Gleichzeitig beschrieb er in einem noch 1848 gedruckten Buche „Die Deutsche Revolution“ auf leidenschaftlich subjektive Weise. Als Mitglied der drei württembergischen Landesversammlungen von 1849/50 und des Landtages von 1851 vertrat er ebenfalls seine radikalen Anschauungen, weshalb ihm die Regierung 1851 seine Professur entzog. Nachdem er einige Jahre als Privatmann in Stuttgart gelebt hatte, wurde er 1854 Pfarrer zu Leonbronn (O.A. Brackenheim), 1864 zu Schnaitheim (O.A. Heidenheim), 1872 Stadtpfarrer in Owen (O.A. Kirchheim). In stiller Arbeit flossen die letzten Jahrzehnte seines Lebens dahin. Er verfaßte namentlich „Die englische Revolution“ (1851), eine „Weltgeschichte für gebildete Frauen und Jungfrauen“ (zwei Bände, 1854), eine „Lebensgeschichte der Kirche Jesu Christi“ (vier Bände, 1857/9), eine „Geschichte der Jahre 1840 bis 1860“ (1862), bearbeitete 1861/2 Wirths Geschichte der Deutschen in vierter Auflage und gab eine „Illustrirte Kriegsgeschichte des Jahres 1866 für das

deutsche Volk“ (1868), eine „Geschichte der Jahre 1860 bis 1871“ (1872), „Deutschlands Heldenkampf 1870—1871“ (1873) mit Illustrationen heraus, neben welchen Arbeiten eine „Illustrirte Geschichte des deutschen Volkes“ (drei Bände, 1873/7) herlief. Zimmermann hatte sich mit der politischen Entwicklung Deutschlands ausgesöhnt, wenn auch der Preußenhaß des alten Demokraten noch hin und wieder zum Vorscheine kam. Er starb während einem Badeaufenthalt in Mergentheim am 22. September 1878.

Kräftiger als die Vorhergehenden hat in den Chor der deutschen Freiheitssänger wieder Ludwig Pfau, einer der jüngsten unter ihnen, eingestimmt, obgleich auch er sein Bestes in der reinen, tendenzlosen Lyrik gegeben hat, wofern man nicht überhaupt seinen kunstkritischen Leistungen vor seinen poetischen den Vorrang einräumen will. Am 25. August 1821 als Sohn eines Heilbronner Gärtnermeisters geboren, bevorzugte der strebsame Knabe aus Liebe zur Natur den väterlichen Beruf vor dem Studium der Theologie. Als junger Gärtner kam er nach Paris, richtete hier auf die politischen und sozialen Zustände sein Augenmerk, studierte französische Sprache und Litteratur, übte sein Zeichen- und Maltalent und verdiente sich mit Porträtzeichnen Geld, hörte öffentliche Vorlesungen über Kunst an der Universität. Dann besuchte er zur Fortsetzung seiner philosophischen und ästhetischen Studien die Tübinger und Heidelberger Hochschule. Im Jahr 1848 zog die politische Bewegung den heißblütigen Jüngling in ihren Bann: er gehörte zu den eifrigsten demokratischen Agitatoren, stellte seine Feder dem Beobachter zur Verfügung und redigierte das demokratische Witzblatt „Eulenspiegel“. Unter der Reaktion wurde ihm der Hochverratsprozeß gemacht, und er entzog sich einer einundzwanzigjährigen Zuchthausstrafe durch Flucht in die Schweiz. Seit 1852 weilte er in Paris, wo er mit Heine und Moriz Hartmann in engster Verbindung stand. Zeitweise hielt er sich in Brüssel, Antwerpen, London auf. Ueberall stellte er das praktische Studium der schönen Künste in den Vordergrund. Er schrieb zahlreiche Aufsätze über diesen Gegenstand in französische und deutsche Journale. Zugleich war er auch politischer Korrespondent geachteter deutschen

Zeitungen. Nach seiner Amnestie kehrte er Ende 1863 nach Stuttgart zurück und leitete eine Zeit lang mit Karl Mayer und Julius Haußmann den Beobachter, nach wie vor ein hitziger Kämpe gegen jegliche Feinde des Fortschrittes und gegen das Preußentum. Später zog er sich wieder mehr auf die Beschäftigung mit der Kunstkritik zurück. An seinem 70. Geburtstage reichten Freunde und Verehrer dem an den Augen und dem Gehöre geschwächten Greis eine Ehrengabe, die sein Alter gegen materielle Sorgen sicher stellte. Er starb unvermählt am 12. April 1894 zu Stuttgart infolge eines Schlaganfalles.

Schon als Zwanzigjähriger ließ Pfau 1842 ein Bändchen Gedichte erscheinen, 1848 folgten „Stimmen der Zeit", 1849 „Deutsche Sonette auf das Jahr 1850", 1874 und 1889 veranstaltete er, zugleich als Gesamtausgaben, eine dritte und vierte Auflage seiner Gedichte. Pfau hat zwar kein neues poetisches Evangelium verkündigt, aber seine lyrischen Variationen, schlicht, innig und wahr, von den zartesten bis zu den kräftigsten Empfindungen den ganzen weiten Zwischenraum durchmessend, edel, mühelos und ungekünstelt in der Form, knüpfen an die besten Vorbilder an und streben nach den Höhen, wo Uhland und Mörike thronen. Im Zauber der Natur, in der Liebe Lust und Leid, in des Lebens Geheimnissen sucht und findet er seine Stoffe. Gram und Wehmut sind ihm vertraute Gefühle: hat ihn doch das Schicksal zweimal um sein Liebesglück betrogen. Ein Sohn des Volkes, versteht er sich darauf, volksmäßige Stimmungen auf naive Weise wiederzugeben, namentlich in den liebenswürdigen Burschen- und Mädchenliedern. Auch frische Wein- und Trinklieder stehen ihm wohl an. Seine sympathischen, aber etwas schwächlichen Balladen, volkstümlich im Tone, romantisch im Stoffe, handeln meist von unglücklicher Liebe. In schön geformten Sonetten betrachtet er zunächst Welt und Menschenlos im allgemeinen, um dann seine Zeit im besonderen in's Auge zu fassen. Auch in seinen Sinngedichten wechseln Aeußerungen zeitloser Lebensweisheit mit ebenso scharfer als witziger politischen und sozialen Satire. Seine eigentlichen politischen Gesänge sind volkstümlich gehalten, leicht faßbar, bestimmt rhythmisiert, häufig mit einem Refrain versehen; wie für

Herwegh, L. Seeger, Fetzer haben auch für Pfau Bérangers Chansons als Vorbilder gedient. Er donnert gegen Fürsten und Vornehme, Priester und Kirche. Den Jammer der Armut und die Ueppigkeit des Reichtumes setzt er in schroffen Gegensatz, mit Vorliebe dafür die Form der poetischen Erzählung verwendend. Ohne Frage hält Pfau in seinem Entrüstungspathos zu wenig Maß, schießt er oft mit seinem grimmen Hohn über das Ziel hinaus. Doch hat in seiner Poesie wenigstens der Patriotismus noch neben den revolutionären Tendenzen Raum. Er hat es ausgesprochen, daß er die Freiheit nur im Vaterlande liebe. Die Jahre 1848 und 1849 bedeuten den Höhepunkt seiner politischen Lyrik. Später hat er Politik und Poesie fast ganz voneinander getrennt.

Von Pfau stammen auch vorzügliche Verdeutschungen der demokratisierenden Fabeln des Franzosen Lachambeaudie (1856) und bretonischer Volkslieder, letztere 1859 in Gemeinschaft mit Moriz Hartmann herausgegeben. Ferner hat er 1866 auf's sorgfältigste und liebevollste Claude Tilliers „Mein Onkel Benjamin" übersetzt und für diesen prächtigen humoristischen Roman in Frankreich wie in Deutschland zahlreiche Freunde geworben. 1882 ist noch eine Uebertragung ausgewählter Romane von Erckmann-Chatrian aus seiner Feder geflossen.

Eine erste „Freie Studien" genannte Sammlung von kunstkritischen Arbeiten veranstaltete Pfau 1866, nachdem er schon 1862 französisch geschriebene „Etudes sur l'art" veröffentlicht hatte. 1888 ließ er eine umfassende sechsbändige Gesamtausgabe seiner ästhetischen Schriften unter dem Titel „Kunst und Kritik" erscheinen. Mehrere Bücher über Kunst oder Kunstgewerbe liegen dazwischen, so „Das Ulmer Münster-Jubiläum" (1877), „Kunst und Gewerbe" (1877). Ferner gab er 1874 „Kunstgewerbliche Musterbilder aus der Wiener Weltausstellung" heraus. Pfau hat auf diesem Gebiete starke Spuren einer außerordentlich fruchtbaren und erfolgreichen Thätigkeit hinterlassen. Eine vielseitige, gediegene, auf philosophischer Grundlage ruhende Bildung kam ihm dabei zu statten. Er war nicht sowohl theoretischer als praktischer Aesthetiker und als solcher eifrig bestrebt, die Kunstkritik für das Bedürfnis des Lebens nutzbar zu machen. Vollkommene Klarheit ist der Haupt-

vorzug seiner artistischen Darstellungen. Er versteht es, seine Gedanken auf's knappste und schärfste, auf's deutlichste und anschaulichste zu entwickeln. Ein Meister des Prosastiles, trägt er seine Ansichten in geistreicher und anregender Form vor. Er setzt die Kunst, von der er eine großartige, universelle Vorstellung hat, in engsten Zusammenhang mit dem gesamten Geistesleben der Nation. Volle Freiheit der Bewegung fordert er für sie, weil sie anders nicht gedeihen könne. Leider hat sich auf solchem Wege die Politik, die politische Feindschaft und Leidenschaft in Pfaus Kunststudien eingeschlichen. Auf diesem neutralen Gebiete wäre es doch nicht nötig gewesen, anders gesinnte Leser zu verstimmen, zu verletzen. Als Politiker hat sich Pfau, der in wirtschaftlichen Fragen sozialistisch angehaucht war, stets nur an radikale Prinzipien geklammert, ohne mit den wirklichen Verhältnissen zu rechnen. Die Sache, die er verfocht, war im Grunde gut und edel, die Mittel, deren er sich bediente, waren es nicht immer. Uebrigens hielt der schweigsame und nicht mit Beredsamkeit begabte Mann sich von Parlamenten und Volksversammlungen fern. In stiller Studierstube schrieb er seine schneidigen Aufsätze und Broschüren. Eine Auswahl davon erschien aus dem Nachlaß 1895 als „Politisches und Polemisches“.

Besser als Pfau hat der leidenschaftslosere Siegmund Schott es verstanden, den Dichter und Schriftsteller vom Politiker zu trennen. In den ganz vereinzelten Fällen, wo er in seinen Liedern auf Politik zu sprechen kommt, geschieht es nur in der Form ironischer Abwehr. Schotts Geburtstag ist der 5. Januar 1818, sein Todestag der 4. Juni 1895. Der jüngste Sohn des bekannten Prokurators Albert Schott, hatte er im väterlichen Haus, einem Sammelpunkte freisinnig politischer wie allerhand geistiger Interessen, Gelegenheit, frühzeitig den Wert der Menschheitsideale kennen und schätzen zu lernen. Er durchlief das hauptstädtische Gymnasium, studierte in Heidelberg, Jena und Tübingen Rechtswissenschaft, wurde 1840 in seiner Vaterstadt Stuttgart Advokat, später Prokurator, in dem genannten Jahre mit Pauline Knosp einen eigenen Hausstand begründend. Zu seiner ausgedehnten Berufsthätigkeit trat seit 1850 die politische. Er gehörte der zweiten und dritten

verfassungsberatenden Landesversammlung und dann bis 1870 ununterbrochen dem Landtag an. Ohne ein Parteifanatiker zu sein, kämpfte er in der Haltung ruhig und vornehm, in der Sache bestimmt und mutig für seine liberalen Ueberzeugungen. Auch einige politische Broschüren entflossen seiner Feder. Nur verhältnismäßig selten erübrigte er die nötige Muße zu schriftstellerischen Arbeiten. Schon 1839 hatte er den biographisch-historischen Versuch „Max Emanuel, Prinz von Würtemberg und sein Freund Karl XII., König von Schweden“ veröffentlicht. Später wandte er sich hauptsächlich der Philosophie zu. 1861 ließ er die kleinere Studie „Sterben und Unsterblichkeit“, 1865 und 1870 die beiden größeren, von ihm bescheiden als „Versuche“ bezeichneten Abhandlungen „Von menschlichen Schwächen“ und „Ansichten vom Leben“ erscheinen: gedanken- und gehaltvolle, auf einen tief ernsten Ton gestimmte, durch edle und schöne Darstellung ausgezeichnete Schriften.

Es entsprach wenig Schotts Wünschen, daß ihn nach langer parlamentarischen Pause die Volkspartei bei den Reichtagswahlen von 1881 in der Hauptstadt auf den Schild erhob und mit ihm in dem genannten Jahre wie nochmals 1884 durchdrang, weil auch viele parteilose Liberale dem allgemein Geachteten ihr Vertrauen und ihre Stimme schenkten. Der alternde Mann, den bereits ein Gehörleiden plagte, verhielt sich im Reichstage ziemlich passiv. Er selbst war wohl am meisten damit einverstanden, daß 1887 das Mandat seinem Gegner zufiel. Seinen Lebensrest verbrachte er in stiller Beschaulichkeit.

Drei lyrische Sammlungen von bescheidenem Umfange hat Siegmund Schott dargeboten: 1857 „Gedichte“, 1880 als Manuskript gedruckte „Letzte Gedichte“, 1891 „Neue Gedichte“. Nach seinem Tode wurde aus seinen lyrischen Erzeugnissen und den drei erwähnten philosophischen Werken sowie einigen Aufsätzen des Nachlasses 1898 eine dreibändige Ausgabe „Gedichte und Schriften“ veranstaltet. Schotts poetische Art ist im wesentlichen von Anfang bis zu Ende dieselbe gewesen, wenn sich auch mit den Jahren sein philosophisches Bedürfnis immer mehr vertieft, seine elegische Stimmung immer mehr ausgebreitet hat. Der Ideengehalt überwiegt bei ihm weit den Empfindungsgehalt. Jedes seiner Gedichte dient

irgend einem bestimmten Gedanken, der, wenn auch an sich nicht immer eigenartig, doch eigentümlich gefaßt und gewendet ist. Seine Verse behandeln im wesentlichen dieselben Gegenstände, die uns auch in seinen philosophischen Prosaschriften entgegentreten. Vor allem beschäftigen ihn die letzten Dinge, Tod und Grab, und er brütet und grübelt unablässig über den großen Rätselfragen des Jenseits. Dann wieder versenkt er sich in Erinnerungen an Vergangenheit und vergangenes Glück. Die Schwermut hat er sich als sein Teil auserkoren, aber seinen Mitmenschen gegenüber übt er Milde und Duldung; mit der Ruhe des Weisen läßt er seine Blicke über die Welt und ihr Treiben hinweggleiten. Man würde sich indessen von Schotts Muse eine ganz verkehrte Vorstellung machen, wenn man annähme, daß ihr die effektvoll gesteigerte und unklar begriffliche Ausdrucksweise der landläufigen Reflexionspoesie anhafte. Im Gegenteil: er entwirft lauter einfache, leicht verständliche, gegenständlich gehaltene Bildchen in kürzester, knappster, fast epigrammatischer Form. Seine Methode erinnert am meisten an die Karl Mayers, dessen Poesie allerdings einen ganz anderen Inhalt hat. Schotts Verse, aus der Tiefe eines reichen Geistes geschöpft, werden ernst Gestimmte stets anregen, aber es läßt sich doch nicht verkennen, daß die letzten Ziele und Aufgaben der Dichtkunst nach einer anderen Richtung hin liegen.

Die Revolution der Jahre 1848 und 1849 trieb eine Anzahl deutscher Dichter über den Ozean hinüber, durch deren Zuwanderung die vorher wenig bedeutende deutsch-amerikanische Litteratur einen schönen Aufschwung nahm. Die Schwaben hatten an dieser Entwicklung reichen Anteil. Eine besonders sympathische Erscheinung unter ihnen ist Niklas Müller. Am 15. November 1809 zu Langenau (O.A. Ulm) als Sohn eines wunderlichen Leinewebers, der in Separatismus und Alchimie machte, geboren, in Stuttgart unter den seltsamsten Verhältnissen aufgewachsen, erwählte sich der lese- und bildungsdurstige Knabe den Beruf des Buchdruckers. Nach der Lehrzeit und Wanderschaft fand er im Cottaschen Geschäft Anstellung. Poetische Lektüre hatte frühzeitig den in ihm schlummernden Produktionstrieb geweckt. Auf Schwabs Veranlassung erschienen Proben davon im Morgenblatt als „Lieder eines Autodidacten",

weitere im Deutschen Musenalmanach, und 1837 veranstaltete der Cottasche Verlag eine Buchausgabe der „Lieder von Niclas Müller“. Diese, getragen von echtem und warmem Empfinden, schmucklos, aber doch poetisch in der Darstellung, machen vorwiegend den Eindruck des Gesunden und Frischen. Von hochtrabendem Phrasengeklingel, Paradieren mit gelehrtem Krame weiß der Dichter nichts. Aus seinen Naturbildern spricht unverfälschtes Naturgefühl. Die seelische Grundstimmung ist sanfte Traurigkeit, in Ahnung schwerer Lebensschicksale getaucht. Selten nur stellt gedämpfter Humor sich ein. Müllers Talent beschränkt sich auf das engste Gebiet der Lyrik: schon für das Balladenartige fehlt ihm das plastische Gestaltungsvermögen. In der Vorliebe für kurze Stücke wie auch sonst erinnert seine Dichtweise an die Karl Mayers. Leistet er in der Form auch nicht schlechtweg Vollendetes, so ist doch seine technische Mannigfaltigkeit und Sauberkeit für einen Autodidakten erstaunlich.

Später übernahm Müller in Wertheim am Main eine eigene Druckerei sowie Verlag und Redaktion des dortigen Amts- und Wochenblattes. Es ging ihm anfangs gut, aber die badische Revolution zerstörte seine bürgerliche Existenz. Von glühender Freiheitsliebe erfüllt, stand er in Wertheim an der Spitze der Bewegung. Er mußte sich in die Schweiz flüchten, wo er meist in Genf lebte, bis es seiner in Baden zurückgebliebenen Frau gelungen war, einen Bruchteil des Vermögens zu retten. 1853 wanderte die Familie nach New York aus, wo sich Müller bald in den Besitz einer Druckerei und eines Verlages setzte. Erst in den sechziger Jahren kehrte die Muse wieder bei ihm ein. 1867 sammelte er seine „Neuere Lieder und Gedichte“. Die einfachsten lyrischen Formen, gleichviel ob im elegischen oder munteren Tone, gelingen ihm noch immer am besten. Sein Herz ist jung, seine Töne sind frisch geblieben. Seine Technik hat sich noch vervollkommnet. Viel Neues freilich weiß er uns nicht anzuvertrauen. Neu ist hauptsächlich das Hervortreten der politischen Lyrik. Diese erheischt indessen wuchtigere Hilfsmittel, als sie unserem zarten Natursänger zu Gebote stehen. Doch erbringen seine Zeitgedichte den Beweis, daß er seine Bürgerpflichten dem neuen Vaterlande gegenüber mit regem Eifer erfüllt

hat, ohne der Erinnerung an das alte untreu zu werden. Seiner Freude und seinem Stolz über die deutschen Siege hat er 1870 in manchem Gedichte beredten Ausdruck verliehen. Es ist überhaupt eine bemerkenswerte Erscheinung, wie die achtundvierziger Demokraten, welche sich in die geregelten Verhältnisse des mächtigen amerikanischen Staatswesens eingelebt hatten, die Gründung des deutschen Einheitsstaates besonders zu schätzen wußten. Müller wollte seinen Lebensabend in der alten Heimat verbringen und traf schon Anstalten dazu: als ihn am 14. August 1875 der Tod nach kurzem Krankenlager ereilte. Der Gedanke, eine Gesamtausgabe seiner eigenen Dichtungen und zahlreichen Uebersetzungen neuerer englischen, französischen, italienischen Lyrik zu veranstalten, ward mit ihm selbst zu Grabe getragen.

Gleich Niklas Müller sind zwei weitere schwäbische Dichter in die badische Revolution verwickelt gewesen: Edmund Märklin (1816 bis 1892) aus Calw und Karl Heinrich Schnauffer (1823—1854) aus Heimsheim (O.A. Backnang); auch Johann Straubenmüller (1814—1897) aus Gmünd unterhielt zu den Aufständischen in Baden Beziehungen. Straubenmüller war katholischer Schullehrer in verschiedenen württembergischen Städten und brachte es in Amerika zuletzt zum Direktor der freien deutschen Schule in New York; Märklin, seines Berufes Pharmazeut, gründete nach seiner Auswanderung zu Milwaukee und Manitowoc in Wisconsin Apotheken und diente im Bürgerkriege der Vereinigten Staaten als Feldapotheker; der jung gestorbene Schnauffer, Kaufmann in Mannheim, dann Student in Heidelberg und Mitarbeiter demokratischer Blätter, gab in Amerika den von ihm in's Leben gerufenen „Baltimore Wecker“ heraus. Alle drei haben schon in Deutschland Freiheitslieder angestimmt; Märklin und Schnauffer sind auch in ihrer neuen Heimat der politisch-sozialen Dichtung treu geblieben. Alle drei haben eine Reihe poetischer Arbeiten in Buchform, vorwiegend lyrischer Natur, veröffentlicht und sich darin als mittlere Talente gezeigt, denen manches Gute gelungen ist; Straubenmüller hat seiner Muse bescheidenere Ziele gesteckt als die beiden anderen. Der am 24. Januar 1829 in Beutelsbach (O.A. Schorndorf) geborene und 1849 als Jüngling durch die Revolution nach Amerika verschlagene

Rudolf Puchner, Kaufmann zu Neu-Holstein in Wisconsin, hat in seinen „Klängen aus dem Westen" (1879) und dem zur Zeit des römischen Sklavenkrieges spielenden Epos „Aglaja" (1887) für die erzählende Gattung der Poesie Neigung und Begabung verraten. Während die genannten Dichter zur Verbreitung der allgemein deutschen Sitte, Sprache und Litteratur in Nordamerika das Ihrige beitrugen, stand der Reutlinger Gustav Heerbrandt (1819—1896) an der Spitze derer, welche sich die Pflege der schwäbisch volkstümlichen Kultur jenseits des Weltmeeres zur Aufgabe gesetzt haben. Besitzer einer Buchdruckerei und Buchhandlung in seiner Geburtsstadt, mußte er seine Teilnahme an der revolutionären Bewegung mit einer siebenmonatlichen Festungshaft auf dem Asperg büßen und wurde dann zur Auswanderung nach Amerika begnadigt. Er wandte sich nach New York, wo der unternehmungslustige Mann durch Verlags- und andere Geschäfte Reichtümer erwarb, 1873 alles wieder verlor und sich dann von neuem emporarbeitete. Von 1876 bis zu seinem Tode leitete er das New Yorker Schwäbische Wochenblatt, das, in urwüchsigem, grobem Tone geschrieben, sich bei den nordamerikanischen Schwaben ebenso großer Popularität erfreute wie die derb originelle Persönlichkeit Heerbrandts. Er gab sich große Mühe, die schwäbische Volkslitteratur in den Vereinigten Staaten einzuführen, veranstaltete Ausgaben schwäbischer Dialektdichter, machte selbst mundartliche Reime, übertrug Hochdeutsches in sein Idiom, verlieh heimatlichen Schwänken und Anekdoten schriftstellerische Fassung. Poetischen Wert haben seine zu verschiedenen Sammlungen vereinigten humoristischen Knüttelverse durchaus nicht.

Die Ereignisse der Jahre 1870 und 1871, auf der Grenzscheide zwischen der deutschen Vergangenheit und Gegenwart liegend, haben das letzte Glied in die Kette einer langjährigen politischen Entwicklung eingefügt. Ebenso bildet die Poesie zu Ehren der deutschen Siege und der nach langen Kämpfen und Leiden endlich errungenen nationalen Einheit einen Grenzstein in der Geschichte unserer politischen Lyrik. Auch die schwäbischen Sänger stimmten damals kräftig in den allgemeinen Jubel ein. Aeltere und Jüngere, Geistliche und Weltkinder, konservativ und liberal Gesinnte suchten

es einander zuvorzuthun. Mehr als alle begeisterungstrunkenen Gedichte vieler Berühmtheiten hat das einzige Lied eines Württembergers gezündet, der selbst zur Zeit jenes großen Krieges schon längst den ewigen Schlaf schlummerte: Max Schneckenburgers Wacht am Rhein.

Ein eigentümliches Schicksal hat dieses Lied gehabt. In der letzten Novemberwoche 1840, als eine chauvinistische französische Regierung wieder einmal ein räuberisches Gelüste nach der Rheingrenze verriet, von einem jungen deutschen Kaufmann in der Schweiz rasch gedichtet, von einem engeren Kreise patriotischer Landsleute alsbald bejubelt und zu einer improvisierten Weise gesungen, fand es schon nach wenigen Tagen in etwas veränderter Fassung seinen ersten regelrechten Tonsetzer an dem in Bern lebenden Darmstädter J. Mendel. Weder in dieser noch in einer zweiten, gänzlich verschollenen Komposition brach sich „Die Wacht am Rhein“ Bahn. Erst durch die Melodie, welche 1854 der talentvolle Karl Wilhelm aus Schmalkalden, damals Musikdirektor in Crefeld, dem Liede schuf, wurde es allmählich bekannt und fand in vielen Männerchören Eingang. Aber um den Namen des verstorbenen Dichters kümmerte sich niemand, bis 1870 die Wacht am Rhein zum Nationalgesange für Heer und Volk, zur deutschen Marsch-, Schlachten- und Siegeshymne wurde. Jetzt begannen die Nachforschungen über seine Person, Aufklärungen und Enthüllungen ließen nicht lange auf sich warten, die Zeitungen und Zeitschriften beschäftigten sich mit dem nachträglich zum berühmten Manne Gewordenen. Man grub seinen Nachlaß aus, und Karl Gerok übergab eine kleine Auswahl davon als „Deutsche Lieder von Max Schneckenburger, dem Sänger der ‚Wacht am Rhein‘“ 1870 der Oeffentlichkeit. Berührt auch manches unter diesen schlichten und anspruchslosen Erzeugnissen sympathisch, so vermögen sie doch nicht zu überzeugen, daß Schneckenburger wirklich ein berufener Poet gewesen ist. Lediglich auf die Wacht am Rhein gründet sich sein Anspruch auf Nachruhm. Ein wie großer Teil des Erfolges immer der Gunst der Verhältnisse und Wilhelms trefflicher Komposition zuzuschreiben ist, so erfüllt dieses vaterländische Volkslied doch alle Bedingungen, die an ein solches gestellt werden müssen. Einem von glühendem Patriotismus erfüllten

Herzen entströmt, ist es schlicht und gemeinverständlich gehalten, kraftvoll im Ausdruck, markig im Rhythmus.

Der kurze Lebenslauf Max Schneckenburgers bietet wenig Merkwürdiges. Der 17. Februar 1817 war sein Geburtstag, im Schwarzwalddorfe Thalheim (O.A. Tuttlingen) stand seine Wiege. Der Sohn eines wohlhabenden Landwirtes und Handelsmannes, besuchte er die Lateinschulen zu Tuttlingen und Herrenberg, widmete sich nach der Konfirmation dem Kaufmannsstande, kam 1834 in ein angesehenes Drogueriegeschäft nach Bern, wohin noch im selben Jahre sein älterer Bruder und väterlicher Berater Matthias als Theologieprofessor berufen wurde, und siedelte 1836 nach Burgdorf bei Bern über. Schneckenburger, der schon als Knabe seine poetischen Erstlinge dem Tuttlinger Grenzboten anvertraut hatte, ließ achtzehnjährig unter dem Titel „Die ersten Versuche in Poesie und Prosa. Von Max Heimthal" (1837) ein unselbständiges und unreifes Büchlein drucken, dessen Herausgabe er bald selber als übereilten Streich betrachtete. Ferner spendete er, ein eifriger Anhänger der Pfizerschen Ideen, hin und wieder politische Aufsätze für Journale. Seine rege Teilnahme sowohl an allen Zeitereignissen als an der Entwicklung der deutschen Litteratur wird auch durch seine sorgsam geführten Tagebücher bezeugt. 1842 begründete er zu Burgdorf eine Eisenhandlung mit kleiner Eisengießerei und verheiratete sich mit der Tochter des Pfarrers Weikersreuter in Thalheim. Das eigene Geschäft brachte schwere Sorgen, und die äußere Lage der Familie war nicht eben glänzend. Schneckenburger trat dem Gedanken einer Rückkehr in die Heimat ernstlich nahe. Da fiel er, erst dreißig Jahre alt, am 3. Mai 1849 einer rasch verlaufenden Unterleibsentzündung zum Opfer. Sein Begräbnis fand in Burgdorf statt. 1886 führte man seine Gebeine nach Thalheim über und setzte sie auf dem dortigen Friedhofe von neuem bei. 1892 wurde ihm zu Tuttlingen ein Denkmal errichtet.

Sechstes Kapitel.

Religiöse Poesie.

Auch auf dem Gebiete der christlichen Lyrik traten die Schwaben im 19. Jahrhundert mit rühmlichen Leistungen auf den Plan. Zwei Momente wirkten zu einem günstigen Ergebnis zusammen: einmal die Wiedererstarkung des kirchlichen Lebens in Deutschland und dann die Blüte der schwäbischen Dichtkunst überhaupt. An dieser mußte die religiöse Poesie um so eher teilnehmen, als ja von alters her ein starker Prozentsatz der fähigen Köpfe im Land sich dem geistlichen Stande verschrieb; überdies sangen auch die weltlichen Lyriker des schwäbischen Dichterkreises vorwiegend aus frommem Gemüte heraus ihre Lieder. Manche von ihnen, wie Schwab, waren selbst Theologen, viele wenigstens durch Herkunft oder Familienverbindung mit den theologischen Kreisen des Landes verwachsen. Uhland und Kerner vor allem standen entschieden auf dem Standpunkte des überzeugten Christen, und ihre Gläubigkeit spiegelt sich in manchen ihrer Schöpfungen wider. Erst als die politischen Leidenschaften wuchsen, mischte eine jüngere Generation gelegentlich auch kirchenfeindliche Klänge in die schwäbische Dichtung.

Das Aufleben des religiösen Sinnes in Deutschland fällt zusammen mit der Ueberwindung der rationalistischen Weltanschauung durch die romantische, die es ja als eine ihrer Aufgaben betrachtete, Leben, Wissenschaft und Kunst mit christlichem Geiste zu durchdringen. Von der Erneuerung und Vertiefung des Christentumes im Volksbewußtsein zog bald die Kirche Gewinn, die, zumal seit dem von der ganzen protestantischen Nation glänzend begangenen dreihundertjährigen Jubelfeste der Reformation, wieder zu Macht und Selbständigkeit emporstieg. Der heftige Widerstand, der den Bestrebungen der Strenggläubigen zuerst von den Jüngern Hegels, dann von den litterarischen Vorkämpfern Jungdeutschlands entgegengesetzt wurde, spornte jene nur zur Verdopplung ihres Eifers an. Auch Württemberg nahm an dieser Entwicklung Anteil. Auch hier

wandten sich die Gemüter seit der Napoleonischen Zeit dem Glauben und seinen Tröstungen zu, auch hier begann sich die evangelische Kirche innerhalb dem Staate freier zu entfalten. Und zwar riß der Pietismus in dieser Bewegung bald die Führung an sich. Schon einmal, in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts und darüber hinaus, hatte diese Richtung im Lande die religiöse Herrschaft ausgeübt. Sie hatte dann vor der Aufklärung das Feld räumen müssen, aber im stillen lebte und wirkte sie, genährt durch die vielfältigen Erinnerungen und Ueberlieferungen ihrer stolzen Vergangenheit, noch fort. Jetzt erhob sie von neuem hoch das Haupt. Sie gebot über energische Wortführer, eindrucksvolle Bußprediger. In der 1819 begründeten Brudergemeinde Kornthal (O.A. Leonberg) schufen sich die Pietisten einen festen Mittelpunkt für ihre Agitation. Aus dem Kampfe, den sie 1835 bis 1845 gegen die Verfechter des Hegelschen Pantheismus führten, gingen sie gestärkt hervor. Im dritten Viertel des Jahrhunderts gelangten sie innerhalb der Landeskirche zu großem Einflusse: saß doch eines ihrer Häupter, der Prälat Sixt Karl Kapff, im Kirchenregimente. Seinen Höhepunkt scheint der Pietismus jetzt überschritten zu haben, aber noch immer ist er in der württembergischen Kirche nicht nur geduldet, sondern begünstigt. Eines freilich ist ihm bei allen Triumphen niemals gelungen: die religiöse Gleichgültigkeit vieler Gebildeten zu besiegen, die durch seine Maßlosigkeiten sich weit mehr von der kirchlichen Gemeinschaft weggestoßen als zu ihr hingezogen fühlten.

Zur Zeit der Herrschaft des Rationalismus hatte in der geistlichen Poesie das christliche Moral- und Lehrgedicht nicht nur das einfache Kirchenlied von streng biblischer Haltung, sondern auch die aus der Tiefe glaubensstarker Gemüter entspringende religiöse Lyrik verdrängt. Jetzt tauchte unter dem Einflusse der Romantik letztere, vielfach mit einem mystischen Zuge schwärmerischer Innigkeit zersetzt, überall wieder auf. Diese neue Poesie trug zunächst ein vollständig persönliches Gepräge, und das subjektive Element überwog in ihr das ganze Jahrhundert über; aber doch entstanden da und dort Lieder, die, populär gehalten, sich dem Auffassungsvermögen und Bedürfnis der Kirchengemeinde anpaßten und die Gesangbücher wirklich bereicherten. Gleichzeitig wurden die alten, von der Auf-

klärung verachteten und verworfenen Kernlieder wieder in ihre Rechte eingesetzt und durch neue Sammlungen zugänglich gemacht. Von da bis zur Gesangbuchsreform war nur noch ein kurzer Schritt, der seit Beginn der vierziger Jahre allerorten zurückgelegt wurde.

In Württemberg, wo Pietisten und Gemäßigtere in Pflege der geistlichen Lyrik miteinander wetteiferten, kam auch das neue Gesangbuch durch gemeinsame Arbeit beider Teile ohne erhebliche Schwierigkeiten zu stande. Unter den sieben Theologen, aus denen die 1837 zu diesem Behuf eingesetzte Kommission bestand, waren vier Dichter: Bahnmaier, Albert Knapp, Schwab und Grüneisen, von denen die zwei ersten der pietistischen, die beiden anderen der freieren Richtung angehörten. Der von der Kommission hergestellte Entwurf wurde 1839 durch Druck der öffentlichen Kritik übergeben, eine verstärkte Synode vollendete im Frühjahr 1841 das Werk, dem dann die königliche Genehmigung erteilt wurde. Das 651 Nummern enthaltende „Gesangbuch für die evangelische Kirche in Württemberg" trägt den Stempel des Kompromisses an der Stirn. Es enthält eine stattliche Zahl älterer Kirchenlieder, und die daran vorgenommenen Aenderungen beschränken sich auf das Notwendigste. Der Pietismus ist stark berücksichtigt. Aber auch die Freunde des Gesangbuches vom Jahre 1791 sollten nicht vor den Kopf gestoßen werden, und so gewährte man neben den echten Gemeindegesängen vielen religiösen Moralliedern Aufnahme. Das neue Gesangbuch fand im ganzen Lande leichten und raschen Eingang und bewährte sich. Noch heute wird es nicht nur in Württemberg, sondern auch weit darüber hinaus benutzt. Bald darauf wurde eine neue Liturgie und ein neues Choralbuch, worin der einstimmige Kirchengesang durchgesetzt ist, eingeführt. Ueberhaupt ward der evangelischen Kirchenmusik in Württemberg, zumal in der Hauptstadt, bis in die Gegenwart eifrige Pflege, indem die Tonkunst auch ihrerseits von dem Wiedererwachen des religiösen Bewußtseins Zeugnis ablegte.

In dem Landesgesangbuche vom Jahr 1841 waren etliche dreißig württembergische Dichter vertreten, darunter die folgenden elf Namen aus dem 19. Jahrhundert: Bahnmaier, Barth, Dann, Grüneisen, Michael Hahn, Sophie Herwig, Hosch, Kern, Albert Knapp, Schwab, Chr. H. Zeller. In größerem Maßstabe konnten

die einheimischen Sänger in Albert Knapps umfassender Sammlung „Evangelischer Liederschatz für Kirche (Schule) und Haus“ berücksichtigt werden, die, als eine nützliche Vorarbeit für das neue Gesangbuch, 1837 erstmals in zwei stattlichen Bänden erschien und seitdem noch dreimal, zuletzt 1891 von Joseph Knapp, herausgegeben und bis auf die Gegenwart fortgeführt wurde. Auch sonst hat es den schwäbischen Dichtern keineswegs an Gelegenheit gefehlt, ihre frommen Ergüsse an die Oeffentlichkeit zu bringen. Bis auf den heutigen Tag giebt es ja im Lande zahlreiche erbauliche Blätter und Blättchen, die alle der christlichen Poesie einen Winkel einräumen. Einundzwanzig Jahre lang, 1833 bis 1853, besaß diese sogar in dem von Albert Knapp besorgten Taschenbuche „Christoterpe“ ein Organ vornehmen Stiles, zu dem begreiflicherweise die württembergischen Autoren leichten Zutritt fanden.

Wenn wir zunächst die pietistischen Dichter aus Schwaben einer Musterung unterziehen, so überragt der schon öfters erwähnte Albert Knapp an Talent und Einfluß alle übrigen weit. Der 25. Juli 1798 ist sein Geburtstag, Tübingen sein Geburtsort. Als zweijähriges Kind kam er nach Alpirsbach im Schwarzwalde, wohin der Vater als Oberamtmann versetzt worden war; von dem Kinzigthale mit seinen rauschenden Tannen und hüpfenden Wassern, von den Kreuzgängen des altehrwürdigen Klosters empfing der werdende Poet die ersten nachhaltigen Eindrücke. Mit elf Jahren siedelte der Knabe mit den Seinen nach Rottweil über, wo die Familie infolge ungerechter Suspendierung ihres Oberhauptes einen harten Schicksalswechsel erfahren sollte. Seit 1811 besuchte der junge Albert die Anatolische Schule in Tübingen und machte hier in der Philologie so gewaltige Fortschritte, daß er bis zu seinem 30. Lebensjahre besser lateinisch als deutsch zu schreiben verstand. Ursprünglich zum Juristen bestimmt, verspürte er plötzlich Neigung zum theologischen Studium. Herbst 1814 wurde er in das Seminar Maulbronn, zwei Jahre darauf in das Tübinger Stift aufgenommen; über beide evangelischen Theologenschulen hat er später ein außerordentlich herbes Urteil gefällt. Als Student führte er ein flottes Leben, das ihm nach seiner Bekehrung in höchst sündhaftem Licht erschien. Schlimmeres als willkürlichen und verworrenen Studien-

gang, unregelmäßigen Fleiß, Schwärmerei für freiheitliche und burschenschaftliche Bestrebungen, eifrigen Wirtshausbesuch und exzentrisches Gebahren hatte er sich indessen nicht vorzuwerfen. Mit der geheiligten Stiftsordnung stand er freilich auf sehr gespanntem Fuße, so daß er der Relegation mit knapper Not entging. Die Stunden blieben nicht aus, da ihn das studentische Treiben anekelte; weil er aber damals noch völlig „christlos“ war, flüchtete er sich in die Arme der Natur und der Poesie. Leider ist von seinen weltlichen Jugenddichtungen nichts auf uns gekommen.

Herbst 1820 verließ Knapp die Universität und wurde zunächst zum Pfarrvikar in Feuerbach, dann in Gaisburg (beide Orte nahe bei Stuttgart) bestellt. Jetzt vollzog sich allmählich die große Umwandlung in seinem Inneren. Tief fühlte er den Zwiespalt, seinen Mitchristen das Heil predigen zu sollen, ohne sich dieses Heiles selbst teilhaftig zu fühlen. In der Dichtkunst vermochte er nicht mehr Trost zu finden. Da erschien der ihm schon vom Maulbronner Seminar her befreundete Ludwig Hofacker, damals Vikar in Stuttgart, als sein rettender Engel. Durch diesen wurde er „erweckt“, durch den Umgang mit den Pietisten von Stuttgart und Umgebung, meist ganz einfachen Leuten, in der neuen Richtung bestärkt. Ohne schwere Seelenkämpfe ging der Umschwung nicht vor sich. Aber nachdem Knapp einmal mit sich einig geworden war, huldigte er zunächst dem schroffsten und einseitigsten Pietismus, wie ja entschiedene Naturen gerne von einem Extrem in das andere überspringen. Später, als er mehr und mehr von „gesetzlich asketischer Sonderbarkeit“ zum heiteren Glauben an die göttliche Gnade durchgedrungen war, hat sich bei ihm manches gemildert und abgeschliffen. Damals entsagte der junge Zelot völlig der Welt und verdammte ihre harmlosesten Vergnügungen als sündhafte Verirrungen. In Feuerbach opferte er seinen „heidnischen Dichterruhm“ dem Heiland, indem er alle seine weltlichen Poesien verbrannte, hier veräußerte er auch seinen geliebten Flügel, auf dem er meisterlich zu spielen verstand, weil sein Herz zu sehr an ihm hänge und so von Christus abgezogen werde.

Knapps erste feste Bedienstung war das Diakonat im Städtchen Sulz, das ihm zu Anfang des Jahres 1825 übertragen wurde.

Hier gründete er sich einen Hausstand und fand das erhoffte Glück an der Seite seiner jungen Gattin; später kam er noch zweimal in die Lage, seine Wahl treffen zu müssen. Recht behaglich fühlte er sich in Sulz nicht, weil er bei der dortigen Bevölkerung für seine Bestrebungen wenig Interesse vorfand. Durch seine strenge Art zu predigen stieß er gerade die gebildeten Elemente zurück, deren Sündenbewußtsein nicht stark genug war, daß sie sich von ihrem Helfer wie Räuber und Mörder von der Kanzel herab andonnern ließen. So war es ihm ein sehr willkommener Wechsel, als er Mai 1831 auf das Diakonat Kirchheim u. T. versetzt wurde. Hier fand er einen günstigeren Boden und entfaltete in Verbindung mit der in Kirchheim residierenden frommen Herzogin Henriette von Württemberg und anderen gleichgesinnten Christen eine fruchtbare Thätigkeit. Im Jahr 1836 siedelte er nach Stuttgart über, um fortan bis zu seinem am 18. Juni 1864 erfolgten Tod in der Hauptstadt zu wirken, zuerst kurze Zeit als Diakonus an der Hospitalkirche, seit Herbst 1837 als Oberhelfer an der Stiftskirche, seit Dezember 1845 als Stadtpfarrer an St. Leonhard und Dekan. Ueber ein Vierteljahrhundert lang war Knapp der hauptsächliche Hort des strenggläubigen und frommen Protestantismus in Stuttgart. Als Kanzelredner hatte er nach und nach den allzu hohen Flug seiner Phantasie mäßigen gelernt und den Hang übertriebener Breite überwunden, so daß Karl Gerok den „tiefen, aus dem Herzen quellenden Brustton seiner einfachen und doch geistvollen, ruhig und doch mit einer priesterlichen Majestät einherschreitenden Vorträge“ rühmen konnte. Fast noch größeren Nachdruck wie auf die Predigt legte Knapp auf die christlichen Versammlungsstunden, worin er Männern und Frauen, später auch Jungfrauen das göttliche Wort ausdeutete. Alles Sektenwesen war ihm übrigens zuwider. Auch am Vereinsleben nahm er nur geringen Anteil, wogegen er seit 1841 die halbjährlichen Stuttgarter Predigerkonferenzen leitete.

Das Bedeutendste hat Knapp als christlicher Dichter und Schriftsteller geleistet. Schon in jenen Feuerbacher Bekehrungstagen beschäftigte ihn die religiöse Poesie; damals entstand unter anderem das allbekannte schöne Lied „Eines wünsch' ich mir vor allem andern“. 1829 erschien eine erste zweibändige Sammlung,

„Christliche Gedichte“, von Knapps Baseler Freunden veranstaltet. In der Folge veröffentlichte er neben einzelnen Stücken, womit er seine Christoterpe und andere Zeitschriften schmückte, folgendes in Buchform: 1831 das Gedicht „Völker und Fürsten“, 1834 zwei Bände „Neuere Gedichte“, 1839 den Liedercyklus „Hohenstaufen“, 1843 „Gedichte. Neueste Folge“, 1854 „Gedichte“ in einer einbändigen Auswahl, 1859 „Herbstblüthen“, 1862 „Bilder der Vorwelt“, 1864 „Geistliche Lieder“ in Auswahl.

Nicht nur durch eigene Erzeugnisse bereicherte Knapp die religiöse Poesie, er machte auch fremde Werke vergangener wie gegenwärtiger Zeiten in großartigem Umfange dem gläubigen Publikum zugänglich. Außer seinem mit zähem Fleiße gesammelten und auf die primären Quellen zurückgehenden Evangelischen Liederschatze besorgte er verschiedene Gesangbücher, wie er ja auch an dem Zustandekommen des württembergischen vom Jahr 1841 hervorragenden Anteil hatte, und gab eine Reihe Gedichtsammlungen älterer und neuerer geistlichen Autoren, namentlich des Grafen von Zinzendorf, heraus. Der litterarhistorische Wert seiner hymnologischen Arbeiten wird freilich durch die willkürlichen Aenderungen, die er sich an den gegebenen Texten vorzunehmen erlaubte, herabgemindert.

Für seine Christoterpe, die Knapp in wertvolle Verbindungen mit allen bedeutenden Gesinnungsgenossen aus nah und fern brachte, lieferte er auch viele Prosaaufsätze. Diese bestanden in Reiseschilderungen, Skizzen, namentlich aber in Biographien. Mit Vorliebe wählte er sich wahlverwandte Naturen zur Behandlung: kraftvolle und scharf ausgeprägte religiöse Charaktere, mochten sie nun seinem Zeitalter angehören, wie sein früh verstorbener Freund Ludwig Hofacker, oder der Geschichte verfallen sein, wie der Jesuit und lateinische Dichter Jakob Balde. Die Lebensbeschreibung Hofackers, auch in Buchform erschienen, fand besonderen Beifall und ward in verschiedene fremde Sprachen übertragen. Nach Knapps Tod wurden seine wichtigsten biographischen Arbeiten zu zwei Bänden, „Gesammelte prosaische Schriften“ (1870/5), vereinigt, ebenso die Aufzeichnungen über seinen Lebensgang als „Lebensbild von Albert Knapp“ von seinem Sohne Joseph Knapp zu Ende geführt und 1867 herausgegeben. Diese Autobiographie leidet unter dem Ueber-

maße christlicher Reflexion. Nach mehr Menschlichem schmachtet der Unbefangene bei ihrer Lektüre. Ist doch Knapps Persönlichkeit anziehend genug, daß man von seinem irdischen Treiben mindestens ebenso gern erfährt als von seinen inneren Zuständen. Sein Prosastil ist kernig und markig, aber mitunter schwerfällig und dunkel. Durch Mutterwitz, durch kleine individuelle Züge, Anekdoten und glücklich gewählte Vergleiche gewinnt die Darstellung Leben und Farbe; die künstlerische Anordnung der Aufsätze hält mit der Gediegenheit ihres Inhaltes nicht gleichen Schritt.

Doch nicht als Prosaschriftsteller, vielmehr als Dichter behauptet Albert Knapp seinen Platz in der deutschen Litteraturgeschichte. Die Natur selbst hatte ihn zu Außergewöhnlichem geschaffen. Kraft, oft ungestüme, leidenschaftliche Kraft war der Grundzug seines Wesens. Ein kriegerischer Geist hauste in seinem gigantischen Körper. Heldenthaten und Schlachtenmut vergangener Geschlechter zogen ihn besonders an, und gegen die eigenen Feinde verstand er gewaltige Keulenschläge zu führen. Damit ging große Beweglichkeit und Lebhaftigkeit des Temperamentes Hand in Hand. Seinen Wissensdrang befriedigte er ebensowohl im Verkehre mit der Welt und den Menschen als am Studiertisch. Auf Reisen bemühte er sich seine Bildung zu erweitern. Die Weltgeschichte war seine Lieblingswissenschaft; in einzelnen ihrer Zweige, wie in der Kriegsgeschichte, verfügte er, durch ein ausgezeichnetes Gedächtnis unterstützt, über verblüffende Kenntnisse. Sein Sinn für die Gegenwart blieb jedoch hinter dem für die Vergangenheit keineswegs zurück. Als ein warmblütiger Patriot bethätigte er weitgehende Teilnahme an allen öffentlichen Angelegenheiten, an den großen Fragen der hohen Politik so gut wie an kleinen Streitfragen des täglichen Lebens, denen gegenüber er mit Leidenschaftlichkeit in seiner Weise Stellung zu nehmen pflegte. Und über dem Treiben der Menschen übersah er nicht das stille Wirken und Weben der Natur, deren Wunder er vielmehr allezeit mit offenen Augen und offenem Herzen in sich aufnahm. Welche Vorteile mußte nach der stofflichen Seite hin solche Reichhaltigkeit der Bildung, solche Vielseitigkeit des geistigen Interesses dem Dichter gewähren! Und nun kamen noch zu diesen allgemeinen Vorzügen

Eigenschaften, die den Poeten im besonderen ausmachen: Fülle und Kraft der Phantasie, Tiefe und Stärke des Gemütes, Reichtum und Eigenart der Gedanken, Schwung und Mannigfaltigkeit des sprachlichen Ausdruckes, Gewandtheit und Leichtigkeit in der Formgebung. Alle Elemente zu einem bedeutenden Lyriker waren in Knapp vorhanden. Und zwar stand der erhabene Ton ihm am besten an. Gewiß wäre dieses starke Talent, wenn es der weltlichen Dichtung treu geblieben wäre, auf dem Gebiete der pathetischen Lyrik, der Gedankenpoesie und Naturschilderung ein würdiger Nachfolger Schillers und Hölderlins geworden. Statt dessen zog er vor, sein ganzes Können in den Dienst der Religion zu stellen und einer der Hauptvertreter der christlichen Tendenzdichtung zu werden. Die Kunst hat dabei unter allen Umständen verloren. Nicht als ob der Wert der geistlichen Poesie unterschätzt oder gar geleugnet werden soll. Subjektive Gefühlsergüsse von Gläubigen, objektiv gehaltene Kirchenlieder zum Preise des Höchsten und der höchsten Dinge, auch religiöse Naturbetrachtungen haben ihre Berechtigung so gut wie alle Gattungen der weltlichen Lyrik. Nur darf man umgekehrt nicht der irdischen Muse ihr Recht verkümmern wollen, wie Knapp in geharnischten Kriegserklärungen es gethan hat. Nur läßt sich nicht jedem rein weltlichen Stoff ungestraft der christliche Standpunkt unterschieben. Bei der Lebhaftigkeit seines Geistes, bei dem Umfange seiner Bildung konnte Knapp sich nicht wohl auf den verhältnismäßig engen Stoffkreis beschränken, der eine religiöse Behandlung ohne Zwang zuläßt. Vielmehr unternahm er, wie sich einer seiner Kritiker ausdrückt, den Versuch, das Universum in christlicher Poesie zu verklären. Seine Vorliebe für die Geschichte ist ja schon betont worden. Zahlreiche historische Stücke aus allen Zeitaltern finden sich unter seinen Gedichten, die zwei Sammlungen „Hohenstaufen“ und „Bilder der Vorwelt“ sind fast ganz diesen Gegenständen gewidmet. Aber überall hat er sich durch den allzu christlich lehrhaften Ton, durch eine mindestens noch an den Schluß gehängte Tendenz die Wirkung verdorben. Große Ereignisse, Thaten, Persönlichkeiten empfangen von sich selbst so viel Licht, daß sie fremder, künstlicher Beleuchtung nicht bedürfen. Das vorchristliche Altertum vollends ist eine in sich völlig abge-

schlossene Kulturperiode, an die der christliche Maßstab nimmermehr angelegt werden darf. In der Einleitung zu den Bildern der Vorwelt wird der Geist des Gerichtes angerufen, und der herrscht in der That durch das ganze Buch. Welch seltsamen Eindruck macht es aber, wenn beispielsweise die harmlosen Arkadier dafür zur Rechenschaft gezogen werden, daß sie nicht schon vor der Existenz des Christentumes nach diesem Heilsverlangen getragen haben! Man kann sich denken, daß Knapp in Zeitgedichten nicht geringere Strenge walten läßt. So erspart er Schiller und namentlich Goethe trotz der hohen Bewunderung, womit ihn das Genie der beiden Männer erfüllt, wegen ihres Heidentumes tüchtige, aus Mitleid und Zorn gemischte Strafpredigten nicht.

Während dieser Tadel den innersten Kern und Lebensnerv der Knappschen Poesie trifft, wenden sich andere Bedenken mehr gegen ihre äußere Form. Die Masse der Produktion mußte ihrer Güte Eintrag thun. Die Befähigung, leicht und rasch zu schaffen verführte unseren Dichter dazu, so viel zu dichten, daß er unmöglich immer bedeutende und neue Stoffe finden, dem Ausdrucke die wünschenswerte Sorgfalt zuwenden, dem metrischen Gefüge die richtige Rundung geben konnte. Knapps Schöpfungen, in ihrer Gesamtheit überschaut, machen vielfach den Eindruck des Gedehnten, Breitspurigen, Einförmigen und des formal Nachlässigen. Er selbst hat das Bekenntnis abgelegt, daß es ihm an Selbstzucht und Selbstbeherrschung gefehlt habe, daß er häufig im Schlafrock und in den Pantoffeln stehe, und ein andermal hat er zu einem Freunde „nicht ohne Anflug tiefen Schmerzens gesagt, er sei als Dichter das nicht geworden, was er der Anlage nach hätte werden können".

Das ist eine unbestreitbare Thatsache. Indessen bleibt nach Abzug des Minderwertigen, ja selbst des Mittelguten noch genug des Schönen und Erhebenden in Knapps Poesie übrig. Seine christlichen Lieder, von echter und ungesuchter Empfindung getragen, wissen empfängliche Gemüter zur Andacht zu stimmen. Eine beträchtliche Anzahl davon sind Kirchenlieder und damit Gemeingut des Volkes geworden, wozu Bewegtheit des Rhythmus und Sangbarkeit sie trefflich eignen. Acht Stücke sind in das württembergische

Landesgesangbuch von 1841, manche in andere Gesangbücher aufgenommen worden. Auch die Gedichte, welche aus Knapps innerem Leben entsprungen sind, ergreifen vielfach den Leser. Wie eindringlich weiß er die Vergänglichkeit des Irdischen zu besingen! wie innig und wahr sind die „Lieder der Sehnsucht“ an seinen in jungen Jahren heimgegangenen Sohn Paul, von denen Karl Gerok sagt, sie seien mit dem väterlichen Herzblut geschrieben und zeigen in der rührendsten Mischung und immer schönerer Versöhnung den tiefen Schmerz der Natur und den starken Trost des Glaubens! Nicht zuletzt erfreut Knapp durch seine außerordentliche Gabe der Naturbeschreibung. Während die meisten seiner schwäbischen Sangesgenossen sich mit Vorliebe in die stillen Reize der sie umgebenden Natur versenken und ihren kleinen und kleinsten Geheimnissen zärtlich nachspüren, läßt er sich mehr eine erhabene und großartige Auffassung der Natur angelegen sein. Wohl nimmt auch er gerne sein viel besungenes Heimatland zum Gegenstande seiner Dichtungen: vor allem den Schwarzwald mit den Stätten, an die seine Jugenderinnerungen gebannt sind, und den Kaiserberg Hohenstaufen. Aber immer wieder schweift seine Phantasie darüber hinaus, nach Italien, Griechenland, dem Orient. In den Bildern der Vorwelt entwirft er glanzvolle Gemälde versunkener Herrlichkeit. Meist in frei rhythmisierten, kurzzeiligen und reimlosen Versen schreiten seine Schilderungen majestätisch einher, das nachdrücklichste Pathos und den ausgesuchtesten Redeprunk entfaltend, und legen davon Zeugnis ab, welche Wirkungen die Macht der Sprache schon an sich hervorzubringen vermag.

Christian Gottlob Barth blieb an umfassender und erfolgreicher litterarischen Wirksamkeit hinter seinem Gesinnungsgenossen Albert Knapp kaum zurück. Er erblickte am 31. Juli 1799 zu Stuttgart das Licht der Welt. Das Haus seines Vaters, eines frommen Zimmermalers, war eine Pietistenherberge, und so wurde dem begabten Knaben schon durch die Verhältnisse, unter denen er aufwuchs, seine eigentümliche Geistesrichtung zugewiesen. Auf dem Stuttgarter Gymnasium dichtete, schriftstellerte er bereits und verriet viel Erzählertalent. Als Zögling des Tübinger Stiftes, das er von 1817 bis 1821 besuchte, schleuderte er anonym energische

Flugschriften zur Verteidigung des Pietismus und der Brüdergemeinde Kornthal in die Welt. Je reifer er wurde, desto zielbewußter stellte er alle seine Kräfte in den Dienst des christlichen Gedankens. Januar 1838 gab er das seit Dezember 1824 verwaltete Amt eines Pfarrers zu Möttlingen (O.A. Calw) auf, um von Calw aus eine Wirksamkeit großen Stiles zu entfalten. Er widmete sich namentlich der inneren und äußeren Mission, unternahm dafür weite Reisen, trat bei Missionsfesten als Festredner auf, pflegte schriftlichen Verkehr mit zahllosen Missionaren, hielt sein gastfreies Haus für diese und andere Christen stets offen. Er begründete und leitete ferner den noch heute blühenden Calwer Verlagsverein, der seiner Aufgabe, eine gute volkstümliche Litteratur für die evangelische Familie und Jugend zu schaffen, in umfassender Weise gerecht geworden ist. Barth war ein origineller Mensch, der es fertig brachte, bei scharf ausgeprägter pietistischen Weltanschauung, bei strengster Bibelgläubigkeit, die sich bis auf die Ueberzeugung des nahen Weltendes und Wiederkommens Christi ausdehnte, einen heiteren Sinn und gesunden Humor festzuhalten und im Leben praktisch zu bethätigen. Durch das Ansehen, das er weithin genoß, und das ihm auch mancherlei äußere Ehrungen eintrug, ließ er sich nie zu geistigem Hochmute verleiten. Er starb am 12. November 1862 in Calw.

Barth redigierte und schrieb die erbaulichen Zeitschriften, Bücher und Traktate des Calwer Verlagsvereines zum großen Teile selbst und unterstützte nebenher andere christliche Unternehmungen, wie die Christoterpe. Zwar niemals verheiratet, war er doch ein außerordentlicher Kinderfreund und suchte mit seiner Feder hauptsächlich der Jugend zu dienen. Seine frommen und lehrreichen, dabei doch unterhaltenden Kindergeschichten erfüllten ihren Zweck auf's beste; seine „Jugendblätter" erfreuten sich besonderer Beliebtheit. Als geistlicher Sänger bebaute er vorzugsweise das Feld der Kinderlieder- und Missionsdichtung. Nachdem er schon 1836 einen Band „Christliche Gedichte" herausgegeben hatte, ließ er 1842 seine „Lieder und Gedichte für Christenkinder" und 1864 seine „Missionslieder" erscheinen. Mit hohen ästhetischen Anforderungen darf man an die Gaben seiner Muse, die ihm selbst weniger für

Kunstwerke als für Stützen seines christlichen Wirkens galten, nicht herantreten; aber von sittlichem Ernst, ehrlicher Ueberzeugung und starkem Glauben beseelt, weiß er Gefühle der Gottes- und Menschenliebe zu herzlichem Ausdrucke zu bringen, ohne gegen Andersdenkende feindselig zu eifern.

Gottlieb Wilhelm Hoffmann (1771—1846) aus Ostelsheim (O.A. Calw), der Begründer und langjährige Vorstand der Brüdergemeinde Kornthal, gab 1810 das Leonberger Liederbüchlein heraus und dichtete selbst gelegentlich. Christian Heinrich Zeller (1779 bis 1860), auf Schloß Hohenentringen (O.A. Herrenberg) geboren, ging 1801 aus innerer Neigung vom juristischen Studium zum Berufe des christlichen Pädagogen über, war in verschiedenen Stellungen thätig und gründete 1820 die Kinderrettungs- und Armenschullehrer-Anstalt zu Beuggen am Rhein bei Basel, die unter der vierzigjährigen Leitung des ehrwürdigen Mannes blühte. Ein fruchtbarer erbaulicher Schriftsteller, versuchte er sich auch in kunstlosen, aber kräftigen, eng an das biblische Wort angelehnten Liedern, von denen einige in Knapps Evangelischen Liederschatz und verschiedene Gesangbücher Aufnahme gefunden haben. Denselben Geist atmen die Erzeugnisse Johann Gottlieb Friedrich Köhlers (1788—1855) aus Stuttgart, der verschiedene Pfarrämter, zuletzt das zu Degerloch bei Stuttgart, versehen hat. Als er 1847 wegen Kränklichkeit pensioniert wurde, hatte er an der Muse die beste Trösterin in langer schweren Leidenszeit. Er soll es im ganzen auf anderthalb tausend Gedichte gebracht haben, von denen ein kleiner Teil im Christenboten und Evangelischen Liederschatz gedruckt wurde; nach seinem Tod erschien eine Auswahl seiner glaubens- und leidensstarken Krankenlieder, „Unter dem Kreuz" betitelt, 1863 in Buchform. Auch Gottlob Christian Kern (1792 bis 1835) aus Söhnstetten (O.A. Heidenheim), Professor am Schönthaler Seminar und dann Pfarrer in Dürrmenz (O.A. Maulbronn), hat aus körperlichem Elend heraus eine Reihe gottergebener und inniger Lieder gesungen, die in der Christoterpe und an anderen Orten zerstreut sind; das schöne Abendmahlslied „Wie könnt' ich Sein vergessen" ist in das württembergische Landesgesangbuch aufgenommen worden. Religiöse Prosaaufsätze Kerns brachte nament-

lich die Christoterpe, und aus seinem Nachlasse wurde ein Band Predigten veröffentlicht. Nur wenige Gedichte sind von zwei weiteren Anhängern der pietistischen Richtung bekannt geworden: von Karl Friedrich Stange (1792—1865) aus Großbottwar (O.A. Marbach), langjährigem Pfarrer in Gerlingen (O.A. Leonberg), und von Gottlob Baumann (1794—1856) aus Besigheim, seit 1839 Pfarrer in Kemnath (im Stuttgarter Amtsbezirk) und gleichzeitig sechs Jahre lang Vorstand der von ihm mitbegründeten Kinderrettungsanstalt im benachbarten Plieningen, einem der Vertrauten Knapps, den er bei seinem Evangelischen Liederschatz unterstützt hat; außerdem gab er ein in vielen Tausenden von Exemplaren verbreitetes „Christliches Hausbüchlein“ mit auserlesenen Liedern und Gebeten heraus. Kläglich stümperhafte Reimereien sind die „Psalmlieder“ (1848) und „Prophetenlieder nach Jesaia“ (1850) des durch seine Wunderkuren und Teufelsaustreibungen weithin bekannt gewordenen Christoph Blumhardt (1805—1880) aus Stuttgart, Pfarrers in Möttlingen (O.A. Calw) und seit 1852 Vorstandes der bekannten, im pietistischen Geiste geleiteten Nervenheilanstalt im Bade Boll (O.A. Göppingen). Endlich sind unter den Dichtern der streng religiösen Richtung noch zu nennen Marie Sophie Herwig (1810—1836), Tochter eines Dekanes aus Eßlingen, deren inneres Leben sich unter dem Drucke körperlicher Leiden reich entfaltete, Albert Ostertag und Christoph Hoffmann. Ostertag (1810—1871) aus Stuttgart, ein wissenschaftlich gebildeter Mann, ursprünglich württembergischer Theologe, dann Lehrer an der Baseler Missionsschule, widmete seine gewandte Feder ganz den Werken der Mission und Bibelverbreitung, verfaßte eine Anzahl Schriften aus diesem Gebiet und redigierte die Bibelblätter sowie das Missionsmagazin. Hoffmann (1815—1885) aus Leonberg, der bekannte Begründer christlicher Kolonien in Palästina, gab 1869 „Gedichte und Lieder“ heraus, die nicht ohne formale Gewandtheit und rhetorischen Schwung, wenn auch ohne selbständige poetische Bedeutung sind. Auch ein „lyrisches Drama“, Namens „Maria“, das Jesu Tod und Auferstehung behandelt, findet sich in der Sammlung. Als theologischer Schriftsteller machte sich Hoffmann, der 1845 die pietistische „Süddeutsche Warte“ begründete, hauptsächlich durch das

Werk „Occident und Orient“ und zwei Bände „Bibelforschungen“ bekannt.

Die beiden religiösen Gemeinschaften der Michelianer und Pregizianer, die zwar innerhalb der Landeskirche verblieben, sich aber doch der Sektiererei bedenklich näherten, erfreuten sich ebenfalls eigener Liederschätze. Michael Hahn (1758—1819), ein Bauer aus Altdorf (O.A. Böblingen), im Volke „Michele“ geheißen, der originelle Stifter der zuerst genannten Organisation, der seine letzten vierundzwanzig Lebensjahre als Schützling der Herzogin Franziska auf deren Gut in Sindlingen (O.A. Herrenberg) verbrachte und dort in Muße den mannigfachen Ansprüchen seines erbaulichen Berufes gerecht werden konnte, verfaßte viele religiöse Schriften, die nach seinem Tod in einer dreizehnbändigen Ausgabe veröffentlicht wurden. Darin und in einigen ebenfalls erst aus dem Nachlasse gedruckten Sammlungen finden sich seine zahllosen ganz rohen und poesiewidrigen Lieder. Diese werden von den in Württemberg, Baden und der Pfalz weit verbreiteten Michelianern bei ihren Zusammenkünften gesungen; etliche sind in Bearbeitungen Albert Knapps weiteren Kreisen zugänglich gemacht worden. Während die strenge geordneten, auf pietistischem Boden stehenden Anhänger Hahns den Moment der Heiligung besonders betonten, waren die Pregizianer, die sich nach dem Tod ihres Stifters mancherlei Ausschreitungen zu Schulden kommen ließen, im schroffen Gegensatze zu jenen ganz vom Gefühle der Beseligung durchdrungen. Aus solchem heraus sangen diese „fröhlichen Christen“ ihre enthusiastischen Lieder zu den lustigsten weltlichen Melodien. 1821 gab die Gemeinschaft ein eigenes, „Sammlung geistlicher Lieder zum Gebrauche für glaubige Kinder Gottes“ betiteltes Gesangbuch heraus. Unter ihren Dichtern sind zu nennen Christian Gottlob Pregizer selbst (1751—1824) aus Stuttgart, Stadtpfarrer in Haiterbach (O.A. Nagold), ein beliebter Prediger von volkstümlicher Beredsamkeit, der auch 1817 eine kleine, poetisch ganz wertlose Sammlung, „Lieder und einzelne Verse verschiedenen Inhalts“, erscheinen ließ, und Wilhelm Ludwig Hosch (1750—1811) aus dem damals württembergischen (jetzt badischen) Schwarzwaldstädtchen Hornberg, zuletzt Pfarrer in Aidlingen (O.A. Böblingen), der Vertraute Pregizers, auch Verfasser

eines „Katechismus für Nachdenkende“ (1801). Der 1803 mit seinen Anhängern nach Nordamerika ausgewanderte Separatist Johann Georg Rapp (1757—1847) aus Iptingen (O.A. Vaihingen), Begründer der Harmonistensekte, stellte ein „Harmonisches Gesangbuch“ (1827) zusammen, zu dem er eine Anzahl eigener, mystisch unklarer Stücke lieferte. In dem „Gesangbuch für Mennonitengemeinden“ (Danzig 1854) stehen mehrere Lieder des Johann Wilhelm Mannhardt (1760—1831) aus Kleinheppach (O.A. Waiblingen), der, ursprünglich württembergischer Theologe, frühzeitig nach Holstein verschlagen wurde und als Haupt der dortigen Mennoniten vielseitig für Förderung des religiösen Lebens thätig war. Er veröffentlichte auch eine Reihe erbaulicher Schriften, darunter die Geschichte „Christoph Söring und seine Familie“ (1788).

Alle diese auf dem Boden des Pietismus oder der mit ihm zusammenhängenden Gemeinschaften stehenden religiösen Poeten haben durchschnittlich weit mehr Nachdruck auf die Religion als auf die Poesie gelegt. Sie stellten ihre Reimkunst in den Dienst des objektiven Gemeindegesanges und der allgemeinen christlichen Propaganda, verfolgten mit ihren Versen vorwiegend erbauliche, pädagogische, kurz praktische Zwecke. Gleichzeitig mit ihnen lebten und wirkten im Schwabenland eine Anzahl geistlicher Dichter, denen es darum zu thun war, unbeschadet ihrer moralisch-religiösen Tendenzen auch den ästhetischen Standpunkt zu wahren, die mehr die subjektive Kunstlyrik als das objektive Kirchenlied pflegten. So veröffentlichte Johann August Camerer (1790—1870) aus Marbach, als Pfarrer in Walheim (O.A. Besigheim) gestorben, 1828 „Asternkränze auf Gräber für Erwachsene und Kinder“, eine ziemlich umfangreiche Sammlung selbstgefertigter poetischen Grabinschriften von ungleicher Güte, und 1830 unter dem Titel „Wiege und Sarg“ ein Bändchen religiöser Gedichte, die sich ausschließlich mit der Vergänglichkeit des Irdischen und den letzten Dingen beschäftigen und, zum großen Teil knapp und epigrammatisch gehalten, gewandte, aber etwas fabrikmäßige Behandlung zeigen.

Ernsthafter muß Georg Rapp genommen werden. Er kam am 13. September 1798 in Stuttgart als Sohn des Kaufmannes Gottlob Philipp Rapp zur Welt, studierte in Tübingen außerhalb

dem Stifte Theologie und war der Reihe nach Pfarrer in Perouse (O.A. Leonberg), Klosterreichenbach (O.A. Freudenstadt), Oberurbach (O.A. Schorndorf), Liebenzell (O.A. Calw), Trossingen (O.A. Tuttlingen) und Bernhausen (Amtsbezirk Stuttgart), wo er am 22. November 1868 verschied. Sein äußerlich ruhig abgelaufenes Leben scheint an inneren Kämpfen und Anfechtungen reich gewesen zu sein. Es macht den Eindruck, als ob ihm seine Dichtergabe mehr Enttäuschung als Freude bereitet habe. Von den höchsten Idealen erfüllt, müht er sich umsonst ab, was seiner Seele vorschwebt, zu vollkommenem Ausdrucke zu bringen. Alles ist bei ihm edel gedacht, groß angelegt, aber das feste Gestaltungsvermögen fehlt, und je heißer er sich um Selbständigkeit bemüht, desto mehr erscheint seine Darstellung erzwungen, erkünstelt und gequält, dunkel und schwer verständlich. Diese Bemerkung gilt gleichermaßen von Rapps geistlichen und weltlichen Schöpfungen. Er begann 1825 mit einem dünnen Bändchen „Geistliche Lieder für Künstler", ließ 1829 ein episches Gedicht in fünf Gesängen, „Die Dichterweihe", nachfolgen, worin er in allzu stofflos transzendenter Weise das Erdenschicksal eines Sängers zur Stauferzeit und zuletzt die Wonnen des Wiedersehens im Christenhimmel ausmalt, veröffentlichte 1836 „Christuslieder. Passions- und Ostergesänge", von der kirchlichen Schablonenpoesie stark abweichende, aber schwerflüssige Romanzen über Jesu Leiden und Auferstehung, und 1839 eine Sammlung weltlicher Balladen aus der vaterländischen Vergangenheit unter dem Titel „Deutsche Ahnen in Romanzen aus Geschichte und Sage". Er verfertigte ferner eine in vielen Auflagen verbreitete Verdeutschung der Bekenntnisse des heiligen Augustinus (1838), übertrug „Die erwecklichen Schriften des Märtyrers Hieronymus Savonarola" (1839) und war fleißiger Mitarbeiter am Morgenblatte. Nach längerer Pause trat Rapp noch mit Erzählungen in C. Höfers Hausblättern und zwei selbständigen Werken hervor, dem epischen Gedicht „Augustinus" (1863), das des Kirchenvaters sündiges Leben, Einkehr und heilige Laufbahn ziemlich matt behandelt, und seiner besten Leistung, dem historischen Romane „Wittukind" (1864), der zwar mehr mit romanhaften Einzelheiten ausgeschmückte Geschichterzählung als eine künstlerisch zusammen-

gefaßte Handlung liefert, aber die Kämpfe, Besiegung und Bekehrung des Sachsenhelden glaubwürdig und anziehend schildert.

Albert Zeller, geboren am 6. November 1804 zu Heilbronn, studierte in Tübingen Medizin und ließ sich nach längerem Aufenthalt in Berlin 1829 als praktischer Arzt in Stuttgart nieder. 1832 wurde er zum Direktor der neu errichteten Irrenanstalt Winnenthal bei Winnenden (O.A. Waiblingen) ernannt und trat Jahrs darauf diese Stelle an, nachdem er sich zuvor mit einer Reihe auswärtiger Irrenhäuser bekannt gemacht hatte. Mit hingebender Liebe und aufopfernder Treue widmete Zeller fortan seine ganze Lebenskraft seinem schweren, aber segensreichen Beruf, in dem er Hervorragendes leistete. Die Religion war dem wahrhaft frommen Arzt ein wichtiges Heilmittel. In der Religion suchte und fand er selbst auch Trost, als ihm seine heiß geliebte Gattin, eine Tochter des Berliner Buchhändlers Georg Reimer, 1847 durch einen frühzeitigen Tod entrissen wurde. Der Schmerz förderte den in seinem Inneren ruhenden lyrischen Schatz zu Tag, und so entstanden seine „Lieder des Leids“, die zuerst teilweise in der Christoterpe, zu deren Mitarbeitern er gehörte, dann 1851 in Buchform erschienen und bis 1882 sieben immer wieder vermehrte Auflagen erlebten. In einfach prunklosem, aber herzlich warmem Tone verleiht er rein persönlichen Gefühlen rührenden Ausdruck. In demütiger Ergebung erhebt er vom irdischen Grame seine Blicke nach oben, und indem Christus als Helfer und Tröster in der ärgsten Not erscheint, gestalten sich die Klagelieder zugleich zu Preisgesängen des Höchsten, ohne daß irgend welche Tendenz den rein poetischen Genuß an dieser Poesie trübt. Zu sonstigen schriftstellerischen Leistungen gewann der vielseitig gebildete Mann seinem Berufe keine Zeit ab; in jüngeren Jahren hatte er ein anonymes Schriftchen gegen Kerners Seherin von Prevorst veröffentlicht. Zeller starb als Obermedizinalrat am 24. Dezember 1877 zu Winnenthal.

Julius Krais erblickte am 29. November 1807 im Städtchen Beilstein (O.A. Marbach) das Licht der Welt. Zum Theologen bestimmt, durchlief er das Seminar Blaubeuren und das Tübinger Stift. Auf der Universität bestärkte ihn Uhland in der Neigung

zu der Poesie und den schönen Wissenschaften, führte ihn der Historiker Haug zu geschichtlichen Studien hin. Krais wurde 1833 Pfarrer in Thalheim (O.A. Heilbronn), 1847 im Städtchen Güglingen (O.A. Brackenheim), 1850 in Sondelfingen (O.A. Urach), 1867 in Oferdingen (O.A. Tübingen), wo er am 30. November 1878 wiederholten Schlaganfällen erlag. Diese weltentrückten Pfarreien, auf denen, durch Familienglück verschönt, sein Dasein sich ruhig und gemächlich abwickelte, ermöglichten es ihm, seinen poetischen und litterarischen Liebhabereien treu zu bleiben. Er fand die Muße, viel zu dichten und seinen Erzeugnissen trotzdem Sorgfalt angedeihen zu lassen. Er teilte diese sowohl in Zeitschriften und Taschenbüchern, wie Morgenblatt, Freya, Christoterpe, als in selbständigen Sammlungen mit. In seinem ersten Bande „Gedichte" (1839) überwiegt noch die weltliche Lyrik. Die bekannten Eigenschaften des schwäbisch-romantischen Dichterkreises sind darin mit Schillerscher Rhetorik verquickt. Den „Gesängen unter den Palmen" (1847) und den „Christlichen Gedichten" (1859) verdankt Krais seinen Ruf als religiöser Dichter. Und zwar ist er hauptsächlich Epiker. Er liefert biblische Bilder, Legenden, poetische Erzählungen aus der christlichen Geschichte, dem Leben der Märtyrer, dem Wirken der Missionare, Balladen und Romanzen mit christlicher Moral. Er gebietet über große Mannigfaltigkeit des Inhaltes und der Form, über reiche Mittel des Ausdruckes, aber der äußere Glanz der Rede vermag den ihm anhaftenden Mangel an innerer Wärme nicht zu verdecken. 1877 veröffentlichte er „den Kämpfern im Krieg und Sieg der deutschen Einheit 1870 und 71" gewidmete „Vaterländische Gedichte", worin allerlei Thaten und Begebenheiten besungen, große und kleine Helden gefeiert werden. Auch in dieser stattlichen Sammlung findet sich zwar viel Gutes, aber wenig Eigenartiges. Außerdem hat Krais Lukans Pharsalia (1864) übersetzt sowie eine Reihe erbaulicher Schriften, Jugendbücher und Anthologien herausgegeben, die teilweise fleißig gekauft worden sind.

Eduard Eyth, am 2. Juli 1809 zu Heilbronn geboren, erhielt die gewöhnliche Ausbildung des württembergischen Theologen, ging frühzeitig zum höheren Lehrfach über, wurde 1835 Oberpräzeptor in Kirchheim u. T., 1848 Professor am Seminare Schön-

thal, 1865 Ephorus daselbst, 1868 in Blaubeuren und schlug nach seiner Pensionierung im Jahr 1877 seinen Wohnsitz in Neu-Ulm auf, wo er am 28. April 1884 aus dem Leben schied. Als Pädagoge und Philologe, Uebersetzer und Dichter, als Mitarbeiter der Christoterpe, des Morgenblattes und anderer Journale entfaltete er eine reiche litterarische Thätigkeit. Er verfaßte Schulbücher, schrieb Schulprogramme, gab schon als Student ein Bändchen eigener griechischen Gedichte unter dem Titel „Hilarolypos" heraus, brachte die Odyssee in gereimte fünffüßige Jamben, verdeutschte ferner die acht ersten Gesänge der Ilias, drei Dramen des Sophokles, Hesiod, Plutarchs Biographien und verschiedene Schriften Platons. In allen diesen Arbeiten zeigt der Verfasser, ob er nun die Originale genau wiedergiebt oder freier mit ihnen schaltet, Gründlichkeit sowie Fertigkeit in der Behandlung von Vers und Prosa. Die 1838 erschienenen „Harfenklänge aus dem alten Bunde", eine epische Dichtung „Davids Jugend", Psalmen und Sprüche umfassend, sind gewandte, gemeinverständlich gehaltene Nachbildungen alttestamentlicher Poesie, die der Verfasser in moderne Formen gegossen hat, ohne ihrem Geiste Gewalt anzuthun; nur müßten die Umdichtungen knapper sein, um an kraftvoller Wirkung ihre Vorlage zu erreichen. 1843 sammelte Eyth erstmals seine Gedichte, die im Laufe der Jahre mit Bereicherungen wiederholt aufgelegt wurden. Die christliche Ethik bildet den Kern seiner Poesie auch da, wo nicht unmittelbar religiöse Stoffe behandelt sind. Die ausgetretenen Wege der geistlichen Rhetorik zu wandeln, verschmäht er; mit Entschiedenheit sucht er nach eigenen Pfaden. Treue der Ueberzeugung, hoher sittlicher Ernst durchzieht seine von reichem Ideengehalt erfüllten Dichtungen. Er weiß auch dem, was seine Seele bewegt, mannigfaltigen, kräftigen Ausdruck zu verleihen. Aber heitere Anmut und Leichtigkeit kennt seine strenge und etwas spröde Muse nicht.

Auch Eyths Gattin, Julie, geborene Capoll, am 17. Januar 1816 in Stuttgart geboren, hat sich als religiöse Schriftstellerin hervorgethan. In den Jahrgängen 1842 bis 1853 der Christoterpe teilte sie unter dem Titel „Bilder ohne Rahmen. Aus den Papieren einer Unbekannten" Aphorismen mit, die in nicht metrisch

gebundener, aber packender, an Bildern und Gleichnissen fast unerschöpflicher Sprache die Weltanschauung einer glaubensfesten und dabei doch energisch denkenden Frau wiedergeben. 1852 erschienen die Bilder ohne Rahmen in Buchform und erlebten acht Auflagen sowie Uebersetzungen in fremde Sprachen.

Die Genannten alle werden weit überragt von Karl Gerok, dem beliebtesten und erfolgreichsten unter den christlichen Dichtern, die im 19. Jahrhundert Schwaben, ja Deutschland überhaupt hervorgebracht hat. Zwar erreicht er an kraftvoller Ursprünglichkeit der poetischen Begabung Albert Knapp nicht ganz, aber durch die vollendete Anmut und Schönheit seiner Darstellungsweise hat er dies reichlich wett gemacht. Mit seinen Anfängen in die guten Zeiten des schwäbischen Dichterkreises zurückreichend und im neuen deutschen Reiche sich noch lange hohen Ansehens erfreuend, bildet er gewissermaßen ein Bindeglied zwischen der Vergangenheit und der Gegenwart.

Am 30. Januar 1815 wurde dem Diakonus Christoph Friedrich Gerok in Vaihingen a. d. Enz, nachmaligem Prälaten und Generalsuperintendenten von Ludwigsburg, und seiner Gattin Charlotte Lenz, einer Pfarrerstochter, das erste Kind geschenkt: ein Knäblein, das auf die Namen Friedrich Karl getauft wurde. Schon nach einem Monate kam der Kleine nach Stuttgart, wohin der Vater als Diakonus an der Stiftskirche versetzt worden war. Die Residenz war somit seine eigentliche Heimatstadt. Hier verlebte er, umgeben von einer Schar jüngerer Geschwister, von trefflichen Eltern auf's sorgfältigste erzogen, eine glückliche Jugendzeit. Das Gymnasium, das er als einer der besten Schüler seiner Klasse durchlief, verhalf ihm zu gediegenen Kenntnissen auf humanistischer Grundlage. Daneben durfte er seiner Vorliebe für die Künste, namentlich für die Dichtkunst, Genüge thun. Schon überließ er sich den Genüssen heimlichen poetischen Produzierens, vertraute zugleich seine Empfindungen einem Tagebuch an. Außerdem verlegte er sich auf das Zeichnen und Malen mit ebenso viel Eifer als Talent. Ueber der Ausbildung des Geistes wurde die des Körpers nicht verabsäumt: der Knabe marschierte rüstig, turnte und ritt. Doch im ganzen war und blieb er eine in sich gekehrte Natur.

Den Inbegriff irdischer Glückseligkeit erblickte er jetzt wie später in einem schönen Familienleben. Als ein „still erzogenes Haussöhnchen“, wie er sich selbst nennt, bezog er im Herbst 1832 die Tübinger Universität. Familientradition und eigene Neigung bestimmten ihn für das theologische Studium, dem er als Zögling des Stiftes oblag. An der herrschenden Philosophie Hegels konnte er um so weniger vorübergehen, als ein Strauß, ein Vischer dem damaligen Repetentenkollegium angehörten und zu seinen Lehrern zählten. Weit mehr als Hegel war jedoch Schleiermacher sein Mann. Sein Fleiß, der ihn übrigens nicht hinderte, des Studentenlebens in erlaubtem Maße froh zu sein, wurde Herbst 1836 durch ein glänzendes Prüfungsergebnis belohnt: er erhielt den ersten Platz innerhalb seiner Promotion. Gerok blieb noch ein Semester in Tübingen. Damals geschah es, daß er Vischer sekundierte, als dieser zum Zwecke seiner Habilitation „Ueber das Erhabene und Komische“ öffentlich disputierte. Nach anderthalbjähriger praktischen Thätigkeit als Vikar in Stuttgart trat Gerok im Herbst 1838 eine fast einjährige Bildungsreise durch Deutschland an. Das Wintersemester verbrachte er in Berlin, um die Vorlesungen der theologischen und sonstigen Zelebritäten zu hören. Dann kehrte er auf seinen alten Stuttgarter Posten zurück. Mai 1840 wurde er Repetent am Tübinger Stift, in welcher Stellung er sich besonders wohl und glücklich fühlte. Nur der jähe Tod eines jungen Mädchens, deren Anblick ihn mit süßen Hoffnungen erfüllt hatte, störte längere Zeit das Gleichgewicht seiner Seele. Ende 1843 verließ er Tübingen, war noch ein Vierteljahr Stadtvikar in Stuttgart und trat Februar 1844 seine erste feste Bedienstung, das Diakonat in der Oberamtsstadt Böblingen, an. Im Herbste desselben Jahres vermählte er sich mit Sophie, der Tochter des Obertribunalrates Kapff in Tübingen, der Schwester jener ihm vor einigen Jahren entrissenen Geliebten. Der Frühling 1849 führte ihn nach Stuttgart zurück, wo er 41 Jahre lang ohne Unterbrechung eine hervorragende Wirksamkeit entfaltete. Zunächst war er Diakonus an der Hospitalkirche, seit 1851 an der Stiftskirche, seit 1852 ebenda Oberhelfer und Amtsdekan, seit 1862 Stadtpfarrer an der Hospitalkirche und Stadtdekan. Frühjahr 1868

erhielt er den Titel Oberkonsistorialrat und im Herbste darauf übernahm er die Erbschaft Grüneisens als Oberhofprediger und Mitglied des Konsistoriums mit dem Titel und Rang eines Prälaten. Außer den mannigfachen Verrichtungen seines Hauptamtes nahmen zahlreiche mit großer Pflichttreue ausgeübte Nebenämter seine Zeit in Anspruch. Er war Ausschußmitglied oder Vorstand vieler geistlichen und gemeinnützigen Anstalten und Vereine, so des Gustav-Adolf-Vereines, des Stuttgarter Diakonissenhauses. Seine Mußestunden gehörten der Familie, der Lektüre, dem Naturgenusse. Auf seinen abendlichen Gängen über die Höhen Stuttgarts pflegte er im Kopfe seine Lieder zu entwerfen. Auch zum schriftlichen Verkehre mit fernen Lieben, Jugendgefährten oder neueren Freunden, namentlich mit dem Schriftsteller A. W. Grube und Emil Frommel, seinem Berliner Kollegen in der Theologie und Poesie, ersparte er sich die Zeit. Festlichen Veranstaltungen, die sich von einem idealen Hintergrund abhoben, pflegte er sich nicht zu entziehen. Sommers machte er seine Erholungsreise in die Schweiz, an das Meer, in den Schwarzwald. 1886, als ihn König Karl von Württemberg zu sich nach Nizza einlud, besuchte er Italien. Orden und andere Zeichen äußerer Anerkennung besaß er in Fülle. Verschiedene auswärtige Berufungen lehnte er ab. Gerok erfreute sich bis in's Greisenalter seiner körperlichen und geistigen Kräfte. Noch in den ersten Tagen des Jahres 1890 kam er seinen Berufspflichten nach. Am 11. Januar mußte er sich legen, da ihn die Influenza, die damals in Stuttgart als tückische Epidemie wütete, ergriffen hatte. Das Hinzutreten einer qualvollen Lungenentzündung führte das Ende in wenigen Tagen herbei. Am 14. Januar 1890 hauchte Karl Gerok nach einem weihevollen Abschiede von den Seinen die Seele aus. Das ihm Juli 1898 an der Stuttgarter Schloßkirche errichtete Denkmal, ein Werk Adolf Donndorfs, darf als ein sichtbares Zeugnis der Liebe und Verehrung gelten, die ihm viele Tausende über den Tod hinaus bewahrt haben.

Den Titel eines Gelehrten hat Gerok für sich nicht beansprucht, obgleich er sich auf dem neuesten Stande seiner Wissenschaft hielt. Er war ein Herzenstheologe, dem es hauptsächlich um praktische Wirkungen zu thun war. Schon von seinem liberal

denkenden Vater hatte er jenen Geist der Milde und Duldsamkeit ererbt, der sich mehr und mehr zum Grundzuge seines ganzen Wesens ausprägte. Wohl konnte er den rücksichtslosen Eiferern für das evangelische Christentum den Zoll der Bewunderung nicht versagen, aber er selbst vermochte es nicht über sich, ihresgleichen zu thun. Von echter Frömmigkeit beseelt und ein wahrhaftiger Zeuge der Herrlichkeit seines Gottes, spürte er doch einen tiefen Zug zum Irdischen in sich, den er nicht ertöten konnte noch mochte. Ihn lockte, was ihm das Leben, die Natur, die Kunst an Schönem bot, und als Mensch wollte er das Menschliche genießen. Je mehr er den Bedürfnissen und Schwächen der Weltkinder gerecht zu werden verstand, ein desto einflußreicherer christlicher Lehrmeister, ein desto tauglicherer Führer zum Guten und Edlen war er für die weitesten Kreise, auch für solche, welche dem christlichen Dogma freier gegenüber standen. Der wackere Mann, der mit feinem Takt und doch mit Charakterfestigkeit seines Hofamtes waltete und die Gunst der Höchsten nur durch die reinsten Mittel für sich gewann, war bei vornehmen und geringen, gebildeten und ungebildeten Leuten gleich beliebt. Natürliche Würde umgab seine äußere Erscheinung, weihevolle Hoheit seine priesterlichen Handlungen. Als ernster Mahner, als liebreicher Tröster nahte er seinen Beichtkindern. Und wie verstand er beim Konfirmandenunterrichte die Herzen der Jugend zu fassen, für das Göttliche im Menschen zu begeistern und zu werben! Doch die höchste Pflicht und das teuerste Vorrecht seines Berufes erblickte er in der Predigt, der er zeitlebens ungemeine Sorgfalt zuwandte. Er, der gefeierte Redner, betrat nie ohne pünktliche schriftliche Vorbereitung die Kanzel. Seine Predigten waren strenge logisch durchdachte und gegliederte Kunstwerke, durch die tadellose Klarheit ihrer Anlage und Ausführung für jedermann verständlich, durch die Weite und Freiheit ihres Horizontes für jedermann anziehend. Da stand kein strenger Sittenrichter, kein donnernder Bußprediger, vielmehr ein liebevoller Verkündiger des Evangeliums der Liebe. Die vollendete Schönheit der Form, der poetische Hauch, der sich über die Darstellung ausbreitete, gewährte Kennern noch einen besonderen ästhetischen Genuß. In seiner Jugend hatte Gerok wohl das rhetorische Schmuckwerk

allzu üppig angebracht, später befleißigte er sich mehr und mehr edler Einfachheit. Durch die Wärme seines Vortrages, den Wohlklang seiner Stimme, die Lebhaftigkeit seiner Aktion erhöhte er den Eindruck seiner Rede. Weit über die Stätte seines Wirkens, wo leider die enge Schloßkirche nur für einen allzu kleinen Kreis Andächtiger Raum bot, weit über Württemberg hinaus drang der Ruhm des Predigers Gerok, der sich auch auswärts bei kirchlichen Festen und Feiern oftmals hören ließ. Seine gedruckten Predigten — von ihm selbst wurden seit 1856 sechs Sammlungen, aus seinem Nachlaß eine weitere herausgegeben — machten ihn vollends zum Lieblinge der christlichen Familie, wie sie auch schon manchem unselbständigen Kollegen aus der Verlegenheit geholfen haben. Unter seinen sonstigen erbaulichen Büchern sei nur noch die Auslegung der Apostelgeschichte sowie der Psalmen in Bibelstunden erwähnt. Kleinigkeiten, wie ein Vortrag „Illusionen und Ideale“, eine Studie „Religion und Poesie“, für die Familie geschriebene Lebensbilder seiner Eltern, eine biographische Skizze Albert Knapps, gelegentliche Buchanzeigen ergänzen das Bild des Prosaschriftstellers Gerok. Eine besonders liebenswürdige Gabe spendete dieser mit seinen zuerst anonym im Daheim, 1875 in Buchform erschienenen „Jugenderinnerungen“, die, mit der Tübinger Repetentenzeit abschließend, Kerners „Bilderbuch aus meiner Knabenzeit“ würdig an die Seite treten. Von Gerok veranstaltete Ausgaben verschiedener geistlichen wie weltlichen Dichter, so Paul Gerhardts, Martin Luthers, Matthias Claudius', Max Schneckenburgers, leiten zu seinen eigenen poetischen Schöpfungen über.

Diesem Manne Gottes hatte ja zugleich Apollo der Lieder süßen Mund geschenkt. Obgleich Gerok von den Jünglingsjahren an dichtete, entschloß er sich doch erst als ein gereifter Mann, die Oeffentlichkeit an seinem Talente teilnehmen zu lassen. Die 1857 erschienenen „Palmblätter“ schlugen sofort ein: sie erzielten eine ungewöhnliche Wirkung und machten Gerok zum beliebtesten religiösen Sänger Deutschlands. Die späteren Sammlungen setzten wohl den Umfang seines Dichtertalentes in das rechte Licht, konnten aber die Palmblätter weder an innerem Werte noch an äußerem Erfolg überbieten. Hier sind bereits alle Vorzüge seiner Poesie

vereinigt: das ernste sittliche Pathos, die gemütliche Wärme, der Glanz der Sprache, der leichte Fluß der Verse, die Klarheit und Faßlichkeit der Darstellung, die edle, häufig durch glücklich angebrachte Kehrreime gehobene Popularität von Inhalt und Form. Alles ist bei ihm Harmonie, man bewegt sich unter seiner Leitung in jenen gemäßigten Zonen, in denen der Durchschnittsmensch sich am wohlsten und behaglichsten fühlt. Das Genie freilich wandelt andere Bahnen. Es durchmißt die Tiefen der Gedankenwelt, führt in die Abgründe der Leidenschaften hinab, setzt alle Fasern der Menschenseele in mitzitternde Schwingung. Von dem spürt man bei Gerok nichts. Er selbst, den neben seinen anderen Tugenden die der lautersten Bescheidenheit geziert hat, hat am besten gewußt, daß seinem wohllautenden Saitenspiele die höchsten Töne versagt seien.

In den Palmblättern pflegt Gerok an biblische Geschichten oder Naturvorgänge Betrachtungen aus dem Bereiche des inneren religiösen Lebens anzuknüpfen. In derselben Art entwirft er in den zuerst 1864 ausgegebenen „Pfingstrosen“ Bilder aus der Apostelgeschichte, namentlich aus Paulus' Leben. In beiden fast ganz mit rein religiöser Poesie angefüllten Sammlungen hat es Gerok verstanden, sich auf Stoffe zu beschränken, die eine theologisch-lehrhafte Behandlung durchaus zulassen. In den 1868 nachfolgenden „Blumen und Sterne“ sowie in den zwei Abschiedsgaben, „Der letzte Strauß“ (1884) und „Unter dem Abendstern“ (1886), überwiegen die weltlichen Stoffe, während die neue Folge der Palmblätter, seit der 1885 erschienenen achten Auflage „Auf einsamen Gängen“ betitelt, wieder vorzugsweise Geistliches bietet. Weiter und weiter hat Gerok mit den Jahren die Kreise seiner Dichtung gezogen. Er besingt die Wunder der Natur, wie sie sich ihm sowohl auf seinen Spaziergängen als auf seinen Reisen erschlossen haben, giebt für Blumen und sonstige Gewächse sinnige Deutungen. Unter die Lieder mischt er Sprüche der Weisheit. Er greift mit fester Hand in die Weltgeschichte, zeigt uns plastisch herausgearbeitete Bilder berühmter Männer und Frauen aus den verschiedensten Epochen, heiliger wie unheiliger, doch immer den ethischen Kern der Begebenheiten und Gestalten festhaltend. Dann und wann richtet er gegen widerwärtige Zeitströmungen, gegen die materia-

listischen Tendenzen der modernen Wissenschaft und Kunst ein ernstes Wort. Lieber zieht er sich jedoch in die kleine Welt seiner Alltagsbeschäftigungen, seines häuslichen und Familienlebens zurück. Ob er nun seinen Schreibtisch oder was immer sonst verherrlicht: stets übt er die echt schwäbische Kunst, harmlos Unbedeutendes auf die Stufe der Poesie zu erheben, in die Sonne erwärmenden Humors zu rücken. Dann wieder räumt das Idyllische dem Elegischen das Feld. Oft fühlt sich der Poet an die Vergänglichkeit des Irdischen, an das Grab gemahnt. In Trauergedichten um teuere Abgeschiedene ist er ganz in seinem Elemente: der Schmerz eines liebestarken Herzens erscheint da durch die Zuversicht auf künftiges Wiedersehen zu sanfter Wehmut abgeklärt. Auch für besondere öffentliche wie private Anlässe ist das Talent des gefälligen Dichters immer wieder in Anspruch genommen worden. Viele Gelegenheitsstücke zu kirchlichen und weltlichen Festen, zu Jubiläen, Geburtstagen Großer und Kleiner, viele Albumblätter und dergleichen finden sich darum in seinen Sammlungen. Gar lieblich hat er uns namentlich Ernst und Freuden der Weihnachtsfeier vorgezaubert. Ohne Frage hat die Mühelosigkeit des Produzierens Gerok zu einem gewissen Uebermaße gedrängt. Man begegnet bei ihm manchen unbedeutenden Erzeugnissen. Aber seine technische Meisterschaft hat er nie verleugnet, und an sicherer und genauer Handhabung der Form ist er den meisten schwäbischen Dichtern entschieden überlegen.

Wir dürfen von Geroks Muse nicht Abschied nehmen, ehe wir noch ihrer patriotischen Seite gedacht haben. Die herrlichen Siege der deutschen Waffen, durch die des Vaterlandes heiß ersehnte Einheit errungen ward, begeisterten ihn zu zahlreichen Schöpfungen, die er 1871 zu einem „Deutsche Ostern" genannten Buche vereinigte. Er begleitet darin mit seinem Sange die großen Ereignisse von der Kriegserklärung bis zum Siegesfeste. Alle Künste einer eindrucksvollen Rhetorik läßt er spielen. Und im Frohlocken über das deutsche Heldentum verabsäumt er nicht, Gott die Ehre zu geben. In sehr angenehmer Weise wird das Pathos des Dichters durch artige Genrebilder von humoristischer Färbung unterbrochen.

Albert Knapp und Karl Gerok haben in ihrem Heimatlande bis zur jüngsten Gegenwart eine stattliche Schar von ihnen mehr

oder weniger beeinflußter Nachfolger gefunden, die hier im Zusammenhange betrachtet werden mögen. Johann Philipp Glökler (1819—1889) aus Thuningen (O.A. Tuttlingen), Lehrer, zuletzt Professor an der Realschule in Stuttgart, gab außer einigen Prosaschriften erbaulichen oder historisch-biographischen Charakters zwei Gedichtsammlungen, „Heimathklänge. Lieder für religiöses Gemüthsleben" (1853) und „Im Leide. Lieder des Trostes" (1883), heraus. Es ist vorwiegend formalistische Poesie. Die bereit liegenden Redewendungen der christlichen Lyrik sind mit Geschick zu leicht dahinfließenden Versen zusammengestellt, deren Inhalt keinerlei selbständige Bedeutung zukommt. Beide Bücher wirken ziemlich monoton. Den einzigen Gegenstand des ersten bildet Sehnsucht nach der himmlischen Heimat, den einzigen des zweiten durch Ergebung in Gottes Willen und Hoffnung auf einstige Wiedervereinigung gemilderter Schmerz um die heimgegangene Gattin. Die Gedichte der jüngeren Sammlung erwärmen eher, da hier das menschliche Empfinden die Schranken der religiösen Rhetorik öfters durchbricht.

Eigentümlicheres Gepräge zeigt die Muse Gottlob Kemmlers. Am 12. April 1823 zu Reutlingen geboren, versah er verschiedene geistliche Aemter, war zuletzt Dekan in Herrenberg und lebt seit 1892 als Pensionär in Stuttgart. Er hat vorzugsweise weltliche Stoffe im christlichen Geiste behandelt. Ob er „Frühlingsblüthen" (1852) sammelt oder „Liederklänge vom Rigi" (1855) ertönen läßt oder „Seerosen" (1865) auf das Grab einer früh verstorbenen Braut niederlegt oder, wie in den Sammlungen „Deutsche Lieder" (1870), „Aus Stille und Sturm" (1872), „Aus der Reisemappe" (1885), patriotischen Gesinnungen Worten verleiht und zu allerhand Zeit- und Streitfragen Stellung nimmt: immer weiß er die irdischen Dinge zum Ruhme seines Gottes zu wenden. Er ist kein sanftmütiger geistlicher Sänger, sondern ein energischer christlicher, protestantischer Tendenzdichter in der Art Knapps, an den er in vielen Stücken erinnert. Er preist mit Begeisterung die Helden aus Deutschlands großer Zeit, Bismarck vor allem, aber sie sind in seinen Augen doch nur die Vollzugswerkzeuge des göttlichen Willens. Triumphgefühl erfüllt sein Herz darüber, daß die Rache des Herren

den falschen Franzosenkaiser von seinem Throne geschleudert, das moderne Sodom getroffen hat, und nicht minder erregen die Anmaßungen Roms seinen leidenschaftlichen Zorn. Dann wieder verherrlicht er den Höchsten im Walten der Natur, entrollt groß gedachte Bilder aus seinem Heimatland, aus der Alpenwelt, vom Meeresstrande. Der Vergänglichkeit des Irdischen stellt er die Freuden der Ewigkeit gegenüber. Kemmlers gesinnungsstarker, wuchtig rhetorischer Poesie fehlt es nirgends an Kraft und Schwung, aber häufig an Anmut und Feinheit sowie an Sorgfalt in der Verwendung des Reimes. Er hat zuletzt im Jahr 1887 seine „Gedichte" in einer Auswahl erscheinen lassen, die einen vollständigen Ueberblick über den Umfang seines Könnens gestattet. Außerdem hat er sich wiederholt mit dem Buche Hiob poetisch beschäftigt und ist auch als religiöser und politischer Prosaschriftsteller aufgetreten.

Starke Gegensätze zu Kemmler bilden Christoph Friedrich Eppler, Eduard Maximilian Zeller und Otto Emil Schott. Eppler, am 10. Juli 1822 in Kirchheim am Neckar (O.A. Besigheim) geboren, erst württembergischer Volksschullehrer, dann Lehrer an der Baseler Missionsanstalt und nach nachträglicher Absolvierung der theologischen Studien Pfarrer an verschiedenen Orten des Baseler Kantones, zuletzt in Birsfelden, gab außer Prosaschriften aus dem Gebiete der Mission und christlichen Biographie zwei Gedichtsammlungen heraus: 1852 „Missionsharfe" und 1881 „Blätter und Blüten vom Lebensbaume", worin er den einfachen Liederton mit Glück anschlägt. Auch Zeller nimmt in seinen „Geistlichen Liedern" (1882) und „Geistlichen Liedern zu den Evangelien" (1891) vorwiegend eine schlicht biblische Haltung ein. Er kam am 28. März 1822 in Stuttgart zur Welt, wurde Advokat in Calw, wanderte, infolge seiner Beteiligung an der Revolution flüchtig geworden, 1850 nach Amerika aus und verdiente sich dort als Lehrer sein Brot. Nach seiner Rückkehr 1863 ließ er sich als Rechtsanwalt in Stuttgart nieder, wo er längere Zeit im öffentlichen Leben mannigfach hervortrat. Der am 4. Mai 1831 zu Aichschieß (O.A. Eßlingen) geborene Otto Schott, der Pfarrer an verschiedenen Orten in Württemberg, seit 1875 theologischer Lehrer

am Missionshaus in Basel, seit 1879 Missionsinspektor daselbst war, 1884 in den heimatlichen Kirchendienst zurücktrat, 1887 Dekan in Nagold wurde und sich 1895 in den Ruhestand begab, veröffentlichte 1868 „Tägliche Nahrung oder Schatzkästchen für alle Tage im Jahre" mit 366 eigenen Liedern zu bekannten Melodien und 1891 unter dem Titel „Wachet und betet!" ein ähnliches Werk, worin auf jeden Jahrestag an eine Betrachtung über eine Bibelstelle sich ein kurzes Gedicht anreiht. Schotts bibelfeste Lieder sind im Tone der älteren kirchlichen Gesänge gehalten, einfältig, schlicht und prunklos, und nehmen auf ästhetische Anforderungen wenig Rücksicht. Daß er bis zu einem gewissen Grad auch diesen gerecht zu werden weiß, hat er mit der kleinen, sorgfältiger ausgearbeiteten und ausgewählten Gedichtsammlung „Aus der Stille" (1897) bewiesen, die namentlich schöne Missionslieder und „Totenkränze" enthält.

Auch zwei Söhnen Albert Knapps begegnen wir unter den geistlichen Dichtern der Neuzeit. Joseph Knapp namentlich ist nach mannigfacher Richtung in die väterlichen Fußstapfen getreten. Am 18. Januar 1839 in Stuttgart geboren, durfte er nach Vollendung seiner theologischen Studien seit 1861 drei Jahre lang als Vikar seinem leidenden Vater zur Seite stehen. Auch später, nachdem er 1869 bis 1881 das Diakonat zu Crailsheim inne gehabt hatte, predigte er in Stuttgart an denselben Stätten wie einst Albert Knapp das göttliche Wort, zuerst als Helfer und Stadtpfarrer an der St. Leonhardskirche, seit 1890 bis zu seinem Tod am 28. Juli 1893 als zweiter Stadtpfarrer an der Stiftskirche. Er war ferner der Mitarbeiter und Neuherausgeber des Evangelischen Liederschatzes. 1880 trat er mit einem Bande „Gedichte" (zweite Auflage 1884) hervor, und aus seinem Nachlasse wurden 1894 unter dem Titel „Funken vom Altar" weitere Gedichte im Vereine mit einigen Stücken aus der alten Sammlung veröffentlicht. Milder und glätter, freilich auch weniger kraftvoll und kernig als sein Vater, hat Joseph Knapp von seiner poetischen Gabe geschmackvollen Gebrauch zu machen gewußt. Er spendet Lieder zu christlichen Festen, entwirft biblische Bilder, teilt von den Erfahrungen seines inneren Lebens mit, grüßt bei guter Gelegenheit Verwandte und Freunde

mit passenden Versen. Gerne wendet er sich an die Jugend. Gotthold Knapp, am 5. Juli 1848 zu Stuttgart geboren, Diakonus in Tuttlingen, dann Stadtpfarrer und Dekan in Ravensburg, steht an künstlerischer Sorgsamkeit hinter seinem Bruder Joseph etwas zurück, besitzt aber mehr Persönlichkeit. In seiner Sammlung „Ernst und frei" (1886) beschränken sich die eigentlich religiösen Gedichte auf eine Anzahl Festtagsbetrachtungen, doch waltet er auch in seiner weltlichen Lyrik vielfach des Amtes eines christlichen Moralpredigers. Er liebt es, kleine innere oder äußere Erlebnisse wiederzugeben. Das Streben nach Einfachheit und Natürlichkeit läßt ihn dann und wann unter dem Niveau des wirklich Poetischen bleiben, und manche der von ihm behandelten Gegenstände sind gar zu kleinlich. Aber der frische Ton, den er anschlägt, die aus dem Herzen kommende Wärme, die er über seine Schöpfungen ausgießt, verleiht ihnen etwas Anziehendes. Das Beschauliche, Behagliche überwiegt in seiner Poesie. Er preist Natur und Landleben im Gegensatze zum Getriebe der Großstadt; von den technischen Fortschritten der neuen Zeit umgeben, sehnt er sich nach altväterlicher Gemütlichkeit. Obgleich entschieden in Neigung und Abneigung, wird er doch, wo er zu Zeitfragen Stellung nimmt, niemals zum leidenschaftlichen Eiferer. Eine weitere Talentprobe hat Gotthold Knapp mit vierzig echt empfundenen, abwechslungsreichen Trauerliedern über den Tod eines Bruders abgelegt, die er 1890 unter dem Titel „Wie könnt ich Dein vergessen! Benjamin" drucken ließ.

Die Gedichte Karl Theurers (1826—1882) aus Waldenbuch (Stuttgarter Amtsbezirk), Diakonus an der Hospitalkirche und dann zweiten Stadtpfarrers an der Stiftskirche zu Stuttgart, dessen — auch gedruckte — Predigten sich beim hauptstädtischen Publikum außerordentlichen Beifalles erfreuten, wurden erst nach dem Tode des Verfassers 1882 (zweite Auflage 1883) als „Lebensblumen" gesammelt. Aus liebevoller Naturbetrachtung und echt religiösem Empfinden ist da ein bescheidener Kranz zusammengewunden. Ebenso sind die christlichen Fest- und Gelegenheitsgedichte des in Feuerbach (Stuttgarter Amtsbezirk) geborenen und auf der Pfarrei Rommelsbach (O.A. Tübingen) verstorbenen Wilhelm Elsenhans (1824 bis 1895) und der Pfarrersfrau Charlotte Günzler, geborenen Stotz,

in Weiler (O.A. Brackenheim) zur Erbauung Gleichgesinnter wohl geeignet. Letztere hat ihre Erzeugnisse 1887 unter dem Titel „Christblumen“, Elsenhans die seinigen 1894 unter dem „Der Herr ist gut“ erscheinen lassen. Beide, zumal Frau Günzler-Stotz, haben die alten Stoffe der religiösen Poesie warm nachempfunden und ziemlich gewandt darzustellen gewußt.

Endlich sind noch zwei methodistische Dichter, Heinrich Ernst Gebhardt und Gottlieb Füßle, zu erwähnen. Ersterer, am 12. Juli 1832 zu Ludwigsburg geboren, Methodistenprediger an den verschiedensten Orten, auch Vorstand des allgemeinen christlichen Sängerbundes und Herausgeber von Zeitschriften, veranstaltete eine lange Reihe von Liedersammlungen, die zum Teile viele Auflagen erlebten. Geistliche Texte sind darin mit Vorliebe weltlichen Weisen untergelegt. Füßle erblickte am 4. September 1839 zu Plochingen das Licht der Welt. Von der „Evangelischen Gemeinschaft“ zum Prediger ausgebildet, widmete er dieser Methodistensekte seine ganzen Kräfte, war sieben Jahre ihr „vorstehender Aeltester“ und redigierte seit 1868 ihr Hauptorgan, den „Evangelischen Botschafter“, sowie seit 1871 den „Evangelischen Kinderfreund“. Er veröffentlichte vier Bände eigener religiösen Gedichte: 1867 „Lebensblumen aus dem Garten des Evangeliums“, 1871 „Ewigkeitsklänge“, 1874 „Passionsblüten. Gedichte aus der Leidensgeschichte Jesu“, 1892 „Veilchen unter Dornen. Leidenslieder“. Füßle ist ein gewandter Dichter, der mit starken rhetorischen Mitteln arbeitet, diese aber geschickt, wenn auch nicht immer geschmackvoll anzuwenden versteht. Der inbrünstige Zug nach dem Jenseits und der Gottesgemeinschaft nimmt bei ihm oft überschwengliche Formen an. Namentlich schildert er in den bis 1894 fünfmal aufgelegten Ewigkeitsklängen die Erlösung vom Irdischen, den Christenhimmel mit seinen Wonnen und die Hölle mit ihren Qualen nicht ohne feuerige Einbildungskraft.

In der katholischen Kirche kommt ja dem Gemeindegesang entfernt nicht dieselbe Bedeutung zu wie in der evangelischen, und schon daraus erklärt es sich zur Genüge, daß die religiöse Poesie innerhalb jener Konfession nicht so üppig blüht wie innerhalb dieser. 1837 gab der Rottenburger Domkapitular Urban

Ströbele (1781—1858) aus Obermarchthal (O.A. Ehingen) im Anschluß an die neue, maßvoll und versöhnlich gehaltene Gottesdienstordnung von 1837 ein ebensolches „Katholisches Gesang- und Gebetbuch" für das Bistum Rottenburg heraus, dem 1865 ein „Katholisches Gesang- und Andachtsbuch" für dieselbe Diöcese nachfolgte. Von einzelnen Dichtern sind außer dem in den Chor der weltlichen Lyriker eingereihten Eduard Vogt und dem noch unter den Erzählern zu erwähnenden Albert Werfer Nepomuk Stützle, Graf Georg von Waldburg-Zeil-Trauchburg und Matthäus Schwägler zu nennen. Stützle (1807—1874) aus Scheer (O.A. Saulgau), Pfarrer an verschiedenen Orten der Augsburger Diöcese, zuletzt in Balzhausen (bayerisches Bezirksamt Krumbach), ein fruchtbarer religiöser Prosaschriftsteller, veröffentlichte „Gebete und Gesänge bei der h. Firmung" (dritte Auflage 1848) sowie die ganz bedeutungslosen christlichen Dramen „Der ägyptische Joseph" (1854) und „Syra oder Die Macht der Liebe" (1858). Graf Georg von Waldburg-Zeil, am 8. Januar 1823 auf Schloß Zeil (O.A. Leutkirch) geboren und am 14. August 1866 zu Regensburg gestorben, der als begeisterter Anhänger des Jesuitenordens predigte und öffentlich wirkte, trat 1857 mit einem Bändchen gemütvoll frommer „Gedichte" hervor. Größere Fruchtbarkeit entfaltete der am 28. November 1847 zu Berkach (O.A. Ehingen) geborene Matthäus Schwägler, Pfarrer in Offingen (O.A. Riedlingen), der unter anderem die Gedichtsammlung „Zur Harfe" (1883), worin Weltliches mit Geistlichem, Didaktisches mit Lyrischem abwechselt, die Sonette „Pilgerpsalmen" (1895) und die religiösen Dramen „Der ägyptische Joseph" (1893) und „St. Eustachius, der Märtyrerfeldherr" (1895) drucken ließ. Diesen hat sich noch Joseph Herold, am 15. August 1829 zu Neckarsulm geboren, Pfarrer in Würzburg, seit 1855 mit verschiedenen frommen Liedersammlungen zugesellt.

Ein Barde absonderlichster Art war Michael Jung (1781 bis 1858), dessen Auftreten zum Belege dienen mag, welche Ausschreitungen die damals in Schwaben allmächtige Hinneigung zur Poesie im Gefolge hatte. Ein Schneiderssohn aus Saulgau, wandelte er in den väterlichen Fußstapfen, bis er die Nadel mit dem theo-

logischen Studium vertauschte. 1806 zum Priester geweiht, war er 1811 bis 1849 Pfarrer und Schulinspektor in Kirchdorf (O.A. Leutkirch). Sein wackeres Verhalten bei einer Typhusepidemie trug ihm 1814 den württembergischen Zivilverdienstorden ein. Der nunmehrige Herr von Jung legte sein redlich erworbenes Ritterkreuz nicht mehr ab und ersann die wunderlichsten Schaustellungen seiner Würde. Dabei war er aber ein jovialer Herr, gutmütig, überall wohl gelitten. Als ein zweiter Sebastian Sailer ergötzte er seine Umgebung durch seine geselligen Talente und heiteren Musikkünste. Daß seine Leichenreden keine rechte Wirkung thaten, war ihm ein aufrichtiger Schmerz. Er verfiel deshalb auf die großartige Idee, sie fortan in poetische Form zu gießen und zur Guitarre an den Gräbern, meist nach höchst weltlichen Melodien, abzusingen. Er malte dabei Krankheiten oder Unfälle mit vergnüglicher Umständlichkeit und dramatischer Anschaulichkeit aus, und seine Gemeinde war rücksichtsvoll genug, es an dankbaren Balladenstoffen, wie Mordthaten, Hinrichtungen, dem Dichter nicht fehlen zu lassen, der zum Danke dafür mit den Sündern nicht allzu streng in 's Gericht ging. Er bediente sich eines unverfälschten Bänkelsängertones, den er durch originelle Ausdrucksweise würzte. 1839 ließ er die Erzeugnisse seiner Muse, zweihundert an der Zahl, nebst zwanzig Melodien in zwei Bändchen unter dem Titel „Melpomene oder Grablieder" drucken. Begreiflicherweise fanden seine poetisch-musikalischen Kirchhofaufführungen, bei denen Langeweile ein unbekannter Gast war, unter dem ländlichen Publikum großen Anklang. Das bischöfliche Ordinariat, weniger über die kühne Neuerung erfreut, sah sich schließlich veranlaßt, gegen den Unfug einzuschreiten. Herr von Jung kam 1849 als Stadtkaplan nach Tettnang. Uebrigens war er auch sonst noch als Dichter thätig. Sein 1820 erschienenes Drama „Der heilige Willebold", das eine Legende aus dem 13. Jahrhundert behandelt, gehörte zu den beliebtesten Repertoirstücken der oberschwäbischen Volksbühne, sein Heldengedicht „Napoleonade" und ein paar hundert Grabinschriften blieben leider der Mit- und Nachwelt vorenthalten.

Siebentes Kapitel.

Roman- und Novellendichtung.

Die erzählende Prosa hat im 19. Jahrhundert an Umfang und Geltung außerordentlich zugenommen und ist allmählich für die Lektüre aller Stände die maßgebende poetische Gattung geworden. Zwei große Gruppen stehen fast gleichberechtigt nebeneinander: Erzählungen, die das Leben der Vergangenheit, und solche, welche das Leben der Gegenwart schildern. Der historische Roman, der noch im 18. Jahrhundert eine ziemlich untergeordnete Rolle gespielt hat, ist in Deutschland durch die Romantik emporgekommen. Die von dieser Geistesströmung abhängige Prosadichtung wandte sich einerseits Märchen und Phantasiestücken, wie Kerners Reiseschatten, andererseits Darstellungen aus der Ritterwelt zu. Eine festere Haltung erhielten die Gemälde aus der Vergangenheit freilich erst durch den großen Einfluß, den der treffliche Walter Scott seit dem dritten Jahrzehnt in Deutschland gewann. Er ist der eigentliche Begründer der modernen historischen Novellistik. Diese blieb während der ersten Hälfte des Jahrhunderts romantisch, in der zweiten erhielt sie mehr realistisches Gepräge. Das ernste Ringen des deutschen Volkes um seine politische Zukunft, um Freiheit und Einheit machte auch auf diesem Gebiete dem heiteren Spiele der Phantasie ein Ende. Das Jahr 1848 mag dabei als äußerer Markstein gelten. Wer sich den Unterschied verdeutlichen will, braucht nur, um bei schwäbischen Beispielen zu bleiben, die beiden Hauptwerke von Hermann Kurz, Schillers Heimatjahre und den Sonnenwirt, untereinander zu vergleichen. Zu dem allgemein belehrenden Zwecke des historischen Romanes, den Geist ferner Kulturepochen, die Lebens- und Denkweise von Menschen der Vorzeit der Gegenwart begreiflich zu machen, trat allmählich noch der besondere, durch Vorführung ermunternder oder abschreckender Beispiele aus der Vergangenheit dem lebenden und strebenden Geschlechte den Mut aufzurichten und das Herz zu stärken. Je mehr

sich die Darstellung zur Wirklichkeit bekannte, desto besser vermochte sie diese Aufgabe zu erfüllen. Freilich muß sich auch hier, wie in jeder Art von Poesie, die Belehrung mit der Ergötzung zu der höheren Einheit des ästhetischen Genusses innig verschmelzen. Wo die pädagogische Absicht selbstgefällig hervorschaut, kann von einer rein künstlerischen Wirkung so wenig die Rede sein wie da, wo es auf bloße Unterhaltung abgesehen ist. Die letztere Gefahr liegt indessen näher. Auch auf dem Gebiete des historischen Romanes haben sich in Deutschland zahlreiche Belletristen breit gemacht, die, um die innere Treue ihrer Schilderungen wenig bekümmert, in den äußeren Rahmen geschichtlicher Begebenheiten die Ausgeburten ihrer mehr oder weniger fruchtbaren Phantasie einfügten.

Der deutsche Zeitroman des 19. Jahrhunderts zeigt teils ein Nacheinander, teils ein Nebeneinander der verschiedensten Formen und Gestalten. Durch Goethes Wilhelm Meister kam der Bildungs- und Künstlerroman, durch seine Wahlverwandtschaften der psychologische in Aufschwung; die Neigung zum ersteren wurde noch durch Tiecks in ästhetischen Gesprächen schwelgende Novellen verstärkt. Seitdem die Deutschen mehr ein politisches und praktisches Volk zu werden begannen, trat der sozial-politische Roman in den Vordergrund. In den dreißiger Jahren waren es zunächst die himmelstürmenden Jungdeutschen, die auf dem Papiere die gesamte Staats- und Gesellschaftsordnung über den Haufen werfen wollten; übrigens that sich gegen sie auch eine schwache konservativ-pietistische Reaktion auf. Je weiter der Zeiger der deutschen Schicksalsuhr vorrückte, desto fester und besonnener wurde die Haltung des Prosaepos, in dem sich der Reihe nach die Kämpfe des Jahres 1848/9, die Drangsale des deutschen Bürgertumes unter der Reaktion, der tiefe innere Zwiespalt während dem Bruderkriege von 1866, die großen Thaten des Jahres 1870/1 abspiegelten. Daneben erweiterten die Dichter ihre Stoffkreise, indem sie das Volk bei der Werktagsarbeit aufsuchten, das bescheidene Treiben des Mittelstandes zu Gegenständen ihrer Schilderungen machten. Andere wählten das Landleben und die Bauern mit ihren eigentümlichen Sitten und Charakteren zu Mittelpunkten ihrer Erzählungen, und überall fanden die Dorfgeschichten Beifall, nicht zuletzt

in den vornehmen Salons, wo sie mit ihrer natürlichen oder erkünstelten Frische die Wirkung eines sommerlichen Landaufenthaltes oder einer Gebirgsreise thaten. In den letzten Jahrzehnten sind die sozialen Darstellungen noch auf die Arbeiterklasse, namentlich der Großstädte, ausgedehnt worden. Auch auf dem Gebiete des Zeitromanes nahm der Stil mehr und mehr einen objektiv-realistischen Charakter an, der sich neuerdings zu einem naturalistischen gesteigert hat. Schon für Mitlebende ist es interessant und nützlich genug zu erfahren, wie sich die geistigen Strömungen und sozial-politischen Bestrebungen der Gegenwart im Geiste bedeutender Dichter abspiegeln. Für künftige Geschlechter vollends werden solche poetischen Abbilder, in historische Ferne gerückt, zu den wichtigsten Quellen der Belehrung über entschwundene Kulturepochen. Die überwiegende Masse der flüchtigen, nur zur Unterhaltung bestimmten Tagesbelletristik bleibt natürlich für die Zukunft verloren. Mit der größeren Kunstform des Romanes wechseln bei modernen wie bei historischen Stoffen die kleineren novellistischen Gattungen. Die geschilderten Hauptrichtungen der epischen Prosa durchkreuzen eine Reihe anderer. Vor allem sind da die Erzählungen zu beachten, welche sich an bestimmte Schichten und Kreise des Publikums wenden, an das Volk, die Jugend, die Frauen, die Christen. Einzelne Prosadichtwerke des Jahrhunderts weisen eine ausgesprochene humoristische oder satirische Färbung auf.

In Württemberg hat sich die Vorliebe für die historische Novellistik über das ganze Jahrhundert erstreckt. In demselben Maße, wie sich hier der Sinn für die Landeskunde überhaupt stärkte, mehrten sich auch die poetischen Darstellungen aus dem Bereiche der einheimischen Geschichte in gebundener wie ungebundener Redeform. Einzelne Epochen, wie die Herzog Karl Eugens, einzelne Themata, wie die Schicksale von Württembergern in Napoleons russischem Feldzug, erfreuten sich besonderer Beliebtheit. Zum Siege hat diese Gattung in Schwaben Wilhelm Hauff geführt, der sich zwar auch durch Novellen und Märchen, besonders aber durch seinen historischen Roman Lichtenstein zu einem Lieblinge der Leserwelt gemacht hat.

Der Sprosse einer zu Anfang des 17. Jahrhunderts aus

Niederösterreich nach Württemberg eingewanderten und hier zu Ansehen gelangten Familie, wurde Wilhelm Hauff am 29. November 1802 zu Stuttgart geboren, als zweiter Sohn des schon im Jahr 1809 verstorbenen Geheimsekretärs im Ministerium des Auswärtigen August Friedrich Hauff. Nach dem Tode des Vaters siedelte der Knabe mit seiner Mutter nach Tübingen über, wo er die Schola anatolica besuchte, ohne große wissenschaftliche Veranlagung zu zeigen, so daß sich ihm die Pforten der Klosterschule erst 1817 aufthaten. Noch im Seminare Blaubeuren machte der Jüngling keinen bedeutenden Eindruck; doch holte er durch Fleiß das versäumte Jahr nach und durfte zugleich mit den Altersgenossen 1820 das Tübinger Stift beziehen. Auch hier brachte er mehr aus Pflichtbewußtsein und Rücksicht für die Mutter als aus innerer Neigung seine theologischen Fachstudien zu befriedigendem Abschlusse. Seine Liebe gehörte seit der Kinderzeit der Poesie. Er verschlang alle Bücher, die sich ihm darboten, mit Leidenschaft: Geschichtwerke, deutsche Klassiker, Romane ohne Auswahl. Vor allem zog ihn die Wunderwelt der Romantik in ihren Bann. In seinem Hirne verarbeitete er die aufgenommenen Stoffe alsbald wieder zu neuen Mischungen. Nicht selten erzählte er der geliebten Mutter, den jüngeren Schwestern Geschichten und Märchen von eigener Erfindung. Aber das meiste blieb, keimartigen Gebilden gleich, in seinem Kopfe wie in einer wohlverwahrten Vorratskammer liegen, um dort auszureifen und erst nach Jahren an das Licht zu treten. Als Student stellte sich Hauff mit seinen dichterischen und rednerischen Talenten in den Dienst der Burschenschaft, deren Ideale sein empfängliches Herz erfüllten. Mehr noch fühlte er sich in einem engeren Vereine vertrauter Genossen heimisch. Hier gab sich der Jüngling ganz wie er war: jugendlich keck und selbstbewußt, gesprächig, launig, sprudelnd von witzigen Einfällen und Spottlust, deren Gutmütigkeit jedoch am besten dadurch bezeichnet wurde, daß er sich selber noch weniger als andere schonte An übermütigen Streichen aller Art fehlte es nicht; doch gab ein Zug entschiedener Besonnenheit selbst mitten im tollsten Getriebe seinem Charakter ein festes und gediegenes Gepräge. Oftmals brachte er seine Einfälle zu Papier und teilte diese frühesten

schriftstellerischen Erzeugnisse, so z. B. ein Zachariäs Renommisten nachgebildetes komisches Heldenepos, „Die Seniade“, dem Freundeskreise mit, wo sie natürlich bejubelt, aber doch nicht für mehr als besonders gelungene Kneipzeitungen angesehen wurden.

Herbst 1824 übernahm Hauff einen äußerst angenehmen Hofmeisterspoften im Hause des württembergischen Kriegsministers, Freiherren von Hügel. Der Aufenthalt in der Residenz bot ihm viele Vorteile, und er hatte, was für den Novellisten von besonderem Werte war, in seiner neuen Stellung Gelegenheit, die vornehme Gesellschaft aus der Nähe kennen zu lernen. 1825 eröffnete er seine Schriftstellerlaufbahn mit dem „Mährchenalmanach auf das Jahr 1826 für Söhne und Töchter gebildeter Stände“. Anfang 1826 folgte der erste Teil der „Mittheilungen aus den Memoiren des Satan. Herausgegeben von ... f“. Der Schleier der nicht ernsthaft gemeinten Anonymität wurde rasch gelüftet, und der Name des jungen Dichters war in aller Mund. Dann erschien „Der Mann im Mond oder der Zug des Herzens ist des Schicksals Stimme“ unter dem Namen H. Claurens, der albern genug war, die Mystifikation mit einer Klage zu beantworten: behielt er auch vor Gericht recht, so machte er durch den Aufsehen erregenden Prozeß doch nur für seinen Gegner Reklame und veranlaßte diesen dazu, dem Romane die bekannte, schneidige Kontroverspredigt beizufügen. Noch im selben Jahre veröffentlichte Hauff sein Hauptwerk, „Lichtenstein. Romantische Sage aus der würtembergischen Geschichte“, besorgte einen zweiten Jahrgang des Märchenalmanaches, vollendete einige Novellen und den zweiten Teil der Satansmemoiren, der 1827 ausgegeben wurde. Wenn man auch annehmen darf, daß vieles schon früher niedergeschrieben war, mehr noch, wie die oft vorerzählten Märchen, im Kopfe vollständig bereit lag, so ist doch das, was der Dichter in dem einen Jahr 1826 geleistet hat, ganz erstaunlich. Zumal wenn man in Betracht zieht, daß er lange Zeit ein Wanderleben geführt hat. Am 1. Mai war er nämlich von dem Hügelschen Hause geschieden, um seine Ausbildung durch Reisen zu vollenden. Zunächst ging es nach Paris, dann über Belgien und die Hansastädte nach Berlin, wo der rasch zu Ruhm gelangte Schriftsteller

und kühne Bekämpfer Claurens überall glänzend aufgenommen ward und fünf glückliche Wochen verbrachte. Der junge Schwabe bezauberte die Berliner durch sein heiteres und offenes Wesen, mit dem weltmännische Sicherheit des Auftretens Hand in Hand ging, und man ließ es nicht an Versuchen fehlen, ihn ganz an die preußische Hauptstadt zu fesseln. Er gab indessen einem Antrage Cottas den Vorzug, der ihm die Redaktion des Morgenblattes angeboten hatte. November 1826 traf er wieder in Stuttgart ein, um seine neue Stellung anzutreten. Hatte er schon auf der Reise in Wonne geschwelgt, so erwartete ihn jetzt vollends das höchste Erdenglück: die Vereinigung mit der Jugendgeliebten, seiner Base Luise Hauff aus Nördlingen. An ihrer Seite genoß er Monate ungetrübter, zuletzt noch durch die Geburt eines Töchterleins gekrönter Seligkeit. Zugleich feierte er neue dichterische Triumphe: das Jahr 1827 brachte mehrere Novellen, den Märchenalmanach für 1828, endlich die „Phantasien im Bremer Rathskeller. Ein Herbstgeschenk für Freunde des Weins“. Daneben beschäftigten ihn Vorarbeiten zu einem neuen historischen Romane, der die letzten Freiheitskämpfe der Tiroler zum Gegenstande haben sollte. Im Sommer riß er sich sogar kurze Zeit aus den Armen der Gattin, um an Ort und Stelle Studien zu machen. Das Werk sollte nicht in's Leben treten. Am 18. November 1827 fiel Hauff einem rasch verlaufenden Nervenfieber zum Opfer. Groß war die allgemeine Trauer, der sogar Ludwig Uhland poetischen Ausdruck verlieh. 1828 wurden die bisher nur in Taschenbüchern und Journalen zerstreuten Novellen in drei Bänden und ebenso die „Phantasien und Skizzen“ mit Einschluß der Gedichte gesammelt. 1830/1 veranstaltete Gustav Schwab die erste Gesamtausgabe von Hauffs Werken, die seitdem ganz oder stückweise wieder und wieder gedruckt worden sind. Auch erinnern zwei einfache Denkmale auf dem Stuttgarter Hasenberg und dem Lichtenstein die Nachwelt an den früh Verblichenen.

Wilhelm Hauff ist der geborene Epiker, sofern der keinen Nebenabsichten unterworfene Trieb, durch Erzählen sich selbst und anderen Freude zu bereiten, das Merkmal des echten Epikers ist. Seine Lyrik ist wenig umfangreich und entbehrt der selbständigen Be-

deutung, wenn man von den beiden im ganzen Vaterlande gesungenen Volksliedern „Reiters Morgengesang“ („Morgenrot“) und „Soldatenliebe“ („Steh' ich in finstrer Mitternacht“) absieht. Auch der Satiriker Hauff steht hinter dem Epiker weit zurück. Selbst in den Satansmemoiren, jenem kecken und frischen Erzeugnis jugendlichen Witzes und Mutwillens, in dem die verschiedenartigsten Schilderungen und Erzählungen von sehr ungleichem Werte nur locker zusammengefügt sind, halten sich satirische und novellistische Bestandteile so ziemlich das Gleichgewicht. Und in dem Mann im Mond, mit welchem Roman er doch die verwerfliche Manier des seichten Modeschriftstellers H. Clauren durch übertreibende Nachahmung an den Pranger stellen wollte, hat ihm sein in keinem Falle zu verleugnendes Erzählertalent den schlimmen Streich gespielt, daß es, selbst an einen absichtlich trivialen Stoff verschwendet, an sich stärker als die Satire wirkte und die Kraft dieser fast gänzlich aufhob. In den späteren Schöpfungen erscheint der Hang zur Satire vollends als ein überwundener Jugendstandpunkt. Auf die Gebiete des Märchens, der Novelle, des Romanes verwies ihn die ganze Artung seines Talentes. Hier konnte der ihm unleugbar anhaftende Mangel an Tiefe poetischer Anschauung und Auffassung durch die glänzenden Hilfsmittel einer üppigen Phantasie, einer unerschöpflichen Erfindungsgabe, einer leichten und anmutigen Darstellungsweise ausgeglichen werden. Stets bewältigte unser Dichter, dem im Produzieren eine fast unerhörte Mühelosigkeit eignete, spielend seine Aufgaben. Nicht bloß durch anmutige Handhabung der Form, auch durch sein warm empfindendes und edel denkendes Herz, durch sein frisches, frohes, kerngesundes Naturell wußte er die unbedeutendsten Stoffe zu adeln. Der hauptsächliche Unterschied zwischen Hauff und der Mehrzahl der schwäbischen Poeten springt somit ohne weiteres in die Augen: während diese der Lyrik, der Reflexion zuneigten, hielt er es mit der Epik, mit dem Fabulieren; während diese Mühe hatten, den überströmenden Gedankengehalt in künstlerische Formen einzudämmen, fand er, weniger tief, aber auch weniger spröde veranlagt, für seine Ideen sofort das passende Gewand. Seinem leichtflüssigen Talent ist es denn auch geglückt, sich über die heimatlichen Schranken hinwegzuschwingen,

sich rasch und dauernd in allen deutschen Gauen einzubürgern. Und doch bewegt sich Hauffs Poesie gern in den Kreisen seiner schwäbischen Heimat. Er hat nicht nur wiederholt Stoffe aus der württembergischen Geschichte bearbeitet, er schildert auch mit Vorliebe Stuttgarter Lokalitäten, porträtiert bekannte Figuren der Residenz. Ueberhaupt steckt mehr Geschehenes und Erlebtes in Hauffs Erzählungen, als man bei flüchtiger Betrachtung glauben sollte: Familien- und persönliche Erinnerungen bilden wesentliche Bestandteile seiner Werke. Und die Vermutung wird kaum trügen, daß er sich bei längerer Lebensfrist mehr und mehr dem geschichtlichen Roman in die Arme geworfen, sich zum deutschen Walter Scott ausgebildet hätte.

Ist doch auch in Wirklichkeit ein historischer Roman, der Lichtenstein, sein Haupttreffer gewesen. Der Dichter führt uns hier in jene stürmischen Jahre des Reformationszeitalters, da Herzog Ulrich von Württemberg sein Land gegen den schwäbischen Bund verteidigen mußte. Der frei erfundene Held, Georg von Sturmfeder, ein junger fränkischer Ritter, tritt der schönen Marie von Lichtenstein zulieb von der bündischen Seite auf die herzogliche über, verdient sich durch Heldenmut und Treue die Hand der Geliebten und genießt sein junges Glück, während der Herzog das Brot der Verbannung essen muß. Der historische Stoff ist zwar keineswegs tief erfaßt und vollkommen durchdrungen, in der Wiedergabe jener Zeiten und Ereignisse schweift die Phantasie des Autors allzuweit von der Wirklichkeit ab, die geschichtlichen Persönlichkeiten, Ulrich vor allem, sind nach einer etwas bequemen Schablone idealisiert. Aber dafür ist über das Ganze ein unwiderstehlicher Zauber entzückender Romantik ausgegossen. In raschem Wechsel und glücklicher Kontrastierung werden uns die verschiedenartigsten Szenen und Gestalten vorgeführt, und doch ist alles wie aus einem Guſſe, harmonisch verbunden, kunstvoll ineinandergefügt. Die Erzählung strömt frei und voll dahin, die einzelnen Bilder und Personen zeichnen sich durch große Klarheit und Anschaulichkeit aus, prägen sich leicht und fest dem Gedächtnis ein. Die Partien, welche den Aufenthalt des flüchtigen Herzoges in der Nebelhöhle und auf Schloß Lichtenstein zeichnen, bilden den Glanzpunkt des Romanes.

Unter den Novellen ist eine, „Jud Süß“, ganz historisch, zwei andere, „Die letzten Ritter von Marienburg“ und „Das Bild des Kaisers“, sind es wenigstens halb und halb, während die übrigen, „Othello“, „Die Sängerin“ und „Die Bettlerin vom Pont des Arts“, dem Leben der Gegenwart angehören. Obgleich auch diese Arbeiten in reichem Maß an den gerühmten Vorzügen der Hauffschen Darstellungskunst teilnehmen, treten doch hier am deutlichsten gewisse Flüchtigkeiten des Autors hervor, namentlich Sorglosigkeiten in der Motivierung und Gleichgültigkeiten gegen die Wahrscheinlichkeit. Er pflegt seinen Handlungen gerade in den entscheidenden Momenten allzu phantastische und romanhafte Wendungen zu geben. Am meisten gilt dies von der empfindsamen Seelen besonders teueren Bettlerin vom Pont des Arts, die nichtsdestoweniger entschieden verfehlt ist. Unter den Novellen Hauffs gebührt dem Bild des Kaisers mit seiner äußerst glücklichen Gruppierung der Gegensätze und trefflichen Durchführung der Charaktere entschieden der Preis: in diesem mehr realistisch gefärbten Stücke lag die beste Gewähr, daß Hauffs Talent noch weiterer Entwicklung fähig gewesen wäre. Die liebenswürdigen Phantasien im Bremer Ratskeller, mit der zuletzt genannten Erzählung Hauffs reifste Schöpfung, stehen in der Mitte zwischen Novellen und Märchen und erinnern am meisten an die Einleitung und andere Abschnitte der Satansmemoiren. Aber der Dichter hat inzwischen an geläutertem Geschmacke zugelegt, ohne an Kühnheit und Kraft der improvisatorischen Phantasie eingebüßt zu haben. Die Märchen endlich zählen zum Reizendsten, was in dieser Gattung jemals geleistet worden ist. Hauff hat sich auch hier auf den einzig richtigen Standpunkt, nämlich den des völlig naiven Erzählers, gestellt und die Illusion niemals durch didaktisches Beiwerk gestört.

Ein kurzes Erdenwallen, von ununterbrochenem Sonnenschein erhellt und erwärmt, ein früher Tod in der Fülle des Glückes, des Ruhmes, der schöpferischen Kraft, ein geistiges Fortleben unter dem Bilde des ewigen Jünglinges, über dessen Schwächen und Mängel man willig hinwegsieht, weil es eben die liebenswürdiger Jugend sind — das ist Wilhelm Hauffs schönes Schicksal gewesen. Ein gänzlich verschiedenes, weit unfreundlicheres Gestirn hat über dem

Dasein eines anderen schwäbischen Erzählers, Hermann Kurz, gewaltet. Seine Tage haben sich bis an die Schwelle des Greisenalters hingesponnen, aber er hat irdische Sorgen und Kümmernisse ohne Zahl durchkosten müssen, vor der Zeit ist ihm die Schaffensfreude verkümmert worden, und Mit- und Nachwelt haben ihn gleichermaßen um den wohlverdienten Lorbeerkranz betrogen. Wer kennt nicht Wilhelm Hauff, und wie wenige wissen von Hermann Kurz! Und doch ist dieser der tiefere, reifere, gehaltvollere von beiden gewesen.

Hermann Kurz, einer angesehenen Reutlinger Bürgerfamilie entsprossen, kam am 30. November 1813 in der genannten ehemaligen Reichsstadt zur Welt, in der die Ueberlieferungen der unlängst eingebüßten republikanischen Selbständigkeit noch auf's kräftigste fortwirkten. Geschichtlicher Sinn, Freude an Büchern, Liebe zur Natur bezeichneten den Jugendweg des Knaben, den nach des Vaters frühem Tode die Mutter, die ihm gleichfalls bald entrissen ward, zum Theologen bestimmte. Auf der Lateinschule seiner Vaterstadt zum Landexamen vorbereitet, besuchte er von 1827 bis 1831 das Seminar Maulbronn. Das herrliche Kloster mit seinen zahlreichen historischen Erinnerungen und Sagen gewährte ihm eine Fülle von Anregungen. Keineswegs ein Musterschüler, lernte er doch Tüchtiges. Besonders zogen ihn die neueren Sprachen an. Eine günstige Gelegenheit bot sich, mit dem Englischen sowie mit den Anfangsgründen des Italienischen sich vertraut zu machen. Die Lektüre englischer Dichter begeisterte den Jüngling im Vereine mit einem Freunde zu metrischen Uebersetzungen, für deren Verlag er einen Reutlinger Vetter zu gewinnen wußte. Herbst 1831 trat er in das Tübinger Stift über. Litteratur, Germanistik, Geschichte, vorübergehend auch Philosophie unter dem Einflusse seines Repetenten Strauß beschäftigten ihn mehr als sein Berufsstudium. Als „das blaue Genie" herrschte Kurz in einem kleinen lustigen Studentenkreise, der bei allem tollen Gebaren ein entschieden litterarisches Gepräge trug. In die strenge Stiftsordnung vermochte sich sein allem Zwang abholder Geist nicht zu finden, und als er gar geheiligte Einrichtungen und Personen der Anstalt in gedruckten Epigrammen angriff, wurde er aus dieser entfernt. Er setzte seinen

Stolz darein, gleichzeitig mit den Kameraden das theologische Examen Herbst 1835 zu bestehen. Aber durch längere Ausübung des geistlichen Amtes als Vikar in Ehningen (O.A. Böblingen) gelangte er zu der Ueberzeugung, daß ihm die Erfüllung solcher Pflichten auf die Dauer unmöglich sei. Er widmete sich nun ganz dem Schriftstellerberuf und siedelte 1836 nach Stuttgart über. Leider zersplitterte er des Broterwerbes wegen seine Kräfte bedenklich. Darunter litten seine drei ersten Bücher, die er möglichst rasch auf den Markt werfen und deshalb auch mit Minderwertigem füllen mußte: „Gedichte" (1836), der Novellenstrauß „Genzianen" (1837) und die ein buntes Durcheinander aller möglichen Gattungen darstellenden „Dichtungen" (1839). Auch Kurz' erster großer Roman, „Schillers Heimathjahre", von dem schon 1838 Bruchstücke im Morgenblatt erschienen, reifte langsamer als gut war heran. Immer wieder wurde er durch litterarische Lohnarbeiten, namentlich zeitraubende Uebersetzungen von englischen Dichtern und Ariosts Rasendem Roland (1840), unterbrochen. Und als das Werk vollendet war, wiesen fast alle Stuttgarter Buchhändler der Reihe nach das Manuskript zurück, bis es endlich der Franckhsche Verlag 1843 zum Drucke förderte.

Während Kurz unsere erzählende Litteratur um eines ihrer besten Stücke bereicherte, hatte er mit der bittersten Not des Lebens zu kämpfen. Trotz rastloser Arbeitsamkeit blieben die Nahrungssorgen nicht aus. Er war oftmals in verzweifelter Stimmung. Einigen Trost fand er im Glauben an sein poetisches Talent, in der Freundschaft mit anderen Dichtern, wie Ludwig Bauer, seinem Universitätsfreunde Rudolf Kausler, bei dem er die Sommermonate im lieblichen Buoch (O.A. Waiblingen) zu verbringen pflegte, Eduard Mörike. Zu diesem, an dem er schon längst enthusiastisch hing, trat er dadurch in persönliche Beziehungen, daß er die letzte Hand an seinen Operntext „Die Regenbrüder" legte. Wir verdanken dem Bunde zwischen den beiden, der leider bald über politischen Meinungsverschiedenheiten in die Brüche ging, einen der schönsten Briefwechsel in der gesamten deutschen Litteratur. Herbst 1843 siedelte Kurz nach Karlsruhe über, um eine illustrierte Zeitschrift zu redigieren. Hier vollendete er seine ausgezeichnete Uebersetzung

von Gottfrieds von Straßburg „Tristan und Isolde“ (1844), der Dichtung einen selbständigen Abschluß gebend. Allmählich wurde er durch den Umgang mit den Karlsruher Liberalen in die Politik hineingezogen. 1845 ließ er eine stattliche Broschüre, „Die Fragen der Gegenwart und das freie Wort“, erscheinen. 1848 nach Stuttgart zurückgekehrt, beteiligte er sich an der Leitung des Beobachters. Die Muse feierte in diesen Jahren emsiger politischen Arbeit. Als sich aber die Dichterschwingen wieder gewaltig zu regen begannen, gab Kurz 1854 seinen Posten, den er unter den schwierigsten Verhältnissen als ganzer Mann ausgefüllt hatte, auf. Zwei begonnene Werke, „Der Sonnenwirth“ und „Der Weihnachtsfund“ wurden rasch vollendet und traten 1855 an die Oeffentlichkeit. Alle Anerkennung, die diesen Leistungen zu teil ward, vermochte das äußere Los des Dichters nicht freundlicher zu gestalten. Er lebte seit 1851 in glücklicher Ehe mit Marie von Brunnow. Aber mit der Vermehrung der Familie mehrten sich auch die Nahrungssorgen. Ueberdies hatte sich allmählich infolge geistiger Ueberanstrengung ein tückisches Nervenleiden gebildet, das von Zeit zu Zeit zu heftigen Ausbrüchen führte. Verdüstert und verbittert mied der Dichter seit 1858 die Hauptstadt und vergrub sich, meist mit wissenschaftlichen Arbeiten beschäftigt, in ländlichen Aufenthalten zu Obereßlingen, Kirchheim u. T., Weilheim u. T. 1858/61 veranstaltete er von seinen „Erzählungen“ eine dreibändige Ausgabe. 1863 endlich nahmen Kurz' Verhältnisse eine Wendung zum Besseren: er erhielt eine Bibliothekarsstelle an der Universitätsbibliothek zu Tübingen. Auch die mit seinem Freunde Paul Heyse gemeinsam unternommene Herausgabe des deutschen Novellenschatzes und des Novellenschatzes des Auslands brachte Gewinn. Kurz selbst lieferte für ersteren „Die beiden Tubus“. Es war sein letztes Dichtwerk, da sein fortschreitendes Leiden die Aufregungen künstlerischen Produzierens nicht mehr zuließ. Dagegen beschäftigten ihn fortgesetzt sonstige schriftstellerische Arbeiten. Er schrieb eine Reihe größerer und kleinerer Aufsätze für Zeitschriften, ließ in Buchform 1868 „Zu Shakespeares Leben und Schaffen; Altes und Neues“ und 1871 „Aus den Tagen der Schmach. Geschichtsbilder aus der Melacszeit“ erscheinen, in deren Vorwort sich der ehemalige Demokrat mit Entschiedenheit

und Wärme zum neuen Reiche bekannte, schrieb den Text zu Konewkas Silhouetten „Falstaff und seine Gesellen", verdeutschte Cervantes' Zwischenspiele als zweiten Band von Moriz Rapps Spanischem Theater. So war noch ein freundlicher Lebensabend dem schwer geprüften Dichter beschieden, dem zu vollkommenem Glücke nichts als die Gesundheit fehlte. Das Ende trat plötzlich am 10. Oktober 1873 infolge einer Herzlähmung ein. In seiner Vaterstadt Reutlingen hat man ihm ein bescheidenes Denkmal gesetzt. Höheren Wert besitzt das, welches ihm Paul Heyse 1874 durch Herausgabe seiner gesammelten Werke in zehn Bänden errichtet hat.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß Kurz' unglückliche Lebensschicksale auch die Entwicklung seines Dichtertalentes ungünstig beeinflußt haben. Namentlich ist ihm unter dem Drucke der äußeren Lage frühzeitig die innere Stimmung zur lyrischen Produktion abhanden gekommen. Fast alles, was er auf diesem Gebiete geleistet hat, gehört der Jugendperiode an. Bescheiden dem Umfange nach ist seine Gedichtsammlung, aber Stücke stehen darin, die von reicher und eigenartiger Begabung zeugen. Viele seiner eigenen Lieder sowie die trefflichen Nachbildungen fremder Volksweisen sind echt volksmäßig und sangbar gehalten und deshalb auch von Silcher und anderen in Musik gesetzt worden. Die Balladen, im Tone teilweise recht glücklich, klingen an die besten schwäbischen Muster an. Märchen stehen unserem Dichter besonders gut zu Gesicht. Auch durch eine Anzahl humoristischer Gaben erfreut er. Köstliche Laune waltet in dem kleinen komischen Epos „Die Reise an's Meer". Phantastische Romantik und reales Leben sind hier fest ineinander verwoben, ähnlich wie in den Dichtungen Mörikes, der überhaupt der einzige gewesen ist, an den Kurz' Muse bewußte Anlehnung gesucht hat. Mit der lyrisch-epischen Dichtung „Der Fremdling" hat er von der Verspoesie Abschied genommen. Er schildert darin das Geschick eines Adlers, der unter Raben aufwächst, von ihnen mißachtet, gequält wird, bis er endlich seine wahre Natur erkennt und, der unwürdigen Sippschaft entfliehend, hoch über ihr im reinen Aether kreist. Es ist sein eigenes Poetenlos, was er in dieser sich erhabenen Fluges dahinschwingenden und von ergreifendem Schmerzgefühle durchtränkten Schöpfung besungen hat.

Für den Epiker Hermann Kurz ist nichts so bezeichnend als die innige Hingabe an die Geschichte und Kultur seiner schwäbischen Heimat. Ihr hat er ausschließlich die Stoffe und Charaktere zu seinen Erzählungen entnommen. Man hat in dieser Beschränkung nicht ganz mit Unrecht den Grund zu der rätselhaften Thatsache gesucht, daß ein Dichter von Kurz' Eigenschaften so wenig durchzudringen vermochte. Indessen verwies ihn seine ganze Natur im Vereine mit seinem Werdegang in solche Schranken. Seine Phantasie schwebte niemals in der Luft, bedurfte vielmehr stets bestimmter Stütz- und Ausgangspunkte, um dann desto üppiger fortzuwirken. Er besaß nicht die Gabe, Gegenstände, deren Kenntnis er nur aus zweiter Hand hatte, wie etwa sein Landsmann Schiller, poetisch zu veranschaulichen oder, gleich dem bewunderten Freunde Mörike, Zaubergebilde aus dem reinen Nichts zu schaffen. Da er aber fremde Menschen und Länder nicht gesehen hatte, wo anders hätte er die Anlehnung, deren er bedurfte, finden können, als in der Heimat? Er hat es selbst erkannt und ausgesprochen, daß er nur da auf sicherem Boden stehe, wo er geboren und erwachsen sei. Schon das Heimatgefühl an sich gilt ihm als eine Quelle der Poesie. Zu diesem subjektiven Momente tritt bei Kurz das objektive einer auf den gediegensten historischen Studien und gründlichsten Beobachtungen von Land und Leuten ruhenden außerordentlichen Heimatkunde. Er ist vielleicht der beste und allseitigste Kenner, sicher aber der vorzüglichste Nachbildner des schwäbischen Volkscharakters, den es je gegeben hat. Ueberhaupt versteht er es, wie wenige, im Inneren der Menschenbrust zu lesen, in ihre geheimsten Winkel vorzurücken, die verworrensten seelischen Zustände scharf und klar zu durchdringen. Mit derselben Weite des Blickes umfaßt er das Reich der Natur. Seine ganze Begabung ist mit Entschiedenheit dem Realen zugewandt. „Das Erlebte will ich, und Wahrheit ist mein Signalwort", erklärt er im Epiloge zu der Reise an's Meer. Das Einfache, das Gewöhnliche, das Naheliegende, das Alltägliche, richtig angefaßt und künstlerisch aufgefaßt, hält er für würdige Gegenstände der Poesie. Ein weites Gebiet schließt er freilich von vornherein aus: das der Weltverbesserungsvorschläge, der sozialen und politischen Reformen. Jede Tendenzpoesie ist ihm

zuwider. „Denn," heißt es in dem erwähnten Epiloge, „was hat ein Gedicht mit praktischen Dingen zu schaffen?" Auch verwechselt er mit dem Alltäglichen, das er sich zur Darstellung ausersehen hat, niemals das Häßliche und Schmutzige. Aber mit festen Füßen steht er auf dem Boden der Wirklichkeit. Die heitere, oft übermütige Stimmung, die in seinem kurzen Lebenslenze vorgeschlagen hat, ist bald einem tiefgründigen Ernste gewichen, der schonungslos das Elend des irdischen Daseins und die Verworfenheit des Menschengeschlechtes entschleiert. Von Schönfärberei weiß Kurz nichts. Andererseits ist er doch niemals zum völligen Pessimisten geworden. Er übersieht nicht, daß es auch gute Menschen, auch wahres Glück unter dieser Sonne giebt. Er hat die Bitterkeit, von der seine Seele oftmals überströmte, von seiner Poesie ferngehalten. Der Weltschmerz ist ihm zuwider, und schon sein Stolz verbietet ihm, das eigene Unglück kokett vor den Augen des Publikums auszubreiten, wie ihn überhaupt ein sicheres künstlerisches Gefühl davor bewahrt hat, seine Person absichtlich in den Vordergrund zu schieben. Und schließlich hat ihm die Natur einen niemals ganz versiegenden Quell gesunden Humores verliehen, der, auf's mannigfaltigste abgetönt, über seine Dichtungen Licht und Wärme ausgießt.

Die zwei großen Romane Kurz', Schillers Heimatjahre und der Sonnenwirt, spielen unter der Herrschaft des Herzoges Karl Eugen von Württemberg. In jenem treten die bekannten Figuren des tyrannischen und doch so populären „Karl Herzog", seiner Franziska, des jungen Schiller, des gefangenen Schubart vor uns hin, während der eigentliche Held, Heinrich Roller, ein junger Theologe, dessen Schicksal durch die Laune des fürstlichen Pädagogen aus dem vorgezeichneten Geleise in die abenteuerlichsten Bahnen geworfen wird, eine historisch ganz untergeordnete Persönlichkeit ist, an der so gut wie alles frei erfunden werden mußte. Im Sonnenwirt — einem Stoffe, den schon Schiller in seinem Verbrecher aus verlorener Ehre knapp behandelt hat — beschäftigt den Dichter nicht mehr das Leben der Großen, sondern das des Volkes, dessen düsteren Hintergrund allerdings die politische und soziale Mißwirtschaft des Regierungssystemes Karl Eugens bildet. Mit unerbittlicher Folgerichtigkeit wird hier das tragische Los eines jungen

Menschen, des Wirtssohnes Friedrich Schwan aus Ebersbach, entwickelt, der den eigenen, ungezügelten, aber nicht unreinen Willen einer vernunftwidrigen Gesellschaftsordnung entgegensetzt, von ihrer Uebermacht erdrückt und so auf die Bahn des Verbrechers getrieben wird. Schillers Heimatjahre, von Walter Scott und dem Verfasser des Lichtenstein beeinflußt, werden mit ihrem bunten Wechsel ernster und heiterer, dem wirklichen Leben abgelauschter und phantastischer Szenen, mit ihren farbenreichen Bildern aus der Karlsschule, dem Hoflager Herzog Karls, den Festungsmauern des Hohenasperg und der Romantik des Zigeuner- und Räubertumes stets von der Mehrzahl der Leser den herben Schönheiten des einförmigeren, ganz auf den tiefernsten Ton gestimmten und in die Grenzen realer Verhältnisse gebannten Sonnenwirt vorgezogen werden, obgleich dieser Roman, in dem die letzten Reste fremder Einwirkung überwunden sind, die einheitlichere, reifere, künstlerisch höher stehende Leistung bedeutet. Die Komposition ist in beiden Werken nicht ganz einwandfrei; im älteren namentlich hat der Dichter die Fülle des sich ihm darbietenden Stoffes noch nicht vollständig bemeistert, und auch im jüngeren erlahmt seine Schöpferkraft vor dem Ende: hat er doch sogar für den Prozeß Friedrich Schwans die Form der aktenmäßigen Darstellung statt die der poetischen gewählt. Doch diese Mängel fallen gegenüber der sicheren Auffassung, tiefen Durchdringung und echt poetischen Wiedergabe jener Kulturepoche und ihres Geistes, dem großartigen Gestaltungs- und Charakterisierungsvermögen, der kraftvollen und an Ausdrucksmitteln ungemein reichen Sprache nicht allzu schwer in's Gewicht.

Ein treffliches Seitenstück zum Sonnenwirt bildet „Der Weihnachtsfund", ein „Seelenbild aus dem schwäbischen Dorfleben". In dieser breit angelegten Dorfgeschichte von einfacher Handlung, aber kunstvoller psychologischen Entwicklung und ebenso sorgfältiger als zarter Motivierung hält sich Kurz von Lehrhaftigkeit und unwahrer Empfindsamkeit völlig frei. Durch einen solchen glänzenden Befähigungsnachweis zum Volksschriftsteller erwarb er sich das Recht, in der köstlichen Satire „Auch eine Dorfgeschichte" die Schwächen Auerbachs und seiner Nachahmer zu ironisieren. In der Novelle „Die beiden Tubus" wird die Existenz des schwäbischen Land-

pfarrers an zwei durchaus verschieden gearteten Vertretern des Standes verdeutlicht, werden echt schwäbische Zustände, wie das berüchtigte Landexamen, in ihrer ganzen Merkwürdigkeit mit einer glücklichen Mischung von unwiderstehlichem Humor, gutmütigem Spott und provinziellem Selbstgefühle vorgeführt. Wer jedoch von dem Reichtume dieses Dichtergeistes den vollen Eindruck empfangen will, darf seine kleineren Erzählungen ja nicht vernachlässigen. Welche Mannigfaltigkeit in Erfindung, Stimmung, Ton und Sprache! Bald führt uns der Dichter in die Vergangenheit, bald in die Gegenwart; jetzt zeigt er uns die Welt der Wirklichkeit, dann wieder zaubert er uns phantastische Märchen, abenteuerliche Spukgeschichten vor. Einige von den historischen und kulturhistorischen Novellen gehören zu den besten ihrer Gattung. Wie köstlich wird in der kleinen Geschichte „Den Galgen! sagte der Eichele“ das lächerliche Gebaren der schwäbischen Winkelrepubliken an den Pranger gestellt, wie schön in der Novelle aus der Kreuzzugszeit „Das weiße Hemd“ die Frauentreue verherrlicht, wie anschaulich in dem Schwank aus dem 16. Jahrhundert „St. Urbans Krug“ das übermütige Treiben der fahrenden Gesellen gekennzeichnet! Unter den modernen Geschichten zeichnen sich durch liebenswürdigen Humor „Das gepaarte Heiratsgesuch“ und „Ein Herzensstreich“ aus. Ebenso gut sind einige ernste Stücke gelungen, vor allem „Die blasse Apollonia“, worin ein interessantes psychologisches Problem an dem Geschick einer schuldigen und doch unschuldigen Kindsmörderin erläutert wird. Eine besondere Gruppe bilden die Erzählungen, welche auf Reutlinger Boden spielen, zu denen Familientraditionen und Kindheitserinnerungen den Stoff geliefert haben. Daran schließen sich zwei autobiographische Arbeiten an: „Fünf Bücher Denk- und Glaubwürdigkeiten“, worin die Reutlinger und Maulbronner Kinder- und Knabenjahre behandelt werden, und „Das Wirtshaus gegenüber“, das uns in die lustige Studentenzeit Einblick gewährt. Beide Darbietungen gehören zu dem Anziehendsten, was wir von Kurz besitzen. Da ist alles ungekünstelt, schlicht und wahr, erfüllt von warmem Gemüt und echtem Empfinden, gewürzt mit launigen Einfällen verschiedenster Art. Es ist ja richtig, daß, was uns der Dichter erzählt, nicht immer gleichmäßig abgerundet erscheint:

manchmal ist das Gefüge zu locker, die Anordnung des Stoffes zu sorglos, und auch das bei ihm beliebte Ineinanderschachteln von Handlungen kann man nicht billigen. Mit den Jahren hat sich überdies seine Neigung für gewisse Härten, Schwerfälligkeiten und Absonderlichkeiten des Stiles, wofür gute Freunde den bezeichnenden Ausdruck „überzwerch" gebraucht haben, verstärkt. Auf solche Ecken und Kanten trifft man eben leichter bei Charakteren von scharf ausgeprägter Eigenart als bei flachen Alltagsmenschen. Und Kurz zählt zu den Charakterköpfen, zu den besten, edelsten, bedeutendsten, der modernen schwäbischen Litteratur.

Wie Hermann Kurz als historischer Prosadichter zuerst von Wilhelm Hauff angeregt worden ist, um dann freilich eigene Wege zu wandeln, so hat auch der Lichtenstein das Muster für zahlreiche andere Romane und Novellen aus der vaterländischen Geschichte abgegeben. Karl Pfaff, auf den wir wiederum bei der Historiographie stoßen werden, verfaßte außer mehreren kleineren Geschichten aus der vaterländischen Vorzeit die größere „Burg Stauffeneck" (1828), die, in die Perioden des ausgehenden Mittelalters, des Humanismus, der Reformation und des Bauernkrieges führend, ein sauberes Kulturbild entwirft, aber nur ein bescheidenes Maß von Erfindungs-, Gestaltungs- und Darstellungsgabe verrät. Ottmar Schönhuth, der an wissenschaftlicher Bedeutung Pfaff nicht erreicht, weiß besser zu erzählen. Am 6. April 1806 zu Sindelfingen geboren, Seminarist und Stiftler, wurde er nach der üblichen Vikariatszeit 1837 Pfarrer zu Dörzbach (O.A. Künzelsau), 1842 zu Wachbach, 1854 zu Edelfingen (beide Orte im O.A. Mergentheim), wo ihn am 6. Februar 1864 der Tod seiner zahlreichen Familie entriß. Schönhuth war ein in den verschiedensten historischen Fächern rastlos thätiger Schriftsteller, der es auf etwa 130 Werke gebracht hat. Als Student von Uhland angeregt, eröffnete er 1834 seine litterarische Laufbahn mit Herausgabe der Laßbergschen Nibelungenhandschrift, über deren Alter er anfangs viel bespöttelte, später jedoch von namhaften Germanisten adoptierte Behauptungen aufstellte. Er veröffentlichte noch weitere mittelalterliche Litteraturdenkmale, ferner nicht weniger als 55 alte Volksbücher, die im württembergischen Franken viel gelesen wurden, Sammlungen von

Liedern und Sagen, einige Jahrgänge „Monatrosen. Blätter aus Franken zur Belehrung von Jung und Alt". Auch als Geschichtforscher verfolgte er mit seinen zahlreichen Chroniken, Ortsbeschreibungen, Biographien und Monographien aller Art vorwiegend populäre Zwecke. Sein fünfbändiges Werk über „Die Burgen, Klöster, Kirchen und Kapellen Württembergs" (1860/1) genoß besondere Beliebtheit. Von seinen bescheidenen, im schlichten Chronikenstile gehaltenen Erzählungen aus der vaterländischen Geschichte ist die umfangreichste „Graf Johann von Wirtenberg oder die Brautwerbung zu Stuttgarten" (1852). Ueber ein dünnes, 1839 veröffentlichtes Bändchen belangloser „Gedichte" kann man ohne weiteres hinweggehen, ebenso über die dramatisierte Skizze „Die Städter-Schlacht bei Döffingen" (1830) und das ganz undramatische vaterländische Schauspiel „Käthchen von Engen oder Widerhold auf Hohentwiel" (1836); eher noch spricht ein Fastnachtsspiel im Dialekte, „Die Ohrfeige" (1830) betitelt, an, das eine Anekdote aus dem Leben Herzog Ulrichs von Württemberg behandelt. Als Dichter bediente sich Schönhuth teilweise des Pseudonyms F. H. Ottmar und Ottmar Heimlieb.

Erzählungen von Pfaff und Schönhuth wurden mit solchen von Wilhelm Zimmermann und anderen, meist namenlosen Autoren, die sich ungefähr auf demselben Niveau halten, 1854/5 zu den fünf Sammelbänden „Württemberg wie es war und ist" vereinigt. Darin zieht die vaterländische Geschichte von den ältesten Tagen bis auf die Gegenwart in einer Anzahl chronologisch geordneter Novellen, Bilder und Skizzen an unseren Augen vorüber. Das volkstümliche, gleichermaßen belehrende und unterhaltende, wenn auch poetisch nicht eben wertvolle Werk hat so lebhaften Anklang gefunden, daß es immer wieder erneuert werden mußte und schon seine achte Auflage erlebt hat.

Max Eifert (1808—1888) aus Tübingen, Pfarrer in Calmbach (O.A. Neuenbürg) und Eningen (O.A. Reutlingen), der auch die heimatliche Ortskunde durch verschiedene Schriften bereichert und in einem „Namen-Büchlein" die gebräuchlichsten Taufnamen verzeichnet, erläutert und mit Bibelsprüchen versehen hat, schrieb eine Erzählung, „Das Wahrzeichen von Tübingen", die 1846 ihre erste

und 1863 eine dritte Auflage erlebte. Sie führt die Geschicke zweier Tübinger Bürgerssöhne vor und gipfelt in einem abscheulichen, zu Ende des 15. Jahrhunderts in der jungen Universitätsstadt begangenen Justizmord. Eifert wirkt mit einfachen Mitteln, zeigt aber Geschick in der Erfindung wie in der Darstellung, und da er die kulturhistorischen Verhältnisse jener Zeit, namentlich das Zunftwesen, richtig erfaßt und zu klarer Anschauung gebracht hat, so ist der Erfolg seines Werkes wohl verdient gewesen. Auch die Belletristen Theodor Griesinger, Otfried Mylius und Adolf Weisser behandelten wiederholt Stoffe aus der württembergischen Geschichte. Andere, wie Luise Pichler, bearbeiteten die ältere schwäbische Zeit, insbesondere die Epoche der Hohenstaufen.

Eine Anzahl historischer Erzähler aus Württemberg haben sich, über die Heimat hinausgreifend, für ihre Dichtungen Gegenstände der allgemein deutschen oder fremdländischen Geschichte ausgesucht. Von Georg Rapps Witukind und anderem haben wir bereits bei früheren Anlässen gehört. Friedrich Seybold, der uns schon unter den Journalisten des fünften Kapitels begegnet ist, hat sich nur wenige Jahre, während diesen aber mit großem Nachdruck auf die historische Belletristik geworfen und eine längere Reihe von Romanen, namentlich „Der Camisarde" (1829), „Der Patriot" (1830), „Republikaner und Royalisten" (1833), „Kaspar Hauser oder der Findling" (1834), „Das Erbe von Toggenburg" (1835), sowie die drei Sammlungen „Novellen" (1833), „Erzählungen und Novellen" (1834), „Olla Potrida" (1834) veröffentlicht. Er hat ohne Frage zu rasch und flüchtig produziert und seine Gegenstände nicht völlig durchgearbeitet, doch weiß er mit seinen lebhaften, kriegerisch bewegten und wild erregten, aber versöhnlich ausklingenden Handlungen den Leser zu spannen und zu fesseln. Mit Vorliebe sucht er seine Stoffe in der Geschichte Frankreichs und der Schweiz. Das politische Element tritt stellenweise stark hervor, und auch hier verleugnet Seybold in seinen zornigen Anklagen gegen Priesterfanatismus und in anderen Punkten den freisinnigen Publizisten nicht. Je näher er in seiner Novellistik der eigenen Zeit rückt, desto mehr kommt dies zur Geltung. Er bedient sich dabei hauptsächlich der satirischen Form. In dem die große französische Revolution be-

handelnden Romane „Republikaner und Royalisten" werden die Dummheit und Roheit des Volkes und die Feigheit und Selbstsucht des Adels mit gleicher Schärfe gegeißelt, während der als komischer Roman bezeichnete Patriot das jammervolle politische Treiben in einem deutschen Duodezfürstentume zur Zeit der heiligen Allianz karikiert.

Rehfues, dessen Leben und publizistisches Wirken im ersten Bande vorgeführt worden ist, nimmt unter den schwäbischen Prosadichtern des 19. Jahrhunderts, welche sich unter dem Einflusse Walter Scotts dem historischen Romane zugewandt haben, eine hervorragende Stelle ein. Schon in jüngeren Jahren hat er gelegentlich vereinzelte poetische Versuche veröffentlicht, so 1815 ein beschreibendes Gedicht von stark rhetorischem Gepräge, Namens „Groß-Griechenland", ohne jedoch damit den Beweis besonderer poetischen Begabung liefern zu können. Um so größer war die Ueberraschung, als ihm dies mit seinem 1832 anonym erschienenen großen Romane „Scipio Cicala" gelang. Es folgten noch zwei weitere epische Prosaschöpfungen nach: 1834 „Die Belagerung des Castells von Gozzo, oder der letzte Assassine", 1836 „Die neue Medea", und alle drei Werke fanden warme Anerkennung bei den urteilsfähigen Zeitgenossen. Seine Stoffe entnahm Rehfues der Vergangenheit Italiens. Scipio Cicala behandelt eine Verschwörung unteritalischer Patrioten gegen die spanische Herrschaft im 16. Jahrhundert; der Held, dessen Schicksale in jenen Aufstand verflochten sind, gelangt schließlich als Renegat bei den Türken zu äußerer Macht, aber nicht zu innerem Frieden und wahrem Glücke. Der zweite Roman spielt im selben Zeitalter und hat die Belagerung und Eroberung des Malteser-Kastells Gozzo durch die Türken zum Gegenstande, wobei ein wackerer junger Mann umsonst all seinen Mut und seine Entschlossenheit gegen die Niedertracht des Kommandanten und seiner Helfershelfer wie gegen den Wankelmut der Menge in die Wagschale wirft. In der neuen Medea führt uns der Dichter einen heimtückischen Angriff auf die Stadt Venedig vor, den im 17. Jahrhundert ein normännischer Abenteurer, der Kapitän Jacques Pierre, im Auftrag des spanischen Vizeköniges unternommen hat; der Plan schlägt jedoch fehl, und die Verschwo-

renen ereilt die verdiente Strafe. Laura, die Titelheldin, eine groß und edel veranlagte Frau, die von Jacques Pierre um einer verführerischen Griechin willen verlassen worden ist, nimmt an dem Zerstörer ihres Lebensglückes furchtbare Rache, indem sie ihn vor seiner Hinrichtung zum Zeugen des Unterganges ihres gemeinsamen, ihr entfremdeten Kindes macht. Rehfues bewährt sich in diesen Dichtungen als einen hochgebildeten Mann von umfassenden allgemeinen Kenntnissen und außerordentlicher Vertrautheit mit den besonderen Gegenständen seiner Darstellung, zugleich aber auch als einen Erzähler von ungewöhnlicher Fülle und Kraft der Phantasie. In der Landschaft und Geschichte Italiens, in den Sitten und Sagen des Volkes ist er bewandert wie wenige. Seine Romane weisen einen unerschöpflichen Reichtum an lebendig geschauten Volkscharakteren und virtuos durchgeführten Volksszenen auf. Sie beleuchten das Kloster- und Mönchsleben von allen Seiten. Die durch vielfache Berührung mit dem Oriente gesteigerte Neigung der Südländer zum Wunder- und Aberglauben wird stark, oft allzu stark betont; der Dichter selbst findet an dem Uebersinnlichen, Geheimnisvollen und Ahnungsreichen unverkennbares Gefallen. Auch sonst arbeitet er mit allen Mitteln der Romantik. Er hat eine Vorliebe für das Schauerige, Grausige, Blutige, für das Abenteuerliche, Gigantische, Groteske. Manchmal gemahnen die Geburten oder Ausgeburten seiner Phantasie an Viktor Hugo. Freilich vermögen alle noch so glänzenden Bilder, alle noch so packenden Szenen für die Mängel in der Komposition und Oekonomie der Rehfuesschen Romane nicht ganz zu entschädigen. Nicht nur bringen große Breiten, namentlich endlose Gespräche den auf die Weiterentwicklung der Hauptereignisse gespannten Leser zur Verzweiflung, sondern den Handlungen selbst fehlt die Einheitlichkeit, der rechte Mittelpunkt: sie fallen zu sehr in Einzelpartien auseinander und verlaufen schließlich fast im Sande. Große Zwecke werden überall angestrebt, aber nirgends erreicht, gewaltige Vorbereitungen angestrengt, aber sie führen zu keinen greifbaren Ergebnissen. Schwerer noch wiegt der Tadel, daß Rehfues trotz allem Aufwand von psychologischer Kunst seinen Hauptpersonen nicht so viel Lebenskraft und Wärme einzuhauchen vermag, daß sie unsere innere Teilnahme ge-

winnen. Der unreife, von anderen geschobene und vom blinden Zufall in seinem Thun bestimmte Scipio Cicala ist ebenso unsympathisch wie der charakterlose Kapitän Jacques Pierre, während der kühne und energische Verteidiger des Kastells Gozzo wenigstens bis zu einem gewissen Grad anzieht. Auch ist dieses Werk einheitlicher gestaltet als die beiden anderen, hinter denen es dafür an Großartigkeit der ganzen Anlage wie der historischen Perspektive erheblich zurückbleibt. Im ganzen gebührt jedenfalls dem Scipio Cicala der Preis, weil hier die epischen Talente des Verfassers noch am frischesten und unverbrauchtesten wirken.

Während Rehfues immerhin ein Epiker größeren Stiles gewesen ist, fallen die folgenden Autoren mehr unter den Begriff der Belletristen. Theodor Griesinger (1809—1884), aus dem damals württembergischen (jetzt badischen) Kirnbach bei Wolfach im Schwarzwalde gebürtig, verließ nach Vollendung seiner Studien und provisorischer Verwendung im Kirchendienste die Theologie und lebte als Schriftsteller und Buchhändler in Stuttgart. 1848 beteiligte er sich an der revolutionären Bewegung, begründete ein demokratisches Blatt, „Die Volkswehr“, wurde festgenommen, um nach zweijähriger Untersuchungshaft auf dem Asperg freigesprochen zu werden. 1852 wanderte er infolge dieser Umstände mit seiner Familie nach Amerika aus, kehrte aber schon wieder 1857 enttäuscht nach Stuttgart zurück, wo er bis an seinen Tod mit litterarischen und buchhändlerischen Unternehmungen beschäftigt blieb. Griesinger führte sich 1838 mit „Silhouetten aus Schwaben“ ein, hübschen, von guter Beobachtungsgabe zeugenden Skizzen aus dem schwäbischen Stadt- und Landleben, denen noch verschiedene ähnliche Werke humoristisch-satirischer Art nachfolgten. Seine ersten Novellen, „Die letzten Zeiten der Grävenitz“, „Ida, Gräfin von Salmandingen“ u. s. w., sind der schwäbisch-württembergischen Geschichte entnommen, auf die er nochmals 1860 mit dem historischen Romane „Heinrich von Mömpelgard und Elisabetha von Bitsch“ zurückgriff. Sein Talent bewegt sich am sichersten auf heimatlichem Boden. Außerdem schrieb er viele Erzählungen aus Vergangenheit und Gegenwart, auch Reisebücher und kulturhistorische Werke, verarbeitete namentlich seine amerikanischen Eindrücke und

Erlebnisse mit Fleiß. In anderen Schriften jagte er sensationellen und pikanten Stoffen nach, indem er das Publikum bald in die Mysterien des Vatikans oder Eskurials, bald in das Damenregiment an den europäischen Höfen oder in die Maitressenwirtschaft in Deutschland einweihte. Die viel gelesenen Bücher Griesingers, der auch wiederholt kurzlebige belletristische Blätter herausgab, verdankten ihre Beliebtheit dem angenehmen, wenngleich etwas oberflächlichen Erzählertalente ihres Verfassers. Dieser hat sich auch wissenschaftlich bethätigt und außer einer vierbändigen Geschichte der Deutschen ein recht nützliches „Universal-Lexicon von Württemberg, Hechingen und Sigmaringen" (1841) geliefert sowie das illustrierte Werk „Württemberg. Nach seiner Vergangenheit und Gegenwart in Land und Leuten gezeichnet" (1866).

Albertine Röslin, am 30. September 1812 als Pfarrerstochter zu Lorch (O.A. Welzheim) geboren, Schauspielerin in Karlsruhe und Mainz, verheiratete sich in zuletzt genannter Stadt mit dem Theaterarzte Henrich und entsagte der Bühnenlaufbahn. Nach dem Tod ihres Gatten nahm sie in Darmstadt ihren Aufenthalt und ergriff den Beruf der Schriftstellerin. Später zog sie zu einer verheirateten Tochter nach Spanien, dann zu ihrem Sohne nach Kalifornien; ihren Lebensabend verbrachte sie wieder in Spanien. Ihr letztes Buch erschien 1869. Sie schrieb unter dem Namen Paul Stein. Sie debütierte, offenbar von Auerbach angeregt, 1857 mit Erzählungen „Aus dem schwäbischen Volksleben". Sowohl hier als in den Geschichten „Aus Andalusien" (1866) zeigt sich ein hübsches Darstellungstalent und gutes Verständnis für das Charakteristische von Volkssitten. Weit weniger befriedigen ihre größeren, meist historischen Romane: „Der letzte Churfürst von Mainz", „Johannes Gutenberg", „Albrecht von Brandenburg", „Aus den Tagen des ersten Napoleon" u. s. w. Die geschichtlichen Bestandteile sind da nur ziemlich äußerlich auf abenteuerliche Handlungen gepfropft, die sich von Zigeunerstreichen, Kinderverwechslungen und anderen Requisiten einer überspannten Phantasie fristen.

Karl Müller (1819—1889) aus Stuttgart arbeitete sich vom Buchdruckerlehrlinge zu einem angesehenen Schriftsteller empor. Seit 1842 leitete er das beliebte Unterhaltungsblatt „Erheiterungen",

dessen Spalten er vorzugsweise mit Erzeugnissen seiner Feder oder Bearbeitungen ausländischer Werke füllte. Von 1868 bis 1879 widmete er seine Kräfte den illustrierten Zeitschriften des H. Schönleinschen Verlages in Stuttgart, namentlich der Allgemeinen Familienzeitung. Schon mit 17 Jahren begann Müller, der meist unter dem Pseudonym Otfried Mylius schrieb, seine litterarische Thätigkeit, die sich nicht auf Belletristik beschränkte, sondern auch auf Uebersetzungen, belehrende Jugendschriften, naturwissenschaftlich-geographische, historische, kulturhistorische Arbeiten erstreckte. Von seinen zahlreichen Novellen und Erzählungen veranstaltete er mehrere Sammlungen. Die lange Reihe seiner großen Romane wurde 1854 durch „Des Lebens Wandelungen" eröffnet und 1889 durch „Die rote Gräfin" geschlossen. Er holte sich seine Themata häufiger noch aus der Vergangenheit als aus der Gegenwart. Das Zeitalter Herzog Karl Eugens, das er unter anderem in den Romanen „Die Irre von Eschenau" und „Verkaufte Seelen" behandelte, zog ihn besonders ein. Er liebte Schilderungen höfischen Lebens, strebte nach sensationellen Wirkungen. Seine Richtung wird durch Anführung einiger Büchertitel, wie „Neue Pariser Mysterien", „Die Geheimnisse der Bastille", „Neue Londoner Mysterien", „Das Testament von St. Helena", „Am Hofe der nordischen Semiramis", „Grafenkrone und Dornenkrone", hinlänglich gekennzeichnet. Ein vielgewandter, flotter Erzähler, weiß er zu spannen und zu unterhalten, ohne irgendwie einen tieferen und nachhaltigeren Eindruck zu hinterlassen.

Die Romane Adolf Weissers (1815—1863) aus Unterjettingen (O.A. Herrenberg), verraten mehr natürliche Begabung als künstlerisches Gepräge. Er wandte sich von der Theologie der Journalistik zu, redigierte von 1843 bis 1849 den Beobachter in Stuttgart, wurde in die revolutionäre Bewegung verwickelt und mußte nach der Schweiz fliehen, wo er als Litterat sein Dasein fristete. Weisser, der schon früher gelegentliche Ausflüge auf das belletristische Gebiet gemacht hatte, ließ nun eine Anzahl größerer Werke dieser Gattung erscheinen, deren Stoffe er teils der Züricher, teils der württembergischen Geschichte entnahm. „Der Blinde und sein Sohn" (1852,3) und „Schubart's Wanderjahre oder Dichter

und Pfaff" führen in Herzog Karl Eugens Zeitalter. Sein letztes Werk war ein sozialer Roman aus der Gegenwart: „Der Tanz um das goldene Kalb" (1859). Echt schwäbisches Heimweh hatte ihn in der Fremde ergriffen. Als er endlich nach Württemberg zurückkehren durfte, war er körperlich und geistig gebrochen; er starb, dem Irrsinne verfallen, in der Göppinger Heilanstalt.

Eine weit originellere Physiognomie als diese Belletristen zeigt Johannes Scherr, für dessen litterarische Erscheinung die enge Verbindung von Wissenschaft und Poesie bezeichnend ist. Am 3. Oktober 1817 als das zehnte Kind eines katholischen Schullehrers zu Rechberg (O.A. Gmünd) geboren, genoß er eine tüchtige, aber ziemlich strenge Erziehung, besuchte verschiedene Gymnasien und bezog 1837 die Universität Tübingen, um sich hier auf die philologischen und historischen Fächer zu werfen. Von seinem Bruder Thomas, dem bekannten Schweizer Pädagogen, der seine Jugend leitete und ihm auch die Mittel zum Studium gab, wurde er 1840 an dessen Privatanstalt bei Winterthur als Lehrer für Litteratur und Geschichte berufen. 1843 siedelte er nach Stuttgart über und betrat mit der Aufsehen erregenden Schrift „Würtemberg im Jahre 1844" die politische Arena. Bald spielte er innerhalb der liberalen Partei eine Führerrolle, wurde 1848 in die Abgeordnetenkammer und den Landesausschuß gewählt. Doch donnerte er nicht bloß gegen die Reaktion, sondern hielt auch zündende Reden für Deutschlands Einheit und Größe. Infolge seines Auftretens in einer Reutlinger Volksversammlung sollte er verhaftet werden, entkam jedoch auf Schweizer Boden und wurde in Abwesenheit zu fünfzehnjähriger Zuchthausstrafe verurteilt. Scherr, ein von der Erregung des Augenblickes abhängiger Gefühlspolitiker, wie die meisten Poeten, blieb zwar seinen freisinnigen Anschauungen treu, entfernte sich jedoch allmählich vom Radikalismus und sagte später den Volksverführern wie dem wankelmütigen Volke manche bittere Wahrheiten. Die Einigung Deutschlands im Jahre 1871 begrüßte er mit Freuden. Von 1849 bis 1852 lebte der Flüchtling als Schriftsteller in Zürich und hielt zugleich Vorlesungen an der dortigen Hochschule. Die nächsten acht Jahre verbrachte er, ausschließlich mit litterarischen Arbeiten beschäftigt, in sehr unzuver-

lässigen ökonomischen Verhältnissen zu Winterthur. Seit 1860 wirkte er als Professor der Geschichte, nach Vischers Abgang auch der Litteraturgeschichte am eidgenössischen Polytechnikum in Zürich, wo er als akademischer Lehrer sich ungewöhnlicher Sympathien, seine Vorlesungen sich großen Zulaufes erfreuten. Scherr war ein sprudelnder und unterhaltender Gesellschafter, liebte indessen ein stilles, häusliches Leben. Er war seit 1845 mit Susanne Kübler aus Winterthur vermählt, einer bekannten Schriftstellerin auf dem Gebiete der Hauswirtschaftskunde, die ihm auch als treffliche litterarische Gehilfin zur Seite stand. Nachdem sie ihm 1873 durch den Tod entrissen worden war, ging er eine zweite, nicht minder glückliche Ehe gleichfalls mit einer Schweizerin ein. Noch im Jahre 1885 durfte er sein fünfundzwanzigjähriges Professorenjubiläum unter großartiger Beteiligung der ganzen Schweiz feiern. Er war auf einem Auge erblindet und in seinen letzten Lebensjahren auch sonst von schweren körperlichen Leiden heimgesucht, denen ein Herzschlag am 21. November 1886 ein Ende bereitete.

Scherr begann seine litterarische Laufbahn schon als Gymnasist und setzte sie als Student eifrig fort. Er schrieb „Sagen aus Schwabenland" (1836), eine Reihe unterhaltender, aber in der Erfindung oft kindlicher Volkserzählungen, wie „Vaters Fluch" (1837), „Der Wildschütz" (1838) u. s. w., Volksbücher aller Art. „Der Student von Ulm", ein „Zeit- und Sittengemälde aus dem Anfang des 16. Jahrhunderts" von grausigem Inhalte, beschloß diese jugendliche Epoche. Auch Verse machte er damals, gab 1835 „Poetische Versuche" und 1842 „Laute und leise Lieder" heraus, wenig selbständige, aber sehr gewandte Nachbildungen romantischer und sonstiger Muster. Noch 1850 ließ er ein unvollendetes komisches Epos in originell gereimten Oktaven, „Hans von Dampf", drucken, darin ungezogenem Witz und ungenierter politischen Satire frönend. Die gesamte sich über vier Jahrzehnte erstreckende Novellistik seiner reiferen Epoche verfolgt, wie verschieden sie in allen anderen Stücken ist, gleichermaßen sittengeschichtliche Zwecke. „Der Prophet von Florenz" (1844/5), dessen Held Savonarola ist, die vierbändige, der amerikanischen Flibustiergeschichte des ausgehenden 17. Jahrhunderts entnommene Novelle „Die Pilger der Wildniß"

(1853), ein Roman über Schiller (1856) sind seine Hauptschöpfungen historischer Art. Dem Leben der Gegenwart gehören unter anderem an die größeren Novellen „Nemesis“ (1854) und „Die Tochter der Luft“ (1855), „Michel. Geschichte eines Deutschen unserer Zeit“ (1858), eine seiner gelungensten Leistungen, und „Porkeles und Porkelessa“ (1882), eine gegen modernes Strebertum, Judentum und Ultramontanismus gerichtete „böse Geschichte“. Auch Dorfnovellen hat er geliefert, so 1846 eine oberschwäbische, „Reicher Bursch und armes Mädchen“, 1860 die treffliche Erzählung aus den Alpen „Rosi Zurflüh“. Das 1873/4 in zehn Bänden erschienene Novellenbuch enthält eine Auswahl seiner Belletristik. Fast noch zahlreicher sind Scherrs wissenschaftliche Werke, die sich ungefähr gleichmäßig auf Geschichte, Kultur- und Litteraturgeschichte verteilen. Seine historischen Arbeiten umspannen das gesamte Gebiet der Weltgeschichte einschließlich der Religionsgeschichte. Doch bevorzugt er das 19. Jahrhundert. Er hat außer vielen kleineren Sachen „Blücher, seine Zeit und sein Leben“ (drei Bände, 1862/3) geschildert, die Epoche „Von Achtundvierzig bis Einundfünfzig“ (1868/70) beschrieben, „Das Trauerspiel in Mexiko“ (1868) erzählt und den deutsch-französischen Krieg in einem zweibändigen „1870 bis 1871. Vier Bücher deutscher Geschichte“ (1879) betitelten Werke meisterhaft dargestellt. Der politischen Geschichte sind „Die Nihilisten“ (1885) und andere Schriften gewidmet. Seinen beiden in vielen Auflagen verbreiteten kulturhistorischen Hauptleistungen, „Geschichte deutscher Cultur und Sitte“ (1853) und dem reich illustrierten Prachtwerke „Germania. Zwei Jahrtausende deutschen Lebens“ (1878), reihen sich weitere an, darunter eine „Geschichte der deutschen Frauenwelt“ (1860). Den Reigen seiner litterarhistorischen Darbietungen eröffneten „Georg Herwegh“ (1843), Poeten der Jetztzeit in Briefen an eine Frau“ (1844) und ein „Bildersaal der Weltliteratur“ (1848). Eine weit verbreitete „Allgemeine Geschichte der Literatur“ (1851), Spezialgeschichten der deutschen, der englischen, „Schiller und seine Zeit“ (1859), eine der besten Gaben Scherrs, und „Goethes Jugend“ (1874) folgten nach. Endlich hat er auch zahllose Abhandlungen, Aufsätze, Studien, Skizzen und Bilder historischen, litterar-

historischen, biographischen, aktuellen, kritischen, satirischen Inhaltes zu Sammlungen mit meist verführerischen Titeln vereinigt: „Mixed-Pickles", „Mischmasch", „Farrago", „Dämonen", „Hammerschläge und Historien", „Menschliche Tragikomödie" (zwölf Bände, 1882/4), „Gestalten und Geschichten" u. s. w.

Scherr hat an Fruchtbarkeit alle württembergischen Autoren des 19. Jahrhunderts überboten. Unter einer solchen Masse von Werken kann natürlich nicht alles von demselben Gehalt und Wert oder gleichmäßig durchgebildet sein. Seine — teilweise übrigens durch seine ökonomische Lage veranlaßte — Vielschreiberei brachte es auch mit sich, daß er sich häufig wiederholte. Aber langweilig wird er niemals, stets wirkt er anregend, ob er nun unseren Beifall findet oder unseren Widerspruch herausfordert. Seine meisten Bücher erfreuten sich großer Beliebtheit und erlebten mehrere, teilweise zahlreiche Auflagen. Scherr erinnert in mancher Hinsicht an Vischer, dessen litterarische Thätigkeit indessen auf einem festeren philosophisch-theoretischen Untergrunde fußt. Auch Scherr ist das gerade Gegenteil eines Stubengelehrten gewesen, auch er hat die Wissenschaft in engste Verbindung mit dem Leben der Gegenwart gebracht. Er hat sich den Kampf gegen das Philistertum, gegen die Unnatur und Ueberkultur, gegen die Verlogenheit und Phrasenherrschaft des Jahrhunderts zur Aufgabe gesetzt. Mit nervigem Arme schwingt er die Geißel der Satire über seinen Zeitgenossen und teilt wuchtige Schläge nach allen Seiten aus. Dabei geht ein entschieden ethischer Zug durch alle seine Schriften. Freilich hält er in seiner leidenschaftlichen Subjektivität nicht immer das rechte Maß ein. Er wird vielfach zu rücksichtslos, zu saftig, zu derb, zu grob. Er schießt in seinen Antipathien über das Ziel hinaus. Insbesondere geht sein Pessimismus zu weit. Er betrachtet die ganze Welt als Narrenhaus, die ganze Weltgeschichte als Tragikomödie, und seine Lebensauffassung endet in trostloser Verzweiflung. Doch ist er, obschon ein Todfeind des religiösen Fanatismus, keineswegs irreligiös. Seine Vorliebe für das Originelle, Sensationelle, Pikante artet nicht selten in Manier aus. In seiner Darstellung und seinem Stile liegt gleichfalls etwas stark Individuelles, das der Eigenart zulieb nicht einmal vor Geschmacklosigkeiten zu-

rückschreckt. Das Charakteristische geht ihm über das Anmutige. Er bevorzugt eine kraftvolle, drastisch wirkende Ausdrucksweise. Er prägt sich gerne seine Wörter selbst, ohne daß seine verwegenen Neubildungen immer Beifall verdienen. Jedenfalls ist er ein ungewöhnlicher Virtuos in der formalen Behandlung der verschiedenartigsten Gegenstände.

Mit einem seltenen Reichtum an Kenntnissen und einer staunenswerten Belesenheit ist bei Scherr eine tief eindringende Auffassungs- und Beurteilungsgabe verschwistert. Infolge dieser Eigenschaften versteht er in allen Dingen mitzureden, obschon er auf keinem Gebiet exakte Spezialforschung getrieben hat. Seine Universalität befähigt ihn, sich mit gleichem Glück entgegengesetzten Aufgaben zuzuwenden. Die Grenzen zwischen seiner wissenschaftlichen und belletristischen Thätigkeit sind nicht scharf gezogen, weil er in jener zugleich Unterhaltung, in dieser zugleich Belehrung anstrebt. In seiner Novellistik schlägt einerseits das kulturhistorische, andererseits das raisonnierende Element zu sehr vor. Er stellt sich nicht auf den objektiven Standpunkt des Erzählers, vielmehr sucht er allenthalben Gelegenheit zu kritischen Abschweifungen und polemischen Ausfällen. Selbst in seinen historischen Romanen schaut aus der Darstellung der moderne Autor überall hervor. Durch diese Stillosigkeit wird die poetische Illusion allzu oft vernichtet. In vielen seiner Erzählungen vermißt man ferner das rechte Ebenmaß der Komposition. Doch wird man selbst da, wo das Ganze nicht befriedigt, durch treffliche Einzelheiten entschädigt. Namentlich bewährt er sich als Meister in kulturhistorischen Schilderungen. Mit welcher Farbenglut ist beispielsweise das sittenlose Treiben der Borgias in Rom im zweiten Bande des Propheten von Florenz versinnlicht! Das Gewaltige, das Dämonische, das Erschütternde ist sein Element, und er läßt mit Vorliebe das Schicksal mit den armen Menschenkindern sein furchtbares Spiel treiben. Den Eindruck reiner Kunstwerke gewähren die wenigsten Gaben seiner Muse, aber die meisten zwingen dem Leser doch das Geständnis ab, daß ein Geist nicht gewöhnlicher Art zu ihm gesprochen habe.

Den Goetheschen Bildungs- und Künstlerroman vertraten

in Württemberg hauptsächlich Mörike, Bührlen und R. Köstlin. Mörikes Maler Nolten mit seinen stark romantischen Zuthaten haben wir ja bereits kennen gelernt. Auch Köstlins Muse ist mit anderen Elementen verschiedener Art zersetzt. Verhältnismäßig am reinsten hat Friedrich Ludwig Bührlen jene Kunstgattung nachgebildet. Der Lebensfaden dieses Schriftstellers spann sich ohne Verwicklungen ab. Er war am 10. September 1777 zu Ulm geboren, besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt, dann die Universitäten Landshut und Würzburg, vom theologischen Studium bald zum juristischen übergehend. Er trat erst in den bayerischen, seit 1811 in den württembergischen Staatsdienst und lebte als Registrator, zuletzt mit dem Titel eines Kanzleirates, in Stuttgart bis zum 9. Mai 1850. So bescheiden seine äußere Stellung war, verstand der für feinere Lebensgenüsse empfängliche und seine philosophischen Grundsätze in die Praxis umsetzende Mann es doch, sich sein Leben angenehm und behaglich zu gestalten. Er genoß das schönste Familienglück und erfreute sich der Achtung seiner Mitbürger. Er bemühte sich um möglichst vielseitige Ausbildung seiner geistigen wie körperlichen Fähigkeiten. Auf weiten Reisen, die er meist zu Fuß machte, bereicherte er seine Kenntnisse. Kein Zweig des Wissens, kein Gebiet der Kunst war ihm fremd. Namentlich liebte er leidenschaftlich alte Gemälde, und es gelang ihm bei äußerst beschränkten Mitteln, sich allmählich eine kleine Galerie von solchen anzulegen. Als Schriftsteller hing er durchaus der klassischen Richtung an; das Moment der Bildung spielte bei ihm die alles beherrschende Rolle. Er legte seine populär-wissenschaftlichen und novellistischen Arbeiten in den vornehmsten Zeitschriften und Almanachen nieder und vereinigte sie dann zu Büchern. 1814 begann er mit „Lebens-Ansichten", worin er über allerhand Dinge in aphoristischer Weise philosophierte. Später gab er in zwei ähnlichen Werken, „Ansichten von höheren Dingen" (1829) und „Zeitansichten eines Süddeutschen" (1833), seine religiös-philosophischen und politisch-sozialen Ideen zum besten und ließ 1847 die „Philosophie eines Dilettanten" drucken. In zwei Bänden „Bilder aus dem Schwarzwald" (1828/31) teilte er mit, was ihm auf seinen Wanderungen durch die Landschaft in die Augen ge-

fallen und begegnet war. 1835 beschrieb er auch „Stuttgart und seine Umgebungen". Seine novellistischen Erzeugnisse sammelte er dreimal: 1818 als „Erzählungen und Miszellen", 1823|5 als „Neue Erzählungen", 1830 als „Neueste Erzählungen". Außerdem verfaßte er drei längere Romane, „Der Enthusiast" (1832), „Der Flüchtling" (1836), „Die Primadonna" (1844), die wir als seine bedeutsamsten litterarischen Leistungen zu betrachten haben. Nach Gebilden einer blühenden Phantasie, nach Darstellungen überquellender Leidenschaften darf man bei Bührlen nicht suchen. Aufregende, außergewöhnliche, romantische Vorgänge liebt er nicht, vielmehr läßt er alles ordnungsgemäß nach den Gesetzen der Vernunft verlaufen. In einzelnen kleineren Erzählungen kommt das spezifisch Epische noch eher zur Geltung, während in den Romanen dürftige Handlungen so lange hingezogen werden, bis der Autor sich das Herz leicht geredet hat. Ihn beschäftigen alle Fragen des Kunstlebens und der Lebenskunst im weitesten Umfang. Im Enthusiasten zeichnet er mit liebenswürdiger Selbstironisierung sich und seine unbezwingliche Liebhaberei für Gemälde, wie er auch sonst eigene Erlebnisse und Erfahrungen sowie Personen und Motive aus seiner Umgebung in seinen Romanen gerne verwendet. Im Flüchtling spiegeln sich die politischen Bestrebungen der Zeit ab, und der Autor kommt von diesen auf Güterbewirtschaftung, Gartenkunst und allerhand praktische Themata. Mit größerer Vorliebe als der Titelheld, ein unreifer Freiheitsschwärmer, ist der würdige Geheimerat Gotter behandelt, das Ideal eines hervorragend begabten, allseitig gebildeten und auf dem Gipfel der Lebensweisheit angelangten Greisen, um den sich ein geistig angeregter adeliger Kreis gruppiert. In der Primadonna wird das Schicksal einer Sängerin, die ebenso sehr ein edles Mädchen als eine begnadete Bühnenkünstlerin ist, von dem Beginn ihrer Laufbahn bis zu ihrer glücklichen Verheiratung verfolgt. In jedem Kunstfache hütet Bührlen den reinen Geschmack, den streng klassischen Stil. Ueberall bewährt er sich als einen feinen Beobachter, einen geistvollen Beurteiler, eine gesunde und harmonische Natur. So mitteilsam er ist, wird er doch niemals zum faden Schwätzer, und so viel ihm daran liegt, den Samen der Bildung auszu-

streuen, hält er doch darauf, daß alles, was er seinen Personen in den Mund legt, zu ihrem Wesen passe. Seine Charakterzeichnung bewegt sich in feinen, sicheren Linien auf dem Boden der Wirklichkeit. Darstellung und Stil sind flüssig, klar, nicht ohne Anmut; für die dialektische Erörterung zeigt er besonderes Geschick. An Lebensfülle und Farbenreichtum bleiben seine Romane freilich himmelweit hinter denen Goethes zurück. Bührlen ist übrigens erst verhältnismäßig spät zum vollen Verständnis jener übermächtigen Dichternatur durchgedrungen. In jüngeren Jahren schwärmte er für Jean Paul, dem er jedoch zum Glücke keinerlei Einfluß auf seine Darstellungsweise einräumte. Mehr lehnte er sich in seiner älteren Novellistik an die Tiecks an. Nachdem er einmal Goethes Bedeutung ganz erfaßt hatte, gab er sich ihm mit rückhaltloser Begeisterung hin. Der Geheimerat Gotter im Flüchtling ist nichts als ein allerdings aus der Sphäre des Genies in die des Talentes versetzter Goethe. In der Primadonna vollends benützt Bührlen jede Gelegenheit, um seiner Bewunderung für den Meister unmittelbaren Ausdruck zu verleihen, und in einer Einlage, einem dramatischen Faustfragmente, tritt er auch als Versdichter in Goethesche Fußstapfen. Auch sonst hat er sich gelegentlich der gebundenen Redeweise bedient, namentlich in einem 1849 erschienenen Heftchen „Politische Xenien“, die den aristokratisch veranlagten Verfasser durchaus als Gegner der demokratischen Bewegung zeigen.

Christian Reinhold Köstlin, der Sohn des Theologen Nathanael Köstlin, erblickte am 29. Januar 1813 zu Tübingen das Licht der Welt. Vom Stuttgarter Gymnasium kam der an geistiger Reife seinen Jahren weit vorangeeilte Jüngling schon Herbst 1829 als Jurist auf die Tübinger Universität, setzte seine Studien in Heidelberg und Berlin fort und ließ sich, nachdem er in den beiden Staatsprüfungen 1834 und 1836 glänzende Ergebnisse erzielt hatte, als Rechtsanwalt in Stuttgart nieder. 1839 vertauschte er diese Stellung mit der eines Dozenten für Kriminalrecht in Tübingen, wurde 1841 außerordentlicher Professor und verheiratete sich mit Josephine Lang aus München, die sich als Liederkomponistin einen Namen gemacht hat. Seit 1851 ordent-

licher Professor, mußte er seine Vorlesungen bald einstellen, da ein in das Jahr 1840 zurückreichendes Brust- und Lungenleiden zu heftigem Ausbruche gelangte und ihn fast völlig der Stimme beraubte. Am 14. September 1856 wurde der ungemein reich und vielseitig veranlagte und gebildete Mann viel zu frühe dem Leben, der Wissenschaft und der Kunst entrissen.

Ein ausgezeichneter Jurist und anregender akademischer Lehrer, hat Reinhold Köstlin versucht, die Hegelsche Philosophie, die er gründlich studiert hatte, für das Kriminalrecht fruchtbar zu machen. Neben seinen sehr geschätzten kriminalistischen Schriften, unter denen sich eine populäre über das Geschworenengericht und der erste Band eines Systemes des deutschen Strafrechtes befinden, verfaßte er auch eine staatsrechtliche, „Wilhelm der erste, König von Wirtemberg, und die Entwicklung der wirtembergischen Verfassung vor und unter seiner Regierung“ (1839). Auf artistischem Gebiete zogen ihn Ton- und Dichtkunst gleichermaßen an. Er komponierte, er war unter dem Schriftstellernamen C. Reinhold in den drei poetischen Hauptgattungen mit schönem Erfolge thätig, der noch größer geworden wäre, wenn er seine Kräfte mehr zusammengefaßt hätte. Seine vorher hauptsächlich durch das Morgenblatt bekannt gewordenen Gedichte sammelte er 1853. Er bietet in dem Buche tiefe und doch zarte, häufig auf einen sanft melancholischen Ton gestimmte Natur- und Gefühlslyrik von stofflos ätherischem Gepräge. Auch seine Balladen und Romanzen ziehen mehr durch ihren Stimmungsgehalt als durch ihre Handlung an. Er hält etwas auf Reinheit der Form; leicht und melodisch gleiten seine Weisen dahin. Seine Lieder lassen ihn alsbald als Glied des schwäbischen Dichterkreises erkennen, doch erscheint er stärker als der Durchschnitt seiner Genossen von Goethe beeinflußt. Von seinen dramatischen Versuchen wurden nur Bruchstücke in Zeitschriften gedruckt; „Die Söhne des Dogen“ gingen 1838 über die Bretter der Stuttgarter Hofbühne. Am entschiedensten hat sich sein Talent der epischen Prosa zugewandt. Er schrieb für die Leipziger Novellenzeitung, Lewalds Europa und andere Blätter, veröffentlichte mehrere Werke in Buchform, so 1837 die zwei Erzählungen „Die Geschichte von dem spanischen Baumeister und die Geschichte vom Leim und der Mariandl“, 1839

„Die Mathildenhöhle. Novelle nach einer wahren Begebenheit", 1847/8 drei Bände „Gesammelte Novellen und Erzählungen", enthaltend „Die Kinder der Fremde", „Real und Ideal" und „Die Karfreitags-Christen". In seinen besseren Erzeugnissen lehnt sich Köstlin insbesondere an Goethe an. Er giebt Seelengemälde nach dem Vorgange der Wahlverwandtschaften oder Bildungs- und Künstlergeschichten in der Art des Wilhelm Meister; die Mathildenhöhle ist sogar mit stark empfindsamen Zuthaten im Werthergeschmacke gewürzt. Stellenweise erinnert Köstlins Novellistik auch an die Tiecks. Er bewährt sich überall als einen eleganten Stilisten, als einen Mann von erlesener Bildung, als einen feinen und geistreichen Kenner des menschlichen Herzens, der in psychische Verhältnisse tief einzubringen vermag. Aber man vermißt die schöne Natürlichkeit, das edle Maß Goethes, das der trockenere Bührlen weit besser beobachtet hat. Die Charakterzeichnung ist bei Köstlin zu gekünstelt, verwickelt, mit Details überladen, um rein und einheitlich zu wirken. Seine Schilderungen bewegen sich mit Vorliebe in höher stehenden, ästhetisch durchgebildeten Gesellschaftskreisen, deren Umgangsformen jedoch teilweise in's Phantastische gezogen sind. Er liebt Verkleidungen, und seine Handlungen erwecken oft mehr den Eindruck geistvoller Maskenspiele als den wirklichen Lebens. Auch sein Humor hat etwas Gewaltsames an sich, wirbelt Personen und Ereignisse durcheinander, daß dem Leser darüber förmlich schwindelt. Die drastische Wiener Volksgeschichte vom Leim und der Mariandl ist ganz im Stile des Wiener Marionettentheaters gehalten, während ihre bilderreiche Sprache zugleich das Studium Jean Pauls verrät. Auf den Altar der Romantik hat Reinhold Köstlin endlich mit der absonderlichen Geschichte von dem spanischen Baumeister ein Opfer niedergelegt.

An die jungdeutsche Richtung hat sich kein Württemberger angeschlossen, was bei dem gespannten Verhältnis zwischen jener und dem schwäbischen Dichterkreise fast selbstverständlich ist. Dagegen ging von dem Land ein christlicher Tendenzroman aus, der vorübergehendes Aufsehen erregte. 1854 erschien in der Agentur des Rauhen Hauses zu Hamburg das anonyme Werk „Eritis sicut Deus". Es wendet sich gegen die kritische theologische Richtung

der Tübinger Schule, gegen den Kultus des Genies, gegen die moderne Wissenschaft überhaupt. Der Held der Geschichte, der freisinnige Philosoph Robert Schärtel, muß endlich „zum Kreuze kriechen“, nachdem er mit seinem stolzen Wissen in Theorie und Praxis kläglichen Schiffbruch gelitten hat. Seine edle Gattin Elisabeth, die nach schweren Kämpfen schließlich ihren Glauben abschwört, um mit ihrem Gatten völlig eins zu werden, verfällt darüber in Geistesnacht. Als Vertreter der Wissenschaft figurieren lauter mehr oder weniger gemeine Subjekte von frivolem Lebenswandel. Namentlich erscheint Schärtel selbst als ein charakterloser Tropf und überdies als ein Schwachkopf. Das ist natürlich eine bequeme Art von Beweisführung. Die durch drei Bände sich hinwindende, von endlosen Gesprächen und Ergüssen in Brief- oder Tagebuchform überwucherte Handlung ist das Erzeugnis einer abenteuerlichen Altjungfernphantasie, die von dem wirklichen Leben der geschilderten Gesellschaft eine nur durch Vermittlung des Klatsches überkommene, ganz unklare Vorstellung hat. Das Auftreten mehrerer Tagesberühmtheiten, wie Vischers, Strauß', Baurs, in unwürdiger Verzerrung soll den Roman pikant machen, der als Kunstwerk ganz verfehlt ist, wenn er auch als religiöse Parteischrift vielfache Zustimmung gefunden hat. Als Verfasserin entpuppte sich Wilhelmine Canz, die ihr Werk göttlicher Inspiration verdankt haben will. Aus einer württembergischen Familie stammend, war sie am 27. Februar 1815 in dem 1810 badisch gewordenen Schwarzwaldstädtchen Hornberg als Tochter des dortigen Oberamtsarztes zur Welt gekommen. Sie zog 1855 nach Großheppach (O.A. Waiblingen) und begründete dort eine Bildungsanstalt für Kleinkinderpflegerinnen, der sie als Hausmutter bis 1895 in Ehren vorstand, ihre litterarische Sünde durch eine gemeinnützige Wirksamkeit abbüßend. Nach ihrem Rücktritte ließ die Greisin das zweibändige Werk „Giebt es einen lebendigen Gott?“ (1896/7) veröffentlichen, worin die religiösen Gedanken in Aufzeichnungen aus ihrem Lebenslauf und Tagebuchblätter eingeflochten sind.

Einen der bedeutendsten und beliebtesten Vertreter der sozialen Zeitdichtung, Auerbach, darf das Schwabenland unter seine Söhne zählen. Zu Nordstetten (O.A. Horb), einem stattlichen und wohl-

habenden, im fruchtbaren Vorgelände des Schwarzwaldes auf einer breiten Hochebene frei gelegenen Dorf, erblickte Berthold oder, wie er eigentlich hieß, Baruch Auerbach als Sohn einer kinderreichen jüdischen Familie am 28. Februar 1812 das Licht der Welt. Ein Dorfkind, unter Dorfkindern sich fröhlich tummelnd, verbrachte er bis zum zwölften Jahr im Heimatort eine glückliche Jugend, deren unverlöschlichen Eindrücken er den besten Teil seines Dichterruhmes verdanken sollte. Zum Theologen bestimmt, besuchte er dann zwei Jahre die Hechinger Talmudschule und setzte drei weitere in Karlsruhe seine Studien fort. Doch fesselte ihn das klassische Altertum mehr als die Rabbinerweisheit, und innerlich seinem Berufe schon entfremdet, siedelte er nach Stuttgart über, um dort das Obergymnasium zu durchlaufen. Dann bezog er als Jurist die Landeshochschule, ging jedoch bald zur Philosophie über, bei der ihn Strauß, der geistvolle Tübinger Interpret des Hegelschen Systemes, festzuhalten verstand. Als Anhänger der Burschenschaft wurde er in eine Demagogenuntersuchung verwickelt und mußte für drei Monate auf den Asperg wandern. In München, wo ihn Schelling vollends ganz für die Philosophie einnahm, und in Heidelberg vollendete er seine akademische Ausbildung. Hierauf ergriff er die Laufbahn des Schriftstellers und lieferte zunächst belanglose Lohnarbeit. Menzels Angriffe auf die Juden, die dieser für die Sünden Jungdeutschlands verantwortlich machte, drückten Auerbach 1836 die Feder in die Hand zu der Broschüre „Das Judenthum und die neueste Litteratur“, worin er für seine Stammesgenossen, nicht aber für die ihm wenig sympathische jungdeutsche Richtung eine Lanze brach. Ein Romancyklus, der unter dem Gesamttitel „Das Ghetto“ Kulturbilder aus dem Leben der Israeliten verschiedener Länder und Zeiten geben wollte, gedieh nicht über die beiden ersten Abteilungen hinaus, von denen die eine, „Spinoza“ (1837), das Wirken dieses Denkers, die andere, „Dichter und Kaufmann“ (1840), die unglückliche Existenz des haltlosen schlesischen Epigrammatikers Ephraim Kuh zum Gegenstande hat. Die beiden zwar gehaltvollen, aber nach Komposition und Darstellung wenig befriedigenden Werke wurden kaum beachtet. Auerbach war inzwischen — im Frühjahr 1838 — nach Frankfurt übergesiedelt, 1840 zog er nach Bonn,

bald nach Mainz weiter. 1841 vollendete er seine größte wissenschaftliche Arbeit: die fleißige und gediegene fünfbändige Uebersetzung der sämtlichen Werke Spinozas aus dem Lateinischen, der er eine kritische Biographie des Philosophen voranstellte. Indessen erkannte er bald, daß er, weil kein eigentlich systematisch veranlagter Kopf, auf diesem Gebiete schwerlich eine beherrschende Stellung erringen werde. Auch mit den beiden aus seinen gelehrten Studien erwachsenen Erstlingsromanen hatte er ja schlechte Erfahrungen gemacht. So suchte er denn mit raschem Entschlusse völlig entgegengesetzte Pfade auf und begann, an die Erinnerungen seiner Heimat und Kindheit anknüpfend, „Schwarzwälder Dorfgeschichten" zu schreiben, die zuerst in Zeitschriften und Taschenbüchern, dann 1841 in zwei Teilen gesammelt erschienen und ihren Verfasser mit einem Schlage zum berühmten Manne machten.

1845 verlegte Auerbach seinen Wohnsitz nach Norddeutschland und hielt sich abwechselnd in Weimar, Leipzig, Dresden, Berlin, Breslau auf. In der Hauptstadt Schlesiens verheiratete er sich Frühjahr 1847 mit Auguste Schreiber, reiste mit seiner jungen Frau nach dem Süden und rastete längere Zeit in Heidelberg. Nach Breslau zurückgekehrt, nahm er an der politischen Bewegung Anteil, entschieden den panslawistischen Anmaßungen entgegentretend. Aber Krankheit und Tod der geliebten Gattin an den Folgen einer Entbindung entzogen ihn dann während den Tagen der stärksten Gärung der Oeffentlichkeit. Im Herbst 1848 reiste er, um sich aufzufrischen, nach Wien, machte die dortige Schreckenszeit mit und legte die davon empfangenen Eindrücke in einem „Tagebuch aus Wien. Von Latour bis auf Windischgrätz" (1849) nieder. Nach seiner Wiederverheiratung mit Nina Landesmann aus Wien im Jahr 1849 schlug er seinen Wohnsitz in Dresden auf und siedelte sich 1859 dauernd in Berlin an. Doch wenn der Sommer nahte, litt es ihn nicht länger in der Großstadt. Jahr für Jahr besuchte er Württemberg, sein Heimatdorf Nordstetten, durchpilgerte den Schwarzwald, um frische Kräfte zur Arbeit zu sammeln, neue Stoffe und Anregungen für künftige Werke zu gewinnen. In Berlin gehörte Auerbach zu den populären Erscheinungen, spielte in der Gesellschaft eine Rolle. Das war ganz nach

seinem Geschmacke. Denn bei einer fast kindlichen Eitelkeit empfand er das fortgesetzte Bedürfnis, anerkannt, geehrt, gelobt zu werden. Dabei hielt er seinerseits sich stets bereit, anderen, zumal jungen Talenten, helfend und fördernd beizuspringen, zeigte sich freundlich und wohlwollend gegen jedermann, freute sich neidlos fremden Glückes, fremder Erfolge. Denn er war ein wirklich guter Mensch. Er verkehrte mit den verschiedensten Personen, wirkte auf viele anregend, besaß große gesellige Gaben, erzählte auch mündlich gern und gut. Schade, daß Auerbach, der mitten im Berliner Leben stand, mit seinem Memoirenwerke nicht zu Ende gekommen ist. Auch den öffentlichen Ereignissen schenkte er ununterbrochen das lebhafteste Interesse. Er wußte mit seinen liberalen Gesinnungen einen Patriotismus von wohlthuender Wärme zu verbinden. Ueber dem Bruderkriege des Jahres 1866 blutete ihm das Herz, die Niederwerfung Frankreichs und die glorreiche Auferstehung des Deutschen Reiches erfüllte ihn mit Entzücken. Er durchlebte den Krieg im Hauptquartiere des Großherzoges von Baden und gab in den Gedenkblättern „Wieder unser!" (1871) über seine Beobachtungen und Erfahrungen Rechenschaft. Derselbe Mann, der für das soziale und politische Wohl des deutschen Volkes so redlich sorgte, war zugleich aber auch Jude und blieb es, ohne sich dessen zu schämen. Selbst seine Dichtungen weisen einige spezifisch semitische Züge auf. Liebevoll nahm sich Auerbach seiner Glaubensgenossen an, für die er umgekehrt einen Gegenstand des Stolzes und der Verehrung bildete. Wie er zu Beginn seiner litterarischen Laufbahn den Israeliten eine Schutzschrift gewidmet hatte, so bemühte er sich auch häufig in seinen Erzählungen bei schicklicher Gelegenheit, ihre liebenswürdigen Eigenschaften in ein helles Licht zu stellen. Um so schwerer mußte er sich von der maßlosen antisemitischen Agitation verletzt fühlen, die während seinen letzten Jahren in Berlin ihren Mittelpunkt hatte. Privater Kummer kam hinzu, um seinen Lebensabend zu verdüstern. Als ein gebrochener Greis suchte er, wie schon öfters, im Herbst 1881 den Badeort Cannstatt auf. Er erkrankte dort an der Lunge; bald gesellte sich ein Unterleibsleiden hinzu. Ende 1881 suchte er im milden Klima von Cannes Genesung. Schon rüstete man sich allenthalben, seinen

siebenzigsten Geburtstag glänzend zu begehen. Doch das Freudenfest verwandelte sich in eine Leichenfeier. Am 8. Februar 1882 verschied Berthold Auerbach in Cannes. Sein geliebtes Nordstetten hatte er sich selbst zur letzten Ruhestätte auserkoren. Eine förmliche Volkswallfahrt fand dorthin statt, und Friedrich Vischer rief dem verblichenen Landsmann und Freunde herrliche Worte in das Grab nach.

Kehren wir zu Auerbachs schriftstellerischem Wirken zurück! Der gewaltige Erfolg seiner ersten Dorfgeschichten überzeugte ihn, daß in der volksmäßigen Erzählung seine Stärke liege. So begründete er 1845 nach Hebels Vorgang einen Volkskalender, „Der Gevattersmann" betitelt, von dem 1845/8 vier weit verbreitete Bände erschienen. Später wiederholte er seinen Hauptinhalt im „Schatzkästlein des Gevattersmannes" (1856). 1858 ließ er das Unternehmen als deutschen Familienkalender wieder aufleben, den er, später unter dem Titel Volkskalender, bis 1869 fortführte. Seine eigenen Beiträge dazu sammelte er 1872 in dem von ersten Künstlern illustrierten Werke „Zur guten Stunde". Die Jahre 1849 und 1854 brachten den dritten und vierten Band der Schwarzwälder Dorfgeschichten. Dazwischen fällt der erste, wenig gelungene Versuch eines großen sozial-politischen Zeitromanes, „Neues Leben" (1852), worin die nach dem Freiheitstaumel der deutschen Revolution hereingebrochene Reaktionsperiode gezeichnet, gleichzeitig aber ein Stück Dorfgeschichte in die Handlung verwoben ist. Mit „Barfüßele" (1856) griff er wieder auf die einfachere Form der ländlichen Erzählung zurück, von der er dann mit zwei seiner besten Gaben, „Joseph im Schnee" (1860) und „Edelweiß" (1861), vorläufigen Abschied nahm. Schon 1857/8 konnte er seine gesammelten Schriften in 20 Bänden herausgeben, die 1863/4 in 22 Bänden neu aufgelegt wurden, während er 1871 eine achtteilige Volksausgabe seiner Schwarzwälder Dorfgeschichten, 1871/2 eine zwölfteilige der Romane veranstaltete. Mit „Auf der Höhe" (1865), worin das Dorfleben in wirksamen Kontrast zum Hofleben gesetzt ist und der Dichter stellenweise in der That auf der Höhe seines Könnens steht, erfocht er einen glänzenden Sieg, der ihn zu einem weiteren umfassenden Zeitromane, „Das Landhaus am Rhein"

(1869), ermutigte. Doch bedeutet diese Dichtung, in der Auerbach auf idyllische Bestandteile fast ganz verzichtet hat, einen Rückschritt. Er schildert hier, soweit bei der Ueberfülle der sich kreuzenden Motive überhaupt von einem Grundgedanken die Rede sein kann, an einem amerikanischen Gewaltmenschen die Wirkung skrupellos erworbenen Reichtumes und befaßt sich nebenbei mit interessanten pädagogischen Problemen. Die vaterländische Familiengeschichte „Waldfried“ (1874) beschließt diese Schaffensperiode. Der Dichter läßt in dem Werke die großen Zeitereignisse von 1848 bis 1871 an uns vorüberziehen und schildert ihre Einflüsse auf einen Kreis intellektuell und moralisch bevorzugter Menschen, deren Schwerpunkt wiederum in ländlichen Verhältnissen liegt. 1876 bescherte er unter dem Titel „Nach dreißig Jahren“ drei Bände neuer Dorfgeschichten. Auch „Landolin von Reutershöfen“ (1878) gehört dieser Gattung an. Der ziemlich schwache zweibändige Roman „Der Forstmeister“ (1879) spielt sich ganz im Wald und unter Jägern ab, die anziehendere „Brigitta“ (1880) hat gleichfalls eine Bäuerin zur Heldin, die der Dichter das christliche Gebot „Liebet eure Feinde!“ mit höchster Selbstüberwindung befolgen läßt Außerdem veröffentlichte Auerbach, der natürlich auch willkommener Mitarbeiter der ersten deutschen Zeitschriften war, verschiedene Bücher mit kleinen Novellen und Skizzen. Wie er in allen seinen Erzählungen es darauf abgesehen hat, ein Lehrmeister und Erzieher des Volkes zu sein, so hat er auch in einer Anzahl populär-wissenschaftlicher Werke diesem Ziele zugestrebt. So schrieb er, um nur das Wichtigste hervorzuheben, ein „Der gebildete Bürger“ betiteltes „Buch für den deutschen Mittelstand“ (1842), worin er diesem die Ergebnisse der Philosophie mundgerecht zu machen versucht, legte in „Schrift und Volk“ (1846) im Anschluß an eine Charakteristik Hebels seine Gedanken über volkstümliche Litteratur nieder, zugleich einen interessanten Blick in die Werkstätte seines eigenen Schaffens eröffnend, sammelte in „Deutsche Abende. Neue Folge“ (1867) seine Reden und Vorträge über Goethe, Schiller, Uhland und andere, gab in den „Tausend Gedanken des Collaborators“ (1875) philosophische Aphorismen zum besten, wie schon gelegentlich früher, namentlich in Irmas Tagebuch (in „Auf der Höhe“).

Auch nach den Lorbeeren des Bühnendichters hat Auerbach wiederholt die Hand ausgestreckt. Wie ernsthaft er bemüht gewesen ist, in die Geheimnisse der szenischen Kunst einzudringen, davon haben erst 1892 aus dem Nachlasse publizierte „Dramatische Eindrücke“ den rechten Begriff gegeben. 1850 erschien das Trauerspiel in Prosa „Andree Hofer“, eine breite Darstellung des Tiroler Aufstandes, 1859 das Schauspiel „Der Wahrspruch“, eine dramatisierte Bauernnovelle, die sich um die Frage des Eides und Meineides dreht, überdies schrieb er eine Reihe kleiner Lustspiele, alles in Prosa. Auerbachs berühmter Name verschaffte ihm wohl Zutritt zu den Bühnen, aber festen Fuß faßten seine Stücke nirgends. Der behaglich verweilende und redselige Epiker vermochte sich nun einmal nicht die Schlag- und Spannkraft des rasch vorwärts drängenden Dramatikers zu verleihen. Ebenso ist seine Lyrik nicht der Rede wert. Zum Erzähler hat ihn die Natur bestimmt und geweiht. Aber auch innerhalb der Novellistik weist ihn sein Talent wiederum auf eine ganz bestimmte Gattung hin. Seine großen Zeitromane nehmen zwar im einzelnen an den Vorzügen seines Charakterisierungsvermögens, seiner Darstellungskunst, seiner Stimmungsmalerei reichen Anteil und erfreuen durch wohlthuende patriotische Wärme und besonnene Behandlung der großen Zeit und Lebensfragen. Aber während er in seinen einfacheren Erzählungen eine begrenzte Handlung sicher zum Ziele zu führen weiß, will es ihm nicht recht gelingen, eine bunte Vielheit von Erscheinungen zu einem einheitlichen Bilde zusammenzufassen. Die Zügel entgleiten da leicht seinen Händen, so daß die Komposition die rechte Geschlossenheit vermissen läßt, und außer den technischen Mängeln machen sich die übermäßige Breite, die Reflexionssucht und Lehrmanie des Autors in seinen umfangreicheren Schöpfungen besonders unangenehm fühlbar. Obgleich sich immer noch hoch über den Troß der gewöhnlichen Romanschreiber erhebend, bleibt Auerbach doch hier hinter einem Freytag, selbst hinter einem Spielhagen zurück. Auch als Volksschriftsteller und Kalendermann hat er in zahllosen kleineren Geschichten und Skizzen Treffliches geleistet, jedoch nichts so Ueberragendes, daß er darin schlechtweg ohne Nebenbuhlerschaft dastünde. In der Dorfgeschichte dagegen ist er der anerkannte Meister, das

vielleicht im einzelnen, nicht aber im ganzen übertroffene Muster. In alle Schichten des Lesepublikums, zu dem der Bauernstand selbst freilich nicht zählt, sind seine Novellen gedrungen, fast in alle lebenden Sprachen sind sie übersetzt worden. Bedeutende Künstler haben Illustrationen dazu geliefert. Einem Heere von Nachahmern und Nachfolgern, darunter einem Anzengruber und Rosegger, hat Auerbach das Banner vorangetragen.

Nicht als ob er der Entdecker eines poetischen Neulandes gewesen wäre. Schon vor ihm haben andere Dichter die Leser auf ländliche Fluren geführt, unter das Bauernvolk versetzt. Aber mit demselben nachdrücklichen Selbstbewußtsein, mit derselben liebevollen Hingabe, mit demselben durchgreifenden Talente hat vor ihm keiner dieses Feld der Poesie angebaut. Und er hat zum erstenmale breit angelegte, realistisch durchgeführte Bilder von den Eigentümlichkeiten des Bauernstandes entworfen, während seine Vorgänger, wozu übrigens auch Wilhelm Hauff mit den idyllischen Bestandteilen seines Lichtenstein gehört, in schönfärberischer Manier mehr oder weniger stecken geblieben sind. In Bezug auf Frische, Ursprünglichkeit, Naturtreue gebührt den teils heiteren, teils tief ernsten Erstlingen von Auerbachs ländlicher Muse, „Der Tolpatsch“, „Die Kriegspfeife“, „Des Schloßbauers Vefele“, „Tonele mit der gebissenen Wange“ und wie sie sonst heißen, der Preis. Er ist hier ganz naiver Erzähler, hat alle Philosophie verabschiedet, der er sich später wieder mehr und mehr verschrieben hat. Diese frühesten Stücke zeigen auch die echteste Lokalfarbe: sie spielen alle in und um Nordstetten, welche Gegend mit topographischer Genauigkeit gezeichnet ist, die Helden und Heldinnen sind nach Nordstetter Modellen porträtiert. Später gestaltete der Dichter freier und verlegte seine Geschichten tiefer in das Gebirge, teilweise sogar in die badischen Industriebezirke hinein. Gleichzeitig erweiterte er seine Stoffkreise und legte seiner Dorfpoesie an Tiefe und Gehalt zu, was ihr an Frische und Natürlichkeit abgestreift wurde. Bestimmte Tendenzen treten hervor, zuerst in „Ivo, der Hajrle“, in welcher Novelle der Dichter den Entwicklungsgang und das Schicksal eines dem katholischen Priesterstande geweihten Bauernknaben, der sich nach den schwersten Seelenkämpfen befreit und wieder zum Bauern

macht, im Rückblick auf persönliche Lebenserfahrungen ergreifend schildert. In einer seiner schönsten Dichtungen, „Die Frau Professorin", wird an einer ungleichen und darum unglücklichen Ehe der unüberbrückbare Gegensatz zwischen ländlicher und städtischer Kultur schonungslos dargelegt, ein Motiv, das auch sonst bei ihm wiederkehrt. In anderen Dorfgeschichten spiegeln sich soziale und politische Bestrebungen und Stimmungen, so in „Luzifer" das Verlangen der Zeit nach Geistes- und Glaubensfreiheit, in „Sträflinge" die humanitären Bemühungen, das Los entlassener Gefangenen zu erleichtern, in „Der Lehnhold" die Frage der Aufteilung oder Unteilbarkeit der großen Erbgüter; hier werden gleichzeitig die Wirkungen des Revolutionsjahres 1848/9 auf verschiedene Bauerngenerationen veranschaulicht. Auerbach hat die Kunst verstanden, seinen Dorfgeschichten weite philosophische und sozial-politische Perspektiven zu verleihen, aber ihnen dabei doch den Reiz des Idyllischen zu wahren, und vielleicht erklärt sich nicht zuletzt aus der innigen Verschmelzung dieser beiden Elemente das Geheimnis seines gewaltigen Erfolges. Zunächst war es allerdings die ländliche Frische, was auf das an Salonromanen übersättigte Publikum erlösend und erlabend wirkte. Aber schwerlich hätte dies allein genügt, um Auerbach auf die Dauer zu einem Lieblinge der Lesewelt zu machen. Dazu war es nötig, daß er die Bauern in Berührung mit anderen Ständen brachte, daß er die Debatten über die großen politischen, rechtlichen und wirtschaftlichen Zeit- und Streitfragen mitten in das Dorf hineintrug, daß er ferner bedeutende psychologische Probleme seinen Handlungen unterlegte, daß er überhaupt die Bauernpoesie auf den Ton der Wirklichkeit stimmte. Es ist richtig: auch er hat sich da und dort zu übertriebener Empfindsamkeit, zu einer für Dörfler unglaublichen Ueberspanntheit der Gefühle, zu mehr gutherzigen als wahrscheinlichen Ausgleichen herber Konflikte verleiten lassen. Besonders sentimental ist beispielsweise das beliebte Barfüßele gehalten, wo allerdings das Liebesglück von Naturkindern in den reizendsten Farben gemalt ist. Aber Auerbach hat die Zustände des ländlichen Lebens nicht nur nach der idyllischen Richtung gezeichnet, er hat auch ihre Schattenseiten sicher erfaßt und treu wiedergegeben. Geldgier und Hochmut,

Herzenshärte und Starrheit, Eigensinn und Jähzorn der Bauern führen zu den erschütterndsten Tragödien. Gerade in die Geheimnisse solcher Charaktere, welche trotzig auf ihre vermeintlichen Rechte pochen, zäh jeden Kulturfortschritt von sich ablehnen, welche lieber sich und ihr ganzes Haus in's Verderben reißen als nachgeben, ist Auerbach am tiefsten eingedrungen. Man braucht nur an den alten Lehnhold, an das wilde Hünengeschlecht der Röttmann im Joseph im Schnee, an den leugnenden und von den Geschworenen freigesprochenen, aber im eigenen stolzen Herzen furchtbar büßenden Landolin von Reutershöfen, an den diesem geistesverwandten Mordbrenner Diethelm von Buchenberg, dessen Geschichte 1852 niedergeschrieben ist, zu erinnern. Den vielgerühmten konservativen Geist der Bauern läßt unser Dichter mit Vorliebe in seinen schlimmen Konsequenzen, in seiner Entartung erscheinen, doch übersieht er auch die günstigen Wirkungen jener Eigenschaft nicht und bereitet der Macht des bäuerlichen Familiensinnes oftmals noch mitten im Zerfall aller sonstigen Verhältnisse Triumphe.

Salonbauern hat also Auerbach nicht geschaffen. Er führt uns vielmehr vorwiegend kernige Menschen von Mark und Knochen vor, denen man anmerkt, daß sie die rauhe, kräftige Luft des Schwarzwaldes großgezogen hat. Nur hat er leider die geistigen Fähigkeiten seiner Landleute vielfach auf eine unnatürliche Höhe hinaufgeschraubt. Der Philosoph, der sich in ihm auf die Dauer nicht zurückdrängen ließ, hat ihm diesen bösen Streich gespielt. In den älteren Dorfgeschichten hat er damit begonnen, vom Standpunkte des Autors aus moralisierende Zwischenbemerkungen und Nutzanwendungen einzuflechten. Bald ging er zu einer anderen Methode über: er legte seinen handelnden Personen eine Fülle pointierter Sentenzen in den Mund, die sich zu ihrer Bildungsstufe durchaus nicht schicken. In einzelnen Erzählungen trieft das ganze Dorf vom Pfarrer bis zur ungebildetsten Bäuerin herab von talmudischer Sprichwörterweisheit. Dieser auffällige Verstoß gegen die Forderungen der Wirklichkeit, denen doch Auerbach in anderer Beziehung gerecht geworden ist, erklärt sich aus dem alle übrigen Rücksichten überwiegenden Drang, ein Lehrmeister seines Volkes zu sein. Das erzieherische Moment spielt in seiner ganzen litterarischen Thätigkeit

eine herrschende Rolle, die moralischen Impulse wirken bei ihm mit ungewöhnlicher Stärke. Man wird die daraus entsprungenen Schwächen um so leichter ertragen, je mehr man sich Mühe giebt, die Persönlichkeit des Dichters in ihrer Gesamtheit zu fassen. Es ist das freundliche Bild reinen, milden Menschentumes, eines herzensguten, von humanen Idealen erfüllten und auf festem sittlichen Grunde fußenden Wesens, was uns aus allen seinen Schriftwerken entgegenschaut. Und er läßt die Gestalten seiner Phantasie an seinen persönlichen Eigenschaften teilhaben. Hängt er doch an ihnen mit zärtlicher Liebe, kostet er doch ihre Leiden und Freuden mit ihnen durch. Schon äußerlich spricht sich dies darin aus, daß er in seinen späteren Novellen gerne wieder Figuren aus den früheren auftauchen läßt; in der Sammlung „Nach dreißig Jahren" werden sogar drei beliebte ältere Erzählungen, der Tolpatsch, die Frau Professorin und die Sträflinge, fortgesetzt. Durch diese Herzens- und Lebensgemeinschaft, die Auerbach mit seinen Helden und Heldinnen hält, gelingt es ihm, für sie und ihre Geschicke auch beim Leser innige persönliche Teilnahme zu wecken. Er verbreitet ringsum sonnige, wohlige Wärme und erquickt unser Gemüt selbst da, wo unser Verstand die ernsthaftesten Einwände erheben muß. Das ist ein schöner Sieg — fast möchte man sagen: menschlicher, nicht poetischer Kunst.

Die geistige Physiognomie Auerbachs unterscheidet sich in den wesentlichsten Punkten von dem, was die zusammenfassenden charakteristischen Merkmale Uhlands und seiner Genossen ausmachen. Nicht nur, daß ihm die seinen Landsleuten in hohem Maße verliehene Gabe, Empfindungen in Liedern auszuströmen, versagt geblieben ist: es fehlt ihm und seiner Muse überhaupt das Intime und Interne, das Heimliche, Beschauliche, Selbstgenügsame, was die Eigentümlichkeit des schwäbischen Dichterkreises bildet. Er wirkt mit vollem Bewußtsein in die Weite und in die Breite, er verschmäht selbst nicht die gewöhnlichen Mittel des Tagesschriftstellers, um seinen Einfluß zu mehren. Am ehesten zeigt er noch eine gewisse Verwandtschaft mit derjenigen Gruppe württembergischer Dichter, welche die Zeitdichtung gepflegt haben. Aber auch diese sind ja in der Hauptsache Lyriker gewesen, und schließlich ist die

Verquickung der Poesie mit den sozial-politischen Tagesinteressen seit den vierziger Jahren etwas allgemein Deutsches, nichts spezifisch Schwäbisches. Letzteres läßt sich an Auerbachs Wesen, das ja überdies noch mit semitischen Kulturelementen zersetzt ist, ohne Zwang nicht nachweisen. Aeußerlich hat er stets seinem württembergischen Heimatland Anhänglichkeit bewahrt, wie er auch mit den dortigen Dichtern die freundschaftlichsten Beziehungen aufrecht erhalten hat. Und mit Rücksicht auf seine Stoffe darf er ein schwäbischer Dichter genannt werden, so gut wie einer. Ist er doch der berufene Sittenschilderer des einheimischen Bauernstandes. Ueberall hat er in seinen Dorfgeschichten das Lokalkolorit treu beobachtet. Wie er nicht Bauern schlechtweg zeichnet, sondern Schwarzwälder, so gehen auch seine Naturschilderungen, die, wie beispielsweise in Joseph im Schnee, mit dem unmittelbarsten Zauber wirken, auf die heimatliche Gebirgslandschaft zurück. Das ganze Leben des schwäbischen Landvolkes, seine Sitten und Gebräuche hat er mit zuverlässigem Griffel der Nachwelt überliefert. Er führt uns mitten hinein in die Werktagsarbeit, in das vielfältige geschäftige Treiben der Landbewohner, wir erfahren bis in's einzelne, wie es auf jenen großen Bauerngütern zugeht. Er offenbart uns aber auch die Sonntagsfreuden der Schwarzwälder Bauern, ihre Feste, Spiele und Tänze, er lehrt uns ihre Lieder und Gesänge. Zumal in seine älteren Erzählungen hat er viele volkstümliche Verse eingestreut. Nur von der Volkssprache hat er wenig übermittelt. Selten werden kürzere Sätze des Dialoges ganz im Dialekte gegeben, häufiger sind einzelne schwäbische Ausdrücke und Redewendungen benützt, Satzbau und Wortstellung sind in Rede und Gegenrede auf eine naivere Bildungsstufe gestimmt. Es mag sein, daß er hierbei nicht immer den rechten Ton getroffen hat. Gewiß aber hat er mit gutem Grund auf die eigentliche Mundart verzichtet, die für die Ausbreitung seiner Erzählungen ein fast unüberwindbares Hindernis gewesen wäre. Auerbach war ein viel zu kluger Mann, um auf diese Weise seinen eigenen Ruhm in den Schatten zu stellen. Der echte Dichter des Schwarzwaldes ist er ja darum doch geblieben.

Auch Adolf Widmann begann mit Zeitromanen, um sich dann der Novellendichtung zuzuwenden. Am 7. Mai 1818 im Pfarr-

hause zu Maichingen (O.A. Böblingen) geboren, bestimmte er sich selbst für das Studium der Staatswissenschaften, dem er seit 1837 in Tübingen, später in Berlin und Heidelberg oblag. In letzterer Stadt, wo er 1841 doktorierte, trat er den Anhängern des Philosophen und Politikers Friedrich Rohmer nahe, begeisterte sich für dessen Person und Lehre, zog zu ihm nach Zürich und nahm an den gegen den Atheismus und Radikalismus gerichteten Bestrebungen jenes Kreises regen Anteil. Rohmer, eine bedeutend veranlagte, aber sittlich anfechtbare und in Größenwahn befangene Persönlichkeit, übte auf seine Freunde eine faszinierende Wirkung aus, spielte jedoch ihnen gegenüber in unangenehmer Weise den Herren und Meister. Widmann entzog sich 1842 dem auf ihm schwer lastenden Drucke, verließ Zürich und ging nach Freiburg i. Br., wo er 1843 sein Aufsehen erregendes Buch „Das Volk und die Parteien" vollendete, das seine Berufung in das preußische Ministerium des Inneren zur Folge hatte. Hier sollte er, soweit sich dies mit seiner eigenen Ueberzeugung vereinen ließ, die Maßregeln der Regierung erläutern und verteidigen, was er in zahlreichen Zeitungsartikeln und Broschüren that. 1848 löste er, als Gegner jeder Konstitution, seine Beziehungen zum Ministerium, siedelte von Berlin nach Jena über, hielt hier staatswissenschaftliche und sozial-politische Vorlesungen und entfaltete als politischer Schriftsteller große Fruchtbarkeit. Nach dem Tode seiner ersten Gattin suchte er auf weiten Reisen Zerstreuung, kehrte 1865 nach Berlin zurück und verheiratete sich wieder. Er fand seine Befriedigung in der Freimaurerei, der er sich schon 1844 angeschlossen hatte und nunmehr, seit 1866 Stuhlmeister der St. Johannisloge zur Beständigkeit, seine Feder zur Verfügung stellte. Er starb zu Berlin am 26. Mai 1878 an einem Gehirnschlag.

Widmann war ein vornehmer Geist von durchaus selbständigem Gepräge, der sich gegen alles Schablonenhafte empörte. Er lebte gern in und mit der großen Welt und strebte nach Einfluß und Geltung, zu welchem Ziel er, allen Enttäuschungen zum Trotz, immer wieder neue Wege einschlug. Seinen wahren Beruf verkannte er dabei. Denn die Natur hatte den mit tiefem Gemüt und reicher Phantasie ausgestatteten Mann zum Poeten bestimmt.

Nur in den fünfziger Jahren während dem Jenaer Aufenthalte produzierte er lebhaft. Sein zwar künstlerisch nicht besonders gelungenes, aber kulturhistorisch sehr interessantes und psychologischen Scharfblick verratendes Erstlingswerk, der Roman „Der Tannhäuser“ (1850), giebt das merkwürdige Treiben des Rohmerschen Kreises getreu wieder und liefert zuverlässige, nichts weniger als schmeichelhafte Porträts des Meisters und seiner Anhänger. Auf einen zweiten Roman, „Der Bruder aus Ungarn“ (1852), folgten die beiden Novellensammlungen „Am warmen Ofen“ (1853) und „Für stille Abende“ (1854), seine besten Leistungen. Diese feinsinnigen, von einem zarten poetischen Hauche durchwehten und über das Gewöhnliche hinausgehobenen Erzählungen aus älterer oder neuerer Zeit, die der Dichter seinen Wanderungen durch den Thüringer Wald und seiner Einkehr in den Burgen des Landes verdankte, hätten seinen Namen vor dem Lose der Vergessenheit bewahren sollen. Widmann wandte sich hierauf der szenischen Dichtung zu. 1855 erschien seine formschöne „Nausikaa“, 1858 eine zweibändige Sammlung dramatischer Werke, neben der Nausikaa die beiden historischen Schauspiele „Kaiser und Kanzler“ und „Don Juan de Maranna“ und das bürgerliche „Sarah Haßfurter“ enthaltend. Es gelang Widmann, außer Kaiser und Kanzler seine der ernsten Richtung zugehörigen Stücke auf die Bühne zu bringen und wenigstens mit Sarah Haßfurter in Wiesbaden und München Erfolge zu erringen.

Rudolf Kausler, am 26. August 1811 in Göppingen geboren und am 27. November 1874 als Pfarrer in Kleineislingen (O.A. Göppingen) verstorben, wetteiferte in der kulturhistorischen Novelle mit Hermann Kurz, an den ihn innigste Freundschaft seit den Studienjahren fesselte. 1851 ließ er einen Band „Erzählungen“ unter dem auch sonst von ihm benützten Pseudonym R. Rudolf erscheinen. In der Behandlung seiner Stoffe, die er verschiedenen historischen Epochen entnimmt, weicht er von der Schablone ab und erfreut durch sorgfältige Seelenmalerei, durch mancherlei feine und geistreiche Züge. Nur ist vieles zu ausgeklügelt und abgezirkelt, vermißt man den freien Flug der Phantasie und den packenden Schwung der Darstellung. Besonders schön und stimmungsvoll ist

„Die Bettlerstochter“. Zwei Stücke sind versifiziert, und auch sonst finden sich Gedichte von Kausler an verschiedenen Orten zerstreut. Ebenso weitere prosaische Arbeiten. Auch Ludwig Pressel (1800 bis 1846) und Karl Dittmarsch (1819—1893), beide aus Stuttgart, ersterer als Oberjustizregistrator in Ellwangen verstorben, letzterer Buchhändler und Leiter angesehener litterarisch-artistischen Anstalten in seiner Vaterstadt, in Triest und in Wien, bedienten sich der bescheideneren Kunstform der Novelle, ohne sich über das belletristische Durchschnittsniveau zu erheben. Der Erzählungen von Henriette Ottenheimer, Friedrich Seeger, Wilhelm Zimmermann und anderen ist schon in früheren Kapiteln gedacht worden; auch von Mörike fällt verschiedenes, namentlich „Mozart auf der Reise nach Prag“, unter den Begriff der Novelle.

Unter den württembergischen Volks- und Jugenderzählern haben sich zwei Frauen, Ottilie Wildermuth und Luise Pichler, besondere Beliebtheit erworben, wie denn überhaupt das weibliche Geschlecht in der epischen Prosalitteratur des 19. Jahrhunderts eine wichtige Stelle einnimmt. Die Wildermuth ist von den beiden die eigenartigere. Sie hat nicht nur Volks- und Jugendschriften geliefert, sondern zugleich soziale Sittenbilder von kulturhistorischem Interesse. Wenn auch ihr Publikum vorzugsweise aus der Kinder- und Frauenwelt besteht, so greifen doch auch ernste Männer von Zeit zu Zeit gerne zu den Gaben ihrer liebenswürdigen Muse. Ottiliens Geburtstag ist der 22. Februar 1817, ihr Geburtsort das Städtchen Rottenburg. Ihr Vater, der Landvogteikriminalrat Rooschüz, wurde schon 1819 als Oberamtsrichter nach Marbach versetzt. Hier verbrachte das Mädchen im bescheidenen, aber behaglichen und äußerst gastlichen Elternhaus eine sonnige Jugend. Der Vater war eine originelle, landauf, landab bekannte Persönlichkeit, mit sprudelndem Witz und heiterer Erzählergabe ausgerüstet, in der Mutter besaß Ottilie ein Vorbild für jene wackeren schwäbischen Hausfrauen und Mütter, die sie so liebevoll zu zeichnen gewußt hat. Mit drei Brüdern tummelte sie sich munter in Haus und Feld. Auch an dem Bildungsgange der Knaben nahm sie teil neben dem Volksschulunterrichte, den sie bis zur Konfirmation genoß. Groß war ihre Leselust, und frühzeitig übte sie die Kunst, Erlesenes oder Er-

fundenes im Kreise der Gespielen oder der Familie vorzuerzählen, wie sie auch schon als Mädchen hübsche Gelegenheitsverse machte. Mit sechzehn Jahren verbrachte sie einige Monate in einer Stuttgarter Pension zur Vollendung ihrer Ausbildung. Am 5. September 1843 vermählte sie sich mit Johann David Wildermuth (1807 bis 1885), Professor am Tübinger Gymnasium, einem tüchtigen Neuphilologen. In dem Universitätsstädtchen spann sich ihr Dasein ebenso gleichmäßig dahin wie im Marbacher Elternheime. Sie suchte und fand ihr Glück in der gemütlichen Stille des Familienlebens, in der Erziehung ihrer beiden Töchter und ihres Sohnes, in der Besorgung des Hauswesens, dem sie sich, auch nachdem sie zur berühmten Schriftstellerin geworden war, mit der alten Hingabe widmete. Doch ging ihr Leben nicht völlig in der Enge auf: sie nahm an allen öffentlichen Angelegenheiten lebhaften Anteil, bewährte sich als Wohlthäterin von Kranken und Armen, sammelte einen großen Kreis von Verwandten und Bekannten um sich, stand mit den Zelebritäten der Musenstadt in anregendem Verkehr. Ein Schlaganfall machte ihrem Leben am 12. Juli 1877 ein plötzliches Ende, nachdem sie schon lange Zeit vorher an einem Nervenleiden gelitten hatte. Zehn Jahre später setzten ihr die Frauen Tübingens auf dem dortigen Wert ein bescheidenes Denkmal. Auch während ihrem Leben hat sie der äußeren Ehren genug kosten dürfen. Höhere Befriedigung als solche haben ihr ohne Zweifel die ungewöhnlichen Erfolge ihres litterarischen Wirkens gewährt.

Ihre öffentliche Thätigkeit als Schriftstellerin begann Ottilie Wildermuth 1847 mit dem Genrebild „Eine alte Jungfer“, das sie anonym im Morgenblatte drucken ließ. Sie arbeitete fortan für diese Zeitschrift sowie für andere angesehene Blätter. 1852 sammelte sie ihre Skizzen als „Bilder und Geschichten aus Schwaben“, die 1854 eine Fortsetzung erhielten. Bald schritt sie zu längeren Erzählungen vor, und Buch folgte nun auf Buch. Die bedeutendsten sind: „Aus dem Frauenleben“ (zwei Bände, 1855/7), „Die Heimath der Frau“ (1859), „Im Tageslicht“ (1861), „Lebensräthsel, gelöste und ungelöste“ (1863), „Perlen aus dem Sande“ (1867), „Zur Dämmerstunde“ (1871) und aus dem Nachlasse „Beim Lampenlicht“ (1878). Ihre Novellistik erschien 1862 zu einer acht-

bändigen, 1892 ff. zu einer zehnbändigen illustrierten Gesamtausgabe vereinigt. Daneben liefen eine Anzahl Jugend- und Kinderschriften her, die 1871/7 in sechszehn Bändchen gesammelt wurden. Auf Weihnachten 1877 begründete sie das Jahrbuch „Der Jugendgarten" als „eine Festgabe für die deutsche Jugend", die dieser von den beiden Töchtern der Wildermuth noch immer alljährlich beschert wird. Außerdem setzte sie einer Jugendfreundin das biographische Denkmal „Auguste" (1858) und lieferte einige Uebersetzungen. Nach ihrem Tod erschien unter dem Titel „Mein Liederbuch" (1877) eine Auswahl ihrer Gedichte, die, meist bei bestimmten Gelegenheiten verfertigt und einen christlich-pädagogischen Zug verratend, in Ernst und Scherz des Hübschen genug darbieten und bekunden, daß der Dichterin Verse ebenso leicht aus der Feder geflossen sind wie Prosa.

Die Epik der Wildermuth fußt auf dem festen Grunde der Wirklichkeit. Sie schildert das Schwabenland, das sie durch Reisen und Besuche bei Verwandten oder Bekannten genau kennen gelernt hat, sie schildert Gesellschaftskreise, mit denen sie von Jugend auf vertraut, in denen sie zu Hause gewesen ist. Es ist eine enge, bescheidene Welt, in die sie uns führt: das Pfarrhaus mit seinen Bewohnern, die Kleinstadt mit ihrer Honoratiorengesellschaft. Aber diese beschränkte Sphäre durchmißt sie ganz und gewinnt ihr eigentümliche Reize ab. Sie weiß eine behagliche Stimmung zu verbreiten und über ihre Schöpfungen eine Fülle liebenswürdigen Humors auszugießen. Sie bewährt sich nicht nur als eine warm empfindende, sondern auch als eine gescheite Frau, die auf Bildung des Herzens und Geistes ihrer Leser nur günstigen Einfluß ausüben kann. Sie ist zugleich eine unverzagte Christin, für die es ohne Religion kein fest gegründetes Erdenglück giebt. Hauptsächlich wendet sie sich an das weibliche Geschlecht, das ihr zu großem Danke verpflichtet ist. Wie manche Leserin hat in Anfechtung und Kummer aus ihren Schriften Erquickung und Trost geschöpft! Sie ist aber auch eine vorzügliche Kennerin des Frauenherzens. Wer hat wie sie die Poesie des erträumter Seligkeit ahnungsfroh entgegenharrenden Backfisches, die Poesie der entsagungsstarken alten Jungfer ergründet? Etwas Reines und Keusches, etwas Kern-

gesundes und Tüchtiges liegt in ihrer ganzen Art. Alles, bis auf den Stil, ist bei ihr einfach, natürlich, schlicht, gediegen. Daß ihr etwas Hausbackenes anhaftet, bringt schon die Wahl ihrer Stoffe mit sich. Manches macht bei ihr auch einen altväterischen Eindruck, denn sie ist die Sittenschilderin einer vergangenen Kulturepoche. In den längeren Erzählungen ist die novellistische Erfindung mitunter ziemlich schwach. Am höchsten steht sie als Jugend- und Kinderschriftstellerin. Ihre unter den Deutschen aller Länder und Zonen verbreiteten Geschichten und Märchen bilden noch immer das Entzücken der verschiedensten jugendlichen Altersstufen, auf deren Fühlen und Denken die Wildermuth herzlich, wie wenige, einzugehen verstanden hat.

Luise Pichler, am 16. Januar 1823 geboren, entstammte dem kinderreichen Pfarrhause zu Wangen. Hier, seit 1829 in Oberwälden (beide Orte im O.A. Göppingen), seit 1842 in Mössingen (O.A. Rottenburg) verbrachte sie eine stille Jugendzeit, vom Vater gemeinsam mit den Brüdern unterrichtet, von der Mutter in die Mysterien der Hauswirtschaft eingeführt. Die Poesie fesselte sie frühzeitig, und frühzeitig verriet sie Erzählertalent, das sie vorerst zur Unterhaltung ihrer jüngeren Geschwister verwandte. Eine schwere Krankheit des Vaters brachte sie auf den Gedanken, öffentlich als Schriftstellerin aufzutreten, um ihm durch ihre Einnahmen eine Badekur zu ermöglichen. So entstand ihre erste geschichtliche Erzählung, „Der Kampf um Hohentwiel" (1847). Der Vater starb aber noch, ehe das Honorar eintraf. In Tübingen, wohin sie mit der Mutter nunmehr zog, übte sie ihren neuen Beruf fleißig aus, und sie blieb diesem auch treu, nachdem sie sich 1861 mit dem Stuttgarter Gymnasialprofessor Moriz Zeller vermählt hatte. Sie lebte mit diesem in glücklicher, doch kinderloser Ehe bis zu ihrem am 20. November 1889 erfolgten Hinscheiden.

Luise Pichler hat sich wesentlich andere Aufgaben gesetzt als die Wildermuth. Zwar hat sie gelegentlich auch schwäbische Volks- und Familiengeschichten geschrieben, aber nicht um Schilderung der Gegenwart und Wirklichkeit war es ihr hauptsächlich zu thun, vielmehr wollte sie der Jugend die Heldengestalten und großen Thaten der deutschen Vorzeit in idealen Bildern zur Erbauung, Erhebung

und Nacheiferung vor Augen führen. In einer Reihe größerer historischen Romane, in einer Menge kleinerer vaterländischen Geschichten hat sie ihre poetischen Absichten verwirklicht. Die Hohenstaufen, schwäbisch-württembergische Stoffe überhaupt haben sie besonders angezogen. Die beliebten Erzählungen der Pichler sind in der That vermöge ihrer reinen Gesinnung, ihrer begeistert nationalen Haltung, ihrer einfach edlen Darstellung und Sprache wohl dazu angethan, auf jugendliche Gemüter günstig einzuwirken. Gereiftere Leser, die auch in der historischen Novellistik Wahrheit und Wirklichkeit suchen, können freilich diesen Erzeugnissen weniger Geschmack abgewinnen. Auch das zartere Kindesalter hat die Pichler mit Märchen- und sonstigen Geschichtenbüchern bedacht. Desgleichen hat sie sich als Dramatikerin versucht. Neben kleineren, zur Aufführung in Schulen und Vereinen bestimmten Stücken ließ sie 1873 das Ende 1872 auch auf der Stuttgarter Hofbühne dargestellte Schauspiel „Heinrich des Ersten Söhne" im Druck erscheinen, eine in formaler Hinsicht gelungene Nachahmung des Schillerschen Jambendramas.

Die zu Karlsruhe in Schlesien geborene Prinzessin Agnes von Württemberg (1835—1886), Gemahlin des regierenden Herzoges Heinrich XIV. von Reuß j. L., wandte sich mit ihren Erzählungen, deren Reigen „Helene" (1867) eröffnete, ausschließlich an die christliche Leserwelt. Aus der stattlichen Zahl der evangelischen Jugendschriftsteller seien nur der schon im sechsten Kapitel behandelte Christian Barth und Gustav Plieninger (1808—1886) aus Wildberg (O.A. Nagold) hervorgehoben. Letzterer, Dekan in Stuttgart, lieferte neben eigenen Geschichten namentlich Uebersetzungen aus dem Englischen.

Für katholische Leser schrieben hauptsächlich Albert Werfer und Joseph Anton Pflanz. Werfer, am 27. September 1815 zu Neresheim geboren, besuchte das Gymnasium zu Ellwangen, widmete sich, nachdem er vorher ein Jahr in München Philosophie studiert hatte, seit 1836 in Tübingen der Theologie und empfing 1840 in Rottenburg die Priesterweihe. 1842 erhielt er seine erste feste Bedienstung als Benefiziat in Unteressendorf (O.A. Waldsee), wurde 1853 Schulinspektor, 1854 Pfarrer und Dekan daselbst,

1868 Pfarrer in Otterswang (O.A. Waldsee). Seine letzten Lebensjahre verbrachte er im Ruhestande zu Ellwangen, wo er am 21. September 1865 verschied. Werfer stand als Landgeistlicher nicht so recht an seinem Platz, in einem größeren Wirkungskreise hätte seine ausgesprochene pädagogische Begabung gewiß schöne Früchte getragen. Für diese legen mancherlei erbauliche Schriften Zeugnis ab, darunter Bearbeitungen von Heiligenlegenden und das Volksbuch „Gottes Herrlichkeit in seinen Werken" (1861, Neue Folge 1870). Auch mit seiner Novellistik verfolgt Werfer didaktische Zwecke. Er wandelt in den Bahnen des bekannten Volksschriftstellers Christoph Schmid, seines Oheimes mütterlicher Seite, aus dessen Leben er „Erinnerungen" (1855/7) aufgezeichnet hat. Am besten sind ihm die beiden treuherzigen historischen Erzählungen „Heinrich, das Findelkind" (1852) und „Ubald der Landsknecht des Truchseß Georg von Waldburg" (1865) gelungen; jene gipfelt in der Gründung des Arlberghospizes im Jahre 1386, diese führt uns nach Oberschwaben zur Zeit des Bauernkrieges. „Die barmherzige Schwester" (1850) ist schon schwächer, und in den „Lebensbildern aus dem Volke und für das Volk" (1848, Neue Folge 1863) und einigen anderen Sammlungen paaren sich mit höchst tugendsamer und frommer Gesinnung eine Enge des Horizontes und eine Trivialität der Erfindung, für die es keinen ästhetischen Maßstab giebt. Doch besitzen wenigstens diese im Traktätchentone vorgetragenen Geschichten den Vorzug einer niemals verletzenden Duldsamkeit und Milde. Daß Werfer, der auch als Dilettant in der Landschaftsmalerei Hübsches zu stande gebracht hat, von der Muse keineswegs ganz verlassen gewesen ist, beweisen seine aus zartem Naturgefühl und religiöser Innigkeit zusammengewobenen „Gedichte" (1851), denen ein Epos in zwölf Gesängen, „Quintin Messis", vorausgegangen ist.

In einer ähnlichen Sphäre bewegte sich Joseph Anton Pflanz. Er kam am 25. Februar 1819 als Sohn eines Zimmermannes in Ellwangen zur Welt, erlernte das väterliche Handwerk, ging dann zum Studium über, besuchte das Gymnasium seiner Geburtsstadt, das Stuttgarter Polytechnikum und die Tübinger Universität, wurde nach Ablegung seines Examens, einer Reise in's Ausland

und längerem Aufenthalt in Paris Lehrer der Mathematik und Naturwissenschaften an der Studienanstalt Hedingen bei Sigmaringen und 1844 Reallehrer in Rottenburg. 1850 bis 1853 hielt er sich als Mitarbeiter des Deutschen Volksblattes und anderer katholischen Journale in Stuttgart auf. 1853 in den Schuldienst zurückgekehrt, amtete er der Reihe nach als Reallehrer in Neresheim, Rottweil und Riedlingen und lebte nach seiner Pensionierung zu Buchau (O.A. Riedlingen) bis zum 17. September 1883. Unter dem Namen „Clemens Specht" veröffentlichte er 1840 ein Bändchen harmlos humoristischer „Gedichte und Erzählungen in schwäbischer Mundart", worin er sich des Ellwanger Dialektes bedient. Außerdem schrieb er eine Anzahl pädagogischer Schriften für die Jugend, teils historischer und kulturhistorischer, teils erzählender Art, so „Wahre Volksgeschichten" (1852), „Geschichten für's Volk und seine Freunde" (1854/5), „Lebensbilder aus Dorf und Stadt" (1865). Pflanz entnimmt seine Stoffe dem wirklichen Leben der Gegenwart. Seine schlichten Erzählungen, in denen Belohnung oder Bestrafung von Tugend und Laster auf's prompteste erledigt und die Religion als Universalmittel gegen alle Schäden angepriesen wird, bieten zwar in ihrer handgreiflichen Absichtlichkeit keinerlei ästhetische Anregung, haben aber wegen ihrer Nützlichkeit für bestimmte Volkskreise eine gewisse moralische Berechtigung.

Auch die historischen Erzählungen des katholischen Priesters Franz Joseph Holzwarth (1826—1878) aus Gmünd, der als Pfarrer und in anderen Stellungen thätig gewesen ist und zuletzt als Privatmann zu Freiburg i. Br. gelebt hat, verfolgen mehr didaktische als ästhetische Zwecke. In seinem Hauptromane, „Der heilige Bernhard" (1858), dem allein fertig gewordenen ersten Teile des beabsichtigten Cyklus „Ludwig und Edeltrudis", entrollt er vom Standpunkte des katholischen Christen aus ein breit angelegtes Gemälde des kirchlichen Lebens im 12. Jahrhundert. Die häufig durch rein geschichtliche Berichte unterbrochene Fabel hat in erster Linie jene kulturhistorische Aufgabe zu erfüllen. Doch ist manches darin gut erzählt und geschildert. In seinen sonstigen Werken zeigt sich Holzwarth als einen gewandten, aber nicht in die Tiefe dringenden Schriftsteller. Neben religiösen, erbaulichen und

populären Büchern verschiedener Art hat er sich mit besonderem Eifer auf die Geschichte geworfen und unter anderem zwei Bände „Abfall der Niederlande" geschrieben, sowie 1876 eine von anderer Seite vollendete „Allgemeine Weltgeschichte für das katholische Volk" begonnen. In ähnlicher Weise vereinigte der am 18. Dezember 1817 zu Binzwangen (O.A. Riedlingen) geborene Franz Sträßle, Knabenschullehrer in Neckarsulm, belehrende und unterhaltende Absichten. Er schrieb außer Schul- und Unterrichtsbüchern seit der Mitte des Jahrhunderts viele Erzählungen, Geschichten und Märchen für die Jugend. Auch andere erbauliche und pädagogische Autoren, wie Lorenz Lang (1800—1872) aus Stetten, zuletzt Pfarrer in Weilheim (beide Orte im O.A. Tuttlingen), Herausgeber der angesehenen „Kirchenblätter für das Bisthum Rottenburg" (1830/5), bedienten sich gelegentlich der erzählenden Form.

Die humoristisch-satirische Prosadichtung ist unter anderem durch Ludwig Bauers Roman „Die Ueberschwänglichen", durch „Die Britten in Rom" von Waiblinger vertreten, dessen übrige Novellistik sich mehr im phantastisch-romantischen Geleise bewegt. Ebenso nähert sich Vischers „Auch Einer" der komischen Gattung. Auch auf die unter dem Namen Demokrit berühmt gewordene Feuilletonsammlung Karl Julius Webers, der uns in einem späteren Kapitel eingehender beschäftigen wird, darf in diesem Zusammenhange hingewiesen werden. Endlich mögen Nefflens meist populäre humoristische Dialekterzählungen, die heutzutage freilich nur noch kulturhistorisches Interesse erregen, hier ihren Platz finden.

Am 5. November 1789 zu Oberstenfeld (O.A. Marbach) als Sohn des dortigen Stiftsküfers geboren, wandte sich Johannes Nefflen dem Schreiberstande zu und wurde 1815 Schultheiß zu Pleidelsheim (O.A. Marbach). 1831 zum Abgeordneten des Marbacher Bezirkes erwählt, gehörte er in der württembergischen Kammer zu den eifrigsten Vorkämpfern der Demokratie und zog sich dabei mancherlei Feindschaften zu, die er noch mehrte, indem er seinen Gegnern mit satirischen Schilderungen im Hochwächter auf den Leib rückte. 1837 ließ er sein erstes Werk, „Der Vetter aus Schwaben", erscheinen, das seine Popularität begründete und ihm den Namen des Schwabenvetters eintrug. In demselben Jahre

gab er auf einen Wink von oben sein Amt auf, kaufte sich zu Hessenthal (O.A. Hall) an und führte dort gleichzeitig die Kronenwirtschaft. Seine politischen Anschauungen brachten ihn 1838 für zwei Jahre auf den Asperg, wo er die unfreiwillige Muße zur Umarbeitung seines Vetters aus Schwaben benützte. 1841 trat er mit dieser zweiten Auflage und gleichzeitig mit einer Sammlung hochdeutscher „Gedichte für das Volk“ hervor und redigierte seit 1842 in Hall das Volksblatt „Der schwäbische Hausfreund“. 1845 ließ er sein zweites Hauptwerk, „Der Orgelmacher aus Freudenthal in seiner guten Kameradschaft mit dem Vetter aus Schwaben“, erscheinen. 1846 verzog er nach Heilbronn, wo er ein Kommissionsgeschäft betrieb und als Gründer und Leiter des dortigen demokratischen Vereines eine Rolle spielte. Die Ereignisse des Jahres 1848 zwangen ihn zur Flucht nach Straßburg und 1849 zur Auswanderung nach Amerika. Dort kam er infolge praktischer Anschauung von seiner Vorliebe für die republikanische Staatsform bedeutend zurück. Im Begriffe, nach dem Vaterlande heimzukehren, starb er am 6. Januar 1858 bei einem Sohne zu Cumberland im Staat Maryland.

Nefflen ist bei Gottlieb Friedrich Wagner in die Schule gegangen. Aber er hat die streng geschlossene dramatische Form seines Vorbildes preisgegeben und ist zu der loseren dialogisierter Erzählungen herabgestiegen. Er hat eine große Menge bunt und mannigfaltig gestalteter Geschichten und Anekdoten notdürftig miteinander zu Sammelwerken vereinigt. Die verbindende Erzählung ist mit wenigen Ausnahmen hochdeutsch geschrieben, die Gespräche im Dialekte, mit dem er nach seinem eigenen Ausspruch „um Ludwigsburg und Stuttgart herumgeblieben“ ist, während er mit den Bräuchen und Gewohnheiten fast im ganzen Lande herumgekommen sei. Nefflens Bedeutung beruht auf seiner hervorragenden Kenntnis der Sitten, des Charakters, des Empfindungslebens, endlich der Ausdrucksweise und Sprache des schwäbischen Volksstammes. Seine Werke sind unerschöpfliche Fundgruben für schwäbische Kulturgeschichte im zweiten Viertel des 19. Jahrhunderts. Mit der Schärfe seiner Beobachtungsgabe hält die Treffsicherheit seines Witzes nicht immer gleichen Schritt. In seinen Schwänken macht sich überdies

dieselbe bedenkliche Neigung zum Derben, ja zum Schmutzigen und Unflätigen geltend, die schon bei anderen mundartlichen Schriftstellern getadelt werden mußte. Nefflens Begabung ist überwiegend satirischer Natur; seine Schriften verfolgen überhaupt weniger ästhetische als polemisch-didaktische Zwecke. Er ist hierin Wagners echter Schüler. Aber er ist weit heftiger und tendenziöser als sein maßvolles Vorbild und wirkt eben darum nicht so überzeugend. Nefflen ist wie im Leben so auch in seinen Schriften Demokrat. Er will das schwäbische Volk, für das er ein warmes Herz hat, besseren Zuständen entgegenführen und fühlt sich deshalb verpflichtet, es aufzuklären und aufzurütteln. Er kämpft ebensowohl gegen die Uebergriffe und Schlechtigkeiten der herrschenden Stände an, als er die Dummheit und Stumpfheit der Bauern in's Lächerliche zieht; in letzterer Hinsicht gewinnt sein sonst galliger Humor sogar stellenweise etwas harmlos Gemütliches und Anheimelndes. Nefflen ist lediglich Volksschriftsteller, auf den Namen eines Poeten darf er nicht den geringsten Anspruch erheben. Seine Gedichte vollends sind nichts als versifizierte Anekdoten, platt und nüchtern, ohne Geist und Anmut, in der Form von einer selbst für einen Schwaben ungewöhnlichen Unbeholfenheit und Nachlässigkeit.

Einen starken Gegensatz zu Nefflen bildet Christian Benjamin Dreizler aus Stuttgart (1794—1869), Maler und Zeichenlehrer, der als einzige schriftstellerische Leistung 1867 „Schwäbische Dorf-Predigten" veröffentlichte: vier Kapuzinaden, in denen der Verfasser sich auf eine ländliche Kanzel versetzt und von dieser herab im heimatlichen Dialekt über allerlei Gegenstände redet. Wiewohl dabei der Bauer mit manchem kräftigen Wörtlein gestraft wird, ist doch der Grundzug dieser Dorfpredigten kein satirisch aggressiver, sondern ein humoristisch gemütlicher, und die behagliche Laune, welche sie atmen, wird noch durch die eingestreuten kurzen Anekdoten erhöht.

Achtes Kapitel.

Das Drama.

Die Deutschen haben seit Schillers Tod in der dramatischen Poesie eine äußerst rege Thätigkeit entfaltet, sie haben alle nur denkbaren Gattungen nebeneinander gepflegt, jede Stilart erprobt: aber zu einer einheitlichen, stätig fortschreitenden Entwicklung sind sie in dieser Kunst doch nicht gelangt. Lessing hatte sich redlich bemüht, seinem Volk eine Nationalbühne zu schaffen. Was er mit überlegenem Verstande begonnen hatte, setzte der junge Goethe mit überwältigendem Genie fort, um leider später von der volkstümlichen Richtung zur antikisierenden überzugehen. Schiller nahm jene Bestrebungen in eigentümlicher Weise und mit dem nachhaltigsten Erfolge wieder auf, sich für das ganze 19. Jahrhundert zum populärsten deutschen Dramatiker emporschwingend. Aber sein Beispiel wirkte nicht in dem erwünschten Maße fort, und eine einzelne Dichterpersönlichkeit, selbst die machtvollste, war für sich nicht im stande, die nationale Bühne aufrecht zu erhalten. Konnten die Deutschen überhaupt eine solche beanspruchen, so lange sie nicht nur kein politisch geeinigtes Volk vorstellten, sondern auch in ihren Sitten und Lebensgewohnheiten allzu bereitwillig der Nachahmung ausländischer Kultur dienten? Für unsere Dramadichtung seit Schillers Tod ist nichts so charakteristisch als die schroffe Kluft, die sich zwischen den edel stilisierten, aber für die Bühne meist unbrauchbaren Dramen der jenem nacheifernden Poeten und den szenisch wirksamen, aber künstlerisch nichtigen Machwerken der Theatraliker aufgethan hat. Die beiden Hälften der dramatischen Muse, die in Schiller sich zu einer unlösbaren Einheit zusammengeschlossen hatten, fielen nun wieder auseinander. Die Nachahmer Schillers haben ihre Schöpfungen der Mehrzahl nach nicht auf die Bühne, sondern auf die Lektüre berechnet. Ließ doch selbst ein Dichter von so ursprünglicher und ungestümer tragischen Kraft wie Grabbe die szenischen Dimensionen bis zur Lächerlichkeit unberücksichtigt.

Von Schillers würdigsten Nachfolgern, Heinrich von Kleist, Franz Grillparzer, Friedrich Hebbel und Otto Ludwig, hat keiner die unverwüstliche Volkstümlichkeit des Meisters errungen. Es bezeichnet die Entwicklung unserer dramatischen Poesie, wie weit diese vier begabtesten Epigonen Schillers und Goethes, obgleich sie alle den litterarhistorischen Zusammenhang mit den beiden Dichterheroen im allgemeinen wahren, im einzelnen voneinander abweichen: Kleist, der glühende Patriot, ist am stärksten von der Romantik beeinflußt, Grillparzer schwankt zwischen der Liebe zur Schicksalstragödie und spanischen Romantik, zur Antike und vaterländischen Historie, Hebbel und Ludwig haben sich tief in das Studium Shakespeares verbohrt, mit dessen Hilfe sie zu schärferer Charakteristik als Schiller zu gelangen versuchten. Die Theatraliker, von denen die deutsche Bühne beherrscht worden ist, besaßen nicht schöpferische Kraft genug, um das vorhandene Bedürfnis damit zu decken. Sie mußten starke Anleihen bei Fremden, insbesondere bei den Franzosen, machen, deren dramatische Produkte noch bis auf den heutigen Tag für unsere Theater einen wichtigen Faktor bilden.

In Schillers Heimatland hat das ganze 19. Jahrhundert über die dramatische Poesie sich mit dem untersten Range begnügen müssen, ist nicht nur hinter der Lyrik, sondern auch hinter der Novellistik zurückgetreten. Von der Birch-Pfeiffer abgesehen, die außerhalb Württemberg ihre Laufbahn gemacht hat, konnte von den schwäbischen Dichtern kaum einer auf der deutschen Bühne festen Fuß fassen. An mancherlei Bestrebungen und Versuchen hat es indessen von ihrer Seite nicht gefehlt. Manche von den namhaften Lyrikern und Epikern haben, wie sich aus den früheren Kapiteln ergeben hat, auch zu der dramatischen Form gegriffen, aber doch nur in zweiter oder dritter Linie, gewissermaßen zur Abwechslung. Ein Teil von ihnen hat mit Bewußtsein Buchdramen verfaßt, mit Absicht auf die szenische Darstellung verzichtet; anderen, denen eine solche am Herzen gelegen ist, wie Waiblinger, Notter, J. G. Fischer, R. Köstlin, A. Widmann, Luise Pichler, haben ihr Ziel nicht oder nur teilweise erreicht, jedenfalls auf der Bühne keine bleibenden Wirkungen hervorgebracht. Für die meisten schwäbischen Dramatiker, die zugleich wirkliche Dichter gewesen

sind, hat das Schillersche Drama das Muster abgegeben, und die edle Form, die schöne Verssprache ist ihr aller Gemeingut, wie weit sie sonst hinter den Anforderungen dieser Gattung zurückgeblieben sind. Bei allen wirken zugleich die spezifisch dramatischen Impulse nicht stark genug, drängen sich die lyrischen und epischen Elemente in störendem Maße vor. Sie ergehen sich zu schwelgerisch in Gefühlen und Reflexionen, lieben zu sehr das behagliche Verweilen. Die historischen Schauspiele Uhlands, der übrigens den Schillerschen Stil in eigentümlicher Weise ausgeprägt hat, sind für die gesamte Richtung der dramatischen Muse der Schwaben in jeder Hinsicht vorbildlich.

Eine Reihe weiterer Württemberger, deren Namen und Werke heute so gut wie verschollen sind, haben höher stilisierte historische Dramen in Druck gegeben. Sogar zu einer zweiten Auflage brachte es Ludwig Hofackers zuerst 1821 erschienenes Trauerspiel „Waldarich". Der Verfasser, als Sohn des berühmten Tübinger Rechtslehrers Karl Christoph Hofacker am 25. April 1780 geboren, selbst Jurist, war unter König Friedrich Geheimer Kabinettssekretär und dann Legationssekretär in Karlsruhe gewesen. Juni 1812 wurde er wegen angeblichen Briefwechsels mit einem Denunzianten für acht Monate auf den Asperg gebracht, hierauf zum Tribunalsekretär in Eßlingen ernannt und schied 1816 aus dem Staatsdienst. Ein Schwager Albert Schotts, hielt er es mit den Altrechtlern, verkehrte viel mit Uhland. Später wurde er Oberjustizprokurator in seiner Vaterstadt Tübingen. Er starb am 21. April 1846 in der Stuttgarter Vorstadt Heslach. Hofackers heutzutage ganz altmodisch anmutendes Drama, das die unglückliche Schilderhebung des Franken Waldarich, römischen Reitergenerales, gegen Kaiser Konstantius zum Gegenstande hat, soll bei den Zeitgenossen Beifall gefunden haben, was angesichts einer stümperhaften Technik und kindlichen Intrigue auffallend genug erscheint. Das rhetorische Element führt die Herrschaft: die Germanenhelden verstehen sich besser darauf, endlose Reden zu halten, als im richtigen Augenblicke vernünftig zu handeln. Doch ist wenigstens eine gewisse Eigenart in Charakteristik und Sprache anzuerkennen, die den Dichter das naive Wesen der alten Deutschen glücklich treffen läßt.

Ferdinand Dillenius (1791—1871) aus Urach, gehörte als Tübinger Stiftsstudent dem Schwabschen Freundeskreis und der Romantika an. Er wurde später an verschiedenen Orten Pfarrer, 1829 Dekan in Blaufelden, 1836 in Weinsberg. 1857 trat er in den Ruhestand, den er in Stuttgart genoß und zu litterarischer Wirksamkeit verwandte. Das statistisch-topographische Bureau machte ihn zu seinem außerordentlichen Mitglied. Er verfaßte eine Chronik von Weinsberg und beteiligte sich an der offiziellen Beschreibung dieses Oberamtes. Als Dichter trat Dillenius, der früher nur gelegentlich einzelne Kleinigkeiten veröffentlicht hatte, erst 1868 mit seinem einzigen größeren, schon geraume Zeit vorher entstandenen Werke hervor, dem Drama „Florian Geyer von Geyern, Hauptmann der schwarzen Schaar im großen Bauernkriege von 1525". Auf dramatische Wirkung von vornherein absichtlich verzichtend, liefert er eine Reihe lose zusammenhängender Bilder und Szenen in schöner Verssprache, die des poetischen Reizes nicht entbehren.

Die Brüder Christian Riedaisch (1827—1880) und Friedrich Riedaisch (* 14. Mai 1832), beide aus Stuttgart, ersterer Haushofmeister beim Prinzen Friedrich von Württemberg daselbst, letzterer Beamter bei der Stuttgarter Hoftheaterintendanz und als Geheimer Hofrat kurze Zeit Hoftheaterintendant, veröffentlichte anonym zwei gut versifizierte, aber lediglich rhetorisch gehaltene historische Dramen, „König Saul" (1858) und „Philipp von Schwaben und Otto von Wittelsbach" (1859). Szenisch wirkte dagegen eine kürzere gemeinsame Arbeit der beiden Brüder, die 1862 zusammen mit zwei weiteren Stücken unter dem Titel „Dramatische Versuche" herausgegebene Dichtung „Der Tod des Tiberius". Sie wurde wiederholt am Stuttgarter Hoftheater und auf anderen Bühnen aufgeführt, gleichwie das von Robert von Hornstein komponierte Tanzpoem „Terpsichore im Schattenreich" (1873) und ein ungedrucktes Lustspiel, „Frauenrache", welch letzteres Friedrich Riedaisch allein zum Urheber hat.

Nicht von eigentlich geschichtlichem, vielmehr frei erfundenem Inhalt, aber dem Stile nach dem historischen Drama nahe verwandt ist Heinrich Keßlers 1830 im Druck erschienenes Trauerspiel in

zwei Aufzügen „Adelgund“, das in gewandten Versen, freilich mehr auf lyrische als dramatische Weise, den Heldentod einer edlen Jungfrau behandelt, die sich mitten im Seekrieg auf das Schlachtschiff ihres Vaters begeben hat, um einer gefährlichen Liebe zu einem Prinzen auszuweichen. Der Verfasser, Heinrich Keßler (1783 bis 1842) aus Heilbronn, hat als freisinniger Politiker und Landtagsabgeordneter, als Mitredakteur des 1818 in's Dasein getretenen Oppositionsblattes „Der Volksfreund aus Schwaben“, als staatsrechtlicher und sozial-politischer Schriftsteller seinen Namen bekannter gemacht als durch jene poetische Leistung.

Das romantische Schauspiel haben Uhland, ehe er zum rein historischen überging, und Justinus Kerner gepflegt, doch dieser nur in ganz loser Form. Auch die Orpliddramen Mörikes und Bauers, welch letzterer sich in seinen übrigen Stücken mehr an die Schillersche Richtung angeschlossen hat, fallen unter den Begriff der Romantik. Ebenso „Der Irre“ von Eduard von Seckendorff. Im Ritterschauspiele, dieser Mißgeburt vaterländischer Historie und romantischen Geistes, hat sich der bekannte Maler und Architekt Karl Alexander von Heideloff (1788—1865) mit wenig Glück versucht. Zu Stuttgart als Sohn des dortigen Theatermalers Viktor von Heideloff geboren, besuchte er die Karlsschule und lernte in den Kunstwerkstätten seines Vaters und Danneckers. Seit 1818 lebte und wirkte er in Nürnberg, wo er namentlich als Baumeister starke Spuren ruhmvoller Thätigkeit hinterlassen hat. Von 1822 bis 1854 war er zugleich Professor am dortigen Polytechnikum. Er schrieb ferner eine Anzahl geschätzter Bücher aus dem Bereiche der Architektur, darunter eine „Ornamentik des Mittelalters“ und „Baudenkmäler aus Schwaben“. Sowohl in seinem litterarischen als in seinem praktischen Wirken zielte sein ganzes Streben dahin, den alten deutschen Stil der Baukunst zu neuem Leben zu erwecken. Auch sein 1818 veröffentlichtes „teutsches Ritterschauspiel“ in Prosa „Maximilian I. oder: Der Zweikampf in Worms“, das den ruhmvollen Sieg König Maximilians über einen prahlerischen Franzosen behandelt, der die ganze deutsche Ritterschaft herausgefordert hat, verdankt warmem nationalen Empfinden seinen Ursprung. Sonst läßt sich über das in Prosa geschriebene

Stück nichts Gutes sagen: Erfindung, Charakteristik und Darstellung sind darin von wahrhaft rührender Naivetät.

Verschiedene Verfasser von bürgerlichen Schauspielen und Lustspielen haben sich bemüht, ihren Erzeugnissen ein litterarisches Gepräge aufzudrücken, bei diesem Streben jedoch die szenische Wirkung völlig vernachlässigt. Christian Gottlieb Hölder (1776—1847) aus Bebenhausen, Hofmeister in der französischen Schweiz, Oberpräzeptor in Calw und zuletzt langjähriger Professor des Französischen am Stuttgarter Gymnasium, veröffentlichte außer Reiseschriften, viel benützten französischen Lehrbüchern, metrischen Uebersetzungen aus dieser Sprache und vereinzelten eigenen Gedichten 1830 einen Band „Dramatische Versuche", der die fünfaktigen Schauspiele „Liebe und Großmuth" und „Wiederfinden" und das dreiaktige Lustspiel „Der Zerstreute" enthält. Wenig spannende und noch weniger wahrscheinliche Fabeln werden durch endlose Dialoge in einer geglätteten Schriftprosa, die Anklänge an die natürliche Konversation ängstlich vermeidet, zu übermäßig langen Handlungen ausgesponnen. Das heitere Stück variiert ohne Humor das uralte Thema von dem zerstreuten Gelehrten, die beiden ernsten führen uns einen Edelmut vor, wie er leider in Wirklichkeit unter dieser Sonne nicht zu gedeihen pflegt. Friedrich Martin Duttenhofer (1810—1859) aus Stuttgart, Doktor der Medizin, Professor an der Tierarzneischule seiner Vaterstadt und dann Regimentspferdearzt in Ludwigsburg, schrieb zwei Stücke, die zwar von der Gabe, gute Verse zu machen, aber nicht von Bühnentalent zeugen. Das dramatische Sittengemälde „Die Pflegetochter auf dem Lande" (1848) schildert das Treiben eines pietistischen Schulmeisters, der nicht nur im Vereine mit einem schurkischen Schreiber dumme Bauern durch Vorspieglung einer überseeischen Erbschaft betrügt, sondern auch die böse Pfarrerin in seine Netze zieht. Die schleppende Handlung ist weder glücklich ersonnen noch glaubhaft durchgeführt. In eine höhere Sphäre hat sich Duttenhofer mit dem dramatischen Gemälde „Eine Frau" begeben, das einen gräflichen Ehestandszwist in gekünstelter und langweiliger Weise behandelt. Die humoristischen Prosaszenen schlagen weder in dem Lustspiele noch in dem Schauspiele so kräftig durch, daß sie für

die Oede der ernsten Partien hinlänglich entschädigen. „Eine Frau" eröffnet die 1847 erschienene Sammlung „Streiflichter", worin außer dem Drama einige hübsche und eigenartige Märchen und Erzählungen, die Idylle in Hexametern „Der Müller auf dem Lande" und sonstige Gedichte stehen. Bekannter als durch seine selbständigen Schöpfungen hat Duttenhofer seinen Namen durch gewandte Uebersetzungen, namentlich Tassos, der Cidromanzen und Byrons, gemacht. Außerdem verfaßte er einige medizinische Schriften.

Auch Adolf Seubert hat als Dramatiker keine Beziehungen zur Bühne gefunden. Am 9. Juni 1819 zu Stuttgart geboren, wurde er in der Ludwigsburger Kriegsschule zum Offizier ausgebildet, nahm an den Kämpfen gegen die Aufständischen in Baden 1848 sowie an den Feldzügen der Jahre 1866 und 1870/1 Anteil, trat 1873 als Oberst in den Ruhestand und starb am 4. Februar 1880 zu Cannstatt. Seubert hat sich auf den verschiedensten litterarischen Gebieten bethätigt. Er war Militärschriftsteller und lieferte namentlich eine Anzahl taktischer Werke; er beschrieb seine Reisen, die ihn nach Spanien und Algier, Belgien und Holland, Schweden und Norwegen geführt hatten; er besorgte die Neuausgabe von Müllers Künstlerlexikon. Er machte Verse und besaß große Gewandtheit im Sonett. Diese bewährte er in dem Kranze, den er unter dem Titel „Die Sterne Schwabens" (1877) den Manen berühmter Landsleute geflochten hat. Ferner fertigte er eine Anzahl poetischer Uebersetzungen, verdeutschte insbesondere den ganzen Byron im Versmaße des Originales für die Reclamschen Klassikerausgaben. Am bedeutendsten — freilich nur dem Umfange nach — ist Seuberts dramatische Wirksamkeit. Er begann schon 1841 mit dem Operntexte „Die Tochter Jephthas" und ließ 1845 anonym „Zwei Trauerspiele" nachfolgen: „Stolz und Liebe" und „Eine Schauspielerin". Er schneidet darin die entsetzlichsten tragischen Grimassen. Er ahmt das Pathos der Schillerschen Jugenddramen nach und schwelgt in einem bis zur höchsten Geschmacklosigkeit, ja, stellenweise bis zum Unsinne gesteigerten Redeschwulste, wobei er seiner Prosa nicht einmal die sprachliche Korrektheit wahrt. Beiden Stücken liegt dasselbe Hauptmotiv zu Grund: ein abge-

feimter Bösewicht von dem Geschlechte der Franz Moor und Wurm trennt durch kindliche Intriguen ein leichtgläubiges Liebespaar. Die Brust des Helden durchrasen alle Qualen wildester Eifersucht, die ihn der Verzweiflung überantworten und auf die Bahn des Lasters werfen. Hin und wieder durchzuckt ein Blitz echten Talentes dieses Chaos einer erhitzten und unreifen Leutnantsphantasie. Seubert setzte seine dramatische Thätigkeit mit dem Trauerspiel „Ein Duell" (1848), den vaterländischen Dramen „Herzog Ulrich" (1849) nach Hauffs Lichtenstein und „Prinz Christoph" (1850) fort und beschloß sie mit dem Trauerspiele „Der Sohn des Kammerdieners" (1871) und dem Schwanke „Der Maitrank" (1872). Er ist in seinen späteren Stücken gemäßigter geworden, hat jedoch mit ihnen ebenfalls kein großes Glück gemacht.

Im Gegensatze zum Litteratur- und Kunstdrama hat man auch in Württemberg nach verschiedenen Seiten hin Anstrengungen gemacht, das Volksdrama zu beleben. Dieses hat von jeher im deutschen Süden einen besseren Nährboden gefunden als im Norden. Durch den Katholizismus ist der Erhaltung solcher Volksbelustigungen ohne Frage Vorschub geleistet worden. In Oberschwaben haben sich sogar noch Reste des alten Bauerntheaters in die Gegenwart hinübergerettet. So wird von den Bewohnern des Dorfes Rohrdorf (O.A. Wangen) noch immer jedes dritte Jahr eine meist historische Aufführung veranstaltet. Das Städtchen Leutkirch hat erst im Jahr 1897 ein derartiges volkstümliches Festspiel nach Art des Rothenburger Meistertrunkes begründet, wozu Eduard Eggert den Text, „Der Bauernjörg", verfaßt hat. Das oberschwäbische Volksdrama ist zum guten Teile religiöser Natur. Den heiligen Willebold, der in jenen Gegenden hohe Verehrung genießt, hat Michael Jung nicht als einziger sich zum Schauspielhelden auserkoren. Auch zwei andere beliebte Vorwürfe, die schon von Frischlin verewigte Wiedervereinigung des Grafen Ulrich von Buchhorn mit seiner treuen Gemahlin Wendelgard und die von Benedikt von Wagemann behandelte Geschichte jener Welfengräfin, die zwölf Knaben auf einmal das Leben geschenkt haben soll, spielen in das Gebiet der kirchlichen Legende hinüber. Als katholischer Dramatiker ist neben den schon im sechsten Kapitel erwähnten Johann

Stützle und Matthäus Schwägler noch Wilhelm Rueß (1814—1879) aus Ehingen, zuletzt Rektor der katholischen Kontonsrealschule in St. Gallen, zu nennen. Er veröffentlichte ein Schauspiel für die Jugend, „Rosa von Tannenburg“ (1840), und die beiden Trauerspiele „Die Schlacht am Morgarten“ (1840) und „Konradin der letzte Hohenstaufe“ (1841). Außerdem gab er mehrere Gedichtsammlungen, „Lyrisches und Episches“ (1841), „Freie Klänge“ (1844), „Rosen und Astern“ (1868), sowie Jugendschriften und Schulbücher heraus.

Auch in den protestantischen Gegenden Deutschlands hat man, namentlich im letzten Viertel des 19. Jahrhunderts, mancherlei gethan, um ein Volksdrama in's Leben zu rufen. Solche Bemühungen knüpften in erster Linie an das Andenken der Reformation an. Die Lutherfestspiele Hans Herrigs und Otto Devrients fanden in Württemberg großen Anklang. Das Städtchen Hall ließ sich dadurch zu einem 1898 veranstalteten Brenzfestspiel anregen.

Verschiedene Schwaben haben ferner auf eigene Faust eine Regeneration der deutschen Volksbühne angestrebt, am nachdrücklichsten Moriz Rapp, der indessen mit seinen Versuchen scheitern mußte, weil er sie mehr vom Katheder des Gelehrten aus als in lebendiger Fühlung mit dem Volksgeist unternahm. Immerhin zählt er zu den interessanteren Charakterköpfen der schwäbischen Litteratur des 19. Jahrhunderts. Er ist am 23. Dezember 1803 zu Stuttgart als Sohn des bekannten kunstsinnigen, mit Goethe und Schiller befreundeten Kaufherren G. H. Rapp geboren. An geistiger Anregung aller Art fehlte es ihm natürlich im Elternhause nicht, und die verwandtschaftlichen Beziehungen zu Dannecker, den Boisserée, G. Schwab waren ganz dazu angethan, die künstlerischen Neigungen des für Musik, Malerei und Poesie begabten Knaben zu stärken. Schon als Schüler zeichnete ihn große geistige Regsamkeit und Strebsamkeit sowie eine schöne Begeisterungsfähigkeit aus, freilich zugleich auch ein bedenklicher Hang zum Ungewöhnlichen und Ueberspannten, der noch durch den vertrauten Verkehr mit Wilhelm Waiblinger gesteigert ward. Nachdem Rapp das Gymnasium seiner Vaterstadt absolviert hatte, bezog er im Herbst 1822 die Universität Tübingen. Hier studierte er zunächst

die Rechtswissenschaft, dann neuere Sprachen und Litteraturen. Auf längeren Reisen durch Deutschland, die Schweiz, Frankreich und Skandinavien vollendete er seine Bildung und erweiterte er seine Sprachkenntnisse, zu denen er schon als Gymnasist mit zähem Fleiß einen tüchtigen Grund gelegt hatte. 1832 ließ er sich in Tübingen als Privatdozent für ausländische Sprachen und Litteraturen nieder. Außer den Vorlesungen hielt er mit der studierenden Jugend dramatische Uebungen, wobei neben einzelnen Szenen oder ganzen Stücken von Klassikern auch solche des Lehrers aufgeführt wurden. Schon im Jahr 1828 hatte Rapp seine erste dramatische Arbeit, „Die Prager Schlacht", der Oeffentlichkeit übergeben. Unter dem Pseudonym Jovialis ließ er zwei weitere Bände folgen: 1835 „Lustspiele", 1836 „Atellanen". In dem zuletzt genannten Jahr erschien auch der erste Band eines umfassenden grammatikalischen Werkes, als „Versuch einer Physiologie der Sprache" bezeichnet, das 1841 mit dem vierten Bande beendigt wurde.

1837 sah sich Rapp infolge von Kränklichkeit genötigt, seinen Lehrberuf zu unterbrechen. Die folgenden Jahre verlebte er meist zu Rottweil, seine schriftstellerische Thätigkeit unverdrossen fortsetzend. Damals dichtete er das allerdings erst 1877 gedruckte Lustspiel „Hans Sachs" und ließ einen zweiten Band der Atellanen (1842) erscheinen. Auch begann er Plautus' Lustspiele für die von Tafel, Osiander und Schwab herausgegebenen Klassikerübersetzungen zu bearbeiten und in Gemeinschaft mit Adelbert Keller Shakespeare neu zu verdeutschen; sechs Tragödien und sämtliche vierzehn Komödien stammen aus Rapps Feder. 1844 nahm er wieder die Vorlesungen in Tübingen auf. Er las jetzt hauptsächlich über Sprachvergleichung, moderne Sprachen und Litteraturen. 1846 erhielt er den Titel, 1852 die Stellung eines außerordentlichen Professors. Er blieb unverheiratet und führte ein einsames und äußerst bescheidenes Leben. Die poetische Thätigkeit trat bei ihm mehr und mehr in den Hintergrund; um so tiefer versenkte er sich in wissenschaftliche Aufgaben. Von der fleißigen Mitarbeiterschaft an bedeutenden Zeitschriften abgesehen, beschäftigte ihn zunächst längere Zeit ein großes Werk über „Vergleichende Grammatik" (sechs Teile, 1852/9). Sind Rapps Leistungen auf diesem Gebiet

auch heutzutage weit überholt, so haben sie doch für ihre Zeit Bedeutung gehabt. Seine folgenden Schriften beziehen sich auf Litteraturgeschichte: „Das goldene Alter der deutschen Poesie“ (1861), „Studien über das englische Theater“ (1862), „Geschichte des griechischen Schauspiels vom Standpunkt der dramatischen Kunst“ (1862). Endlich hat er in Gemeinschaft mit Hermann Kurz ein Spanisches Theater in sieben Bänden (1868/70) herausgegeben. Die übrigens nach dem Urteil eines Kenners, des Grafen Schack, flüchtigen Uebersetzungen des ersten, dritten, vierten und siebenten Bandes hat Rapp ganz, die des sechsten teilweise gefertigt. 1880 nahm er seine Entlassung und verbrachte den Lebensabend in Cannstatt, dann in Stuttgart, wo er am 7. April 1883 verschied.

Rapps zahlreiche Dramen verraten entschiedenes Talent, dessen Schwerpunkt im Komischen liegt. Für den Ausdruck des Tragischen mangeln ihm fortreißender Schwung und Beredsamkeit. Es scheint ihm an der nötigen Selbsterkenntnis in dieser Hinsicht nicht gefehlt zu haben; denn nicht nur überwiegen die Lustspiele der Zahl nach, sondern das heitere Element tritt auch in den ernsten Stücken stark, häufig zu stark hervor. In komischen Situationen ist Rapp sehr erfinderisch, in Wortwitzen und Wortspielen Shakespearescher Art fast unerschöpflich. Nur machen manche einen erzwungenen und darum frostigen Eindruck; die Rede ist oft mit nicht zu verkennender Absichtlichkeit so eingerichtet, daß die Gegenrede ein Wortspiel ergeben muß. Im übrigen ist der Prosa Rapps, die er zu den Lustspielen und munteren Auftritten zu verwenden pflegt, Frische und Kraft nachzurühmen, während die Behandlung des Verses viel zu wünschen läßt. Seine natürliche Begabung wird durch gründliche Kenntnis der szenischen Technik unterstützt, die er sich durch das Studium klassischer Dramatiker, besonders der englischen und spanischen, erworben hat. Indessen ist sein reiches Wissen mitunter dem poetischen Können eher hinderlich als förderlich, und ein gewisser litterarhistorischer Beigeschmack beraubt seine Schöpfungen eines Teiles ihrer Natürlichkeit. Er hat eine ausgesprochene Vorliebe für historische Stoffe; in den Lustspielen, welchen keine eigentlich geschichtlichen Begebenheiten zu Grunde liegen,

ist doch zum mindesten das Kostüm vergangener Zeiten gewahrt. Die ernsten Schauspiele Rapps sind kaum mehr als Aneinanderreihungen von Lager- und Schlachtenbildern, Volksszenen, politischen Reden und Gesprächen. Der Inhalt der Prager Schlacht, deren Held Friedrich der Große ist, wird durch den Titel hinlänglich angedeutet. In dem Trauerspiele „Gustav Adolf" werden die Vorgänge vor, in und nach der Lützener Schlacht geschildert. „Die Gegenkaiser" haben mit Uhlands „Ludwig der Baier" den Stoff gemein, dem Rapp eine ganz realistische Behandlung geliehen und im einzelnen manche interessante neue Seite abgewonnen hat, ohne jedoch an Einheitlichkeit der Handlung, stilvoller Haltung und Adel der Sprache seinen Vorgänger zu erreichen. Unter den Lustspielen sind diejenigen die gelungensten, welche den übermütigen Ton des alten Fastnachtsschwankes anschlagen, wie „Die Kaiserkrönung", wo ein paar freche Junker in der Kneipe den festlichen Akt parodieren und dabei allerhand Unfug anstiften, dafür aber die gebührende Strafe erhalten. Doch sollte der Scherz nicht bis zum Opfer von Menschenleben getrieben werden. In der Posse „Herr von Falkenstein" thut Rapp seiner Vorliebe für Zeichnung soldatischer Bramarbase in unterhaltender und witziger Weise Genüge. Das feinste unter den Lustspielen ist Hans Sachs, aber übermäßig gedehnt, wie manches andere von Rapps Werken, und ungleich in der Behandlung. Den Höhepunkt darin bildet das Gemälde des Nürnberger Faschinges, das nach dem Muster der in Rottweil üblichen Volkslustbarkeiten entworfen sein soll. In der Aristophanischen Komödie „Wolkenzug" zeigt unser Dichter erstaunliche Phantasie und Sprachgewalt; seine Satire ist vielfach treffend, wenngleich nicht immer auf passende Gegenstände gerichtet. Das in Portugal spielende Lustspiel „Der Student von Coimbra" ist ganz im schwäbischen Dialekte geschrieben, weil das Portugiesische eine Abart des Spanischen sei, wie das Schwäbische eine solche des Hochdeutschen. In Wahrheit erscheint die Verbindung von portugiesischem Kostüm und schwäbischer Mundart als eine unerträgliche Schrulle. Auch sonst offenbart Rapp eine weitgehende, mit seinen grammatikalischen Studien zusammenhängende Neigung zu den Volksidiomen. Hat er doch sogar das wunderliche Experiment gemacht, Aristophanes'

Acharner in das Schwäbische zu übertragen. Ferner erschwert er die Lektüre seiner Dichtungen durch Anwendung einer seltsam willkürlichen Orthographie. Auch seine Uebersetzungen, zumal die Shakespeares, hat er durch allerhand Grillen eines Teiles ihres Wertes beraubt. So hat er der Einheit des Kostümes und der Szenerie zulieb „Was Ihr wollt“ nach Ostfriesland verlegt, läßt „Die beiden Veroneser“ unter dem Titel „Die Freunde von Oporto“ in Portugal spielen, paßt in Hamlet die Namen der Oertlichkeit an, den Helden zum Amleth, Ophelia zur Ingeborg umwandelnd. Das sind unerträgliche Pedanterien. Seine Verbesserungswut hat nicht einmal vor Goethe Halt gemacht. Ueber sein Unterfangen, Egmont mit großer Gründlichkeit neu zu bearbeiten, geht man am besten zur Tagesordnung über. Rapp hat die Grenzlinie, die die berechtigte Eigentümlichkeit von der unberechtigten trennt, nirgends einzuhalten gewußt und sich so um die schönsten Früchte seiner rühmlichen Bestrebungen selbst betrogen.

Aehnliche Absichten, wie Moriz Rapp, verfolgte Adolf von Breitschwert (1824—1885) aus Ellwangen mit seiner dramatischen Muse. Er studierte Jura in Tübingen, war Gerichtsaktuar in Aalen und Sekretär beim Ulmer Gerichtshofe; nach seiner 1880 erfolgten Pensionierung lebte er sommers auf seinem Schlößchen zu Ehningen (O.A. Böblingen), winters in München, Karlsruhe oder Wiesbaden. Mit dem Volk, auch dem Landvolk, in mannigfacher Berührung stehend, wollte er diesem den Genuß der dramatischen Kunst, der er sich von Jugend auf mit Begeisterung hingegeben hatte, verschaffen. Er begann mit einer kleinen mundartlichen Posse als erstem und einzigem Heft eines Schwäbischen Theaters, „Der Teufel in der Küche“ betitelt. In dem harmlosen Scherze werden schwäbisches und norddeutsches Wesen in komischen, auch sprachlich durchgeführten Gegensatz zueinander gesetzt. Einige weitere Schwänke und Lustspiele reihten sich an: „Eisenbahn und Telegraph“, „Frack und Krinoline“, „Die neueste Mode“, „Vegetarianer und Fleischesser“. Ernsthaften Charakter tragen das Drama mit Gesang „Maria Prochaska“, das Zeitbild „Ein Hexenprozeß“ und das Drama „Johann Kepler“. Die beiden zuletzt genannten Stücke haben den berühmten schwäbischen Astronomen zum Helden.

In dem ersteren, mehr volkstümlich gehaltenen rettet dieser seine alte, der Zauberei beschuldigte Mutter aus den Händen ihrer boshaften Feinde, im anderen, höher stilisierten sind die Schicksale Keplers und seines Weibes in die Prager Kämpfe zwischen Kaiser Rudolf II. und dessen Bruders Matthias verflochten. Aus den keineswegs uninteressanten Stoffen hat Breitschwert wenig zu machen gewußt. Endlich bearbeitete er in dem fünfaktigen Schauspiele „Der Geisterseher“ (1874) Schillers gleichnamige Erzählung nicht ohne Gewandtheit, verkehrte jedoch die Absichten seines Vorbildes, indem er den Armenier den Prinzen als Schutzengel umschweben und den Klauen der Jesuiten entreißen läßt, so daß sich alles in Wohlgefallen auflöst.

Auch Berthold Auerbach hat mit seinen Dramen — doch im Rahmen der vorhandenen Schaubühne — volkstümliche Wirkungen beabsichtigt. Karl Mayers schon früher erwähnte Weiber von Schorndorf tragen dagegen mehr den Charakter eines vom gewöhnlichen Theater losgelösten Festspieles. Desselben beliebten Gegenstandes aus der heimatlichen Geschichte hatte schon vor jenem sich ein anderer schwäbischer Dichter bemächtigt, der am 13. Juni 1832 geborene August Wintterlin, jetzt Oberstudienrat und Oberbibliothekar an der öffentlichen Bibliothek seiner Vaterstadt Stuttgart. In jüngeren Jahren huldigte er der lyrischen Muse und veröffentlichte manche anziehenden Talentproben namentlich in den letzten Jahrgängen des Morgenblattes. Leider hat er sich noch nicht entschließen können, seine zerstreuten Gedichte zu sammeln. In dem 1867 zuerst erschienenen und 1882 unter Beigabe von 25 Epigrammen über „Schwäbische Weinlese“ wiederholten Lustspiele „Die Bürgermeisterin von Schorndorf“ hat Wintterlin den historischen Stoff ziemlich frei gestaltet und auf diese Weise ein bühnengerechtes Stück geliefert, das sich bei seiner Aufführung am Stuttgarter Hoftheater bewährt hat. Noch eine zweite kleinere Arbeit ging über die Bretter der heimatlichen Kunststätte: das 1872 gedruckte zweiaktige Lustspiel „Der Geisterbanner“, das in harmlos heiterer Weise den Aberglauben verspottet. Wintterlin hat sich auch als feinsinniger Kunsthistoriker einen Namen gemacht. Seine bedeutenderen diesem Gebiete zugehörigen Aufsätze hat er zu dem

schönen Werke „Württembergische Künstler in Lebensbildern“ (1895) vereinigt.

Die Dialektdramatiker haben teils, wie Schönhuth und A. von Breitschwert, sich auf harmlose Scherze beschränkt, teils die soziale Tendenzdichtung Gottlieb Friedrich Wagners fortgesetzt. Keiner hat indessen auch nur entfernt dieses treffliche Vorbild erreicht. Nefflen, der ihm noch an Begabung am nächsten kommt, kann nicht als Dramatiker gelten. Konrad Friedrich Kißling (1815—1858) aus Murr, Wundarzt in Auenstein und Kleinaspach (alle drei Orte im O.A. Marbach), veröffentlichte außer einzelnen mundartlichen und schriftdeutschen Gedichten 1839 eine „tragische Posse in zwei Akten in schwäbischem Dialekte“ Namens „Die geprellte Unterpfandsbehörde zu Dummkopfsheim und Schreienshausen“, eine aus der Auensteiner Wirklichkeit gegriffene Satire, die in beteiligten Kreisen viel Staub aufwirbelte und darum rasch drei Auflagen erlebte, ohne irgend welches poetische Verdienst zu besitzen. Noch ärmer an Witz sind zwei Komödien in schwäbischer Volkssprache, die der Stuttgarter Journalist Wilhelm Hauber unter dem Pseudonym W. Hohschaid in Druck gegeben hat: „Die Landstandswahl in Ehrhausen im Jahre 1838“ (1839) und „Die Rekrutirung auf die neue Mode“ (1843). Im ersten Stücke geißelt der Autor in drastischer Weise den ländlichen Wahlunfug, im zweiten verlegt er die Debatte über allgemeine Wehrpflicht in ein Dorf. Gerede muß dabei die Handlung völlig ersetzen. Doch wird das Idiom wenigstens von Hauber wie auch von Kißling unverfälscht gehandhabt. Viel höher als diese Leistungen steht Vischers schon im vierten Kapitel besprochenes Lustspiel „Nicht Ia“.

Im zweiten und dritten Dezennium des 19. Jahrhunderts versorgte Freiherr Karl Konrad von Thumb-Neuburg die deutschen Bühnen, namentlich die Stuttgarter, vorübergehend mit zahlreichen Stücken. Am 28. Januar 1785 in der württembergischen Hauptstadt geboren, in einer Privaterziehungsanstalt und dem Forstinstitute zu Dessau ausgebildet, diente er kurze Zeit als kurfürstlicher Jagdjunker in Stuttgart, trat 1805 zur Diplomatie über, war neun Monate württembergischer Gesandtschaftskavalier in Regensburg und dann drei Jahre Legationssekretär in Wien. 1809

nahm er seine Entlassung und lebte nach seiner Vermählung meist in Stuttgart, zu den Würden eines württembergischen Kammerherren und Erbmarschalles emporsteigend. Er starb dort am 28. November 1831. Thumb widmete seinen angenehmen Ruhestand hauptsächlich dem Dienste der dramatischen Kunst, die ihn vom Knabenalter an in ihren Bann gezogen hatte. Zwischen 1813 und 1825 publizierte er eine Reihe einzelner Werke sowie verschiedene Sammelbände; doch erschien etwa die Hälfte seiner Erzeugnisse überhaupt nicht im Buchhandel. Seine meisten Bühnenstücke sind Bearbeitungen aus dem Französischen, und auch in seinen sogenannten Originalstücken haben ihm französische Muster vorgeschwebt. Trotzdem spielt er den Vertretern dieser Nation übel mit. In den beiden selbständigen Einaktern „Alte Zeit" und „Neue Zeit" charakterisiert er die Schwächen des französischen Erbadels zu Beginn der Revolution und dann des durch Napoleon geschaffenen Militäradels. Einzelnen Werken Thumbs liegen auch Romane zu Grunde. Szenische Gewandtheit und fließender Dialog sind allen seinen Stücken nachzurühmen, die jedoch längst wieder in Vergessenheit geraten sind.

Ungleich stärkere Theatererfolge erzielte die Schwäbin Charlotte Birch-Pfeiffer, deren Leben sich allerdings fast ganz außerhalb ihrer Heimat abgewickelt hat. Sie kam am 23. Juni 1800 zu Stuttgart auf die Welt als Tochter des württembergischen Domänenrates Pfeiffer, der jedoch 1806 als Oberkriegsrat bayerische Dienste nahm und nach München übersiedelte. Er war Karlsschüler und Schillers Mitzögling gewesen. Seine Vorliebe für diesen Dichter vererbte sich auf die Tochter, die überhaupt von unbezwinglicher Leidenschaft für die Bretterwelt erfaßt wurde. Nach heißen Kämpfen rang sie ihren Eltern die Erlaubnis ab, die Bühnenlaufbahn ergreifen zu dürfen. Sie debütierte am 13. Juni 1813, noch ein halbes Kind, in München und spielte schon mit achtzehn Jahren dort das ganze Fach der tragischen Liebhaberinnen. Durch Gastspiele in Deutschland und Oesterreich machte sie ihren Namen weithin bekannt. Auch in ihrer Vaterstadt ließ sie sich sehen. 1825 verheiratete sie sich mit dem Schriftsteller Dr. Christian Birch, einem geborenen Dänen, und gab im folgenden Jahr ihr Münchener Engagement auf. Sie dehnte ihre Kunstreisen nunmehr nach Rußland und den Nieder-

landen aus. 1827 bis 1830 war sie in der österreichischen Hauptstadt am Theater an der Wien engagiert. Die nächsten Jahre hatte sie ihren Wohnsitz in München, von dort aus ihre Gastspielreisen unternehmend. 1838 bis 1843 leitete sie das Züricher Theater mit großer Thatkraft und Umsicht und brachte es auf eine ansehnliche Höhe. 1844 wurde sie vom K. Schauspielhaus in Berlin für ältere Rollen verpflichtet und verblieb in dieser Stellung bis an ihren Tod, der am 25. August 1868 wenige Tage vor dem des Gatten erfolgte. Noch 1863 hatte sie das seltene Fest ihrer fünfzigjährigen Bühnenwirksamkeit unter allgemeiner Teilnahme der deutschen Theaterkreise feiern dürfen. Als Schauspielerin brachte sie, unterstützt durch stattliche äußere Mittel, vermöge einer energischen, leidenschaftlichen, oft grellen Darstellungsweise starke Wirkungen hervor. Anmut, Ebenmaß, Adel ließen ihre Darbietungen vermissen. In jüngeren Jahren glänzte sie namentlich in hochtragischen Rollen, wie Maria Stuart, Medea, wobei sie sich Sophie Schröder zum Vorbild auserkoren hatte.

Weit tiefere Spuren denn als darstellende Künstlerin hat die Birch-Pfeiffer in der deutschen Theatergeschichte als Bühnendichterin hinterlassen. Ihr erstes Drama, „Herma“, mit dem sie 1828 in Wien hervortrat, errang zwar keinen Erfolg. Doch schon ihre nächsten Stücke, „Schloß Greiffenstein“ und „Pfeffer-Rösel“, wurden beifällig aufgenommen, und fortan erfocht sie Sieg auf Sieg. In rascher Folge warf sie ihre Stücke auf den Markt und ließ sie allmählich nahezu auf ein Hundert anwachsen. 1863/80 wurden ihre dramatischen Werke in 23 Bänden gesammelt, wozu noch drei Bände Novellen und Erzählungen (1863/5) kamen. Der Mehrzahl ihrer Schauspiele liegen deutsche, englische, französische Romane zu Grunde, wobei sie in der Auswahl geeigneter Vorlagen einen sicheren Blick zeigte, mit diesen jedoch sehr willkürlich umsprang und meist mehr die äußere Handlung als den inneren Gehalt und Geist der Originale beibehielt. Drei von diesen Dramatisierungen stehen noch immer auf dem Repertoire der deutschen Bühnen, selbst der großen und vornehmen: „Dorf und Stadt“, wofür Auerbachs Frau Professorin, „Die Grille“ und „Die Waise aus Lowood“, wofür Erzählungen der George Sand und Currer Bell

verwertet worden sind. Außerdem gefielen „Nacht und Morgen" nach Bulwer, „Der Glöckner von Notre-Dame" nach Viktor Hugo, „Mutter und Sohn" nach der Bremer u. s. w. In ihren Originalstücken, darunter „Der Goldbauer", „Der Leiermann und sein Pflegekind", „Steffen Langer aus Glogau", läßt die Birch-Pfeiffer keineswegs Phantasie und Erfindungsgabe vermissen; doch wirkt die intime Vertrautheit mit der zeitgenössischen Roman- und Bühnenlitteratur auch hier stärker als die ureigene Schöpferkraft. Sie hat die verschiedensten dramatischen Gattungen gepflegt, auch die historische, der sie jedoch nur eine genrehafte Behandlung angedeihen läßt. Sie fühlt sich in den höheren und niederen Gesellschaftsschichten gleichermaßen heimisch. Sie bevorzugt Schauspiele mit glücklichem Ausgange, Rührstücke, in denen die Tugend der Helden und Heldinnen auf harte Proben gestellt wird, um schließlich zu triumphieren und den verdienten irdischen Lohn zu finden. In den meisten Dramen wird nach demselben Rezept ein hartnäckiger Kampf zwischen Stolz und Liebe zu Gunsten letzterer entschieden. Die innere Wahrheit ihrer Charaktere hat ihr niemals große Sorge bereitet, und ebenso wenig hat sie sich um die äußere Wahrscheinlichkeit der Vorgänge bekümmert. Sie wußte, daß das große Publikum auf einen Theaterabend gern sentimental ist und nach mehrstündiger Rührung beruhigt und befriedigt nach Hause geschickt sein will: das diente ihr zur Richtschnur. Höheren künstlerischen Ehrgeiz, feineren ästhetischen Geschmack hat sie nicht besessen. Die Kulissenwelt kannte sie aber von Grund aus. Sie berechnete sicher die Effekte, meisterte die gesamte Technik. Sie schrieb gute und dankbare Rollen für die Schauspieler. Ihre Stücke sind unterhaltend, spannend, reich an Handlung, erfüllt von Leben. Schade, daß mit diesen theatralischen Vorzügen die poetischen so wenig gleichen Schritt halten. Immerhin darf man ihr nachsagen, daß sie das Publikum wenigstens moralisch nicht verdorben hat. Ihre Werke tragen im Gegensatze zu denen Kotzebues und zu vielen ausländischen Erzeugnissen, die sich auf unseren Bühnen breit machten, vorwiegend einen ehrbaren Charakter.

Der am 30. Dezember 1835 zu Dörzbach (O.A. Künzelsau) geborene Max Waldstein kam mit seiner Familie in jungen Jahren

nach Wien. Er vertauschte den Kaufmannsstand bald mit einem Beamtenposten, der ihm mehr Zeit ließ, seiner Liebhaberei für die Bühne nachzugehen. Seit 1888 lebt er im Ruhestande zu Wien. 1861 errang er mit dem Lustspiel „Er liest den Livius" den ersten Theatererfolg, dem sich weitere anreihten. Von seinen ungemein zahlreichen Stücken meist heiteren Charakters gingen gegen fünfzig über österreichische und deutsche Bühnen. Gedruckt wurden sie mit wenigen Ausnahmen nur als Manuskripte. Auch die Stoffe zu seinen Romanen und Erzählungen hat Waldstein mit Vorliebe der Bretterwelt entnommen. Ferner ist er schon 1854 mit einem ersten Bändchen „Gedichte" hervorgetreten, dem er noch einige weitere Verspoesie, darunter „Volkslieder der Portugiesen und Katalanen" in Nachbildungen, nachgeschickt hat.

Neuntes Kapitel.

Die Dichtung der Gegenwart.

Wenn man am Ausgange des 19. Jahrhunderts auf die künstlerischen und litterarischen Bestrebungen der letzten dreißig Jahre einen zusammenfassenden Rückblick wirft, so darf man sich, auch ohne ein gutmütiger Enthusiast zu sein, wohl gestehen, daß darin die Keime einer verheißungsvollen Neuentwicklung ruhen. Noch ist alles im Werden, im Wachsen begriffen; noch sind aus dem chaotischen Zustande keine mustergültigen Leistungen aufgetaucht, denen Anspruch auf Unvergänglichkeit zukommt. Aber es ist doch etwas Gewaltiges um dieses vielgestaltige Ringen zahlloser Kräfte, die zusammen eine mächtige Summe vorstellen, um dieses heiße Bemühen, der Kunst neue Stoffe zuzuführen, neue Formen zu gewinnen. Denn wer möchte sich der Erkenntnis verschließen, daß die alten Stoffe und Formen völlig verbraucht sind und mit ihnen große Siege kaum mehr erfochten werden können? Schon ist es der neuen Kunst, die durch das Schlagwort Naturalismus keineswegs vollständig bezeichnet wird, gelungen, ihre Stoffkreise

bedeutend zu erweitern. Schon hat sie uns gelehrt, mit anderen Augen die Natur zu schauen, den Menschen selbst zu betrachten. Was dagegen der modernen Bewegung am meisten fehlt, ist nicht bloß der einheitliche Stil, sondern sogar das Bewußtsein, daß ein solcher von durchgreifender Bedeutung sei.

Man kann den Beginn der neuesten deutschen Litteratur etwa von der Errichtung des deutschen Kaiserreiches datieren. Es ist dies keineswegs ein so rein äußerlicher Markstein, wie es auf den ersten Blick erscheinen mag. Berlin, nunmehr die politische Hauptstadt des geeinigten Vaterlandes, entwickelte sich rasch auch zum geistigen Mittelpunkte der Nation, riß die Oberherrschaft in der Kunst, namentlich in der Poesie, mit außerordentlicher Energie an sich, um fortan den Ton anzugeben, die Mode zu machen. Daß diese Zentralisierung für die deutsche Litteratur auch ihre großen Nachteile habe, ist von Einsichtigen längst erkannt worden. Von einem energischen Eingreifen der einzelnen Stämme, zumal der süddeutschen, verspricht man sich mit Recht Gutes für unsere litterarische Entwicklung. Wohl entsenden die Provinzen auch jetzt einen Teil ihrer besten Kräfte nach Berlin; aber damit ist um so weniger gewonnen, als jene dort meist mit dem Strome schwimmen, ihre Besonderheiten in den allgemeinen Tendenzen der herrschenden Richtung aufgehen lassen. Es käme vielmehr darauf an, daß die größeren deutschen Kulturzentren in einen thatkräftigen Wettbewerb mit dem Berlinertum eintreten. Bis jetzt hat innerhalb den Reichsgrenzen nur München selbständige artistisch-litterarische Regungen gezeigt.

In Württemberg hat sich auch diesmal wieder die merkwürdige Erfahrung früherer Entwicklungsepochen wiederholt, daß man der neuen Richtung mit Mißtrauen begegnet und sich möglichst dagegen absperrt. Die litterarischen Kreise im Lande bringen den modernen Bestrebungen mit ihrem unsicheren Hin- und Hertasten, ihrer Stillosigkeit, ihrer Anbetung fremder naturalistischen Götter und Götzen sehr geringe Sympathie entgegen. Sie halten desto mehr die Tradition der großen klassisch-romantischen Vergangenheit in Ehren, hängen sich desto hartnäckiger an die alten Ideale. Die Folge davon ist, daß man am sausenden Webstuhle der

Moderne wenig auf das Schwabenland achtet, daß auch seine größten Talente, seine ersten Dichter und Schriftsteller kaum mitzählen in der litterarischen Bewegung der Gegenwart. Fast wie eine fromme Mythe klingt es, daß einst zu Gustav Schwabs Zeiten die württembergischen Poeten in der Nationallitteratur eine maßgebende Stellung eingenommen haben. Wie viel oder wie wenig kümmert man sich heute noch um die Muse im schwäbischen Winkel! Das ist ein für die württembergischen Dichter wie für die deutsche Dichtung gleich bedauerlicher Uebelstand. Warum treten nicht die Schwaben mit ihrem Stil- und Formgefühle, mit ihrem geläuterten Kunstgeschmack energisch in die Bewegung ein, warum bemächtigen sie sich nicht der neuen Ideen und versuchen zugleich, das rein Substantielle, das roh Materielle, das sich allzu dreist hervordrängt, einzudämmen? Es müßte ihnen zum Ruhm, es könnte der deutschen Litteratur zum Heile gereichen.

Gedichtet wird gegenwärtig in Württemberg außerordentlich viel, weit mehr, als man im übrigen Reiche draußen ahnt. Und zwar ist es noch immer die Lyrik, die mit dem größten Eifer, dem besten Erfolge gepflegt wird. Die schwäbische Muse läßt ihre Lieblinge gerne zu hohen Jahren kommen, und so hat die jüngere Generation des gefeierten Sängerkreises, als dessen Haupt Uhland verehrt worden ist, noch in die jüngste Gegenwart hereingeragt. Johann Georg Fischer hat erst 1897 das Zeitliche gesegnet, der greise Theobald Kerner, Justinus' Sohn, bewohnt noch das väterliche Haus zu Weinsberg. In der Hauptstadt leben von Männern, deren litterarische Beziehungen sie mit der besseren Vergangenheit verknüpfen, außer dem schon früher erwähnten August Wintterlin namentlich Hauptmann a. D. Georg Jäger (* 13. Dezember 1826) und Generalstaatsanwalt Karl Schönhardt (* 1. März 1833), beide geborene Stuttgarter. Jäger zählt zur Schwabschen Familie, in der sich die Gabe der Poesie durch Generationen bis auf die heutige fortgeerbt hat. Mannigfach künstlerisch veranlagt, neigt er in der Poesie zur Kleinkunst, sozusagen zum Kunstgewerbe. In drei „Nachklänge" betitelten Sammlungen von bescheidenem Umfang (1872/4) hat er hauptsächlich viele lyrische und epigrammatische Stimmungsbildchen aus dem siebenziger Krieg als einer, der

dabei gewesen ist, geliefert. Seine sonstigen Gedichte, von denen viele in Musik gesetzt sind, wirft er mit Vorliebe in kleinen Heftchen und fliegenden Blättern auf den Markt. Die burschikos humoristische Gelegenheitsdichtung ist sein eigentliches Element. Ueberdies hat er für die Ausbreitung schwäbischer Poesie, für die Unterstützung und Förderung von Dichterkollegen manches Opfer gebracht. Diesem Ziele diente auch seine „Schwäbische Lieder-Chronik", die er von 1875 bis 1885 in zwangloser Folge im eigenen Verlage herausgab. Schönhardt ist schon 1860 als junger Jurist mit einer beifällig aufgenommenen und Jahrs darauf wiederholten Sammlung „Gedichte" hervorgetreten und hat sich 1870 mit J. G. Fischer und Feodor Löwe zu der Liedersammlung „Drei Kameraden" zusammengethan. Erst auf Weihnachten 1898 ließ er seine „Gesammelten Gedichte" erscheinen. Ueberall bewährt er sich als einen feinsinnigen und formsicheren Poeten, der hauptsächlich über die gemäßigten Mitteltöne der Gefühlsskala verfügt. Ohne fortstürmende Leidenschaft, reißt er die Massen des lesenden Publikums nicht leicht hin. Desto gewisser erfreut und erwärmt er eine kleine Gemeinde ästhetisch durchgebildeter Männer und Frauen mit seiner herzlichen Natur- und Liebeslyrik, mit seinen stimmungsvollen poetischen Erzählungen, mit seinen sinnreichen Gelegenheitsstücken, nicht zuletzt mit seinen anschaulichen Zeitbildern aus dem Paris des dritten Napoleon und aus dem letzten deutsch-französischen Kriege.

Die Palme unter den lebenden schwäbischen Lyrikern gebührt wohl dem Oberstudienrat Eduard Paulus (* 16. Oktober 1837 zu Stuttgart), der bis vor kurzem an der Spitze der Sammlung vaterländischer Kunst- und Altertumsdenkmale gestanden hat. Eine Reihe kleinerer Gedichtbücher aus früherer Zeit hat er 1892 zu einem stattlichen Bande „Gesammelte Dichtungen" vereinigt, dem noch 1897 „Arabesken" und 1899 ein Cyklus lyrisch-epischer Bilder aus Tilmann Riemenschneiders Künstlerleben nachgefolgt sind. Paulus ist ein echter Schwabe im Leben wie in der Kunst. Mit tiefem Empfinden verbindet er bald harmlos gutmütigen Humor, bald sarkastisch scharfen Spott. Inniges Heimatgefühl hindert ihn nicht, bitteren Hohn über Einrichtungen und Sitten

seines engeren Vaterlandes auszugießen. Die materialistische Richtung der modernen Kultur ist ihm in der Seele zuwider, und mit manchem kräftigen Wörtlein bedenkt er die Protzen und Börsenmenschen. Ein hehres Schönheitsideal schwebt ihm vor Augen. Wie Tausenden liegt auch ihm das Land der Verheißung jenseits der Alpen, und unter seinen zahlreichen Wanderbildern stehen die aus Italien an erster Stelle. Die Muse beschert ihm wonnetrunkene Augenblicke der Seligkeit, aber weit häufiger ist das Gefühl ungestillten Verlangens. Seine Leier ist vorwiegend auf den elegischen Ton gestimmt. Weiche Wehmut, sehnsüchtiges Klagen, schmerzliches Todesahnen bilden Grundzüge seiner Poesie, und er erinnert in diesem Stück an Justinus Kerner. Aber alle seine Eigenschaften treten in durchaus origineller Mischung auf. Dabei handhabt er die Form ohne Künstelei oder Pedanterie mit instinktiver Sicherheit, bewährt namentlich im Sonett kaum zu überbietende Meisterschaft. Schon Paulus' Gedichte verraten den Kunsthistoriker und Archäologen, und in manchen seiner Schriften gehen die beiden Seiten seines Wesens Hand in Hand. Er hat seine Studien den Kunstdenkmalen, den Kunstaltertümern Italiens und Deutschlands, namentlich Schwabens, gewidmet, hat sich als Herausgeber und Mitarbeiter des großen amtlichen Werkes „Die Kunst- und Altertumsdenkmale im Königreich Württemberg" weithin bekannt gemacht.

Neben Paulus besteht der vielseitige Karl Weitbrecht (* 8. Dezember 1847 zu Neuhengstett im O.A. Calw) in Ehren. Von einer württembergischen Pfarrbedienstung hinweg ist er 1886 Rektor der höheren Mädchenschule in Zürich geworden und wirkt seit 1893 als Professor für Aesthetik und deutsche Litteratur an der technischen Hochschule in Stuttgart. Er hat Bücher über Goethe und Schiller geschrieben, ist mit Erzählungen hervorgetreten, hat sich im Drama versucht. Als Lyriker im besonderen verdiente er sich 1870 mit schwungvollen Kriegsliedern „von einem, der nicht mit darf", die Sporen. Sein zuerst 1875 ausgegebenes Liederbuch erschien 1880 in dritter vermehrter Auflage als „Gedichte", woran sich 1890 neue Dichtungen unter dem Titel „Sonnenwende" anschlossen. Weitbrechts Art ist robuster, realistischer, konkreter als

die Paulus', dessen einleuchtende Besonderheit ihm allerdings fehlt. Er hat indessen in jeder Gattung der Lyrik Schönes und Gutes geschaffen. In zahlreichen betrachtenden, erzählenden Stücken kündigt er sich zugleich als Epiker an. Es steckt auch ihn ihm eine starke satirische Ader, die sich gegen die Ungerechtigkeiten des Erdenlebens, gegen das Banausische der modernen Kulturformen empört. Ueber düstere Stimmungen hilft er sich gerne durch burschikosen Humor hinweg, und in sangbaren Trinkliedern läßt er eine mitunter etwas erzwungene Fröhlichkeit ausströmen.

Christian Roller (* 9. August 1840 zu Beinstein im O.A. Marbach), Präzeptor in Heilbronn, hat in den 1871 erschienenen „Heimatbildern", die als „Lieder und Romanzen" zwei weitere, vermehrte Auflagen erlebten, Rühmliches geleistet, wenn ihm auch die Flügel des Genies nicht gewachsen sind. Ein schlichter, aber reichhaltiger, vielseitiger, im Formellen tüchtiger Poet, beseelt er seine lyrischen und lyrisch-epischen Schöpfungen durch natürliche Wärme. Karl Doll (* 18. September 1834), Oberregierungsrat in seiner Vaterstadt Stuttgart, hat in seinen „Schwäbischen Balladen" (1883) ältere und neuere, bekannte und unbekannte Stoffe aus der einheimischen Sage und Geschichte auf volkstümliche Weise mit nachdrücklicher Betonung des romantischen Elementes gestaltet. Die Bekanntschaft eines Poeten von hohem Streben und schönem Können vermitteln uns die „Gedichte" (1891) des Oberjustizrates Eduard Eggert (* 13. Januar 1852 zu Ludwigsburg), der dem schweren, von ihm ideal auf- und angefaßten Berufe des Zuchthausdirektors Muße für die Pflege der Künste und Wissenschaften abzuringen weiß. In Scheffels Spuren wandelt ein anderer Jurist, Robert Oechsler (* 29. April 1851 zu Heilbronn), Landgerichtsrat in Rottweil, der in seinen keck hingeworfenen kulturhistorischen Schwänken entschiedenes Talent für drastische Komik verrät und in derben Satiren einen frisch fröhlichen Krieg wider Philistertum in jeder Gestalt führt, dem aber auch rein lyrische Landschafts- und Stimmungsbilder gelingen. Leider herrscht bei ihm nicht immer ein geläuterter, ästhetischer Geschmack, fehlt der Form der letzte feine Schliff. Außer den beiden Sammlungen „Was der Neckar rauscht" (1890) und „Gedichte" (1898) hat er 1893 eine „Von

hoher Warte! Denkwürdigkeiten eines alten Knopfes" betitelte „neumodische Reimchronik" veröffentlicht, worin er heitere und ernste Bilder aus der Geschichte von Heilbronn und Umgebung vorführt. Auch Edward Wechßler (* 27. April 1839 zu Ulm), früher Kaufmann, jetzt Privatmann in Stuttgart, dient mit Vorliebe der heiteren Muse. Er verfaßte, sich an Uhland anlehnend, ein Bändchen hauptsächlich der nordischen Sagenwelt entnommener „Balladen" (1893) und vereinigte in „Freund Humor" (1897) allerhand teilweise zum Vortrag in geselligen Kreisen bestimmte Scherzgedichte, als da sind Parodien und Travestien, die mittelalterliche Ritterwelt ironisierende Schwänke, moderne Humoresken, die sich bis auf Schwiegermutterwitze erstrecken, Trinklieder in Scheffels Manier. Von der unvertilgbaren Sangesfreude der Schwaben zeugen auch solche Leistungen, welchen ein mehr schulmäßiger oder dilettantischer Zug anhaftet, wie die „Lieder aus Schwaben" (1877) des Dominikus Stiefenhofer (1824—1888) aus der Oberamtsstadt Wangen, Domänenrates in Oberstadion (O.A. Ehingen), oder mehrere zwischen 1867 und 1882 erschienene Gedichtbücher des Volksschullehrers und Schriftstellers August Butscher (* 29. März 1845 zu Ottmarsreute im O.A. Tettnang) oder die verschiedenartigen, meist dem Lehrerleben entnommenen und für den Lehrerstand bestimmten Erzeugnisse des Stuttgarter Schullehrers Friedrich Wink (* 14. März 1852 zu Buoch im O.A. Waiblingen), der sich als Poet Fritz Treugold nennt. Otto Güntter, am 30. Oktober 1858 zu Stuttgart geboren und Professor an der Realschule daselbst, der neben einigen litterarhistorischen Arbeiten 1892 „Gedichte" herausgegeben hat, verlegt sich hauptsächlich auf die patriotische Gelegenheitspoesie. Matthias Koch (* 11. Juni 1860 zu Thieringen im O.A. Balingen), Lehrer in Waiblingen, erinnert in seinen nicht bloß schlichten, sondern auch frischen und warmen „Schlichten Liedern" (1893) vielfach an Niklas Müller. Ernst Planck (* 14. Juni 1870 zu Fluorn im O.A. Oberndorf), Redakteur in Winterthur, dem wir auch eine hübsche Studie über „Die Lyriker des Schwäbischen Klassizismus" (1896) verdanken, hat ein Bändchen zwar in engen Gedankenkreis gebannter, aber formschöner, stimmungsvoller und weich empfundener „Gedichte" (1896) in die

Heimat gesandt. Nicht der jüngste, wohl aber der modernste unter den aus Württemberg gebürtigen Dichtern ist Cäsar Flaischlen (* 12. Mai 1864 zu Stuttgart). Er lebt seit 1890 als Schriftsteller in Berlin und hat sich der dort herrschenden Strömung in die Arme geworfen. Doch verleugnet er in seinem litterarischen Schaffen sein Schwabentum nicht ganz: hat er sich doch mehrfach mit schwäbischer Litteraturgeschichte beschäftigt und ein Bändchen schwäbischer Dialektpoesie auf den Markt gebracht. Bei entschiedenem Talent und hohem Streben läßt er zu sehr die Festigkeit und Ruhe, Sicherheit und Reife des fertigen Künstlers vermissen. Die Sammlung „Nachtschatten" (1884) enthält Lyrik in Versen, eine andere, „Von Alltag und Sonne" (1898), Gedichte in Prosa, die nicht ohne eigentümlichen poetischen Reiz, aber in Form und Haltung etwas manieriert sind.

Von den Volksdichtern, die Württemberg gegenwärtig besitzt, müssen wenigstens zwei ernsthaft genommen werden: Christian Wagner (* 5. Dezember 1835) und Ludwig Palmer (* 24. Oktober 1856), dieser Arbeiter in einer Eisenmöbelfabrik seiner Vaterstadt Schorndorf, jener Bauer in seinem Heimatdorfe Warmbronn (O.A. Leonberg), von wo er häufig nach der benachbarten Residenz über die Berge wandert, um sich dort geistig aufzufrischen. Beide gleichen sich darin, daß sie möglichst viel Bildung zu erhaschen bemüht sind, ihrer Poesie möglichst hohe Ziele stecken. Palmer zeigt sich in seinen beiden Sammlungen, „Gedichte eines Arbeiters" (1895) und „Ein frischer Kranz" (1897), als einen Mann, der sich bei hartem Lebenslose den idealen Sinn bewahrt hat. Er versteht Verse zu machen, deren sich kein Studierter zu schämen brauchte, hinter deren Glätte aber das Charakteristische zu sehr verschwindet. Ganz anders Christian Wagner. Zwar bewegt auch er sich in kunstvollen metrischen Gebilden, hat sogar einmal ein ungedrucktes Drama, „Abimelech", ein gedrucktes Epos über Kaiser Hadrian vollendet, gefällt sich in einem wunderlichen Mystizismus, legt seine unklaren naturphilosophischen Ideen gern in schlechter Prosa nieder. Aber in seinen Gedichten bewährt er sich als einen tiefen Kenner der ihn umgebenden Natur, versteht er Blumen und Pflanzen auf's sinnigste auszubeuten, an solche die reizendsten

Märchen und Legenden anzuknüpfen, die aus einer üppig sprudelnden Dichterphantasie geschöpft sind. Auch auf dem Gebiete der reinen Lyrik ist ihm manches vorzüglich gelungen. Sechs verschiedene Gedichtbändchen hat er seit 1885 veröffentlicht, die drei ersten unter dem bezeichnenden Gesamttitel „Sonntagsgänge". Eine geschickt getroffene Auswahl unter grundsätzlicher Ausscheidung des Prosatextes, mit dem Wagner seine Verse zu begleiten pflegt, würde gewiß die reine Physiognomie dieser originellen Dichterpersönlichkeit in überraschender Weise herstellen.

Unter den lyrischen Dichterinnen läßt Isolde **Kurz** alle ihre schwäbischen, die Mehrzahl ihrer deutschen Kolleginnen weit hinter sich zurück. Am 21. Dezember 1853 zu Stuttgart als Hermann Kurz' Tochter geboren, ist sie, nach dem Tode des Vaters frühzeitig auf sich selbst gestellt, mit den Ihrigen dem Vaterlande nach Italien entflattert und hat in Florenz eine zweite Heimat gefunden. Aus ihren Gedichten, die sie 1888 zum erstenmal in die Welt gesandt hat, spricht ein starkes, kühnes Talent, das Befangenheit oder Rücksichtnahme nicht kennt, das mit männlicher Energie des Denkens echt weibliches Empfinden verbindet. Ein Hauch wahrer Poesie durchzieht auch die Gedichtsammlung „Daheim und unterwegs", die Gräfin Sophie zu Waldburg-Syrgenstein als S. Waldburg 1887 erscheinen ließ. Die einem altberühmten oberschwäbischen Adelsgeschlecht entsprossene Verfasserin erblickte als Tochter des Fürsten Eberhard von Waldburg-Zeil-Wurzach am 4. Juni 1857 zu Reichenbach in Steiermark das Licht der Welt. 1882 mit ihrem Vetter, dem Grafen Karl von Waldburg-Zeil-Syrgenstein vermählt, schon 1890 verwitwet, lebt sie auf ihrem Schloßgute Syrgenstein im bayerischen Allgäu still dahin. Tiefer Ernst, teilweise Schwermut lagert über ihren Gedichten, die mehr Empfindungs- als Gedankengehalt aufweisen. Patriotische Klänge mischen sich ein. 1888 erwarb ihr vaterländisches, durch Bismarcks denkwürdige Reichstagsrede veranlaßtes Gedicht „Wir sind bereit!" mit dem Refrain „Wir fürchten nichts — als Gott allein" Popularität. Auch „Meine Lieder" (1894) der früh verwitweten Lina Herrlinger-Ludwig (* 16. April 1849 zu Großgartach im O.A. Heilbronn) bringen den echten Schmerz eines im Leiden und Dulden geübten, frommen

Gemütes zum Ausdruck. Ein Büchlein anspruchsloser, aber ansprechender Lyrik verschiedenster Art hat die 1858 zu Riedlingen geborene Olga Ulrich, Gattin des Stiftungspflegers Burkart daselbst, unter dem Titel „Feld-Blumen" 1892 zusammengestellt.

Es ist immer nur ein Teil der Dichter und Dichterinnen, die ihre lyrischen Erzeugnisse der Nachwelt in selbständigen Buchausgaben hinterlassen. In solchen liegt die einzige Gewähr litterarischer Fortexistenz. Aber für die Qualität der Leistungen beweisen sie natürlich nichts. Denn es hängt doch zum großen Teile von Zufälligkeiten ab, ob Poeten ihre Gedichte sammeln oder nicht: die einen haben Glück mit Verlegern, die anderen nicht, diese lassen sich den Genuß gedruckten Ruhmes etwas kosten, was jene verschmähen, und schließlich ist bei den verschiedenen Jüngern der Muse das Maß des Selbstvertrauens und der Selbstkritik eben ein sehr verschiedenes. So liegen auch die lyrischen Schöpfungen mancher Schwaben der Neuzeit, die wohl verdienten zusammengesucht zu werden, zerstreut umher, während man die Sammlungen anderer leicht missen könnte. Jenes gilt beispielsweise von Karl Hecker, Paul Lang, Richard Weitbrecht, Emil Engelmann, die uns noch auf anderen Gebieten begegnen werden. An Gelegenheit zur Veröffentlichung einzelner Gedichte fehlt es den schwäbischen Poeten natürlich nicht. Neben allgemein deutschen periodischen Druckschriften, neben württembergischen Tageszeitungen treten immer wieder von Zeit zu Zeit Publikationen an das Licht, die dem besonderen Zwecke dienen, über die einheimische Poesie Musterung zu halten. Von Georg Jägers schwäbischer Liederchronik ist schon die Rede gewesen. Die älteren schwäbischen Almanache und Jahrbücher haben zur Nachahmung gereizt. 1883 gaben Eduard Paulus und Karl Weitbrecht gemeinsam ein stattliches „Schwäbisches Dichterbuch" heraus. Auf Weihnachten 1898 erschien zu Heilbronn der erste Band eines „Hie gut Württemberg allewege!" betitelten litterarischen Jahrbuches aus Schwaben, der, obgleich in Poesie und Prosa viel Gutes enthaltend, doch nicht Absatz genug fand, um fortgesetzt werden zu können. Auch von politisch-patriotischen Anthologien, wie „Bismarck in der schwäbischen Dichtung" oder „Der Schwaben Letzter Gruß an Kaiser Wilhelm 1888" ist zu berichten.

1897 hat sich sogar eine illustrierte Halbmonatsschrift „Schwabenland“ aufgethan, die freilich das Schwabentum in zu trivialer Weise auffaßt und sich auf einem zu populären Niveau bewegt, als daß sie ihrer Aufgabe, einen Mittelpunkt für schwäbische Litteratur zu bilden, gerecht würde.

Die Vorliebe für schwäbische Dialektpoesie hat im letzten Viertel des 19. Jahrhunderts stark zugenommen. Viele von den einheimischen Lyrikern haben wenigstens gelegentlich mundartliche Stücke geliefert. Außerdem ist aber auch eine stattliche Zahl vollständiger Sammlungen im Dialekt an die Oeffentlichkeit getreten. Die höhere Berechtigung der ganzen Gattung wird stets davon abhängen, ob die betreffenden Dichtungen wirklich volkstümlich gedacht und nicht etwa bloß in die Volkssprache eingekleidet sind. An diesem Maßstabe gemessen, kann die moderne schwäbische Dialektlyrik nur teilweise bestehen. Vieles macht den Eindruck, als sei es erst nachträglich aus der Schrift- in die Volkssprache übertragen, könnte ebenso gut in jener als in dieser abgefaßt sein. Das Idiom ist in solchen Fällen oft genug nur die Maske, hinter der Seichtheit und Trivialität ihr Wesen treiben. Der bekannteste und beliebteste unter den schwäbischen Dialektdichtern der Gegenwart — neben dem schon im vierten Kapitel behandelten Eduard Hiller — ist Adolf Grimminger (* 2. Mai 1827 zu Stuttgart). Als Kunstschüler entdeckte er seine Stimme und ging zur Bühne über. Nachdem er als Heldentenor, zuletzt in Rotterdam, Triumphe gefeiert hatte, kehrte er 1868 nach Stuttgart zurück, wo er seitdem ganz der Poesie und der Bildhauerkunst lebt. 1894 hat er einen stattlichen Band schriftdeutscher Gedichte unter dem Titel „Sprossen und Blüten“ veröffentlicht, die beweisen, daß er auch nach dieser Richtung etwas zu leisten vermag, doch hat er sich seine litterarische Stellung lediglich durch seine in den drei Sammlungen „Mei’ Derhoim“ (1868), „Lug-in’s-Land“ (1873) und „Aus ’em Lerche-Nescht“ (1895) vereinigte Dialektlyrik geschaffen. Er bedient sich des modifizierten, mit Hochdeutsch zersetzten mittelschwäbischen Idiomes, wie es in den besseren Stuttgarter Gesellschaftsschichten geredet wird. Auf diese Weise hat er die einheimische Dialektpoesie salonfähig und weiteren Kreisen zugänglich gemacht. Er bringt vor-

wiegend die Gedanken, Gefühle und Stimmungen der Gebildeten zum Ausdruck. Innerhalb dieser Sphäre ist ihm, namentlich in „Mei' Derhoim", viel Hübsches sowohl im sentimentalen als im munteren Charakter gelungen. Er verfügt über Gemüt und Humor. Den Ton des Volksliedes trifft er vorzüglich. Aber es läßt sich doch nicht leugnen, daß seiner ganzen Manier etwas Schwächliches und Süßliches anhaftet. Vielfach hat er sich auch in der Wahl der Stoffe vergriffen. Warum denn patriotische und Zeitgedichte, die doch im hochdeutschen Pathos ersonnen sind, in den Dialekt übertragen? Auch daß sich Grimminger schließlich ganz zum Festdichter ausgebildet hat, der bei jeder Gelegenheit mit seinen Versen aufwartet, giebt von seiner Auffassung des Dichterberufes nicht den besten Begriff.

Gleichzeitig mit Grimminger ist Ferdinand Weibert (* 6. Januar 1841 zu Fachsenfeld im O.A. Aalen), Buchhändler in Stuttgart, dann Landwirt in Brasilien, als Dialektdichter hervorgetreten. Seine zuerst 1868 unter dem Pseudonym Wilhelm Stein ausgegebene Sammlung „Us'm Neckerdhal", meist leicht dahingleitende, gefällige Tändeleien enthaltend, gehört zum Annehmbarsten, was im gemäßigten Mittelschwäbisch gedichtet worden ist. Zwei Bändchen schriftdeutscher Gedichte, die Weibert 1866 als Rheinfels und 1869 als Wilhelm Stein veröffentlichte, tragen ein ähnliches Gepräge. Cäsar Flaischlen ist mit seinem Büchlein „Vom Haselnußroi" mehr in Grimmingers Fußstapfen getreten. Einen sehr vorteilhaften Eindruck erweckt Mathilde Franck mit der 1894 erschienenen Sammlung „Schwäbisch Gmüet". Einfache Motive aus dem ländlichen Leben gestaltet sie zu natürlichen, frischen und doch feinen Genrebildern und hält dabei in Bezug auf Sprache und Inhalt mit glücklichem Takte die richtigen Grenzen ein. Die Verfasserin, am 10. Januar 1843 zu Weiler (O.A. Blaubeuren) als Tochter des Lehrers Staiger geboren, lebt, mit dem Reallehrer Franck verheiratet, zu Ludwigsburg. Auch Friedrich Greiner (* 13. März 1858 zu Hohengehren im O.A. Schorndorf), Zollamtsassistent in Eßlingen, zeigt in einer „A Sträußle für Di!" (1896) betitelten Sammlung teils schwäbischer, teils hochdeutscher Gedichte Begabung. Glücklich hat sich endlich Otto Gittinger (* 31. März 1861 zu

Lauffen im O.A. Besigheim), Pfarrer in Hohenstaufen (O.A. Göppingen), mit „So sem'mer Leut'", einem Heftchen „Schwarzwaldgedichte in der Mundart des oberen Murgthals" (1898) eingeführt. In seinen harmlosen, oft nur zu wenig pointierten Anekdoten aus dem Bauernleben waltet drollige Laune und warmes Gemüt.

Einen starken Gegensatz zur mittel- oder unterschwäbischen Dialektlyrik hat von jeher die oberschwäbische gebildet. Schon die rauhere und breitere Sprache bedingt auch einen kräftigeren, derberen Inhalt. Der echteste, ursprünglichste, naturwüchsigste Vertreter dieser Richtung ist in der jüngsten Zeit Michel Buck gewesen. Er erblickte zu Ertingen (O.A. Riedlingen) als reicher Bauernsohn am 26. September 1832 das Licht der Welt und starb als Oberamtsarzt in Ehingen am 15. September 1888. Durch zahlreiche Arbeiten aus dem Gebiete der einheimischen Geschichte und Sprache, Altertums- und Sagenkunde, insbesondere durch seine in einem „Oberdeutschen Flurnamenbuch" (1880) gipfelnden Forschungen über schwäbische Ortsnamen erwarb er sich große wissenschaftliche Verdienste. Seine Gedichte erschienen erst 1892 nach seinem Tod unter dem Titel „Bagenga" (Schlüsselblumen). Die Stärke dieser realistischen Bilder aus der Natur und dem Landleben Oberschwabens liegt in der Beschreibung, in der Sittenschilderung. Sie entbehren keineswegs einer gewissen herben Poesie. Doch durch die Umhüllung der unverfälschtesten oberländischen Bauernsprache dazu vorzubringen, ist schon für den württembergischen Städter eine schwierige, für den Nichtschwaben eine fast unmögliche Aufgabe. Sonst hat die oberschwäbische Dialektdichtung ihren Hauptsitz in Ulm, wo sie sich um eine starke Nüance feiner und städtischer, wenn auch immer noch gröber als die mittelschwäbische gebärdet. Tobias Hafner (* 7. Januar 1833 zu Langenau im O.A. Ulm), evangelischer Volksschullehrer in Ravensburg, hat 1880 Hebels lyrische Gedichte aus der alamannischen Mundart in die Ulmer übertragen und — teilweise als Sebastian Spundele — selbständige schwäbische Scherzgedichte verfertigt, nachdem er schon früher einige Bändchen hochdeutscher Lyrik, die sich auf anständiger Durchschnittshöhe hält, veröffentlicht hatte. Auch als Ravensburger Lokalhistoriker hat Hafner Nützliches geleistet. Sowohl durch Mit-

arbeiterschaft an Zeitungen, Zeitschriften und Witzblättern als durch eigene Sammlungen haben sich drei weitere Dialektdichter, die zu Ulm geboren sind und in ihrer Vaterstadt leben, bekannt gemacht: Gustav Seuffer (* 8. Januar 1835), Professor an der Realschule, Wilhelm Unseld (* 28. November 1846), Regierungsbaumeister, Robert Kien (* 15. Juli 1843), früher Kaufmann, jetzt Privatier. Alle drei huldigen einer scherzhaften Manier, zeichnen sich durch glücklichen Humor aus, sind aber der Gefahr der Trivialität nicht immer ausgewichen. Seuffert verrät in seinen leichten, sangbaren, oft sich dem Schnadahüpferl nähernden Weisen entschiedene Begabung für das Volkstümliche und weiß hübsch zu pointieren, was ihm Zutritt zu den Fliegenden Blättern verschafft hat. Seine schwäbischen Gedichte sind zu dem Bande „Hellauf, Schwobeland!“ (1879, zweite Auflage 1896) vereinigt. Unseld und Kien stehen etwas unter Seuffer, sind derber als dieser. Unseld, der außer der Sammlung „Us d'r Hoimath“ (1892) auch ein Stück hochdeutscher Reflexionspoesie unter dem Titel „Ein ethischer Blüthenstrauß aus Marcus Aurelius Antoninus Selbstbetrachtungen“ (1894) veröffentlicht hat, schlägt ebenfalls meist den Liederton an, während Kien in seinen versifizierten Anekdoten und Humoresken sich mehr auf das Erzählen verlegt und gleichzeitig die Rolle eines Ulmer Lokaldichters übernommen hat. Von ihm besitzen wir zwei Bücher Gedichte im Ulmer Landdialekt, „Aelles onteranand“ (1894) und „Kraut und Rüaba“ (1896), und überdies „Humoristische Einfälle“ (1896), Scherze und Witze in Prosa, wie man sie in Witzblättern zweiten Ranges liest. Gustav Seuffer hat sich auch mit Richard Weitbrecht 1885 zur Herausgabe der chronologisch angeordneten Anthologie „s Schwobaland in Lied und Wort“ zusammengethan, die eine treffliche Uebersicht über die gesamte schwäbische Dialektpoesie von den Anfängen bis zur Gegenwart bietet und alle anderen Sammelwerke dieser Art übertrifft.

Sehen wir uns in den der Lyrik am nächsten liegenden Bezirken der höheren Epik und Verserzählung um, so fallen unsere Blicke zunächst auf einen geborenen Württemberger, der sich in verhältnismäßig engen Grenzen als Meister ersten Ranges bewährt hat: Wilhelm Hertz. Er kam am 24. September 1835 in Stutt-

gart zur Welt und verdankte seine Ausbildung dem schwäbischen Heimatlande. Doch schon 1861 siedelte er sich für immer in München an, wurde Privatdozent für germanische Altertumskunde an der dortigen Universität und erhielt bei Begründung der technischen Hochschule 1869 eine außerordentliche Professur für deutsche Sprache und Litteraturgeschichte, die 1878 in eine ordentliche verwandelt wurde. Hertz ist von Uhland ausgegangen. In seiner geistigen Persönlichkeit hat sich fast noch enger als in der seines Vorbildes poetisches Schaffen mit wissenschaftlicher Erforschung mittelalterlicher Dichtung und Sage verschwistert. Schon 1859 trat er mit einem Bande formell vollendeter, in ein glänzendes Sprachgewand gekleideter „Gedichte“ hervor. Die eine Hälfte ist rein lyrisch, die andere mehr episch. Ein hoher, hehrer Zug geht durch seine Lieder, die zum größten Teil erotischer Natur sind. Die Balladen und Erzählungen aus der Heldensage gaben einen Vorschmack der künftigen Genüsse, die Hertz den Freunden echter Poesie bereiten sollte. 1860 erschien sein erstes selbständiges Epos, „Lanzelot und Ginevra“, dem 1863 „Hugdietrichs Brautfahrt“, 1867 „Heinrich von Schwaben. Eine deutsche Kaisersage“, 1882 „Bruder Rausch. Ein Klostermärchen“ nachfolgte. Alle diese Dichtungen, deren Stoffe der mittelalterlichen Sagenwelt entlehnt sind, haben nur bescheidenen Umfang, sind aber infolge vollkommenster, allseitigster künstlerischen Durchbildung wahre Kleinodien unserer Litteratur. Die Komposition ist stets klar und durchsichtig, die Reimpaare hinterlassen bei sorgsamster Behandlung den reinen Eindruck schöner Natürlichkeit, die Sprache entzückt durch Wohllaut und Anmut. Eine warme, wohlige, doch von feinem Anstand umschriebene Sinnlichkeit bildet ein Hauptelement der Hertzschen Muse. Er hat die alten Sagen und Ueberlieferungen durchweg unter Wahrung ihres geistigen Gehaltes veredelt und dem modernen Bewußtsein näher gerückt. Alle die gerühmten Vorzüge weisen auch seine zahlreicheren Uebersetzungen altdeutscher, altenglischer und altfranzösischer Dichtungen auf, die er, ohne sich allzu ängstlich an den Wortlaut der Vorlagen zu binden, zu angenehm lesbaren und allgemein verständlichen Neuschöpfungen umgestaltet hat. Er begann 1861 mit Erneuerung des Rolandsliedes, woran sich zehn poetische

Erzählungen der Marie de France (1862), der altfranzösische Liebesroman Aucassin und Nicolette (1865), Gottfrieds Tristan und Isolde (1878), das reizende Spielmannsbuch (1886) und Wolframs Parzival (1898) anschlossen. Seine Uebertragungskunst gekrönt hat der in mancher Hinsicht dem Straßburger Meister kongeniale Hertz mit Tristan und Isolde, womit er sogar die bedeutende Leistung eines anderen Schwaben, Hermann Kurz, überboten hat. Die wissenschaftlichen Zugaben zu seinem Tristan und Parzival und einige besondere Arbeiten aus dem Bereiche mittelalterlicher Poesie und Sage geben auch von dem Gelehrten Hertz den besten Begriff.

Auch Emil Engelmann (* 26. August 1837 zu Kirchheim u. T.), Schaumweinfabrikant in Stuttgart, hat sich die Aufgabe gesteckt, die poetischen Schätze der Vorzeit zu modernisieren, insbesondere dem deutschen Hause, der deutschen Jugend nutzbar zu machen. Seit 1878 veröffentlichte er Band um Band: Volksmärchen, Götter- und Heldensagen, Gudrunlied, Frithiofssage, Nibelungenlied, Parzival, Odyssee u. s. w. Er verfolgt mit richtigem Takt und dichterischer Gewandtheit seine bestimmten Zwecke. In einer auch dem Stoffe nach selbständigen epischen Leistung, „Die Pfingstfahrt. Ein lustiger Sang aus dem Schwarzwald“ (1893), wandelt Engelmann in den Spuren Scheffels und Julius Wolffs. Geheimer Hofrat Max Eyth, der am 6. Mai 1836 zu Kirchheim u. T. geborene Sohn Eduard Eyths, der geniale Maschineningenieur und mit hervorragendem Organisationstalent ausgestattete Vorkämpfer der modernen Industrie und Landwirtschaft, dichtete in jungen Jahren das ganz in der Welt der Romantik befangene, allzu stark mit lyrischen Bestandteilen zersetzte, doch an poetischen Schönheiten reiche, wiederholt aufgelegte Epos „Volkmar“ (1863). Ludwig Laistner (1845—1896) aus Eßlingen hat eine weder sonderlich eigenartige noch bedeutende Geschichte aus den Anfängen des Württemberger Hauses, „Barbarossa's Brautwerbung“, in hübschen Versen geschmackvoll dargestellt. Ursprünglich Theologe, lebte er seit 1876 als Hauslehrer, dann als Privatgelehrter in München und versah zuletzt den Posten eines litterarischen Beraters der Cottaschen Buchhandlung in Stuttgart. Er erwarb sich insbesondere als Germanist

durch seine Beiträge zur deutschen Mythologie, seine Forschungen über germanische Völkernamen und ähnliches Verdienste. Eduard Eggert hat mehr noch als durch seine Lyrik durch zwei Schöpfungen erzählender Art seinem Namen einen guten Klang verliehen: durch den mehr im populären Tone gehaltenen oberschwäbischen Sang „Der Bauernjörg" (1893) und durch die das Schicksal Johannis des Täufers im hohen und reinen Epenstile wiedergebende, groß angelegte Dichtung „Der letzte Prophet" (1894). Heinz Sausele (* 6. Januar 1862 zu Weikersheim im O.A. Mergentheim), Volksschullehrer in Hall, hat eine tragisch endende Spielmannsgeschichte in Versen, „Walther, der Scholar" (1896), deren Inhalt an Scherrs Studenten von Ulm erinnert, nicht ohne Gewandtheit berühmten Mustern nachgebildet. Auch Hippolyt Haas (* 5. November 1855 zu Stuttgart), Professor der Paläontologie in Kiel und geschätzter Fachschriftsteller, hat es nach dichterischen Lorbeeren gelüstet. Seine „gereimte und ungereimte Geschichte aus dem grünen Harzwald" zur Zeit des dreißigjährigen Krieges, „Der Bergmeister von Grund" (1897), enthält im einzelnen viel Ansprechendes, befriedigt jedoch als Ganzes in ihrer losen Komposition und stilwidrigen Mischung verschiedener künstlerischen Formen nicht recht.

In der epischen Prosadichtung wird von den schwäbischen Autoren der Gegenwart die Kunstform der Novelle mit mehr Beruf und Erfolg gepflegt als die des großen Romanes. Ihr Sinn ist weniger auf das rein Unterhaltende oder Sensationelle als auf das Gediegene gerichtet. Sie bevorzugen bis in's einzelne fein durchgeführte Bilder vor breit und umfassend angelegten Gemälden. In dieser Hinsicht hält es auch Isolde Kurz mit ihren Stammesgenossen, denen sie es als Erzählerin allen zuvorthut. Als echte Künstlerin läßt sie stets ihre Schöpfungen, auch die kleinsten, ausreifen; ihr wachsender Ruhm hat sie nicht zur Vielschreiberei, zur materiellen Ausbeutung ihres Talentes verleitet. Außer dem, was sich noch in Zeitschriften und Almanachen zerstreut findet, hat sie uns erst mit drei Bänden beschenkt. In ihren „Phantasieen und Märchen" (1890) waltet anmutiger Geist und tiefer Sinn. In ihren „Florentiner Novellen" (1890) geht das freie Spiel einer glutvollen Einbildungskraft mit festem Erfassen der kulturhistorischen

Aufgabe Hand in Hand. Ihre „Italienischen Erzählungen" (1895) erregen durch Schärfe der Beobachtung und Reife der psychologischen Kunst Bewunderung. Darin und in neuester Zeit überhaupt hat sie sich besonders auf das Studium des italienischen Volkslebens verlegt. Sie ist Realistin im Stile der großen schweizer Dichter G. Keller und K. F. Meyer, hat aber mit der naturalistischen Richtung so gut wie nichts zu schaffen.

Auch Karl und Richard Weitbrecht zeichnen sich als Novellisten mannigfach aus. Ersterer hat vier Sammlungen, „Verirrte Leute" (1882), ein mehr volksmäßiges „Geschichtenbuch" (1884), „Heimkehr" (1886) und „Geschichten eines Verstorbenen" (1898), veröffentlicht, überdies zwei einzelne Erzählungen, eine historische aus dem 18. Jahrhundert, „Der Kalenderstreit in Sindringen" (1885), und eine satirische „Phaläna. Die Leiden eines Buchs" (1892), die zu den besten Erzeugnissen seiner Muse gehört. Er weiß frisch und lebendig in kräftiger, niemals unedler Sprache zu erzählen. Gerne stellt er sich psychologische Probleme und dringt tief in solche ein; der Leser darf sicher sein, stets von ihm geistige Anregung zu empfangen. Allerdings ist nicht alles bei ihm ganz natürlich, auch sein Humor mitunter etwas erzwungen. Wie in seiner Lyrik zeigt sich Karl Weitbrecht auch in seiner Novellistik als einen freidenkenden, modernen Menschen, der den letzten Rest theologischen Staubes von seinen Füßen geschüttelt hat. Gegen die geistliche Erziehung in den evangelischen Seminarien des Landes wendet er sich mit Entschiedenheit, und die Geschicke solcher Zwangstheologen bilden ein Thema, das ihn immer wieder beschäftigt. Karl Weitbrechts jüngerer Bruder Richard (* 20. Februar 1851 zu Heumaden im Stuttgarter Amtsbezirk), gegenwärtig Pfarrer im hessischen Wimpfen, ein eifriger Protestant, hat im jugendlichen Alter eine „Geschichte der Deutschen Dichtung" (1880) als Bestandteil einer Frauenbibliothek geschrieben und läßt fortgesetzt historische, litterarhistorische und kritische Arbeiten neben seinen poetischen hergehen. In seinen zahlreichen Novellen aus der Vergangenheit, unter denen die gegen katholischen Fanatismus ihre Spitze kehrenden „Ketzergerichte" (1891) hervorzuheben sind, hält der dichterische Gehalt mit dem geschichtlichen nicht immer gleichen Schritt. Seine dem Leben der

Gegenwart entnommenen Erzählungen sind meist volkstümlich gehalten.

Der früh verstorbene Alfred Graf Adelmann von Adelmannsfelden (1848—1887) aus Stuttgart, der den Beruf des Kavallerieoffiziers mit dem des Schriftstellers vertauschte und zuletzt in Wiesbaden lebte, trat schon 1869 hervor und erwarb sich bald einen geachteten Namen in der zeitgenössischen Litteratur. Er veröffentlichte eine Reihe Skizzen- und Novellenbücher, darunter „Aus dem Feld" (1871), „Am ligurischen Meere" (1884), „Was ist Glück?" (1885), die teilweise zuerst in der Kölnischen Zeitung gedruckten Romane „Selbst errungen" (1872), „Schwert und Feder" (1881), „Beno Donzini" (1885), „Fenella" (1886) sowie mehrere politische Studien und Broschüren. Nach seinem Tode begannen 1889 seine gesammelten Werke in einer bis jetzt fünfbändigen Auswahl zu erscheinen, darunter sein letzter größerer Roman, „Im Königsforst". Graf Adelmann war ein warmblütiger Patriot, ein hochstrebender Schriftsteller, der seine politischen wie künstlerischen Ueberzeugungen mit rücksichtslosem Mut und ungeheuchelter Begeisterung vertrat. Ueberall bekundet er vornehme Gesinnung, edle Haltung. Aber er huldigt allzu schrankenlosem Idealismus. Seine Erzählungen sind schön erdacht, lassen jedoch die Kraft wahrer und überzeugender Durchführung vermissen. Etwas Ueberschwengliches, Romanhaftes herrscht darin vor. Auf die genaue Schilderung realer Vorgänge verzichtet er, von einer Versenkung in seelische Probleme ist bei ihm kaum je die Rede. Auf breites Ausmalen einzelner Szenen und Bilder legt er den hauptsächlichen Nachdruck. Das Dekorative spielt in seinen Schilderungen eine wichtige Rolle: bei innerlich entscheidenden Wendungen seiner Geschichten pflegt er Blitz und Donner oder irgend welche Beleuchtungseffekte zu Hilfe zu rufen. Kurz, überall eine starke Neigung zur Schönmalerei, Schönfärberei, Schönrednerei, wovon auch der sonst gute und edle Stil angekränkelt erscheint.

Ludwig Laistner veröffentlichte — außer einzelnen Stücken in Westermanns Monatsheften und anderen Zeitschriften — 1882 vier „Novellen aus alter Zeit" und im vierten Bande des von ihm zwischen 1884 und 1887 gemeinsam mit Paul Heyse heraus-

gegebenen Neuen Deutschen Novellenschatzes die Erzählung „Bezauberte Welt“. Er liefert, häufig an wirkliche oder fingierte alte Chroniken anknüpfend, sehr sorgsam zusammengesetzte Mosaikbilder von feiner kulturhistorischen Detailarbeit, aber voll und ungehemmt strömt ihm die poetische Erfindungs- und Gestaltungskraft nirgends dahin. In höherem Maß ist die natürliche Gabe des Fabulierens Max Eyth verliehen. Er hat seine weiten Reisen durch Europa, Asien, Afrika und Amerika in dem höchst bemerkens- und lesenswerten „Wanderbuch eines Ingenieurs“ (sechs Bände, 1871/84) geschildert und neuerdings aus den Erfahrungen seines inhaltreichen Lebens in dem Werke „Hinter Pflug und Schraubstock“ (zwei Bände, 1899) weitere Mitteilungen gemacht. Ueberall weiß er mit dem Belehrenden und Interessanten das Unterhaltende und Feuilletonistische angenehm zu verbinden. Den dritten Band des Wanderbuches füllen wirkliche Novellen, die in ihrer glücklichen Mischung von Ernst und leicht chargiertem Humor von Anfang bis zu Ende den Leser fesseln. Seine nicht minder anziehende Geschichte „Mönch und Landsknecht“ (1882) behandelt die Geschicke des Klosters Schönthal zur Zeit des Bauernkrieges. Vorzüglich versteht sich auch Professor Adolf Müller-Palm (* 10. März 1840 zu Stuttgart), Chefredakteur des Stuttgarter Neuen Tagblattes, auf die Kunst, anmutig zu plaudern, flott zu erzählen und die Leser zu spannen. Er führte sich mit zwei unter dem Titel „Im Labyrinth der Seele“ zusammengefaßten Novellen 1872 glücklich in die Litteratur ein. Unter seinen weiteren Schriften verdienen namentlich die „Briefe aus der Bretterwelt“ (1881), eine auf guter Sachkenntnis ruhende und pikant geschriebene Geschichte des Stuttgarter Hoftheaters, Hervorhebung. Auch von Cäsar Flaischlen rühren mehrere Novellen und novellistische Charakterstudien her. Wilhelm Pressel (* 25. November 1818 zu Tübingen), zuletzt Pfarrer von Lustnau (O.A. Tübingen), veröffentlichte außer theologischen Büchern 1873/5 in drei Serien das viel gelesene Werk „Priscilla an Sabina. Briefe einer Römerin an ihre Freundin aus den Jahren 29—33 n. Chr. Geb.“, worin eine belletristisch eingekleidete Geschichte Jesu und seiner Zeit vom Standpunkte des gläubigen Christen aus gegeben ist, während ein anderer Theologe,

Hermann Faulhaber (* 8. Februar 1842 zu Lauffen im O.A. Besigheim), Vorstand des Diakonissenhauses in Hall, ein „Das Goldene Zeitalter der Zukunft" (1896) betiteltes religiös-phantastisches Gemälde kommender Weltherrlichkeit auf biblischer Grundlage entworfen hat.

Feuilletonistisches Gepräge tragen die hübschen Geschichten- und Skizzenbücher von Hugo Wittmann (* 1839 zu Ulm), langjährigem Redakteur der Neuen Freien Presse in Wien, der im Vereine mit seinem Ulmer Landsmann und Kollegen Ludwig Speidel (* 11. April 1830), dem bekannten Theaterkritiker, auch interessante „Bilder aus der Schillerzeit" (1885) entworfen hat. Ein anderer auswärtiger Journalist, Heinrich Bauer (* 9. Februar 1838 zu Stuttgart), der Sohn Ludwig Bauers, Redakteur in Berlin, hat in der burlesken Erzählung „Der verzauberte Apfel" (1886) eine köstliche Satire auf das württembergische Seminarleben geschaffen und ist auch sonst als humoristischer Schriftsteller aufgetreten. Major Karl Hecker (1845—1897) aus Ulm, der das Schwert des Dragoneroffiziers um die Feder hingab und zuletzt Redakteur der Zeitschrift „Vom Fels zum Meer" in Stuttgart war, wandelte mit seinen meist humoristischen Soldatengeschichten in Hackländers Fußstapfen. Dem in vielen Tausenden verbreiteten Buch „Aus den Memoiren eines Lieutenants" (1887), das Heckers litterarischen Ruf begründete, folgten eine Anzahl weiterer Bände mit Novellen und Skizzen nach. Als ein flotter, frischer, von Witz, freilich auch von Witzen zweifelhafter Sorte sprühender Erzähler schildert er das deutsche Offiziersleben der Gegenwart mit seinen Vorzügen und Schatten, mit seinen ernsthaften und lächerlichen Seiten auf Grund eigener Beobachtung in ebenso unterhaltender als zuverlässiger und darum kulturhistorisch wertvoller Weise. Eine eigenartige und fesselnde Lektüre bilden auch die satirisch-didaktischen „Medizinischen Märchen" (1892) des Plochinger Arztes Ludwig Hopf (* 24. November 1838 zu Eßlingen), der sich darin mit allerlei fachwissenschaftlichen Zeiterscheinungen auseinandersetzt.

Von den schon erwähnten württembergischen Novellisten der Gegenwart haben mehrere, wie die beiden Weitbrecht, Laistner, Max Eyth, gelegentlich ihre Stoffe auch der einheimischen Geschichte

entnommen. In umfassenderem Maße wandten sich andere Autoren diesem Gebiete zu, darunter hauptsächlich der als Dekan von Urach verstorbene Paul Lang (1846—1898) aus Wildenstein (O.A. Crailsheim). Seine zahlreichen, seit 1878 erschienenen Erzählungen, die er teils einzeln herausgegeben, teils zu den Sammelbänden „Auf schwäbischem Boden" (1881), „Maulbronner Geschichtenbuch" (1887), „Neue Erzählungen" (1892) vereinigt hat, gehören fast alle der schwäbisch-württembergischen Vergangenheit an, die er von den Zeiten der römisch-alamannischen Grenzkämpfe bis auf das 19. Jahrhundert durchmißt. Er zeichnet mit sicherer Hand und sauberem Griffel seine kulturhistorischen Bilder, führt sie planmäßig mit sichtlichem Behagen und liebevollem Durchdringen der Details aus. Seine Darstellung, auf dem festen Boden der Wirklichkeit fußend, macht durchaus den Eindruck des Tüchtigen, Gediegenen, Gesunden. Der geistige Gehalt seiner Poesie ist freilich wenig bedeutend, und manches, was er geschrieben hat, erscheint etwas dürftig. Er vermag nicht hinzureißen, zu begeistern, wohl aber anspruchslose Leser in anspruchsloser Weise anzuregen und zu erheitern. Als vaterländische Erzähler sind ferner der am 13. Januar 1829 zu Tübingen geborene und dort privatisierende Adolf Riecke und Wilhelm Karl Alexander Stähle (* 9. Juli 1851 zu Stuttgart), Stadtpfarrer in Heilbronn, zu nennen. Letzterer hat außer kleineren Geschichten zwei größere aus Heilbronns Vergangenheit verfaßt: „Der Steinmetz von St. Kilian" (1894) und „Der Bürgermeister und sein Sohn" (1896), die beide bei geringem Kunstaufwande durch volkstümlich frische Darstellung einen freundlichen Eindruck hinterlassen. Emil Schloz (* 27. Dezember 1861 zu Baltmannsweiler im O.A. Schorndorf), der in mehreren Büchern heimatliche Geschichte und Sagen verarbeitet hat, legt zu wenig Wert auf abgeschlossene Handlungen, wogegen seine kulturhistorischen Einzelbilder als solche befriedigen. Die erwähnten Novellen aus der schwäbisch-württembergischen Vergangenheit eignen sich vermöge ihres Inhaltes besonders für die heranwachsende Jugend. Dieser hat Friedrich Weinland (* 30. August 1829 zu Grabenstetten im O.A. Urach) auf Schloß Hohenwittlingen (O.A. Urach), paläontologischer Forscher und Schriftsteller, die beiden in der Gegend des Neuffen lokalisierten

Erzählungen „Rulaman“ (1878) und „Kuning Hartfest“ (1879) gewidmet, die indessen für Erwachsene nicht minder interessant und belehrend sind. Der wiederholt aufgelegte und in fremde Sprachen übersetzte Rulaman führt den Leser in die prähistorischen Zeiten der Höhlenmenschen und Höhlenbären, während Kuning Hartfest ein Gemälde des Lebens der im Kampfe mit dem Römertume stehenden Germanen entrollt.

Eine andere Seite der spezifisch schwäbischen Novellistik bildet die Erzählung im Dialekte. Hier sind die beiden Weitbrecht mit einer neuen Methode vorangegangen, indem sie als erste nicht bloß für die Dialoge, sondern auch für die erzählenden Partien mit prinzipieller Ausschließlichkeit an der Mundart festhielten. 1877 traten sie gemeinsam mit „Gschichta—n aus m Schwôbaland“, 1882 mit „Nohmôl Schwôbagschichta“ auf. Der Löwenanteil daran fällt Richard Weitbrecht zu, der auch allein verschiedene Serien von Schwabengeschichten veröffentlicht hat. Seine Erzählungen halten sich mehr innerhalb der Sphäre des Dorflebens, sind mehr aus dem bäuerlichen Gedankenkreise heraus gedacht als die Karl Weitbrechts, die dagegen feiner und sorgfältiger ausgereift erscheinen. Beide beherrschen das Idiom meisterhaft und verwenden es mit Geschick und Takt, beide weisen sich als treffliche Kenner des schwäbischen Volkes aus, beide verfügen innerhalb den der Bauernnovelle gesteckten Grenzen über einen großen Reichtum an ernsten wie heiteren Motiven. Ebenbürtig hat sich ihnen Mathilde Franck mit der gemütvollen Erzählung „Reacht isch worde“ (1897) an die Seite gestellt. Wilhelm Unseld giebt in der Sammlung „Us ’m schwäbischa Volksleaba“ (1892) weniger künstlerisch durchgeführte Novellen als realistische Genrebilder, Skizzen und Anekdoten von derbem Witz.

Die gemütlich weiche Hohenloher Mundart hat erst jüngstens Wilhelm Schrader (* 12. Januar 1847 zu Neuenstein im O.A. Oehringen), Rechnungsrat in Ulm, in die Litteratur eingeführt. Seine beiden Bücher, „Bamm alte Gäwele“ (1895) und „Aus ’em scheine Hohelohe“ (1897), enthalten behaglich sich ausbreitende, liebenswürdig redselige Prosahumoresken, mit denen die beigegebenen Verse nicht ganz auf gleicher Höhe stehen. Bald darauf hat auch

Leonhard Hoffmann (* 8. August 1845 zu Nesselbach im O.A. Gerabronn), Professor an der Stuttgarter Tierarzneischule, ein fruchtbarer Schriftsteller auf den Gebieten der Tierpsychologie, Tierzucht und Tierheilkunde, eine Erzählung in fränkischer Mundart, „Der Schwarz' von Orlich" (1896), erscheinen lassen.

Einen „Ung'schminkt" betitelten Band schwäbisch-fränkischer Volksgeschichten mit grundsätzlicher Vermeidung des Dialektes hat Karl Schmidt-Buhl (* 8. Oktober 1855 zu Ludwigsburg), Redakteur des Beobachters in Stuttgart, 1898 veröffentlicht. Seine mitunter etwas herben, aber der poetischen Stimmung nicht entbehrenden Schilderungen verraten genaue Vertrautheit mit dem Charakter und der sozialen Lage des Volkes. In seinen zahlreichen, seit 1894 publizierten, bald in die Vergangenheit, bald in die Gegenwart führenden Schriften zeigt sich Ulrich Lörcher (* 20. Januar 1869 zu Lorch im O.A. Welzheim), Redakteur in Straßburg, als einen gewandten christlichen Volkserzähler von stark protestantischem Bewußtsein, während Konrad Kümmel (* 22. April 1848 zu Stuttgart), Redakteur des Deutschen Volksblattes, sich mit seinen Volksgeschichten an katholische Leser wendet. Gottlieb Weitbrecht (* 4. Juni 1840 zu Calw), Prälat in Ulm, widmet seine viel gelesenen, gehaltvollen Bücher teils mehr erbaulichen, teils mehr novellistischen Gepräges christlichen Jünglingen und Jungfrauen. Auch durch die Erzeugnisse der zahlreichen württembergischen Jugendschriftstellerinnen der Gegenwart geht teilweise ein religiöser Zug von größerer oder geringerer Stärke. Eine entschieden christliche Tendenz durchzieht die gediegenen, für ein reiferes Alter bestimmten Erzählungen aus Gegenwart oder Vergangenheit der am 12. Februar 1834 zu Tübingen geborenen und in Wernigerode lebenden Eugenie Tafel, die daneben Hausfrauen- und Kochbücher verfaßt hat. Die beiden Töchter der Ottilie Wildermuth, Agnes Willms (* 23. August 1844 zu Tübingen), Pastors Gattin zu Wiarden in Oldenburg, und Adelheid Wildermuth (* 3. Februar 1848 zu Tübingen), Vorsteherin einer Nervenheilanstalt in Stuttgart, haben von dem Talent und der Beliebtheit ihrer Mutter ein Stück geerbt. Neben diesen sind Hermine Freiin von Varnbüler (1827—1882) aus Hemmingen (O.A. Leonberg), Henriette Lindemann, geborene Schmidt (* 16. März

1830 zu Ulm), in Neu-Ulm wohnhaft, Maria Haug (* 5. März 1850 zu Widdern im O.A. Neckarsulm), Schriftstellerin in Stuttgart, die in Cannstatt lebende Eugenie von Soden (* 21. Oktober 1858 zu Eßlingen) mit vielen Jugendbüchern verschiedener Art und verschiedenen Wertes zu nennen. Vorwiegend auf die Kleinen und Kleinsten berechnen ihre Geschichten und Märchen in Versen und Prosa Toni Schumacher, geborene von Baur-Breitenfeld (* 17. Mai 1848 zu Ludwigsburg), Gattin des Geheimen Hofrates Schumacher in Stuttgart, Frida Hummel (* 19. Februar 1853), die in ihrer Vaterstadt Cannstatt wohnt, und Kornelie Lechler (* 20. April 1857 zu Winnenden im O.A. Waiblingen) in Ludwigsburg.

In dem Verhältnis der schwäbischen Dichter zur dramatischen Muse hat sich während den letzten Jahrzehnten wenig geändert. Die Neigung, sich der dramatischen Form zu bedienen, ist bei ihnen noch immer größer als die Fähigkeit, szenisch wirksame Bühnenstücke zu schaffen. Der Beruf des Theaterdichters trägt in der Gegenwart so viel Ehren und äußere Vorteile ein, daß auch manche württembergische Dichter zu der praktischen Schaubühne Beziehungen gesucht haben. Die Verhältnisse liegen für sie insofern nicht ungünstig, als die Stuttgarter Hoftheaterintendanz besonders im letzten Jahrzehnt große Bereitwilligkeit gezeigt hat, mit Vorführung von Neuheiten bekannter wie unbekannter Dramatiker voranzugehen, und bei diesem löblichen Bestreben die einheimische Produktion nach Möglichkeit berücksichtigt hat. Bis jetzt ist es ihr indessen noch nicht gelungen, mit schwäbischen Dichtern bleibende Siege zu erringen. Von Karl Weitbrecht erschien 1895 die zuerst 1890 in „Sonnenwende" und 1895 einzeln gedruckte altgermanische Tragödie „Sigrun" und Jahrs darauf das eine Episode aus Schillers Leben behandelnde Lustspiel „Doktor Schmidt", das bald auch als Buch ausgegeben wurde und über die Bretter des Berliner Schillertheaters ging. In beiden Stücken verleugnet er nicht den gebildeten Poeten, und hier wie dort überragen seine Verse weit das Durchschnittsmaß. Aber das echte Bühnenblut fehlt ihm. Der günstige Eindruck, den Sigrun in den drei ersten straff komponierten Akten macht, wird durch die zwei matten Schlußakte wieder aufgehoben, und Weitbrechts Schillerkomödie, worin der

Held eine gar klägliche Rolle spielt, ist bei aller Sorgfalt der Kleinmalerei ein zu ungesalzenes und darum schmackloses Werk. Das vaterländische Zeitbild „Schubart“ des Grafen Gerhard von Leutrum-Ertingen (* 23. August 1851 zu Karlsruhe) in Stuttgart, der noch eine Reihe ähnlicher Historien in Prosa abgefaßt hat, wurde 1895 daselbst, 1897 in Augsburg aufgeführt. Einige Dramatisierungen bekannter Epochen aus der württembergischen Geschichte hat das hauptstädtische Publikum gleichfalls zu sehen bekommen, so 1890 einen sich an die bekannten Rhapsodien Uhlands anlehnenden „Graf Ulrich von Wirtemberg“ von Eugen Bonhöffer (* 18. April 1852 zu Unterheimbach im O.A. Weinsberg), Direktor der Handelsschule in Stuttgart, der 1889 dieses Werk und schon zehn Jahre vorher ein anderes dramatisches Gedicht, „Der Kinderkreuzzug“, im Buchhandel erscheinen ließ, ferner 1892 das historische Festspiel „Hie gut Wirtemberg!“ von Karl Oesterlen (* 11. April 1856 zu Langenburg), Kaufmann in Stuttgart, von dem auch das preisgekrönte Ulmer Münsterfestspiel vom Jahr 1890 herrührt. Ernst Kapff (* 17. April 1863 zu St. Gallen), Gymnasiallehrer in Stuttgart, lieferte 1892 zur Kolumbusfeier der Hofbühne ein geschickt gemachtes Drama über diesen großen Entdecker; unter seinen sonstigen Stücken verrät „Kanzel und Schaubühne“ (1889), das uns nach Biberach und Schloß Warthausen zu Wielands Zeiten führt, ein artiges Talent für die kulturhistorische Komödie. Ein 1893 in Stuttgart zur Darstellung gebrachtes modernes Sittendrama, „Wer hebt den Stein auf?“, aus der Feder des dortigen Kaufmannes Gustav Beßmer (* 6. Juli 1866 zu Stetten im O.A. Cannstatt) fiel gründlich ab, während „Ein Rechtsfall“, das harmlose einaktige Lustspiel des Stuttgarter Rechtsanwaltes Hugo Elsas (* 3. September 1860 zu Ludwigsburg), 1896 seines munteren Dialoges wegen freundlich aufgenommen wurde.

Das Stadttheater zu Ulm führte wiederholt Erzeugnisse des daselbst geborenen und lebenden Kaufmannes Adolf Wechßler (* 13. Februar 1829) auf. Der mit ihm befreundete Karl Grunert las die beiden Dramen „Dietrich von Bern“ (1869) und „Heinrich der Löwe“ (1870) öffentlich vor. Außerdem verfaßte

Wechßler die historischen Stücke „Herzog Ulrich der Verbannte“ (1869), „Der geschüchterte Hahn oder die Weiber von Schorndorf“ (1870), „Johanna Darc“ (1871), „Ulrich von Hutten“ (1875), „Friedrich der Große“ (1879), das eine Episode aus dem Kriege des Jahres 1870/1 behandelnde Schauspiel „Der Franctireur“ (1889) sowie die Lustspiele „Der unsichtbare Freier“ (1870), „Der Unbekannte“ (1871) und „Der Herr Doctor“ (1877). Ueber die letzteren und den tragikomischen Franktireur läßt sich kaum etwas Gutes sagen. Die historischen Dramen, durchweg in Prosa geschrieben und mehr im genrehaft-volkstümlichen als im hohen Tragödienstile gehalten, lassen zwar die geschlossene Handlung, den festen dramatischen Zusammenhang vermissen, gefallen aber stellenweise durch den frischen, naiven Ton, den der Autor anschlägt, und durch gut ausgedachte Einzelzüge. Am meisten sprechen die vollständig den Lustspielcharakter wahrenden Weiber von Schorndorf an.

Der Benediktiner Kaspar Kuhn (* 8. November 1819 zu Rohrbach im O.A. Waldsee), Kaplan und Kustos eines von ihm 1880 errichteten Museums für Altertümer und Naturalien in Ottobeuren, ließ 1873 das alte Studententheater dieses Klosters wieder herstellen und gründete eine bürgerliche Theatergesellschaft, mit der er dort bis 1887 Vorstellungen veranstaltete, und für deren Zwecke er zahlreiche Stücke geistlicher und weltlicher, ernster und heiterer Art anfertigte. Kuhn ist auch als Novellist und naturwissenschaftlicher Autor hervorgetreten.

Aus der Kategorie der Lesedramen sollen wenigstens einige, die befriedigend stilisiert sind, hier herausgegriffen werden. Franz Größler (* 25. August 1849 zu Neckarsulm), Professor an der Stuttgarter Wilhelms-Realschule, lieferte einen „Arnold von Brescia“ (1879) und behandelte in einem zweiteiligen „Maximilian“ (1882) das Schicksal des unglücklichen Mexikanerkaisers. Der 1888 nach Kanada ausgewanderte ehemalige Reutlinger Rechtsanwalt Otto Hahn (* 13. Juli 1828 zu Ellwangen), auch Naturforscher, strebt in seinen wenig bühnenfähigen historischen Stücken, unter denen namentlich „Voltaire am Hofe Friedrichs II.“ (1882) hübsche Gedanken aufweist, nach einer Veredlung unserer Volksbühne.

Wilhelmine Flamm, geborene Link (* 2. September 1845 zu Cannstatt), Witwe eines Arztes und Vorsteherin der Privatheilanstalt für Geisteskranke in Pfullingen, verlegt in dem dramatischen Gedicht „Yrsa" (1882) das Oedipusmotiv nach dem hohen Norden zur Zeit der Wikingerzüge und tritt es fünf Akte lang in peinlicher Weise breit. Rhetorisch ist das Trauerspiel gut ausgearbeitet, wie die Dichterin auch in ihrem übrigens faden Lustspiele „Liebesränke" (1882) schöne, fast allzu schöne Prosa schreibt. Freiherr Adolf von Berlichingen (* 30. Mai 1840 zu Stuttgart), Konvertit zum Katholizismus und eine Zeit lang Jesuit, der jetzt auf Schloß Glanegg bei Salzburg oder in Wien seinen litterarischen Neigungen lebt, hat seit 1884 eine Anzahl geistlicher und historischer Dramen veröffentlicht. Auch von Christian Wurst (* 4. April 1838 zu Winnenden im O.A. Waiblingen), Buchdruckereibesitzer und Zeitungsverleger in Straßburg, hat man einige Trauerspiele. Max Eyths etwas breit ausgesponnenes Lustspiel „Der Waldteufel" (1878) ist nur der Form nach dramatisch und vom Autor selbst durchaus nicht auf die Bühne berechnet. Die groteske Komik der drollig satirischen Komödie gipfelt in einer witzigen Schlußkatastrophe. Cäsar Flaischlens naturalistische Sittendramen sind ebenfalls weniger fertige Bühnenstücke als Studien. „Toni Stürmer" (1891) artet in's Gemeine aus. Der gelegentlich in Berlin in Szene gegangene „Martin Lehnhardt" (1895) steht auf einer höheren Stufe. Ein bedeutungsvoller Konflikt liegt diesem an württembergische Zustände angeknüpften „Kampf um Gott" zwischen einem verknöcherten orthodoxen Geistlichen und einem knabenhaften religiösen Revolutionär zu Grunde, die Gegensätze platzen wuchtig aufeinander. Aber alles bleibt doch nur Stückwerk, und das meiste ist angelesen und angelernt, nicht aus dem Eigenen geschöpft.

Zehntes Kapitel.

Die Wissenschaften.

Eine Uebersicht über den Anteil Württembergs an der modernen Wissenschaft gewährt erst den vollen Einblick in die geistigen Reichtümer des schwäbischen Stammes. Alle Felder des Wissens sind im 19. Jahrhundert von diesem fast gleichmäßig angebaut worden. Viele Gelehrte konnten an das Ausland abgegeben werden, und wenn dafür auch manche Fremde höhere Lehrämter und sonstige wissenschaftliche Stellen im Land erhielten, so ergiebt sich doch beim Rechnungsabschluß ein beträchtlicher Ueberschuß zu Gunsten der Württemberger. Nicht durch Masse allein imponieren die Leistungen der einheimischen Gelehrsamkeit: von Schwaben aus haben auch Sterne ersten Ranges ihr Licht über die Welt verbreitet, sind auch führende Geister wie Strauß, List, Robert Mayer den Völkern auf bisher unbegangenen Pfaden vorangeschritten.

Nach wie vor nimmt die Theologie den ersten Rang ein. Die evangelische im besonderen hat noch in der ersten Hälfte des Jahrhunderts die Philosophie und klassische Philologie völlig, andere Fächer wenigstens teilweise zur Heeresfolge gezwungen, und auch als sich die verschiedenen Disziplinen allmählich von ihrem Einflusse befreiten, blieben die Geistlichen noch immer auf den mannigfaltigsten Gebieten die rührigen Träger schwäbischen Gelehrtentumes. In der theologischen Wissenschaft selbst herrschte das ganze Jahrhundert über das regste Leben, das seinen Höhepunkt in den gewaltigen Kämpfen der dreißiger Jahre erreichte. Wir begegnen im Land einem mehr oder weniger friedlichen Nebeneinander der verschiedenartigsten extremen und vermittelnden Richtungen und Strömungen. Dasselbe bunte Bild bietet auch die evangelische Fakultät der Tübinger Universität, die für das religiöse Leben in Württemberg maßgebende Bedeutung gehabt hat und noch hat. Liegt doch die Ausbildung der einheimischen Geistlichkeit ausschließlich in ihren Händen. Studierende anderer Fakultäten pflegen wenigstens einen

Teil ihrer Weisheit von auswärts zu beziehen, während die jungen württembergischen Theologen mit verschwindenden Ausnahmen nur aus der Tübinger Quelle ihren Wissensdurst löschen.

Zu Beginn des Jahrhunderts herrschte in Tübingen noch die von Gottlob Christian Storr begründete ältere Theologenschule, die, ganz auf supranaturalistischem Boden stehend, sich doch den Einflüssen des Rationalismus und der Kantischen Philosophie nicht völlig entziehen konnte. Der gewichtigste unter ihren Vertretern war der verhältnismäßig liberale Professor und Prälat Ernst Gottlieb Bengel (1769—1826) aus Zavelstein (O.A. Calw), Baurs Lehrer.

Der supranaturalistischen Herrlichkeit der älteren Tübinger Schule bereiteten die jüngere und ihr kühner Vorläufer David Friedrich Strauß ein jähes Ende. Dieser erblickte, einem gebildeten Kaufmannshaus entstammend, am 27. Januar 1808 zu Ludwigsburg das Licht der Welt, kam von der Lateinschule seiner Vaterstadt hinweg in das Seminar Blaubeuren, wo er an vielseitigen Kenntnissen seine zahlreichen hochbegabten Mitschüler überflügelte, und bezog Herbst 1825 das Tübinger Stift. In den ersten Studienjahren bewegte er sich in romantisch-mystischen Bahnen, ließ sich von Schelling, Böhme, J. Kerner beeinflussen. Schleiermachers Glaubenslehre befreite ihn aus diesen Banden, und Baur, der ihn schon in Blaubeuren in das klassische Altertum eingeführt hatte und seit 1827 in Tübingen wieder sein Lehrer wurde, erweckte vollends in ihm das Bewußtsein seiner kritisch-dialektischen Begabung. In den letzten Semestern lernte er die Hegelsche Philosophie kennen, die ihn für alle Zeiten in ihren Bann zog. Nachdem er Herbst 1830 ein glänzendes Examen abgelegt hatte, amtete er kurze Zeit als Landvikar und Professoratsverweser am Maulbronner Seminar, promovierte zum Doktor der Philosophie und nahm Winter 1831/2 zu seiner weiteren Ausbildung in Berlin Aufenthalt; zu seinem Leidwesen starb Hegel bald nach seiner Ankunft. Seit Mai 1832 verbrachte Strauß drei glückliche, durch den Verkehr mit vertrauten Freunden angeregte Jahre in Tübingen als Stiftsrepetent. Er dozierte drei Semester Hegelsche Philosophie, stellte dann aber die Vorlesungen ein, um seine ungeteilte Kraft

der Vollendung des Werkes widmen zu können, welches den bislang unbekannten Mann plötzlich zur Berühmtheit machte. 1835/6 erschien in zwei Bänden „Das Leben Jesu, kritisch bearbeitet". Der Verfasser setzte sich darin in gleich schroffen Gegensatz zur rationalistischen wie zur supranaturalistischen Auffassung der evangelischen Erzählungen, die er nicht für geschichtliche Denkmale, sondern für Erzeugnisse des dichtenden urchristlichen Gemeingeistes erklärte, auf ihren Gesamtinhalt den von der Altertumswissenschaft her wohl bekannten Begriff des Mythus übertragend. Die Stärke des Buches beruht in der Kritik, seine Schwäche in dem Versuche, die Entstehung des Neuen Testamentes positiv zu erklären. Strauß' revolutionäre Ansichten beschworen in der theologischen Welt einen um so fürchterlicheren Sturm herauf, als sie mit der größten Kühnheit, Entschiedenheit, Folgerichtigkeit, Schärfe der dialektischen Methode und Kunst der Darstellung vorgetragen und verteidigt worden waren. Fast die ganze theologische Litteratur der folgenden Jahre drehte sich um das Leben Jesu. Eine endlose Reihe von Entgegnungen aller Art erschienen, die in ihrer leidenschaftlichen Heftigkeit zum großen Teile nicht auf den Ton eines wissenschaftlichen Streites gestimmt waren. Strauß, der 1836 die zweite, 1838 die dritte Ausgabe seines Werkes besorgte, in welch letzterer er den Gegnern einige später wieder zurückgenommene Zugeständnisse machte, erwiderte in verschiedenen Streitschriften von wahrhaft Lessingschem Gepräge. Auch seine Freunde schwiegen nicht: Vischer eilte ihm zu Hilfe, ferner Christian Märklin (1807—1849) aus Maulbronn, damals Helfer in Calw, der 1839 eine „Darstellung und Kritik des modernen Pietismus" lieferte und damit eine in ganz Deutschland Aufsehen erregende litterarische Fehde mit den Pietisten eröffnete. Er vertauschte 1840 sein Pfarramt mit einer Professur am Heilbronner Gymnasium. Strauß hat dem Freund 1851 ein schönes biographisches Denkmal gesetzt. Neue Erregung entstand, als die Züricher radikale Regierung den Verfasser des Lebens Jesu, der 1835 von seiner vorgesetzten Behörde auf ein Schulamt in Ludwigsburg versetzt worden war, dieses aber schon nach Jahresfrist aufgegeben hatte und als Privatmann in Stuttgart lebte, auf den Lehrstuhl für Dogmatik in Zürich berief. Man fand es dort für

gut, den neu ernannten Professor zu pensionieren, noch ehe er seine Stelle angetreten hatte.

Strauß führte in Stuttgart ein stilles, arbeitsames Gelehrtenleben. 1842 vermählte er sich mit der gefeierten Sängerin Agnese Schebest, zog mit ihr nach Sontheim bei Heilbronn und dann nach dieser Stadt. Doch die beiden allzu verschieden gearteten Geister harmonierten auf die Dauer nicht und gingen deshalb wieder nach wenigen Jahren auseinander. 1848 trat Strauß in die politische Bewegung ein. Die Ludwigsburger sandten ihn in die Abgeordnetenkammer, nachdem er bei den Parlamentswahlen gegen den Pietisten Christoph Hoffmann unterlegen war. Doch bald legte er sein Mandat nieder, da ihn seine gemäßigt konservativen Anschauungen nicht bloß in Gegensatz zu der herrschenden Fortschrittspartei, sondern auch zu einem großen Teile seiner Wählerschaft setzten. Von 1849 bis 1851 wohnte er allein in München, dann mit seinen beiden Kindern in verschiedenen Städten, am längsten in Heidelberg (1854/60) und Darmstadt (1865/72), wo er von den Damen des hessischen Hofes vielfach ausgezeichnet wurde. Den Lebensabend verbrachte er in seiner Vaterstadt Ludwigsburg. Hier stellte sich eine schmerzhafte Krankheit ein, die schließlich als bösartiges Geschwür in den Gedärmen erkannt wurde. Er trug seine Leiden mit einer Seelenstärke und heiteren Ergebung, die dem frömmsten Christen zum Beispiele dienen konnte. Am 8. Februar 1874 entschlief er.

Wenn auch die späteren Bücher Strauß' nicht mehr dasselbe Aufsehen wie sein Leben Jesu erregt haben, so ist doch die Fortsetzung seiner litterarischen Laufbahn an Ehren und Erfolgen reich genug gewesen. 1840/1 erschien in zwei Bänden wieder ein großes theologisches Werk, „Die christliche Glaubenslehre in ihrer geschichtlichen Entwicklung und im Kampfe mit der modernen Wissenschaft", eine scharfe Kritik nicht sowohl der christlichen Religion als der christlichen Dogmatik auf Grund der Hegelschen Religionsphilosophie. Erst nach zwanzigjähriger Pause kehrte dann Strauß 1861 mit einer Schrift über Hermann Samuel Reimarus zu theologischen Stoffen zurück. 1863 bearbeitete er das Leben Jesu für das deutsche Volk, in welchem Buch er die kritischen Ergebnisse seines Erstlings-

werkes in gemeinverständlicher Darstellung wiederholte. 1872 veröffentlichte er als ein Vermächtnis und endgiltiges Bekenntnis „Der alte und der neue Glaube“, worin er mit dem Christentume völlig brach und eine selbständige Weltanschauung mit Hilfe der modernen Naturwissenschaft aufzubauen versuchte. Die oftmals aufgelegte und viel gelesene Schrift stieß wiederum bei den Gegnern auf heftigen Widerspruch, während die Freunde, ebenfalls nicht ganz davon befriedigt, sich zum Kummer des Verfassers meist in Schweigen hüllten.

Die Zeit, die Strauß von der theologischen Arbeit ausruhte, benützte er dazu, unsere biographische Litteratur um eine Anzahl klassischer Werke zu bereichern. Schubart, der Humanist Nikodemus Frischlin, Ulrich von Hutten, Voltaire wurden der Reihe nach ausführlich behandelt. Kleinere litterarhistorische Gaben kamen dazu, wie Studien über die schwäbischen Dichter Justinus Kerner und Ludwig Bauer, die Anfänge einer Lebensbeschreibung Klopstocks, ein Vortrag über Lessings Nathan. Im dem Schriftchen „Der Romantiker auf dem Throne der Cäsaren, oder Julian der Abtrünnige“ zog er zwischen der Restauration des Heidentumes unter diesem römischen Kaiser und der protestantischen Orthodoxie unter König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen eine ironische Parallele. Auch nahm er wiederholt zu politischen und sonstigen Tagesfragen Stellung. So veröffentlichte er sechs 1848 gehaltene Wahlreden und unter dem Titel „Krieg und Friede“ zwei Sendschreiben an Ernst Renan nebst dessen Antwort auf das erste, mit patriotischer Wärme für das Anrecht der Deutschen auf Elsaß-Lothringen eintretend. Strauß hat zu Lebzeiten seine kleineren Studien und Aufsätze mehrfach zu Buchausgaben vereinigt. Nach seinem Tode wurden seine gesammelten Schriften seinen letztwilligen Bestimmungen gemäß von Eduard Zeller in zwölf Bänden (1876/8) zusammengestellt. Alles, was von Strauß ausgegangen ist, das Nichttheologische so gut wie das Theologische, trägt den Stempel eines seltenen, durch und durch originalen Geistes. Gründliche Forschung und wissenschaftliche Tiefe verbinden sich bei ihm mit einleuchtender Klarheit, geistvoller Auffassung und glänzender Darstellung. Ueber die Kunst lebendiger und anschaulicher Charakteri-

sierung gebietet er wie wenige. Er weiß das Wesentliche und Bezeichnende an Personen und Dingen mit Sicherheit herauszuheben. Er meistert die deutsche Sprache trotz einigen Flüchtigkeiten, die ihm „der Nörgler" Nietzsche nachgewiesen hat, und besitzt die Gabe der Metapher in hervorragendem Maß. Aber wie fesselnd und anziehend er zu schreiben versteht, bleibt er dabei doch stets natürlich und beeinträchtigt nicht durch Manier und Künstelei den Adel seines Stiles.

Während sich für Strauß selbst an keiner deutschen Hochschule ein Platz fand, wurde in Tübingen sein kritisches Werk in maßvollerer Form, aber im wesentlichen mit denselben Ergebnissen fortgesetzt. Ferdinand Baur (1792—1860) aus Schmiden (O.A. Cannstatt) ging vom Supranaturalismus zur Theologie Schleiermachers über und schrieb unter dessen Einfluß sein erstes großes Werk, „Symbolik und Mythologie" (1824/5), das ihm, der vorher ein Jahrzehnt Professor am Blaubeurer Seminar gewesen war, 1826 einen Ruf auf den durch Bengels Tod erledigten Tübinger Lehrstuhl eintrug. Der beliebte und einflußreiche Lehrer wurde der Begründer der dortigen jüngeren Theologenschule. Schon seit 1831 — also vor Strauß' Auftreten — beschäftigten ihn kritische Untersuchungen über die Entstehung der christlichen Kirche. Bald schloß er sich völlig an Hegel und dessen Philosophie an, die ihm hauptsächlich durch ihre großartige Geschichtsauffassung imponierte. Er wandte sich nunmehr der Dogmengeschichte zu und schrieb eine Reihe bedeutender Bücher aus diesem Gebiete. Nachdem Strauß' Leben Jesu erschienen war, kehrte er zur Erforschung des Urchristentumes und seiner Litteratur zurück und veröffentlichte über Ursprung, Komposition, Erklärung und Lehrinhalt der neutestamentlichen Bücher in rascher Folge zahlreiche Schriften. Ein Teil davon war polemischer Art; denn natürlich blieb Baur so wenig wie Strauß unangefochten. In allen seinen Arbeiten, die als Muster methodischer Kritik gelten können, ging er von der Anschauung aus, daß das Christentum nicht als etwas Fertiges in die Welt getreten sei, sondern, wie jede historische Erscheinung, erst allmählich Gestalt gewonnen habe. Seine Auffassung der christlichen Religion bot für Wunder so wenig wie die Strauß' Raum. In seiner letzten

Zeit widmete sich Baur der Darstellung der Kirchengeschichte, die in mehreren Werken — die letzten erschienen nach seinem Tod auf Grund von Kollegienheften — von den Anfängen bis auf das 19. Jahrhundert herabgeführt wurde. Von 1842 bis 1857 gab er auch mit E. Zeller und anderen die theologischen Jahrbücher heraus. Ueberall zeigt sich Baur als einen Theologen von umfassendem Wissen und tiefgründiger Gelehrsamkeit, als einen philosophisch und historisch geschulten Kopf und zugleich als eine edle, ganz von ihrer hohen Aufgabe erfüllte Persönlichkeit.

Baur übte nicht allein auf seine zahlreichen Schüler, sondern auch auf die gesamte deutsche Religionswissenschaft großen Einfluß aus. Wer sich immer mit geschichtlicher Theologie beschäftigte, gleichviel ob Freund oder Feind seiner Richtung, mußte fernerhin seiner Methode und den von ihm gewonnenen Resultaten Rechnung tragen. In die Tübinger Fakultät vermochte er keinen seiner Anhänger zu bringen. Dagegen vertrat ein solcher an der Berner Universität Kirchengeschichte und Dogmatik: der übrigens ziemlich unabhängige und gemäßigte Matthias Schneckenburger (1804 bis 1848) aus Thalheim (O.A. Tuttlingen), ein vielseitiger Autor. In Breslau wirkte ferner als Professor einer der begabtesten Schüler Baurs, Hermann Schmidt (1832—1893) aus Frickenhofen (O.A. Gaildorf), der namentlich in der Glaubenslehre und praktischen Theologie eine fruchtbare litterarische Thätigkeit entfaltet hat. Der durch das Revolutionsjahr 1848 in die Schweiz getriebene Stiftler Heinrich Lang (1826—1876) aus Frommern (O.A. Balingen), zuletzt Pfarrer an St. Peter zu Zürich, ein Idealist edlen Gepräges, bemühte sich gleichfalls, die Ergebnisse der kritisch-theologischen Wissenschaft in das praktische Kirchenleben zu übertragen. Einer der bedeutendsten Führer und energischsten Vorkämpfer der liberalen Bewegung gegen die Orthodoxie, übte er durch meisterhafte freie Vorträge über religiöse Zeitfragen sowie durch theologische, religionsgeschichtliche und erbauliche Werke von lebenswarmer Darstellungsweise und durch Herausgabe trefflich redigierter freisinnigen Zeitschriften auf das gebildete Publikum große Wirkung aus. Einige andere hervorragende Mitglieder der jüngeren Tübinger

Schule, wie Vischer, Eduard Zeller, Schwegler, Karl Planck, haben sich bald auf andere Wissenszweige verlegt.

In Tübingen verschaffte sich allmählich neben Baur der eine völlig entgegengesetzte Richtung vertretende Tobias Beck (1804 bis 1878) aus Balingen, seit 1843 Professor der Dogmatik, Geltung. Er stand ganz auf dem biblisch-theosophischen Standpunkt und betonte nachdrücklich in origineller Weise den unvergänglichen Wert der Heiligen Schrift als der Trägerin der göttlichen Lebenswahrheit. Er war mehr Herzenstheologe als Zelot, und seine ehrwürdige Erscheinung von der Art eines alten Propheten gebot Achtung. Beck war ein sehr fruchtbarer Schriftsteller, insbesondere im Felde der christlichen Ethik und Dogmatik. Nach seinem Tod erhielt einer seiner Schüler seinen Tübinger Lehrstuhl, Robert Kübel (1838 bis 1894) aus Kirchheim u. T., ein tüchtiger Lehrer und Prediger, positiv, wenn auch duldsam, die unbedingte Autorität der Bibel anerkennend. In seinem Hauptwerk, einem christlichen Lehrsystem (1873), erscheinen Becks Anschauungen eigenartig ausgeprägt. Der fleißige Karl Auberlen (1824—1864) aus Fellbach (O.A. Cannstatt), Professor der Theologie in Basel, folgte noch mehr als sein Lehrer Beck im Anschluß an den älteren württembergischen Pietismus dem theosophischen Zug und wurde namentlich von der Apokalypse des Alten und Neuen Testamentes gefesselt.

Die übrigen Vertreter der Tübinger Theologenfakultät im 19. Jahrhundert waren vorwiegend Vermittlungstheologen, die sich bald mehr dem kritisch-spekulativen, bald mehr dem streng biblischen Standpunkte näherten. Friedrich Heinrich Kern (1790—1842) aus Söhnstetten (O.A. Heidenheim), Christian Friedrich Schmid (1794 bis 1852) aus Bickelsberg (O.A. Sulz), Albert Landerer (1810 bis 1878) aus Maulbronn, Gustav Oehler (1812—1872) aus Ebingen (O.A. Balingen) traten als Schriftsteller nicht sonderlich hervor, während der mit dem Supranaturalismus, ja selbst mit dem Pietismus verkettete Christian Palmer (1811—1875) aus Winnenden (O.A. Waiblingen) das gesamte Gebiet der praktischen Theologie in einer Anzahl sehr beliebter Werke bearbeitete. Unter den gegenwärtigen Tübinger Theologen genießt der Universitätskanzler Karl Weizsäcker (* 1822 zu Oehringen) hohes Ansehen.

Er hat unter anderem historisch-kritische Untersuchungen über das älteste Christentum und dessen Litteratur angestellt, 1856/78 mit einigen Fachgenossen die bald von Stuttgart nach Gotha übergesiedelten Jahrbücher für deutsche Theologie herausgegeben und eine geschätzte Uebersetzung des Neuen Testamentes geliefert.

Auch manche württembergische Theologen, die an auswärtigen Hochschulen wirkten, nahmen einen vermittelnden Standpunkt ein. So Oberkonsistorialrat Isaak Dorner (1809—1884) aus Neuhausen ob Eck (O.A. Tuttlingen), der zuletzt neben dem schon unter den Orientalisten genannten August Dillmann der Berliner evangelisch-theologischen Fakultät angehörte, und Julius Wagenmann (1823 bis 1890) aus Berneck (O.A. Nagold), Professor der Kirchen- und Dogmengeschichte in Göttingen. Beide waren an den Jahrbüchern für deutsche Theologie beteiligt. Dorner schrieb außer Systemen der christlichen Glaubenslehre und der christlichen Sittenlehre meist Werke theologisch-historischer Art. Wagenmann kam nicht dazu, sein reiches Wissen zu einem Buche zusammenzufassen. Desto bedeutendere litterarische Leistungen hatten zwei andere Kirchenhistoriker aufzuweisen: Gotthard Viktor Lechler (1811—1888) aus Klosterreichenbach (O.A. Freudenstadt), Professor und Superintendent in Leipzig, der Verfasser von „Johann von Wiclif und die Vorgeschichte der Reformation“ (zwei Bände, 1873), und Theodor Keim (1825—1878) aus Stuttgart, Professor in Zürich und Gießen, der zunächst die schwäbische Reformationsgeschichte in mehreren wichtigen Werken bearbeitete und dann eine Reihe scharfsinniger Bücher über Jesu Leben und das Urchristentum veröffentlichte. Gleichfalls auf Christi Person und Wirksamkeit bezogen sich die Hauptschriften des Generalsuperintendenten der Posener Diöcese, Wolfgang Friedrich Geß (1819—1891) aus Kirchheim u. T., früheren Professors zu Göttingen und Breslau. Auch gegenwärtig widmen eine Anzahl namhafter schwäbischen Theologen als Professoren ihre Kräfte auswärtigen Hochschulen, darunter der als Lutherforscher weithin bekannt gewordene Oberkonsistorialrat Julius Köstlin (* 1826 zu Stuttgart) in Halle und Otto Pfleiderer (* 1839 zu Stetten im O.A. Cannstatt) in Berlin.

Das Interesse an der theologischen Wissenschaft beschränkt sich

indessen keineswegs auf die akademischen Lehrer, ist vielmehr unter der gesamten evangelischen Geistlichkeit des Landes weit verbreitet. Mit besonderer Vorliebe ist die einheimische Kirchengeschichte bearbeitet worden. Julius Hartmann der ältere (1806—1879) aus Backnang, zuletzt Dekan in Tuttlingen, lieferte eine Geschichte der Reformation (1835) und gemeinsam mit dem Historiker Karl Jäger eine zweibändige Biographie von „Johann Brenz“ (1840/2), die Arbeiten Theodor Pressels (1819—1877) aus Tübingen, Dekanes in Schorndorf, beziehen sich gleichfalls hauptsächlich auf das Leben württembergischer Reformatoren. Gegenwärtig leistet Gustav Bossert (* 1841 zu Täbingen im O.A. Rottweil), Pfarrer in Nabern (O.A. Kirchheim), in der Kirchen-, speziell Reformationsgeschichte, überhaupt als scharfsinniger Lokalhistoriker Verdienstliches. Er und Julius Hartmann der jüngere haben im Vereine mit einigen anderen Gelehrten 1893 eine ausführliche „Württembergische Kirchengeschichte“ verfaßt. Als Hymnologe that sich neben Albert Knapp der auf der Solitude (O.A. Leonberg) geborene Eduard Emil Koch (1809—1871), Dekan in Heilbronn, später Pfarrer in Erdmannhausen (O.A. Marbach), hervor. Seine zuerst 1847 in zwei Teilen erschienene Geschichte des Kirchenliedes und Kirchengesanges wuchs sich in der dritten Auflage (1866/76) zu einem umfassenden Werke von acht Bänden aus. Die württembergische Geistlichkeit gebietet gegenwärtig über zwei Zeitschriften, die ihre mannigfachen Interessen nach den verschiedensten Richtungen hin vertreten: das seit 1837 bestehende „Evangelische Kirchen- und Schulblatt“ und den 1892 begründeten „Kirchlichen Anzeiger für Württemberg“, während ihr als rein wissenschaftliche Organe seit 1880 „Theologische Studien aus Württemberg“ und seit 1886 „Blätter für württembergische Kirchengeschichte“ zur Verfügung stehen.

Neben der wissenschaftlich theologischen Litteratur geht eine nicht minder umfangreiche her, die erbauliche und pädagogische Zwecke jeder Art verfolgt. Die Predigtbücher württembergischer Geistlichen, die zu ihren Lebzeiten oder nach ihrem Tode veröffentlicht wurden, sind Legion. So thun die beiden Brüder Hofacker, die einst als gewaltige pietistische Bußprediger mächtig zu den Herzen ihrer Hörer sprachen, durch ihre gedruckten, in zahllosen

Exemplaren verbreiteten Predigten fortgesetzte Wirkung. Der feuerige Ludwig Hofacker (1798—1828) aus Wildbad hat in seiner kurzen, durch schwere Körperleiden mehrfach unterbrochenen Laufbahn als Vikar an der Stuttgarter Leonhardskirche und Pfarrer von Rielingshausen (O.A. Marbach) beispiellose Erfolge erzielt. Der ruhigere Wilhelm Hofacker (1805—1848) aus Gärtringen (O.A. Herrenberg), Diakonus an der Leonhardskirche in Stuttgart, auch homiletischer Schriftsteller, machte kaum minder tiefen Eindruck. In der zweiten Hälfte des Jahrhunderts genossen die Predigt- und Gebetbücher Karl Geroks und des Stuttgarter Stiftspredigers und Prälaten Sixt Karl Kapff (1805—1879) aus Güglingen (O.A. Brackenheim), des energischen, aber viel angefochtenen, weil übereifrigen Hauptes des württembergischen Pietismus, besondere Beliebtheit. Auch von den Tübinger Theologieprofessoren, die ja zugleich Predigtämter zu verwalten pflegen, haben viele gediegene Predigtsammlungen hinterlassen. Der Berliner Hofprediger und Generalsuperintendent Wilhelm Hoffmann (1806—1873) aus Leonberg, ein Mann, der auf die inneren Verhältnisse der protestantischen Kirche den größten Einfluß ausgeübt hat, lieferte außer geographischen Arbeiten Predigtbücher, Schriften über Missionswesen und Missionsgeschichte, Geschichtwerke in theologischer Beleuchtung. Es würde indessen zu weit führen, die erbaulich-religiösen Schriftsteller hier alle namhaft zu machen. Die Missionare haben an jener Litteratur rüstig mitgewirkt. Insbesondere haben sich manche Württemberger an den von Basel ausgehenden Missionsschriften in hervorragendem Maße beteiligt. Die innere und äußere württembergische Mission verfügt über eine Menge Blätter und Blättchen belehrender und erbaulicher Art, denen sich noch die Organe verschiedener Sekten und Gemeinschaften zugesellen. Den meisten Einfluß haben die beiden in Tausenden von Exemplaren weit über die Grenzen des Landes hinaus verbreiteten Wochenblätter „Der Christen-Bote“ und „Stuttgarter Evangelisches Sonntagsblatt“. Jener wurde 1831 von Johann Christian Friedrich Burk (1800—1880) aus Stuttgart, seit 1849 Oberhelfer zu St. Leonhard daselbst und seit 1862 Pfarrer in Echterdingen (im Stuttgarter Amtsbezirk), auch sonst einem emsigen religiösen Schrift-

steller, begründet und fast vier Jahrzehnte lang geleitet. Doch hat das 1867 in's Leben getretene Sonntagsblatt jetzt den Christenboten weit überholt.

Das württembergische Erziehungs- und Unterrichtswesen ist — mit Ausnahme der höheren Bildungsstätten für Knaben — das ganze Jahrhundert von der Theologie abhängig geblieben. So kommt es, daß viele Geistliche zugleich Pädagogen und pädagogische Schriftsteller gewesen sind. An der Spitze dieser Männer steht Prälat Bernhard Gottlieb Denzel (1773—1838) aus Stuttgart, der erste Rektor des ersten, 1811 errichteten württembergischen Schullehrerseminares in Eßlingen, der 1820 eine dreiteilige „Einleitung in die Erziehungs- und Unterrichtslehre für Volksschullehrer" veröffentlichte. Die Anzahl der pädagogischen Zeitschriften des evangelischen Württemberg ist sehr beträchtlich. Während ein Teil davon im konservativen Sinne redigiert wird, vertreten andere, voran „Die Volksschule" (seit 1841), eine freiere Richtung und streben die Loslösung der Volksschule von der Theologie an. Natürlich haben sich auch manche Mitglieder des protestantischen Lehrerstandes selbst um die pädagogische Litteratur Verdienste erworben. In der Schweiz entfaltete als liberaler Volksschulreformator in der Praxis wie mit der Feder der von der katholischen zur reformierten Kirche übergetretene Thomas Scherr (1801—1870) aus Rechberg (O.A. Gmünd) eine Wirksamkeit großen Stiles.

Auch die katholische Theologie Württembergs hat im 19. Jahrhundert hervorragende wissenschaftliche Leistungen aufzuweisen, die sich hauptsächlich an die Tübinger Hochschule knüpfen. Nachdem unter König Friedrich dem vorher so gut wie ganz evangelischen Altwürttemberg eine beträchtliche Minderzahl katholischer Bürger angegliedert war, hielt es der Staat für seine Pflicht, die Sorge der Ausbildung katholischer Geistlichen auf sich zu nehmen. So wurde im März 1813 eine neue, zu diesem Behuf organisierte Universität in Ellwangen eröffnet, die indessen schon 1817 durch König Wilhelm I. nach Tübingen verlegt und als theologisch-katholische Fakultät der Landeshochschule einverleibt wurde, indem gleichzeitig im ehemaligen Collegium illustre ein Konvikt, das sogenannte Wilhelmsstift, gegründet wurde. Drei Professoren wanderten

von Ellwangen nach Tübingen: Johann Sebastian Drey (1777 bis 1853) aus Killingen (O.A. Ellwangen), Johann Georg Herbst (1787—1836) aus Rottweil, Johann Baptist Hirscher (1788 bis 1865) aus Altergarteu (O.A. Ravensburg); letzterer ging 1837 als Professor nach Freiburg i. Br. und wurde dort Dekan des erzbischöflichen Domkapitels. Zu ihnen trat 1823 als Privatdozent, später als Ordinarius Johann Adam Möhler (1796—1838) aus Igersheim (O.A. Mergentheim), der 1835 nach München berufen wurde. Diese vier trefflichen Lehrer und Gelehrten, denen seit 1819 als Organ die noch heute blühende „Theologische Quartalschrift" diente, bildeten die sogenannte Tübinger Schule, von der eine Erneuerung der deutschen katholisch-theologischen Wissenschaft ausgegangen ist. Feststehend im Glauben, aber das Recht der Kritik sich wahrend, haben die Schulhäupter im Geiste der neuen Zeit am Wiederaufbau ihrer Kirche mitgearbeitet. Dreys Hauptwerk, eine dreibändige Apologetik (1838/47), kann den Einfluß Schleiermachers nicht verleugnen. Herbst, ein ausgezeichneter Exeget und Orientalist, aber als Schriftsteller zurückhaltend, und Hirscher waren die Freimütigsten, die Liberalsten der Schule. Hirscher, ein Todfeind aller Scholastik, der als den allein richtigen Ausgangspunkt der Theologie die Heilige Schrift ansah, berechnete seine äußerst wirksamen und erfolgreichen Bücher nicht allein auf die Gelehrten, sondern auf alle Gebildeten. 1835/6 erschien sein Hauptwerk in drei Bänden, „Die christliche Moral als Lehre von der Verwirklichung des göttlichen Reiches in der Menschheit". Seine kirchenpolitischen Wünsche und reformatorischen Vorschläge, die er Rom gegenüber mit großer Entschiedenheit hauptsächlich in der Schrift „Die kirchlichen Zustände der Gegenwart" (1849) vertrat, trugen ihm den Haß der Ultramontanen ein, bei denen die Tübinger Schule überhaupt nicht gut angeschrieben war. Möhler, Kirchenhistoriker und Dogmatiker, ursprünglich von der protestantisch-kritischen Geschichtsauffassung beeinflußt, wandte sich allmählich strengem Kirchentume zu. Sein 1832 erschienenes Hauptwerk, „Symbolik oder Darstellung der dogmatischen Gegensätze der Katholiken und Protestanten nach ihren öffentlichen Bekenntnißschriften" erregte großes Aufsehen. Den damit der evangelischen Kirche hingeworfenen

Fehdehandschuh nahmen Baur und andere auf, Möhler erwiderte mit einer neuen Schrift. Diese Kampflitteratur giebt ein vollständiges Bild der großen Gegensätze innerhalb der Christenheit seit der Reformation. Möhlers Anschauungen wurden auf lange Zeit hinaus für den katholischen Theologenstand Württembergs maßgebend. Wie er selbst waren auch seine Schüler bereit, in reiner Begeisterung für die Freiheit und Macht ihrer Kirche gegen jeden Widerstand, selbst gegen den der Staatsgewalt, aufzutreten.

So herrschte in der zweiten Generation der Tübinger Schule ein streng kirchlicher Geist, und die dortige Fakultät hielt in der Konfliktszeit fest zum Landesbischof und zu Rom. Doch wahrten sich die Professoren noch immer, soweit es die Lehrautorität der Kirche gestattete, das Recht freier Forschung. Eine Anzahl tüchtiger Gelehrten hielt den Ruf der Fakultät aufrecht und bot wissenschaftliche Leistungen dar, an die der strengste Maßstab gelegt werden darf. Benedikt Welte (1805—1885) aus Ratzenried (O.A. Wangen), Vertreter der alttestamentlichen Exegese, zuletzt Domkapitular in Rottenburg, genoß als Hebräist und Mitherausgeber des großen Katholischen Kirchenlexikons von Wetzer und Welte Ansehen. Johann Kuhn (1806—1887) aus Wäschenbeuren (O.A. Welzheim), Professor in Gießen und seit 1837 in Tübingen, ein Mann der goldenen Mitte und darum den Orthodoxen ein Dorn im Auge, trat gegen Strauß auf, ließ 1838 selbst ein Leben Jesu erscheinen und schrieb eine große „Katholische Dogmatik" (1846/68). Der besonnene Karl Joseph Hefele (1809—1893) aus Unterkochen (O.A. Aalen), Möhlers Schüler und Nachfolger, der 1869 seinen Tübinger Lehrstuhl mit dem Rottenburger Bischofssitze vertauschte, zählte zu den ersten katholischen Kirchenhistorikern, gelangte insbesondere durch seine Konziliengeschichte zu Ruhm und förderte auch die kirchliche Archäologie, Kunst und Liturgik. An diese schließen sich Moriz Aberle (1819—1875) aus Rottum (O.A. Biberach), Felix Himpel (1821—1890) aus Ravensburg, Franz Quirin Kober (1821—1897) aus Warthausen (O.A. Biberach) und der als Bischof von Rottenburg verstorbene Franz Xaver Linsenmann (1835—1898) aus Rottweil an. Auch unter den gegenwärtigen Mitgliedern der Tübinger katholisch-theologischen Fakultät haben mehrere wissen-

schaftliche Leistungen von Belang aufzuweisen. Ihnen gesellt sich der jetzige Rottenburger Landesbischof Paul Keppler (* 1852 zu Gmünd), bis 1894 Professor in Tübingen, dann in Freiburg i. Br., zu.

Die Universitäten Gießen und Freiburg i. Br. standen gleichfalls unter dem Einflusse der katholischen Tübinger Schule. An diesen beiden Hochschulen wirkte der Reihe nach Franz Anton Staudenmaier (1800—1856) aus Donzdorf (O.A. Geislingen), zuletzt Domkapitular in Freiburg, einer der namhaftesten katholischen Theologen der ersten Hälfte des Jahrhunderts, der eine Anzahl großer Werke aus verschiedenen Gebieten abgefaßt hat. Als Kirchenhistoriker besaß Bonifaz Gams (1816—1892) aus Mittelbuch (O.A. Biberach), Professor in Hildesheim, später Benediktinerpater in München, Geltung. Ebenfalls auf Kirchen-, insbesondere katholische Missionsgeschichte bezogen sich die litterarischen Arbeiten des Patrizius Wittmann (1818—1883) aus Ellwangen, der als Schriftsteller in Augsburg und München lebte. Ferdinand Probst (* 1816 zu Ehingen), Professor, dann Domkapitular in Breslau, hat neben einer „Katholischen Moraltheologie“ (zwei Bände, 1848/50) dogmatische, kirchengeschichtliche und erbauliche Schriften geliefert, während der Mainzer Erzbischof Paul Haffner (* 1829 zu Horb) seine litterarische Thätigkeit von kirchenhistorischen und kirchenpolitischen Gegenständen auf allgemein bildende Fächer ausgedehnt hat.

Die wissenschaftlichen Leistungen der katholischen Geistlichkeit im Lande sind quantitativ, zum Teil auch qualitativ recht beträchtlich. Diese besitzt seit 1883 in dem „Pastoralblatt für die Diöcese Rottenburg“ ein Zentralorgan. In demselben Jahr ist auch das „Archiv für christliche Kunst“, 1884 das der Geschichte, Altertumskunde, Kunst und Kultur dienende „Diöcesanarchiv von Schwaben“ in's Leben gerufen worden. Eine rein wissenschaftlich-theologische Zeitschrift hat in Württemberg neben der Tübinger Quartalschrift keinen Raum. Erbaulichen Zwecken dient hauptsächlich ein weit verbreitetes Katholisches Sonntagsblatt, pädagogischen ein Magazin für Pädagogik. Es ist unmöglich, die große Schar derjenigen katholischen Geistlichen, welche zur Erbauung und Belehrung des Publikums Predigt- und Gebetbücher, katechetische, homiletische oder asketische Schriften, Legenden, Heiligengeschichten und Biographien

veröffentlicht haben, im einzelnen zu mustern. Eine Anzahl davon sind schon bei früheren Anlässen, namentlich unter den katholischen Erzählern des siebenten Kapitels, aufgeführt worden. Nur zwei auswärtige Prälaten sollen hier namhaft gemacht sein: Roman Sebastian Zängerle (1771—1848) aus Oberkirchberg (O.A. Laupheim), Fürstbischof von Seckau in Steiermark, und der als Weihbischof in Großwardein verstorbene Fürst Alexander von Hohenlohe-Waldenburg-Schillingsfürst (1794—1849) aus Kupferzell (O.A. Oehringen). Unter den katholischen Volksschullehrern erzielte Raimund Jakob Wurst (1800—1845) aus Bühlerthann (O.A. Ellwangen) mit seinen weit verbreiteten Schulschriften große Erfolge und übte insbesondere auf die Gestaltung des deutschen Sprachunterrichtes dauernden Einfluß aus.

Die methodische Philosophie bildet noch immer einen wichtigen Bestandteil des Studiums der Tübinger Stiftler, welcher Umstand mit der bekannten spekulativen Veranlagung des schwäbischen Stammes zu dem Ergebnis zusammengewirkt hat, daß auch im 19. Jahrhundert jene Wissenschaft im Lande weit verbreitet geblieben ist. Einen großen schöpferischen Geist von allgemein anerkannter Bedeutung hat Württemberg freilich auf diesem Gebiete seit Schelling und Hegel nicht mehr hervorgebracht. Karl Planck allein hat sich bemüht, ein selbständiges System zu errichten, während sich die übrigen an die bewährten Meister angelehnt und auf gegebenen Grundlagen weitergebaut haben. Planck (1819—1880), zu Stuttgart geboren, Professor am Ulmer Gymnasium und Blaubeurer Seminar, dann Ephorus in Maulbronn, starb in geistiger Umnachtung; der Schmerz, daß er nicht durchzudringen, an keiner Universität anzukommen vermochte, hatte an dem Leben des von starkem Selbstgefühl erfüllten Mannes gefressen. Schon 1850/1 war sein zweibändiges, „Die Weltalter" betiteltes Hauptwerk erschienen, dessen Ideen er fortan in zahlreichen Büchern und Aufsätzen wiederholte und weiter ausführte. Seine vom Geiste hoher Sittlichkeit durchwehte Philosophie verfolgt praktische Zwecke. Von der Natur und Wirklichkeit ausgehend, aber sich in Gegensatz zur materialistischen Richtung setzend, strebt sie eine gründliche Erneuerung von Religion, Staat und Gesellschaft, eine Hebung und

Läuterung des gesunkenen und entarteten Völkerlebens an. Auch nach dem Tode Plancks hat eine kleine Zahl von begeisterten Anhängern es vergeblich versucht, nachhaltigeres und tieferes Interesse für seine geist- und phantasievollen Schriften zu wecken, deren Wirkung allerdings durch Schwerfälligkeit im Gedankenausdrucke gehemmt wird.

Die Mehrzahl der sonstigen namhafteren Philosophen aus Württemberg stand auf seiten des Schellingschen Theismus gegenüber dem Pantheismus der Hegelschen Schule, so der im übrigen ein eklektisches System vortragende Prälat Heinrich Christoph Wilhelm Sigwart (1789—1844) aus Remmingsheim (O.A. Rottenburg), langjähriger Professor der Philosophie in Tübingen, der jung verstorbene Gustav Ferdinand Bockshammer (1784—1822) aus Buttenhausen (O.A. Münsingen), Pfarrer daselbst, dem seine ausgezeichneten Leistungen noch auf dem Totenbett einen akademischen Ruf eintrugen, Johann Ulrich Wirth (1810—1859) aus Ditzingen (O.A. Leonberg), zuletzt Stadtpfarrer in Winnenden (O.A. Waiblingen), einer der Begründer der sogenannten Theistenschule, an deren Organ, der Zeitschrift für Philosophie und philosophische Kritik, er als Mitredakteur und Mitarbeiter beteiligt war. Einen noch entschiedeneren Vorkämpfer besaß der Theismus und die christliche Weltanschauung in dem Erlanger Universitätsprofessor Karl Philipp Fischer (1807—1885) aus Herrenberg, einem fruchtbaren Autor. Auch der stark zur Mystik und zum Spiritismus neigende Professor Johann Friedrich Immanuel Tafel (1796—1863) aus Sulzbach (O.A. Gaildorf), Universitätsbibliothekar in Tübingen, ein begeisterter Anhänger Swedenborgs, dessen Werke er edierte und übersetzte, trat dem Skeptizismus energisch entgegen. Unter den Lebenden steht obenan der allverehrte Nestor der philosophischen Wissenschaft, wirklicher Geheimerat Eduard Zeller (* 1814 zu Kleinbottwar im O.A. Marbach), der Schüler und Schwiegersohn des berühmten Theologen Ferdinand Baur, der Freund von Fr. D. Strauß, der an verschiedenen Hochschulen, zuletzt in Berlin doziert und namentlich eine Anzahl hervorragender Werke aus dem Bereiche der Geschichte der Philosophie, insbesondere der griechischen, geliefert hat. In Tübingen nimmt der dort 1830 geborene Christoph

Sigwart, der durch eine zweibändige „Logik" zu Ansehen gelangt ist, den Lehrstuhl seines Vaters H. Chr. W. Sigwart ein. Der Straßburger Universitätsprofessor Theobald Ziegler (* 1846 in Göppingen), der auch mit Glück in das Gebiet der Kultur- und Litteraturgeschichte übergreift, hat hauptsächlich zur Ethik und Geschichte der Ethik manchen schätzenswerten Beitrag geliefert.

Die klassische Philologie war in Württemberg noch während der ersten Hälfte des Jahrhunderts der Theologie unterthan. Wenn Tübinger Studenten der Gottesgelehrsamkeit an jener Wissenschaft, mit der sie sich ja schon als Klosterschüler oder Gymnasisten innig vertraut gemacht hatten, bleibendes Gefallen fanden, so konnten sie neben ihrem eigentlichen Studium auch noch das philologische betreiben, sich Prüfungen für Lehrämter unterziehen, sich um die Präzeptorate und Professorate an den Lateinschulen, Gymnasien und Seminaren bewerben. So kam es, daß die Lehrer dieser Anstalten Theologen waren, und daß sich der Uebertritt aus dem einen Beruf in den anderen ohne Schwierigkeit vollstrecken ließ, wofür uns die Lebensgeschichte Gustav Schwabs ein Beispiel gegeben hat. Unter diesen unnatürlichen und ungesunden Verhältnissen mußte die philologische Wissenschaft als solche notwendig leiden. Während im Lande die Jugend ein ungewöhnliches Maß klassischer Bildung einsog und es tüchtige humanistische Schulmänner in Menge gab, erwarben sich damals in diesem Fache nur wenige Schwaben einen weithin tragenden wissenschaftlichen Namen. Am meisten blühte die Uebersetzungskunst. Der schon als Mitglied des Uhland-Kernerschen Freundeskreises erwähnte Tübinger Universitätsprofessor Gottlieb Lukas Friedrich Tafel, ein tüchtiger Gräzist, der namentlich mancherlei Anregungen für byzantinische Studien gegeben hat, verband sich mit G. Schwab und Christian Nathanael Osiander (1781—1855) aus Kohlberg (O.A. Nürtingen), Professor am Stuttgarter Obergymnasium, zur Herausgabe der griechischen und römischen Prosaiker und Dichter in neuen Uebersetzungen (bei J. B. Metzler in Stuttgart). Osiander selbst nahm wichtige Teile der Uebertragung auf sich. Der bedeutendste unter den schwäbischen Uebersetzern aus dem klassischen Altertume war der zu Krefeld von württembergischen Eltern geborene, seiner Erziehung und seinem

Wirken nach Württemberg angehörige Christian Donner (1799 bis 1875). Er versah Professuren an den Obergymnasien Ellwangen und Stuttgart, ließ sich jedoch schon 1852 pensionieren. Von seinem Lehrer Conz und von Voß angeregt, übertrug er noch als Student Juvenal und Persius, später Camoens' Lusiaden und 1838/9 Sophokles' Dramen, seine oftmals aufgelegte, durch philologische Genauigkeit und sprachlich-poetische Vorzüge gleichermaßen ausgezeichnete Hauptschöpfung, auf die sich sein Anspruch auf Nachruhm gründet. Er ließ noch Euripides, Aeschylos, Ilias und Odyssee, Pindar, Aristophanes, Terenz, Plautus, Quintus Smyrnäus nachfolgen, erreichte indessen mit allen diesen Leistungen nicht mehr ganz die Höhe seines Sophokles. Friedrich Schnitzer (1805—1874) aus Münsingen, zuletzt Professor am Heilbronner Obergymnasium, freisinniger Politiker, Parlamentarier und eine Zeit lang Beobachtersredakteur, lieferte Uebersetzungen griechischer Autoren, namentlich des Aristophanes, und wirkte auch sonst als Schriftsteller in den verschiedensten Fächern. Von dem hervorragenden Anteil, den einzelne Dichter, wie Adolf Schöll, Eduard Eyth, an den Uebertragungen aus dem klassischen Altertume gehabt haben, ist schon in früheren Kapiteln die Rede gewesen. August Friedrich Pauly (1796—1845) aus Benningen (O.A. Ludwigsburg), Professor am Stuttgarter Obergymnasium, beschränkte sich nicht auf Ausgaben und Uebersetzungen von Klassikern und auf Schulbücher, sondern nahm 1837 ein großes Werk in Angriff, die „Real-Encyclopädie der classischen Alterthumswissenschaft“, die nach seinem Tode von den Professoren Walz und Teuffel vollendet worden ist.

Der erste württembergische Philologe, der dies ausschließlich und nicht zugleich Theologe war, Christoph Ziegler (1814—1888) aus Ulm, ein Schüler Gottfried Hermanns in Leipzig, Professor am Obergymnasium in Stuttgart, zeichnete sich durch kritische Ausgaben des Theokrit und anderer griechischen Poeten und durch seine illustrierte Topographie von Rom aus, mit welchem Werk er ein von allen Seiten als vorzüglich anerkanntes Anschauungsmittel für den Unterricht schuf. Allmählich wurde auch auf der Landeshochschule die Philologie aus den Banden der Theologie erlöst. Der ordentliche Professor Christian Walz (1802—1857) aus Münk-

lingen (O.A. Leonberg) erwarb sich in dieser Hinsicht entschiedene Verdienste. Selbst hauptsächlich mit litterarischen Arbeiten über antike Kunst und Mythologie beschäftigt, brachte er in Tübingen die archäologischen Studien in Aufschwung. Weit größeren, ja für Jahrzehnte bestimmenden Einfluß auf die Entwicklung des Humanismus im Lande gewann der bedeutendste württembergische Philologe der Neuzeit, Wilhelm Teuffel (1820—1878) aus Ludwigsburg, Universitätsprofessor in Tübingen, dessen Vorlesungen und Seminarübungen den Zweck verfolgten und erreichten, tüchtige praktische Schulmänner von wissenschaftlicher Bildung zu erziehen. Als Schriftsteller hat er in der seit 1870 wiederholt aufgelegten „Geschichte der Römischen Literatur" ein Werk von bleibendem Werte geschaffen, um das sich Ausgaben von Aristophanes' Wolken und Aeschylos' Persern, Arbeiten zu Horaz und 1871 zu einem Sammelbande vereinigte litterarhistorische Studien und Charakteristiken gruppieren.

Aus der stattlichen Schar derjenigen württembergischen Philologen, welche in erster Linie als Pädagogen gewirkt und mit ihren litterarischen Leistungen die Bedürfnisse der Schule berücksichtigt haben, seien zunächst die beiden Stuttgarter Gymnasialrektoren und Prälaten Ludwig Roth (1790—1868) aus Stuttgart und Karl Adolf Schmid (1804—1887) aus Ebingen (O.A. Balingen) herausgegriffen. Ersterer schrieb eine ausgezeichnete Gymnasialpädagogik (1865) und bei der Jugend beliebte Lesebücher über die griechische und römische Geschichte. Mit außerordentlichem Nachdrucke trat für die Bedeutung des klassischen Unterrichtes der als Ephorus am Maulbronner Seminar verstorbene Wilhelm Bäumlein (1797 bis 1865) aus Langenburg ein, der über die griechische Partikellehre grundlegende Untersuchungen angestellt, eine gute griechische Schulgrammatik (1856) geliefert und sich an der Lösung der Homerischen Frage im unitarischen Sinne beteiligt hat. Als Latinisten thaten sich Hofrat Karl Süpfle (1799—1871) aus Obertürkheim (O.A. Cannstatt), Professor am Karlsruher Lyceum, und Franz Xaver Allgayer (1810—1885) aus Faßmacher (O.A. Waldsee), Gymnasialrektor in Ehingen, später katholischer Pfarrer in Kocherthürn (O.A. Neckarsulm), hervor.

Auch gegenwärtig wirken in Tübingen wie an auswärtigen Universitäten als ordentliche Professoren der klassischen Philologie verschiedene Württemberger, an die sich eine Anzahl Gymnasiallehrer mit tüchtigen gelehrten Leistungen anreihen. Die Humanisten im Lande besitzen an dem 1854 in's Leben gerufenen „Correspondenz-Blatt für die Gelehrten- und Realschulen Württembergs" ein mit den Realisten gemeinsames Zentralorgan für ihre wissenschaftlichen und praktischen Interessen.

Unter den württembergischen Orientalisten zieht zunächst Julius Mohl (1800—1876) aus Stuttgart die Aufmerksamkeit auf sich. Jung nach Paris gekommen, verbrachte er, zuletzt Präsident der Société asiatique und Professor am Collège de France, dort sein langes Leben und machte seinen vornehmen Salon zu einem beliebten Sammelpunkte für Gelehrte, Schöngeister, Politiker. Der bedeutende und in hohem Ansehen stehende Mann glänzte hauptsächlich im Persischen. Er gab Firdusis Königsbuch heraus, regte mancherlei litterarische Unternehmungen an, förderte Entdeckungsreisen. Die von ihm 1841/66 erstatteten Jahresberichte der asiatischen Gesellschaft bilden unerschöpfliche Fundgruben für die gesamte orientalische Litteratur. Als hervorragende Kenner der altindischen Sprache und Poesie, Religion und Kultur genossen europäischen Ruf Rudolf Roth (1821—1895) aus Stuttgart, Professor und Oberbibliothekar in Tübingen, der mit Böhtlingk das gewaltige Petersburger Sanskritwörterbuch herausgegeben hat, und der als Universitätsprofessor in München verstorbene Martin Haug (1827—1876), ein Bauernsohn aus Ostdorf (O.A. Balingen). Gleichfalls an der Münchener Hochschule wirkte zuletzt als Professor für semitische Sprachen Ernst Trumpp (1828—1885) aus Ilsfeld (O.A. Besigheim), der sich früher viele Jahre als Missionar und Gelehrter in Indien aufgehalten hatte. Er erwarb sich um die neuindische Philologie unvergängliche Verdienste. Ebenso ein paar andere Heidenapostel aus Schwaben: Hermann Mögling (1811 bis 1881) aus Brackenheim und der schon im vierten Kapitel erwähnte Gottfried Weigle leisteten für kanaresische Sprache und Litteratur Vorzügliches, Hermann Gundert (1814—1893) aus Stuttgart schuf grundlegende wissenschaftliche Arbeiten für das Malajalam. Der

Berliner Professor August Dillmann (1823—1894) aus Illingen (O.A. Maulbronn) bewährte sich als ersten Meister des Aethiopischen und erschloß dieses vorher noch dunkle Gebiet durch Veröffentlichung und Uebersetzung von Handschriften, durch Abfassung einer Grammatik und eines Lexikons. Nicht minder Tüchtiges leistete er in der alttestamentlichen Exegese, welches Fach er seit 1869 an der größten deutschen Hochschule vertrat. Der afrikanischen Sprachwissenschaft haben ferner eine Reihe nach diesem Erdteil entsandter Missionare gedient. Von Lebenden sei wenigstens Julius Euting (* 1839 in Stuttgart), Oberbibliothekar und Honorarprofessor an der Universität Straßburg, namhaft gemacht; das Phönizische, Punische, kurz das Altsemitische ist die Spezialität dieses ausgezeichneten Gelehrten.

An der Spitze der württembergischen Romanisten und Germanisten des 19. Jahrhunderts marschiert Ludwig Uhland, der an zwei jüngeren Freunden, den Tübinger Universitätsprofessoren Adelbert Keller (1812—1883) aus Pleidelsheim (O.A. Marbach) und Wilhelm Holland (1822—1891) aus Stuttgart, bewährte Nachfolger gefunden hat, die sich auch beide mit den Werken und dem Nachlasse des Meisters litterarisch beschäftigt haben. Die Teilnahme, die man damals diesen Studien in Württemberg entgegenbrachte, beweist am besten die 1839 von Stuttgarter Gelehrten unternommene Gründung des noch heute blühenden Litterarischen Vereines, der sich die Vervielfältigung von alten Handschriften oder seltenen Drucken zur Aufgabe setzte. Doch erhob er sich erst zu seiner großen Bedeutung, als sein Sitz nach Tübingen verlegt wurde und die Präsidentschaft A. Keller zufiel. Manche Württemberger wirkten an der von dem Vereine veranstalteten Hebung der Sprach- und Kulturschätze mit, so der Historiker Eduard Kausler, der sich auch sonst um die romanische und um die ältere niederländische Litteratur Verdienste erworben hat, der Dichter Eduard von Seckendorff u. s. w. Der bedeutenden germanistischen Leistungen von zwei anderen Schwaben, Moriz Rapp und Adolf Bacmeister, ist schon früher Erwähnung geschehen. Zur Erforschung der altschwäbischen Sprache und Volkskultur trugen ferner der Bonner Universitätsprofessor Anton Birlinger (1834—1891) aus Württemberg (O.A.

Rottenburg), Begründer und Herausgeber der Vierteljahrsschrift Alemannia, und der Dialektdichter Michel Buck viel bei. Gegenwärtig sind verschiedene germanistische Lehrstühle, darunter der Tübinger, mit geborenen Württembergern besetzt.

Dicht an die Sprachwissenschaften grenzt die Litteraturgeschichte, die, wie die historischen Fächer überhaupt, dem Dilettantismus ein weites Feld eröffnet. Es liegt in der Natur der Sache, daß sowohl die Philologen als die Aesthetiker häufig zugleich Litterarhistoriker sind. Aber auch die verschiedensten sonstigen Gelehrten machen gern Ausflüge auf dieses anmutende Gebiet. Man braucht nur an Friedrich Strauß, an Gustav Rümelin zu erinnern. Nicht minder lieben es Dichter, sich mit Kollegen aus alter und neuer Zeit eingehend zu beschäftigen. Die Beispiele hierfür von dem älteren Karl Mayer bis auf die beiden Weitbrecht bieten sich von selbst dar. Das Bündnis zwischen Poesie und Litteraturgeschichte kommt auch in dem blumenreichen Stile zum Ausdrucke, dessen sich viele württembergische Litterarhistoriker, nicht immer zum Vorteile der Sache, befleißigen. Diese wählen begreiflicherweise mit Vorliebe einheimische Größen zum Gegenstand ihrer Studien, einen Schubart, Hölderlin, Uhland, vor allem aber Schiller. Ihm galt die Hauptthätigkeit Wilhelm Vollmers (1828—1887) aus Egelsthal (O.A. Horb), erst Journalisten, dann litterarischen Beraters der Cottaschen Firma in Stuttgart, der unter anderem die Korrespondenz des großen Schwaben mit seinem Verleger Johann Friedrich Cotta erschlossen hat. Der feine, wenn auch etwas weichliche Nachfolger Vischers auf dem Lehrstuhle des Stuttgarter Polytechnikums, Julius Klaiber (1834—1892) aus Schönthal, hat außer seinem schönen Buche „Hölderlin, Hegel und Schelling in ihren schwäbischen Jugendjahren" (1877) nur eine Anzahl kleinerer litterar- und kulturhistorischen Schriften hinterlassen. Mit seinen biographischen Darstellungen schwäbischer Dichter, Schriftsteller und Politiker hat sich Wilhelm Lang (* 1832 zu Tuttlingen), Redakteur am Schwäbischen Merkur, in das Vorderglied der gegenwärtigen deutschen Essaiisten gestellt.

Aesthetische Systeme haben Friedrich Vischer und **Karl Köstlin** (1819—1894) aus Urach, Professor an der Landeshochschule, auf-

gebaut. Letzterer bekennt sich in seiner 1863/9 erschienenen „Aesthetik“ mehr zur formalistischen Richtung. Er war namentlich für Musik begabt, bearbeitete auch den musikalischen Teil des großen Vischerschen Werkes. In die Theorie des Wagnerschen Tondramas drang er mit der höchsten Begeisterung ein. Als Verfasser einer populären Musikgeschichte ist der Gießener Theologieprofessor Heinrich Adolf Köstlin (* 1846 in Tübingen) zu nennen. Unter den württembergischen Kunsthistorikern überragt Ludwig Pfau seine Genossen. Doch haben sich neben ihm manche andere wenigstens in engeren Kreisen Anerkennung erworben, so der schon im vierten Kapitel behandelte Karl Grüneisen, Adolf Haakh (1815—1881) aus Heilbronn, seit 1873 Vorstand des hauptsächlich auf seine Anregung begründeten Museums vaterländischer Kunst- und Altertumsdenkmale in Stuttgart, zugleich philologischer Schriftsteller und Uebersetzer des Polybios, Heinrich Merz (1816—1893) aus Crailsheim, Prälat in Stuttgart, Redakteur des Christlichen Kunstblattes, Ludwig Weisser (1823—1879) aus Unterjettingen (O.A. Herrenberg), Inspektor des Kupferstichkabinettes und Professor an der Kunstschule in Stuttgart, Verfasser des bekannten „Bilderatlas zum Studium der Weltgeschichte“. Einen besonders anziehenden Gegenstand für die württembergischen Kunsthistoriker bildet natürlich die alte Reichsstadt Ulm mit ihrem berühmten Münster. Hier hat sich neben anderen Konrad Dietrich Haßler (1803—1873) aus Altheim (O.A. Ulm), Professor am Ulmer Obergymnasium, später Konservator der vaterländischen Kunst- und Altertumsdenkmale mit dem Titel Oberstudienrat, hervorgethan, ein vielseitig thätiger Mann, der eine Zeit lang auch politisch gewirkt hat. In der katholischen Kirchenkunst zeichnete sich Franz Joseph Schwarz (1821—1885) aus Donzdorf (O.A. Geislingen), zuletzt Stadt- und Stiftspfarrer von Ellwangen, als Kenner, Forscher, Berater und Schriftsteller aus. Er gab neben sonstigen Werken 1857/70 die Zeitschrift „Kirchenschmuck“ und seit 1883 das „Archiv für christliche Kunst“ heraus. An Friedrich Laib (* 1819 zu Oberndorf), Pfarrer in Oedheim (O.A. Neckarsulm), fand er einen leistungsfähigen Mitarbeiter. Der Baukunst im besonderen widmeten ihre schriftstellerische Thätigkeit der schon unter die Dramatiker eingereihte K. A. von Heideloff und eine Reihe

hervorragender Architekten und an Lehranstalten des Landes wirkender Fachmänner.

Den historischen Fächern haben die Württemberger im 19. Jahrhundert besonders eifrige Pflege angedeihen lassen. Weitaus der größte Teil dieser Arbeiten bezieht sich begreiflicherweise auf die schwäbische Heimatkunde. Wie die Dichter jedes irgendwie bemerkenswerte Ereignis der Vergangenheit zu Erzählungen oder Balladen umgewandelt haben, so haben die Gelehrten keinen Winkel des Landes, keinen Abschnitt seiner Geschichte unerforscht und unerhellt gelassen. Es ist nicht zu leugnen, daß durch die württembergische Geschichtschreibung teilweise ein dilettantischer, ein autodidaktischer Zug geht. Die Zahl der systematisch gebildeten Historiker ist verhältnismäßig klein gewesen; erst in den letzten Jahren hat die Landeshochschule begonnen, einen Stamm strenge wissenschaftlich geschulter Kräfte groß zu ziehen. Neben den Fachmännern haben sich Vertreter der verschiedensten Fakultäten und Berufsarten den historischen Studien zugewandt. Die Landpfarrer, durch ihre jeweiligen Aufenthaltsorte zu lokalen Untersuchungen angeregt, spielen auch in diesem Wissensgebiet eine wichtige Rolle. Obgleich ihren nicht immer durch Exaktheit ausgezeichneten Forschungen nur in Ausnahmefällen selbständige Bedeutung zukommt, so liefern sie doch vielfach brauchbare Bausteine zu umfassenderen Werken und tragen nicht wenig dazu bei, in weitesten Kreisen Teilnahme für die Landesgeschichte zu wecken. Unter allen Umständen muß die gewaltige Summe von Bienenfleiß, die im Laufe des Jahrhunderts auf die württembergische Landeskunde verwendet worden ist, aufrichtig bewundert werden.

Einen Markstein in der Entwicklung der württembergischen Geschichtstudien bildet die 1820 erfolgte Errichtung des K. Statistisch-Topographischen Büreaus, das sich seit 1885 K. Statistisches Landesamt nennt. 1822 wurde im Anschlusse daran der Verein für Vaterlandskunde begründet, der sich 1856 völlig mit dem Büreau verschmolz. Die Seele dieser neuen Organisationen war der wackere Johann Daniel Georg Memminger (1773—1840) aus Tübingen, Präzeptor an der Cannstatter Lateinschule, dann geschäftführendes Mitglied des statistisch-topographischen Büreaus, zuletzt mit dem

Titel eines Oberfinanzrates. Auf eigene Faust hatte er eine Anzahl großer Unternehmungen in's Leben gerufen, die dann auf das Institut übergingen. Nachdem er sich schon vorher durch geschichtliche und geographische Aufsätze sowie Monographien über Cannstatt, Stuttgart und Ludwigsburg bekannt gemacht hatte, ließ er seit 1818 ein der Landeskunde im weitesten Umfange gewidmetes „Württembergisches Jahrbuch" erscheinen, das 1822 zu den „Würtembergischen Jahrbüchern für vaterländische Geschichte, Geographie, Statistik und Topographie" erweitert, seit 1839 vom statistisch-topographischen Büreau herausgegeben wurde und unter dem Namen „Württembergische Jahrbücher für Statistik und Landeskunde" noch heute blüht. Memmingers zusammenfassende Landesbeschreibung von 1820 (zweite Auflage 1823) wurde durch das statistisch-topographische Büreau 1841, 1863 und 1882/6 neu bearbeitet, zuletzt als umfangreiches Werk in drei Bänden und fünf Büchern, „Das Königreich Württemberg. Eine Beschreibung von Land, Volk und Staat" betitelt. 1824 nahm Memminger im amtlichen Auftrage die Einzelbeschreibung sämtlicher vierundsechzig Oberämter des Landes in Angriff. 1886 war das Riesenwerk zu Ende geführt; doch bald stellte sich das Bedürfnis heraus, die Oberamtsbeschreibungen in erweiterter, den modernen Bedürfnissen entsprechender Gestalt neu zu edieren, womit man 1893 begann. Es würde zu weit führen, alle die Gehilfen und Nachfolger Memmingers, alle die Mitarbeiter des Büreaus, dem Männer wie Gustav Rümelin vorstanden, einzeln aufzuzählen. Sie sind vielfach mit den Gelehrten identisch, welche ihrer selbständigen historiographischen Leistungen wegen im Verlaufe dieses Abschnittes noch besprochen werden sollen. Gegenwärtig leitet die historische Sektion des statistischen Landesamtes Oberstudienrat Julius Hartmann (* 1836 zu Neustadt im O.A. Neckarsulm), der als Schriftsteller fast alle Felder der Landeskunde einschließlich Kirchen- und Litteraturgeschichte angebaut hat.

Starke Stützen gewannen die historischen Bestrebungen im Land an den allmählich in großer Anzahl entstandenen Vereinen, die durch Vorträge und regelmäßige oder zwanglose Zeitschriften und Publikationen das Interesse und Verständnis für die geschichtlichen Studien förderten. Der archäologische Verein in Rottweil

eröffnete 1832 den Reigen, 1842 folgte der Verein für Kunst und Altertum in Ulm und Oberschwaben, 1843 der württembergische Altertumsverein in Stuttgart nach. 1847 trat der historische Verein für das württembergische Franken, 1868 der Verein für Geschichte des Bodensees und seiner Umgebung in's Dasein. Das Zabergäu, das Murrthal, der Sülchgau, Heilbronn, Reutlingen, Cannstatt, Ludwigsburg und andere Städte brachten es im Laufe der Zeit ebenfalls zu eigenen historischen Vereinen.

Im Jahr 1878 erstand, lange gehegten Wünschen entsprechend, in den „Württembergischen Vierteljahrsheften für Landesgeschichte“ ein vom statistisch-topographischen Büreau gemeinsam mit dem württembergischen und Ulmer Altertumsvereine herausgegebenes Zentralorgan. 1891 geschah durch Begründung einer staatlichen „Württembergischen Kommission für Landesgeschichte“ ein weiterer bedeutsamer Schritt. Diese, mit ansehnlichen Mitteln arbeitend, hat sich die planmäßige Durchforschung, Erhaltung und Registrierung der Gemeinde- und Privatarchive zur Aufgabe gesetzt, hat mit der Publikation von städtischen Urkundenbüchern und sonstigen großen Quellenwerken begonnen und hat an Stelle des statistischen Landesamtes seit 1892 die Herausgabe der neuen Folge der Württembergischen Vierteljahrshefte für Landesgeschichte gemeinsam mit einigen größeren Altertumsvereinen übernommen. Nebenher geht ein anderes gewaltiges Unternehmen: ein „Wirtembergisches Urkundenbuch“, seit 1849 von dem gegenwärtig unter Direktor August Schloßbergers Leitung stehenden K. Staatsarchiv in Stuttgart ediert. Die drei ersten Bände besorgte Eduard Kausler (1801—1873) aus Winnenden (O.A. Waiblingen), Vizedirektor an der genannten Behörde, die folgenden Geheimer Archivrat Paul Stälin (* 1840 in Stuttgart). Seit 1884 erscheinen ferner Neujahrsblätter, Monographien zur schwäbischen Landeskunde enthaltend, für die auch die großen Tageszeitungen in ihren Beilagen und Feuilletons Ersprießliches leisten. Endlich bilden Nachbarorgane, wie die „Alemannia“, die „Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins“, das „Freiburger Diöcesan-Archiv“, weitere Fundorte für württembergische Geschichts- und Altertumswissenschaft.

Zusammenfassende Darstellungen der württembergischen Ge-

schichte wurden im 19. Jahrhundert wiederholt gegeben. So von Karl Pfaff (1795—1866) aus Stuttgart, langjährigem Konrektor an der Lateinschule zu Eßlingen, der auch den Eßlinger Liederkranz, dann den schwäbischen, zuletzt den deutschen Sängerbund mitbegründen half und überall in leitenden Stellungen und als Festredner mit feuerigem Eifer den idealen Bestrebungen des deutschen Männergesanges diente, darin ein wichtiges Mittel für Stärkung des nationalen Gedankens und Volksbildung erblickend. Der einheimischen Geschichte widmete Pfaff, der Sohn eines Archivars, frühzeitig Teilnahme. Er trug aus den Archiven ungemein reichhaltige Materialiensammlungen zusammen, die auf die öffentliche Bibliothek in Stuttgart übergegangen sind. 1818/20 erschien in zwei Bänden und vier Teilen Pfaffs bis auf seine Zeit herabgeführte „Geschichte Wirtenbergs", die, gründlich umgestaltet, 1839 als „Geschichte des Fürstenhauses und Landes Wirtemberg" in drei Teilen und vier Bänden neu ausgegeben wurde. Das verständige, fleißige, so weit möglich, aus primären Quellen geschöpfte Werk erhebt sich nirgends zu lebendiger Darstellungskunst. Außerdem hat Pfaff eine lange Reihe teils mehr gelehrter, teils mehr populärer Arbeiten aus dem Bereiche der Landesgeschichte veröffentlicht, darunter Spezialgeschichten der Reichsstadt Eßlingen (1840/52) und der Stadt Stuttgart (1845/6). Das Hauptwerk Pfaffs wurde in Schatten gestellt durch eine vierteilige, leider nur bis zum Jahr 1593 reichende „Wirtembergische Geschichte" (1841/73) von dem als Direktor der öffentlichen Bibliothek in Stuttgart verstorbenen Christoph Friedrich Stälin (1805—1873) aus Calw, einer im Lande maßgebenden und darüber hinaus anerkannten Autorität in seinem Spezialfache. Gründlich, sorgsam und zuverlässig in der Forschung, besonnen und scharfsinnig im Urteil, hat Stälin seine Aufgabe möglichst weit gefaßt: auf der breiten Grundlage der allgemein schwäbischen Geschichte baut er die württembergische auf und verliert ihren Zusammenhang mit den Ereignissen im weiteren deutschen Vaterlande niemals aus den Augen; über die politischen Verhältnisse hinaus bringt er in alle Gebiete der Kultur ein und führt sie der Reihe nach dem Leser vor. Seine Leistung wird für alle Zeiten Fachkreisen ein unentbehrliches Hilfsmittel bleiben. Eine neue streng

wissenschaftliche „Geschichte Württembergs" hat Paul Stälin, der Sohn Chr. Fr. Stälins, 1882 begonnen, während die aus verschiedenen Federn geflossene, wenig zuverlässige „Illustrirte Geschichte von Württemberg" (1886) ausschließlich populäre Zwecke verfolgt und die jüngste „Württembergische Geschichte" (1897) von Archivrat Eugen Schneider (* 1854 zu Stuttgart) die Ergebnisse gelehrter Forschung weiteren Kreisen von Gebildeten übermittelt.

An die Gesamtdarstellungen reihen sich zahllose Werke über einzelne zeitlich und mehr noch räumlich begrenzte Abschnitte der württembergischen oder schwäbischen Geschichte an, wovon nur weniges hervorgehoben werden kann. Ludwig Friedrich Heyd (1792—1842) aus Bissingen (O.A. Ludwigsburg), Stadtpfarrer in Markgröningen, behandelte „Ulrich, Herzog zu Württemberg" (1841/4) in drei Bänden auf gediegene, tüchtiges Quellenstudium verratende Weise. Dem schwäbischen Städtewesen widmete Karl Jäger (1794—1842) aus Cannstatt, zuletzt Pfarrer in Münchingen (O.A. Leonberg), gründliche Untersuchungen, deren Ergebnisse in einer zweibändigen „Geschichte der Stadt Heilbronn und ihres ehemaligen Gebietes" (1828) und in einem ausführlichen Buch über „Ulms Verfassungs, bürgerliches und commercielles Leben im Mittelalter" (1831) niedergelegt sind. In die Geschichte Tübingens teilten sich der schon im siebenten Kapitel erwähnte Max Eifert und Karl Klüpfel (1849) so, daß ersterer die der Stadt, letzterer die der Universität auf sich nahm. Klüpfel (1810—1894) aus Darmsheim (O.A. Böblingen), Tübinger Universitätsbibliothekar, hat sonstige wertvolle Beiträge zur schwäbischen und deutschen Geschichte geliefert und eine treffliche Biographie seines um die württembergische Landeskunde ja gleichfalls verdienten Schwiegervaters Gustav Schwab 1858 verfaßt. Anziehende Gegenstände für die Forschung bildeten neben den Ortsgeschichten die Klostergeschichten. Auch die Herrenhäuser auf württembergischem Boden, besonders das Hohenlohische, haben die Federn der Historiographen in Bewegung gesetzt. Ebenso fand die württembergische Kulturgeschichte in allen Teilen zahlreiche Bearbeiter. Die Autoren über schwäbische Kirchen- und Litteraturgeschichte sind schon in früheren Abschnitten erwähnt worden, die über württembergische Rechtsgeschichte werden unter den Juristen

ihren Platz finden. Schließlich sind auch manche für einheimische Geschichte und Kulturgeschichte wertvolle Memoirenwerke von Württembergern verfaßt worden, so von Johann Gottfried Pahl, Ludwig Reyscher und anderen.

Die Altertumswissenschaft im engeren Sinne hat bis auf die jüngste Zeit in Schwaben zahlreiche Kräfte in Anspruch genommen. Die Untersuchungen und Ausgrabungen erstreckten sich fast gleichmäßig auf die prähistorische, altgermanische, römische Epoche, und Fundberichte darüber in Form von zusammenhängenden Einzelwerken, Publikationen oder Aufsätzen bereicherten die historische Litteratur. Es sei nur an Namen wie Adolf Bacmeister oder die beiden Eduard Paulus erinnert. Hier machte sich hauptsächlich die Wirksamkeit der Altertumsvereine, daneben auch die des Anthropologischen Vereines mit seinen Fundberichten fühlbar. Die Erforschung der römischen Heerstraßen, Grenzwälle, Kastelle spielt eine besonders wichtige Rolle. Epigraphische Arbeiten gehen Hand in Hand mit der Archäologie. Enge berührt sich diese ferner mit der Kunstgeschichte, und das Studium der prähistorischen Altertümer führt zur Naturgeschichte, das der germanischen zur Germanistik, das der römischen zur klassischen Philologie hinüber.

Manche von den Historiographen, deren Spezialität die württembergische Geschichte bildet, haben gelegentlich auch andere Stoffe behandelt. Ausschließlich oder doch vorwiegend war dies bei einer Anzahl weiterer Gelehrten der Fall. Eine allgemeine Weltgeschichte auf Grund seiner Vorlesungen begann der Tübinger Professor Karl Haug (1795—1869) aus Stuttgart, ein beliebter Dozent, der leider vor dem Druck eine fast unüberwindliche Scheu hatte und deshalb auch sein Werk nicht über zwei Hefte hinausbrachte. Von Ludwig Bauers Weltgeschichte, von Zimmermanns zahlreichen Arbeiten ist früher schon die Rede gewesen. Der Tübinger Gymnasialprofessor Wilhelm Müller (1820—1892) aus Giengen (O.A. Heidenheim) verfaßte 1860 ein in württembergischen Schulen viel gebrauchtes historisches Lehrbuch und in der Folge eine fast endlose Reihe aus sekundären Quellen geschöpfter, aber mit Fleiß und Geschick kompilierter und darum gerne gelesener Werke meist über neueste Geschichte, darunter eine seit 1867 jährlich wiederkehrende

„Politische Geschichte der Gegenwart“, d. h. des jüngst abgelaufenen Jahres.

Zu frühe wurden dem Leben und der Wissenschaft Albert Schwegler und die beiden Vettern Abel entrissen. Schwegler (1819 bis 1857) aus Michelbach (O.A. Gaildorf), außerordentlicher Professor für römische Litteratur und Altertümer in Tübingen, ursprünglich Theologe, hat sich auf verschiedenen Gebieten hervorgethan. Er schrieb theologische Bücher, namentlich über das Urchristentum, gab 1843/8 die bedeutsamen „Jahrbücher der Gegenwart“ heraus, veröffentlichte 1847 seine ungemein erfolgreiche „Geschichte der Philosophie im Umriß“. Ein unvergängliches Denkmal errichtete er sich vollends durch seine gewaltige, die Ueberlieferung mit überlegenem Scharfsinne zergliedernde Römische Geschichte, deren erster starker Band (1853) die Königszeit umfaßt, während der zweite (erster Teil 1856, zweiter aus dem Nachlaß 1858) die Geschichte der Republik bis zur Licinischen Gesetzgebung herabführt. Mitten in der Arbeit erlag der Gelehrte, der seiner geistigen Riesenkraft das Aeußerste zugemutet hatte. Otto Abel (1824—1854) aus Reichenbach (O.A. Freudenstadt), Privatdozent in Bonn, führte sich mit einem Werk über Makedonien vor König Philipp (1847) ein und wandte sich dann der Geschichte der Hohenstaufen zu, während Sigurd Abel (1837—1873), außerordentlicher Professor in Gießen, 1866 den ersten schätzenswerten Band einer Geschichte Karls des Großen erscheinen ließ. Von der Kirchengeschichte ausgehend, drang Julius Weizsäcker (1828—1889) aus Oehringen, der Reihe nach Professor an den Universitäten Erlangen, Tübingen, Straßburg, Göttingen und Berlin, tief in die Erforschung des Mittelalters ein. Ein anregender Lehrer, der den Schwerpunkt seiner Thätigkeit in das Seminar verlegte, opferte er seine ganze übrige Zeit der mühevollen, die exakteste und minutiöseste Arbeit erfordernden Edition der Reichstagsakten, worüber er zu keinem größeren Werke darstellender Art kam. Friedrich Wurm (1803 bis 1859) aus Blaubeuren, Professor der Geschichte am Hamburger Gymnasium, beschäftigte sich hauptsächlich mit hanseatischer Geschichte sowie mit Handelspolitik und Seerecht, worin er eine anerkannte Autorität war, ergriff aber auch als Publizist zu den verschiedensten

Zeitfragen das Wort. Hermann Reuchlin (1810—1873) aus Markgröningen (O.A. Ludwigsburg), Pfarrer in Pfrondorf (O.A. Tübingen), seit 1857 Schriftsteller in Stuttgart, erkor sich die italienische und französische Geschichte und Kirchengeschichte zum Arbeitsfelde. Sein inhaltlich wertvolles, umfassendes Hauptwerk über Italien bis zur Gegenwart leidet unter mangelhafter Darstellung. In die Gegenwart fallen mit ihrem Wirken Oskar Jäger (* 1830 zu Stuttgart) und Gottlob Egelhaaf (* 1848 zu Gerabronn), beide Gymnasialdirektoren, dieser zu Stuttgart, jener zu Köln, beide als fruchtbare Schriftsteller fast in alle Kulturperioden hineingreifend. Von Jäger erfreut sich eine vierbändige Weltgeschichte großer Beliebtheit. Egelhaafs Hauptwerke gehören dem deutschen Reformationszeitalter an.

Als Kulturhistoriker verrät außer Johannes Scherr der Hohenloher Karl Julius Weber (1767—1832) aus Langenburg viel Eigenart. Nach Vollendung seiner juristischen Studien war er einige Jahre Hofmeister im Waadtland, wo er sich in die Litteratur und encyklopädische Philosophie der Franzosen versenkte, und stand dann von 1792 bis 1802 in gräflich Erbach-Schönbergischem Dienste, zuerst als Privatsekretär beim Grafen Christian, dann unter dessen Bruder als Hof- und Regierungsrat zu König im Odenwalde. Nachdem er noch kurze Zeit die Stelle eines Reisebegleiters beim jungen Grafen von Isenburg-Büdingen versehen hatte, führte er fortan als Privatmann bei einer verheirateten Schwester an verschiedenen württembergisch-fränkischen Orten ein zurückgezogenes Litteratenleben, das nur durch Reisen und 1820 bis 1824 durch Zugehörigkeit zur württembergischen Abgeordnetenkammer unterbrochen wurde. Webers umfangreiche Werke gehören alle seiner letzten Periode an. Er selbst gab heraus: „Die Möncherei oder geschichtliche Darstellung der Klosterwelt und ihres Geistes“ (1818/20), „Das Ritter-Wesen und die Templer, Johanniter und Marianer oder Deutsch-Ordens-Ritter insbesondere“ (1822/4), „Deutschland oder Briefe eines in Deutschland reisenden Deutschen“ (1826/8). Aus seinem Nachlaß erschienen fünf Bände „Dymokritos (später: Demokritos) oder hinterlassene Papiere eines lachenden Philosophen“ (1832/5), und 1834/45 wurden die angeführten Hauptwerke mit

einer ungedruckten Geschichte des Papsttumes und der Päpste in drei Teilen und einigen kleineren Schriften zu einer dreißigbändigen Gesamtausgabe vereinigt. Die Geschichtwerke Webers sind, als solche betrachtet, stark anfechtbar. Sie tragen ein durchaus subjektives Gepräge, und namentlich in der Verspottung des Papsttumes, des Mönchwesens und der gesamten katholischen Hierarchie kann sich der Autor gar nicht genug thun. Er giebt weniger eigentliche historische Darstellung als lose aneinander gereihte Schilderungen und Betrachtungen, durch zahllose Geschichtchen illustriert, nicht im trocken wissenschaftlichen Stile, sondern im angenehmen Plaudertone des Feuilletonisten. Er trägt ein ungeheueres Material von allen Seiten zusammen. Die Belesenheit Webers, der selbst im Besitz einer Riesenbibliothek gewesen ist, erregt das höchste Erstaunen. Dabei bewährt er sich als einen Mann von reifem Urteile, dessen umfassende Bildung freilich noch von der Aufklärungsperiode herrührt. So erhalten wir vielfach gelungene Kulturgemälde auf breitester Grundlage. Sein Werk über Deutschland gehört zu den vielseitigsten und unterhaltendsten Reiseschriften jener Zeit. Indessen hat von allen seinen Erzeugnissen der — übrigens nicht ganz vollendete — Demokrit den lebhaftesten Beifall gefunden und wird, durch zahlreiche Neuausgaben verbreitet, noch heutzutage viel gelesen, während die kulturhistorischen Schriften Webers so ziemlich vergessen sind. Der Verfasser wollte eigentlich eine Philosophie des Lächerlichen damit geben, erweiterte aber den ursprünglichen Plan zu einer förmlichen feuilletonistischen Encyklopädie, worin er in zwangloser Form und ohne streng logischen Zusammenhang schlechtweg über alles plaudert, was sich irgendwie auf das praktische Leben oder die Aesthetik bezieht. Er zeigt sich unerschöpflich an witzigen Einfällen, geistreichen Wendungen, spickt seine Darstellung mit Zitaten aus den Litteraturen aller Völker und Zeiten, tischt zahllose Anekdoten auf, die leider nur einen starken Hang zur Zote verraten, bietet aber auch eine Fülle von Lebensweisheit in leichter Form. Oft wird er freilich gesucht, und seine Schwatzhaftigkeit ermüdet auf die Dauer. Man braucht aber auch sein Werk nicht als Ganzes zu nehmen; in kleinen Portionen genossen, wirkt es noch immer erheiternd.

Als katholische Historiker sind hauptsächlich zwei Konvertiten namhaft zu machen: August Friedrich Gfrörer (1803—1861) aus Calw, Bibliothekar in Stuttgart, dann Universitätsprofessor in Freiburg i. Br., und Wilhelm Binder (1810—1876) aus Weinsberg, Professor der Staatswissenschaften in Wien, später Herausgeber der Realencyklopädie für das katholische Deutschland in Augsburg. Eine Geschichte Gustav Adolfs (1837) war die wichtigste Leistung des glänzend begabten, aber in wissenschaftlicher Hinsicht nicht immer gewissenhaften Gfrörer. Unter den Lebenden ragt Franz Binder (* 1828 zu Ertingen im O.A. Riedlingen), seit 1857 Redakteur der einflußreichen „Historisch-politischen Blätter für das katholische Deutschland" in München, hervor.

Von Militärschriftstellern beeinflußten Franz Kausler (1794 bis 1848) aus Stuttgart, Oberst und Lehrer an der Ludwigsburger Kriegsschule, und Generalleutnant Julius Hardegg (1810—1875) aus Ludwigsburg, Kommandant der württembergischen Infanteriedivision und Gouverneur von Stuttgart, die Offiziersbildung ihrer Zeit. Auch im gegenwärtigen württembergischen Offizierskorps fehlt es nicht an Interesse für militärwissenschaftliche Studien, das sich unter anderem in Geschichten der einzelnen Regimenter äußert. Auf die neuere württembergische Kriegsgeschichte beziehen sich auch die meisten Werke Albert Pfisters (* 1839 zu Münster im O.A. Mergentheim), Generalmajors z. D. in Stuttgart.

Als Geographen seien Daniel Völter (1814—1865) aus Metzingen, Professor am Schullehrerseminare zu Eßlingen, auch Kartograph, und Eduard Schwarz (1801—1891) aus Stuttgart, bis 1843 Pfarrer in Botenheim (O.A. Brackenheim), genannt. Manche Mathematiker und Physiker griffen in das Gebiet der Erdbeschreibung über. Viele Reiseschriften legen von dem noch unverminderten Wandertrieb und Forschungsdrange des schwäbischen Stammes Zeugnis ab. Die zahlreichen schwäbischen Missionare spielen hier eine Rolle. Der Afrikareisende Theodor Heuglin (1824 bis 1876) aus Hirschlanden (O.A. Leonberg) schrieb eine Reihe Werke wissenschaftlichen Charakters, die namentlich für die afrikanische Fauna von Wert sind. Auch die Reisebücher des Barons John Wilhelm von Müller (1824—1866) aus Kochersteinsfeld

(O.A. Neckarsulm), der Afrika und Amerika durchquerte, berücksichtigen vorwiegend die Zoologie. Ein anderer Afrikareisender, Karl Mauch (1837—1875) aus Stetten (O.A. Cannstatt), schilderte seine Erlebnisse und Erfahrungen im Inneren von Südafrika. Unter den Reiseschriftstellern über Amerika begegnen wir dem zu Karlsruhe in Schlesien geborenen Herzog Paul von Württemberg (1797—1860). Graf Karl von Waldburg-Zeil-Syrgenstein (1841 bis 1890) aus Neutrauchburg (O.A. Wangen), württembergischer Major, hat seinen Namen durch Nordpol- und Sibirienfahrten und darüber veröffentlichte Werke bekannt gemacht. Derartige Publikationen sind meist für die Naturwissenschaften von nicht geringerer Wichtigkeit wie für die Länder- und Völkerkunde, und umgekehrt sind manche Naturforscher, wie z. B. Ferdinand Hochstetter, Oskar Fraas, zugleich Reisende gewesen. Unter den lebenden Autoren dieses Faches glänzt der schon im neunten Kapitel erwähnte Max Eyth. Ein Verein für Handelsgeographie fördert im Lande das Interesse an diesen Wissenszweigen durch Vorträge und Jahresberichte.

Auch eine Musterung der aus Württemberg hervorgegangenen Rechtsgelehrten, Staatswissenschaftler und Nationalökonomen liefert ein erfreuliches Ergebnis. Zu den scharfsinnigsten und geistesklarsten deutschen Juristen des Jahrhunderts gehört Karl Georg von Wächter (1797—1880) aus Marbach, Professor in Tübingen, dann in Leipzig, hierauf wieder in Tübingen und Universitätskanzler, dazwischen, 1839 bis 1849, Präsident der württembergischen Abgeordnetenkammer, 1851 Präsident des Oberappellationsgerichtes in Lübeck, seit 1852 abermals Professor in Leipzig, wo er nunmehr eine bleibende Stätte fand, als Pandektist und Kriminalist eine ausgebreitete und gesegnete Lehrthätigkeit entfaltete und zu den höchsten Ehren emporstieg. Er eröffnete seine Schriftstellerlaufbahn mit einem bahnbrechenden „Lehrbuch des römisch-deutschen Strafrechts“ (zwei Bände, 1825/6), dem eine Reihe weiterer, meist kriminalistischer Werke nachfolgten. Seine bedeutendste Leistung war das leider nicht vollendete „Handbuch des im Königreiche Württemberg geltenden Privatrechts“ (zwei Bände in fünf Abteilungen, 1839/51). Um das württembergische Rechtswesen im besonderen erwarb sich ferner Obertribunalrat August Sarwey (1796

bis 1857) aus Weilimdorf (O.A. Leonberg) durch die 1837 erfolgte Begründung und zwanzigjährige Herausgabe einer „Monatschrift für die Justizpflege in Württemberg" große Verdienste. 1858 trat das bis 1882 bestehende „Württembergische Archiv für Recht und Rechtsverwaltung" an die Stelle jenes eingegangenen Organes. Unter den gegenwärtigen juristischen Fachblättern spielen die „Jahrbücher der Württembergischen Rechtspflege" die erste Rolle. Staatsrat Gustav Mandry (* 1832 in Waldsee), Professor in Tübingen, möge als litterarischer Vertreter der gegenwärtigen württembergischen Jurisprudenz hervorgehoben sein.

Koryphäen des Staatsrechtes waren neben Paul Pfizer Robert Mohl (1799—1875) aus Stuttgart und Ludwig Reyscher (1802 bis 1880) aus Unterriexingen (O.A. Vaihingen). Nach zwanzigjähriger Wirksamkeit als Professor an der Tübinger staatswirtschaftlichen Fakultät wegen seiner freimütigen Kritik des herrschenden Verwaltungssystemes von der württembergischen Regierung gemaßregelt und zur Strafe auf eine Regierungsratsstelle nach Ulm versetzt, nahm Mohl seine Entlassung, folgte 1847 einem Rufe nach Heidelberg, saß 1848 im Frankfurter Parlament und versah das Reichsjustizministerium, wurde 1861 badischer Gesandter beim Bundestag, 1867 in München, 1871 Präsident der Oberrechnungskammer in Karlsruhe und starb in Berlin während Ausübung eines Mandates zum Reichstage. Der vielgewandte Staatsrechtslehrer, Politiker und Diplomat verfügte nicht nur über reiches Wissen und ungewöhnliche Belesenheit, sondern auch über seltene Kenntnis der Menschen und des Lebens. Ueberall räumte er in seinen Schriften der Praxis weitgehende Berücksichtigung ein. Dabei war er geistvoll in der Auffassung, selbständig und entschieden in der Meinungsabgabe, scharfsinnig in der Kritik, die seine besondere Stärke bildete. Unter seinen Jugendwerken erregt ein Verfassungsrecht der Vereinigten Staaten von Nordamerika großes Interesse. In seinem zweiteiligen Staatsrechte des Königreichs Württemberg (1829/31) stellte er ein anerkanntes Vorbild für Behandlung des deutschen Einzelstaatsrechtes hin. Ebenso machte „Die deutsche Polizeiwissenschaft nach den Grundsätzen des Rechtsstaates" (1832) Epoche. Zwei große, je dreibändige Sammelwerke, „Geschichte und

Litteratur der Staatswissenschaften in Monographien" (1855/8) und „Staatsrecht, Völkerrecht und Politik" (1860/9), von denen sich die eine mehr auf die Vergangenheit, die andere mehr auf die Gegenwart bezieht, sind wahrhaft königliche Schatz- und Vorratskammern für alle Zweige der staatswissenschaftlich-politischen Litteratur. Mit frisch geschriebenen „rechtlichen und politischen Erörterungen" über „Das deutsche Reichsstaatsrecht" nahm Robert Mohl Abschied von seinem Volke. Reyscher, der seit 1829 als beliebter Lehrer für deutsche und württembergische Rechtsgeschichte in Tübingen wirkte, teilte mit Mohl das Schicksal, daß er, seiner unabhängigen Haltung im württembergischen Landtage wegen bei der Regierung mißliebig geworden, 1851 seiner Professur entkleidet und als Rat zur Ulmer Kreisregierung versetzt wurde. Als ihm der nötige Urlaub zur Fortsetzung seiner parlamentarischen Thätigkeit verweigert wurde, schied er sofort aus dem Staatsdienst und lebte als Advokat in Stuttgart, seit 1853 in Cannstatt. Als junger Mann rief Reyscher ein bedeutendes litterarisches Unternehmen in's Leben, die „Vollständige, historisch und kritisch bearbeitete Sammlung der württembergischen Gesetze", die er bis 1851 leitete und wofür er die drei ersten Bände, die „Staats-Grund-Gesetze" (1828/30), selbst bearbeitete. An der 1839 von ihm mitbegründeten „Zeitschrift für deutsches Recht und deutsche Rechtswissenschaft" nahm er hervorragenden Anteil. Mit weiteren Schriften über württembergisches Staats- und Privatrecht und sonstigen juristischen Arbeiten wechselten politische. Wie er früher den Absolutismus bekämpft hatte, so widmete er später seine Feder der nationalen Sache, ein eifriger Anhänger der Deutschen Partei, die ihn zum Dank in den ersten deutschen Reichstag entsandte. Endlich hat er auch interessante „Erinnerungen aus alter und neuer Zeit" niedergeschrieben. In Tübingen ist 1844 unter Mitwirkung dortiger Professoren und sonstiger württembergischen Gelehrten die noch heute blühende „Zeitschrift für die gesammte Staatswissenschaft" begründet worden.

Zu den seltenen Geistern, die schöpferische und erfinderische Ideen und Anregungen in reichem Maße nach allen Seiten hin ausgestreut haben, gehört der Nationalökonom Friedrich List. Am 6. August 1789 zu Reutlingen geboren, zum Kameralisten praktisch

ausgebildet, wurde er 1818 von einer Beamtenstelle hinweg auf den Lehrstuhl für Staatspraxis an die neue staatswirtschaftliche Fakultät nach Tübingen berufen. Bald warf er sich ganz der Nationalökonomie in die Arme, zunächst noch ein Anhänger der Smithschen Freihandelstheorie. Als Konsulent des von ihm zum Dasein erweckten Deutschen Handels- und Gewerbevereines arbeitete er für diesen eine an den Bundestag gerichtete Denkschrift aus. Ein Agitator für die deutsche Zolleinigung, geriet er immer tiefer in diese praktischen Interessen und entsagte 1819 seinem Lehramte. Zugleich verfocht er als Politiker mit großer Energie seine freisinnigen Anschauungen, trat 1820 in die Abgeordnetenkammer ein, wurde in eine Kriminaluntersuchung verwickelt, verlor sein Mandat und entzog sich durch Flucht einer zehnmonatlichen Festungsstrafe. Nach mehrjährigem unstäten Leben kehrte List 1824 in die Heimat zurück, ließ sich auf den Hohenasperg bringen, aber schon Januar 1825 zur Auswanderung nach Amerika begnadigen. In der neuen Welt, wo er allerlei praktische Unternehmungen betrieb, als Journalist wirkte, auch Schriften in englischer Sprache veröffentlichte, vollzog sich sein Uebergang zum Schutzzollsystem. 1832 kehrte er als Konsul der Vereinigten Staaten nach Deutschland zurück. Seine großartigen Plane trieben ihn von Ort zu Ort. Er war der unverdrossene Vorkämpfer des deutschen Eisenbahnwesens, dessen volkswirtschaftlichen Nutzen er in Broschüren, ja, in einer besonderen Zeitschrift klarlegte. Er veranlaßte ferner die 1834 unter dem Titel „Staatslexikon" in Erscheinung getretene große Encyklopädie der Staatswissenschaften. Dazwischen verbrachte er einige Jahre in Paris, für große deutsche Zeitungen handelspolitische Berichte schreibend. Ende 1840 gab er sein einziges umfangreicheres Werk, „Das nationale System der politischen Oekonomie", heraus, eine originelle Verteidigung der Theorie der produktiven Kräfte, klar und anziehend geschrieben, wie alles, was von seiner Feder ausgegangen ist. Das oftmals aufgelegte Buch bedeutete einen vollen Erfolg. Ende 1843 begründete List das Zollvereinsblatt, eine namentlich handelspolitischen Interessen dienstbare Wochenschrift, worin er glänzende Proben seiner eigenartigen journalistischen Begabung ablegte. Zwar gewann er einen für einen Privatmann

unerhörten Einfluß auf die öffentliche Meinung, aber die praktischen Erfolge seiner Bestrebungen stellten sich doch nicht in dem erwarteten Maß ein. Es wollte ihm ja nicht einmal gelingen, für sich eine feste Anstellung, für seine Familie ein sicheres Auskommen zu finden. Kampfesmüde und gemütskrank, machte er am 30. November 1846 in der Nähe von Kufstein seinem Leben ein freiwilliges Ende. Dem Toten ward die allgemeine Anerkennung, die man dem Lebenden versagt hatte. Wie man früher in List nur den unruhigen Kopf und Projektenmacher erblickt hatte, so lernte man allmählich an ihm das seiner Zeit vorausgeeilte Genie bewundern, den nationalen Helden und Märtyrer, der mit unermüdlicher Agitationskraft den materiellen Wohlstand seines Volkes vorbereitet und gefördert hat.

Die älteren schwäbischen Nationalökonomen werden von Lists überragender Persönlichkeit völlig beschattet. In dessen Fußstapfen wandelte namentlich Obersteuerrat Moriz Mohl (1802—1888) aus Stuttgart, Mitglied der Frankfurter Nationalversammlung, des Zollparlamentes und des ersten deutschen Reichstages, als Politiker Großdeutscher, als Nationalökonom energischer Kämpe für eine vaterländische Zoll- und Handelspolitik, der in Wort und Schrift der Schutzzollpartei ausgezeichnete Dienste geleistet, zahllose Broschüren über brennende Tagesfragen, wie Münzreform, Eisenbahnsystem, Tabaksmonopol, in die Welt gesandt hat, Wissenschaft und praktische Bedürfnisse eng miteinander verbindend. Seitdem die Deutschen aufgehört haben nur das Volk der Dichter und Denker zu sein, seitdem die geeinte Nation in wirtschaftlicher und sozialer Hinsicht gewaltige Fortschritte gemacht hat, haben sich Umfang und Bedeutung dieses Litteraturzweiges von Jahr zu Jahr gemehrt. Auch viele schwäbische Federn werden für solche praktische Zwecke in Bewegung gesetzt. Insbesondere glänzen als gedankenreiche und anregende Nationalökonomen und Sozialpolitiker Albert Schäffle (* 1831 zu Nürtingen), Professor in Tübingen und Wien, kurze Frist österreichischer Handelsminister, jetzt Privatmann in Stuttgart, und der Berliner Professor Gustav Schmoller (* 1838 zu Heilbronn).

Es möge gestattet sein, einen Gelehrten, der bei seiner großen

geistigen Expansivkraft nicht leicht unter eine bestimmte Rubrik zu bringen ist, den Kanzler Gustav Rümelin (1815—1889) aus Ravensburg, hier einzuschalten, weil er der erste gewesen ist, der in Württemberg der volkswirtschaftlichen Statistik die rechte Geltung verschafft hat. Von Haus aus Theologe, war er der Reihe nach Rektor der Lateinschule in Nürtingen, Abgeordneter zum Frankfurter Parlamente, Professor am Heilbronner Gymnasium, Rat bei der Studienbehörde im Kultministerium, 1856/62 Staatsrat und Departementschef des Kirchen- und Schulwesens, dann Leiter des statistisch-topographischen Büreaus in Stuttgart, seit 1867 Dozent in Tübingen und von 1870 bis an sein Ende gleichzeitig Universitätskanzler. Seine Vorlesungen betrafen Statistik, europäische Staatenkunde, Rechtsphilosophie und Psychologie, und seine wissenschaftlichen Arbeiten dehnten sich noch überdies auf schwäbische Landeskunde im weitesten Sinn und Litteraturgeschichte aus. Sein umfangreichstes Werk, die Shakespearestudien (1866), gehören der zuletzt genannten Gattung an. Rümelin setzt darin an Stelle der ästhetischen die historisch-philologische Betrachtungsweise und tritt den Ausschreitungen des Shakespearekultus entgegen. Sonst beschränkte er sich auf die kleineren Formen des Schrifttumes, auf „Reden und Aufsätze", die, in drei Bänden (1875/94) gesammelt, durch geistvolle Auffassung und feine Darstellungskunst, vor allem aber durch die Rümelin eigentümliche Gabe, die Erscheinungsformen des gesamten Kulturlebens in ihrer geschichtlichen Wirklichkeit zu erfassen, unvergänglichen Wert besitzen.

Ohne daß wir allzu tief in die praktischen Gebiete eindringen wollen, sei doch so viel bemerkt, daß im 19. Jahrhundert auch dem Gewerbe, dem Handel und der Industrie, dem Armen- und Wohlthätigkeitswesen, der Landwirtschaft mit ihren verschiedensten Zweigen, wie Obst- und Weinbau, Vieh-, Geflügel- und Bienenzucht, von den württembergischen Autoren große Aufmerksamkeit geschenkt worden ist. Der Schwerpunkt ruht hier weniger in selbständigen Büchern als in einer großen Anzahl von Fachblättern, an denen sich zahllose Federn beteiligen, die meist von amtlichen Stellen oder Vereinen und Genossenschaften herausgegeben werden. Für die landwirtschaftlichen Bestrebungen im besonderen bilden die

von der Akademie Hohenheim ausgehenden Publikationen und das „Württembergische Wochenblatt für Landwirthschaft" litterarische Mittelpunkte. In der mit der Landwirtschaft nahe verwandten Forstwirtschaft haben verschiedene akademische Lehrer eine fruchtbare litterarische Thätigkeit entfaltet, wie z. B. Oberforstrat Hermann Nördlinger (1818—1897) aus Stuttgart, forstwirtschaftlicher Professor in Hohenheim und Tübingen, der in Untersuchungen über die technischen Eigenschaften der Hölzer, in forstbotanischen und in entomologischen Arbeiten gleich Bedeutendes geleistet hat.

Die Mathematik trat in der ersten Hälfte des Jahrhunderts in Württemberg, ähnlich wie die Philologie, noch häufig in Verbindung mit der Theologie auf. So waren tüchtige Schriftsteller in jenem Fache Prälat Wilhelm Camerer (1763—1847) aus Ohnastetten (O.A. Urach), Rektor des Stuttgarter Gymnasiums, Prälat Karl Friedrich Hauber (1775—1851) aus Schorndorf, Ephorus des Maulbronner Seminares, und Wilhelm Ludwig Christmann (1780 bis 1835) aus Hirsau (O.A. Calw), zuletzt Pfarrer in Heimerdingen (O.A. Leonberg); die beiden ersteren beschäftigten sich hauptsächlich mit Euklid und den alten Mathematikern. Größere Bedeutung kommt Johann Friedrich Pfaff (1765—1825) aus Stuttgart zu, Universitätsprofessor in Helmstädt und Halle, dessen Methode der Differentialgleichung namentlich Epoche gemacht hat. Ludwig Oettinger (1797—1869) aus Edelfingen (O.A. Mergentheim), als Professor der Mathematik an der Universität Freiburg i. Br. verstorben, gehörte der kombinatorischen Schule an und erwarb sich durch scharfsinnige Untersuchungen über Glücksspiele und Staatsanlehen, überhaupt durch Arbeiten aus dem Bereiche der nationalökonomischen Arithmetik Verdienste. Durch vorzügliche geometrische Werke elementarer Natur machte sich Oberstudienrat Christian Heinrich Nagel (1803—1882) aus Stuttgart, Rektor der Ulmer Realanstalt, bekannt. Oberstudienrat Christian Frisch (1807—1881), Rektor der Realanstalt in seiner Vaterstadt Stuttgart, gab sämtliche Werke Keplers und eine Biographie dieses Astronomen heraus. Julius Zech (1821—1864) aus Stuttgart, ordentlicher Professor für Mathematik und Astronomie in Tübingen, erwies sich in seinen

wertvollen astronomischen Schriften namentlich als ausdauernden und geschickten Rechner. Auch Oberstudienrat Christian Dillmann (* 1829 zu Illingen im O.A. Maulbronn), Rektor des Stuttgarter Realgymnasiums und eifriger Vorkämpfer dieser Art von Bildungsstätten, thut sich hauptsächlich als astronomischer Schriftsteller hervor. Außerdem wirken eine Anzahl tüchtiger württembergischen Lehrkräfte gegenwärtig an der Bereicherung dieser fachwissenschaftlichen Litteratur mit, wie es auch im Land an periodischen Publikationen für die mathematischen Disziplinen nicht ganz fehlt.

Das weite Feld der Naturwissenschaften ist in allen seinen Teilen von Württembergern fleißig angebaut worden. Neben der Universitätsstadt, sozusagen der privilegierten Vertreterin jeder Gelehrsamkeit, vereinigte um die Mitte des Jahrhunderts die Residenz in ihrem Bannkreis eine Anzahl Männer, die solche Bestrebungen mit Wärme förderten und zu wissenschaftlichem Ansehen gelangten. Von ihnen wurde 1844 der noch heute blühende „Verein für vaterländische Naturkunde in Württemberg" zum Leben erweckt, der seit 1846 regelmäßige Jahreshefte ausgiebt.

Den ersten Platz unter den schwäbischen Naturforschern nimmt Robert Mayer ein, einer jener großen Entdecker, deren Ruhm die Zeit nicht schmälern, sondern nur vermehren kann. Am 25. November 1814 als Apothekerssohn zu Heilbronn geboren, studierte er in Tübingen Medizin, vollendete seine Ausbildung auf fremden Hochschulen und ließ sich nach Erstehung seiner Examina als praktischer Arzt in seiner Vaterstadt nieder. 1839/41 ging er als Schiffsarzt nach Batavia. Heimgekehrt nahm er seine Praxis wieder auf und behielt sie — mit Unterbrechungen, die zeitweilige Geistesstörungen bedingten — bis zu seinem am 20. März 1878 zu Heilbronn erfolgten Tode bei. Schon auf der Reise nach Java hatte er die außerordentlich wichtige Entdeckung des Prinzipes von der Erhaltung der Energie oder, wie er es später selbst nannte, von der Unzerstörbarkeit der Kraft gemacht. Alle seine Schriften und Abhandlungen, von ihm 1867 als „Die Mechanik der Wärme" gesammelt, galten jener Entdeckung, die er mit Kühnheit und Scharfsinn bis zu den äußersten Konsequenzen verfolgte, deren Priorität er aber auch verteidigen mußte. Nur langsam erzwang er sich An-

erkennung. Indessen wurden ihm, wenn auch spät, doch noch vor seinem Ende die gebührenden Ehren zu teil.

Der älteren Generation gehörte Christoph Heinrich Pfaff (1773 bis 1852) aus Stuttgart an, langjähriger Professor für Physik und Chemie an der Kieler Universität, ein vielseitiger und bedeutender Mann, dessen Wissen sich über das gesamte Gebiet der Naturgeschichte erstreckte. Er verfaßte viele selbständige Schriften und war als Mitarbeiter und Redakteur an allerhand Sammelwerken beteiligt. Er schrieb namentlich über elektrische Erscheinungen, lieferte eine Anzahl analytisch-chemischer Arbeiten, trat auch gegen Goethes Farbenlehre auf. Von Chemikern genoß der Industrielle Karl Reichenbach (1788—1869) aus Stuttgart, als Freiherr zu Leipzig verstorben, Ansehen. Durch die Erfindung und Verteidigung des sogenannten Od, einer namentlich sensitiven Personen zugeschriebenen Naturkraft, machte er sich freilich in der Gelehrtenwelt fast ebenso lächerlich als beim großen Publikum berühmt. Selbständige Wege schlug auch Christian Friedrich Schönbein (1799 bis 1868) aus Metzingen ein, Professor der Chemie in Basel, Entdecker des Ozons und Erfinder der Schießbaumwolle, der zahllose sorgfältige und erfolgreiche chemische Untersuchungen angestellt und in Abhandlungen niedergelegt hat. Der Tübinger Professor Julius Schloßberger (1819—1860) aus Stuttgart schrieb das erste, oft aufgelegte Lehrbuch der organischen Chemie (1850). Auf diesem Gebiete zeichnete sich ferner Eugen Baumann (1846—1896) aus Cannstatt, Professor an der Universität Freiburg i. Br., aus.

Den Reigen der schwäbischen Geologen und Paläontologen eröffnet der schon als Mitglied des Uhland-Kernerschen Freundeskreises namhaft gemachte Obermedizinalrat Georg Jäger. In die Gegenwart herein ragte das Wirken des vielseitig verdienten Direktors des Stuttgarter Naturalienkabinetts, Oskar Fraas (1824—1897) aus Lorch (O.A. Welzheim), der eine Anzahl geognostischer, auch mineralogischer, meist auf Württemberg bezüglicher Werke gelehrter und populärer Art veröffentlichte. Gleichfalls in diesen Fächern that sich Ferdinand Hochstetter (1829—1884) aus Eßlingen hervor, der wissenschaftliche Begleiter der Novara-Expedition, Professor an der technischen Hochschule in Wien, zuletzt Direktor des Hofmine-

ralienkabinetts daselbst. Der Münchener Hochschule gereichte der viel zu frühe seinem irdischen Wirkungskreis entrissene Professor der Paläontologie Albert Oppel (1831—1865) aus Hohenheim (bei Stuttgart) zur Zierde. Er entfaltete als Lehrer und Schriftsteller eine Thätigkeit großen Stiles, lieferte über die Juraformationen bahnbrechende Untersuchungen und warf sich dann auf die Erforschung alpiner Verhältnisse. Seine Studien betrafen teilweise auch seine Württemberger Heimaterde. Die „Flora von Württemberg und Hohenzollern“ beschrieb Gustav Schübler (1787—1834) aus Heilbronn, Professor der Naturgeschichte an der Landeshochschule, im Vereine mit Georg von Martens. An der botanischen Erforschung des Landes wirkten ferner viele Pfarrer, Lehrer und Aerzte mit. Der durch seine Reisen in Südrußland bekannt gewordene Freiherr Friedrich August Marschall von Bieberstein (1768—1826) aus Stuttgart behandelte insbesondere die Flora der kaukasischen Länder in erschöpfender Weise. Unter den sonstigen Botanikern that sich der Tübinger Universitätsprofessor Hugo Mohl (1805—1872) aus Stuttgart hervor. Ferdinand Krauß (1812—1890) aus Stuttgart, Direktor des dortigen Naturalienkabinetts, war zugleich Botaniker und Zoologe. Die Kenntnis fremdländischer Fauna verbreiteten Theodor Heuglin, Baron J. W. Müller und andere Reiseschriftsteller.

Im Bereiche der medizinischen Wissenschaft ragen eine Anzahl geachteter Gelehrten und Schriftsteller der älteren Schule, Universitätslehrer wie praktische Aerzte, aus der Regierungsepoche König Friedrichs in die König Wilhelms I. herein, darunter Ferdinand Autenrieth (1772—1835) aus Stuttgart, Professor der Medizin und Kanzler in Tübingen, der das gesamte weite Gebiet dieser Disziplin umspannte.

Die württembergische Landeshochschule darf sich rühmen, am Umgestaltungsprozesse der Medizin beträchtlichen Anteil genommen zu haben. Seit Anfang der vierziger Jahre vereinigten sich dort zu gemeinsamer Thätigkeit drei junge Lehrkräfte, Karl Wunderlich (1815—1877) aus Sulz, Wilhelm Griesinger (1817—1868) aus Stuttgart und Wilhelm Roser (1817—1888) aus Stuttgart, die das in den Dienst der exakten physiologischen Richtung gestellte

„Archiv der physiologischen Heilkunde" herausgaben und zu den Mitbegründern der modernen medizinischen Wissenschaft gehörten. Wunderlich, unter dessen litterarischen Arbeiten ein reichhaltiges „Handbuch der Pathologie und Therapie" (1850/2) und eine „Geschichte der Medicin" (1859) hervorragen, siedelte 1850 als ordentlicher Professor und klinischer Leiter des Jakobsspitales nach Leipzig über. Griesinger wanderte von Tübingen als Professor nach Kiel, von dort wieder nach Tübingen, dann nach Zürich und war zuletzt Direktor der Abteilung für Gemüts- und Nervenkrankheiten an der Berliner Charité. Außer einem trefflichen Lehrbuch über Infektionskrankheiten schrieb er hauptsächlich ein in der Psychiatrie Epoche machendes Werk, „Die Pathologie und Therapie der psychischen Krankheiten" (1845). Roser, der nachmals Professor der Chirurgie in Marburg wurde, war als Lehrer und Operateur gleich geschätzt und verfaßte einige oft aufgelegte, ausgezeichnete chirurgisch-anatomische Handbücher. Friedrich Oesterlen (1812—1877) aus Murrhardt (O.A. Backnang), kurze Zeit Ordinarius in Dorpat, dann Privatmann an verschiedenen Orten, veröffentlichte eine Anzahl trefflicher medizinischen Schriften, darunter beliebte Handbücher der Heilmittellehre (1844), der Hygieine (1850), der medizinischen Statistik (1865). Karl Heine (1838—1877) aus Cannstatt, Professor der Chirurgie in Innsbruck und Prag, trug zu dem Aufschwunge der deutschen Chirurgie als Lehrer und Schriftsteller nicht wenig bei. Während diese Schwaben ihre Wirksamkeit in die Fremde verlegten, waren umgekehrt die Gelehrten, welche den Ruhm der Tübinger medizinischen Fakultät weithin ausbreiteten, die Luschka, Bruns, Niemeyer, Vierordt und wie sie sonst hießen, nicht Württemberger von Geburt. Neben diesen von auswärts beigezogenen Koryphäen stand als Dirigent der Poliklinik Professor Reinhold Köhler (1825—1873) aus Lauffen (O.A. Besigheim), der seinen Namen besonders durch ein Handbuch der speziellen Therapie (1851/5) verewigt hat. Auch die medizinische Litteratur der Gegenwart wird durch eine stattliche Anzahl Württemberger, die auf Hochschulen dozieren oder ihren Beruf praktisch ausüben, fortgesetzt bereichert. Eine Reihe medizinischer periodischen Druckschriften gehen von der Landesuniversität aus, denen sich noch die regel-

mäßigen Veröffentlichungen des Stuttgarter Medizinalkollegiums zugesellen. Der württembergische ärztliche Landesverein giebt seit 1830 ein „Medicinisches Correspondenzblatt“ heraus. Die Naturheilkunde und Homöopathie haben in den letzten Jahrzehnten im Land einen großen Anhang gewonnen, für den die seit 1876 erscheinenden Homöopathischen Monatsblätter den litterarischen Sammelpunkt bilden. In einem besonderen Monatsblatte für Gesundheitspflege verficht seit 1881 seine originellen naturwissenschaftlichen und medizinischen Ansichten Gustav Jäger (* 1832 zu Bürg im O.A. Neckarsulm), Professor an der Hohenheimer Akademie, an dem Polytechnikum und der Tierarzneischule in Stuttgart, auch Arzt daselbst, der viel gepriesene und viel bespöttelte Entdecker der Seele und Erfinder der wollenen Normalkleidung.

Elftes Kapitel.

Das litterarische Leben in Württemberg.

Das schwäbische Geistesleben des 19. Jahrhunderts hat seinen natürlichen Sammel- und Brennpunkt in der Hauptstadt Württembergs. Diese hat sich allmählich zur Großstadt ausgewachsen, hat alle übrigen Städte des Königreiches an Ausdehnung und Einwohnerzahl weit hinter sich zurückgelassen. In Stuttgart residiert der Hof. Hier fließt von der im Lande vorhandenen Summe an Intelligenz, Bildung, Wohlhabenheit der größte Teil zusammen. Hier befinden sich, von der Universität abgesehen, die bedeutsamsten Unterrichts- und sonstigen Kulturstätten, die wichtigsten Kunstinstitute, die meisten wissenschaftlichen Förderungs- und künstlerischen Anschauungsmittel. Auch der Zuschuß an geistigen Kräften aller Art, der von auswärts dem Lande zu teil wird, entfällt der Hauptsache nach auf die Residenz. Alle diese Momente wirken zusammen, ihr in der Kultur das entschiedenste Uebergewicht zu sichern.

Wenn wir zunächst vom litterarischen Leben im besonderen

absehen und einen raschen Blick auf das übrige Stuttgarter Kunstleben im 19. Jahrhundert werfen, das ja mit jenem in mannigfachem Zusammenhange steht, so muß das allgemeine Urteil dahin lauten, daß die schwäbische Residenz in dieser Hinsicht trotz der vielseitigsten Regsamkeit nicht zu den eigentlichen Kulturzentren Deutschlands gehört. München im benachbarten Bayernland ist beispielsweise in ganz anderer Weise Kunststadt, obgleich dieses selbst eine verhältnismäßig geringere Anzahl Künstler als Württemberg erzeugt. Die eben aufgestellte Behauptung gilt namentlich von der Kunst im engeren Sinne, von den bildenden Künsten. Der württembergische Staat hat sich, allzu ängstlich, zu Leistungen im großen Maßstabe nicht verstehen können. Mehr hat nach seinen Kräften der Hof gethan, namentlich König Wilhelm I. während seiner langen Regierungsperiode. Zwar ging ihm das tiefere Kunstverständnis ab, er war dem orientalischen Stil einseitig zugethan und verschuldete die Zerstörung vieler alten Baudenkmale; mußte doch sogar bei dem gründlichen Umbaue des Hoftheaters 1844/6 das Neue Lusthaus, eines der herrlichsten Monumente deutscher Renaissance, fallen. Aber der König wußte, daß Kunstpflege eine fürstliche Tugend sei, und handelte danach. Er ließ nahe bei Stuttgart die prächtigen Lustschlösser Rosenstein und Wilhelma aufführen und schmückte sie mit Bildern und Skulpturen aus; er kaufte 1851 in Venedig eine ganze Gemäldegalerie an und schenkte sie Jahrs darauf dem Museum der bildenden Künste in Stuttgart. Die Residenz wurde unter seiner Herrschaft, zumal in den letzten Jahren, als Hackländer Vorstand der K. Bau- und Gartendirektion war, durch manches öffentliche Gebäude, durch prächtige Park- und Gartenanlagen verschönert.

In den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts diente in Stuttgart zwar nur ein enger Kreis der Kunst, that dies aber in um so nachdrücklicherer und erfolgreicherer Weise. Dannecker und sein Schwager Gottlob Heinrich Rapp standen als Hohepriester diesem Kultus vor. Danneckers im Jahr 1809 eingeweihtes Atelier am Schloßplatze bildete einen Sammelpunkt für die hervorragendsten Geister der Stadt, einen Anziehungspunkt für fremde Gäste. Hier spielte sich viele Jahre das württembergische Kunstleben hauptsächlich

ab. Canova, Thorwaldsen, Rauch und andere berühmte Meister pilgerten nach Stuttgart, um Dannecker und seine Werke zu sehen. Viele Besucher lockte auch die ausgezeichnete Boisseréesche Sammlung altdeutscher Gemälde herbei, die 1818 von Heidelberg nach Stuttgart verbracht und dort in dem vom Könige zur Verfügung gestellten geräumigen und lichten Offizierspavillon in der unteren Königsstraße aufgestellt wurde, um leider 1827 dauernd nach Bayern zu wandern, da sich der württembergische Staat den Ankauf dieses seltenen Schatzes entgehen ließ. Die Besitzer jener Galerie, die hochgebildeten Brüder Sulpiz und Melchior Boisserée aus Köln, traten während ihrem Stuttgarter Aufenthalte mit dem Rapp-Danneckerschen Kreis in engste Fühlung; führte doch Sulpiz eine Tochter Rapps als Gattin heim. Viel bedeutete auch für das Kunstleben Stuttgarts der treffliche Kunsthistoriker Ludwig Schorn, ein bayerischer Franke, der von 1820 bis 1826 dort verweilte. Cotta hatte ihn auf eine Empfehlung der Boisserée hin zum Redakteur des 1820 begründeten Kunstblattes, einer Beigabe zum Morgenblatte, berufen, dessen Herausgabe Schorn auch dann noch beibehielt, nachdem er als Professor der Kunstgeschichte nach München übergesiedelt war. Eine frische Kraft gewannen die kunstliebenden Kreise der Residenz an dem jugendlichen Karl Grüneisen, der 1825, zunächst als Hofkaplan, dauernd hierher kam. Von tüchtigen ausübenden Künstlern lebten und wirkten damals in Stuttgart eine stattliche Schar, die fast durchweg, gleich Dannecker, ihre Ausbildung Herzog Karl Eugen und dessen Karlsschule verdankten, so der Kupferstecher Johann Gotthard Müller bis 1830, der Maler Philipp Friedrich Hetsch bis 1838, der von Goethe hoch gewertete Baumeister Nikolaus Friedrich Thouret bis 1845, der weithin bekannte Maler Eberhard Wächter bis 1852.

Den unermüdlichen Bemühungen Rapps, Danneckers und des mit beiden eng verbündeten August Hartmann gelang es, 1827 den für die Kunstpflege äußerst wichtigen Kunstverein in's Leben zu rufen. Dieselben Männer erreichten 1829 ein noch höheres Ziel: der Staat eröffnete in diesem Jahr eine zunächst der Real- und Gewerbeschule angegliederte Kunstschule, zu deren erstem Vorstande natürlich Dannecker auserkoren wurde. Dem noch heute

blühenden Kunstvereine, der sofort nach seinem Entstehen 473 Mitglieder zählte, traten 1857 der Verein für christliche Kunst in der evangelischen Kirche Württembergs, eine Schöpfung Grüneisens, 1876 ein Kunstgewerbeverein, 1882 ein Verein für Förderung der Kunst in Stuttgart an die Seite. Die Kunstschule, die bald selbständig gemacht wurde und 1843 in ein eigenes, für sie und die Sammlung der staatlichen Kunstschätze gemeinsam errichtetes Heim, das Museum der bildenden Künste in der Neckarstraße, einzog, hat sich fortgesetzt erweitert; mit ihr wetteifert seit 1869 eine besondere Kunstgewerbeschule. So ist die württembergische Kunst allenthalben in die Weite und in die Breite gewachsen. Das Interesse an ihr hat aufgehört, sich in einem engen Zirkel zu verdichten, wie zur Rapp-Danneckerschen Epoche, hat sich vielmehr allmählich über die verschiedensten Gesellschafts-Schichten und Kreise zerstreut, was mit der Zunahme der Bevölkerung gar nicht ausbleiben konnte. Stuttgart hat sich zu einer Stadt von feinem künstlerischem Geschmack entwickelt, die in Dingen der Mode und des Luxus durchaus auf der Höhe der Zeit steht. Nicht bloß die Häuser der Vornehmen und Reichen, sondern auch die des wohlhabenden Mittelstandes sind mit Erzeugnissen der Kunst oder, wo dazu die Mittel nicht ausreichen, wenigstens des Kunstgewerbes allenthalben ausgeschmückt. In der durch ihre wunderbare Lage bevorzugten Stadt hat sich in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts eine bedeutende Bauthätigkeit entfaltet, sind eine stattliche Anzahl großartiger öffentlichen Gebäude, schöner Privathäuser und Villen entstanden. Die beiden vortrefflichen Architekten Christian Friedrich Leins und Joseph Egle waren es hauptsächlich, die in den letzten Jahrzehnten der schwäbischen Residenz ihren architektonischen Stempel aufdrückten, und in ihren Schülern lebt ihr Geist, ihre Kunst fort, nachdem sie selbst vom Schauplatz abgetreten sind. Auch noch nach Danneckers Tod hat es in Stuttgart an ausgezeichneten bildenden Künstlern nicht gefehlt. Des genannten Meisters hervorragendster Schüler, Theodor Wagner, rückte als Professor der Plastik an der Kunstschule in Danneckers Stelle ein, um sie vier Jahrzehnte beizubehalten, und in dessen Nachfolger, dem Weimarer Adolf Donndorf, einem Schüler Rietschels, besitzt Stuttgart seit 1877 einen Meister der Bildhauer-

kunst, der es den ersten unter seinen Fachgenossen gleichthut. Der hervorragendste Maler, den Württemberg im 19. Jahrhundert hervorgebracht hat, Bernhard Neher, gehörte von 1846 bis 1879 als Professor, seit 1854 zugleich als Vorstand der Kunstschule an. Er fand an dem von auswärts 1845 nach Stuttgart berufenen und hier noch wirkenden Heinrich Rustige einen würdigen Kollegen, während der Historienmaler Joseph Anton Gegenbaur, der besonders durch seine Fresken aus der württembergischen Geschichte im Residenzschlosse seinen Namen in die Herzen seiner Landsleute eingegraben hat, sich der besonderen Gunst König Wilhelms I. erfreute. Viel hat das Stuttgarter Kunstleben auch dem gefeierten Kunsthistoriker Wilhelm Lübke zu danken gehabt, der von 1866 bis 1885 als Professor der Kunstgeschichte dem Polytechnikum zur Zierde gereichte. Unermüdlich predigte er in Wort und Schrift den Kulturwert der Kunstpflege, mahnte er die maßgebenden Kreise an ihre Verpflichtungen dazu. Im Jahr 1874 führte er in einem Artikel des Schwäbischen Merkurs, der Aufsehen erregte, laute Klage über die Versumpfung des württembergischen Kunstlebens, über die stiefmütterliche Behandlung der Kunstschule, erhob er schneidende Anklage wider den Staat und wider gewisse Privatkreise. Seine Stimme verhallte nicht ungehört. Manches hat sich seitdem gebessert, und gerade in allerjüngster Zeit berechtigen günstige Vorzeichen zu der frohen Hoffnung, daß das einheimische Kunstinstitut einer neuen Blüte entgegengehe.

Die Tonkunst wurde in Stuttgart das ganze Jahrhundert über nach ihren verschiedensten Seiten, auf ihren verschiedensten Stufen mit regem Eifer ausgeübt und gepflegt. Wie in Schwaben überhaupt begegnete auch in der Residenz der Männergesang in den weitesten Schichten der Bevölkerung warmer Teilnahme. Der Stuttgarter Liederkranz, dessen Gründung im Frühjahr 1824 erfolgte, spielte und spielt nicht bloß im musikalischen, sondern auch im geistigen Leben Stuttgarts eine wichtige Rolle. Die einheimischen Poeten sind mit ihm von jeher auf's innigste verwachsen gewesen, von Gustav Schwab und J. G. Fischer bis auf Adolf Grimminger und Emil Engelmann. Wie viel hat aber auch das deutsche Volkslied den schwäbischen Dichtern zu danken! einem J. Kerner, W. Hauff,

Mörike, um von den Kleineren nicht zu reden. Mit den Poeten wetteiferten die württembergischen Komponisten, den volksmäßigen Gesang zur reichen Entfaltung zu bringen, allen voran der wackere Tübinger Universitätsmusikdirektor Friedrich Silcher. Der Stuttgarter Liederkranz aber hat von Anfang an mit glänzendem Erfolge dem Schillerkultus gedient. Er nahm eine jährlich wiederkehrende Feier an des Dichters Todestag in sein Programm auf, bildete ferner den festen Ausgangs- und Stützpunkt für alle sonstigen Feste, die zum Gedächtnis Friedrich Schillers in der Hauptstadt oder im Lande veranstaltet wurden. Die Errichtung des 1839 enthüllten Stuttgarter Schillerdenkmales von Thorwaldsens Meisterhand ist hauptsächlich das Werk des Liederkranzes. Ihm gesellten sich im Laufe der Jahre eine Anzahl weiterer Gesangvereine zu. Schon 1823 hatte sich ein Kirchengesangverein gebildet, dem 1847 der Verein für klassische Kirchenmusik nachfolgte. 1857 entstand der Orchesterverein und das Konservatorium für Musik, 1874 der Neue Singverein und der Tonkünstlerverein. 1831 und 1832 hatte man zuerst große Musikfeste nach Muster der rheinländischen in Stuttgart begangen, und 1885 wurde diese Gepflogenheit nach langer Pause wieder aufgefrischt. Stuttgart besitzt ein verhältnismäßig großes Konzertpublikum, und die reisenden Virtuosen halten deshalb hier oft und gern Einkehr. Auch für die feinste Art der Tonkunst, die Kammermusik, ist der Boden günstig, und das ganze Jahrhundert über gab es eine beträchtliche Anzahl von Familien, die sich der höheren Hausmusik liebevoll annahmen. Manches verborgene Pfarrhaus im Lande kann sich übrigens in dieser Hinsicht mit den ersten Häusern der Residenz messen. Eine besonders wichtige Rolle spielt im heimischen Musikleben die mit dem Hoftheater verbundene Hofkapelle, die, von gefeierten Dirigenten und Komponisten, wie Peter Lindpaintner, Friedrich Kücken, Karl Eckert, Johann Joseph Abert geleitet, einen Teil ihrer Bedeutung und ihres Ansehens aus den Glanzzeiten König Wilhelms I. in die Gegenwart hinübergerettet hat.

Ohne Frage steht von allen Künsten die szenische mit der Litteratur, darum auch das Bühnenleben mit dem litterarischen im engsten Zusammenhange. Die württembergische Theatergeschichte

im 19. Jahrhundert fällt mit der Geschichte des Stuttgarter Hoftheaters zusammen. Neben diesem ist in der Hauptstadt bis jetzt keine zweite selbständige Bühne ernsthaften Gepräges aufgekommen, und die Theater in den Landstädten, unter denen das Ulmer noch am meisten leistet, halten sich kaum auf dem Niveau wirklicher Kunststätten. König Wilhelm I. hat seiner Hofbühne, die während seiner Regierung den Vergleich mit jedem deutschen Theater bestehen konnte, zeitlebens warme Teilnahme geschenkt. Nicht nur das Ballett und die Oper blühten, welch letztere von den fünfziger bis zur Mitte der sechziger Jahre im Zusammenwirken des Gesangstitanen Johann Baptist Pischek mit Heinrich Sontheim und Joseph Schütky, Bertha Würst-Leisinger und Mathilde Marlow ihren Gipfelpunkt erreichte: auch das Schauspiel hielt sich auf gleicher Höhe. Das Charakterfach vertraten der Reihe nach drei Größen ersten Ranges, seit 1829 Karl Seydelmann, seit 1838 Theodor Döring, seit 1846 Karl Grunert. Neben ihnen wirkten vorzügliche Kräfte, wie August Wilhelm Maurer, Eduard Gnauth, August Dobritz, der elegante Salonheld Heinrich Mürenberg, genannt Moritz, zugleich Oberregisseur, dessen Erbe später Feodor Löwe antrat. Diese Männer hatten mit den litterarischen Kreisen Stuttgarts enge Fühlung. Der intelligente und fast gelehrte Seydelmann, später der hochstrebende und ehrgeizige Grunert und der fein gebildete, selbst als Poet anerkannte Löwe pflegten namentlich mit den einheimischen Dichtern vertrauten Verkehr. Seydelmann fand an Rudolf Lohbauer, Wolfgang Menzel und anderen berufene Kritiker oder vielmehr Lobredner und zugleich Freunde. Grunert stand mit Notter, Mörike, Vischer, J. G. Fischer in enger Verbindung. Unter den Schauspielerinnen spielte im Leben wie auf der Bühne Amalie von Stubenrauch, eine üppige, stolze Schönheit und eine feuerige Künstlerin pathetisch-deklamatorischen Stiles weitaus die erste Rolle. Von München kommend, trat sie Herbst 1828 ihr Stuttgarter Engagement an. Sechsunddreißig Jahre lang hatte sie maßgebenden Einfluß auf die Theaterverhältnisse, auch nachdem sie auf die Ausübung ihrer Kunst längst verzichtet hatte. Ihr gastliches Haus in der Neckarstraße bildete ein Hauptquartier für Streber und Stellenjäger aller Art. Man hatte nur die Wahl,

sich ihr zu unterwerfen oder zu unterliegen. Die treffliche Therese Peche, Seydelmann, Döring, später sogar ihr langjähriger Verbündeter Moritz wurden ihre Opfer. Selbst den Sturz des verdienten, seit 1829 amtenden Intendanten Grafen Karl von Leutrum-Ertingen führte sie 1841 herbei. Die folgenden fünf Jahre stand Graf Wilhelm von Taubenheim, nachmaliger Oberststallmeister, an der Spitze des Institutes; ihn ersetzte 1846 Freiherr Ferdinand von Gall, ein hessischer Edelmann. In der zweiten Hälfte seiner Amtsführung stieg das Protektions-, Korruptions- und Cliquenwesen zu einem solchen Grad empor, daß König Karl, um Ordnung zu schaffen, sich 1869 veranlaßt sah, die Zügel des Theaterregimentes den Händen eines strammen Verwaltungsbeamten, des Hofkammerpräsidenten Gustav Adolf Gunzert, anzuvertrauen. Dieser löste seine nächste Aufgabe in kurzer Frist auf's vollkommenste und bereitete der Mißwirtschaft das verdiente Ende. Freilich waren nun auch die Glanzzeiten des Stuttgarter Hoftheaters dahin. Gunzert, der selbst von Kunst so gut wie nichts verstand, gesellte sich sofort den Schriftsteller Feodor Wehl als artistischen Direktor bei und ließ diesen, nachdem vorher Gustav Häcker ein Jahr lang die Intendanz provisorisch verwaltet hatte, 1874 zum Intendanten vorrücken. Wehl, ein von durchaus vornehmen, aber etwas einseitigen Prinzipien geleiteter Fachmann, als Dramaturg und Regisseur stark anfechtbar, war in seinen Befugnissen zu beschränkt, als daß man ihn für den Niedergang der Hofbühne, der sich schon in den letzten Zeiten Galls vorbereitet hatte, allein verantwortlich machen könnte. Sparsamkeit hieß fortan das oberste Prinzip, um das sich alles drehte. Mittelmäßigkeit und Langeweile hatten in dem Kunsttempel ihren Thron aufgeschlagen, und die Teilnahmlosigkeit des Publikums erreichte den höchsten Grad. Eine Besserung trat ein, als 1884 Julius Werther Wehl ablöste und gleichzeitig größere Freiheit der Bewegung als sein Vorgänger erhielt. Der neue Intendant war ein vielgewandter Praktiker und ausgezeichneter Regisseur. Ohne ein bestimmtes künstlerisches Programm zu besitzen, berücksichtigte er jeden Geschmack, suchte er möglichst vielerlei zu bieten, bot darunter auch wirklich viel Gutes. Er stellte vor allem den Zusammenhang zwischen Theater und Publikum wieder her. Werther

wurde 1890 entlassen. Einem Interim mit dem Geheimen Hofrate Friedrich Kiedaisch an der Spitze machte der Regierungsantritt König Wilhelms II. ein Ende, der 1892 das Theaterszepter wieder einem Kavalier, Joachim Gans, edlem Herren zu Putlitz, dem Sohne des bekannten Karlsruher Generalintendanten und Dichters Gustav zu Putlitz, übertrug und bald darauf die Intendanz in die Reihe der selbständigen Hofstäbe stellte. Seitdem hat der Aufschwung des Stuttgarter Theaters weitere Fortschritte gemacht, und das Institut ist allmählich wieder in die ihm innerhalb der deutschen Kunstwelt gebührende Stelle eingerückt.

Trotz den hervorragenden Leistungen, die das Hoftheater im 19. Jahrhundert aufzuweisen hatte, ist Stuttgart niemals eine eigentliche Theaterstadt gewesen. Selbst in den besten Tagen mußten die großen Künstler, um deren Besitz sich das einheimische Publikum mit Stolz vom Auslande beneiden ließ, oft genug vor leeren Bänken spielen. Von der Blüte der schwäbischen Poesie hatte die Bühne keinen Gewinn, da ja die einheimischen Dichter im Durchschnitte wenig dramatisches Talent verrieten. Wie wir schon gehört haben, suchte und fand nur ein kleiner Bruchteil von ihnen Beziehungen zur Schaubühne, für viele existierte diese merkwürdigerweise so gut wie nicht. Von den württembergischen Poeten, toten wie lebenden, hat mancher Jahre dahingehen lassen, ohne das Theater jemals zu besuchen. Ueberhaupt ist gerade unter den hochgestellten, gebildeten, ernsten Männern Stuttgarts, zumal unter denen des Beamtenstandes, eine nicht mehr zeitgemäße Verachtung gegen alles, was Bretterwelt und Bühnenkunst bedeutet, noch nicht so völlig ausgetilgt, als im Interesse der Sache zu wünschen wäre. Der vorwiegend ernste Geist, der die Stuttgarter Bevölkerung beherrscht, beengt und beschränkt die Entwicklung der Theaterverhältnisse. Beweglichkeit, Leichtlebigkeit, Vergnügungssucht sind in der württembergischen Residenz wenig heimisch. Zum mindesten hält solchen Neigungen ein intensives Interesse an Politik, an Wissenschaft, an Religion das Gleichgewicht. Der religiöse Sinn ist hier dem viel berufenen materialistischen Zuge der Zeit durchaus nicht gewichen. Die Kirchen, deren von Jahrzehnt zu Jahrzehnt neue in stolzer Pracht sich erheben, sind bei den Gottesdiensten dicht be-

setzt, eindrucksvolle Prediger der strengeren und freieren Richtung, wie Dann, die beiden Hofacker und Kapff oder Gerok und Karl Fischer an der St. Johanniskirche, haben stets Einfluß besessen. Der Pietismus ist noch immer in Stuttgart eine Macht, die zwar bescheidener als in früheren Zeiten wirkt, aber doch dann und wann bei passenden Gelegenheiten von ihrer Existenz nachdrückliche Kunde giebt. Ernsteren Zwecken dienenden Vereinen, wie dem Württembergischen Altertumsvereine, dem Anthropologenvereine, dem Vereine für Handelsgeographie u. s. w., fehlt es niemals an Teilnahme. Vorträge und Vorlesungen haben starken Zulauf, wie auch die Kollegien über allgemein bildende Fächer im Polytechnikum und anderen Instituten von Hospitanten beiderlei Geschlechtes aus der Stadt fleißig besucht werden. Neuerdings ist die Frauenbewegung, gestützt auf den 1873 begründeten Schwäbischen Frauenverein, auch hier in lebhaften Fluß geraten.

Dem litterarischen Leben Stuttgarts im besonderen ist das ganze Jahrhundert über sein Charakter durch die Verbindung der einheimischen Poeten und Schriftsteller mit den zugewanderten aufgedrückt worden. Aus allen deutschen Gauen sind hier die Lieblinge der Muse, die Helden der Feder zusammengeströmt. Stuttgart hat sich ja allmählich zum Zentrum des südwestdeutschen, zu einer der ersten Metropolen des deutschen Buchhandels überhaupt aufgeschwungen. Der wissenschaftliche, der belletristische, der artistische Verlag ist gleichermaßen zu hoher Blüte gediehen. Zahllose Buchdruckereien und Buchhandlungen sind unausgesetzt an der Arbeit, deutsche Geisteserzeugnisse zu vervielfältigen und über den ganzen Erdball zu verbreiten. Anstalten ersten Ranges befinden sich darunter. Das Cottasche Geschäft hat Jahrzehnte lang in Deutschland unbestritten den hervorragendsten Platz eingenommen und genießt noch immer, längst aus dem Besitze der Familie Cotta in andere Hände übergegangen, hohes Ansehen. Mit ihm steht eine jüngere Gründung im engen Zusammenhange, die ausgedehnte Deutsche Verlagsgesellschaft Union, die eine Reihe größerer und kleinerer Firmen in sich aufgesogen hat. Die Seele dieser Institute ist der Geheime Kommerzienrat Kröner, einer der intelligentesten deutschen Buchhändler. Mit der Union konkurriert ein ähnliches gewaltiges Unter-

nehmen, die Deutsche Verlagsanstalt. Diese Aktiengesellschaft ist 1881 aus der Buchhandlung entstanden, welche 1848 Eduard Hallberger unter seinem Namen begründete und rasch emporbrachte. Neben den Großbetrieben wird der Ruf des Stuttgarter Verlagshandels noch durch eine Reihe überall bekannter und angesehener Einzelfirmen aufrecht erhalten. Man braucht nur an Namen wie Steinkopf, Metzler, Neff, Krabbe, Bonz, Hoffmann zu erinnern. Aus allen Provinzen reisen Manuskripte jeglicher Art, jeglichen Umfanges, jeglicher Bedeutung nach der württembergischen Hauptstadt, um hier zu Büchern umgewandelt zu werden. Natürlich kommen die Autoren auch selbst, um ihre Geschäfte persönlich abzuwickeln. Auf diese Weise hat Stuttgart die meisten deutschen Litteraturgrößen des ganzen Jahrhunderts wenigstens vorübergehend in seinen Mauern beherbergt. Die Stadt ist zugleich aber auch ein Hauptquartier für periodische Druckwerke. Hier erschienen und erscheinen große wissenschaftliche Zeitschriften, Almanache und Taschenbücher, populär-wissenschaftliche und belletristische Blätter jeden Stiles und Charakters. Das „Morgenblatt für gebildete Stände“ behauptete sich siegreich bis zum Jahr 1865. Einige vornehme Unterhaltungsblätter, wie die Hausblätter oder die Freya, nahmen mit ihm in den letzten Jahren seines Bestehens den Wettbewerb auf. In der zweiten Hälfte des Jahrhunderts kamen die illustrierten Familienblätter empor, auf die sich namentlich der Hallbergersche und der jetzt in der Union aufgegangene Schönleinsche Verlag warfen. Gegenwärtig haben die Redaktionen von „Ueber Land und Meer“, „Gartenlaube“, „Vom Fels zum Meer“ und zahlreichen sonstigen belletristischen Zeitschriften ihre Sitze in Stuttgart. Infolge dieser Verhältnisse haben sich hier auch eine Anzahl auswärtiger Dichter und Schriftsteller als Redakteure dauernd niedergelassen, darunter manche gefeierte Namen, zumal zu Zeiten des Morgenblattes und seiner Beigaben, des Litteraturblattes und des Kunstblattes.

Zu Anfang des 19. Jahrhunderts gaben die Männer des neu gegründeten Morgenblattes, die Haug und Weisser, die Matthisson und Reinbeck, in Stuttgart den litterarischen Ton an. Die früher geschilderten Künstlerkreise, deren Mittelpunkte Dannecker, G. H. Rapp

und die Brüder Boisserée bildeten, standen mit den Dichtern und Schriftstellern in engster Fühlung. Noch glich ja in Stuttgart alles, was höhere geistige und künstlerische Bestrebungen hatte, gewissermaßen einer Familie und hielt, ohne sich den Satzungen eines Vereines zu unterwerfen, fest zusammen. Das Rappsche, das Georgiische, das Hartmann-Reinbecksche Haus ragten als wichtige Kulturzentren aus der Zeit König Friedrichs weit in die König Wilhelms I. herein. Namentlich in dem Haus in der Friedrichsstraße, das der Geheimerat August Hartmann mit Frau und Töchtern und dessen Schwiegersohn Georg Reinbeck mit seiner Gattin Emilie gemeinsam bewohnten, spielte sich bis in die vierziger Jahre ein beträchtliches Stück schwäbischen Geisteslebens ab. Der alte Hartmann verfertigte selbst hübsche Gelegenheitsverse, Reinbeck that sich als vielseitiger Dichter und Schriftsteller hervor, Emilie, eine Frau von seltenen Geistes- und Charaktereigenschaften, war Landschaftsmalerin von einer über den Dilettantismus weit hinaustragenden Begabung. Diese liebenswürdigen, warmherzigen Menschen bereiteten gleichzeitig dem Edlen und Schönen und den echt deutschen Familientugenden an ihrem Herd eine Stätte. Alle die Berühmtheiten, die sich dauernd oder vorübergehend in Stuttgart aufhielten, gingen bei Hartmanns und Reinbecks aus und ein und fühlten sich wohl bei ihnen.

Die großen württembergischen Verfassungskämpfe der Jahre 1815 bis 1819 brachten in das einträchtige Zusammenleben der gebildeten Stuttgarter Kreise eine unerquickliche Störung. Die Poeten, die Schriftsteller, die Gelehrten ergriffen so gut wie die berufsmäßigen Politiker Partei und manche von jenen verwandelten sich in diese. Die Leidenschaften waren zu heftig erregt, als daß die politischen Gegner auf den neutralen Gebieten der Künste und Wissenschaften unbefangen miteinander hätten verkehren können. Die Altrechtler hatten ihr Hauptquartier im Hause des wackeren Rechtsanwaltes und Prokurators Albert Schott (1782—1861) aus Sindelfingen (O.A. Böblingen), das auch in den folgenden Jahrzehnten ein Mittelpunkt der freisinnigen Bewegung blieb und viele hervorragende Männer unter seinem Dache sah. Schott war ja nicht bloß langjähriger Führer der württembergischen Fortschrittler,

sondern zugleich ein Mann von vielseitiger geistigen Regsamkeit. Er spielte im gesamten öffentlichen Leben Stuttgarts eine Rolle, war unter anderem Mitbegründer und erster Vorstand des Liederkranzes, machte sich um den Schillerkultus verdient. In engem Bunde mit Schott stand Ludwig Uhland, dessen Gestirn in jenen Jahren rasch emporstieg. Die Freunde einer neuen Verfassung fanden sich dagegen bei dem gleichfalls von litterarischen Neigungen erfüllten Freiherren Karl August von Wangenheim zusammen, der in den Jahren 1816 und 1817 als Kultminister in Stuttgart wohnte. In seinem Hause konnte man vor allem Friedrich Rückert begegnen; auf Wangenheims Empfehlung hatte ihn Cotta an das Morgenblatt berufen, dessen Redaktion er 1815 und 1816 führte.

Die Vollendung des schwierigen Verfassungswerkes im Jahr 1819 stellte den Frieden nach allen Richtungen wieder her. In den folgenden Zeiten wußten sich die Stuttgarter Dichter und Schriftsteller mit verschwindenden Ausnahmen einig in ihren liberalen Gesinnungen. Um so fester hielten sie untereinander zusammen. Eine geschlossene litterarische Vereinigung bildeten sie auch jetzt nicht. Zwanglose abendliche Zusammenkünfte in Gasthöfen oder Privathäusern, Lesekränzchen und ähnliche Veranstaltungen vertraten die Stelle einer solchen. Ueberdies vereinigte damals das Museum, ein vorzüglich eingerichtetes Privatinstitut zu Unterhaltungs- und Lesezwecken, die ganze gebildete Stadt, und innerhalb dieser Gesellschaft sonderten sich wieder engere Zirkel ab. Das ältere, die klassizistische Manier vertretende Dichtergeschlecht mußte mehr und mehr hinter der jüngeren, romantischen Generation, die sich um Uhland und Schwab scharte, zurückstehen. Uhland verlegte bald seinen Wohnsitz von Stuttgart nach Tübingen und überließ die Führerrolle Schwab, der sich für eine solche weit besser eignete. 1817 kam dieser als Gymnasialprofessor nach der Hauptstadt, und die zweiundzwanzig Jahre, die er hier verweilte, gehörten zu den glänzendsten des Stuttgarter litterarischen Lebens. An dem häuslichen Herde, den er alsbald mit seiner Sophie begründete, sammelten sich die einheimischen wie fremden Dichter und Schriftsteller. Mit zahlreichen auswärtigen Größen unterhielt er litterarischen und freundschaftlichen, brieflichen und persönlichen Verkehr. Er ver-

mittelte hauptsächlich die Beziehungen zwischen seinen Landsleuten, ja, den Süddeutschen überhaupt und den norddeutschen Kollegen. Lange Zeit liefen die litterarischen Fäden von ganz Süddeutschland in seinen Händen zusammen. Außer seinen persönlichen Eigenschaften dankte er seine Machtstellung besonders seinem Anteil an der Redaktion des Morgenblattes, seinem Einfluß auf den Buchhändlerfürsten Cotta, der Mitherausgabe des Deutschen Musenalmanaches. Neben Schwab spielten von Einheimischen Grüneisen, Friedrich Seeger und die beiden Hauff eine Rolle. Wilhelm Hauff freilich nur kurze Zeit. Nach seinem frühen Tode trat sein älterer Bruder Hermann (1800—1865) aus Stuttgart, ursprünglich Mediziner, ein vielseitig gebildeter Mann von gründlichem Wissen, in die Redaktion des Morgenblattes ein, die er fast vier Jahrzehnte höchst verdienstvoll führte, für manches aufstrebende Talent ein freundlicher Berater und bereitwilliger Förderer. Seit 1847 war Hauff zugleich Bibliothekar an der öffentlichen Bibliothek. Selbst leistete er als Essaiist Tüchtiges, bearbeitete hauptsächlich die Gebiete der Naturwissenschaften, der Völkerkunde, der Kulturgeschichte, schrieb ein Buch über „Moden und Trachten“ (1840), sammelte seine „Skizzen aus dem Leben und der Natur“ (zwei Bände, 1840), war Herausgeber verschiedener großen Unternehmungen. In den dreißiger Jahren ließen sich die beiden Pfizer, Kölle, Ludwig Bauer, Hermann Kurz, Karl Fetzer, Albert Knapp, den freilich seine strengen religiösen Anschauungen von der Mehrzahl der Sangesgenossen trennten, und manche andere schwäbische Dichter und Schriftsteller in Stuttgart nieder.

Die von auswärts in die württembergische Hauptstadt gewanderten Litteraten blieben an Zahl und Bedeutung hinter den einheimischen nicht zurück. Herbst 1816 löste die wackere Therese Huber (1764—1829), die Tochter des berühmten Göttinger Philologen Heyne, die Witwe Georg Forsters und Ludwig Ferdinand Hubers, Rückert in der Redaktion des Morgenblattes ab. Sie hatte schon früher einige Jahre an der Seite ihres zweiten Gatten in Stuttgart zugebracht. Jetzt blieb sie bis 1824 dort. Die hochgebildete, geistreiche und liebenswürdige Dame vereinigte in ihrem Salon einen auserlesenen Zirkel und hielt besonders mit dem Hart-

mann-Reinbeckschen und Schwabschen Hause gute Freundschaft. 1820 stellte sich der als Dramatiker bekannt gewordene Sachse Adolf Müllner (1774—1829) in Stuttgart ein und wurde von Cotta mit der Leitung des dem Morgenblatte beigegebenen Litteraturblattes betraut, die er fünf Jahre lang beibehielt. Nach glücklichen Anfängen waltete er bald seines Kritikeramtes in so selbstsüchtiger und parteiischer, würdeloser und zänkischer Weise, daß ihn Cotta schließlich von seinem Posten entfernen mußte. Müllner setzte seine Thätigkeit in einem eigenen Journale, dem „Mitternachtblatt für gebildete Stände", auf gewohnte Manier fort, verließ aber bald Stuttgart, wo er geistig niemals festen Fuß gefaßt hatte. Sein Nachfolger in der Redaktion des Litteraturblattes wurde Wolfgang Menzel (1798—1873). Dieser, ein Schlesier aus Waldenburg, kam Frühjahr 1825 von Heidelberg nach Stuttgart in der Absicht, alsbald nach München, wo er bleiben wollte, weiterzureisen. Er ließ sich jedoch durch Cotta festhalten und schlug hier seinen dauernden Wohnsitz auf. Württemberg wurde ihm bald zur zweiten Heimat. Er heiratete eine Schwäbin und trat damit in eine weitverzweigte einheimische Familie ein. 1831, 1833 und wieder 1848 wurde er sogar in die württembergische Kammer gewählt; anfangs stand er in den Reihen der liberalen Opposition, später neigte er mehr und mehr nach der konservativen Seite. In dem geistigen und geselligen Leben Stuttgarts spielte Menzel Jahrzehnte lang eine bedeutende Rolle, war an allen möglichen Vereinen und Gesellschaften beteiligt. Man zählte ihn völlig zum schwäbischen Litteratenvolke, was diesem insofern nicht vorteilhaft war, als es durch ihn tiefer als nötig in dessen Fehden, zumal in die mit den Jungdeutschen, verwickelt wurde. Menzels litterarische Macht reichte weit über die Grenzen Württembergs hinaus. Es fehlte ihm keineswegs an poetischer Begabung. Doch verlegte er sich im Laufe der Jahre fast ganz auf die Prosaschriftstellerei und entfaltete hier große, fast zu große Vielseitigkeit und Fruchtbarkeit. Sein Bestes leistete er als Historiker. Seinen Einfluß schuf er sich indessen hauptsächlich durch sein kritisches Wirken. Lange Jahre gab er das Cottasche Litteraturblatt und, nachdem dieses eingegangen war, zwischen 1852 und 1869 ein eigenes in anderem Verlage heraus.

Er war als Kritiker gleichermaßen angesehen und gefürchtet. Seine Aufrichtigkeit, Ehrlichkeit, Offenherzigkeit, Ueberzeugungstreue und Selbständigkeit gebieten Achtung. Aber er läßt die Duldsamkeit, die Unbefangenheit völlig vermissen. Er hat Autoren und Werke nicht sowohl nach ihrer litterarischen Bedeutung als nach dem politisch-religiösen Parteistandpunkte beurteilt, und unter Eingeweihten war es kein Geheimnis, daß er Bücher, über die er herzufallen im voraus entschlossen war, häufig überhaupt nicht las. Durchaus in den Anschauungen der Romantik groß geworden, war er Patriot und Deutschtümler, streng moralisch, streng religiös, sogar abergläubisch. Durch seinen lächerlichen, blinden Goethehaß machte er sich selbst seinen Freunden unangenehm. Hegel und die Hegelianer, Strauß vor allen, verabscheute er. Am heftigsten fuhr er gegen Börne, Heine und die Jungdeutschen los, die er sogar beim Bundesrate denunzierte. Seine Gegner blieben ihm nichts schuldig, und so stand er fortgesetzt im Mittelpunkte von litterarischen Kämpfen, die er mit Leidenschaft, ja, mit der rücksichtslosesten Grobheit durchfocht. Für solche dagegen, deren Tendenzen den seinigen nicht widerstrebten, konnte er ein wohlwollender und nützlicher Gönner sein, wie sich überhaupt persönlich mit ihm gut verkehren ließ.

Es war eine Ironie, wie sie das Schicksal liebt, daß Menzel den Berliner Studenten Karl Gutzkow, den er später als Jungdeutschen bis auf's Messer bekämpfte, nach Stuttgart berief, um ihn als Gehilfen in der Redaktion des Litteraturblattes zu verwenden. Gutzkow, der 1831 bis 1833 dort weilte, fand übrigens zu den einheimischen Poeten kein rechtes Verhältnis und urteilte über sie und württembergische Verhältnisse in ebenso hämischer als oberflächlicher Weise ab. 1834 siedelte sich der Schriftsteller August Lewald (1792—1871) aus Königsberg in Stuttgart an, wo er die große Zeitschrift „Europa" und außerdem eine Theaterrevue begründete. Er machte ein Haus und hatte vielseitigen Verkehr. 1841 zog er weiter, um in späteren Jahren zurückzukehren und nochmals in die künstlerisch-litterarischen Verhältnisse der schwäbischen Residenz in wenig rühmlicher Weise einzugreifen. 1837 öffnete sich hier der Salon der Frau Emma von Suckow, geborenen von Calatin

(1807—1876) aus Pappenheim in Bayern, die sich als Schriftstellerin Emma Niendorf nannte. Sie war an einen württembergischen Offizier, den Mecklenburger Karl von Suckow, verheiratet, der 1863 als Oberst starb. Das Paar lebte bis 1837 abwechslungsweise in Ulm und Ludwigsburg, dann in Stuttgart, wo Frau von Suckow, die allerdings viel reiste, auch noch als Witwe wohnte. Die phantasievoll und enthusiastisch veranlagte Dame schloß sich an die schwäbischen und sonstigen Dichtergrößen mit Begeisterung an. Sie war ihrer Gutherzigkeit halber überall wohl gelitten, ihrer Ueberspanntheit halber viel geneckt. Klemens Brentano nannte sie unhöflich genug „die Anmutstrampel", J. Kerner etwas zarter eine „wahnsinnig gewordene Aeolsharfe". In verschiedenen Büchern, die man nur nicht als streng historische Quellen auffassen darf, hat sie artig über ihren Umgang mit dem württembergischen Poetenvolke, namentlich über J. Kerner und Lenau, geplaudert. An ihrem Theetisch in Stuttgart, der im Rufe stand, mehr Genüsse für den Geist als für den Magen zu bieten, pflegten sich Männer und Frauen von Bedeutung zu vereinigen.

Von Dichtern und Schriftstellern, die in den zwanziger und dreißiger Jahren für kürzere oder längere Zeit ihren Wohnort in Stuttgart hatten, seien noch die folgenden genannt: Friedrich Apollonius Freiherr von Maltitz, russischer Gesandtschaftsattaché, der Berliner Ludwig Robert, der eine Schwäbin zur Frau nahm, Ludwig Börne, dessen Fahrt nach der Hauptstadt Württembergs in seiner reizenden Humoreske von der deutschen Postschnecke geschildert ist, der Volksschriftsteller Christian Karl André, württembergischer Hofrat und Sekretär bei der landwirtschaftlichen Zentralstelle, der berühmte Uebersetzer Johann Dietrich Gries, der Pädagoge Bernhard Mönnich aus Berlin, Menzels Schwager, der 1825 bis 1828 als Litterat in Stuttgart weilte und wieder von 1848 bis an sein 1868 eingetretenes Ende höhere Lehrämter im Lande versah, der Romandichter Karl Spindler aus Breslau, der Sachse August Gebauer, der Thüringer Ludwig Storch, der Publizist Ernst Münch, ein geborener Schweizer, der von 1831 bis 1841 als Geheimer Hofrat an der Spitze der Hofbibliothek stand und der Regierung seine Feder lieh, weshalb er bei den Liberalen, also auch

bei der Mehrzahl der einheimischen Dichter in geringer Achtung stand. Von 1836 bis 1854 trieb sich der reich begabte, aber haltlose Sachse Ernst Ortlepp in Stuttgart herum, der noch heute in der Erinnerung mancher als Typus eines poetischen Hungerleiders und verkommenen Genies fortlebt. 1840 — es war das Jahr, da das vierhundertjährige Jubelfest der Buchdruckerkunst auch in Stuttgart großartig gefeiert wurde — zählte man hier bei einer Einwohnerzahl von etwa 40 000 Seelen nicht weniger als 249 ansässige Schriftsteller.

Die litterarischen Berühmtheiten, die sich während dieser Epoche vorübergehend in Stuttgart aufhielten, können unmöglich alle einzeln aufgezählt werden. Die einen führten Verlagsgeschäfte hierher, die anderen das Verlangen, sich dem gefeierten Poetenkreise persönlich zu nähern. Schwab war am meisten gesucht, nächst ihm wohl Menzel, der einflußreiche Kritiker, dem namentlich die Jugend hofierte. Die einen zogen immer wieder die anderen nach sich. Auch Wanderversammlungen und Kongresse der verschiedensten Art fanden häufig in Stuttgart statt. Die besser gestellten Fremden pflegten im König von England bei der Stiftskirche abzusteigen, damals dem ersten Gasthofe der Stadt, wo auch die eingesessenen Dichter, Künstler, Schauspieler heitere Tafelrunde hielten. Es kam wohl vor, daß sich die Gäste in der schwäbischen Residenz nicht alsbald behaglich fühlten und nur allmählich an die herrschenden Umgangsformen und gesellschaftlichen Sitten gewöhnten; wenn dies aber einmal geschehen war, gefiel es ihnen um so besser; viele konnten sich nur schwer von Stuttgart trennen und rechneten die hier verbrachten Tage unter die schönsten ihres Lebens. Trafen sie doch hier nicht bloß viele erlauchte Geister, sondern auch eine Gesellschaft, die für höhere Bestrebungen, zumal für die Poesie, ebenso viel Empfänglichkeit als Verständnis zeigte.

1817 stattete Ludwig Tieck dem Schwabenland einen Besuch ab, den er 1828 wiederholte. In diesem Jahre veranstalteten ihm die Stuttgarter ein Fest im dortigen Königsbad, an dem sich auch Uhland beteiligte; außerdem gab ihm Schwab eine Abendgesellschaft. Sommer 1819 hielt sich Jean Paul einige Wochen in der württembergischen Hauptstadt auf und ließ sich von Frauen und Jüng-

lingen verhimmeln. Vormittags arbeitete er meist im Freien auf der Silberburg, die Nachmittage und Abende widmete er der Geselligkeit und Ausflügen in die Umgegend. Herbst 1820 stellte sich Achim von Arnim in Stuttgart ein und bereiste das Schwabenland, um für seinen hier spielenden Roman „Die Kronenwächter“ Vorstudien zu machen. Als Platen 1825 die württembergischen Dichter aufsuchte, befreundete er sich hauptsächlich mit Schwab, der ihn in einem Sonett feierte; die beiden traten fortan miteinander in Briefwechsel. Besonders innig schloß sich der liebenswürdige Wilhelm Müller aus Dessau, der Dichter der „Müllerlieder“ und „Griechenlieder“, an die Schwaben an, mit denen er auch in unverkennbarem litterarischen Zusammenhange steht. Wie diese hielt er sich an die volkstümliche Richtung der Romantik. Im Spätsommer 1827 kam er mit seiner Frau nach Stuttgart und genoß vierzehn Tage die Gastfreundschaft des Schwabschen Hauses; er reiste dann nach Weinsberg weiter. Alle gewannen Müller lieb: einen um so erschütternderen Eindruck rief sein plötzlicher, bald nach seiner Heimkehr erfolgter Tod hervor. 1829 zeigte sich Karl Egon von Ebert aus Prag zum erstenmal, 1831 zum zweitenmal in Stuttgart; viele andere österreichisch-ungarische Dichter folgten nach: außer Lenau Graf Auersperg (Anastasius Grün), Baron Joseph Christian von Zedlitz, Franz Stelzhamer, der Humorist Moriz Gottlieb Saphir, Franz Grillparzer, Freiherr von Münch-Bellinghausen (Friedrich Halm), sogar der greise Ladislaus Pyrker, Erzbischof von Erlau. 1832 ließ sich Baron Alexander von Ungern-Sternberg, der bekannte Novellist, sehen, 1833 Karl Immermann, der von Stuttgart mit den angenehmsten Eindrücken schied, obgleich er als starrer Royalist das Verhalten der liberalen Opposition nicht fassen konnte. In seinem Reisejournale, das sich damals schon unter der Presse befand, fiel er denn auch über jene rücksichtslos her und befehdete Paul Pfizer besonders heftig. Desto mehr sympathisierte August Heinrich Hoffmann von Fallersleben, der September 1834 und später wiederholt nach Stuttgart kam, mit den dortigen Volksmännern. 1836 stellte sich Friedrich Hebbel, 1837 Franz von Gaudy vor. Unter den berühmten Besuchen Stuttgarts in diesen Jahren stoßen wir ferner auf Gräfin Ida von Hahn-

Hahn, Rosa Maria Assing, den Dramatiker Michael Beer, Karl Simrock, den ostpreußischen Dichter Gotthilf August von Maltitz, den Novellisten Levin Schücking und viele andere. Seit Schwabs Pariser Aufenthalt vom Jahr 1827 sprachen hin und wieder auch hervorragende Franzosen in Stuttgart vor, so Alphonse Lamartine, der 1833 auf dem Heimwege vom Orient seinen deutschen Uebersetzer besuchte, Xavier Marmier, Edgar Quinet.

Eine Fülle der herrlichsten und zugleich schmerzlichsten Erinnerungen beschwört der Name Niklaus Lenau herauf, der mit unauslöschlichen Zügen in die Litteraturgeschichte Schwabens eingetragen ist. Nicht als ob er seine Person weiten Kreisen des Publikums dargestellt und eine öffentliche Rolle gespielt hätte: er selbst fühlte sich nur im engen Verkehre mit einer verhältnismäßig kleinen Zahl Intimer wohl. Aber auf diese, die geistig hervorragendsten Männer und Frauen im Land, übte er tiefe Wirkungen aus.

Sommer 1831 zeigte sich der damals noch völlig unbekannte Nikolaus Niembsch von Strehlenau, der sich als Dichter Lenau nannte, zum erstenmal in Stuttgart, wo er in Cotta einen Verleger seiner poetischen Schöpfungen zu finden hoffte. Er hatte einige Zeit vorher Gedichte an Schwab zur Prüfung und Aufnahme in das Morgenblatt gesandt; um sich nach ihrem Schicksale zu erkundigen, suchte er — es war am 9. August — jenen persönlich auf. Schwab, der noch nicht dazu gekommen war, die Manuskripte durchzugehen, holte in Eile das Versäumte nach, und unmittelbar drängte sich ihm die Ueberzeugung von der großen, eigenartigen Begabung seines Gastes auf. Dieser Eindruck verstärkte sich noch, als nun Lenau selbst Gedicht um Gedicht vortrug. Gustav Pfizer war gerade in Schwabs Haus anwesend. Die drei Poeten blieben bis Mitternacht zusammen, und rasch waren sich die beiden Schwaben und der ungarische Edelmann nahe getreten, hatten miteinander Brüderschaft geschlossen. Anderen Morgens reiste Lenau nach München weiter, aber schon nach wenigen Tagen kehrte er, von Sehnsucht nach den neuen Freunden getrieben, zurück und nahm nun mehrere Monate die Gastfreundschaft des Schwabschen Ehepaares in Anspruch. Der gewünschte Verlagsvertrag mit

Cotta kam alsbald zu stande, doch das Erscheinen der ersten Gedichtsammlung Lenaus verzögerte sich noch bis zum folgenden Jahre. Lenau lernte nun eine Anzahl der weiteren litterarischen Größen Stuttgarts kennen, Grüneisen, Menzel, Hermann Hauff u. s. w. Er unternahm, teils von Schwab begleitet, teils von ihm mit Empfehlungen ausgerüstet, Ausflüge zu Uhland nach Tübingen, zu Mayer nach Waiblingen, zum Grafen Alexander von Württemberg nach Serach, zu Kerner nach Weinsberg. Das Verhältnis zu Uhland gedieh nicht über die Anfänge hinaus; desto inniger und fester gestalteten sich die Freundschaften, die Lenau mit den drei zuletzt genannten Dichtern einging. Anfang November 1831 begab er sich zur Fortsetzung seiner medizinischen Fachstudien nach Heidelberg; die Weihnachtstage verbrachte er wieder bei Schwabs. Auch im Frühjahr 1832 weilte er unter seinen schwäbischen Freunden. Im Sommer unternahm er dann den verunglückten Versuch, sich in Amerika einzubürgern. Schon Jahrs darauf begegnen wir ihm wieder in Stuttgart. Fortan verging kein Jahr, ohne daß er Wochen oder Monate im Schwabenlande, seiner zweiten Heimat, verbrachte. Die Ruhe, der Friede, die Ehrbarkeit bürgerlichen Familienlebens, das hier seiner wartete, wurde ihm zum Bedürfnis, wenn er sich an den Genüssen der Wiener Geselligkeit übersättigt hatte. Bei seinen schwäbischen Freunden und Freundinnen fand er herzliche persönliche Teilnahme, wohlthuendes Verständnis für sein poetisches Schaffen. Man riß sich förmlich um ihn, die württembergischen Dichterhäuser stritten sich um den Vorzug, ihn beherbergen zu dürfen. Emma von Niendorf vollends, zu der er allerdings erst 1840 in nähere Beziehungen trat, kannte in ihrer Begeisterung für den interessanten Ungarn kein Maß und Ziel. Es haben sich auch anklagende Stimmen gegen den übertriebenen Kultus erhoben, dessen Gegenstand Lenau war. So meint Theobald Kerner, der ihm gestreute Weihrauch habe sein Nervensystem zerrüttet, und schiebt einen Teil des schlimmen Ausganges auf „die weiche Theeluft Stuttgarts“. Das mag nicht ganz unrichtig sein. Jedenfalls lag in Lenaus Wesen etwas ungemein Bezauberndes und Einschmeichelndes, das seine Triumphe begreiflich macht. Schon seine äußere Erscheinung und Haltung, der edel geformte Kopf mit

den seelenvollen, unergründlichen Augen gewann ihm die Herzen im Sturm. Und wenn er sich dann in ein tiefsinniges Gespräch verbohrte oder mit seinem prächtigen Organe, seinem ergreifenden Vortrage seine Gedichte las oder bald auf der Violine, bald auf der Guitarre die herrlichsten ungarischen Weisen meisterhaft spielte! Er konnte so zutraulich, so herzlich sein. Oftmals freilich kam ein finsterer Geist über ihn, und er quälte dann seine Freunde durch Kälte, Launenhaftigkeit, Schroffheit, Unfreundlichkeit, Trübsinn, Heftigkeit. Wenn er abwesend war, ließ er sich zeitweise unverantwortliche Nachlässigkeiten in der Korrespondenz zu Schulden kommen. Ihm fehlte die innere Harmonie, der feste sittliche Halt. Schwab, der von Lenau gesagt hat, er ziehe einen schwarzen Faden durch das Leben seiner Freunde, erfuhr dies zuerst an sich. Schon während seinem ersten Aufenthalt in Stuttgart lernte Lenau Lotte Gmelin, eine junge Verwandte der Schwabschen Familie, kennen und lieben. Seine Neigung wurde erwidert, doch fand er nicht den Mut, das Mädchen für immer an sich zu ketten. Schwabs verübelten ihm dies sehr, und dadurch geriet in das gegenseitige Freundschaftsverhältnis eine lange nachklingende Dissonanz.

Mit dieser Angelegenheit mochte es auch zusammenhängen, daß Lenau seit Frühjahr 1832 nicht mehr im Schwabschen, sondern im Reinbeckschen Hause sein Absteigequartier nahm. Er galt hier als ein Sohn der Familie. Der alte Hartmann, mit dem er um die Wette zu rauchen und zu plaudern pflegte, gewann ihn lieb, mit Reinbeck verband ihn eine auf den humoristischen Ton gestimmte Freundschaft, die Damen des Hauses verhätschelten ihn. Am innigsten gestaltete sich sein Verhältnis zu Emilie Reinbeck. Es war ein durch keine Leidenschaft getrübter Seelenbund zweier Künstlernaturen, die sich gegenseitig völlig verstanden. Er weihte sie in die tiefsten Geheimnisse seines poetischen Schaffens ein. Sie porträtierte ihn, sie entnahm die Motive zu ihren meisten Gemälden seinen Gedichten, deren melancholische Stimmung sie in Farben vorzüglich wiederzugeben wußte. Unter allen schwäbischen Freunden Lenaus hat Emilie am meisten Glück von ihm empfangen, aber auch am meisten durch ihn gelitten. Zu der durch Charakter und Temperament bedingten Ungleichmäßigkeit und Unzuverlässigkeit

seines Benehmens gesellte sich der unselige Einfluß einer anderen, geistig gleichfalls bedeutenden, aber weniger edlen und selbstlosen Frau, Sophie Löwenthal in Wien, die ihn ganz für sich haben, von den Stuttgarter Kreisen abziehen wollte. Nichts hat so sehr die Katastrophe herbeigeführt als die unsinnige Leidenschaft für diese Frau, die Gattin eines Freundes, in deren Banden er seit 1834 schmachtete. Im Sommer 1844 unternahm er einen letzten gewaltsamen Versuch, sich aus dem Labyrinthe der Verzweiflung zu retten, indem er sich, manchen entgegenstehenden Bedenken zum Trotze, mit der Frankfurter Patrizierstochter Marie Behrends, einem trefflichen Mädchen, verlobte. Reinbecks, gegen die er sich gerade in der jüngsten Zeit unentschuldbar benommen hatte, bestärkten ihn schließlich in dem Vorsatz, an der Braut festzuhalten, während die Löwenthal mit allen ihr zu Gebote stehenden Mitteln gegen die Heirat intriguierte und ihn den fürchterlichsten Seelenerregungen überantwortete. Am 20. September 1844 war Lenau in Stuttgart eingetroffen, am 29. spürte er eine rheumatische Lähmung des Gesichtes, in der Nacht vom 12. auf den 13. Oktober kam der Wahnsinn zum ersten Ausbruche. Noch acht Tage blieb der Tobsüchtige im Reinbeckschen Hause, da Zeller, der Direktor der Irrenanstalt Winnenthal, den man benachrichtigt hatte, gerade von dort abwesend war. Emilie pflegte den unglücklichen Freund, auf den sie allein noch einen Rest von besänftigendem Einfluß ausübte, mit fast übermenschlicher Anstrengung und Hingabe. Am 21. Oktober kam Zeller, am folgenden Tage wurde Lenau — man hatte ihm die Zwangsjacke anthun müssen — von dem getreuen Gustav Pfizer begleitet, nach Winnenthal überführt. Emilie folgte einige Stunden später mit dem Gepäcke nach. Ihr lag auch die schwere Pflicht ob, sich der Braut und ihrer Mutter, die, von Angst und Sorge getrieben, nach Stuttgart geeilt waren, anzunehmen.

Fast drei Jahre verbrachte Lenau, auf's sorgsamste beobachtet und behandelt, in jener schwäbischen Irrenanstalt. Die anfänglichen Hoffnungen auf Genesung erwiesen sich bald als trügerisch. Die württembergischen Freunde ließen es an Zeichen der Teilnahme nicht fehlen, sie kamen alle, auch Uhland, nach Winnenthal; in der ersten Zeit durften sie ihm sich nähern, später ihn nur noch aus

der Ferne sehen. Auch die österreichischen Dichter besuchten den unglücklichen Landsmann: außer seinem Schwager Anton Schurz pilgerten Eduard Bauernfeld, Anastasius Grün, Ludwig August Frankl zu ihm. Im Mai 1847 wurde er auf Wunsch seiner Angehörigen in die Heilanstalt Oberdöbling bei Wien gebracht, wo er noch bis zum 22. August 1850 in kläglichem Zustande sein Leben fortschleppte. Gustav Schwabs Sohn Christoph sah ihn dort einmal.

Emilie Reinbeck war dem Freunde im Tode längst vorangegangen. Die Qualen und Aufregungen jener furchtbaren Oktobertage setzten der schon vorher Leidenden hart zu. Sie lebte fortan ganz zurückgezogen, rührte keinen Pinsel mehr an. Am 15. August 1846 wurde die edle Frau von ihren Leiden erlöst. Am 1. Januar 1849 starb Reinbeck, am 4. April desselben Jahres der greise Hartmann. So hatte sich die Sonne des Hartmann-Reinbeckschen Hauses fast gleichzeitig mit der Lenaus zum Untergange geneigt. Eine der bedeutendsten schwäbischen Kulturstätten war damit vom Schauplatze verschwunden.

Schon geraume Zeit vor der Katastrophe Lenaus hatte Schwab seine litterarische Stellung aufgegeben und die Hauptstadt verlassen. Einiges trug zu diesem Entschlusse der bekannte Almanachstreit mit seinen Folgen bei. Der Jahrgang 1837 des deutschen Musenalmanaches sollte mit Uhlands Bild geziert werden. Da dieser ablehnte, wählte der Verleger Reimer ohne Vorwissen der Herausgeber Schwab und Chamisso Heines Porträt — den württembergischen Mitarbeitern gegenüber immerhin eine Taktlosigkeit; denn zwischen der sittlichen und poetischen Lebensauffassung dieser und der des Dichters der Reisebilder gähnte eine unüberbrückbare Kluft. Trotzdem hätte Schwab klüger daran gethan, die Thatsache einfach hinzunehmen, da ja die künstlerische Bedeutung Heines immerhin Reimers Vorgehen rechtfertigte. Wirklich dachte auch jener, obschon verstimmt, anfangs an keine Absage, ließ sich dann aber von dem mit Heine tödlich verfeindeten Menzel und anderen dazu drängen. Mit Schwab zogen sich zugleich seine Landsleute von dem Almanache zurück, sowohl aus Korpsgeist als aus dem äußeren Grunde, daß die Aufnahme ihrer Beiträge bis dahin durch

Schwab vermittelt worden war. Der deutsche Musenalmanach für das Jahr 1837 erschien also ohne Mitwirkung der Schwaben. Die Sache wirbelte in der litterarischen Welt viel Staub auf, in Norddeutschland machte man sich nicht ganz ohne Grund über den Schwabenstreich lustig. Zwar wurde der Friede scheinbar wieder rasch hergestellt, und für 1838 beteiligte sich Schwab noch einmal an der Herausgabe des Almanaches. Aber die Beziehungen zwischen den süddeutschen und norddeutschen Dichtern blieben doch dauernd getrübt. Die Streitigkeiten dauerten fort. Heine rächte sich durch den bitterbösen Schwabenspiegel an seinen Widersachern. Der diesen Ereignissen vorangegangene Krieg zwischen Menzel und den Jungdeutschen hatte ohnehin die Anhänger der letzteren gegen die Stuttgarter Kreise erbittert. Die führenden norddeutschen Dichter bekannten sich immer entschiedener zum Liberalismus, während die schwäbischen, vor allem Schwab und Menzel, in politischer und religiöser Hinsicht mehr und mehr dem konservativen Geiste huldigten. Schwab verwandelte sich 1837 aus einem Professor in einen Pastor, bezog das Gomaringer Pfarrhaus, und auch als er 1841 nach Stuttgart zurückkehrte, nahm er, wiewohl sich wieder am geselligen und litterarischen Leben eifrig beteiligend, doch nicht mehr die frühere beherrschende Stellung ein. Die Stuttgarter Verhältnisse gestalteten sich überhaupt ungemütlicher. Die politischen Gegensätze traten wieder schärfer hervor und verursachten peinliche Störungen. Das Jahr 1848 vollends sah die Stuttgarter Dichter und Schriftsteller in feindliche Heerlager gespalten.

Andere Zeiten, andere Männer. In den vierziger Jahren machten die beiden Ausländer Hackländer und Dingelstedt in Stuttgart am meisten von sich reden. Friedrich Wilhelm Hackländer (1816—1877), ein Rheinländer aus Burtscheid, hatte vor Dingelstedt den Schauplatz betreten, auf dem er fortan sein ganzes Leben ausharrte. Er kam 1840 nach Stuttgart, um hier als Litterat sein Glück zu machen. Dies gelang ihm in ungeahntem Maße. Moritz und die Stubenrauch, denen er sich ohne Rückhalt verschrieb, brachten ihn zuerst in die Höhe. Als Belletrist genoß er bald außerordentliche Beliebtheit, so daß sich die Stuttgarter Verleger und Redakteure um seine Erzeugnisse rißen. Die höchsten

Adelskreise begünstigten den gewandten und geschmeidigen jungen Mann, den unterhaltenden, in allen Sätteln gerechten Gesellschafter. 1843 wurde er Sekretär beim Kronprinzen Karl und dessen Reisebegleiter. Durch den Einfluß der Kronprinzessin Olga, die den lustigen Gefährten ihres Gatten haßte, wurde der seines beispiellosen Weltglückes wegen viel beneidete und angefeindete Günstling 1849 gestürzt. Nachdem er den italienischen und badischen Feldzug als Kriegsberichterstatter mitgemacht hatte, lebte er als Schriftsteller in Stuttgart, wo er sich auch verheiratete. 1855 begründete er mit Edmund Höfer die Hausblätter; später beteiligte er sich an „Ueber Land und Meer“. 1859 übertrug ihm König Wilhelm I., der ihm sein Wohlwollen niemals entzogen hatte, die Stelle eines Bau- und Gartendirektors. Nach dem Regierungsantritte König Karls 1864 abermals plötzlich entlassen, verbrachte er den Rest seiner Tage abwechselnd in seinem Stuttgarter Haus und in seiner Villa zu Leoni am Starnberger See. Hier wie dort kehrten gerne Gäste ein, wie schon früher in seinem Junggesellenheime Künstler und Schauspieler, Dichter und Schriftsteller manchen heiteren Abend verlebt hatten.

Franz Dingelstedt (1814—1881) aus Halsdorf in Hessen-Nassau fand sich im Frühjahr 1843, wie vorher schon wiederholt, litterarischer Geschäfte wegen in Stuttgart ein, wo er unvermutet ein Amt bei Hof erhalten sollte. Es gefiel König Wilhelm I., den demokratischen Journalisten und Tendenzdichter, den Sänger der „Lieder eines kosmopolitischen Nachtwächters“, zu seinem Hofbibliothekar und Vorleser, 1846 außerdem zum Dramaturgen am Hoftheater zu ernennen. Die früheren Gesinnungsgenossen Dingelstedts entrüsteten sich über diesen Abfall und übergoßen den neuen Hofrat mit Spott und Hohn. Dieser kümmerte sich indessen wenig darum. Er wollte empor um jeden Preis. Im Salon der Stubenrauch, an der königlichen Tafel fühlte er sich weit wohler als ehedem in der demokratischen Atmosphäre. Er war von Natur zum Hofmanne wie geschaffen. Eine elegante Erscheinung, bewegte er sich in vornehmen Kreisen mit vollendeter Sicherheit, traf den weltmännischen Ton vorzüglich, glänzte durch geistreichen Redefluß und schlagfertigen Witz. Uebrigens war seine Lage in Stuttgart nicht

nach jeder Richtung beneidenswert. Während die dortigen Liberalen den Ueberläufer mit ihrem Hasse verfolgten, traute ihm der Adel doch nicht ganz. Spätjahr 1849 ließ er sich beurlauben und schied im Januar 1851 für immer vom Schwabenlande. Höher und höher stieg das Gestirn Dingelstedts, der bekanntlich als Wiener Hofburgtheaterdirektor und österreichischer Freiherr endete.

Das waren lustige, übermütige Tage, die Dingelstedt und Hackländer gemeinsam in Stuttgart verbrachten. Die entsetzten Spießbürger wußten sich Tag für Tag von neuen Streichen der gottlosen Fremdlinge zu erzählen. Um die beiden jungen Lebemänner, die Vergnügungen so gut zu erfinden und Feste so schön zu arrangieren verstanden, sammelte sich bald ein Kreis von Dichtern, Schriftstellern und Künstlern aller Art, denen sich eine Reihe Adeliger zugesellte. 1843 wurde ein besonderer Klub, die Glocke, begründet, als deren Zweck gesellige Unterhaltung und gegenseitige Mitteilung litterarischer und artistischer Arbeiten ausdrücklich bezeichnet wurde. Im Garten des Cafe Marquardt am Schloßplatze befand sich die Glockenstube. Toll genug war das Treiben, das sich in ihren Räumen entfaltete. Aber mitten im Genußleben verleugnete der Verein doch nicht seinen künstlerischen Charakter. Dingelstedt dichtete ein Bundeslied, der damals in Stuttgart zeitweise anwesende Franz Liszt komponierte es. Auch Emanuel Geibel, der 1843/4 im Schwabenland überwinterte, gehörte der Gesellschaft an. Das Protektorat der Glocke führte niemand anderes als Kronprinz Karl. Hackländer und Dingelstedt eigneten sich trefflich dazu, den jungen schüchternen Fürstensohn in das Leben einzuführen, und dieser schloß sich in jenen Jahren eng an seine beiden gefälligen Mentoren an. Prinz Karl schwärmte von Jugend auf für Musik und dramatische Kunst; schon als Knabe hatte er einmal mit Altersgenossen Houwalds Schicksalstragödie „Der Leuchtturm“ aufgeführt. Jetzt ließ er in einem Saale des Schlosses eine reizende kleine Liebhaberbühne errichten und auf's prächtigste ausstatten. Dingelstedt hatte hier Gelegenheit, sein dramaturgisches Licht leuchten zu lassen. Er war zugleich der Theaterdichter, der für die besonderen Zwecke der Gesellschaft ausgelassene Opernburlesken, wie „Genoveva“ oder „Ritter Toggenburg“, verfaßte. Der Kronprinz selbst und

andere Glockenbrüder übernahmen die Rollen. Auch an feinere Lustspiele und ernsthaftere Stücke, wie Halms „Camoens“, wagte man sich. Bald nach der Vermählung des Kronprinzen nahmen diese Junggesellenfreuden ein jähes Ende, und auch die Glocke ward vom Los des Schönen auf der Erde ereilt.

Wenn Hackländer im „Roman meines Lebens“ sagt, alles, was in Stuttgart geistige Bedeutung hatte, sei in der Glocke gesessen, darf man das nicht buchstäblich nehmen. Die Schwab, Pfizer und Menzel blieben diesen Kreisen ziemlich ferne, die fortschrittlichen Dichter, die Männer des Beobachters, die doch gewiß auch auf geistige Bedeutung begründeten Anspruch erhoben, standen ihnen sogar in offener Feindschaft gegenüber. Im Jahr 1848 wurde, wie schon früher erwähnt, der Kampf zwischen den beiden litterarischen Heerlagern in den Witzblättern „Eulenspiegel“ und „Die Laterne“ ausgefochten.

Mehr und mehr verlor seit der Mitte des Jahrhunderts das litterarische Leben in Stuttgart seinen eigentümlichen Charakter. Die dort ansässigen Dichter und Schriftsteller nahmen zwar an Zahl eher zu als ab, und auch an gefeierten Namen fehlte es keineswegs darunter. Aber die Einigkeit, der feste Zusammenhalt, die Gemeinsamkeit der Interessen war abhanden gekommen, und so bildeten sie auch nach außen hin nicht mehr eine geschlossene Macht, die als solche anerkannt und geachtet wurde. Je ferner sich die Männer der Feder innerlich standen, um so unangenehmer machte sich der Mangel einer äußeren Organisation, eines litterarischen Vereines geltend. Es wollte nicht gelingen, einen solchen zu konstituieren. Einigen Ersatz bot die 1850 von Hackländer gewissermaßen als Fortsetzung der auseinandergesprengten Glocke begründete, heute noch bestehende Künstlergesellschaft „Bergwerk“, in der für geistige Anregung stets gesorgt war und sich oftmals erlesene Geister zusammenfanden. Auch in der Freimaurerloge gaben sich eine Anzahl Stuttgarter Dichter und Schriftsteller, wie J. G. Fischer, Löwe, Schönhardt, ein Stelldichein. Aber weder diese noch das Bergwerk verfolgten ja spezifisch litterarische Zwecke; beide waren auch zu exklusiv, um einen Schriftstellerverband entbehrlich zu machen. In kleineren Gruppen, in engeren Konventikeln wurde noch immer die

Fahne der Poesie hochgehalten. Da und dort blühten Lesekränzchen, waren regelmäßige Abende oder Nachmittage der Litteratur geweiht. Am meisten pflegten die echt schwäbische Tradition der Schwabschen Epoche die Kreise, welche sich seit der Mitte des Jahrhunderts länger als drei Jahrzehnte am gastfreien Notterschen Herde versammelten. Hier war ein Johann Georg Fischer, ein Karl Grunert Hausfreund, hier fühlte sich selbst der weltverlorene Mörike behaglich, gab vor einem gewählten Publikum der Intimsten seine neuesten Schöpfungen preis. Später bildete Friedrich Theodor Vischer die Seele der Zusammenkünfte im Notterschen Hause, wo er gerne vorlas und alle Schleusen seiner Beredsamkeit öffnete. Auswärtige gliederten sich an die Einheimischen an, so der Maler und Dichter Heinrich Rustige, der sich 1845 für immer in der schwäbischen Hauptstadt niedergelassen hatte, der treffliche Humorist und Erzähler Wilhelm Raabe, der von 1862 bis 1870 dort lebte. 1862 hielt sich auch der damals erst zwanzigjährige Karl Köſting, dessen hochfliegende poetische Träume sich freilich nie verwirklichten, für ein halbes Jahr in Stuttgart auf; er schloß sich eng an Notter und dessen Freunde an. Von württembergischen Dichtern und Schriftstellern traten in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts außer den schon Genannten Ludwig Seeger, Edmund Zoller, Karl Gerok, Julius Ernst Günthert, Siegmund Schott, Ludwig Pfau u. s. w. im litterarischen Leben Stuttgarts hervor. Von Eingewanderten seien zunächst zwei Gelehrte genannt, der berühmte Germanist Franz Pfeiffer (1815—1868), Schweizer von Geburt, der von 1846 bis 1857 eine Bibliothekarsstelle an der öffentlichen Bibliothek inne hatte, und der mystisch veranlagte Philosoph Hermann Fichte (1796—1879) aus Jena, J. G. Fichtes Sohn, der 1863 als Tübinger Professor seinen Abschied nahm und nach Stuttgart zog. Der Schauspieler und Dichter Feodor Löwe (1816—1890) aus Kassel spielte fünfzig Jahre eine hervorragende Rolle. Er benützte den Einfluß, den er als Schwager der Stubenrauch besaß, so maßvoll, benahm sich unter schwierigen Verhältnissen mit so viel Besonnenheit und Takt, daß er sich auch nach dem Tode König Wilhelms I. behaupten konnte und in den verschiedensten Kreisen Ansehen und Beliebtheit genoß. August Lewald, der 1849 nach

Stuttgart zurückkehrte und bis 1863 die Stelle eines Opernregisseurs am Hoftheater versah, sank dagegen immer tiefer in der Achtung der anständigen Leute. Er war ganz gefügiges Werkzeug der Stubenrauch und verfiel gleichzeitig in Frömmelei, die schließlich seinen Uebertritt zur katholischen Kirche herbeiführte. 1854 siedelte sich der Novellist Edmund Höfer (1819—1882) aus Greifswald in Stuttgart an und faßte hier bald festen Fuß. Er redigierte bis 1867 die in Gemeinschaft mit Hackländer begründeten „Hausblätter" und fand an Hackländers Verleger Krabbe einen solchen auch für seine zahlreichen Schriften. Später wohnte er in Cannstatt, wo er gestorben ist und begraben liegt. In diesem dicht bei der Residenz gelegenen Städtchen bildete sich eine Art von Filiale des Stuttgarter Geisteslebens. Hier lebte zuletzt der originelle Wilhelm Ganzhorn als Oberamtsrichter, ferner Adolf Seubert, beide bis 1880; hier beschloß Ferdinand Freiligrath (1810—1876) aus Detmold seine Tage. Er erkor sich 1868 das Schwabenland, zunächst Stuttgart, wo er schon früher wiederholt geweilt hatte, zum Ruhesitze, nachdem ihm durch eine große Nationaldotation ein sorgenloser Lebensabend gewährleistet war. Auch der Berliner Eduard Schmidt-Weißenfels (1833—1893) verbrachte die beiden letzten Jahrzehnte seines Lebens abwechslungsweise in Stuttgart und Cannstatt, ebenso teilte der Lübecker Dichter Theodor Souchay seit 1863 mit kurzen Unterbrechungen seinen Aufenthalt zwischen diesen zwei Städten. Ernst Ziel aus Rostock wählte sich 1883 Cannstatt zum bleibenden Wohnsitz. 1856 kam der hessische Poet Otto Müller (1816—1894), 1858 der Dichter und Sozialist Albert Dulk (1819—1884) aus Königsberg in's Schwabenland, beide für immer. Letzterer hauste teils in der Hauptstadt, wo er 1862 eine Freidenkergemeinde begründete, teils im benachbarten Weingärtnerdorf Untertürkheim. Von 1863 bis 1868 begegnete man dem Böhmen Moriz Hartmann (1821—1873), einer der glänzendsten litterarisch-politischen Erscheinungen seiner Zeit, in Stuttgart. Er war hier hauptsächlich in den Kreisen der demokratisch-großdeutschen Dichter gefeiert. An diese schloß sich auch Ludwig Walesrode (1810—1889) aus Altona an, der Verfasser der liebenswürdigen Idylle „Der Storch von Nordenthal", der 1866 dauernd nach Stuttgart zog. Der

Holsteiner Wilhelm Jensen dagegen, der von 1865 bis 1869 dort weilte, hielt es, gleich Notter, J. G. Fischer, G. Pfizer und anderen Poeten, mit den Nationalliberalen und Preußenfreunden; redigierte er doch 1868/9 die Schwäbische Volkszeitung, das damalige Organ der Deutschen Partei, wie früher kurze Zeit der Schweizer Poet Heinrich Leuthold. Gleichzeitig mit Jensen stellte sich der Bayer Georg Scherer in Stuttgart ein, wo er bis 1880 blieb, zuerst als Dozent der Aesthetik und Litteraturgeschichte am Polytechnikum, dann als Professor und Bibliothekar an der Kunstschule; er hielt mit den einheimischen Dichterkollegen gute Freundschaft. Feodor Wehl vereinigte während seiner Stuttgarter Zeit regelmäßig Samstag abends, später Sonntag nachmittags in seinem Hause Bühnen- und sonstige Künstler wie Männer der Feder, und an diesen Zirkeln beteiligten sich auch viele auswärtige Größen, die den über weitverzweigte Verbindungen gebietenden Intendanten aufsuchten. In den drei letzten Jahrzehnten lebten ferner von fremden Dichtern und Schriftstellern, zum Teil als Redakteure von Ueber Land und Meer und anderen großen Zeitschriften, in Stuttgart: der Pommer Arnold Wellmer, der jung verstorbene Magdeburger Willibald Winckler (1838—1871), der zu Palermo geborene Hugo Rosenthal-Bonin (1840—1897), der Düsseldorfer Maler und Dichter Moriz Blanckarts (1839—1883), Otto Baisch (1840—1892) aus Dresden, der Oldenburger Ludwig Thaden (1849—1896), Karl Lemcke aus Schwerin, seit 1885 Lübkes Nachfolger als Professor der Kunstgeschichte an der technischen Hochschule, der unter dem Pseudonym Karl Manno auch Romane veröffentlicht. Neben Lemcke und dem greisen Rustige wirken auch gegenwärtig in der württembergischen Hauptstadt mit den einheimischen Litteraten eine Anzahl von auswärts zugezogener zusammen, deren Namen teilweise einen guten Klang haben, so Johannes Prölß, Daniel Saul u. s. w. 1894 ist ein litterarischer Klub in's Leben gerufen worden: Süd- und Norddeutsche, Gelehrte, Dichter und Journalisten, Berufs- und sonstige Schriftsteller, Männer, die sich wenn nicht für Litteratur so doch für Geselligkeit interessieren, sitzen darin friedlich beieinander. Ob es dem jungen Vereine gelingen wird, allmählich eine Wiedergeburt des litterarischen Lebens in Stuttgart anzubahnen, liegt im Schoße

der Zukunft verborgen. Am schmerzlichsten mißt man augenblicklich jede engere Verbindung, jeden festeren Zusammenhalt der württembergischen Dichter untereinander. Ehe sich dies bessert, wird schwerlich die schwäbische Poesie innerhalb der deutschen Litteratur wieder zu Ansehen und Einfluß gelangen.

In der zweiten Hälfte des Jahrhunderts genossen zahlreiche litterarische Berühmtheiten so gut wie früher die vorübergehende Gastfreundschaft der württembergischen Residenz. Die Heyse, Schack, Riehl, Gerstäcker, Redwitz, Waldmüller-Duboc, Storm, Ebers — sie alle und viele andere fanden, zum Teile wiederholt, den Weg hierher. Für manchen war es schon verlockend genug, die Bekanntschaft eines Mörike, eines Vischer zu machen. In der jüngsten Zeit, nachdem der Ruhm der schwäbischen Dichterschule aufgehört hat, in die Weite zu dringen, bestehen doch noch andere Gründe fort, gefeierte Dichter hierher zu locken. Richard Voß, Hermann Sudermann, Ludwig Fulda, Gerhart Hauptmann, und wie die Koryphäen unserer modernen Litteratur alle heißen, reisen von Zeit zu Zeit nach Stuttgart, um hier ihre Verlagsgeschäfte abzuwickeln oder Darstellungen ihrer Dramen an der Hofbühne beizuwohnen.

Nächst Stuttgart ist es die Universitätsstadt Tübingen, in der sich naturgemäß das litterarische Leben am kräftigsten entwickelt hat. Hier drängt sich auf engem Raum eine gewaltige Masse von Wissen und Bildung, von Talent und Genie zusammen, hier vereinigen sich Professoren und Studenten, fertige und werdende Gelehrte zu unverdrossener Geistesarbeit. Die württembergische Landeshochschule hat sich auch im 19. Jahrhundert ihren Ruf und ihr Ansehen gewahrt. Der Andrang zu den gelehrten Berufsarten hat im Lande stätig zugenommen und im selben Maßstabe die Zahl der akademischen Bürger Tübingens. Von jeher haben auch Nichtwürttemberger insbesondere die Sommersemester in dem Neckarstädtchen mit seiner an Naturschönheiten reichen Umgebung gerne verbracht. Der Zug der Norddeutschen dorthin hat sich seit Errichtung des neuen Reiches noch verstärkt, wie umgekehrt der Besuch norddeutscher Universitäten von seiten der württembergischen Studenten. Die bedeutendsten Lehrkräfte, die Württemberg selbst seiner Universität geschenkt hat, sind uns bereits bei der Musterung

der Wissenschaften im zehnten Kapitel begegnet. Neben diesen haben in jeder Fakultät zu den verschiedensten Zeiten dauernd oder vorübergehend berühmte auswärtige Gelehrte gewirkt. Es sei nur an die evangelischen Theologen Heinrich Ewald und Ludwig Diestel, den Philologen Erwin Rohde, die Historiker Karl von Noorden und Alfred Freiherren von Gutschmid, die Juristen Georg Bruns und Gustav Geib, den Nationalökonomen Johannes Fallati, den Geologen Friedrich August Quenstedt, die Mediziner Felix Niemeyer, Hubert Luschka, Viktor Bruns, Karl Vierordt, Karl Liebermeister erinnert. In die politischen Schicksale des Landes war die Hochschule, namentlich in der ersten Hälfte des Jahrhunderts, eng verflochten. Die Burschenschaft blühte auch hier, viele für die Sache der Freiheit begeisterte Jünglinge mußten auch hier um ihrer Ideale willen Verfolgungen erdulden. In den Zeiten der schlimmsten Reaktion erhielt die Universität 1829 ein neues Statut, das sie ihrer Freiheiten und Vorrechte fast gänzlich beraubte. Berechtigter Unwille entstand darob; zahlreiche Flugschriften flogen hin und her, die sich hauptsächlich an eine scharfe Kritik des bekannten Münchener Philologen und Pädagogen Friedrich Thiersch über den durch die Neuorganisation geschaffenen Zustand der Tübinger Hochschule knüpften. 1831 wurde die verhaßte Verfassung in den wesentlichsten Punkten liberaler gestaltet und gebessert.

Tübingen hat allmählich aufgehört, eine vorwiegend theologische Universität zu sein, und mit dem Emporkommen der übrigen Fakultäten, mit der steigenden Zahl der Studierenden ist die Vorherrschaft des evangelischen Stiftes gebrochen worden, obschon hier noch immer eine große Summe von Talent und Geist versammelt ist. Dieses durch und durch unmoderne Institut samt den ebenso unmodernen niederen Seminarien hat allen Angriffen, allen schlimmen Erfahrungen zum Trotze sich in der Hauptsache auf seinem alten Stande gehalten. Mehr noch als die Furcht vor der allerdings schwierigen rechtlich-finanziellen Auseinandersetzung bei einer etwaigen Liquidation hat die Scheu, an altehrwürdigen Einrichtungen zu rütteln, es verhindert, daß man den Genuß kostenlosen Studiums würdigen jungen Leuten auf eine würdigere Weise zu teil werden läßt. Vielleicht wird das ganze System der württembergischen

Seminarerziehung durch nichts so sehr verurteilt als durch die Art und Weise, wie sich gerade die über das Durchschnittsmaß hervorragenden Zöglinge dazu gestellt haben. An einer Reihe schwäbischer Dichter haben wir dies im Verlaufe dieses Werkes im einzelnen verfolgt. Allen hat der auf ihnen lastende Druck mehr oder weniger die Jugendjahre verkümmert, fast alle haben sich gegen den Zwang innerlich oder äußerlich empört, manche haben schließlich gewaltsam die Schranken durchbrochen.

Noch in einem anderen, ebenso wichtigen Punkte hat der konservative Geist den Sieg über die Vernunft behauptet: in der Frage der Verlegung der Universität von Tübingen nach Stuttgart. Männer von höchster Einsicht, wie Gustav Rümelin, wünschten dies. Zu verschiedenen Zeiten beschäftigte sich die öffentliche Meinung eingehend damit. Namentlich im Jahr 1826 wurde lebhaft darüber debattiert. 1856 hätte König Wilhelm I. die Verpflanzung gerne vollzogen, scheiterte jedoch hauptsächlich am Widerstande der theologischen Fakultät. Durch die großartigen und kostspieligen Neubauten und Neueinrichtungen der letzten Jahrzehnte ist nunmehr die Universität vermutlich für alle Zeiten an Tübingen gefesselt. Die Hauptstadt ist reich genug mit Bildungsstätten aller Art ausgerüstet, um den Verlust verschmerzen zu können. Umgekehrt wäre dagegen Professoren wie Studierenden die Gelegenheit zu wünschen, sich an künstlerischen Darbietungen, an feineren Lebensgenüssen in höherem Maße beteiligen zu können, als ein kleines Städtchen sie zu leisten vermag. Ob etwa das in Tübingen blühende Kneipenwesen, wozu der Mangel an edleren Vergnügungen verführt, ja, nahezu nötigt, der akademischen Jugend zum Heile gereicht? Außerdem könnte das Nebeneinander mit anderen gebildeten Berufsklassen, die Berührung mit anderen gleichberechtigten Lebenskreisen auf alle Glieder der Hochschule nur günstig einwirken. Durch die Exklusivität, um nicht zu sagen: den Kastengeist, wie sie sich in Tübingen ausgebildet hat, ist der dortigen Universität, unbeschadet der Trefflichkeit ihrer wissenschaftlichen Leistungen, ein gewisser Beigeschmack verliehen worden, der überhaupt den in kleinen Städten befindlichen Hochschulen leicht eignet.

Natürlich beschränkt sich das Interesse der Universitätskreise

nicht auf die Wissenschaften im engeren Sinne, sondern erstreckt sich auch vielfach auf die schöne Litteratur, auf die Künste überhaupt. Haben doch die meisten der schwäbischen Dichter ihre poetische Jugend in Tübingen verlebt. Das Treiben der Uhland, Kerner und Schwab, der Mörike und Waiblinger haben wir bei früherer Gelegenheit kennen gelernt. Der Notter-Pfizersche, der Hauffsche, der Kurzsche und andere Studentenkreise thaten es jenen gleich in Pflege der Dichtkunst. Wir haben auch schon die Männer hervorgehoben, welche zugleich Universitätslehrer und Poeten gewesen sind. Eine allererste Größe besaß Tübingen ein Menschenalter lang an Ludwig Uhland, der von 1830 bis 1862 ohne längere Unterbrechung wieder in seiner Vaterstadt weilte. Zahllose Dichter, Schriftsteller, Gelehrte, Politiker pilgerten seinetwegen nach der schwäbischen Musenstadt. Desgleichen kamen zu Uhlands Jugendfreund Karl Mayer, der sich von 1843 bis 1870 in Tübingen aufhielt, viele auswärtige Besucher von Rang und Ruf. An ästhetischen Vereinigungen und Kränzchen der Professoren mit Vorlesungen und Vorträgen fehlte es zu den verschiedensten Zeiten in Tübingen nicht. Wir wissen beispielsweise von einer solchen Gesellschaft, an der sich auch Uhland mit litterarischen Leistungen beteiligte.

Die sonstigen schwäbischen Dichtersitze haben wir schon früher bei Vorführung der einzelnen Persönlichkeiten, die sie bewohnten, kennen gelernt. Das originellste Leben entfaltete sich lange Jahre im Weinsberger Kernerhaus. In Graf Alexanders von Württemberg Schlößchen Serach bei Eßlingen, auf dem Berkheimer Hofe am Fuße der Solitüde, Notters Heim, trieben die Poeten und die Poesie gleichfalls ihr Wesen. Auch Waiblingen sah häufig, so lange Karl Mayer dort weilte, die Glieder des schwäbischen Dichterbundes in seinem Bannkreis, und in dem vor dem Städtchen gelegenen sogenannten Neustädtle hielten manche litterarische Berühmtheiten mit den Ihrigen Sommerfrische. Graf Alfred Neipperg, der Schwiegersohn König Wilhelms I., öffnete sein prächtiges Schloß Schwaigern bei Heilbronn in den vierziger Jahren den Glockenbrüdern, die hier lustige Tage feierten. Hackländer, der in Schwaigern viel lebte und dichtete, hat das schöne Besitztum in einem seiner artigen Märchen verherrlicht. Nicht mehr auf württem-

bergischem Boden, aber nahe der Landesgrenze, auf Schloß Meersburg am Bodensee residierte der edle Freiherr Joseph von Laßberg, der bekannte Altertums- und Litteratur-Forscher und Sammler, bei dem die Uhland, Kerner, Schwab gern als hochwillkommene Gäste einsprachen. So gut wie in stolzen Villen, Schlössern und Burgen herrschte in zahlreichen bescheidenen Dorfpfarrhäusern Schwabens reges geistiges Leben, und zwar nicht allein in solchen, wo berühmte Dichter hausten, wie ein Mörike in Cleversulzbach, ein Schwab in Gomaringen, sondern auch in gänzlich unbekannten, wo kein Uneingeweihter etwas derartiges vermutete. Das eben darf man noch heute dem Schwabenlande nachrühmen, daß hier häufig die höchsten geistigen Güter um ihrer selbst willen in der Stille gehegt und gepflegt werden ohne Anmaßung, ohne Ansprüche, ohne Hoffnung auf Lohn. Im Schillerstädtchen Marbach hat sich in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts ein besonderer Kultus für diesen Dichterheroen ausgebildet. Der rührige dortige Schillerverein ist 1895 zum großen Schwäbischen Schillerverein erweitert worden, das Museum im viel besuchten Schillerhause, dessen Schätzen in den letzten Jahren eine großartige Vermehrung widerfahren ist, soll zu Anfang des kommenden Jahrhunderts in einem eigenen Archivgebäude eine würdige Unterkunft finden. Es ist eine schöne Fügung, daß das Andenken des größten poetischen Genies, das sich aus der Mitte des schwäbischen Stammes, des württembergischen Volkes erhoben hat, dazu bestimmt ist, eine Art von Vereinigungspunkt für die vielfach auseinander strebenden litterarischen Interessen der schwäbisch-württembergischen Gegenwart zu bilden.

Anhang.

Vrgl. die Vorbemerkung zum Anhange des ersten Bandes (S. 395). Für diejenigen Autoren, über welche hier keine bibliographischen Nachweise geliefert sind, sind die Kirchenregister, Magisterbücher und ähnliche Nachschlagewerke, in Zeitungen zerstreute Notizen, auch mündliche Quellen benützt worden. Ueber die Lebenden geben zum größeren Teile die Konversations- und Schriftsteller-lexika, insbesondere Kürschners Deutscher Litteraturkalender, Auskunft.

Erklärung weiterer Abkürzungen (zu Bd. I S. 395):

Biogr. Jahrb. = Biographisches Jahrbuch und Deutscher Nekrolog.

Brümmer = Lexikon der deutschen Dichter und Prosaisten des neunzehnten Jahrhunderts. Bearbeitet von Franz Brümmer. Vierte Ausgabe. 4 Bände. Leipzig, Ph. Reclam jun.

Brümmer A = Lexikon der deutschen Dichter und Prosaisten von den ältesten Zeiten bis zum Ende des 18. Jahrhunderts. Bearbeitet von Franz Brümmer. Leipzig, Ph. Reclam jun.

Ev. Liederschatz = Albert Knapps Evangelischer Liederschatz für Kirche, Schule und Haus. In vierter Ausgabe neu bearbeitet und bis auf die Gegenwart fortgeführt von Joseph Knapp, Stadtpfarrer an der Stiftskirche in Stuttgart. Stuttgart 1891.

Holder = Geschichte der schwäbischen Dialektdichtung mit vielen Bildnissen mundartlicher Dichter und Forscher. Von August Holder. Heilbronn 1896.

Kehrein = Biographisch-literarisches Lexikon der katholischen deutschen Dichter, Volks- und Jugendschriftsteller im 19. Jahrhundert. Von Joseph Kehrein. 2 Bände. Zürich, Stuttgart und Würzburg 1868/71.

Neher = Personal-Katalog der seit 1813 ordinirten und in der Seelsorge verwendeten Geistlichen des Bisthums Rottenburg. Von Pfarrer St. J. Neher. Dritte vermehrte Auflage. Schw. Gmünd 1894.

Pataky = Lexikon deutscher Frauen der Feder. Herausgegeben von Sophie Pataky. 2 Bände. Berlin 1898.

Erstes Kapitel.

Zu S. 6—11. Jugend der schwäb. Romantik: Hermann Fischer, Klassizismus und Romantik in Schwaben zu Anfang unseres Jahrhunderts (Tübingen 1889, wiederholt in Beiträgen zur Litteraturgesch. Schwabens S. 40—78), Karl Mayer, Ludwig Uhland, seine Freunde und Zeitgenossen (2 Bände, Stuttgart 1867), Justinus Kerners Briefwechsel mit seinen Freunden (2 Bände, Stuttgart und Leipzig 1897); vrgl. auch die Litteratur zu den einzelnen Dichtern. Uhland: H 650—652, G (1. Auflage) III 320—339, 879, 1019 f., 1401, Ludwig Fränkel in Germania 34 (1889) S. 345—369 (ziemlich vollständige Bibliographie). „Uhlands Tagbuch 1810—1820" hat J. Hartmann (Stuttgart 1898) herausgegeben. Mit demselben besorgte Erich Schmidt die „Gedichte von Ludwig Uhland. Vollständige kritische Ausgabe auf Grund des handschriftlichen Nachlasses" (2 Bände, Stuttgart 1898). Die neuere Litteratur über Uhland (ebenso über J. Kerner, Schwab u. s. w.) geben die Uebersichten der württ. Geschichtslitteratur in den W. V. f. L. N. F. Ferner: Franz Kern, Kleine Schriften I, Adolf Wilhelm Ernst, Litterarische Charakterbilder (Hamburg 1894), Alfred Biese, Lyrische Dichtung und neuere deutsche Lyriker S. 61—66, J. Hartmann in B. B. d. St. 1898 Nr. 7/8, Michael Bernays, Schriften zur Kritik und Litteraturgesch. III S. 305—328. Ludwig Joseph Uhland s. Bd. I S. 409. J. Kerner: H 460 f., G (1. Auflage) III 305—320. Dazu namentlich der oben citierte Briefwechsel. Vrgl. auch Ludwig Geiger in Allg. Ztg. B. 1898 Nr. 173. Kerners Vater: H 459. Georg Kerner s. Bd. I S. 320. Karl Kerner: H 461.

Zu S. 11—21. Heinrich Köstlin: H 472, G (1. Auflage) III 346. Georg Jäger: H 447. C. B. Härlin: H 404. K. Roser: H 574. Karl Mayer: H 504, G (1. Auflage) III 344 f., Friedrich Notter in L. Bauers Schwaben, wie es war und ist S. 89—94. G. L. Fr. Tafel: H 642. Gangloff: H 382. Rehfues s. Bd. I S. 328 f. und 7. Kapitel. G. Schober: H 604, G VII 228; über den Geheimbund vrgl. W. V. f. L. IX (1886) S. 81—93. Fr. Harpprecht: H 405, G (1. Auflage) III 346 f., Brümmer A S. 182, B. B. d. St. 1893 Nr. 1/2. Leo von Seckendorff und die schwäb. Dichter: L. Fränkel in B. B. d. St. 1893 Nr. 13 (vrgl. H 617). Sonntagsblatt: Karl Mayer im Weimarischen Jahrbuch V (1856) S. 33—51.

Zu S. 21—27. G. Schwab: H 613, G (1. Auflage) III 339—344, 773, 880, 1398. J. Chr. Schwab s. Bd. I S. 150. August Mayer: H 502 f., G VII 229. Hier sei noch ein weiterer Bruder von Karl und August Mayer, Friedrich Mayer (1794—1884) aus Stuttgart, Kaufmann, zuletzt Salinenkassier in Friedrichshall, genannt, der gleichfalls künstlerisch veranlagt und auf verschiedenen Gebieten als Schriftsteller thätig war (H 503). L. A. Pauly:

G (1. Auflage) III 347. August Köstlin: H 472. E. Osiander: H 536. Der Poetische Almanach für das Jahr 1812 wurde 1818 von G. Braun in Karlsruhe mit dem neuen Titel „Romantische Dichtungen von Fouqué, Hebel, Kerner, Schwab, Uhland, Varnhagen u. a." nochmals ausgegeben. F. Weckherlin: H 672.

Zweites Kapitel.

Zu S. 31. Emma (eigentlich Emilie) Uhland: H 650.

Zu S. 62. Ueber Mayers Schwiegervater Fr. F. Drück s. Bd. I S. 237 f.

Zu S. 66—77. G. Schwab: Die Werke des Dichters sind hier nicht vollständig aufgezählt. Dies ist annähernd bei G und im Anhange von K. Klüpfels Biographie der Fall. Nach Schwabs Tod erschien eine Auswahl „Kleine prosaische Schriften" (1882). Karl Heinrich Schwab: H 614.

Drittes Kapitel.

Zu S. 77 f. Familie Möricke (so schrieb sich die Familie ursprünglich und auch der Dichter selbst in jüngeren Jahren): H 515. E. Mörike: H 516 f., 728. Dazu: J. Klaibers biographische Einleitung im ersten Bande der gesammelten Schriften Mörikes, Waldmüller-Duboc in Westermanns Monatsheften 40. Bd. (1876) S. 59 ff., Blaze in Revue des Deux Mondes 11. Bd. (1845) S. 353 ff., Ambros Mayr, Der schwäbische Dichterbund S. 164—198; zum Briefwechsel mit Schwind R. Krauß in Blätter für literarische Unterhaltung 1894 Nr. 10, zur Peregrina-Episode ders. in Biographische Blätter II (1896) S. 466–470, Studien zu den Gedichten ders. in Euphorion 2. Bd. (1895) Ergänzungsheft S. 99—121, zu Maler Nolten hauptsächlich Fr. Th. Vischer in Kritische Gänge 2. Bd. S. 216 ff. und G. Schwab in Kleine prosaische Schriften S. 213 ff., zur Entstehung dieses Romanes R. Krauß in B. B. d. St. 1896 Nr. 5/6. Ueber Georgii und sein Haus vrgl. Bd. I S. 337 f.

Zu S. 79 f. Hartlaub: H 406. Mährlen: H 496 (1871, nicht 1870 †). L. Bauer: H 312, G (1. Auflage) III 1024—1027.

Zu S. 80—94. Waiblinger: H 466, G (1. Auflage) III 528—531; vrgl. ferner Strauß' Aufsatz über L. Bauer (H 312) und R. Krauß in Deutsche Revue, Dezember 1897 S. 371—375. Eser: H 365.

Zu S. 114. Mitarbeiter an Bauers Weltgeschichte war Karl August Hocheisen (1803—1867) aus Ulm, Dekan in Biberach, der auch sonst historische Arbeiten geliefert hat.

Viertes Kapitel.

Zu S. 117—155. G. Pfizer: H 549, Fr. Notter in L. Bauers Schwaben, wie es war und ist S. 100—106, J. Scherr, Poeten der Jetztzeit in Briefen an eine Frau S. 88—93. Graf Alexander von Württemberg: H 695, Brümmer I S. 32, Allg. Ztg. 1844 Nr. 199. Arthur Schott: H 607, Brümmer IV S. 14. Albert Schott (Sohn): H 606. K. Grüneisen: H 396, G (1. Auflage) III 1021, Koch 7 S. 84 f., Brümmer II S. 61, Ev. Liederschatz S. 1322. Ueber den Vater Grüneisen s. Bd. I S. 341. C. Vogt: Brümmer IV S. 251 f., Kehrein II S. 221, Eduard Eggert in Historisch-politische Blätter für das katholische Deutschland 99. Bd. (1887) S. 95—107. K. A. Lebret: Brümmer II S. 390. R. Seubert: H 619. K. Schmidlin: H 600 f. E. Paulus (Vater): H 545. Th. Kerner: Brümmer II S. 277, E. Müller in Allg. Ztg. B. 1898 Nr. 243. J. C. Günthert: Brümmer II S. 66 f. C. von Seckendorff: H 617, Brümmer IV S. 63 f. Ganzhorn: H 382, Brümmer I S. 407. Fr. Th. Vischer: H 659 (die Bibliographie vollständiger in A. D. B.), Laurenz Müllner, Literatur- und kunstkritische Studien (Wien und Leipzig 1895) S. 69—119. Ueber Fr. Vischer Vater s. Bd. I S. 322. Adolf Schöll: H 605, Brümmer IV S. 5 f. J. G. Fischer: H. Fischer, Erinnerungen an Johann Georg Fischer von seinem Sohne (Tübingen 1896), R. Krauß in Biogr. Jahrb. II (1898) S. 129—135 (mit weiterer Litteraturangabe).

Zu S. 155—159. B. von Wage(n)mann: G VII 219, Brümmer A S. 563 f., Gradmann S. 718. Chr. G. Vischer: G (1. Auflage) III 1021, Brümmer A S. 558. C. Chr. Fr. Kraus (auch Krauß): G (1. Auflage) III 1024 (Nr. 1174 und 1177 ist derselbe). v. Langen: G (1. Auflage) III 1024. Ebenda sind noch erwähnt: Gedichte von K. Hahn und M. Gerber (Ludwigsburg 1826); die Verfasser dürften Schwaben gewesen sein. David Friedrich Seeger (1781—1813) aus Stuttgart, Professor der Kameralwissenschaften in Heidelberg, ließ 1813 „Kleine Gedichte" als Manuskript drucken (G VII 229). August Magenau: Familiennachrichten. Ueber seinen Vater Rudolf Magenau s. Bd. I S. 352 f., 369 f. Beyttenmiller: Brümmer I S. 119 f., R. Krauß in Biogr. Jahrb. II (1898) S. 104 f. P. Pressel: Brümmer III S. 249, R. Krauß in Biogr. Jahrb. III (1899). Philipp Koch (1804—1866) aus Ulm, gestorben als Lehrer in Lindau, gab 1840 ein episches Gedicht „Die Haymonskinder" heraus (Brümmer II S. 312 f.). G. Hauff: Brümmer II S. 108. A. Beck: Brümmer I S. 86. Elwert: Brümmer I S. 322. G. Häcker: R. Krauß in Biogr. Jahrb. I (1897) S. 95 f.

Zu S. 159—161. H. Ottenheimer: Brümmer III S. 179, Pataky II S. 108. Fürstin M. von Schwarzburg-Sondershausen (Pseudonym: M. Dornheim): Brümmer III S. 27, Pataky I S. 165, II S. 21. Gräfin

Julie zu Ortenburg: Brümmer III S. 173, Pataky II S. 105. Sophie Friederike Elisabeth Meister, die 1821 „Gedichte" herausgab, war dem Anscheine nach auch eine Schwäbin (G, 1. Auflage, III 1021). Josephine Scheffel: H 584, Pataky II S. 235.

Zu S. 161—164. Ritter: H 572, Schw. Kr. 1896 Nr. 84 (Abendblatt) und Nr. 93 (Mittwochsbeilage). Gottfried Weigle: H 675, Ledderhose in A. D. B. 41 S. 483 f. H. Wagner: Alemannia XIX (1892) S. 144—148, Holder S. 91—96. Bames: G IV S. 433, Holder S. 181 f. J. G. Eben: G (1. Auflage) III 1024. Ueber den Ulmer Festdichter Johannes Moser (1789—1871), zuletzt Stadtpfarrer daselbst, s. G (1. Auflage) III 766. 1864 erschien „Die Gründung des Hochstifts Ellwangen. Ein Legendenepos zum 11. Secularfeste in drei Gesängen von Adolf Köhler". G. Griesinger: H 395, Schw. Kr. 1888 Nr. 47, Einleitung zur Neuausgabe von Griesingers „Schillers Leben und Wirken" (Stuttgart, bei R. Lutz, 1890). An Witz noch tief unter den Erzeugnissen Griesingers steht der „Spaziergang durch Tübingen im Sommer 1831. Von Dr. Caspar, jun." (1832; wiederholt unter dem Titel „Tübingen vor 50 Jahren",. Stuttgart, bei W. Kohlhammer, 1881). Als Verfasser gilt der nachmalige Regierungsrat Daniel († 1849; vrgl. K. Klüpfel, Geschichte und Beschreibung der Universität Tübingen S. 345).

Zu S. 164 f. Lohrmann: Brümmer A S. 308. Lämmerer: H 479. B. Baur: Morgenblatt für gebildete Stände 1836 Nr. 119, (Menzels) Literatur-Blatt 1837 Nr. 16. G. Eitle: Brümmer IV S. 440, Holder S. 199 f. Auch Ignaz Pfau (1794—1867) aus Kirchhausen (O.A. Heilbronn), Geometer daselbst, der 1844 eine Auswahl wertloser „Gedichte" herausgab, ist unter die Autodidakten zu rechnen.

Zu S. 165—168. Niedergang der Dialektpoesie: Holder S. 149—154. Unter diesen Reimern befand sich auch (als Fr. Grawen) Friedrich Wagner, der Sohn des trefflichen Gottlieb Friedrich Wagner. W. Fr. Wüst: H 705, Brümmer IV S. 395. Fr. Richter: Brümmer III S. 311, Holder S. 164 f. E. Hiller: Brümmer II S. 162, Holder S. 167—171, Holder in Schwabenland I (1897) Nr. 3. Hermann Knapp: Brümmer II S. 303, IV S. 447, Holder S. 176—179. Friedrich Weitzmann, der Sohn Karl Weitzmanns, 1809 zu Ehingen geboren, Sänger und Gesangslehrer in Stuttgart und Basel, fügte der dritten Auflage des poetischen Nachlasses seines Vaters („Aus dem Leben des bekannten schwäbischen Volksdichters C. Weitzmann", Stuttgart 1865) einen Anhang von eigenen Gedichten im Dialekte bei (Holder S. 181). Gustav Eyth (1818—1889) aus Freudenstadt, Buchbindermeister zu Schiltach in Baden und Ratsschreiber der Gemeinde Lehengericht bei Schiltach (Holder S. 186 f.), und der 1819 geborene G. A. Tröglen (Holder S. 229) haben ihre mundartlichen Gedichte nicht gesammelt. Ueber J. A. Pflanz, der im Ellwanger Volksidiome gedichtet hat, und Nefflen vrgl. Kapitel 7. Endlich sei hier noch der 1825 in Neuffen (O.A. Nürtingen) ge-

borene, 1850 nach Amerika ausgewanderte und dort als Pastor verstorbene Dialektdichter Christian Friedrich Spring erwähnt (Holder S. 232). Ueber die lyrischen Erzeugnisse derjenigen Dichter, welche hauptsächlich Erzähler oder Dramatiker gewesen sind, vrgl. Kapitel 7 und 8.

Fünftes Kapitel.

Zu S. 170—180. Württ. Presse im 19. Jahrhundert: H I 305—307. Ueber Stuttgarter Zeitungen s. auch J. Hartmann, Chronik der Stadt Stuttgart S. 214, 228, 253 f. Fr. L. Lindner: H 488. Fr. Seybold: H 620, G (1. Auflage) III 706, Brümmer A S. 496 f., Georgii-Georgenau, Biographisch-genealogische Blätter aus und über Schwaben S. 916—925, Der Beobachter 1843 Nr. 243 f. Ueber D. Chr. Seybold s. Bd. I S. 204 f. Ueber Jakob Dangelmaier, der 1817/8 ein „Patriotisches Journal von und für Wirtemberg" herausgab, s. H 348. Ueber Pahl s. Bd. I S. 326—329. Gottlob Tafel: H 642. Rödinger: H 572. R. Lohbauer: H 491, W. Lang in W. V. f. L. N. F. V (1896) S. 149—188. Ueber Philipp Lohbauer s. Bd. I S. 374 f. H. Elsner: Beschreibung des Oberamts Cannstatt (1895) S. 456, A. Müller-Palm, Zum 50jährigen Jubiläum des Neuen Tagblatts in Stuttgart (1893) S. 27. Karl Mayer (Sohn): H 504. Fl. Rieß: H 571, Kehrein II S. 54. Ueber Fr. J. Schwarz s. 10., über C. Vogt, der gleichfalls publizistisch thätig gewesen ist, 4. Kapitel. Rieß' Nachfolger in der Redaktion des Deutschen Volksblattes und anderer katholischen Journale war der Theologe Stephan Uhl (1824—1880) aus Unterschneidheim im O.A. Ellwangen (H 650). Manche politische Gefangene schilderten ihre Erlebnisse auf dem Asperg, so der Kaufmann und Redakteur Wilhelm Binder (H 324). Fr. Hopf: H 441. Ein anderer schwäbischer Pfarrer, der gleichfalls von der Theologie zur Politik und Publizistik überging, Eduard Süskind (1807—1874) aus Weinsberg, 1848/55 im Landtag einer der liberalen Oppositionsführer, stellte seine Feder hauptsächlich in den Dienst der Volksbildung und begründete 1854 den erfolgreichen Süskindschen (später: Rübling's) Volkskalender (H 641). Nach ihrer Gründung übernahm die Deutsche Partei als Organ die schon vorher existierende Schwäbische Volkszeitung, die Herbst 1871 in die „Stuttgarter Zeitung" überging und Ende 1872 ganz aufhörte. Brandecker: H 330.

Zu S. 181—184. G. Kolb: H 470. Mebold: H 505 f. A. Bacmeister: H 309, Schwabenland 1898 Nr. 10. C. Rommel: H 573. Otto von Breitschwert (1836—1890) aus Stuttgart, eine Zeit lang Redakteur am dortigen Tagblatte, war an den verschiedensten Orten als Journalist und Schriftsteller thätig und redigierte namentlich in Frankfurt a. M. verschiedene Zeitungen (H 332, 726, Brümmer IV S. 438). Württembergische Journalisten in Amerika: Paul Kapff, Schwaben in Amerika (Württ. Neujahrs-

blätter X, 1893) S. 44 f. K. G. Rümelin: Alex. Wagner in Allg. Ztg. B. 1896 Nr. 44.

Zu S. 184—190. P. Pfizer: H 549, R. Krauß in Allg. Ztg. B. 1898 Nr. 235. O. Abel s. 10. Kapitel. Frauer: H 375. Ueber den konservativen Publizisten Adolf Widmann s. 7. Kapitel. Kölle: H 470, G (1. Auflage) III 346.

Zu S. 191—213. Herwegh: H 420 f. (weiteres in A. D. B.), W. Marr in der Gartenlaube 1875 Nr. 19, Max Remy in Westermanns Monatsheften 42. Bd. (1877) S. 27 ff., Theophil Zolling in der Gegenwart 1896 Nr. 43, 50, 1897 Nr. 1, 1898 Nr. 39—41, Deutsche Dichtung XXII (1897) Heft 1—5; über die Gedichte eines Lebendigen Fr. Vischer in Jahrbücher der Gegenwart 1843 Nr. 1—5 und Kritische Gänge II S. 282—340. S. auch „Ferd. Lassale's Briefe an Georg Herwegh. Herausgegeben von Marcel Herwegh" (Zürich 1896). L. Seeger: H 618, Brümmer IV S. 66. K. Fetzer: H 369, Brümmer I S. 352. Fr. Seeger: H 618, R. Krauß im (Stuttgarter) Neuen Tagblatt vom 11. November 1898. Rotter: H 531, Brümmer III S. 159. W. Zimmermann: H 711, Brümmer IV S. 419 f. L. Pfau: H 548, Brümmer III S. 213, Ernst Ziel, Litterarische Reliefs, 4. Reihe S. 160—194, Die Gegenwart 1894 Nr. 24, Frankfurter Zeitung vom 15. April 1894, (Stuttgarter) Neues Tagblatt vom 13. April 1894. Siegmund Schott: H 607, Brümmer IV S. 15, (Stuttgarter) Neues Tagblatt vom 13. Juli 1895, Vorwort zu „Sigmund Schott. Gedichte und Schriften."

Zu S. 213—216. Schwäbische Dichter in Amerika: G. A. Zimmermann, Deutsch in Amerika (Chicago 1892), Auszug daraus im Beobachter vom 1./2. März 1894, Paul Kapff, Schwaben in Amerika (Württ. Neujahrsblätter X, 1893) S. 46 f. Niklas Müller: H 522, Brümmer III S. 113 f., R. Krauß in B. B. d. St. 1898 Nr. 11/12. E. Märklin: Brümmer III S. 20 f. K. H. Schnauffer: Brümmer III S. 455 f. Straubenmüller: Brümmer IV S. 164, R. Krauß in Biogr. Jahrb. II (1898) S. 290. Puchner: Brümmer III S. 261. Heerbrandt: Brümmer II S. 116, R. Krauß in Biogr. Jahrb. I (1897) S. 96 (mit weiterem Litteraturnachweis). Auch Heinrich Loose (1812—1861) aus Stuttgart, ursprünglich Theologe, dann Zeitungsredakteur, später deutschkatholischer Prediger, der 1851 auf den Asperg kam, hierauf nach Amerika übersiedelte und dort in Wahnsinn endete, dichtete in jungen Jahren; namentlich lieferte er zu Friedrich Richters „Neckar-Harfe" (1832) ziemlich unreife Jünglingspoesie.

Zu S. 217 f. Max Schneckenburger: H 602, Brümmer III S. 456, Die Gartenlaube 1886 Nr. 32, Osc. Mokrauer-Mainé, Die Entstehungsgeschichte patriotischer Lieder verschiedener Völker und Zeiten (Baden 1895) S. 45—49, Schw. Kr. 1899 Nr. 202.

Sechstes Kapitel.

Zu S. 219—222. Kirchliche Verhältnisse in Württemberg: Württ. Kirchengesch. S. 544 ff. Gesangbuch von 1841: H I 215 Nr. 2154, Koch 7 S. 79—81, Württ. Kirchengesch. S. 600 f. Ueber Bahnmaier vrgl. Bd. I S. 373 f. Von Christian Adam Dann (1758—1837) aus Tübingen, zuletzt Stadtpfarrer zu St. Leonhard in Stuttgart, einem der einflußreichsten Häupter und strengsten Bußprediger des Pietismus, ist nur ein Lied (Nr. 480 im Landesgesangbuche) bekannt geworden. Er erwarb sich auch um den Kirchengesang Verdienste, namentlich durch die 1829/32 erschienene zweibändige „Auswahl meist älterer geistlicher Lieder zum Gebrauch bei Singübungen und zur Beförderung eines sanften einstimmigen Kirchengesangs" (H 348, Ev. Liederschatz S. 1311).

Zu S. 222—229. A. Knapp: H 467, G (1. Auflage) III 1027 f., 1271, Fr. Notter in Allg. Ztg. B. 1864 Nr. 219 f., R. Krauß im (Stuttgarter) Neuen Tagblatt vom 23. Juli 1898.

Zu S. 229—234. Chr. G. Barth: H 311, G (1. Auflage) III 746 f., Palmer in A. D. B. 2 S. 94 f. G. W. Hoffmann: H 427, Ev. Liederschatz S. 1330. Chr. H. Zeller: H 708 f., Ev. Liederschatz S. 1391. J. G. Fr. Köhler: H 469, Ev. Liederschatz S. 1337, Brümmer A S. 265. G. Chr. Kern: H 459, Ev. Liederschatz S. 1334. Stange: Koch 7 S. 301 f., Ev. Liederschatz S. 1377 f. G. Baumann: Koch 7 S. 43, Ev. Liederschatz S. 1304. Blumhardt: H 326 f., Koch 7 S. 304 f., Brümmer I S. 141. M. S. Herwig: Koch 7 S. 325 f., Ev. Liederschatz S. 1328. Ostertag: H 538, Ev. Liederschatz S. 1354. Christoph Hoffmann: H 427. Von ganz unbedeutenden geistlichen Dichtern der strengen Richtung seien hier noch erwähnt: Christoph August Klett (1766—1851) aus Oettingen u. T. (O.A. Kirchheim), zuletzt Pfarrer daselbst (Ev. Liederschatz S. 1334 f.), Joseph Karl August Seeger (1795—1864) aus Mundelsheim (O.A. Marbach), Pfarrer zu Untersielmingen im Stuttgarter Amtsbezirk (Ev. Liederschatz S. 1373), Albert Heinrich Christian (1799—1859) aus Stuttgart, als Stadtpfarrer in Sindelfingen (O.A. Böblingen) verstorben (Ev. Liederschatz S. 1309), Johann Christian Fürchtegott Winkler (1799—1858) aus Stuttgart, Missionar in Ostindien, auch Komponist geistlicher Lieder (H 689, Ev. Liederschatz S. 1389 f.), Eduard Knapp (1802—1878) aus Alpirsbach (O.A. Oberndorf), zuletzt Pfarrer in Großsüßen (O.A. Geislingen), ein jüngerer Bruder von Albert Knapp (Ev. Liederschatz S. 1336). Michael Hahn: H 401, G V 541, Brümmer A S. 175 f. Chr. G. Pregizer: H 555. Hosch: H 442, Ev. Liederschatz S. 1330. Johann Georg Rapp: H 557. Mannhardt: H 497, G V 476, Gradmann S. 355. Wertlose Reimereien sind die poetischen Versuche des der herrnhutschen Richtung zugehörigen Bauern Gottlob Haag (1804—1855) aus

Unterjettingen (O.A. Herrenberg), nebenbei Orgelmachers und Holzschnitzers (H 399).

Zu S. 234—239. Camerer (auch Cammerer): G (1. Auflage) III 1027 (Personalien falsch). Georg Rapp (Vetter von Moriz Rapp und G. Schwab): H 557, G (1. Auflage) III 784 (Werke unvollständig), J. H. in Aus dem Schwarzwald VI (1898) Nr. 10. Albert Zeller: H 708, Brümmer IV S. 408, Ev. Liederschatz S. 1391. J. Krais: H 474, Brümmer II S. 337, Ev. Liederschatz S. 1338. E. Eyth: H 365, Brümmer I S. 339 f. Gottlieb David Ludwig Weigle (1814—1855) aus Ludwigsburg, Weißgerber und dann ostindischer Missionar, veröffentlichte 1849 die christliche Gedichtsammlung „Gott ist mein Lied" (Brümmer IV S. 300). Einige weitere sonst unbekannte geistliche Dichter haben an den 1826 von B. M. Bührer herausgegebenen „Cantaten auf alle festlichen Tage und Sonntags-Texte der evangelischen Kirche im Königreich Würtemberg" mitgewirkt. Ueber verschiedene Dichter, die der weltlichen und geistlichen Poesie zugleich gedient haben, wie C. Chr. Fr. Kraus und Friedrich Richter, vrgl. das 4. Kapitel.

Zu S. 239—245. Karl Gerok: H 387 f., Adolf Wilhelm Ernst in Litterarische Charakterbilder (Hamburg 1894). Chr. Fr. Gerok: H 387. Charlotte Gerok: H 387. Bei der Aufzählung von Geroks poetischen Werken sind Kleinigkeiten, wie Texte zu Bilderwerken 2c., übergangen worden.

Zu S. 246—250. Glökler: Brümmer II S. 13. G. Kemmler: Brümmer II S. 273, Ev. Liederschatz S. 1334. Eppler: Brümmer I S. 329 f., Ev. Liederschatz S. 1313. C. M. Zeller: Brümmer IV S. 408. O. Schott: Koch 7 S. 322, Brümmer IV S. 14, Ev. Liederschatz S. 1370. J. Knapp: H 467, Brümmer II S. 304, Ev. Liederschatz S. 1336. G. Knapp: Brümmer II S. 304, Ev. Liederschatz S. 1336. Theurer: Brümmer IV S. 202 f. Elsenhans: Brümmer I S. 321. Günzler-Stotz: Ev. Liederschatz S. 1322. Hier seien noch erwähnt: Friedrich Hermann Eytel (1819—1869) aus Eßlingen, zuletzt Pfarrer in Maichingen (O.A. Böblingen), der 1862 „Psalter in modernem Gewande" veröffentlichte (Koch 7 S. 306, Brümmer I S. 339), Johann Ludwig Friedrich Seeger (1802—1890) aus Reinerzau (O.A. Freudenstadt), langjähriger Pfarrer in Weilersteußlingen (O.A. Ehingen), aus dessen Nachlaß 1891 ein ganz wertloser „Blütenstrauß" erschienen ist, Richard Lauxmann (1834—1890) aus Schönaich (O.A. Böblingen), als zweiter Stadtpfarrer an der Stuttgarter Stiftskirche verstorben, dessen poetische Erzeugnisse nie gesammelt worden sind (H 482, Ev. Liederschatz S. 1340). Ebenfalls an den verschiedensten Orten zerstreut sind die Gedichte des am 18. November 1850 zu Kirchheim u. T. geborenen Friedrich Braun, Stuttgarter Stadtdekanes und Oberkonsistorialrates, Herausgebers des Werkes „Martin Luther im deutschen Lied" (Brümmer I S. 171, Ev. Liederschatz S. 1307). In die 4. Auflage des Evangelischen Liederschatzes haben ferner Aufnahme gefunden: Georg Zinser, 1843 zu Stuttgart geboren, Pfarrer in Frickenhausen im O.A. Nürtingen

(S. 1391 f.), Rosalie Müller, geb. Denner, 1845 zu Lauterburg (O.A. Aalen) geboren, Missionarsgattin (S. 1349), Theophil Brodersen, 1859 in Bad Boll (O.A. Göppingen) geboren und an der dortigen Anstalt beschäftigt (S. 1307 f.). Die Zahl der frommen schwäbischen Dichter und Dichterinnen der Jetztzeit ist mit dieser Aufzählung indessen noch nicht erschöpft.

Zu S. 250. H. C. Gebhardt: Brümmer I S. 412 f. Füßle: Brümmer I S. 447. Der ehemalige Tübinger Stiftler Wilhelm Nast (1807—1899) aus Stuttgart, Haupt der Methodistenmission unter den Deutschamerikanern und Prediger zu Cincinnati, gab zum erstenmal 1839 ein auf Knapps Evangelischem Liederschatze fußendes deutsches Gesangbuch heraus (Schw. Kr. 1899 Nr. 284).

Zu S. 250—252. Ströbele: H 639. Georg Kanzer (1807—1875) aus Neresheim, zuletzt Stadtpfarrer in Mergentheim, edierte 1850 ein „Gesangbuch aus der Diöcese Rottenburg", darin einige eigene Lieder (Neher S. 46). Um den katholischen Kirchengesang erwarb sich Franz Xaver Reihing (1804—1888) aus Rottenburg, Pfarrer zu Schmiechen (O.A. Blaubeuren), durch Herausgabe von Choralbüchern nennenswerte Verdienste (H 562). Ueber den katholischen Kirchenkomponisten und Musiktheoretiker Eduard Ortlieb s. H 535. Vrgl. auch Johannes Michael Zeller, Geschichte des Kirchengesanges in der Diöcese Rottenburg (Regensburg 1886). Stützle: Brümmer IV S. 178, Kehrein II S. 195 f. Graf Georg von Waldburg-Zeil: Brümmer IV S. 273 f., Kehrein II S. 231 f. Schwägler: Brümmer IV S. 50. Herold: Neher S. 127. Franz Xaver Hafner (1821—1892) aus Auernheim (O.A. Neresheim), als Pfarrer in Bihlafingen (O.A. Laupheim) verstorben, ließ 1855 „Der heilige Franciscus Xaverius. Ein christliches Heldengedicht" drucken (Neher S. 104). Joseph Ruef, geboren 1828 zu Steinach (O.A. Waldsee), zuletzt Pfarrer in Arnach (O.A. Waldsee), gab 1860 zwei Bände gesammelter Grabgedichte und Grabschriften unter dem Titel „Der christliche Dichter auf den Gräbern seiner Lieben" heraus (Kehrein II S. 67, Neher S. 132). Wilhelm Stempfle (1817—1885) aus Wallerstein, zuletzt katholischer Stadtpfarrer und Dekan zu Ravensburg, der 1857 „Knospen und Blüthen in Gedichten" veröffentlichte, war zwar nach Geburt Bayer, gehörte jedoch nach Familienursprung, Erziehung und Wirksamkeit Württemberg an (Kehrein II S. 173). Jung: Brümmer II S. 243, B. B. d. St. 1878 Nr. 24 f., Alemannia XXV (1897) S. 92—94.

Siebentes Kapitel.

Zu S. 255—272. W. Hauff: H 409, Max Mendheim, Hauffs Leben und Werke (Meyers Volksbücher), J. Franck in A. D. B. 11 S. 48 f., Brümmer II S. 109, Ernst Wechsler in Westermanns Monatsheften, September 1894 S. 695—708, G. Wilhelm in Allg. Ztg. B. 1895 Nr. 188 und in Schw. Kr.

1898 Nr. 127 (Sonntagsbeilage), R. Krauß in Schw. Kr. 1893 Nr. 145 (Sonntagsbeilage), Ernst Müller in Euphorion IV (1897) S. 319—323. H. Kurz (bis 1848 schrieb sich der Dichter mit seiner Familie Kurtz): H 478, Hermann Fischer in Allg. Ztg. B. 1898 Nr. 271 f. Schönhuth: H 605 f., Brümmer IV S. 10 f., Holder S. 126 f. Eifert (der Sohn eines nach Tübingen eingewanderten Sachsen und einer Tübingerin): H 360. Die 1895 aus dem Nachlasse veröffentlichte, aber schon drei Jahrzehnte vorher entstandene Erzählung aus der Zeit Eberhards im Bart „Der Burgvogt vom Rothenberg und Die Waise von Uhlbach" von Franz Schmidlin (1806—1875) aus Schönthal, Pfarrer in Uhlbach (O.A. Cannstatt), ist ganz bedeutungslos.

Zu S. 275—282. Th. Griesinger: H 395, Brümmer II S. 41 f. A. Röslin-Henrich (Paul Stein): Brümmer II S. 135, Pataky I S. 334, II S. 325 f., 516. Todestag unbekannt. Ihre gleichfalls litterarisch thätige, zu Mainz geborene Tochter Hedwig Henrich-Wilhelmi kann natürlich nicht mehr als Schwäbin gelten. K. Müller (O. Mylius): H 522, Brümmer III S. 111 f. Der nur zufällig in Ludwigsburg geborene Erzähler Ludwig Starklof gehört nicht in eine Schwäbische Litteraturgeschichte. Adolf Weisser: Der Beobachter 1863 Nr. 236. J. Scherr: H 588, Brümmer III S. 413 f.

Zu S. 283—299. Bührlen: H 338, G (1. Auflage) III 687 f., Brümmer A S. 66. R. Köstlin: H 473, Brümmer II S. 334 f. Die von Gutzkow beeinflußte und den Jungdeutschen zuzuzählende Romandichterin Therese von Bacheracht ist nur zufällig in Stuttgart geboren und kann nicht für Württemberg beansprucht werden. W. Canz: „Aufschlüsse über Eritis sicut Deus" erschienen 1860 (Bremen und Leipzig, bei C. Ed. Müller). Weiteres über den Roman sowie eine ausführliche Autobiographie der Verfasserin in „Giebt es einen lebendigen Gott?" (Mannheim, bei Dr. Haas, 1896/7). Vrgl. auch Pataky I S. 121, II S. 494 f., C. Mezger in „Im neuen Reich" 1876 II S. 1026—1030. Auerbach: H 307 f., Brümmer I S. 50—52, Wilhelm Goldbaum in Westermanns Monatsheften 51. Bd. (1881/2) S. 606 ff., Friedrich Spielhagen ebenda 52. Bd. (1882) S. 255 ff., R. Krauß in Aus dem Schwarzwald VII (1899) Nr. 4 f.

Zu 299—302. A. Widmann: H 684, H. A. Lier in A. D. B. 42 S. 352—354 (mit weiterer Litteraturangabe). R. Kausler: H 454 (A. D. B. 15 S. 509, nicht 506). L. Pressel: G (1. Auflage) III 1024. Dittmarsch: Brümmer I S. 268. Ueber eine 1781 zu Heilbronn geborene Erzählerin Franziska von Linckersdorf s. G VII 227.

Zu S. 302—309. O. Wildermuth: H 687 f., Th. Schott in A. D. B. 42 S. 504—507, Brümmer IV S. 349, Pataky II S. 434—436, Heinrich Merz, Christliche Frauenbilder II, 6. Auflage (1898) S. 385—426. J. D. Wildermuth: H 687. L. Pichler: H 551, Brümmer IV S. 409, Pataky II S. 131—134, 461. Fürstin Agnes von Reuß (Angelika Hohenstein): H 701,

Brümmer I S. 26 f., Pataky I S. 372. G. Pleininger: H 553. Werfer: H 680, Brümmer IV S. 320, Kehrein II S. 249 f., P. Beck in A. D. B. 42 S. 8—10 (mit weiterer Litteraturangabe). J. A. Pflanz: H 550, Brümmer III S. 470, Holder S. 101—103, Kehrein II S. 10 f. Holzwarth: H 441, Brümmer II S. 197, Kehrein I S. 160 f., Reher S. 120 f. Sträßle: Kehrein II S. 188. L. Lang: Kehrein I S. 217, Reher S. 24 f.

Zu S. 309—311. Nefflen: H 525 f., H. Fischer in W. B. f. L. VII (1884) S. 140 und in seinen Beiträgen zur Litteraturgesch. Schwabens S. 229 f., Cäsar Flaischlen in B. B. d. St. 1890 Nr. 6/7 S. 92—94, Holder S. 114—122, derselbe in Heilbronner Neckar-Zeitung 1885 Nr. 26. Dreizler: Flaischlen in B. B. d. St. 1890 Nr. 6/7 S. 94—97, dazu Nr. 10/11 S. 176.

Achtes Kapitel.

Zu S. 314—317. L. Hofacker: G (1. Auflage) III 879 und Brümmer A S. 215 identifizieren ihn irrtümlicher Weise mit dem gleichnamigen Prediger. Vrgl. Uhlands Tagbuch an verschiedenen Stellen. Friedrich August Zenneck (1819—1883) aus Heutingsheim (O.A. Ludwigsburg), bis 1864 Pfarrer in Bräunisheim (O.A. Geislingen), dann nach Amerika ausgewandert, ließ 1861 als Manuskript die fünfaktige Tragödie „Conrad Besserer“ drucken, worin er sich bemüht hat, den durch die Döffinger Schlacht entschiedenen Krieg zwischen dem Grafen Eberhard dem Greiner von Württemberg und den schwäbischen Fürsten einerseits und dem schwäbischen Städtebund unter Führung des Ulmer Bürgermeisters Konrad Besserer, eines schwärmerischen Patrioten, andererseits in eine höhere politische Sphäre emporzuheben. H. Keßler: H 461, G (1. Auflage) III 880, Württ. Jahrb. 1894 I S. 24 (unter Oehringen). Heideloff: H 414, G (1. Auflage) III 879, Joseph Kehrein, Die Dramatische Poesie der Deutschen (Leipzig 1840) II S. 322 f.

Zu S. 317—319. Chr. G. Hölder: H 438, G (1. Auflage) III 880, 1020, Brümmer A S. 221. Duttenhofer: H 356. A. Seubert: H 619, Brümmer IV S. 78 f.

Zu S. 319—326. Was Joseph Lautenbacher über das Bauerntheater in bayerisch Schwaben (Im neuen Reich 1879 II S. 561—569) mitteilt, gilt zum großen Teil auch für das Bauerntheater in württembergisch Oberschwaben. Rueß (Pseudonym: Severus): Brümmer III S. 373, Kehrein II S. 67). Der 1785 geborene Johann Karl Mielach aus Wiesensteig (O.A. Geislingen) verfaßte einige Schauspiele für die katholische Jugend. Doch gehörte sein Geburtsort damals zu Bayern, in welchem Land er auch sein ganzes Leben verbrachte (G, 1. Auflage, III 1012 f., Brümmer A S. 334, Kehrein I S. 266). M. Rapp: H 558, Brümmer III S. 276, R. Krauß in Schw. Kr. 1898 Nr. 35 (Sonntagsbeilage). Ueber G. H. Rapp s. Bd. I S. 338. August Scheufele, Mitglied des K. Singchores in Stuttgart, veröffentlichte 1860 eine fünfaktige

Komödie „Die sieben Schwaben", worin das Streben nach Aristophanischem Witz und Tiefsinn bei unzulänglichem Können ein gar wunderliches Ergebnis zu Tage fördert. A. von Breitschwert: Brümmer IV S. 438, Holder S. 148 f. Auch der im Anhange zum 5. Kapitel genannte Otto von Breitschwert, Adolfs Bruder, bearbeitete einige Lustspiele aus dem Französischen. Wintterlin: Brümmer IV S. 362 f. Kißling: Brümmer IV S. 446 f., Holder S. 125 f. W. Hauber (Hohschaid): Holder S. 123 f. Die Personalien unermittelt.

Zu S. 326—330. v. Thumb-Neuburg: H 647, G (1. Auflage) III 878, Brümmer A S. 537, Joseph Kehrein, Die Dramatische Poesie der Deutschen II S. 322 f. Birch-Pfeiffer: H 325, Brümmer A S. 41 f., Pataky I S. 72. Ihre Tochter, die Schriftstellerin Wilhelmine von Hillern, kann natürlich nicht als Schwäbin gelten. Waldstein: Brümmer IV S. 274 f. Der zu Biberach geborene Friedrich Kaiser, dessen Name mit der Wiener Volksbühne eng verwachsen ist, gehört nicht nur nach Erziehung und Wirksamkeit, sondern auch nach Familienursprung ganz zu Oesterreich. Zur Zeit seiner Geburt hielt sich sein Vater als Leutnant der K. K. österreichischen Aerarial-Fleisch-Regie nur vorübergehend in Biberach auf (H 451). Ebenso kam der bekannte Geograph und Historiker Karl Spruner von Merz, der zugleich Dramatiker gewesen ist, in Stuttgart zur Welt, wo sein Vater damals gerade bedienstet war, muß jedoch allen seinen Lebensverhältnissen nach Bayern zugewiesen werden (H 627). Auch ein anderer in Stuttgart geborener Dramatiker, der Freiherr Paul von Wangenheim, kann kaum für Schwaben beansprucht werden (Brümmer IV S. 282).

Neuntes Kapitel.

Zu S. 331—337. Schwäbische Dichtung der Gegenwart: R. Krauß im Litterarischen Echo I Nr. 3 Sp. 138—146. Georg Jäger: Brümmer II S. 221, Holder S. 220—222. Schönhardt: Brümmer IV S. 10. E. Paulus (Sohn): Brümmer III S. 197, Karl Weitbrecht in Schwabenland 1897 Nr. 18. Karl Weitbrecht: Brümmer IV S. 311 f., Schw. Kr. 1895 Nr. 60 (Abendblatt). Roller: Brümmer III S. 336 f., Holder S. 229. Doll: Brümmer I S. 271. Eggert: Brümmer I S. 307. Oechsler: Brümmer III S. 162 f., 470. E. Wechßler: Brümmer IV S. 293 f. Butscher: Brümmer I S. 207 f. Wink (Treugold): Brümmer IV S. 358 f. Flaischlen: Brümmer I S. 364 f., 446, Holder S. 236 f. Ein posthumes Gedichtbuch des zu Karlsruhe in Schlesien geborenen Herzoges Eugen Erdmann von Württemberg (1820—1875), preußischen Generales der Kavallerie, erschien 1885 (H 695). Weitere Sammlungen gaben heraus: Fritz Keppler (* 25. Januar 1842 zu Balingen), Arzt in Venedig, 1873 „Wilde Rosen" (Brümmer II S. 275), der als Dramatiker erwähnte Franz Größler 1873 „Gedichte", der Dramatiker Adolf Wechßler 1874 „Sinnsprüche und kleine Gedichte", 1880 „Sieben Sagen", 1887 „Sagen und Schwänke", Adolf Brodbeck (* 22. Oktober 1853 in Stuttgart), Privat-

gelehrter und fruchtbarer Schriftsteller über Religion, Philosophie, Aesthetik, Musik u. s. w., 1877 „Knospen und Blüthen" (Brümmer I S. 184), der unter die Romandichter eingereihte Wilhelm Pressel 1885 den Romanzenkranz „Bebenhausen", Robert Payer (* 7. April 1836 zu Pleidelsheim im O.A. Marbach), Pfarrer in Magstadt, „Ausgewählte Gedichte" (1885), Eugen Gantter (* 11. Januar 1848 zu Stuttgart) in Frankfurt a. M. 1893 „Am häuslichen Herd", Ernst Wolfgang Heß von Wichdorff (* 30. Mai 1860 zu Langenburg), Rentkommissar in Gotha, auch Historiker und Genealoge, 1894 „Gedichte" (Brümmer II S. 468), Wilhelm Schriefer (* 11. Februar 1865 zu Ludwigsburg), Kaufmann, dann Schriftsteller in Wien, 1895 „Oesterreichische Romanzen", Karl Ernst Liebermann (* 2. Juli 1858 zu Friedrichshafen), Buchhalter in Tuttlingen, neben Humoristischem 1894 „Gedichte" (Brümmer II S. 413), K. H. Siegfried Pfaff (* 7. März 1827 zu Eßlingen), Professor in seiner Vaterstadt, auch Eßlinger Lokalhistoriker und novellistischer Mitarbeiter von „Württemberg wie es war und ist", 1898 ein „Liederbuch". Als Humorist und Lokaldichter sei noch John Hummler (* 19. Oktober 1846), Buchhändler in seiner Vaterstadt Saulgau, genannt. Unter den zahlreichen deutsch-amerikanischen Dichtern der Gegenwart befinden sich auch manche Schwaben, freilich nur Talente dritten und vierten Ranges. So Johann Martin Bürkle (1832—1896) aus Plattenhardt bei Stuttgart (R. Krauß in Biogr. Jahrb. I (1897) S. 92 f.) und Wilhelm Strobel (1841—1890) aus Mittelthal im O.A. Freudenstadt (Brümmer IV S. 169), die beide über dem Ozean als Geistliche und Journalisten thätig gewesen sind. Von Lebenden seien erwähnt: Karl Theodor Eben (* 1836 zu Ravensburg), Sprachlehrer in Brooklyn (Brümmer I S. 293 f.), Georg Herrmann (* 1840 zu Eßlingen), Schuldirektor in Detroit (Brümmer II S. 143 f., Holder S. 232), Heinrich Pfäfflin (* 1842 zu Schwaigern im O.A. Brackenheim), Journalist, Ernst F. L. Gauß (* 31. August 1842 zu Stuttgart), Bibliothekar in Chicago, Julius Gugler (* 24. Februar 1848 zu Stuttgart), Besitzer einer lithographischen Anstalt in Milwaukee, Karl Lorenz (* 31. März 1858 zu Stuttgart), Lehrer und Journalist in Cleveland (Brümmer II S. 441), Karl Bauer (* 3. Oktober 1869 zu Crailsheim, Seminaroberlehrer zu Elmhurst im Staate Illinois (Brümmer IV S. 434), endlich zwei Frauen, Pauline Widemann, geb. Gärttner (* 29. März 1829 auf der Solitüde bei Stuttgart), zu Ann Arbor (Michigan) lebend (Brümmer IV S. 336, Pataky II S. 431), und Marie Raible, als Tochter des S. 156 erwähnten Dichters und Pfarrers E. Chr. Fr. Kraus 1846 zu Unterjesingen (O.A. Herrenberg) geboren, Kaufmannsfrau zu Alton im Staat Illinois (Pataky II S. 164). Vrgl. auch die zu den schwäbisch-amerikanischen Dichtern des fünften Kapitels angegebenen Quellen.

Zu S. 337 f. Ueber Chr. Wagner hat sich bereits eine ziemlich umfangreiche Litteratur gebildet. Richard Weltrich hat ihm unter dem Titel „Christian Wagner, der Bauer und Dichter zu Warmbronn" (Stuttgart 1898) ein dickes Buch gewidmet. Vrgl. ferner Brümmer IV S. 271, R. Weitbrecht

im Daheim 1892 Nr. 43, R. Krauß in Allg. Ztg. B. 1893 Nr. 171, W. G. C. Byvanck in De Gids, Januar 1894 S. 95—146, D. Saul in Frankfurter Zeitung vom 22. November 1894 (Morgenblatt), Bruno Wille im Magazin für Litteratur 1895 Nr. 10 u. s. w. Ganz im lyrischen Alltagsgeleise bewegen sich „Meine Verse" (1898) von Emanuel Eugen Schmidt (* 6. April 1870 zu Ulm, der, gelähmt, in der Stuttgarter Karlsvorstadt lebt, und die „Gedichte", die Eberhard Schanzenbach aus Oehringen 1898 als Stuttgarter Hotelbediensteter herausgegeben hat. Beide können sich mit L. Palmer entfernt nicht messen. Als sozialistischer Tendenzdichter sei Jakob Stern (* 28. Mai 1843 zu Niederstetten im O.A. Gerabronn), Schriftsteller in Stuttgart, namhaft gemacht, desgleichen Eduard Fuchs (* 31. Januar 1870), Schriftsteller in München.

Zu S. 338 f. J. Kurz: Brümmer II S. 363, Pataky I S. 467, Alfred Biese, Lyrische Dichtung und neuere deutsche Lyriker S. 210—214, Th. Ebner in Allg. Ztg. B. 1896 Nr. 72, R. Krauß in Deutsche Rundschau, August 1897 S. 300—303, Karl Bienenstein in Die Gegenwart 1897 Nr. 21. Gräfin S. Waldburg-Syrgenstein: Pataky II S. 404. L. Herrlinger-Ludwig: Pataky I S. 343. Olga Burkart: Pataky I S. 117. Weitere Dichterinnen haben folgende lyrische Sammlungen veröffentlicht: Thekla Schneider (* 19. Juni 1854 zu Ravensburg) in Friedrichshafen 1882 „Wellen vom Bodensee", in zweiter Auflage 1889 „Gedichte" (Brümmer III S. 462, Pataky II S. 262), Mathilde Walker (* 27. September 1842 zu Stuttgart), in der Schweiz lebend, 1882 „Gedichte" und 1884 „Aus des Lebens Füllhorn" (Brümmer IV S. 276, Pataky II S. 403), Mina Jacobi, geb. Reicher (* 26. April 1824 zu Ludwigsburg), Hauptmanns Witwe in Stuttgart, 1888 „Späte Blüten" und 1895 „Bunte Bilder" (Brümmer II S. 470, Pataky I S. 394), Rosine Stiefenhofer, geb. Weipert (* 8. Juni 1827 zu Ergenzingen im O.A. Rottenburg), Domänenrats Witwe zu Oberstadion (O.A. Ehingen), 1890 „Gesammelte Blätter" (Brümmer IV S. 144, Pataky II S. 334), Emilie Munz (* 10. Juni 1860 zu Stuttgart), Gattin eines Gutsbesitzers bei Stuttgart, 1897 „Heideklänge" (Pataky II S. 71) und Therese Köstlin, die jüngste schwäbische Dichterin, die Tochter des Gießener Theologieprofessors Heinrich Adolf Köstlin und die Enkelin Geroks und Reinhold Köstlins (* 30. Mai 1877 zu Maulbronn), 1899 „Bilder aus Geschichte und Leben in Gedichten".

Zu S. 339 f. Von Dichtern, die sich da und dort mit Erfolg vernehmen lassen, ohne bis jetzt ihre Schöpfungen gesammelt zu haben, seien hier noch erwähnt: Heinrich Freiherr Capler von Oedheim, genannt Bautz (* 26. April 1835 zu Oedheim im Oberamt Neckarsulm), in Cannstatt wohnhaft, der auch 1887 lyrische Uebertragungen unter dem Titel „Ein Strauß Französischer Liederdichtung" herausgab, Otto Schanzenbach (* 27. Februar 1837 zu Ludwigsburg), Professor in Stuttgart, der zugleich das Feld der württembergischen Kultur- und Litteraturgeschichte anbaut, Lorenz Straub (* 12. März 1839 zu Ulm), Gymnasialprofessor in Stuttgart, Uebersetzer der Antigone (1886).

Zu S. 340—343. Neuere schwäbische Dialektdichtung: Die Grenzboten 47. Jahrgang (1888), 4. Vierteljahr S. 279—285. Grimminger: Brümmer II S. 45, Schw. Kr. 1897 Nr. 100 (Mittagsblatt), Holder S. 204—208. Weibert (W. Stein): Brümmer IV S. 298 f., Holder S. 182—184. M. Franck: Brümmer IV S. 441, Pataky I S. 223, Holder S. 239 f. Buck: H 336 f., Brümmer IV S. 439, Holder S. 171—176. T. Hafner: Brümmer II S. 79 f., Holder S. 223—225. G. Seuffer: Brümmer IV S. 79, Holder S. 225 f. Unseld: Brümmer IV S. 235, Holder S. 226—228. Kien: Brümmer II S. 281 f., Holder S. 228 f. Als weitere Dialektdichter macht Holder noch namhaft: Johann Jakob Pfisterer (S. 184 f.), Christian Friedrich Aichele (S. 229), Fritz Scheuerle (S. 229). Das 1880 ff. erschienene Witzblatt „Der Vetter aus Schwaben“ ließ sich die Pflege der einheimischen Dialektpoesie besonders angelegen sein (Holder S. 233—235). Gerne bedient sich ferner der Mundart Rechnungsrat Hermann Bacmeister (* 10. September 1828), Postbeamter a. D. in seiner Vaterstadt Stuttgart, der seine Gedichte noch nicht gesammelt hat (Brümmer I S. 62 f.). Auch des jung verstorbenen Eugen Keller (Schwabenland 1899 Nr. 7) ist hier zu gedenken.

Zu S. 343—346. W. Hertz: Brümmer II S. 145 f., Franz Muncker in Deutsche Dichtung 3. Bd. (1888) S. 299—303. Engelmann: Brümmer I S. 329. M. Eyth: Brümmer I S. 340. L. Laistner: Brümmer II S. 367, IV S. 447, W. Golther in Biographische Blätter II (1896) S. 203—209, Schw. Kr. 1896 Nr. 69 (Mittagsblatt). Von Thekla Schneider besitzen wir zwei Epen aus der oberschwäbischen Vergangenheit, „Aus alten Tagen“ (1885) und „Frau Wendelgard“ (1893), von Emil Schloz einen Sang von der Tauber, „Der Meistertrunk zu Rothenburg“ (1891), in ungewöhnlich holperigen Versen. „Kadettenlust, Kadettenleid“ (1886) des Leutnants a. D., Freiherren Eugen von Enzberg (* 26. Februar 1858 zu Stuttgart), Schriftstellers in Berlin, ist eine amüsante humoristische Gelegenheitsdichtung ohne litterarischen Wert. Gar nichts mehr mit Poesie zu thun hat die derbe, ja, gemeine Humoreske in Versen „Balthasar's Pilgerfahrt“ (1896) von Georg Schwanz (* 7. August 1866 zu Ulm), Ortskrankenkassenverwalter in Göppingen. Auguste Supper in Calw, Verfasserin des Epos „Der Mönch von Hirsau“, ist nicht Württembergerin von Geburt.

Zu S. 347—350. Richard Weitbrecht: Brümmer IV S. 312. A. Graf Adelmann: H 300, Brümmer I S. 24. Müller-Palm: Brümmer III S. 118 f. W. Pressel: Brümmer III S. 249; auch seine Gattin Friederike, geb. Jäger, ist als Schriftstellerin, namentlich im historischen Fach, aufgetreten. Ludwig Riedt (* 30. August 1833 zu Kresbach im O.A. Neckarsulm), Kanzlist in Wolfegg (O.A. Waldsee), Erzähler, auch Lyriker, breitet in seinen Erzeugnissen hauptsächlich die Erfahrungen und Stimmungen eines Konvertiten zum Katholizismus aus. Als fruchtbare Roman- und Novellendichter seien ferner genannt: Richard Kettnaker (1843—1897) aus Schussenried (O.A. Waldsee), zuletzt Schriftsteller in Stuttgart (Brümmer II S. 279 f.), Konrad Fischer-

Sallstein (* 17. September 1847 zu Frauenzimmern im O.A. Brackenheim), Schriftsteller in Charlottenburg, Gebhard Schätzler-Perasini (* 4. August 1866 zu Ulm), Schauspieler und Schriftsteller in Dresden. Von Fritz Keppler besitzen wir „Vier Erzählungen" (1885), von Wilhelm Schriefer einen Roman aus dem 5. Jahrhundert, Namens „Daswina" (1897). H. Wittmann: Brümmer IV S. 366. Hecker: R. Krauß in Biogr. Jahrb. II (1898) S. 149—151. Als Erzähler, die sich der feuilletonistischen oder humoristischen Gattung nähern, seien noch aufgeführt: Hermann Bacmeister, Ferdinand Maier (* 4. März 1836 zu Thunau im O.A. Tettnang), Rentmeister a. D. in Stuttgart, Karl August Fischer (* 14. Mai 1847), Hauptmann a. D. in seiner Geburtsstadt Stuttgart, Theodor Ebner (* 9. August 1856 zu Eßlingen), Redakteur in Heilbronn, der auch geschichtliche und litterarhistorische Arbeiten liefert, Ferdinand Fromm (* 31. März 1857 zu Unterkochen im O.A. Aalen), Hauptmann in Ulm, Hermann Gauß (* 12. November 1861 zu Lorch im O.A. Welzheim), Kanzler des italienischen Konsulates in Mannheim, Gustav Ströhmfeld (* 13. April 1862 zu Oberwälden im O.A. Göppingen), Revisor in Stuttgart, den namentlich seine Städteführer bekannt gemacht haben. Als Roman- und Novellendichterinnen sind noch namhaft zu machen: Bertha Ackermann, geb. Haßlacher (* 5. Dezember 1840 zu Wolfegg im O.A. Waldsee), Badinspektors Witwe in Stuttgart (Brümmer I S. 28), Mathilde Weber, geb. Walz (* 16. August 1829 auf dem Schweizerhof im O.A. Ellwangen), Witwe des Tübinger Professors Heinrich Weber, die ihre Feder hauptsächlich in den Dienst der Frauenbewegung gestellt hat (Brümmer IV S. 290 f., Pataky II S. 413 f.), Marie Rupp (* 22. August 1844 zu Tübingen) in Stuttgart, die eine an die Manier des Grafen Adelmann gemahnende Erzählung, „In der Mühle" (1882), geschrieben hat (Brümmer III S. 372, Pataky II S. 216), Marie Bauer (* 21. Juli 1828 zu Mergentheim) in Cannstatt, Verfasserin des Romanes „Eine arme Seele" (1891), die schon erwähnte Rosine Stiefenhofer.

Zu S. 351. Paul Lang: R. Krauß in Biogr. Jahrb. III (1899), Brümmer II S. 374. A. Riecke: Brümmer III S. 314. Stähle schreibt unter dem Pseudonym Philipp Spieß. Die schon wiederholt erwähnte Thekla Schneider hat in der historischen Erzählung „Irmentrud" (1897) die bekannte Sage von der Welfengräfin mit den zwölf Kindern behandelt.

Zu S. 352. Eine Blumenlese von Gedichten, Erzählungen und Redensarten in der Haller Mundart hat Wilhelm German (* 2. April 1858), Verlagsbuchhändler in seiner Vaterstadt Hall, 1896 unter dem Titel „Ba da Haller Doovelich!" zusammengestellt.

Zu S. 353 f. Von Ernst Salzmann (* 14. Mai 1848 zu Eßlingen), Professor und Schulinspektor in Stuttgart, besitzen wir neben Jugendbüchern die Erzählung „Hinter Klostermauern" (1886). Professor Gottlob Maisch (* 15. September 1825 zu Orlach im O.A. Hall), Privatgelehrter in Stuttgart, christlicher Jugendschriftsteller, Erzähler und Herausgeber von Anthologien, be-

dient sich seltsamerweise des weiblichen Pseudonymes Klara Braun (Pataky I S. 96 f., II S. 490, 544). E. Tafel: Brümmer IV S. 186 f., Pataky II S. 355. A. Willms: Brümmer IV S. 355, Pataky II S. 440. A. Wildermuth: Brümmer IV S. 348 f., Pataky II S. 434. H. v. Varnbüler (Pseudonym: Hermine Olten): Pataky II S. 104, 542. H. Lindemann-Schmidt: Pataky I S. 506 f., II S. 254. M. Haug (Pseudonym: Maria Liebrecht): Pataky I S. 318, 501 f. E. von Soden: Pataky II S. 309. T. Schumacher: Pataky II S. 284. F. Hummel (Pseudonym: Frida von Kronoff): Brümmer II S. 214, Pataky I S. 385 f., 459 f., II S. 524. K. Lechler: Pataky I S. 484—487, II S. 526. Als Mädchen- und Frauenschriftstellerin ist noch aufzuführen Adelheid Riecke, geb. Wolfer (* 5. Juli 1842 zu Reutlingen), Gattin des oben genannten Adolf Riecke in Tübingen (Pataky II S. 191 f.).

Zu S. 354—357. Bonhöffer: Brümmer I S. 153. E. Kapff: Brümmer II S. 256. A. Wechßler: Brümmer IV S. 293. Kaspar (vor seinem Eintritt in den Benediktinerorden: Joseph) Kuhn: Brümmer II S. 352 f. O. Hahn: VII. und VIII. Jahresbericht des Württ. Vereins f. Handelsgeogr. S. 106—109. W. Flamm: Brümmer I S. 365. v. Berlichingen: Brümmer I S. 106. Chr. Wurst: Brümmer IV S. 393, Kehrein II S. 268. Robert Payer schrieb ein dramatisches Gedicht, „Johannes Hus" (1877), Julius Schall (* 6. März 1861 zu Eybach im O.A. Geislingen), Pfarrer in Wasseralfingen (O.A. Aalen), ein biblisches Drama, „Elia, der Thisbiter" (1896); beide Stücke sind gut versifiziert, doch mehr rhetorisch als dramatisch gehalten. Schauspiele ernsterer Gattung besitzen wir ferner von Karl Kutter (* 10. August 1830), Rechtsanwalt in seiner Vaterstadt Biberach, Richard Kettnaker, Bertha Ackermann, Rosine Stiefenhofer. Gottlob Maisch lieferte unter dem Titel „Für Recht und Heimat" (1893) zwei dramatisierte Bilder aus der Geschichte Untertürkheims, ein Tiber Klöckler in dem volkstümlichen Trauerspiele „Der Student von Ulm" (1879) eine Bearbeitung der gleichnamigen Scherrschen Erzählung. Lustspiele und Schwänke verfaßten Hermann Bacmeister, Fritz Keppler, Konrad Fischer-Sallstein, Ferdinand Maier, Gebhard Schätzler-Parasini, Max Hohnerlein (* 16. März 1865 zu Kupferzell im O.A. Oehringen), katholischer Volksschullehrer in Deubach (O.A. Mergentheim). Zwei zusammenhängende historische Festspiele, „Die Weiber von Weinsberg" und „Der Schreckenstag von Weinsberg" (1893), hat Adolf Tafel (* 1. November 1829 zu Oehringen), Privatlehrer in Heilbronn, veröffentlicht. Patriotische Festspiele haben wir ferner von Friedrich Wink (Fritz Treugold), aus dessen Feder auch eine Dramatisierung der biblischen Geschichte vom verlorenen Sohn (1881) stammt, Ernst Ege (* 4. Dezember 1863 zu Stuttgart), Pfarrer in Unterregenbach im O.A. Gerabronn (Brümmer IV S. 440), Hermann Müller (* 27. Februar 1818), Rektor a. D. in seiner Vaterstadt Calw, der die Form vaterländischer Oratorien sich erwählt hat. Operntexte hat Wilhelm Schriefer verfertigt, ebenso Hugo Wittmann, der auch in

Gemeinschaft mit M. Loebel ein modernes Schauspiel, „Das kritische Alter" (1887), geschrieben und auf die Bühne gebracht hat.

Zehntes Kapitel.

Zu S. 358. Wissenschaften: J. Hartmann in Jubiläumsausgabe des Staats-Anzeigers für Württemberg (1889) S. 31—39. Eine Liste der gegenwärtigen Württemberger, welche an auswärtigen Universitäten lehren, in demselben Blatt 1899 Nr. 123.

Zu S. 359—363. Evangelische Theologie: Württ. Kirchengesch., namentlich S. 566—583. Tübinger evangel.-theol. Fakultät: H I 252 Nr. 2565 f. E. G. Bengel: H 318. Weitere Vertreter der älteren Tübinger Schule: Friedrich Gottlieb Süskind (1767—1829) aus Neuenstadt (O.A. Neckarsulm), Storrs Nachfolger auf dessen Tübinger Lehrstuhl, zuletzt Direktor des Studienrates in Stuttgart (H 641 f.), Karl Christian Flatt (1772—1843) aus Stuttgart, zuletzt Prälat und Studienratsdirektor daselbst (H 372), Johann Friedrich Flatt (1759—1821) aus Tübingen (H 372). Als Schriftsteller war diesen Johann Christian Friedrich Steudel (1779—1837) aus Eßlingen, der seit 1815 in der Tübinger Fakultät wirkte, überlegen; er gab die 1828/40 existierende „Tübinger Zeitschrift für Theologie" heraus (H 633, A. D. B. 36, nicht 35, S. 152—155). Auch J. F. Bahnmaier (vrgl. Bd. I S. 373 f.) stand dem Supranaturalismus nahe. Der als Pfarrer zu Stetten (O.A. Cannstatt) verstorbene Christian Benjamin Klaiber (1796—1836) aus Ohnastetten (O.A. Urach), ein Schüler Bengels, war eine Zeit lang außerordentlicher Theologieprofessor in Tübingen (H 464). Strauß: H 637 f., Vischer in Kritische Gänge, Neue Folge 3. Heft S. 1—91, Fr. Nietzsche, Unzeitgemäße Betrachtungen, 1. Stück: David Strauß, der Bekenner und der Schriftsteller (Leipzig o. J.), Heinrich Künkler, Zum Gedächtniß an David Friedrich Strauß (Wien 1898); Ungedrucktes aus dem Nachlaß in Deutsche Revue, Februar- und Aprilheft 1894. Chr. Märklin: H 498.

Zu S. 363—366. F. Baur: H 313. M. Schneckenburger: H 602. H. Schmidt: H 601. H. Lang: H 480. Der Tübinger Prälat Ludwig Georgii (1810—1896) aus Urach vertrat gleichfalls in theologischen Schriften die Ideen seines Lehrers Baur (R. Krauß in Biogr. Jahrb. I (1897) S. 100). T. Beck: H 315. R. Kübel: H 476. K. Auberlen: H 307. Der konsequenteste Schüler Becks war Ernst Gottlob Wörner (1829—1875) aus Stuttgart, der in Zürich Theologie dozierte. Fr. H. Kern: H 458. Chr. Fr. Schmid: H 598. Landerer: H 479. Oehler: H 532 f. Chr. Palmer: H 545. Eduard Elwert (1805—1865) aus Cannstatt, Professor der Theologie in Zürich und 1839/41 in Tübingen, dann Pfarrer an verschiedenen Orten, zuletzt Ephorus in Schönthal, beschränkte sich auf Aufsätze und Programme (H 362). Von Auswärtigen wirkten an der Tübinger evangelisch-theologischen Fakultät

namentlich 1838/48 der gefeierte Heinrich Ewald (H 365) und Oehlers Nachfolger, Ludwig Diestel (H 351). Karl Weizsäcker † 13. August 1899 (vrgl. Zeitungsnekrologe). Von gegenwärtigen Tübinger Theologen haben Julius Grill, Theodor Häring u. s. w. schöne litterarische Leistungen aufzuweisen.

Zu S. 366. Dorner: H 354. J. Wagenmann: H 665. G. V. Lechler: H 483. Th. Keim: H 455. W. Fr. Geß: H 388. Theodor Christlieb (1833—1889) aus Birkenfeld (O.A. Neuenbürg), Professor der praktischen Theologie und Universitätsprediger in Bonn, beschäftigte sich namentlich mit Missionsgeschichte (H 343). Wilhelm Friedrich Hufnagel (H 445) gehört mit seinen Werken einer früheren Periode an. Christian Friedrich Kling (1800—1862) aus Altdorf (O.A. Böblingen) war Professor in Marburg und Bonn, zuletzt Dekan in Marbach (H 466). Georg Friedrich Heinrich Rheinwald (1802—1849) aus Scharnhausen (im Stuttgarter Amtsbezirk), eine Zeit lang Theologieprofessor in Bonn, schrieb insbesondere über kirchenpolitische Fragen (H 568). Der jung verstorbene August Dietzsch (1836 bis 1872) aus Hofen (O.A. Besigheim), gleichfalls Professor in Bonn, erweckte schöne Hoffnungen (H 352). Wilhelm Mann (1819—1892) aus Stuttgart, Professor am evangelisch-theologischen Seminar in Philadelphia, ragte als Schriftsteller unter den in Amerika wirkenden württembergischen Theologen hervor. Von lebenden Theologen seien noch die beiden Leipziger Professoren Rudolf Kittel und Otto Kirn, der Jenaer Rudolf Seyerlen genannt.

Zu S. 367. Von Geistlichen im Lande haben sich als Schriftsteller der Hebräist Franz Joseph Valentin Dominikus Maurer (1795—1874) aus Rottweil, Konvertit zum Protestantismus und Pfarrer an verschiedenen württembergischen Orten (H 502), Reinhold Wunderlich (1808—1879) aus Aurich (O.A. Vaihingen), Pfarrer in Bondorf im O.A. Herrenberg (H 693), hervorgethan, ferner Ludwig Schuhkrafft (H 611), der im ersten Kapitel erwähnte Ernst Osiander, Hermann Zeller (H 709), Gottlieb Osiander (H 536), Karl Friedrich Klaiber (s. unten). J. Hartmann (Vater): H 408. Th. Pressel: H 556. Christoph Ulrich Hahn (1805—1881) aus Stuttgart, Pfarrer in der dortigen Karlsvorstadt, auch erbaulicher und pädagogischer Autor sowie Redakteur der „Blätter für das Armenwesen", schrieb ein dreibändiges Werk über die Ketzer des Mittelalters (H 401). Weitere Kirchenhistoriker: Karl Römer (1810—1859) aus Stuttgart, Diakonus in Sindelfingen (O.A. Böblingen), und der Stuttgarter Prälat und Stiftsprediger Karl Burk. Albert Hauber (1806—1883), zuletzt Prälat in seiner Vaterstadt Ludwigsburg, veröffentlichte außer beliebten Predigten und Gebetbüchern ein Werk über „Recht und Brauch der evangelisch-lutherischen Kirche Württembergs" (zwei Teile, 1854/6). E. E. Koch: H 469. Den 8. Band der 3. Auflage des Kochschen Werkes hat der schon zum 6. Kapitel erwähnte Richard Lauxmann verfaßt.

Zu S. 367—369. L. u. W. Hofacker: H 426. S. K. Kapff: H 453. W. Hoffmann: H 428. Auch von Gustav Werner (1809—1887) aus Zwiefalten (O.A. Münsingen), dem Gründer und Leiter der bekannten menschenfreundlichen Anstalten in Reutlingen, existieren Predigten, Reden, Vorträge u. s. w. (H 681 f., Theodor Schott in A. D. B. 42 S. 50—56). In jüngster Zeit haben die religiösen Schriften des einer abweichenden Lehrmeinung wegen aus dem württembergischen Kirchendienst entlassenen Christoph Schrempf, Professors in Stuttgart, das gebildete Publikum angezogen. Der Mitbegründer der Baseler Missionsgesellschaft und erste dortige Missionsinspektor, Christian Gottlieb Blumhardt (1779—1838) aus Stuttgart, verfaßte 1828/37 eine breit angelegte Missionsgeschichte in vier Bänden (H 326). Weitere Baseler Missionsschriftsteller: Christian Friedrich Spitteler (H 625), Joseph Josenhans (H 450). Auch der deutsche Prediger an der Savoy-Kirche in London und Sekretär der brittisch-ausländischen Bibelgesellschaft Karl Friedrich Adolf Steinkopf (1773—1859) aus Ludwigsburg, erbaulicher Autor, ist von Basel ausgegangen (H 632). Die litterarische Thätigkeit des in der europäischen und asiatischen Türkei wirkenden Karl Gottlieb Pfander (1803—1865) aus Waiblingen gipfelte in der Polemik gegen den Islam zu Gunsten der christlichen Propaganda (H 548). Der Begründer und Vorstand des Calwer Verlagsvereines, Christian Barth, ist schon im 6. Kapitel behandelt worden; sein Gehilfe und Nachfolger war der noch unter den Orientalisten zu erwähnende Missionar Hermann Gundert, auch Verfasser einer Geschichte der Evangelischen Mission. Ueber Albert Ostertag vrgl. 6. Kapitel. Eine „Evangelische Volksbibliothek" gab Prälat Karl Friedrich Klaiber (1817—1893) aus Walxheim (O.A. Ellwangen), Dekan in Göppingen, heraus (H 464). Um die Bibel und Verbreitung sonstiger evangelischen Schriften erwarben sich ferner verschiedenartige Verdienste: Prälat Christian Friedrich Oettinger (H 351), Friedrich Schröder (H 608), Karl Eduard Rösler (H 575). Ueber die erbauliche Prosa der Separatisten, deren Koryphäen übrigens schon im 6. Kapitel vorgeführt worden sind, kann füglich weggeschritten werden. J. Chr. Fr. Burk: H 339. B. G. Denzel: H 351. Weitere Theologen und Pädagogen: Karl August Christoph Friedrich Zoller (1773—1858) aus Deizisau (O.A. Eßlingen), Oberinspektor des Waisenhauses und Rektor des Katharinenstiftes in Stuttgart (H 712), August Heinrich d'Autel (1779—1835) aus Heilbronn, Prälat und Oberhofprediger in Stuttgart (H 308), Heinrich Stirm (1799—1873) aus Schorndorf, Prälat und Oberkonsistorialrat in Stuttgart (H 634, A. D. B. 36, nicht 35, S. 255 f.), Prälat Gottlob Bührer (1801—1894) aus Stuttgart, auch Mitglied der Gesangbuchskommission (H 337), Oberschulrat Theodor Eisenlohr (1805—1869) aus Herrenberg, Rektor des Nürtinger Schullehrerseminars, 1837/48 Herausgeber der pädagogischen Vierteljahrsschrift „Blätter aus Süddeutschland" (H 360), Ludwig Völter (1809—1888) aus Metzingen, zuletzt Pfarrer in Zuffenhausen (O.A. Ludwigsburg), der dreißig Jahre lang den 1837 begründeten, viel gelesenen „Süd-

deutschen Schulboten" leitete (H 662), die zwei Rektoren des Stuttgarter Katharinenstiftes Karl Wolff (1803—1869) und Adolf Heller (1834—1894), beide aus Stuttgart (H 691, bez. H 418). Th. Scherr: H 588. Württembergische Volksschullehrer und Pädagogen: Philipp Jakob Völter (1757—1840) aus Metzingen, Knabenschullehrer in Heidenheim (H 662), Johann Christian Laistner (1819—1893) aus Freudenstadt, Oberlehrer in Stuttgart (H 479).

Zu S. 369—372. Katholische Theologie: Württ. Kirchengesch., namentlich S. 662—666, 683—687, 692. Ellwanger Universität: H I 252 Nr. 2567 f. Katholische Tübinger Schule: Schanz in Theologische Quartalschrift 1898 S. 1—49. Drey: H 355. Herbst: H 419. Hirscher: H 423 f. Von den Professoren der Ellwanger Universität verdient etwa noch Johann Nepomuk Vestlin (1768—1831) aus Ellwangen Erwähnung, als Stadtpfarrer in Laupheim (O.A. Ellwangen) verstorben, übrigens nur erbaulicher und pädagogischer Autor (H 321, Kehrein I S. 26). Möhler: H 512 f., Lutterbeck in A. D. B. 22 S. 59—61. Welte: H 680, Reusch in A. D. B. 41 S. 692. J. Kuhn: H 476. Hefele: H 413. Aberle: H 299. Himpel: H 423. Kober: R. Krauß in Biogr. Jahrb. II (1898) S. 276 f. Linsenmann: R. Krauß ebenda III (1899). Nur vorübergehend gehörten der katholisch-theologischen Fakultät in Tübingen an: Joseph Gehringer (1803—1857) aus Unterkochen im O.A. Aalen (H 384), Georg Schöninger (1804—1884) aus Weilderstadt im O.A. Leonberg (H 606), Joseph Martin Mack (1805—1885) aus Neuhaus (O.A. Mergentheim), ein kirchenpolitischer Heißsporn (H 495), Anton Graf (1811—1867) aus Baldern im O.A. Neresheim (Neher S. 61 f.). Gegenwärtig lehren in Tübingen Franz Xaver Funk, Paul Schanz, Johann Belser, Paul Vetter u. s. w.

Zu S. 372. Staudenmaier: H 629. In Gießen wirkten ferner als Professoren der in Zürich von württembergischen Eltern geborene Leopold Schmid und der aus Ansbach gebürtige, aber in Württemberg erzogene spätere Rottenburger Domkapitular Franz Anton Scharpff (H 583). Gams (als Benediktiner: Pius): H 382. P. Wittmann: H 691, Lauchert in A. D. B. 43 S. 644 f. Als Kirchenhistoriker ist ferner der Würzburger Domkapitular Johann Martin Düx (1806—1875) aus Simmringen (O.A. Mergentheim) zu nennen (H 357). Ueber Florian Rieß s. 5. Kapitel. Gegenwärtig lehrt Alois Knöpfler in München Kirchengeschichte, Karl Braig in Freiburg Religionsphilosophie.

Zu S. 372 f. Von katholischen Geistlichen im Lande haben unter anderen wissenschaftliche Leistungen aufzuweisen: Benedikt Alois Pflanz (1777—1844) aus Espachweiler (O.A. Ellwangen), zuletzt Pfarrer in Schörzingen (O.A. Spaichingen), der 1830/44 die „Freimüthigen Blätter über Theologie und Kirchenthum" herausgab (H 550), Ignaz Longner (1805—1868) aus Friedrichshafen, zuletzt Domkapitular von Rottenburg, einer der hitzigsten Kämpen für die katholische Sache, namentlich Kirchenhistoriker (H 492), der noch unter den Kunsthistorikern

zu nennende Dursch, Anton Rieck (1800—1874) aus Hohenstadt (O.A. Aalen), Dekan in Neckarsulm, Johann Baptist Scheffold (1804—1885) aus Biberach, Pfarrer in Obermarchthal (O.A. Ehingen), kirchenrechtlicher Schriftsteller, Hermann Fricker (1820—1884) aus Weingarten, Pfarrer in Oepfingen (O.A. Ehingen), Jordan Bucher (1823—1870) aus Fridingen (O.A. Tuttlingen), zuletzt Stadtpfarrer in Heilbronn, der Rottenburger Domkapitular Richard Rieß (1823—1898) aus Gmünd, dessen Spezialität die biblische Geographie und Kartographie war (R. Krauß in Biogr. Jahrb. III, 1899), Johann Weber (1830—1890) aus Kirchheim (O.A. Neresheim), Stadtpfarrer in Ludwigsburg, kirchenrechtlicher Schriftsteller. Von Lebenden seien noch der Kirchenstatistiker Stephan Jakob Neher und die Kirchenhistoriker Johann Georg Sauter und Konrad Rothenhäusler namhaft gemacht. Zängerle: H 707, Lauchert in A. D. B. 44 S. 686—688. Fürst A. von Hohenlohe: H 433. Johann Baptist Hafen (1807—1870) aus Schörzingen (O.A. Spaichingen), Pfarrer zu Gattnau (O.A. Tettnang), war nicht nur beliebter erbaulicher Autor, sondern gab auch Chroniken von Buchau und Gattnau samt einem poetischen „Spaziergang durch die Pfarrei Gattnau" heraus (H 401). R. J. Wurst: H 694, Sander in A. D. B. 44 S. 341 f. Ignaz Schuster (1813—1869) aus Ellwangen, zuletzt Pfarrer in Unterailingen (O.A. Tettnang), verfaßte viel benützte Katechismen und sonstige religiöse Bücher zu Unterrichtszwecken (H 612). Weitere erbauliche und pädagogische Autoren auf katholischer Seite: Simon Thaddäus Hemmerle, der auch sonst genannte Dursch, Joseph Halder, Friedrich Supp, Thomas Burkart, Franz Joseph Anton Köhler, Karl Bestlin, Franz Xaver Steck, Johann Georg Schick, Franz Anton Häckler, Karl Schmöger (H 601), Johann Baptist Buohler, Georg Michael Pachtler (H 542), Moriz Kerker, Joseph Raphael Kröll, Engelbert Hofele. Ueber diese alle wie über die katholischen Theologen Württembergs und ihre Schriften überhaupt vrgl. Neher.

Zu S. 373—375. Karl Planck: H 552 f., Schw. Kr. 1896 Nr. 102 (Sonntagsbeilage). H. Chr. W. Sigwart: H 622, G VI 224. G. F. Bockshammer: H 327. J. U. Wirth: H 690, A. D. B. 43 S. 533 f. K. Ph. Fischer: H 371. J. Fr. J. Tafel: H 642 f. Der Tübinger Philosophieprofessor Jakob Friedrich Reiff (1810—1879) aus Vaihingen a. d. E. schrieb nur wenig (H 562). Hier seien noch folgende philosophische Schriftsteller erwähnt: Christian Gottlieb Schmid (1792—1846) aus Bickelsberg (O.A. Sulz), Professor für Philosophie und Religion am Stuttgarter Obergymnasium (H 599), Gebhard Mehring (1798—1890) aus Belsenberg (O.A. Künzelsau), Prälat in Hall (H 506), Friedrich Fischer (1801—1853) aus Honau (O.A. Reutlingen), Professor in Basel (H 370), der Stuttgarter Obertribunalprokurator Adolf Steudel (1805—1887) aus Eßlingen (H 633, A. D. B. 36, nicht 35, S. 150 f.), Adolf Helfferich (1813—1894) aus Schafhausen (O.A. Böblingen), Professor der Philosophie an der Universität und Kriegsakademie in Berlin, später Privatgelehrter in München, der auch auf zahlreichen sonstigen Gebieten

als Schriftsteller gewirkt hat (H 418), Emil Feuerlein (1818—1883) aus Wolfschlugen (O.A. Nürtingen), zuletzt Pfarrer in Weilheim (O.A. Tübingen), daneben Litteraturhistoriker (H 369), der früh verstorbene, hoffnungsvolle Matthias Hanna (1845—1874) aus Fridingen (O.A. Tuttlingen), Repetent am Wilhelmsstift und Dozent an der Hochschule zu Tübingen (H 403). Die philosophischen Schriften mehrerer Dichter, so Karl Fetzers, Siegmund Schotts, Bührlens, Auerbachs, haben schon in früheren Kapiteln Berücksichtigung gefunden. Eduard Zeller: D. Saul in Deutsche Rundschau Bd. 78 (Januar—März 1894) S. 303—308 und viele andere Artikel in Zeitschriften und Zeitungen zum 80. Geburtstage des Gelehrten. Von lebenden philosophischen Schriftstellern seien noch der Tübinger Philosophieprofessor Edmund Pfleiderer und Theodor Elsenhans, evangelischer Stadtpfarrer in Riedlingen, genannt.

Zu S. 375—378. Württembergische Philologen: H I 304 Nr. 3183 und 3183a. Chr. N. Osiander: H 536. Donner: H 354. Fr. Schnitzer: H 603. Weitere Philologen und Uebersetzer: Georg Heinrich Moser (1780—1858) aus Ulm, Rektor des Gymnasiums und der Realschule daselbst (H 518), Ernst Gottlob Köstlin (1780—1824) aus Eßlingen, zuletzt Professor am Hamburger Johanneum, auch sonst Schriftsteller (H 472, Hans Schröder, Lexikon der Hamburgischen Schriftsteller IV S. 132—134), Christian Friedrich Klaiber (1782—1850) aus Wankheim (O.A. Tübingen), Prälat und Oberstudienrat in Stuttgart (H 464), Karl Cleß (1794—1874) aus Königsbronn (O.A. Heidenheim), Professor am Stuttgarter Gymnasium und Oberstudienrat (H 344). A. Fr. Pauly: H 546. Chr. Ziegler: H 710. Chr. Walz: H 670. W. Teuffel: H 645. Adolf Haakh s. unter den Kunstschriftstellern. Ueber Adolf Schölls philologische Leistungen vrgl. das 4. Kapitel. L. Roth: H 576. K. A. Schmid: H 599. Bäumlein: H 313. Süpfle: H 641. Allgayer: H 302. Gleichfalls ein guter Latinist, namentlich Kenner der spätlateinischen Sprache und Litteratur war der Rottweiler Gymnasialrektor Johann Nepomuk Ott (1838—1888) aus Oepfingen im O.A. Ehingen (H 539); doch trat er als Schriftsteller nur wenig hervor. Ebenso einige andere tüchtige Philologen: Karl Hirzel (H 424), Karl Krafft (H 473), Karl Holzer (1822—1869) aus Bietigheim, Professor am Stuttgarter Obergymnasium, Meinrad Ott (H 539). Ludwig Mezger (1810—1885) aus Schorndorf, Ephorus in Schönthal, gab philologische und religiöse Schulbücher und überdies einen beliebten Rätselschatz heraus (H 509). Oberstudienrat Hermann Bender (1835—1897) aus Ilsfeld (O.A. Besigheim), Gymnasialrektor in Ulm, hat sich besonders das römische Altertum als Domäne auserkoren (R. Krauß in Biogr. Jahrb. II (1898) S. 103 f.). Von lebenden klassischen Philologen seien die beiden Tübinger Universitätslehrer Ernst Herzog und Wilhelm Schmid, der Greifswalder Archäologe August Preuner, Staatsrat Georg Schmid am historisch-philologischen Institut in St. Petersburg und der Prager Professor Otto Keller genannt.

Zu S. 378 f. Ueber die Sprachforscher, welche zugleich Missionare oder Reisende gewesen sind, vrgl. E. Metzger, Württ. Forschungsreisende u. Geographen des 19. Jahrhunderts im VII. u. VIII. Jahresbericht (1888/9) des Württ. Vereins für Handelsgeographie. J. Mohl: H 511. R. Roth: H 576. M. Haug: H 411. Trumpp: H 649. H. Mögling: H 511. H. Gundert: H 398. A. Dillmann: H 353. Um die afrikanische Sprachwissenschaft machten sich ferner verdient: die Missionare Ludwig Krapf (1810—1881) aus Derendingen im O.A. Tübingen (H 474), Johann Rebmann (1820—1876) aus Gerlingen im O.A. Leonberg (H 560), Johannes Zimmermann (1825—1876) aus demselben Gerlingen (H 711), Bernhard Schlegel (1827—1859) aus Belsen im O.A. Rottenburg (H 597) und Johann Gottlieb Christaller (1827—1895) aus Winnenden im O.A. Waiblingen (VII. u. VIII. Jahresbericht des Württ. Vereins f. Handelsgeogr. S. 93 f.), ferner Theodor Christaller (1863—1896) aus Schorndorf, der erste deutsche Reichsschullehrer in Kamerun (R. Krauß in Biogr. Jahrb. I (1897) S. 99). Weitere Orientalisten: Christoph Friedrich Schlienz (H 597), Philipp Wolff (H 691, Heyd in A. D. B. 44 S. 44 f.), Ernst Osiander (H 536). In Tübingen vertritt gegenwärtig die orientalische Sprachwissenschaft Professor Christian Friedrich Seybold. Die Hebräisten sind unter die Theologen verwiesen.

Zu S. 379 f. Adelbert Keller: H 455. Holland: H 440. Birlinger: H 325, Kehrein I S. 27 f. Aus dem Nachlasse des schon im 1. Bd. erwähnten Johann Christoph Schmid wurde 1831 ein Schwäbisches Wörterbuch von Wert herausgegeben. Weitere Germanisten: Theophil Rupp (1805—1876), Kaufmann in seiner Vaterstadt Reutlingen (H 579), der unter den politischen Autoren des 5. Kapitels aufgeführte Ludwig Frauer, der Ehinger Gymnasialrektor Max Wocher (1803—1852) aus Neutrauchburg (O.A. Wangen), der von theologischen zu sprachwissenschaftlichen Studien überging (H 691, Lauchert in A. D. B. 43 S. 703). Von Lebenden sind die Germanisten Karl August Barack, Professor und Oberbibliothekar in Straßburg, Professor Hermann Fischer in Tübingen, Professor Friedrich Kauffmann in Kiel, Professor Wolfgang Golther in Rostock sowie der Romanist Karl Vollmöller, früher Professor in Göttingen, aufzuführen. Unter den aus Württemberg stammenden Vertretern der neueren Philologie ragt Freiherr Karl August v. Killinger (1802—1868) aus Heilbronn hervor. Er lebte als angesehener Schriftsteller in Karlsruhe und leistete namentlich viel für Verbreitung der englischen und irischen Sprache und Litteratur in Deutschland (H 463). Als Uebersetzer sei noch der sprachenkundige Edmund Zoller, Direktor der Hofbibliothek in Stuttgart, auch sonst ein vielseitiger Schriftsteller, genannt.

Zu S. 380. Vollmer: H 661. Neuerdings hat sich Ernst Müller, Gymnasiallehrer in Tübingen, viel mit Schiller befaßt. J. Klaiber: H 464. Weitere Litterarhistoriker: Christoph Schwab (1821—1883) aus Stuttgart,

der älteste Sohn Gustav Schwabs, Professor am Katharinenstifte daselbst (H 612), Ferdinand Scholl (1817—1895) aus Beutelsbach (O.A. Schorndorf), Gymnasialprofessor und Vorstand des Konservatoriums für Musik in Stuttgart (H 604), der Wielandforscher Ludwig Ofterdinger (1810—1896) aus Biberach (R. Krauß in Biogr. Jahrb. I (1897) S. 99 f.).

Zu S. 380—382. Karl Köstlin: H 472. Als fruchtbarer Musikschriftsteller ist ferner der Regensburger Priester Dominikus Mettenleiter (1822—1868) aus Thannhausen (O.A. Ellwangen) namhaft zu machen (H 508). A. Haakh: H 399. H. Merz: H 508. L. Weisser: H 677, A. Wintterlin in A. D. B. 41 S. 611—613. Weitere Kunstschriftsteller: Gottlob Bunz (1833—1888) aus Großbottwar (O.A. Marbach), zuletzt Pfarrer in Heldenfingen (O.A. Heidenheim), der auch in „Geharnischten Sonetten" seiner Begeisterung für Kaiser und Reich Ausdruck verliehen hat (H 338), der namentlich in der Keramik hervorragende Paul Friedrich Krell (1843—1899) aus Plieningen (im Stuttgarter Amtsbezirk), Professor an der Kunstgewerbeschule in München. Lebende Kunsthistoriker: August Wintterlin, Eduard Paulus (der jüngere), Guido Hauck, Professor an der technischen Hochschule in Berlin, Rudolf Pfleiderer, Stadtpfarrer in Ulm, Paul Weizsäcker, Rektor des Lyceums in Calw. Haßler: H 408. Mit Ulmer Kunstgeschichte im besonderen hat sich ferner Professor Eduard Mauch (1800—1874) aus Geislingen, Zeichenlehrer in Ulm, beschäftigt (H 501). Fr. J. Schwarz: H 614. Als katholischer Kirchenkunsthistoriker sei noch Johann Georg Martin Dursch (1800—1881) aus Deggingen (O.A. Geislingen), zuletzt Stadtpfarrer, Kirchenrat und Dekan zu Rottweil, erwähnt (H 356). Fachschriftsteller in Baukunst: Johann Matthäus Mauch (1792—1856) aus Ulm, Professor an der Stuttgarter Gewerbeschule, der namentlich über griechisch-römische Architektur schrieb (H 501), Heinrich Leibnitz (1811—1889) aus Stuttgart, außerordentlicher Universitätsprofessor für Zeichnen und Malen in Tübingen (H 483), Christian Leins (1814—1892), Baudirektor in seiner Vaterstadt Stuttgart (H 483), Heinrich Wagner (1834—1897) aus Stuttgart, Professor am Polytechnikum in Darmstadt (R. Krauß in Biogr. Jahrb. II (1898) S. 279, L. Fränkel in A. D. B. 44 S. 437—439). Alfred Klemm (1840—1897) aus Ellwangen, Dekan in Backnang, lieferte zur württembergischen Baugeschichte und Epigraphik wertvolle Beiträge, besonders durch Sammeln von Steinmetzzeichen (R. Krauß in Biogr. Jahrb. II (1898) S. 276).

Zu S. 382—384. Schwäbische Historiographen: Uebersicht von K. Klüpfel in W. V. f. L. X (1887) S. 89—101 u. 171—180. Statistisches Landesamt: H I 5. Memminger: H 507. Als Vorstände des statistischen Landesamtes seien noch Gustav Zeller (1812—1884) aus Kleinbottwar im O.A. Marbach (H 708) und der als Finanzminister verstorbene Karl Riecke (1830—1898) aus Stuttgart (Schw. Kr. 1898 Nr. 122 Sonntagsbeil., Nr. 124 Mittwochsbeil.), beide auch verdiente Schriftsteller über spezifisch württembergische

Materien, genannt. Mitarbeiter des statistisch-topographischen Bureaus: Finanzrat Rudolf Moser (1803—1862) und Oberstudienrat Theodor Plieninger (1795—1879), beide geborene Stuttgarter und der Reihe nach Geheimsekretäre der Königin Pauline von Württemberg, ersterer auch auf eigene Faust ein emsiger Publizist, letzterer zugleich naturhistorischer und meteorologischer Autor (H 519, bez. H 554). Auch der Philologe A. Fr. Pauly nahm an den Oberamtsbeschreibungen rühmlichen Anteil. Als Statistiker ist Paul Sick (H 621) zu nennen. Das statistische Landesamt besorgt ferner die Veröffentlichung verschiedener großen Kartenwerke. Hier hat sich neben Eduard Paulus (Vater) namentlich Hauptmann Heinrich Bach (1812—1870) aus Großingersheim (O.A. Besigheim) hervorgethan (H 309). Württ. Altertumsvereine: H I 6—9. Um den Verein für das württ. Franken und dessen Zeitschrift machten sich der überhaupt für die Landeskunde unermüdlich die Feder führende Schönhuth, Ganzhorn und Hermann Bauer (1814—1872) aus Mergentheim, Dekan in Künzelsau und Weinsberg (H 312), besonders verdient. Begründer, langjähriger Präsident und Herausgeber der Schriften des Bodensee-Vereines war Geheimer Hofrat Albert Moll (1817—1895) aus Gruibingen (O.A. Göppingen), Oberamtsarzt in Tettnang (H 513). Dem Zabergäuverein und dessen Berichten widmete Karl Klunzinger (1799—1861) aus Ebingen (O.A. Balingen), zuletzt Pfarrer von Güglingen (O.A. Brackenheim), auch sonst historischer Schriftsteller, seine Kräfte (Schwabenland 1899 Nr. 7). E. Kausler: H 454. Die nur zufällig in Stuttgart verlegten allgemeinen historischen Zeitschriften sind hier nicht berücksichtigt.

Zu S. 384—387. K. Pfaff: H 547 f. Chr. Fr. Stälin: H 628. Christian Friedrich Essich (1778—1822) aus Cannstatt, Rektor der Lateinschule in Biberach, veröffentlichte unter anderem eine „Geschichte von Würtemberg" (1818) im Abriß. Eine brauchbare populäre „Geschichte von Württemberg" hat der Calwer Verlagsverein zuerst 1843 und seitdem wiederholt ausgegeben. Von Theodor Griesingers Leistungen in württembergischer Historiographie ist schon im 7. Kapitel die Rede gewesen. Nur kleinere Beiträge zur württembergischen oder schwäbischen Geschichte lieferten der Geheime Archivar und Regierungsrat Wilhelm Ferdinand Ludwig Scheffer (1756—1826) aus Stuttgart (H 584), der Stuttgarter Gymnasialrektor Georg Gottlieb Uebelen (1781—1854) aus Holzheim im O.A. Göppingen (H 650) und Archivrat Johann Ferdinand Friedrich Oechsle (1797—1845) aus Eßlingen (H 532). L. Fr. Heyd: H 422. Ein Nichtwürttemberger, Professor Bernhard Kugler in Tübingen, verfaßte eine kleinere Monographie über „Ulrich Herzog zu Wirtemberg" (1865) und eine größere, zweibändige über „Christoph, Herzog zu Wirtemberg" (1868/72). Karl Jäger: H 448. Um die Ulmer Geschichte erwarben sich außerdem Verdienste der schon erwähnte Haßler und der Bd. I S. 413 aufgeführte Johann Christoph Schmid, um die Eßlinger Johann Jakob Keller (1764—1832) aus Eßlingen, zuletzt Stadtpfarrer in Bietigheim (H 456),

um die Heilbronner Heinrich Titot (1796—1871), Stadtschultheiß, dann Oberamtspfleger in seiner Vaterstadt Heilbronn (H 647). Achalm und Reutlingen behandelten Karl Christian Gratianus (1780—1860) aus Neuenstadt (O.A. Neckarsulm), zuletzt Pfarrer in Sindelfingen (O.A. Böblingen), und Christoph Friedrich Gayler (1780—1849), Lateinschulrektor und Stadtpfarrer in seiner Vaterstadt Reutlingen (H 383). K. Klüpfel: H 467. Schon 1828 hat Heinrich Ferdinand Eisenbach (1795—1859) aus Bietigheim, Professor der neuen Sprachen an der Landeshochschule, eine „Beschreibung und Geschichte der Stadt und Universität Tübingen“ geliefert (H 360). Giengen und das Brenzthal erforschte der in den 1. Bd. aufgenommene Rudolf Magenau, Monographien über mehrere Schwarzwald-Städte und Bezirke verfaßte Friedrich August Köhler (1768—1844) aus dem jetzt badischen Hornberg, verstorben als Pfarrer in Marschalkenzimmern (O.A. Sulz). Eine „Geschichte des Klosters Alpirsbach auf dem Schwarzwalde“ veröffentlichte 1877 Karl Glatz (1827—1880) aus Rottweil, als Pfarrer in Wiblingen (O.A. Laupheim) verstorben (H 389). Joseph Albrecht (1803—1871) aus Schrozberg (O.A. Gerabronn), Domänendirektor in Oehringen, gab unter anderem 1857/70 ein „Archiv für Hohenlohische Geschichte“ heraus (H 302), Adolf Fischer (1811—1877) aus Winzerhausen (O.A. Marbach), Dekan und Stiftsprediger in Oehringen, 1866/71 eine zweiteilige „Geschichte des Hauses Hohenlohe“ (H 370). Ludwig Schmid (1811—1898) aus Vaihingen, Professor an der Realschule in Tübingen, befaßte sich gleichfalls hauptsächlich mit schwäbischen Adelsgeschlechtern, so mit den Pfalzgrafen von Tübingen, den Grafen von Hohenberg-Haigerloch, vor allem aber mit der Herkunft der Hohenzollern, steuerte außerdem Untersuchungen zur Geschichte des Minnesanges bei (R. Krauß in Biogr. Jahrb. III, 1899). Heinrich Friedrich Kerler (1804—1849) aus Weiler ob Helfenstein (O.A. Geislingen), zuletzt Pfarrer in Ohmden (O.A. Kirchheim), schrieb eine „Geschichte der Grafen von Helfenstein“ (1840), Heinrich Ruckgaber (1806—1859) aus Stuttgart, Rektor in Rottweil, Geschichten dieser Stadt (1835/8) und der Grafen von Zimmern (1840). Eine „Geschichte der Grafen von Montfort und von Werdenberg“ (1845) stammt aus der Feder des nicht aus Württemberg gebürtigen Johann Nepomuk Vanotti (H 655). Joseph Vochezer, Pfarrer in Hofs (O.A. Leutkirch), veröffentlichte 1888 eine „Geschichte des fürstlichen Hauses Waldburg in Schwaben“ (Neher S. 191). Als schwäbische Lokalhistoriker sind noch Karl Holzherr, Professor in Rastatt und Heidelberg (Neher S. 104), und insbesondere der Münchener Reichsarchivrat Franz Ludwig Baumann, ein vielfach verdienter Forscher, zu nennen. Verschiedene Abschnitte der württembergischen Geschichte, Kulturgeschichte und Litteraturgeschichte haben ferner Otto Elben (1823—1899) aus Stuttgart, der verdiente langjährige Leiter des Schwäbischen Merkurs und nationalliberale Politiker (Schw. Kr. 1899 Nr. 325, 327, 331, 337), von Lebenden Archivdirektor August Schloßberger in Stuttgart, Oberstudienrat Friedrich Pressel, Heilbronner Gymnasialrektor a. D., der schon früher genannte Otto Schanzen-

bach, Eugen Nägele, Gymnasialprofessor in Tübingen, behandelt. Den ersten Band eines „Württembergischen Adels- und Wappenbuches" (1889/98) hat Archivrat Otto von Alberti vollendet. Dem schwäbischen Buchdruck und neuerdings dem schwäbischen Volksliede hat Professor Karl Steiff, Bibliothekar in Stuttgart, sein Studium zugewandt. Viele zerstreute und gesammelte „Beiträge zur Kulturgeschichte" (1852) stammen aus der Feder des Stuttgarter Realschul-Professors Karl Wilhelm Volz (1796—1857) aus Großbottwar im O.A. Marbach (H 662). Hofrat Christian Binder (1775—1840) aus Eberstadt (O.A. Weinsberg), Kaufmann in Stuttgart, hinterließ eine „Württembergische Münz- und Medaillen-Kunde", die das statistisch-topographische Bureau 1846 herausgab. Immanuel Dornfeld (1796—1869), Finanzrat in Weinsberg, schrieb „Die Geschichte des Weinbaues in Schwaben" (1868). Ueber Pahl s. Bd. I S. 328. Auch Karl Friedrich Dizingers „Denkwürdigkeiten aus meinem Leben" (1833) sind von Interesse (H 353 f.).

Zu S. 387. Um Erforschung germanischer Altertümer machte sich Senatspräsident Karl Julius Föhr (1819—1888) aus Stuttgart verdient (H 373), um die römischer Karl Christoph Gok (1776—1849) aus Nürtingen, Hofdomänenrat in Stuttgart, von Lebenden Konrad Miller, Professor am Stuttgarter Realgymnasium, und andere.

Zu S. 387—389. Karl Wilhelm Friedrich Breyer (1771—1818) aus Heutingsheim (O.A. Ludwigsburg), Mitglied der Akademie der Wissenschaften und Professor am Lyceum in München, Verfasser eines Grundrisses der Universalgeschichte, ein mehr philosophischer als kritischer Historiker, fällt nur noch zum kleinsten Teil in unsere Periode (H 334). K. Haug: H 411. W. Müller: H 522. Schwegler: H 615. Friedrich Roth (1780—1852) aus Vaihingen a. d. Enz, Staatsrat und Präsident des protestantischen Oberkonsistoriums in München, ein vielseitiger Mann von tiefster klassischen Bildung, leistete vereinzelte treffliche Beiträge zu verschiedenen Geschichtepochen (H 575 f.). O. Abel: H 298. S. Abel: H 299. J. Weizsäcker: H 678, Ernst Bernheim in A. D. B. 41 S. 637—645. Fr. Wurm: H 694, Adolf Wohlwill in A. D. B. 44 S. 326—332. H. Reuchlin: H 564 f. In die verschiedensten Epochen der außerwürttembergischen wie württembergischen Geschichte und Kirchengeschichte führen die Arbeiten von Professor Theodor Schott (1835—1899) aus Eßlingen, Bibliothekar in Stuttgart (Schw. Kr. 1899 Nr. 131). Um die heraldisch-sphragistische Wissenschaft erwarb sich durch zahlreiche Schriften über Siegel- und Wappenkunde Fürst Friedrich Karl von Hohenlohe-Waldenburg-Schillingsfürst (1814—1884) aus Stuttgart große Verdienste (H 434). Weitere lebende Historiker: Wilhelm Heyd, pensionierter Bibliothekdirektor in Stuttgart, mit geschätzten Werken zur Handelsgeschichte und der hier wieder und wieder zitierten Bibliographie der württembergischen Geschichte, Heinrich Boos, Professor an der Universität Basel, mit Publikationen aus der älteren deutschen, namentlich Schweizer Geschichte, Wilhelm Sieglin, Professor der historischen Geographie

an der Universität Berlin, mit Arbeiten aus der altrömischen Geschichte und antiken Geographie.

Zu S. 389 f. K. J. Weber: H 672, Max Mendheim in A. D. B. 41 S. 334—339 (mit weiterem Litteraturnachweis), Brümmer A S. 570.

Zu S. 391. Gfrörer: H 388 f. W. Binder: H 324. Viel benützte weltgeschichtliche Handbücher zu Unterrichtszwecken verfaßte Johann Bumüller (1811—1890) aus Schelklingen (O.A. Blaubeuren), bis 1849 Professor zu Kreuzlingen im Thurgau (H 338, Kehrein I S. 45). Ueber Franz Joseph Holzwarth s. 7. Kapitel. Auf liberalem Standpunkte stand Johann Georg Pfahler (1817—1889) aus Mergentheim, katholischer Pfarrer, zuletzt in Erolzheim (O.A. Biberach), Mitglied des Frankfurter Parlamentes, Verfasser einer „Geschichte der Deutschen" (1861) und anderer Werke (H 548). Ueber Karl Brischar vrgl. H 334. Fr. Binder: Kehrein 1 S. 27.

Zu S. 391. Unter die Militärschriftsteller gehört die wunderliche Patriarchenerscheinung des Obersten Jakob Friedrich Rösch (1743—1841) aus Dürrenzimmern (O.A. Brackenheim), der in seinen historischen Vorstellungen von merkwürdigen Grillen beherrscht ist (H 574). Fr. Kausler: H 454. J. Hardegg: H 404. Weitere Militärschriftsteller: die beiden Brüder Karl und Christian von Martens, allerdings nicht geborene Württemberger, aber mütterlicherseits einem württembergischen Adelsgeschlecht entsprossen und Offiziere in württembergischen Diensten (H 499). Ueber Adolf Seubert s. 8. Kapitel.

Zu S. 391 f. Ueber württembergische Forschungsreisende und Geographen des 19. Jahrhunderts vrgl. VII. u. VIII. Jahresbericht (1888/9) des Württ. Vereins für Handelsgeographie. D. Bölter: H 662. Auch der unter den Pädagogen genannte Ludwig Bölter war geographischer Schriftsteller. E. Schwarz: H 614. Ueber den alpinen Autor Theodor Trautwein s. H 648. Heuglin: H 421. J. W. von Müller: H 522. K. Mauch: H 502. Auch Ludwig Krapf und Johann Rebmann erwarben sich um die geographisch-ethnographische Erschließung Ostafrikas Verdienste. Die württembergischen Reiseschriftsteller über Amerika bei Paul Kapff, Schwaben in Amerika (Württ. Neujahrsblätter X, 1893) S. 40—43. Herzog Paul von Württemberg: H 701. Graf Karl von Waldburg-Zeil-Syrgenstein: H 669. Geheimer Hofrat Wilhelm Lauser, Chefredakteur der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung in Berlin, hat anziehende Wanderbücher, außerdem historische Werke, namentlich aus der neueren spanischen Geschichte, geschrieben.

Zu S. 392—394. Nachstehende juristische Schriftsteller ragen noch in unsere Periode herein, obwohl ihre hauptsächliche Wirksamkeit vor das Jahr 1816 fällt: Julius Friedrich Malblanc (1752—1828) aus Weinsberg, Professor der Rechte in Altdorf, Erlangen und Tübingen (H 497), Johann Christian Friedrich Meister (1758—1828) aus Hollenbach (O.A. Künzelsau), Professor der Rechte in Frankfurt a. d. O. und Breslau (H 507), Günther

Heinrich von Berg (1765—1843) aus Schwaigern (O.A. Brackenheim), zuletzt oldenburgischer Staatsminister (H 318), Benjamin Ferdinand Mohl (1766—1845) aus Stuttgart, zuletzt Präsident des Oberkonsistoriums daselbst, Vater der vier berühmten Söhne Hugo, Robert, Julius und Moriz Mohl (H 511). K. G. v. Wächter: H 664, v. Eisenhart in A. D. B. 40 S. 435—440, Erinnerungsartikel in Schw. Kr. und anderen Tagesblättern zu seinem 100. Geburtstag (24. Dezember 1897). Folgende juristische Universitätslehrer zeichneten sich ferner als Schriftsteller aus: Johann Nepomuk Borst (1780—1819) vom Rothof (O.A. Ellwangen), Professor in Erlangen und Tübingen (H 329), Walther Friedrich Cloßius (1795—1838), Professor in seiner Vaterstadt Tübingen, Dorpat und Gießen (H 345), Samuel Marum Mayer (1797—1862) aus Freudenthal (O.A. Besigheim), Professor in Tübingen (H 505), Reinhold Köstlin, Robert Römer (1823—1879) aus Stuttgart, Professor in Tübingen; letzterer hat sich mehr noch durch seine Thätigkeit als nationalliberaler Politiker und Publizist, als Mitbegründer und energischer Führer der Deutschen Partei einen Namen gemacht (H 573). A. Sarwey: H 581. Weiter sind zu nennen: Ludwig Friedrich Griesinger (1767—1845), Advokat in seiner Vaterstadt Stuttgart (H 395), Karl Friedrich Hufnagel (1788—1848) aus Hall, zuletzt Direktor des Gerichtshofes in Tübingen (H 644), Christian Riecke (1802—1865) aus Stuttgart, zuletzt Hofkammerdirektor daselbst (H 569), Anton Boscher (1814—1887) aus Obermarchthal (O.A. Ehingen), Landgerichtspräsident in Tübingen (H 330), Franz Kübel (1819—1884) aus Tübingen, Vizepräsident des Oberlandesgerichtes (H 476), Ludwig Golther (1823—1876) aus Ulm, Kultminister, später Präsident des evangelischen Konsistoriums (H 392), Theodor Geßler (1824—1886) aus Ellwangen, Kultminister (H 388), Anton Beyerle (1824—1886) aus Weilderstadt (O.A. Leonberg), Präsident am Reichsgericht (H 322). Ueber die drei Juristen Wiest s. H 687. Von Lebenden seien noch erwähnt: die Leipziger Professoren Karl Viktor Fricker und Eduard Hölder, der württembergische Kultminister Otto Sarwey, der Tübinger Honorarprofessor, Landgerichtsrat a. D. Ludwig Gaupp und Oskar von Wächter in Stuttgart. Robert Mohl: H 512, Schw. Merkur 1899 Nr. 379. Reyscher: H 567.

Zu S. 394—397. List: H 489, A. Wetzel, Friedrich List als nationaler Erzieher (Reutlingen 1898), Georg Stamper in Westermanns Monatsheften, August 1899 S. 538—554, Zeitungsartikel zu Lists 50. Todestag, so in Frankfurter Zeitung 1896 Nr. 330 (1. Morgenblatt) u. s. w. Aeltere Nationalökonomen: Johann Daniel Albrecht Höck (1763—1839) aus Gaildorf, zuletzt Regierungsrat in Würzburg (H 426), Friedrich Karl Fulda (1774—1847) aus Mühlhausen (O.A. Vaihingen), Professor in Tübingen (H 379). Mit List hielt es der schon früher genannte Heinrich Keßler. Dagegen verfocht Heinrich Friedrich Osiander (1782—1846), Kaufmann in Holland, dann Privatmann in Stuttgart, in seinen Werken mit Heftigkeit die freihändlerischen Theorien (H 537). Moriz Mohl: H 511 f. Der Tübinger

Professor Karl Schüz (1811—1875) aus Lauterburg (O.A. Aalen) gehört zur historischen Schule der Nationalökonomie (H 612). Auch Freiherr Karl Varnbüler von und zu Hemmingen (1809—1889), 1864/70 württembergischer Minister des Auswärtigen, ist als nationalökonomischer und sozialpolitischer Schriftsteller aufgetreten (H 656). G. Rümelin: H 578.

Zu S. 397 f. Als Schriftsteller im Gewerbewesen verdient Geheimerat Ferdinand Steinbeis (1807—1893) aus Oelbronn (O.A. Maulbronn), Präsident der K. Württembergischen Zentralstelle für Gewerbe und Handel, langjähriger Redakteur des mit dem Staatsanzeiger verbundenen Gewerbeblattes aus Württemberg, Erwähnung (H 630 f.). Schriftsteller im Armenwesen: Emil Riecke (H 569), Philipp Paulus (H 546), der unter den Theologen erwähnte Christoph Ulrich Hahn. Landwirtschaftliche Schriftsteller: August Weckherlin (1794—1868) aus Stuttgart, Direktor der Akademie Hohenheim, zuletzt Vorstand der fürstlichen Domänendirektion in Sigmaringen, der thätigste Gehilfe König Wilhelms I. von Württemberg bei dessen Bemühungen um Förderung der einheimischen Landwirtschaft (H 672, Löbe in A. D. B. 41 S. 373—375), Gustav Walz (1804—1876) aus Stuttgart, Direktor der Akademie Hohenheim (H 671), Heinrich Weber (1819—1890) aus Stuttgart, Professor der Land- und Forstwirtschaft in Tübingen (H 672). Große Beliebtheit genossen die populären Arbeiten des praktischen Landwirtes und landwirtschaftlichen Schriftstellers Fritz Möhrlin (1837—1892) aus Leutkirch, der auch viele Jahre den „Schwäbischen Bauernfreund", einen Volkskalender, herausgegeben und das Leben des Bauernstandes trefflich zu schildern gewußt hat (H 513, Brümmer III S. 83). Aeltere Schriftsteller in der Forstwirtschaft: Johann Melchior Jeitter (1757—1842) aus Kleinheppach (O.A. Waiblingen), Oberförster, auch Professor am Stuttgarter Forstinstitut und an der Akademie Hohenheim (H 449), Johann Baptist Anton Schmitt (1775—1841) aus Igersheim (O.A. Mergentheim), Professor an der Forstlehranstalt Mariabrunn bei Wien (H 601), Wilhelm Widenmann (1798—1844) aus Calw, Professor der Land- und Forstwirtschaft an der Universität Tübingen, zuletzt Kreisforstrat in Bebenhausen (H 683, R. Heß in A. D. B. 42 S. 383—385). H. Nördlinger: R. Krauß in Biogr. Jahrb. II (1898) S. 287 f. Sein Vater, der um das württembergische Forstwesen hochverdiente Oberfinanzrat Julius Nördlinger (1771—1860) aus Pfullingen, beschränkte sich auf kleinere, aber wertvolle schriftstellerische Arbeiten (H 530). Ebenso Karl Gebhard (H 383) und Wilhelm Friedrich Frommann (H 378). Das Feld der württembergischen Forststatistik baute Freiherr Christian Wilhelm von Tessin (1781—1846) von und auf Kilchberg (O.A. Tübingen) an (H 644 f.). Von Lebenden ist der Sigmaringer Oberforstrat Karl Fischbach als Verfasser forstwissenschaftlicher Werke zu nennen.

Zu S. 398 f. Württ. Mathematiker, Astronomen und Naturforscher: H I 304 Nr. 3186, 3186a, 3187. W. Camerer: H 341. K. Fr.

Hauber: H 409. W. L. Christmann: H 343. J. Fr. Pfaff: H 547. L. Oettinger: H 540. In der Mathematik und den verwandten Bezirken thaten sich ferner hervor: der Hohenheimer Professor, Oberstudienrat Friedrich Riecke (1794—1876) aus Brünn, Sprosse einer württembergischen Familie (H 569), Paul Zech (1828—1893) aus Stuttgart, Professor am dortigen Polytechnikum (H 707, R. Knott in A. D. B. 44 S. 737 f.), Wilhelm Jordan (1842—1899) aus Ellwangen, Professor an der technischen Hochschule in Hannover (Schw. Kr. 1899 Nr. 235). Nagel: H 524. Auch Friedrich Proß (1793—1852) aus Schönegründ (O.A. Freudenstadt), Professor der Mathematik an der Stuttgarter Gewerbeschule, trat mit mehreren geometrischen Lehrbüchern hervor (H 556). Ebenso verfaßte Karl Rieß (1831—1886) aus Gmünd, Professor für darstellende Geometrie und Architekturzeichnen an der Stuttgarter Baugewerkeschule, Handbücher aus seinem Fache (H 571). Weitere Mathematiker: Karl Heribert Ignaz Buzengeiger (1771—1835) aus Tübingen, Universitätsprofessor in Freiburg i. Br. (H 340), Gustav Binder (1835—1883) aus Heidenheim, Rektor in Ulm (H 324). Von lebenden Mathematikern sei der Leipziger Professor Otto Hölder genannt. Chr. Frisch: H 377. J. Zech: H 707, Günther in A. D. B. 44 S. 737 f. Der Reisende Theodor Kinzelbach (1822—1868) aus Stuttgart förderte durch Zusammenstellung seiner astronomischen und meteorologischen Beobachtungen diese Wissenschaft (H 463). Mehr in die vorhergehende Epoche gehören die nachstehenden astronomischen Schriftsteller: Johann Friedrich Wurm (H 694, Günther in A. D. B. 44 S. 333 f.), Karl Felix Seyffer (H 621), Johann Friedrich Gottlob Haug (H 411). Johann Wilhelm Andreas Pfaff (1774—1835) aus Stuttgart, zuletzt Professor der Mathematik an der Universität Erlangen, schrieb wenig; doch besitzt man von ihm einige gute astronomische Abhandlungen (H 547). Hugo Schober (1836—1884) aus Ludwigsburg, Professor der Mathematik am Polytechnikum und Vorstand der meteorologischen Zentralstation in Stuttgart, lieferte meteorologische Arbeiten (H 604).

Zu S. 399—401. R. Mayer: H 504 f., Weyrauch in Schw. Kr. 1894 Nr. 285 (Mittwochsbeilage). Chr. H. Pfaff: H 546 f. Weitere Physiker: Georg Friedrich Parrot (1767—1852) aus (dem damals württembergischen) Mömpelgard, Professor in Dorpat und Mitglied der Akademie der Wissenschaften in St. Petersburg (H 544), Reinhold Ludwig Ruhland (1786—1827) aus Ulm, Adjunkt der K. Akademie in München, auch chemischer Autor (H 578), der Tübinger Universitätsprofessor Eduard Reusch (1812—1891) aus Kirchheim u. T. (H 566). K. v. Reichenbach: H 561 f. Schönbein: H 605. J. Schloßberger: H 598. E. Baumann: R. Krauß in Biogr. Jahrb. I (1897) S. 93 f. Weitere Chemiker: Ferdinand Friedrich Reuß (H 566), Georg Karl Ludwig Sigwart (H 622), Christian Gmelin (H 390), Ludwig Zenneck (H 709), Karl Christian Wagenmann (H 665). O. Fraas: R. Krauß in Biogr. Jahrb. II (1898) S. 146—148. F. Hochstetter: H 425; ebenda noch mehrere Naturforscher dieses Namens. Oppel:

H 534. Fleißige Studien über die geologischen Verhältnisse Schwabens machte auch Graf Friedrich von Mandelsloh (1795—1870) aus Stuttgart, Kreisforstrat zu Ulm (H 497). Albert Steudel (1822—1890) aus Winzerhausen (O.A. Marbach), Diakonus und Professor an der Realschule in Ravensburg, machte sich sowohl durch Arbeiten über die Glacialbildungen Oberschwabens als durch Gebirgspanoramen verdient (H 633). Ferner ist noch Karl Deffner (H 349) als Geologe zu nennen. Der berühmteste geognostische Erforscher Württembergs, der Tübinger Professor Friedrich August Quenstedt, war nicht Württemberger von Geburt (H 556). Bergrat Friedrich von Alberti (1795—1878) aus Stuttgart, Salinenverwalter in Friedrichshall, erwarb sich nicht nur um die einheimische Salzindustrie, sondern auch um die halurgisch-geologische Wissenschaft große Verdienste (H 302). Mineralogische Schriftsteller: Ernst Friedrich Glocker (1793—1858), Universitätsprofessor und Direktor der mineralogischen Sammlungen in Breslau (H 389), Oberstudienrat Johann Gottlob Kurr (1798—1870) aus Sulzbach (O.A. Backnang), Professor der Naturgeschichte am Polytechnikum, zugleich Arzt in Stuttgart (H 477), Gotthilf Werner (1839—1881) aus Effringen (O.A. Nagold), Professor am Stuttgarter Realgymnasium (H 681). In der Konchylienkunde namentlich bewährte sich Graf Karl Friedrich August von Seckendorff-Aberdar (H 617). G. Schübler: H 611. Der Stuttgarter Kanzleirat G. von Martens, ein Bruder der beiden Militärschriftsteller, war kein geborener Württemberger (H 499). Ueber die württembergische Flora schrieben ferner: Christoph Gottlieb Werner (H 681), Karl Albert Kemmler (H 456), Emil Schüz (H 612). Freiherr Marschall von Bieberstein: H 498. Hugo Mohl: H 511. Karl Friedrich Gärtner (1772—1850) aus Calw, Arzt daselbst, erwarb sich durch seine Studien über die Sexualität und Bastardbefruchtung im Pflanzenreich einen ehrenvollen Platz in seiner Wissenschaft (H 382). Weitere Botaniker: Ernst Gottlieb Steudel (H 633, A. D. B. 36, nicht 35, S. 151 f.), Christian Ferdinand Hochstetter (H 425), Karl Frölich (H 378), Willibald Lechler (H 483). F. Krauß: H 474. Julius Steudel (H 633) war Botaniker und Entomologe; die Insektenkunde bildete auch die Spezialität des schon im ersten Kapitel genannten Karl Roser. Zoologen waren ferner die unter den Medizinern genannten Wilhelm Rapp und Gustav Jäger. Heinrich Zeller (1794—1864), Apotheker in seinem Geburtsorte Nagold, suchte hauptsächlich naturhistorisches Wissen unter der christlichen Jugend zu verbreiten (H 709). Erschöpfend will die vorstehende Aufzählung der württembergischen Naturforscher nicht sein; in erster Linie sind diejenigen berücksichtigt worden, welche bedeutendere litterarische Leistungen aufzuweisen haben.

Zu S. 401—403. Medizin in Tübingen: H I 253. F. Autenrieth: H 308. In der Tübinger medizinischen Fakultät wirkten ferner Ferdinand Gmelin (1782—1848) aus Tübingen (H 390), der Prosektor Christian Jakob Baur (1786—1862) aus Tübingen (H 313), der Chirurg

Karl Friedrich Gärttner (1786—1833) aus Backnang (H 382), Wilhelm Rapp (1794—1868) aus Stuttgart (H 558), Hermann Autenrieth (1799—1874) aus Tübingen (H 308). Von Aerzten im Lande sind aus älterer Zeit zu nennen: Hofrat Christian Gottlob Hopf (1765—1842) aus Balingen, Oberamtsarzt in Kirchheim u. T. (H 441), Karl Christian Klein (1772—1825), Obermedizinalrat in seiner Vaterstadt Stuttgart, der namentlich über gerichtliche Medizin schrieb (H 465), Friedrich Schnurrer (1784—1833) aus Tübingen, Oberamtsarzt in Vaihingen, später herzoglich nassauischer Leibarzt und Geheimer Hofrat zu Biebrich, dessen zweibändiger „Chronik der Seuchen" (1823/4) für ihre Zeit große Bedeutung zukam (H 604). An der Züricher Universität hatte den Lehrstuhl der Physiologie und Pathologie Christoph Friedrich Pommer (1787—1841) aus Calw inne (H 554), während Karl Mayer (1787—1865) aus Gmünd als Professor der Anatomie und Physiologie in Bern, später in Bonn wirkte (H 504); letzterer namentlich war ein fruchtbarer Autor. Ebenso Burkhard Eble (1799—1839) aus Weilderstadt (O.A. Leonberg), Arzt in Wien, zuletzt Bibliothekar an der medizinisch-chirurgischen Akademie daselbst, der sich die Augen und Augenkrankheiten zur Spezialität auserfah (H 357 f.). Die medizinischen Arbeiten Karl Christoph Friedrich Jägers (H 448) fallen in eine frühere Epoche. Siegmund Teuffel (H 645) war als Schriftsteller ganz unbedeutend. Nicht in Württemberg geborene, aber württembergischen Familien entsprossene medizinische Autoren: Leopold Riecke (H 569), Jakob Röser (H 574). K. Wunderlich: H 693, G. Korn in A. D. B. 44 S. 313 f. W. Griesinger: H 396. W. Roser: H 574. Fr. Oesterlen: H 538. K. Heine: H 416. Ueber die anderen Glieder der aus Lauterbach (O.A. Oberndorf) stammenden Orthopädenfamilie Heine vrgl. H 415 f. Johann Georg und Bernhard waren hauptsächlich als Mechaniker und Erfinder chirurgischer Instrumente berühmt; Karls Vater, der Geheime Hofrat Jakob Heine (1800—1879), Arzt und Leiter einer orthopädischen Anstalt in Cannstatt, lieferte auch einige wertvolle Schriften über Lähmungen, Luxationen u. s. w. R. Köhler: H 470. Ein fruchtbarer Autor war Karl Heinrich Rösch (1808—1866) aus Waldbach (O.A. Weinsberg), Oberamtsarzt in Urach, später nach Nordamerika ausgewandert (H 574). Noch eine Reihe weiterer tüchtigen Aerzte im Lande leisteten auch als Schriftsteller Brauchbares, so die vier Oberschwaben Martini (H 499 f.), Adolf Riecke (H 568), Albert Veiel (H 657), Karl Elsäßer (H 362), Georg Cleß (H 344), August Bötsch (H 663), Ludwig Wilhelm Volz (H 663). Manche widmeten ihre Federn den württembergischen Bädern, Theodor Renz z. B. dem Wildbade (R. Krauß in Biogr. Jahrb. I (1897) S. 102). Als verdienter Redakteur des medizinischen Korrespondenzblattes sei noch Professor Otto Köstlin (1818—1884), Arzt in seiner Vaterstadt Stuttgart, genannt (H 473). Von Lebenden haben sich z. B. im Fache der inneren Medizin Professor Hermann Vierordt in Tübingen, in dem der Psychopathologie und Psychiatrie der ehemalige Direktor der Zwiefaltener Staatsirrenanstalt Julius

Koch und der Würzburger Professor Konrad Rieger hervorgethan. Für das Naturheilverfahren und gegen das Impfen trat Gottlob Rittinger (1807—1874) aus Bietigheim, praktischer Arzt in Stuttgart, ein ganz Europa durchreisender leidenschaftlicher Agitator, in zahlreichen, meist polemischen Schriften auf (H 530). Im Veterinärwesen zeichneten sich Obermedizinalrat Eduard Hering (1799—1881) und Adolf Rueff (1820—1885), beide aus Stuttgart und Direktoren der Tierarzneischule daselbst, aus (H 419, bez. 577); Hering rief auch ein Repertorium der Tierheilkunde (1840 ff.) in's Leben.

Elftes Kapitel.

Zu S. 403—407. Zahlreiche zerstreute Notizen über das Stuttgarter Geistesleben in J. Hartmanns Chronik der Stadt Stuttgart (Stuttgart 1886). Kunstleben in Stuttgart: A. Wintterlin, Württ. Künstler in Lebensbildern S. 118—120 u. sonst. Ueber G. H. Rapp vrgl. Bd. I S. 338. Dannecker: H 348 f. Brüder Boisserée: H 328 f. Schorn: Hyac. Holland in A. D. B. 32 S. 379—382. Hier wenigstens seien als württembergische Kunstfreunde und Kunstsammler Karl Friedrich Emich Freiherr von Uxkull-Gyllenband (1755—1832) aus Stuttgart (H 655) und aus einer späteren Periode Herzog Wilhelm von Urach (1810—1869), der zu Stuttgart geborene Bruder des Grafen Alexander von Württemberg, General der Infanterie (H 654), namhaft gemacht. Lübke: H 493. Vrgl. dessen bunte Blätter aus Schwaben 1866 bis 1884 (Berlin und Stuttgart 1885) S. 147—154.

Zu S. 407. Stuttgarter Liederkranz: O. Elben, Erinnerungen aus der Geschichte des Stuttgarter Liederkranzes (Stuttgart 1894), Schw. Kr. 1896 Nr. 157, 160 (Mittwochs-, bez. Sonntagsbeilage), 1899 Nr. 274.

Zu S. 408—411. Stuttgarter Hoftheater: H I 217 f., W. Menzel im Morgenblatt 1832 Nr. 255 ff. und in seinen Denkwürdigkeiten (Bielefeld und Leipzig 1877) S. 292 ff., J. Ehrenbaum in Deutsche Jahrbücher für Wissenschaft und Kunst 1842 Nr. 296, A. Palm in Hie gut Württemberg allewege! S. 235—258, R. Krauß in Bühne und Welt I (1899) Nr. 19. Seydelmann: H 620, Schw. Kr. 1893 Nr. 62 (Mittwochsbeilage). Grunert: H 397, R. Krauß im (Stuttgarter) Neuen Tagblatt vom 2./3. April 1894. Löwe: H 492. A. Stubenrauch: H 639. Graf Taubenheim: H 643. Gall: H 381. Wehl: H 674.

Zu S. 413—415. Matthisson in Stuttgart: Adrian im Rheinischen Taschenbuch auf das Jahr 1840 S. 163—183 (s. auch Bd. I). Ueber die Häuser Hartmann-Reinbeck, Georgii, Rapp s. Bd. I S. 337—339. Albert Schott (Vater): H 606.

Zu S. 416—419. H. Hauff: H 409. Th. Huber: H 444. Ueber ihren ersten Stuttgarter Aufenthalt s. Bd. I S. 339. Menzel: H 507,

Schw. Kr. 1898 Nr. 139 (Sonntagsbeilage). Gutzkow über Stuttgart: Rückblicke auf mein Leben (Berlin 1875) S. 51 ff., 196 ff. Lewald: H 485. E. Niendorf (v. Suckow): H 640.

Zu S. 420—422. Ueber die Besuche fremder Dichter in Stuttgart vrgl. namentlich K. Klüpfel, Gustav Schwab und W. Menzel, Denkwürdigkeiten. Jean Paul in Stuttgart: (Stuttgarter) Neues Tagblatt vom 16. Februar 1894. A. v. Arnim in Württemberg: Schw. Kr. 1897 Nr. 242 (Sonntagsbeilage), Nr. 245 (Mittwochsbeilage). Platen in Württemberg: Schw. Kr. 1897 Nr. 94 (Sonntagsbeilage), A. v. Winterfeld im Neuen Tagblatt vom 17. Oktober 1896. W. Müller in Stuttgart: A. v. Winterfeld im Neuen Tagblatt vom 4. Oktober 1894. Immermann in Stuttgart: A. v. Winterfeld im Neuen Tagblatt vom 22. April 1896. Hoffmann von Fallersleben in Stuttgart: Schw. Kr. 1894 Nr. 144 (Mittagsblatt). Gaudy in Schwaben: Karl Voretzsch in B. B. d. St. 1899 Nr. 5/6. Levin Schückings Erinnerungen an Schwaben in Westermanns Monatsheften 47. Bd. (1879/80) S. 478 ff., 48. Bd. (1880) S. 107 ff.

Zu S. 422—426. Lenau in Schwaben: H 483 f., L. Aug. Frankl, Lenau und Sofie Löwenthal. Tagebuch und Briefe des Dichters (Stuttgart 1891), Anton Schlossar, Nikolaus Lenaus Briefe an Emilie von Reinbeck und deren Gatten Georg von Reinbeck ꝛc. (Stuttgart 1896), Wolfgang Menzel, Denkwürdigkeiten S. 311 ff., K. Klüpfel, Gustav Schwab S. 230—248, Theobald Kerner, Das Kernerhaus und seine Gäste S. 126—158, Neues Tagblatt vom 27. Februar 1894, A. W. Ernst, Lenau und Sophie Schwab in den Grenzboten, 55. Jahrgang (1896), 2. Vierteljahr S. 313—328.

Zu S. 426 f. Almanachstreit: Deutsche Dichtung XI (1892), 11. Heft.

Zu S. 427—429. Hackländer: H 400 f. Dingelstedt: H 353, 727, Julius Rodenberg, Heimatherinnerungen an Franz Dingelstedt und Friedrich Oetker (Berlin 1882).

Zu S. 431—433. Fr. Pfeiffer: H 548 f. H. Fichte: H 370. Höfer: H 427. Freiligrath: H 375. Otto Müller: H 522. Dulk: H 356. Walesrode: H 670. W. Winckler: H 689. Rosenthal-Bonin: R. Krauß in Biogr. Jahrb. I (1897) S. 279. Thaden: Derselbe ebenda S. 93. Ueber die übrigen im Texte genannten Dichter, die zu Württemberg Beziehungen unterhielten, vrgl. A. D. B., Brümmer u. s. w.

Zu S. 434—436. Universität Tübingen: H I 247 ff., insbesondere S. 249 Nr. 2528—2530, S. 251 Nr. 2552—2559.

Register.

F.

G.

H.

J.

K.

L.

M.

N.

O.

P.

S.

T.

U.

V.

W.

Berichtigungen zum 2. Band.

Zu S. 251 Zeile 8 v. o. statt „Nepomuk Stützle“ lies „Johann Nepomuk Stützle“.
Zu S. 306 Zeile 20 v. o. statt „Herzoges“ lies „Fürsten“.
Zu S. 366 Zeile 9 f. v. o. statt „schon unter den Orientalisten genannten“ lies „unter den Orientalisten zu nennenden“.
